JAHRESBERICHTE

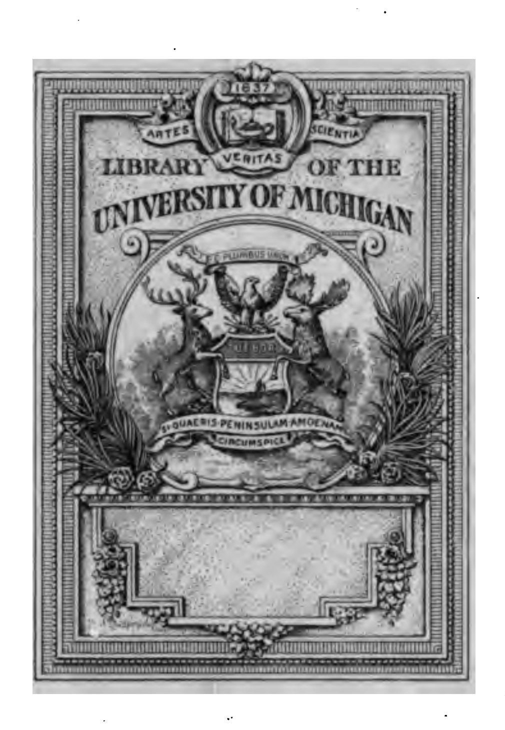
FÜR NEUERE

DEUTSCHE LITTERATURGESCHICHTE

VIERZEHNTER BAND

JAHR 1903.

TEXT UND REGISTER


1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE

JAHRESBERICHTE

FÜR

NEUERE

DEUTSCHE LITERATURGESCHICHTE

UNTER MITWIRKUNG VON

C. ALT, F. COHRS, W. CREIZENACH, HANS DAFFIS, G. ELLINGER, A. ELOESSER, E. ELSTER, J. FRAENKEL, R. FÜRST, C. GURLITT, A. HAUFFEN, A. HEUSS, G. KOHFELDT, H. A. KRÜGER, H. MAYNC, R. M. MEYER, V. MICHELS, ERNST MÜLLER, F. MUNCKER, E. NAUMANN, H. NOHL, L. PARISER, J. PETERSEN, G. PFEFFER, O. PNIOWER, TH. POPPE, F. RACHFAHL, A. REIFFERSCHEID, F. SARAN, A. SAUER, E. SPRANGER, P. STACHEL, AD. STERN, A. L. STIEFEL, P. STÖTZNER, L. SÜTTERLIN, O. F. WALZEL, R. WEISSENFELS, R. WOLKAN

MIT BESONDERER UNTERSTÜTZUNG

VON

ERICH SCHMIDT

HERAUSGEGEBEN

VON

JUL. ELIAS, M. OSBORN, WILH. FABIAN, K. JAHN, L. KRAEHE, F. DEIBEL, M. MORRIS.

VIERZEHNTER BAND (JAHR 1903).

II.

BERLIN 1907
B. BEHRS VERLAG
STEGLITZERSTR. 4.

Infolge verschiedener Umstände, die den Herausgebern nicht zur Last fallen, hat sich der Abschluss des vorliegenden Bandes so verzögert, dass er von der Bibliographie des neuen, des fünfzehnten Bandes überholt worden ist. Die Hauptursache liegt in der grossen Fülle des Materials, das zu behandeln war, und das von unseren Mitarbeitern noch vermehrt worden ist. Dies war auch der Anlass, weshalb wir auf dem Wege der Reorganisation noch weiter gegangen sind und uns entschlossen haben, den Rahmen der JBL. wieder enger zu fassen und den Inhalt wesentlich auf das Literarhistorische zu beschränken. Die beiden Vorteile, die daraus erwachsen, erweist schon die Bibliographie des Jahres 1904: die Möglichkeit rascheren Erscheinens und die starke Herabminderung des Preises. Die Gesichtspunkte, die für die Eindämmung der Materialfülle und die Abgrenzung der verschiedenen Kapitel gegeneinander massgebend waren, werden wir, soweit sie nicht schon im Folgenden erklärt werden, im Vorwort des nächsten Bandes erörtern.

Für den vorliegenden Band haben wir folgende Veränderungen der Berichterstattung mitzuteilen: das Referat über „Allgemeine Literaturgeschichte“ (I, 1) hat Franz Deibel an Stelle von Oskar F. Walzel übernommen, der anderweitiger Verpflichtungen wegen sich auf das Kapitel Romantik (IV, 11) zurückziehen musste. Auch Rudolf Wolkan konnte nur einen einzelnen Bericht (II, 2) behalten und war genötigt, den Artikel „Allgemeines des 15. und 16. Jahrhunderts“ an Felix Rachfahl abzugeben, den wir in unserem Mitarbeiterkreise willkommen heissen. Durch langwierige Krankheit wurde zu unserem schmerzlichen Bedauern Adolf Hauffen, der den JBL. von Anbeginn an ein treuer Freund und Förderer gewesen ist, gegen seinen eigenen Wunsch gezwungen, auf den Bericht II, 3 zu verzichten: an seine Stelle tritt Gustav Kohfeldt. In das Referat über die Lyrik des 18. und 19. Jahrhunderts (IV, 2) teilen sich für den Jahrgang 1902 H. A. Krüger und Hermann Nohl, während der Jahrgang 1903 von Hermann Nohl allein bearbeitet worden ist. Georg Pfeffer übernimmt von Franz Deibel den Abschnitt IV, 3b, Eduard Spranger von Georg Misch die Allgemeine Didaktik des 18. und 19. Jahrhunderts (IV, 5a). Im letzten Augenblick, um uns aus grösster Verlegenheit zu helfen, ist Max Morris für Max Hecker eingesprungen, der uns den Bericht über „Goethes Leben“ (IV, 8b) liefern wollte, aber leider nicht geliefert hat. Auch in der Berichterstattung über „Heine und das Junge Deutschland“ (IV, 12) hat ein Wechsel stattgefunden, da Ernst Elster durch die Häufung seiner Berufsarbeiten genötigt wurde, auf die langjährige Mitarbeiterschaft an unserem Unternehmen fürs erste zu verzichten. Wir sprechen ihm unseren Freundesdank aus für seine anhängliche Mitwirkung und hoffen, in nicht allzu ferner Zeit seine Kraft wieder in den Dienst unserer Sache gestellt zu sehen. Auf den verlassenen Posten ist zu unserer Freude Harry Maync getreten. Wir erwähnen noch, dass Victor Michels den in diesem Bande ausgefallenen Bericht über die Lyrik des 17./18. Jahr-

hunderts (III, 2) im fünfzehnten Bande nachholen wird, und dass Alfred Heuss nur den Artikel über Operngeschichte liefern konnte, die Geschichte des Liedes aber preisgegeben hat.

Was endlich das Kapitel „Kunstgeschichte" anbelangt, so verabschiedet sich Cornelius Gurlitt mit dem rückständigen Bericht über das Jahr 1902 von uns. Die Existenz dieses Berichtes war für uns stets nur an die frische Persönlichkeit Gurlitts geknüpft, der die Bedürfnisse der JBL. so gut abzuwägen wusste, und sein Rücktritt gibt uns Anlass, das Kapitel überhaupt eingehen zu lassen. Es bedarf keiner Worte für unsere aufrichtige Dankesempfindung. Ähnlich liegt der Fall bei dem Abschnitt „Volkskunde" (I, 4). Adolf Strack ist durch den Tod abgerufen worden. Er, einer der Sachkundigsten auf diesem Gebiet, hat durch mehrere Jahre dem Kapitel seine besondere Sorgfalt angedeihen lassen. Hier hat der Tod des Mitarbeiters uns unmittelbar bewogen, das Kapitel aufzugeben. Die Freundesgestalt des Heimgegangenen werden wir in treuer Erinnerung behalten.

In die Redaktion der JBL. ist Max Morris eingetreten, nachdem er bereits seit Jahren seine reifen Kenntnisse und seine schriftstellerische Umsicht als Mitarbeiter unserem Unternehmen hat zugute kommen lassen. Wir wissen das Opfer zu würdigen, das er uns durch seinen Entschluss bringt, und begrüssen ihn auf das herzlichste als unseren Kollegen!

Ein kräftiges Wort des Dankes und der Anerkennung schulden wir für unmittelbare und mittelbare Unterstützung bei unserer bibliographischen Tätigkeit wie auch bei der Beschaffung des Zeitschriften- und Zeitungsmaterials: dem Euphorion, dem Literarischen Centralblatt, dem Allgemeinen Literaturblatt, den Jahresberichten für germanische Philologie und für die Geschichtswissenschaft, der Internationalen Bibliographie der Kunstwissenschaft, dem Theologischen Jahresbericht, dem Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstiftes, dem Jahrbuch der deutschen Shakespearegesellschaft, dem Goethe-Jahrbuch, dem Literarischen Echo, Herrn F. Dietrich und seiner Bibliographie der deutschen Zeitschriften-Literatur; sodann den Redaktionen der Zeitungen und Zeitschriften „Der Tag", „Tägliche Rundschau", „Kölnische Volkszeitung", Histroische Vierteljahrsschrift, „Zeitschrift für den deutschen Unterricht", „Hochland", „Bühne und Welt", „Türmer", „Das Freie Wort", „Deutschland", „Niedersachsen"; dem Herrn Arthur Wetzlar sowie der Firma Herrosé & Ziemsen.

Wir können dieses Vorwort nicht schliessen, ohne mit Nachdruck den Appell zu wiederholen, den wir im vorigen Bande an alle gerichtet haben, die es angeht:

Die Verfasser von selbständigen Werken wie auch namentlich von Dissertationen, Programmen, Festreden usw. sowie von Zeitschriftenaufsätzen werden eindringlich ersucht, ein Exemplar an die JBL. einzusenden oder die Einsendung seitens ihres Verlegers zu veranlassen. Bei Abhandlungen, die an entlegenen Stellen veröffentlicht sind, wäre die Redaktion schon für den blossen Hinweis (vielleicht mit kurzer Angabe des Inhalts) dem Autor zu Dank verpflichtet.

Berlin W.[10]
Matthäikirchstr. 4 II.

JULIUS ELIAS. MAX OSBORN. WILHELM FABIAN. KURT JAHN.
LUDWIG KRAEHE. FRANZ DEIBEL.

Inhaltsverzeichnis.

I. Allgemeiner Teil.

II. Von der Mitte des 15. bis zum Anfang des 17. Jahrhunderts.

III. Vom Anfang des 17. bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts.

IV. Von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis zur Gegenwart.

Inhaltsverzeichnis.

Bemerkungen für den Gebrauch.

1. Die Disposition ist jedem einzelnen Abschnitte vorangedruckt und im Text durch Absätze und Sperrung der Stichwörter kenntlich. Soweit die den einzelnen Kapiteln des Textteiles (II) vorangestellte Disposition sich nicht mit der in der Bibliographie (I) gegebenen deckt, ist dies durch die Behandlung des Materials seitens der Mitarbeiter bedingt.

2. Die fett gedruckten Zahlen im „Texte" beziehen sich auf die Nummern der Bibliographie des 14. Bandes (1903). Nur bei den rückständigen Berichten über das Jahr 1902 beziehen sie sich auf die Nummern der Bibliographie des 13. Bandes (1902).

3. Die Verweisungen auf frühere Bände enthalten den Jahrgang, sowie die Zahlen des Hauptabschnittes, des behandelten Kapitels, der Anmerkung, z. B. (JBL. 1899 II 6 : 122) = (Jahresberichte, II, 6 N. 122). Die Verweisungen auf die Bibliographie des 13. Bandes (1902) nennen nur die Nummern.

4. Ein Verzeichnis der zur Abkürzung von Zeitschriften- und Zeitungstiteln verwendeten Siglen sowie anderer gebrauchter Abkürzungen befindet sich am Schlusse der „Bibliographie".

5. Im Register beachte man überall Zusammenstellungen, wie Bibliotheken, Dichtung, Drama, Literatur, Schulen, Sprache, Theater.

6. Die Adresse der Redaktion findet sich am Schlusse der Vorrede, die der Verlagshandlung auf dem Titelblatt, die der einzelnen Mitarbeiter im Inhaltsverzeichnis.

II

TEXT

I. Allgemeiner Teil.

Literaturgeschichte.

(I, 1 = N. 1 - 665.)

Franz Deibel.

Methodisches: Allgemeine Geschichtswissenschaft. Die erste Stelle in der diesmaligen Übersicht gebührt E. Bernheims (4) trefflichem und unentbehrlichem Lehrbuch der historischen Methode und der Geschichtsphilosophie, das in neuer, vermehrter und verbesserter Auflage erschienen ist. An den bekannten Grundansichten B.s vermochte die in den letzten Jahren angeschwollene und von ihm eingehend berücksichtigte Literatur über methodische Fragen nichts zu ändern. Eingehendere Darstellung hat besonders die Auseinandersetzung mit den naturwissenschaftlich-materialistischen und kollektivistischen Richtungen gefunden; auch die vielseitigen Forschungen auf den Gebieten der Soziologie, Sozialpsychologie und anderer Hilfsdisziplinen sind mit der dem Verfasser eigenen peinlichen Sorgfalt verwertet worden. Besonders hervorgehoben sei die ruhig abwägende Art, in der die an Lamprechts Ausführungen sich anknüpfenden methodologischen Streitigkeiten hier dargestellt sind (S. 660 ff.) Erst dem Titel dieser neuen Auflage hat B. die Worte hinzugefügt „und der Geschichtsphilosophie“, weil dieser Zusatz, der von Anfang an sachlich zutreffend gewesen wäre, beim Erscheinen der früheren Auflagen, wie B. in der Vorrede sagt, „leicht auf die Fachgenossen befremdend gewirkt hätte“. Das ist jetzt nicht mehr zu befürchten. Die geschichtsphilosophischen Diskussionen nehmen immer breiteren Umfang an, so dass an dieser Stelle nur knappe Hinweise gegeben werden können. — Die bedeutendste Erscheinung des vergangenen Berichtsjahres (JBL. 1902 N. 1), J. Goldfriedrichs (3) Darstellung der Entwicklung, die die historische Ideenlehre in Deutschland durchgemacht hat, erfuhr noch eine kurze Besprechung durch H. Barge, der trotz des Reichtums des hier beigebrachten Materials einige Lücken konstatiert; vor allem vermisst B. eine Auseinandersetzung mit H. Rickerts Geschichtsphilosophie, die in schroffem Widerspruch zu den von Lamprecht beeinflussten Grundauffassungen Goldfriedrichs steht. — Mit dem zweiten im Vorjahr erschienenen Versuch (JBL. 1902 N. 2), die prinzipiellen Grundlagen und Bedingungen der Geschichte zu erörtern, beschäftigt sich ein längerer Aufsatz von H. Schwarz (2), der im Gegensatz zu den früheren Besprechungen die positiven Eigenschaften des Th. Lindnerschen Buchs betont. Den Wert dieser Geschichtsphilosophie findet Sch. vor allem in dem kräftigen Protest gegen die Übergriffe der mechanistischen Geschichtserklärung, die nirgends Leben, überall blinde Kräfte und Massen am Werk erblickt. Im Gegensatz zu ihr, die die geschichtliche Entwicklung dem Fatum einer materiellen oder materialisierten Kausalität unterwerfe, suche Lindner deren Triebkraft in Bedürfnissen und Ideen. Allerdings gewinne es nach seiner Darstellung zu sehr den

Anschein, als sei die geschichtliche Bewegung ein ewiges Auf und Ab im gegensätzlichen Spiel der Bedürfnisse, seine rein genetische Geschichtserklärung, so besonnen und psychologisch wahr sie sei, erfordere eine synthetische als Ergänzung, wie sie etwa Ranke mit seiner metaphysischen Ideenlehre versucht habe. — In einer kürzeren Anzeige betont E. Bernheim, dass Th. Lindners (1) Beschränkung auf den materialen Teil der Geschichtsphilosophie, d. h. auf die allgemeinen Ursachen, Bedingungen und Prozesse, auf denen Geschehen und Zusammenhang der historischen Tatsachen beruhe, einen Mangel des Buches bedinge, nämlich die nicht tiefgehende Stellungnahme zu den berührten Problemen. An der philosophischen Durchdringung des Stoffes setzt er auch manches aus, dafür zeichne sich das Buch durch vorurteilslose Betrachtung und Bewertung der konkreten Erscheinungen und ihrer Faktoren aus. — Eine ganze Reihe neuer Arbeiten beschäftigte sich mehr oder weniger eingehend mit einem der Hauptprobleme der Geschichtsphilosophie, der Frage, ob überhaupt eine Gesetzmässigkeit irgendwelcher Art in der Geschichte bestehe. Immer deutlicher tritt aus diesen Diskussionen die Stellungnahme der Historiker gegen die naturwissenschaftliche Weltanschauung zutage. An einen Ausspruch H. Rickerts, der den Begriff des „historischen Gesetzes" eine contradictio in adjecto nennt und den Standpunkt vertritt, dass Geschichtswissenschaft und Gesetzeswissenschaft einander begrifflich ausschliessen, knüpft R. M. Meyer (5) eine eingehende und lehrreiche Erörterung. Mit solcher Entschiedenheit, meint er, kann die Behauptung nur ausgesprochen werden, wenn wirklich ein fundamentaler Unterschied zwischen den Natur- und Geisteswissenschaften besteht. Als wesentliche Verschiedenheit des naturwissenschaftlichen und des philologisch-historischen Wissensgebiets pflegt man das Walten des Zufalls in allem geschichtlichen Werden anzusehen. In seinen Ausführungen zeigt nun M., dass der Zufall auch in der Welt, in der der Naturforscher herrscht, seine gewaltige Macht entfaltet; nur geben ihm Experiment und statistische Methode die Möglichkeit, den normalen Fall und den regelmässigen Typus aus der Unzahl der empirisch zufälligen Einzelbeispiele herauszuholen. Auch hier hängt die Messbarkeit der Objekte ab vom Vorhandensein von Einheiten. Die Tendenz, solche Einheiten zu ermitteln, ist längst in der Geschichtswissenschaft vorhanden (Scherer, Heinzel), immer lebhafter aber werde jetzt die Frage: „Wie weit gibt es in der Geschichte Objekte, deren Gleichartigkeit gross genug ist, um die Aussage bestimmter fester Eigenschaften zu ermöglichen?" Individualistische und kollektivistische Auffassung suchen jede bestimmte Einheiten, um auf sie den Gesamtverlauf der Geschichtsvorgänge zu reduzieren; ob diese Einheiten Wirtschaftsstufen oder Genies und Heroen sind, sei unter diesem Gesichtspunkte gleichgültig. Mit G. Simmel und Eduard Meyer findet R. M. Meyer die fruchtbarsten Einheitsbegriffe auf dem Gebiet der Psychologie, und zwar in doppelter Hinsicht: einmal sei auf die aus der Psychologie der Massen zu gewinnenden historischen Gesetze zu achten und dann die Frage zu verfolgen, ob nicht auch die historischen Ideen sich in gesetzmässiger Weise entwickeln. Auf beiden Wegen gebe es greifbare und vergleichbare Einheiten und deshalb eine gewisse Messbarkeit ihrer Wirkung. — Einen Schritt weiter noch geht F. Gottl (15) in seiner temperamentvollen Abhandlung über die Grenzen der Geschichte, die ebenfalls das Verhältnis der Geisteswissenschaften zu den Naturwissenschaften erörtert, sich aber mehr an Fachhistoriker und Nationalökonomen wendet als an Methodologen und Philosophen. Im Gegensatz zu der üblichen Behauptung von dem alleinigen wissenschaftlichen Wert der Naturforschung will G. dem historischen Denken in einer bedeutsamen Hinsicht den Vorrang vor dem naturwissenschaftlichen zugestehen. Und zwar in dem Verhältnis zum „schlechthin Gegebenen, von dem alle Erkenntnis den Ausgang nehmen muss, zur empirischen Wirklichkeit". Ihr steht nach seinen erkenntniskritischen Ausführungen nicht das naturwissenschaftliche, sondern gerade das historische Denken so nahe, als es bei der Artung unseres Denkens überhaupt möglich sei. Das Leitmotiv, das sich durch die ganze Studie hindurchzieht, ist die Forderung der Emanzipation des historischen vom naturwissenschaftlichen Denken. — Die Diskussionen der letzten Jahre über methodologische Fragen haben zum mindesten eine „Klärung der Fragestellung" zur Folge gehabt. Das zeigt das treffliche Buch von A. Grotenfelt (14), das die Notwendigkeit der Wertschätzungen in der Geschichte und die Unterscheidung relativer und absoluter Massstäbe ausführlich untersucht. — In diesen Zusammenhang gehört auch eine ursprünglich als Einleitung zu seiner Darstellung des jüngstverflossenen deutschen Wirtschaftslebens (Deutsche Geschichte, Ergänzungsband II, 1) gedachte Erörterung K. Lamprechts (7), die in grossen Zügen noch einmal den Begriff der Geschichte auf den verschiedenen Kulturstufen nach der formalen und der materiellen Seite bespricht. Der zweite Teil der Abhandlung gibt von dem bekannten Standpunkt L.s aus eine Abgrenzung des Geltungsbereichs psychologischer und historischer Gesetze und ihres Verhältnisses zu den naturgeschichtlichen. — Spencers Tod gibt G. Richard (8) Veranlassung,

auf die wichtige Rolle hinzuweisen, die die Geschichtsphilosophie in seiner Soziologie spielt. — Diese Grenzwissenschaft der Gesellschaftsphilosophie fand eine zusammenfassende, populär gehaltene Darstellung durch R. Eisler (9), die in geschickter Weise einen grösseren Kreis in das Theoretische der Disziplin einzuführen sucht. — In der Einleitung zu einer Skizze der „sozialökonomischen Geschichtsauffassung" kontrastiert F. Oppenheimer (10) die in der Frage nach den Ursachen geschichtlicher Bewegungen einander widersprechenden heroistischen und kollektivistischen Auffassungen. Eingehend bespricht er besonders die oft falsch gedeutete Rolle, die die kollektivistische Auffassung den grossen Persönlichkeiten zuweist. Er wendet sich dann einem zweiten geschichtsphilosophischen Problem zu, der Frage nach der Richtung menschlicher Massenbewegungen, und erörtert ökonomisches und religiöses Massenbedürfnis als die treibenden Momente. Einer Darstellung der geltenden Lehren, der ökonomistischen und der materialistischen Geschichtsauffassung, sucht O. den Beweis anzureihen, dass beide zu eng sind, und entwickelt ausführlich seine eigene „sozial-ökonomische Auffassung". In dem ökonomischen Bedürfnis sieht sie die entscheidende „Ursache" geschichtlicher Bewegung, und ist darin identisch mit der „kollektivistischen", materialistischen Auffassung, aber sie unterscheidet sich davon scharf durch Berücksichtigung von Faktoren, die das Wort „sozial" einschliesst, durch strenge Scheidung der Mittel der Bedürfnisbefriedigung in politische und ökonomische. — Als den eigentlichen Mittelpunkt alles historischen Werdens, von dem aus Ursachen und Gesetze zu erforschen seien, sieht L. Woltmann (11) die Naturgeschichte des Menschen an. Was allen geschichtlichen Veränderungen zugrunde liege, sei ein fortwährender Rassewechsel, eine Wandlung in der anthropologischen Struktur der Gesellschaft. Den historischen „Rasseprozess" in seinen Ursachen und Gesetzmässigkeiten zu erforschen, ist Aufgabe der anthropologischen Geschichts- und Gesellschaftswissenschaft, deren Entwicklung W. in seiner Aufsatzreihe skizziert. Die ältesten Vertreter der historischen und sozialen Anthropologie sieht er in den Sophisten, deren Ideen zu den Problemen der Staatslehre Platons überleiten. In knappen Überblicken mustert W. Verdienste und Standpunkte der wichtigsten Begründer und Anreger anthropologischer Geschichtstheorie von Aristoteles an, berücksichtigt eingehend den bedeutendsten politischen Theoretiker des Mittelalters, Macchiavelli, führt über Herders Anschauungen und die gelegentlichen Äusserungen Schillers, Goethes, Kants bis zur Gegenwart, zu L. Wilser, O. Seeck, Chamberlain und anderen, die in der Bibliographie verzeichnet sind. Trotzdem er knapp zusammenfasst, wird auf manche nur wenig beachtete Persönlichkeiten hingewiesen, wird z. B. gezeigt, dass Gobineau, der bisher als der eigentliche Begründer der anthropologischen Geschichtstheorie gegolten hat, in Gustav Klemm, dem Verfasser einer „Allgemeinen Kulturgeschichte der Menschheit" (1843) und C. G. Carus nicht unbedeutende Vorgänger gehabt hat. — Woltmanns Forderung, Historie und Anthropologie müssen Hand in Hand gehen, sucht der von ihm öfter zitierte L. Wilser (22) in einem nichts Neues bietenden populären Vortrag, den er im Alldeutschen Verband hielt, zur Anwendung zu bringen. — Die kleinen Arbeiten R. von Kraliks (12) und Carl Wageners (13) waren mir nicht zugänglich. — Nur in beschränkter Hinsicht gehört das Buch von B. Rawitz (18) hierher, das die theoretische Politik materialistisch-naturwissenschaftlich zu begründen, die Ergebnisse der Entwicklungslehre für die Staatsentwicklung fruchtbar zu machen sucht. — Eine schnelle Wanderung durch die Weltgeschichte stellt A. Strindberg in einem Büchlein (16) an, aus dem er an anderer Stelle (17) einen einzelnen Abschnitt veröffentlicht. Vom Heterogenen zum Homogenen geht ihm mit Herbert Spencer Gang und Ziel aller Entwicklung, und doch ist alles bewusste Streben der Menschheit, selbst Homogenes zu schaffen, gescheitert. Dieses Geheimnisvolle im Weltprozess, das wir nicht erklären können, dieses unbewusste Streben des Menschen ohne Kenntnis des Zieles, aber im Dienst des „bewussten Willens", ist für St. die „Mystik der Weltgeschichte". Im Gang der Geschichte sieht er eine solche Vereinigung von Freiheit und Zwang, dass man auf der einen Seite die Freiheit des menschlichen Willens bis zu einem gewissen Grade anerkennen, auf der anderen Seite das Dasein einer Notwendigkeit zugeben muss, die nach den Umständen das Streben des einzelnen begrenzt und die Synthese ausführt. — Aus diesen nach Weg und Ziel weit auseinandergehenden Erörterungen führt ein Aufsatz K. Breysigs (25), der die drei gegenwärtig sich bietenden Möglichkeiten weltgeschichtlicher Zusammenfassung überblickt, auf konkreteres Gebiet zurück. Besonders anknüpfend an A. Wirths Büchlein „Volkstum und Weltmacht", zeigt er zunächst die Nachteile der Darstellungsweise, die von der Zeitrechnung als grundsätzlicher Richtschnur ausgeht. Die Abkehr von der reinen Zeitordnung hat zu dem Gedanken räumlicher Teilung geführt, der dem Helmoltschen Unternehmen zugrunde liegt. Ohne die Grundtendenz der Helmoltschen Darstellung anzutasten, empfindet es B. als Mangel, dass hier „die verschiedensten Volkstümer und

Rassen, sobald sich nur ihr Dasein auf demselben Schauplatz abgespielt hat, übereinandergepackt erscheinen" und dadurch ein bunter Wirbel von Entwicklungsstufen sich als Ganzes und Zusammengehöriges gibt. Er lehnt auch den etwaigen Versuch ab, eine Gliederung des weltgeschichtlichen Stoffes vom Gesichtspunkte der Rasse aus zu machen. Die Mängel aller drei Möglichkeiten führen ihn vielmehr zu dem Gedanken einer „sachlichen Zusammengehörigkeit gewisser Völkerzustände, die nicht an Ort, an Zeit, an Verwandtschaft gebunden ist". Danach ist ihm der Inhalt der Weltgeschichte eine Folge von Zuständen, die sich bei allen Völkern und Völkerteilen in gleichem Nacheinander aufweisen lässt. Dieser „Stufenbau der Weltgeschichte", den alle Völker emporgeklommen sind, und seine praktische Bedeutung für die Geschichtsschreibung finden dann eine kurze Erörterung. — An ein früheres Werk K. Breysigs, seine Kulturgeschichte der Neuzeit, knüpft K. W. Goldschmidt **(26)** an, um ihn als metaphysischen Geschichtsschreiber zu charakterisieren und in seiner Geschichtstheorie alle Bestandteile des modernen Monismus wiederzufinden. — Schliesslich seien noch A. Wirths **(27)** frischer Überblick über heutige Weltgeschichtsschreibung und R. Euckens **(28)** Aufsatz genannt, der an O. Willmanns Geschichte des Idealismus anknüpft. —

Auf dem engeren Gebiet literaturgeschichtlicher Methode hat das Berichtsjahr wenig Neues gebracht. Das einige Jahre alte Buch von Georges Renard **(30)** wurde nachträglich noch von W. Borsdorf und H. Thurow besprochen, von beiden in zustimmendem Sinne. B. hebt ganz kurz die Punkte hervor, in denen Renards rein induktives Verfahren von Taine abweicht, auf dessen Boden er im übrigen seine Theorie aufgebaut hat. — Das Buch A. T. W. Borsdorfs **(33)** ist mir so wenig zugänglich gewesen als F. Béthunes **(34)** Aufsatz. — Die beiden literarhistorischen Probleme, die T. de Wyzéwa **(35)** im Anschluss an Leslie Stephens 1903 erschienene Essaysammlung „Studies of a Biographer" behandelt, sind nicht methodischer Art; es handelt sich darin um die Konstruktion der Persönlichkeit Shakespeares aus seinen Werken und die kosmopolitische Literatur im 18. Jahrhundert. — An L. P. Betz' **(36)** früher erschienener littérature comparée (JBL. 1900 I 1:24) vermisst K. Drescher die sachliche Einteilung; Betz habe wahllos zusammengerafft, nicht systematisch gesammelt, so erkläre sich das Missverhältnis der einzelnen Kapitel untereinander. Dass dieser bibliographische Versuch auch nicht durch Zuverlässigkeit der Angaben befriedigt, zeigt D. durch Notierung einer grösseren Fehlerreihe. — Auch die von L. P. Betz **(37)** veröffentlichten Studien zur vergleichenden Literaturgeschichte, in denen er seine Theorien wenig erfolgreich in die Praxis umzusetzen suchte, erfahren im LCBl. eine ebenso scharfe wie verdiente abfällige Beurteilung. — So bleibt nur noch ein anregender Aufsatz J. Zeitlers **(31)**, der auf psychologischer Grundlage die Hauptzüge einer Literaturtheorie zu zeichnen sucht. Als Ziel der Literaturpsychologie sieht Z. eine Wertvergleichung der literarischen Typen, der spezifischen Geistesverfassungen grosser Schriftsteller. Die Arbeit hätte in einer vergleichenden Psychologie der Autoren zu gipfeln, die Wertabstufungen der literarischen Schaffensweisen herauszuheben und schliesslich in einer Art Typentheorie zu enden. Im Gegensatz zu der jetzt üblichen Art der Literaturgeschichtsschreibung müsste man dabei auf den Zusammenhang mit der Kulturumgebung vollständig verzichten, wie auch von der historischen Verknüpfung dichterischer Individualitäten ganz absehen. Dass auf diesem Wege nur „eine sehr berühmte Reihe von heroischen Dichtern" gefasst werden kann, ist dem Verfasser selbst klar. —

Literaturgeschichte: Allgemeines. Tony Kellen **(39)** hat eine breit angelegte statistisch-wirtschaftliche Untersuchung der Bücher-, Zeitungs- und Zeitschriften-Produktion aller Kulturländer angestellt, die viel interessantes Material enthält (sie beginnt bereits mit den N. 117, 120, 122/4, 129, 132, 134, 139, 147 des BBlDBuchh.). — N. **40** ist irrtümlich in die Bibliographie aufgenommen, da sie nur Übersetzungen neuerer Werke der ausländischen Literatur bespricht. — M. Christlieb **(41)**, A. Pöllmann **(42)**, H. Benzmann **(45)** suchen ein breiteres Publikum über literaturgeschichtliche Neuerscheinungen auf dem Laufenden zu halten. — Eindringlicher sind die Sammelreferate M. Kochs **(43)** und L. Geigers **(44)**, die auch neue Ausgaben und dergleichen in den Kreis ihrer Betrachtung ziehen. — O. Ladendorf **(48)** fasst in einer Besprechung die in den letzten Jahren erschienenen Hefte der Munckerschen „Forschungen zur neueren Literaturgeschichte" zusammen, dabei das vom Redaktor aufgestellte und durchgeführte weite Programm rühmend. H. Tardels „Sage von Robert dem Teufel in neueren deutschen Dichtungen und in Meyerbeers Oper" (JBL. 1901 I 7:71), Heinrich Mays „Behandlungen der Sage von Eginhard und Emma" (JBL. 1901 I 7:70; IV 10:11) und Stefan Hocks „Vampirsagen und ihre Verwertung in der deutschen Literatur" (JBL. 1901 I 7:185) werden zuerst behandelt. F. Gotthelfs „Deutsches Altertum in den Anschauungen des 16. und 17. Jahrhunderts" (JBL. 1901 II 1:114; 5:50; III 3:5;

5:96), R. Schlössers treffliche instruktive Studie „Rameaus Neffe" (JBL. 1901 IV 8a[1]:47) und E. Kilians „Einteiliger Theater-Wallenstein" (JBL. 1901 IV 9:103; 1902 N. 600) werden dann kurz glossiert und zum Schluss die jüngsten Arbeiten gewürdigt: B. Patzaks Untersuchung über F. Hebbels Epigramme (JBL. 1902 N. 4746, 5898) und A. K. T. Tielos Buch über die „Dichtung des Grafen Moritz von Strachwitz" (JBL. 1902 N. 4689), das freilich neben dem Weizen viel zu viel Spreu aufgelesen habe. —

Gesamtdarstellungen. Vom 8. Bande des Goedekeschen Grundrisses (50), der vom Weltfrieden bis zur französischen Revolution 1830 führen soll, legte das Berichtsjahr die Bogen 4—25 in zweiter Auflage vor. Sie enthalten die Paragraphen Almanache und Taschenbücher, von A. Rosenbaum mit wahrer Aufopferung bearbeitet. E. Goetze, der Herausgeber, überblickt in einem weiteren Abschnitt den Tugendbund, das Wartburgfest, die Burschenschaft und die Lieder- und Kommersbücher dieser Zeit. Die Partien über Friedrich Rückert und L. Uhland hat noch der inzwischen verstorbene R. Boxberger fertiggestellt. J. von Eichendorff ist von M. Koch bearbeitet, J. Kerner von E. Müller, und A. Rosenbaum führt dann weiter mit den Paragraphen über W. Müller und die Griechendichtung. E. Goetze berichtet über A. Müllner, E. von Houwald und die Schicksalstragödien, von A. Sauers umfassendem Grillparzerkapitel enthält das Heft erst einen kleinen Teil. — Schreitet so das riesige Werk, in dem eine Summe entsagungsvoller Arbeit steckt, langsam vor, so hat einer seiner unermüdlichsten Mitarbeiter, A. Rosenbaum (51), schon wieder zu den §§ 308 und 310 des vorigen Bandes, zu J. P. Hebel und der Übersetzungsliteratur, wichtige Ergänzungen, Nachträge und Berichtigungen vorbringen können. — Die meisten kritischen Äusserungen des Jahres hat A. Bartels' (52) Literaturgeschichte herausgefordert, die mit dem zweiten Band vollständig vorliegt. H. Benzmann empfiehlt das Werk wegen seiner Übersichtlichkeit, findet aber den Wert herabgemindert durch „eine gewisse Einseitigkeit gegenüber Dichtern jüdischer Herkunft". Auch C. Meissner lobt die „Klarheit und Sachlichkeit", die Bartelssche Anordnung und geht über die offenbaren Schwächen des Buchs ganz hinweg. F. von Zobeltitz geht schon in schärferer Tonart gegen den geschmacklosen Antisemitismus in einem wissenschaftlichen Werk vor. O. Ladendorf, der besonders gegen B.s unbillige Aburteilung des Dichters Schiller protestiert, findet den zweiten Band des Werkes in jeder Hinsicht erfreulicher. Zwar sei die Darstellung des jungen Deutschlands oft mehr „eine fulminante Streitschrift als eine historische Würdigung", aber die „Rettungen" Schenkendorfs und Mosens, die von R. M. Meyer ungebührlich vernachlässigt seien, nennt er ebenso wohlgelungen, als z. B. die Charakteristik Hölderlins, die lehrreichen, auch ansprechenden Ausführungen über Tieck, Lenau, Mörike. Für Bartels' beste Leistung erachtet L. das Kapitel über den Realismus. Dem Literaturkundigen biete das Werk gewiss eine Summe von Anregung, vom grossen Publikum sei es nur mit gebührender Vorsicht zu benutzen. Voran aber an Gewicht steht die auf eine kräftige Ablehnung hinauslaufende, gehaltvolle Anzeige H. Maynes. Trefflich charakterisiert er die Art Bartels', seine Vorzüge und seine grösseren Schwächen, die Verkennung der grossen Bedeutung, die das Ausland mit Zola, Ibsen, Tolstoi für unser Schrifttum der Gegenwart gehabt hat, die blinde Angriffsstellung gegen alles Judentum und gegen den Liberalismus. Er kennzeichnet den Verfasser als einen Doktrinär, der auf bestimmte, enge Schulbegriffe fest eingeschworen ist, und zeigt, wohin den Kritiker Bartels sein unbedingtes Eingeschworensein auf Hebbel führt. Die Lächerlichkeit des Urteils über Heine wird gebührend angemerkt, die häufige Neigung zum Schulmeistern herausgehoben. Im einzelnen findet die recht schwache, an schiefen Oberflächlichkeiten reiche Darstellung der Romantik auch in M. einen strengen Richter. Für Hölderlin und Novalis, urteilt er, habe Bartels überhaupt keine Organe. Lenau habe er überstreng behandelt, Fontane sei schwächlich charakterisiert. Dann gibt der Rezensent noch eine Reihe von Einzelkorrekturen. Nicht einmal leicht, flüssig und fesselnd sei das Buch geschrieben. Seine Darstellung sei grob und gehackt, zeige oft unerträglich plumpen Schachtelstil. Die Anordnung des Stoffes findet M. verfehlt und unpraktisch. „Bartels' Literaturgeschichte", darin gipfelt sein Urteil, „ist kein ausgeglichenes und in sich geschlossenes Werk, weder subjektiv noch objektiv bedeutend. Man mag sich im einzelnen manches daraus aneignen, als ganzes ist es misslungen." — Bartels' zweiter Band wurde auch von E. Holzner (54) scharf wegen der vorherrschenden antisemitischen Tendenz angegriffen. — Mit einem Mann wie D. von Oertzen (55), der in enggeistigem Bezirk alles „an christlichen Gesichtspunkten" misst und „sein literarisches Urteil und seinen Missionssinn" nicht voneinander trennen kann, ist eine Verständigung kaum möglich; er lobt das Bartelssche Werk, mutzt ihm aber einige „himmelnde" Wendungen über Goethe auf! — Scharfe und zum Teil berechtigte Randbemerkungen zu dem Buch macht dagegen wieder O. Stauf von der March (57). Auch er protestiert gegen den geschmacklosen Antisemitismus,

der sich hier breit macht, stellt einen Mangel an kritischem Unterscheidungsvermögen fest und bespricht im einzelnen schiefe und hohle Urteile. Als gute Partien werden die Abschnitte über Hutten, Platen, Hölderlin und Hebbel herausgehoben, als Beispiele völligen Missverstehens Urteile über G. Bleibtreu und M. G. Conrad. — Auf R. Lothars (56) ausführliches Referat ist bereits Walzel im vorjährigen Bericht ausführlich eingegangen (JBL. 1901 I 1:28.) — An diese bunte Reihe seien noch zwei russische, von A. Luther (59) veröffentlichte Urteile angefügt, von denen das eine, von Sinaida Wengerowa, gleichfalls scharf den übertriebenen Nationalismus und Antisemitismus des Geschichtsschreibers rügt. — Mit einem Teil dieser Kritiker hat A. Bartels (60) dann in einer besonderen Schrift in anmasslichem Schulmeisterton gallige Abrechnung gehalten. Manches, was er hier vorbringt, ist gewiss nicht wertlos, so vor allem die allgemeinen Kapitel: „Brauchen wir eine Kritik", „Das Recht des Kritikers", „Der kritische Prozess". Wenig erquicklich aber sind seine Charakteristiken von „Kritikastertypen". E. Holzner wird als „Wahrheitsfeind", M. G. Conrad als „Schimpfbold" gezüchtigt. R. Lothar, der „geistreiche Raisonneur", muss sich geschmackvoll als „Verfasser geistreichen Judenkohls" bezeichnen lassen, F. Zimmert und O. Ladendorf werden als die „gelehrten Kleinigkeitskrämer" abgetan. Bartels schlägt hier robust und schonungslos drauf zu, und der Eindruck ist höchst unerfreulich, wenngleich man zugeben muss, dass er gelegentlich auch im Recht ist. Wie sich im einzelnen Recht und Unrecht auf beiden Seiten verteilen, kann und soll hier nicht eingehender dargelegt werden. Von wissenschaftlicher Objektivität weit entfernt ist auch das Schlusskapitel „Das Judentum in der deutschen Literatur", das mit seinem blindwütigen Antisemitismus für den enggeistigen Horizont des Verfassers charakteristisch ist. Von den Rezensenten, die sich mit dieser Streitschrift befassten, suchte besonders H. Maync den lehrreichen und verständigeren Partien gerecht zu werden, ohne dabei die unerfreuliche Einseitigkeit und Schroffheit des selbstgefälligen Verfassers zu verkennen. Er verweilt auch bei der Judenschnüffelei B.s und kennzeichnet die verblüffenden Argumente, mit denen der jüdische Ursprung der Familie Brentano von B. erwiesen wird. Ähnlich ist die Stellungnahme E. Uellenbergs, der übrigens für die jüdische Abkunft der Brentanos auf eine Stelle in O. Glagaus Werk „Deutsches Handwerk und historisches Bürgertum" verweist (5. Auflage 1879, S. 25). Dagegen bezeichnet R. Weitbrecht, der den engeren Standpunkt von Bartels teilt, das ganze Buch, abgesehen von den wertvollen theoretischen Ausführungen, als „beachtenswerten Beitrag zur Geschichte der deutschen Kritik, die, nachdem so viele Literaturgeschichten geschrieben sind, endlich einmal geschrieben werden sollte". — Scharf wendet sich wieder F. Colaert (62) gegen Bartels, seine Scheidung nach Juden und Nichtjuden in der Literaturgeschichte und seine ewige Proklamierung einer „spiesserlichen Heimatkunst". — Neben dem Streit der Meinungen über Bartels' Leistung, in deren Ablehnung aber doch der grössere Teil der wissenschaftlichen Kritik einig ist, traten andere literargeschichtliche Darstellungen in den Hintergrund. A. Bosserts (63) Histoire de la littérature allemande (JBL. 1901 I 1:36) fand noch einige Besprechungen. L. P. Betz nennt sie die „erste vollständige und verständige deutsche Literaturgeschichte, die das gebildete Frankreich erhält". Er beschäftigt sich genauer nur mit den Kapiteln über die moderne Literatur. Ein Riesenmaterial sei im ganzen mit Geschick bewältigt und auch die Darstellung eine durchaus lobenswerte. Doch auch der flüchtige Kritiker könne einige offenkundige Mängel nicht übersehen. Je mehr sich Bossert der Neuzeit nähere, um so häufiger werden schiefe Urteile, verfehlte Gruppierungen und auffallende Lücken. So finde sich Scheffel der schwäbischen Schule angereiht, Keller sei nur als Dorfnovellist gewürdigt, Raabe in eine Anmerkung versetzt. Und vor allem sei das Bild, das Bossert von den modernsten Literaturerscheinungen entwerfe, ganz unzutreffend. Dennoch verdiene das Buch die Anerkennung, die es gefunden. — In zweiter, umgearbeiteter Auflage ist die Literaturgeschichte von E. Brenning (64) erschienen, in den älteren Partien eine ganz solide und tüchtige Arbeit, nicht von Temperament getragen und nirgends scharf in der Profilierung. Der protestantisch-konservative Standpunkt des Verfassers macht sich deutlich geltend. Erstaunlich ist, welchen überflüssigen Ballast das Buch, das doch populäre Zwecke verfolgt, mit sich herumschleppt. Da tauchen Namen auf, die man gottlob längst vergessen glaubte und die höchstens für den Spezialisten ein Interesse haben, und die Fülle dieser urteilslosen Notizengelehrsamkeit verhindert die eingehendere Charakteristik der grossen Erscheinungen. Höchst anfechtbar ist schon die Darstellung der Romantik, in der auch manche Irrtümer stehen geblieben sind. Je näher B. der Neuzeit kommt, um so mehr zeigt sich seine ästhetische Ratlosigkeit, die Dichter und Dilettanten jeder Art harmlos nebeneinander stellt, um sie mit einigen billigen Clichés zu charakterisieren. Hebbel und Ludwig z. B. verlieren sich unter einer Fülle von Erscheinungen, die an ihnen gemessen belanglos sind. Die neueste Zeit gar ist eine

ungeordnete Folge von Namen, willkürlich und übersichtslos, obwohl die Tendenz, auch der Dichtung der Lebenden gerecht zu werden, anerkannt werden muss. — J. Howalds (65) Geschichte der deutschen Literatur ist mir nicht zu Gesicht gekommen. — G. Klees (66) treffliche „Grundzüge" (JBL. 1901 I 1:28) werden noch kurz besprochen. — Die hübsche Übersicht von M. Koch (67) liegt in fünfter, neu durchgesehener und vermehrter Auflage vor. Das anfechtbare Kapitel dürfte allerdings auch hier das über die jüngste Dichtung sein. — O. Leixners Literaturgeschichte (68) (JBL. 1902 N. 31) erfährt noch eine kleine Anzeige von M. A. Fels. — Die Werke von Ad. Mager (69), F. Prosch (70) und die neuen Lieferungen von J. W. Nagls und J. Zeidlers (74) österreichischer Literaturgeschichte sind mir unbekannt geblieben. — Von einem neuen, vielversprechenden, hervorragend ausgestatteten Unternehmen, A. Salzers (71) „Illustrierter Geschichte der deutschen Literatur", sind die ersten beiden Lieferungen erschienen. S. steht auf dem Boden der katholischen Weltanschauung und will von dieser aus die Werke der Dichter würdigen und beurteilen. Eine von katholischer Gesinnung getragene, nirgends einseitig tendenziöse Darstellung, die ernsteren wissenschaftlichen Anforderungen standhält, gab es bisher nicht. Sollte S. von seinem Standpunkt aus mit Takt und Unbefangenheit vorgehen, und die beiden ersten Hefte lassen es erwarten, so wird er sich ein grosses Verdienst erwerben. F. Schnürers Besprechung lobt die wohltuende Klarheit des ersten Kapitels, das in die chorische Poesie und Spruchdichtung der alten Germanen einführt, und die Art, wie das geheime Weben und Walten der Kräfte in der Volksseele, aus denen sich allmählich einzelne Offenbarungen literarischer Natur losringen, aufgezeigt wird. Im zweiten wird die Völkerwanderung, im dritten die Bekehrung der Germanen zum Christentum geschildert. Karolingische Renaissance, Anfänge der deutschen Prosa, deutsche Kunstdichtungen übersieht mit schnellem, gut orientierendem Blick das dritte. Der Schluss der zweiten Lieferung führt noch in die lateinische Kloster- und Hofdichtung unter den sächsischen Königen ein. B. Wagenführ nennt den Verfasser mit den Resultaten der neuesten Forschung und Denkmälerkunde vertraut; seine Darstellung, die sich an einen weiten Kreis der Gebildeten wendet, zeige einen durchaus wissenschaftlichen Charakter, wenn auch natürlich auf literarische Nachweise im einzelnen verzichtet worden sei. Besonderes Lob zollt Wagenführ mit Recht den technisch unübertrefflichen Bildbeigaben, die, zum Teil in erstmaliger Veröffentlichung, eine weit über den Begriff des „Bilderbuchs" hinausgehende Bedeutung haben und ein reiches literar- und kulturhistorisches Material vorlegen. — An J. Seemüllers (73) Detailarbeit, die sich mit dem Teichner, Suchenwirt, der Neidhartdichtung, dem Pfaffen von Kahlenberg beschäftigt, also nicht eigentlich in diesen Zusammenhang gehört, wird von R. M. Meyer die ruhige klare Kritik gelobt. —

Literaturgeschichte in Werken verwandter Wissenschaften: Weltgeschichte. Gewiss hat die engere Literaturgeschichte auf die Fortschritte der Geschichtswissenschaft zu achten, unter die sie sich ja als ein Teil eingliedert. Der Literarhistoriker kann hier prinzipiell, methodisch-kritisch lernen, auf neue systematische Grundlagen hingewiesen, oder auch durch feine Einzelbemerkungen in den kulturhistorischen und literarhistorischen Zusammenfassungen gefördert werden. Aber ganz aus dem Rahmen neuerer literaturgeschichtlicher Interessen fallende Werke wie den zweiten Band der H. F. Helmoltschen Weltgeschichte (75), populäre rein geschichtliche Zusammenfassungen wie die Arbeit W. Schwalbes (85), neue Auflagen längst eingeführter und bekannter Werke, wie die von G. Weber (80), K. F. Becker (83), J. B. von Weiss (82), hier eingehender besprechen, heisst nur den Text unnötig anschwellen. — Von Th. Lindners (79) Weltgeschichte ist der dritte Band erschienen. — Von einigem Interesse ist, was F. Cauer von dem dritten Band von H. Schillers (84) Arbeit in Bezug auf die kulturhistorische Behandlung ausführt. Er tadelt es, dass hier die politischen Begebenheiten eines Zeitraums von 130—140 Jahren zu Ende erzählt werden, ehe sein geistiges und wirtschaftliches Leben geschildert wird. Unbedenklich überhaupt stelle Schiller das Spätere vor das Frühere, die Wirkung vor die Ursache: die deutsche Renaissance wird bei ihm vor der italienischen behandelt, Corneille vor den spanischen Dramatikern, die französische und spanische Literatur nach 1600 später als die italienische des 16. Jahrhunderts, Ariost und Tasso vor Rafael und Michel Angelo. —

Kirchengeschichte. Die hier aufgezählten Werke von R. Sohm (87), H. von Schubert (88), O. Netoliczka (89), J. Schröder (90), G. Buchwald (91), J. P. Kirsch und O. Luksch (92) waren mir sämtlich unzugänglich. —

Allgemeine Kulturgeschichte. Hier sei nur auf einige neue Anzeigen, die für und gegen das H. St. Chamberlainsche Werk (93—95) Partei ergreifen, hingewiesen. — K. Breysigs (96) gleichfalls einige Jahre zurückliegende Kulturgeschichte der Neuzeit, die „in nuce eine Gesellschaftslehre, eine Ästhetik und

eine Wissenschaftslehre" enthalte, wird in A. Vierkandts kurzer Würdigung, die die Grundgedanken heraushebt, vor allem in soziologischer Hinsicht als ein glücklicher Griff bezeichnet. — In F. Méneveaus (97) Arbeit, die sich ein auch den Literarhistoriker interessierendes weites Thema gestellt hat, habe ich mir keine Einsicht verschaffen können. —

Deutsche Geschichte. Den aussergewöhnlichen Erfolg, den K. Lamprechts (98) Geschichtswerk errungen hat, bezeugt die Tatsache, dass es schon bei der dritten Auflage angelangt ist. In ihr liegt die erste Abteilung des zweiten Bandes vor, die die „Zeitalter des symbolischen, typischen und konventionellen Seelenlebens" behandelt. — O. Kämmels (99) in zweiter Auflage erschienener „Werdegang des deutschen Volkes" enthält auch knappe literarhistorische Richtlinien für den Leser. — R. Wustmanns (100) neues Werk war mir nicht zugänglich. — Dass W. Piersons (101) von dem Sohne des verstorbenen Verfassers, John Pierson, in achter Auflage herausgegebene Preussische Geschichte ihrer Entstehungszeit nach ziemlich weit zurückliegt, merkt man trotz der Ergänzungen und Verbesserungen an der Art, wie hier die Geistesgeschichte der Zeit hinter der äusseren politischen Geschichte zurücktritt. Selbst Dichter wie Lessing oder etwa Heinrich von Kleist, dessen Leben und Dichten doch gewiss eng genug mit der politischen Struktur der Zeit zusammenhängt, sind nur sehr obenhin und anhangsweise behandelt. —

Kulturgeschichte. Mit der ersten Auflage von H. Meyers (102) Sammelwerk „Das deutsche Volkstum" — im Berichtsjahr erschien bereits die zweite — beschäftigte sich noch L. Erhardt. Von den für die Literaturgeschichte besonders in Betracht kommenden Kapiteln erhalten reiches Lob der Abschnitt von O. Weise über die deutsche Sprache, E. Mogks Ausführungen über die deutschen Sitten und Gebräuche und über die altdeutsche heidnische Religion und auch J. Wychgrams grosses Kapitel über die deutsche Dichtung. Hier werden allerdings einige Urteile moniert, so vor allem das etwas abfällige über Lessing. In der neuen Auflage wurden die einzelnen Abschnitte revidiert und vervollständigt, und vor allem ist ein ganz neues Kapitel „Die deutsche Erziehung und die deutsche Wissenschaft" von H. Zimmer hinzugekommen. — Die in der Bibliographie verzeichneten Schriften von O. Weise (104, 105), E. Otto (106), A. Schweiger-Lerchenfeld (107), Friedr. S. Krauss (107a) waren mir nicht zugänglich, ebenso nicht die neue, dritte Auflage von O. Henne am Rhyns (103) Kulturgeschichte. — E. Reickes (108) Buch über Lehrer und Unterrichtswesen in der deutschen Vergangenheit nennt F. Kuntze einen im allgemeinen zuverlässigen und gut geschriebenen Führer, dessen Abbildungen mit grösster Umsicht aus den verschiedensten Drucken und Museen zusammengesucht seien; aber einiges vermisse man doch in diesem Umriss. Eingehend sei zwar über die Vorlesungen an den mittelalterlichen Schulen gehandelt, doch fehle die Angabe der Gegenstände, auf die sich die Vorlesungen bezogen; den Namen Aristoteles suche man vergebens, ebenso einen Hinweis auf die eigentümliche Erziehungsmethode des Jesuitenordens. Friedrich der Grosse sei kaum, sein Minister Zedlitz gar nicht erwähnt; von Gedike bekomme der Leser ein falsches Bild und auch Meierotto hätte genannt werden müssen. — Als einen der empfehlenswertesten Bände der Steinhausenschen Monographiensammlung bezeichnet G. von Below E. Mummenhoffs (109) Handwerker in der deutschen Vergangenheit (JBL. 1901 I 1:55). Ein Vorzug der Arbeit sei vor allem neben dem instruktiven Abbildungsmaterial die Berücksichtigung der Handwerkerpoesie. Hinsichtlich der Entstehung des Handwerks lehne M. erfreulicherweise die hofrechtliche Hypothese im allgemeinen ab; doch seien bei ihm noch einige Reminiszenzen an sie vorhanden. — Noch mit einem dritten, bereits früher erschienenen Bande der verdienstvollen Sammlung hat man sich im Berichtsjahr öfter befasst: der tüchtigen Leistung von Th. Hampe (110). Ein Kenner wie J. Bolte rühmt das bei aller Knappheit anschauliche und übersichtliche Bild der geschichtlichen Entwicklung der Spielleute, Gaukler und übrigen Fahrenden, das H. gegeben habe. Er bedauert nur, dass Verweise auf sonstige Literatur grundsätzlich ausgeschlossen wurden. Reiches Lob zollt auch F. Schneider, der aber eine klare Darstellung der kirchlichen Armenversorgung und Gesetzgebung vermisst; er gibt auch sonst einige kleine Zusätze und Einschränkungen. — In einem neuen Band der gleichen Sammlung hat G. Liebe (111) ein gefährliches Thema behandelt: das Judentum in der deutschen Vergangenheit. Er hat den Versuch unternommen, die Stellung der Juden in der mittelalterlichen Gesellschaft etwa seit den Zeiten des Minnesingers Süsskind von Trimborn zu erklären; die Rolle festzustellen, die sie faktisch gespielt haben, bis zur Zeit der Emanzipation um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, und dann aus dem Gang der Kultur, des Wirtschaftslebens zu entwickeln, wie sich ihre soziale Stellung verschlechtern musste, wie eigene und fremde Schuld die merkwürdige Erscheinung der allmählichen Judenbedrückung

und Ausnahmebehandlung hervorbrachte (112—113). — Gegen die von Liebe vorgetragenen Auffassungen sprach sich vor allem J. Ziegler (115) aus, während W. Kirchbach (114) die Leistung, mit starken Einschränkungen allerdings, anerkannte. Liebe male das Judentum, urteilt er, in der Hauptsache nach der Richtung, in welcher es ein Gegenstand des Anstosses bei den europäischen Völkern wurde. Die innere Geschichte dieses Judentums, seine geistige Welt, die Gestaltung des religiösen Wesens, der wissenschaftlichen Bestrebungen, die dichterische, philosophische Bewegung, das, was viele berühmte jüdische Ärzte in den 600 Jahren der allmählichen sozialen Herabwürdigung gedacht, geschaffen, gefördert, finde keine Darstellung. Vollends werde nur flüchtig erwähnt, wie es im jüdischen Familienleben aussah, was aus dem Geld gemacht wurde, welches die Juden auf Grund der mittelalterlichen Anschauungen erwuchern durften. Liebe beschränke sich ganz auf Erklärung des Verhältnisses zwischen Christen und Juden im Mittelalter, und in dieser Hinsicht sei seine Schrift reich an Belegen und fruchtbaren Gesichtspunkten. — Die Werke von H. von Bülow (116) und F. Mehring (117) lagen mir nicht vor. —

Literatur- und Kulturgeschichte einzelner deutscher Länder, Städte und Landschaften. Es mag mit dem immer stärker erwachenden Interesse für Heimatskunde, auch mit dem lärmend erhobenen einseitigen Ruf nach „Heimatskunst“, der dann doch etwas Gutes gezeitigt hat, zusammenhängen, dass die lokalgeschichtlichen Forschungen im Berichtsjahr einen ganz ausserordentlichen Umfang angenommen haben. Der rein kulturgeschichtliche Gewinn, der sich daraus ergibt, ist ziemlich gross, was für die Literaturgeschichte abfällt, meist gering. Denn die grössere Anzahl der aufgeführten Schriften beschränkt sich darauf, bekannte literarische Tatsachen zur lebhafteren Farbengebung in die Darstellung zu verweben. So verlohnt es denn nicht, die ganze Reihe der von der Bibliographie aufgezählten Arbeiten, die meist mehr den Spezialhistoriker angehen, im einzelnen zu besprechen. Es seien nur diejenigen herausgegriffen, die in näherem Zusammenhang mit unserem Thema stehen. Zum erstenmal den Versuch gemacht, die zusammenhängende Geschichte der mundartlichen Literatur in Deutsch-Böhmen zu skizzieren, hat A. Hauffen (123). Wenngleich in den allgemeinen Sammlungen von Dialektpoesie Böhmen nur wenig vertreten ist und nicht viele Dichternamen über die Landesgrenzen hinausgedrungen sind, ist die mundartliche Dichtung dort weder klein an Umfang, noch geringwertig. In vier Kapiteln gibt H. seinen Überblick, der, reich an eingeflochtenen Proben, ein deutliches Bild dieser wenig gekannten Literatur vermittelt. Entsprechend den vier hauptsächlichen Sprachgruppen Deutsch-Böhmens behandelt ein Kapitel den an eigenen Dichtungen armen Böhmerwald und das südliche Böhmen, wo mit vielen Schattierungen und Unterschieden in den einzelnen Tälern die bayerisch-österreichische Mundart herrscht; ein zweites das Egerland und seine Umgebung, wo die mundartliche Dichtung schon reicher erblüht; ein drittes das Erzgebirge und das mittlere Böhmen, das vierte endlich das östliche Böhmen, bei dessen Deutschen sich die wesentlichen Kennzeichen des schlesischen Stammescharakters finden. Ein Nachwort befasst sich noch mit dem sogenannten Böhmisch-Deutsch, jenem Mischjargon, der von Deutschen gesprochen wird, die das Tschechische als zweite Umgangssprache reden oder aus utraquistischen Familien hervorgegangen sind. In H. Jantzen fand die aufschlussreiche, geschickt geschriebene Abhandlung einen wohlwollenden Rezensenten. — Einen Abriss der Entwicklung Ermlands von der Urgeschichte an bis zur Säkularisation im Jahr 1772 bietet ein Büchlein von J. Buchholz (124), das besonders eingehend bei der Zeit unter dem deutschen Orden verweilt. — R. Eckarts (125) Buch über die geistliche Dichtung in Hannover, das dem Literarhistoriker wahrscheinlich einige Ausbeute verspricht, lag mir leider nicht vor. — Aus sechs einzelnen Aufsätzen entstanden ist der Band M. von Stojentins (130), der interessante kulturgeschichtliche Vorgänge aus dem 16. und 17. Jahrhundert für ein grösseres Publikum behandelt. Hervorzuheben ist besonders der erste Beitrag, der an Hand von Gerichtsakten einige merkwürdige Hexenprozesse erörtert. — H. Boos' (131) „Rheinische Städtekultur“ muss sich von K. Schaube gerade in Bezug auf literarische Behauptungen einige Berichtigungen gefallen lassen. — Eine Reihe von Beiträgen befasst sich mit dem Anteil Schlesiens am deutschen Schrifttum. Bekannt geworden ist mir davon nur H. Jantzens (135) Vortrag, der auf knapp 25 Seiten eine hübsche, wohl fast vollständige Übersicht über die geistigen Leistungen der Provinz auf dem Gebiet der schönen Literatur gibt. J. beginnt mit dem Minnesänger Herzog Heinrich IV. von Breslau und begleitet sie in gewandter Charakteristik bis auf unsere Tage, auch der mundartlichen Dichtung wird dabei kurz gedacht. —

Ortschaften. E. Blech (150) führt mit seinem Buch über das älteste Danzig in Zeiten und Verhältnisse hinein, von denen das Urkundenmaterial ganz schweigt und nur die Sage spricht. Ob seine Ergebnisse alle zu halten seien, bezweifelt R. Foss, der im übrigen die grosse Gelehrsamkeit und den gewaltigen

Fleiss, die aus der Arbeit sprechen, rühmt. — Gleichfalls mit Danzig befasst sich ein von A. Lindner (151) herrührender Band. Der Text bietet einen knappen Abriss der Danziger Kunstgeschichte, auch das geistige Leben wird kurz gestreift, im wesentlichen jedoch nur soweit es mit Kunst und Kunstpflege zusammenhängt. — K. Pfaffs Buch über Heidelberg (168) und W. Schoofs (177) Gedenkbuch auf Marburg sind in neuen Auflagen erschienen. — Was E. Hoffmann (180) sorgsam aus Akten über Merseburg zusammengetragen hat, fällt ganz in den Kreis rein lokaler Interessen. — R. Baier (198) hat eine Anzahl früher in einer Zeitung erschienener, jetzt revidierter Aufsätze zu einem Büchlein vereinigt, das kultur- und sittengeschichtliche Bilder aus fünf Jahrhunderten Stralsunds entrollt, zum Teil nach noch nicht benutzten Quellen. Recht interessant sind die nach dem Tagebuch eines Geistlichen gegebenen Einblicke in die Verhältnisse Schwedisch-Pommerns im 18. Jahrhundert. — Von den weiter in der Bibliographie aufgezählten Schriften (199—211) kam mir keine zu Gesicht. —

Biographisches: Allgemeines. „Werk und Persönlichkeit" hat E. Platzhoff-Lejeune (212) eine Untersuchung betitelt, die wertvolle Beiträge zu einer Theorie der Biographie liefert. P. wirft die Frage auf, was das Entscheidende sei, das Werk oder die Persönlichkeit, die es hervorgebracht hat. Er schafft sich Rubriken der grossen Persönlichkeiten und untersucht in einzelnen Kapiteln, was bei dem Entdecker, dem Eroberer, dem Staatsmann, dem Fürsten, Propheten und Philosophen und schliesslich dem Künstler das Tun und der Täter zu bedeuten haben. Wie R. M. Meyer urteilt, leidet die an feinen Einzelbemerkungen reiche Arbeit an dem grossen Fehler, dass sie mit ganz abstrakten Typen operiert und die historische Fülle der Erscheinungen ganz vergisst. So komme denn P. zu so befremdenden Aussprüchen, wie dass der Heilige kein Wirkender sei; dass die Eroberer heut unmöglich seien oder dass der Staatsmann in der Jetztzeit nach möglichster Objektivität strebe — in der Epoche der Bismarck, Gambetta, Chamberlain! Aus seinen Erwägungen und etwas überscharfen Abgrenzungen heraus sucht P. Grundsätze für die Methode der Biographie zu gewinnen: Das Werk ist das Bekannte, um dessentwillen allein die biographische Aufgabe unternommen wird; es ist die erste, aber nicht die einzige Quelle; was daneben in Betracht kommt, persönliche Informationen, Memoiren, Briefe, Tagebücher und die eventuelle Selbstbiographie, wird nach seinem Wert für die Biographik danach kurz gemustert, wobei auf manche Einzelfragen förderliche Antworten gegeben werden. — Ein bei Platzhoff nur nebenbei berührtes Problem, der geschichtliche Wert, die historische Glaubwürdigkeit der Selbstbiographie, steht im Mittelpunkt einer Arbeit von H. Glagau (218). An Madame Rolands Autobiographie, deren Angaben sich an der Hand einer gleichzeitigen Korrespondenz ziemlich eingehend nachprüfen lassen, war G. die romanhafte Färbung neuerer Selbstbiographien besonders deutlich entgegengetreten, und die lehrreiche Quellenkritik dieses Werkes hat sich ihm zu einer allgemeinen Betrachtung erweitert. Ob gerade diese Autobiographie als Grundlage zu einer prinzipiellen Untersuchung geeignet war, ist allerdings zu bezweifeln. Indessen macht G. manche wichtige und fruchtbare Bemerkung über die Entstehungsbedingungen und das Wesen des romanhaften Elements, vor allem in den Rousseauschen Bekenntnissen. Nur eben, — meint R. M. Meyer in seiner Anzeige des Buchs — hat nicht auf alle Biographik aller Zeiten das Vorbild des jeweils herrschenden Romantypus eingewirkt? „Wenn der Verfasser das reichhaltige Werk Dessoirs über die Geschichte der neueren Psychologie zu Rate gezogen hätte, würde er erkannt haben, durch wievielerlei Regungen der neue analytische Geist sich gleichzeitig in der theoretischen Seelenlehre, in der Geschichtschreibung und den Bekenntnissen offenbart und wie Rousseaus Meisterwerk in dieser Hinsicht so wenig als in anderen isoliert dasteht." Die Ausführungen über Goethes „Bekenntnisse einer schönen Seele" lehnt Meyer ab. Richtig hebt G. hervor, dass die Ausscheidung der romanhaften Bestandteile, der dem Autobiographen meist unbewussten Fehlerquellen, aus selbstbiographischen Werken eine wichtige Aufgabe für den Historiker bilden wird; um eine prinzipielle Unglaubwürdigkeit der psychologischen Zusammenhänge der Selbstbiographien zu konstatieren, lag seiner Untersuchung ein zu geringes und einseitiges Material zugrunde. — In einer förderlichen Abhandlung wirft G. Lambeck (214) die Frage auf, wie der Historiker die Persönlichkeit im Rahmen der allgemeinen Geschichte, im Zusammenhang mit der Entwicklung einer ganzen Zeit, eines Staates oder Volkes darstellt. Er scheidet da zwei Möglichkeiten: entweder sieht der Historiker den inneren Zusammenhang der Ereignisse als das Wesentliche an und berücksichtigt die Personen nur so weit, als es die Erklärung der einzelnen Begebenheiten unmittelbar verlangt, oder er bemüht sich, im Zusammenhang mit den Ereignissen die grossen Männer nach ihrer ganzen Persönlichkeit zu schildern. Die erste Methode, die alte, schon von Thukydides begründete, wird dann näher betrachtet. Für die zweite stellt L. drei verschiedene Wege fest: den der zusammenhängenden

Charakteristik; die Schilderung der Eigenschaften im Anschluss an die einzelnen Tatsachen der Ereigniserzählung; drittens die Vereinigung zusammenhängender Charakteristik mit derjenigen, welche sich an die einzelnen Begebenheiten anlehnt. Jedes dieser drei Verfahren, die L. sehr hübsch mit schlagenden Beispielen aus unsern grossen Historikern belegt, entspricht einem bestimmten Verhältnis der Persönlichkeit zu den Ereignissen der Zeit. — K. Francke (216) spricht in einer in New York gehaltenen Rede von den Unarten und Auswüchsen und andererseits von der unvergleichlich grossen Bedeutung des deutschen Persönlichkeitstriebes. — Eine Reihe germanischer Charaktere stellt J. Zeitler (217) zusammen, ohne dabei Neues vorzubringen. —

Biographische Sammelwerke. Die in dem neuen, 47. Bande der Allgemeinen deutschen Biographie (223) enthaltenen Artikel werden in den einschlägigen Kapiteln der JBL. genauer zu charakterisieren sein. — Mit Freuden zu begrüssen ist es, dass das bereits eingegangene Biographische Jahrbuch von A. Bettelheim (224) eine Auferstehung im Berichtsjahr erlebt hat. Der erschienene Band umfasst die Toten des Jahres 1900, unter denen Friedrich Nietzsche (von F. Spiro behandelt) und Max F. Müller an Bedeutung voranstehen. — Einer guten Idee dankt O. Weddigens (225a) Buch „Die Ruhestätten und Denkmäler unserer deutschen Dichter" seine Entstehung. Der Verlag hat diese Sammlung, in die ja aus Vollständigkeitsgründen genug Dilettantisches aufgenommen werden musste, ganz sorgfältig ausgestattet. Die naiven, nichtssagenden „literarhistorischen Bemerkungen" des Herausgebers, die nicht einmal zuverlässig sind, wären freilich besser fortgeblieben. — A. Kettners (226a) Ehrenhalle bringt eine Biographiensammlung von Männern der Kunst und Wissenschaft, deren Wiege im Bezirk Freiwaldau gestanden hat. Genannt seien davon der Publizist W. Arbter (1831—98), der Musiker Karl Ditters von Dittersdorf, der politische Schriftsteller O. Hein, der vaterländische Schriftsteller Willibald Müller, Rudolf Rittner, der Bühnenkünstler und Schriftsteller, J. Chr. Freiherr von Zedlitz usw. — Aus dem gross angelegten, nicht immer ebenso durchgeführten Werk über Heidelberger Professoren des 19. Jahrhunderts (227), das die Universität bei ihrer Säkularfeier herausgegeben hat, interessieren an dieser Stelle vor allem E. Marcks', nach R. M. Meyers Urteil, glänzender Artikel über L. Häusser und die politische Geschichtschreibung in Heidelberg, A. Merx' Geschichte der morgenländischen Studien mit den Charakteristiken von Paulus und Hengstenberg, sowie der Beitrag von O. Crusius, der den Briefwechsel des grossen Philologen Böckh mit dem Minister Reitzenstein als sehr wertvolle und aufschlussreiche Gabe vorlegen konnte. — Eine Anzahl schlesischer Biographien, von denen für die Literaturgeschichte keine in Betracht kommt, hat A. Langer (228) zusammengestellt. — Ergiebiger ist der zweite Band von J. Hansens (235) Lebensbildern hervorragender Katholiken, aus dem einzelne Beiträge weiter unten Besprechung finden werden. — Von Rud. Schmidts (237) zwar lückenhaftem, aber doch wertvollem Werk „Deutsche Buchhändler, deutsche Buchdrucker" ist der zweite, die Namen Ebbecke bis Hartung in 77 Artikeln umfassende Band vorgelegt worden. Der Rezensent des LCBl. hebt eine Reihe wesentlicher Auslassungen hervor. Von ausländischen Verlegern sind zwar Flammarion und Hachette in Paris und der Amerikaner Harper erwähnt, nicht aber Zolas Verleger Charpentier und nicht der grösste Verlag des skandinavischen Nordens, Gyldendal in Kopenhagen. Und von grossen deutschen Firmen fehlen ganz E. Felber, für Literaturgeschichte und Philologie wichtig, S. Fischer, einer der führenden Verleger der Moderne, F. W. Grunow, der Grenzbotenverleger usw. Als interessant werden besonders die Mitteilungen über den Maler und Dichter Salomon Gessner als Buchhändler, über die Familie Elzevier, und den Leipziger Messkatalog bezeichnet. —

Lexika. Von M. Holzmanns und H. Bohattas (240) höchst verdienstlichem Anonymenlexikon ist der zweite Band erschienen, in dem die Buchstaben E—K behandelt sind. Der erste Band (241) wurde noch von A. Goldmann besprochen, der die ungeheure Reichhaltigkeit des Inhaltes betont und bereitwillig anerkennt, dass hier ein grosses Stück ehrlicher Arbeit geleistet ist. Allerdings erreicht das Werk eine unnötige Ausdehnung dadurch, dass die Verfasser den Begriff des Anonymen sehr weit fassen, dass sie nicht bloss jene Schriften verzeichnen, deren Verfasser nicht genannt sind, sondern auch solche, die von einem Anonymus bloss übersetzt oder herausgegeben wurden; ferner haben sie auch Werke aufgenommen, deren Autor zwar nicht auf dem Titelblatt, aber wohl am Beginn oder Schluss der Vorrede oder im Buch usw. namhaft gemacht ist. — L. Eisenbergs (245) biographisches Lexikon der deutschen Bühne im 19. Jahrhundert wird man nicht benutzen dürfen, ohne vorher die vernichtende Anzeige A. von Weilens gelesen zu haben. W. tadelt Form und Anordnung des Lexikons, zeigt, wie viel unnötige Namen als Ballast geführt werden, während andererseits recht wichtige Persönlichkeiten fehlen, und deckt

endlich eine solche Fülle von Fehlern auf, dass man auch gegen die zahlreichen nicht nachgeprüften Angaben E.s misstrauisch wird. —

Einzelne Stoffgebiete in der Literatur. Von den hier aufgezählten Arbeiten, die zum Teil besser in das stoffgeschichtliche Kapitel verwiesen würden, war mir nur L. P. Betz' (248) bibliographische Zusammenstellung: „Das Christentum in der Literatur" zugänglich. Studien in französischer und deutscher Sprache, die sich mit Bibel, Religion, Kirche, Legenden befassen, sind da als Ergänzung zu des Verfassers littérature comparée zusammengetragen. —

Hilfsmittel der Literaturwissenschaft: Enzyklopädien. Nur die wenigsten der hier aufgezählten Werke, soweit sie dem Referenten überhaupt vorgelegen haben, bedürfen einer näheren Erläuterung. Den Wert unseres Konversationslexikons in kultureller Bedeutung erörtern in einer kleinen Flugschrift F. Langen und L. Ernst (253). — In Aufsätzen plaudern über das gleiche Thema P. Raché (254) und F. Dernburg (255). — Aus der Erwägung, „dass unsere bestehenden grossen Lexika, vor allem das Meyersche, durch Mangel an Objektivität in historischen, durch Ungenauigkeit in theologischen und liturgischen Artikeln Lücken aufwiesen, die besonders der katholische Benützer oft ärgerlich empfand", ist einst das katholische Herdersche Konversationslexikon (257) entstanden. Die dritte Auflage ist jetzt bis zum 2. Band vorgerückt. — Auch das im Auftrag der Görresgesellschaft von J. Bachem (260) herausgegebene Staatslexikon erscheint in neuer, zweiter Auflage. Wenn man dort allerdings liest, wie „die ausgedehnteste Lehrfreiheit an den Universitäten" als „Mangel und Schaden" (I, 772 und V, 859) bezeichnet wird, wie die bischöfliche Bücherzensur und der römische Index verteidigt werden, so weiss man, dass das Werk aus ultramontanem, aller modernen Kultur feindlichem Geist geboren ist. — Manche für den Literarhistoriker wichtige Beiträge enthält die von A. Hauck (261) edierte Realenzyklopädie für protestantische Theologie und Kirche. Unter den neuen Artikeln verdienen besonders genannt zu werden der von J. Köstlin über Luther, von G. Krüger über Frau von Krüdener und Schulthess-Rechbergs Lavateraufsatz. —

Bibliographisches: Allgemeines. „Bibliographien und kein Ende!" ruft V. Grundvig (266) in einem anregenden, für den Bibliothekar und Bibliographen manches Neue enthaltenden Aufsatz aus, und wie recht er hat, beweist zur Genüge unsere gegen das Vorjahr auf das Vierfache angeschwollene Rubrik Bibliographisches. Die meisten Nummern erledigen sich durch die Aufzählung in der Bibliographie, daher sei nur das Wichtigste herausgegriffen. Wesentlich an Buchhändler und Antiquare, auch an Besitzer und Verwalter kleiner Bibliotheken, denen grössere Werke wie Graesels Handbuch nicht zur Verfügung stehen, wendet sich F. J. H. Kleemeiers (267) Kompilation, deren Wertlosigkeit von F. Milkau dargetan wurde. —

Bibliographische Werke und Fachbibliographien. Besonders unentbehrlich geworden sind der Redaktion der JBL. und wohl auch vielen Mitarbeitern Hinrichs' (274) Halbjahrskatalog, das Bibliographische Bulletin der schweizerischen Landesbibliothek (279), die trefflichen von J. Luther, W. Scheel und H. Spies (286) redigierten Jahresberichte über Erscheinungen auf dem Gebiete der germanischen Philologie. —

Auf dem engeren Gebiet der Literaturgeschichte wären zu nennen Alfred Rosenbaums (289) Bibliographie im Euphorion, A. L. Jellineks (290) Bibliographie zur vergleichenden Literaturgeschichte, E. Zarnckes (292) Literarisches Zentralblatt, P. Hinnebergs (293) Deutsche Literatur-Zeitung und das an wichtigen Zeitungs- und Zeitschriftenübersichten reiche, von J. Ettlinger (294) herausgegebene Literarische Echo. —

Für die Grenzwissenschaften der Geschichte, Landeskunde und Kulturgeschichte, Theologie usw. kommen vor allem in Betracht E. Berners (296) vorbildliche Jahresberichte der Geschichtswissenschaft, O. Masslows (301) Bibliographie zur deutschen Geschichte, der von G. Krüger und W. Koehler (336, 337) herausgegebene Theologische Jahresbericht und A. L. Jellineks (341) Internationale Bibliographie der Kunstwissenschaft. —

Neue Ausgaben. Eine Reihe empfehlender Anzeigen oder blosser Aufzählungen neuer Klassikerausgaben ergeben keine Gesichtspunkte von allgemeinerem Interesse. Von E. Wasserzieher (353) und R. M. Meyer (354) erhalten die Ausgaben des Hesseschen Verlags besonderes Lob für ihre Vereinigung von Gediegenheit und Billigkeit. — Bei den verdienstlichen Wiesbadener Volksbüchern rühmt A. Matthias (357) die Weite des Programms, das jede Engherzigkeit, auch konfessioneller Art, ausschliesse und aller Scheuklappenpädagogik fernstehe. —

Zeitschriftenwesen. Eine Übersicht über die umfassende deutsche Zeitschriftenliteratur ermöglicht die von F. Dietrich (361) unter Mitwirkung von E. Funke, E. Roth, A. L. Jellinek herausgegebene Bibliographie. — Auch F. Dietrichs (362) Bibliographie der deutschen Rezensionen und H. O. Sperlings (363) Zeitschriften-Adressbuch tun wertwolle Dienste. —

Historisches. Aus der Gegenwart zurück in die Vergangenheit des Zeitschriftenwesens führen einige Beiträge, die schon in die weiter unten behandelte Geschichte des Journalismus hinüberweisen. In einem interessanten Vortrag zeichnete H. Löbner (365) die Beteiligung Danzigs an der literarischen Bewegung, die sich in den „moralischen Wochenschriften" spiegelt. Von der ausserordentlich hohen Zahl der Wochenschriften, die seit 1713 in den grösseren Städten Deutschlands emporkamen, um zum Teil schnell wieder zu verschwinden, entfallen auf Danzig, das 1735 in die Reihe der Städte mit einer Wochenschrift eintrat, fünf, die noch heut auf der Danziger Stadtbibliothek vorhanden sind und von L. ganz trefflich und lehrreich charakterisiert werden. Die erste ist „Die mühsame Bemerkerin derer Menschlichen Handlungen", im Jahr 1737 in 60 Stücken erschienen. Interessanter nennt er die zweite aus dem gleichen Jahr, die in Versen abgefasst ist, „Der Teutsche Diogenes". Die dritte, „Der fromme Naturkundige", auch in Versen, nur aus vierzig Nummern bestehend, fällt in das Jahr 1740. Der in der Widmung genannte Verfasser ist der Arzt und Naturforscher Christian Sendel, der die Arbeit wohl noch als Schüler des akademischen Gymnasiums in Danzig verfasst hat. Als die literarisch bedeutendste bezeichnet L. die vierte, „Der Freydenker" 1741—43. Als Verfasser hat er den Danziger Buchhändlersohn Johann Anton von Waasberghe ermittelt, der sich später als Ratmann der Stadt hervortat. Von ihm rührt auch die letzte, ganz in Briefen geschriebene moralische Wochenschrift „Sendschreiben einiger Personen aneinander über allerley Materien" her (Danzig 1748), die schon an der Grenze einer neuen Epoche steht. — Zur Geschichte der Schubartschen Chronik in den Jahren 1787—91 machte R. Krauss (367) nach bis jetzt unbekannt gebliebenen Akten aus dem Königlichen Staatsfilialarchiv Ludwigsburg interessante Mitteilungen, in denen die vielen Anfechtungen und Widerwärtigkeiten, die Schubart wegen dieser Zeitschrift zu erdulden hatte, in ihrem ganzen Umfang hervortreten. Es handelt sich da um eine Reihe von Fällen, in denen er den Zorn einzelner Persönlichkeiten oder ganzer Städte durch ehrliche Unvorsichtigkeiten auf sich geladen hatte und durch herzogliche Reskripte zu Widerrufen gezwungen ward. Der Herzog bewies übrigens gegen den Chronisten ziemlich grosse Nachsicht, was er nach K. wohl nicht bloss aus zarter Rücksicht auf die Kasse der akademischen Druckerei, in der die Chronik hergestellt wurde, sondern auch zugleich im Gefühle tat, dass er viel an Schubart gut zu machen hatte. — Aus Kuratorialakten, Briefwechseln und den alten Bänden der Göttingischen Zeitung von gelehrten Sachen hat G. Roethe (368) ein ungemein lebendiges Bild von der Entwicklung, dem Wandel dieser Zeitschrift aus einer populären in eine gelehrte entworfen. Einige Persönlichkeiten wie A. von Haller, J. D. Michaelis treten als glänzende Porträts aus dem Rahmen der Entwicklung entgegen. L. Geigers Besprechung findet das Urteil Roethes über den alten Heyne zu scharf. — Statt der wenig bietenden Jubiläumsnotiz von K. Burger (369) wäre hier K. Wilkes sorgfältiger Aufsatz „Die Leipziger Illustrierte Zeitung und ihre Geschichte" (ZBFr. 5[1], S. 188—96 und 228—36) einzufügen. 1834 hatte der Verleger Joh. Jak. Weber seinen Verlag begründet, 1843 begann er die erste mit Bildern geschmückte Zeitung Deutschlands herauszugeben — die Gartenlaube erschien erst 10 Jahre später. W. erzählt die Entwicklung der Zeitung unter Weber und seinen Nachfolgern und die Geschichte des Verlags bis auf die Gegenwart. — Mit modernen Zeitschriften beschäftigt sich R. Braungart (371). — Einen höchst überflüssigen, wirkliche Werte und wirkliche Gefahren verkennenden Vorstoss gegen das „Gift", das „Jugend" und „Simplizissimus" angeblich der Schuljugend vermitteln, unternehmen die Grenzboten (373). — Programmatisches für eine grosse Revue auf katholisch-christlicher Grundlage, die Münchener Monatsschrift „Hochland" (399), entwickelt mit wohlberührendem Weitblick K. Muth (374). —

Einzelne Zeitschriften, Jahrbücher, Kalender. Bei den meisten der hier verzeichneten Werke erübrigt sich wieder eine nähere Besprechung. Zu längst eingeführten alten Zeitschriften wie Kunstwart (404a), Türmer (424a), Düsseldorfer Monatshefte (388) haben sich wertvolle neue gesellt wie Deutschland (384), Süddeutsche Monatshefte (423) und die mehr fachwissenschaftlichen: German American Annals (394), Modern Philology (410a). Andere von vorne herein recht überflüssige Schösslinge sind schnell wieder eingegangen. Jahrbücher wie K. Kinzels und E. Meinkes „Aus Höhen und Tiefen" (432), R. Mumms „Neue Christoterpe" (453), F. Naumanns „Patria" (455), J. E. von Grotthuss' die genannten weit überragendes Türmer-Jahrbuch (456), wenden sich an bestimmte Kreise des Publikums, während die Jahrbücher des Freien Deutschen Hoch-

stifts (443), der Shakespeare-Gesellschaft (442), der Grillparzer-Gesellschaft (445) und das Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen (446) auf wissenschaftliche Beachtung Anspruch erheben dürfen. —

Zitatensammlungen. Der alte Büchmann (476) ist in 21., von E. Ippel bearbeiteter Auflage erschienen, und gleich haben sich auch wieder, von O. Ritter (478), O. Ladendorf (479), H. Meurer (480) beigesteuert, eine ganze Reihe von Ergänzungen und Nachträgen eingestellt. — Die Werke D. Haeks (481) und J. Englerts (482) sind mir nicht zugegangen. —

Praktische Winke für den Leser. Über das Lesen wurde wieder viel geschrieben und vor allem die in den letzten Jahren beliebt gewordene Frage, was sollen wir lesen? (489) nach allen möglichen Gesichtspunkten erörtert. Da gab es Rezepte für den Kleinstädter (494), die Backfische (491) und die Kinder, für die J. Siebert (490) eine ganz dankenswerte Liste von hundert Büchern aufstellte. — M. Meyerfeld (485) plauderte über vorlesbare Bücher unter dem Gesichtspunkt, dass das Vorlesen für ein Buch eine ähnliche Probe sei, wie die Aufführung für ein Theaterstück. — Interessant ist wieder die Statistik des LE. (487), die feststellte, dass vom Herbst 1901 bis Herbst 1902 die meistgelesenen Bücher waren: G. Frenssen, Jörn Uhl; Clara Viebig, Die Wacht am Rhein; G. von Ompteda, Cäcilie von Sarryn; G. Frenssen, Die drei Getreuen; W. Meyer-Förster, Karl Heinrich; H. Sienkiewicz, Quo vadis? — Im Anschluss an diese Enquete suchte W. Michel (486) darzutun, wie wenig die grossen Tageserfolge eines Buches mit seinem bleibenden Wert zu tun hätten und wie „inkommensurabel" diese beiden Begriffe überhaupt seien. — „Was die Grossstadt liest" bespricht ein Berliner Feuilletonist der KZg. (495), und stellt dabei für Berlin und besonders für die Buchhandlungen der ärmeren Viertel das Überwiegen zweideutiger Sexualliteratur fest. — W. Rath (496) konstatiert den Mangel an guten Volksbüchern, um dann gegen die Kolportageliteratur, die „Heftchenromane", vom Leder zu ziehen. Für eine volkstümliche Literaturpflege stellt er als Grundsatz auf: „Anregung, so frisch wie möglich, aber keine Verwirrung durch Naschenlassen an Modesensationen". — Beachtenswert für alle, die sich mit der Frage der Volksliteratur beschäftigen, ist ein Aufsatz von Marie Herzfeld (497); an einigen Veröffentlichungen der katholischen Deutschen Literaturgesellschaft tut sie die Schädlichkeit der sogenannten „gesunden" Lektüre dar, die nicht den Mut hat, das Leben darzustellen, wie es ist, sondern „fälscht", um nur „moralisch", „christlich" zu sein und vor allem gut auszugehen. — Neue Versuche, die beste Literatur für kleinste Geldsummen zu verbreiten, bespricht W. Bode (499), um besonders auf die Pläne des von Avenarius begründeten Dürerbundes und die „Deutsche Dichter-Gedächtnisstiftung" zu verweisen. — A. Keyssers (501) Schrift war mir nicht zugänglich. — Einen wertvollen, an Material und praktischen Hinweisen reichen Überblick über die Fortschritte der volkstümlichen Bibliotheken gibt ein von E. Reyer herausgegebenes Sammelwerk (Fortschritte der volkstümlichen Bibliotheken von E. Reyer. Leipzig, W. Engelmann. 1903. 180 S. M. 3,00). Unter den 41 Beiträgen zu dem Band seien hier nur wenige namhaft gemacht: G. Fritz behandelt die Reform des städtischen Bibliothekenwesens in Deutschland und die Charlottenburger städtische Volksbibliothek, A. Buchholtz die Volksbibliotheken und Lesehallen der Stadt Berlin in den letzten Jahren. Über die Stadtbücherei in Elberfeld berichtet C. Nörrenberg, über die Kruppsche Bücherhalle in Essen Dr. Ladewig, Ernst Schultze über die öffentliche Bücherhalle zu Hamburg. Der Herausgeber E. Reyer verbreitet sich über die volkstümlichen Bibliotheken in Österreich, und auch das Ausland ist mit Amerika, Skandinavien, Paris und Russisch-Polen in den Kreis der Betrachtung gezogen. Viele Einzelfragen, die hier nicht berührt werden können, finden fördernde Erörterung. — Zu der praktischen Frage des Bücherkaufens leitet ein Aufsatz F. Paulsens (504) über. Warum werden in Deutschland, dem Lande der grössten Bücherproduktion, so wenig Bücher gekauft? fragt er und sucht die Wurzel des Übels in den zu hohen Bücherpreisen. Wenn er allerdings, um eine Besserung anzubahnen, den deutschen Schriftstellern eine Verminderung ihrer Honoraransprüche vorschlägt, so verrät er damit nur eine Unkenntnis der durchschnittlichen Honorarsätze, die gerade bei uns, im Gegensatz zu Frankreich, Amerika, England, jämmerlich genug sind. Beherzigenswerter ist sein Vorschlag an die Verleger, sich mehr zu dem Prinzip kaufmännischen Grossbetriebs zu bekennen: grosser Umsatz, kleiner Nutzen, besonders bei solchen Büchern, bei denen ein grosser Absatz im Bereiche des Möglichen liegt. — Von der sogenannten „Geschenkliteratur", den ad hoc von den Verlegern „ausgestatteten", selten gelesenen Werken und ihrer Sinn- und Wertlosigkeit plaudert G. Zieler (503). — Eine Reihe von Verzeichnissen und Katalogen wollen dem grösseren Publikum als Ratgeber bei Bücheranschaffungen dienen. Am zuverlässigsten und ästhetisch am besten beraten ist da immer noch der von F. Avenarius (508) herausgegebene literarische Rat-

geber des Kunstwart. — Ganz hübsch ist auch eine Zusammenstellung von A. v. B. (Die Hausbibliothek. Altenburg, St. Geibel. 1902. 24 S. M. 0,50), wenngleich etwa die Heraushebung W. Weigands als einzigen modernen Dramatikers höchst verblüffend wirkt. — Andere Kataloge, wie „Gute Bücher, gute Freunde" **(510)**, sind Sammelsurien von nichtssagenden Einzelrezensionen, oder ganz dilettantisch und unter beschränkt konfessionellen Gesichtspunkten zusammengestellt, wie der „Christliche Bücherfreund" von C. Hirsch (Konstanz, Verlag für christliche Literatur und Kunst. 1903. 252 S. M. 0,70). — Wieder andere **(511—515)** lagen dem Referenten nicht vor. —

Verschiedenes. Die Entwicklung des Mäzenatentums hat A. von Gleichen-Russwurm **(516)** knapp skizziert, vom goldenen Zeitalter der römischen Literatur an bis in das 19. Jahrhundert hinein, in dem das persönliche Element immer mehr zurücktritt und das Publikum die Rolle der einstigen Mäzene übernimmt. — Allerlei trübe Betrachtungen über das „Volk der Dichter und Denker", das bis jetzt noch eher den Namen des Volkes der Skat- und Kegelbrüder verdiene, knüpft S. Simchowitz **(518)** an die Verleihung eines Ehrensolds an G. Falke. — Bei dem gleichen Anlass spricht sich auch H. von Hopfen **(519)** für die Gewährung eines Ehrensoldes an verdiente Schriftsteller aus, nicht aber eines Almosens, wie es Falke (3000 M.) erhalten habe. Er empfiehlt die Gründung einer grossen Organisation, einer alle Schriftsteller umfassenden Genossenschaft, ähnlich der Genossenschaft der deutschen Bühnenangehörigen. — O. Bulle **(526)** handelt von der literarischen Überproduktion, von der Feststellung ausgehend, dass im vorigen Jahre nicht weniger als 25000 einzelne Schriftwerke in Deutschland in den Buchhandel gebracht wurden. Er befasst sich eingehend mit den Ursachen und Folgen dieser unerquicklichen Erscheinung und dem Standpunkt, den ihr gegenüber die literarische Kritik einnimmt. — Die Klage über das papierene Zeitalter, das tintenklecksende Säkulum geht auch durch einen Aufsatz S. Mehrings **(531)**, der an die allmählich fortschreitende Verbesserung des Phonographen utopische Betrachtungen über eine etwaige Verdrängung der Schrift und des Buchs durch die im Phonographen bewahrte lebendige Sprache knüpft. — Eine Plauderei W. Bölsches **(534)**, die Bedeutung und Rolle der Weltstadt in der Poesie erörtert, sei wenigstens noch genannt. —

Journalismus: Allgemeines. Den ersten Versuch einer systematischen und kritischen Darstellung des modernen Zeitungswesens hat E. Löbl **(537)** unternommen. In seiner tendenz- und leidenschaftslosen Darstellung sucht er das Kulturphänomen, als das sich die moderne Presse allen Anfeindungen zum Trotz darstellt, in die richtige Beleuchtung zu rücken. Lange genug war ja das Zeitungswesen ein Aschenbrödel der Forschung, und so ist die Arbeit dankbar zu begrüssen, wenngleich sie noch manche Wünsche unerfüllt lässt. L. betrachtet in seinem ersten Teil die Zeitung an sich, in ihrer literarischen und technischen Eigenart, in weiteren Kapiteln die Journalistik, die Stellung der Presse zum geistigen Leben und der öffentlichen Meinung, im letzten die Presse und die Staatsgewalt. Es kam ihm auf eine dogmatische Behandlung des gesamten Pressewesens an, doch ist auch historisches Material in reichem Masse überall dort herangezogen, wo es zur Illustrierung und Verdeutlichung seiner Ausführungen erforderlich schien. Vermisst wird ein Eingehen auf das Urheberrecht, das Pressegesetz, ferner bei Erörterung der „materiellen Beeinflussung der öffentlichen Meinung" eine ausführliche Behandlung der Börse und der Kunstkritik im weitesten Sinne (vgl. LE. 6, S. 891/5). — Löbl bekennt sich an einer Stelle seines Buchs prinzipiell als Gegner der Anonymität, „wo es auf individuelle literarische Leistung ankommt". In scharfem Gegensatz dazu steht ein Aufsatz von Outis **(542)**, der für die Anonymität in der Schriftstellerei eine Lanze bricht und sich in seinen an paradoxer Übertreibung reichen Ausführungen bis zu der Behauptung versteigt, dass die Wahrheit am besten unter dem kräftigen Schutze der Anonymität gedeihe. — O. Wettsteins **(538)** und L. Geigers **(539)** Arbeiten waren mir nicht zugänglich. — Der in der Bibliographie fälschlich gebuchte Aufsatz A. Brückners **(543)** hat mit unserem Thema nichts zu tun. — In einem beachtenswerten Beitrag weist R. Krauss **(544)** darauf hin, welche Bedeutung die populärwissenschaftlichen Feuilletons unserer grossen Tageszeitungen allmählich auch für den Forscher bekommen haben, wie andererseits aber für kleinere Provinzblätter gerade diese Arbeiten mit erschreckender Leichtfertigkeit zusammengebraut werden und es häufig mit Richtigkeit und historischer Wahrheit nicht sehr genau nehmen. Es sei bedauerlich, dass diese gedruckten Sünden dann noch durch Bibliographien ihrem lokalen Eintagsdasein entrissen würden. Dieses Mangels literarischer Nachweise müsse man stets bewusst bleiben und in ihrer Verwertung deshalb grösste Vorsicht und strengste Kritik üben. —

Historisches. Langsam wendet sich der lange vernachlässigten Erforschung der Geschichte des deutschen Zeitungswesens ein gesteigertes Interesse zu. Doch fehlt es noch immer so sehr an Vorarbeiten, an Einzeluntersuchungen, dass der

erste Versuch einer zusammenfassenden Darstellung, wie ihn L. Salomon (547) unternommen hat, gar nicht anders als mangelhaft und partienweise dilettantisch ausfallen konnte. Der zweite Band (JBL. 1902 N. 178), der die Zeit während der Fremdherrschaft 1792—1814 umfasst, lässt nach R. M. Meyer die Schwächen der Arbeit noch störender hervortreten als der erste. Das literarhistorisch Wichtige sei über ganz interessanten und hübschen Kleinigkeiten vergessen. Nur etwa die Abonnementsstatistik bringe in dieser Hinsicht wirkliche Förderung. S.s Versuche zu charakterisieren leiden nicht bloss an der Beschränkung auf die Hauptfragen: für oder gegen Napoleon, für oder gegen die Romantik (die übrigens ganz schief erfasst ist), sondern auch an einer bedauerlichen Unfähigkeit, das Individuelle zu erfassen. Die Charakteristik der „Abendblätter" oder der „Einsiedlerzeitung" hätte, schliesst Meyer, auch Garlieb Merkel nicht viel unbilliger stellen können. O. Tschirch heisst die Arbeit als ersten Versuch auf einem bisher ganz vernachlässigten Gebiet willkommen. Ihr Wert liege in der übersichtlichen und knappen Zusammenfassung der bereits gedruckten Literatur, von der sie allerdings sehr abhängig sei. Wo wenig Material vorlag, sei die Darstellung lückenhaft, wie die Partien über die politische Presse in den fränkischen Staaten und über Altpreussen. P. Holzhausen skizziert ausführlicher den Inhalt des Werkes, ohne Kritik zu üben (548–550). — Aus Akten des Geheimen Staats-Archivs macht E. Consentius (553) wertvolle und interessante Mitteilungen über den ersten Plan zu einer Tageszeitung in Berlin. Neben der Vossischen Zeitung erschien seit dem 30. Juni 1740 die Spenersche — beide Blätter trugen damals allerdings noch nicht diese Namen. Daneben gab es eine von Friedrich dem Grossen ins Leben gerufene französische Zeitung und einige Jahre hindurch die sogenannte Realschulzeitung, die zu Beginn des 7jährigen Krieges freiwillig ihr Erscheinen einstellte. Alle vier Blätter wurden nicht täglich ausgegeben. Mit dem Plan einer täglich erscheinenden Zeitung trat erst der Buchdrucker Johann Friedrich Unger hervor, der am 13. September 1784 zum erstenmal um ein Privilegium einkam. Die Neuerung, die Unger vorhatte, erstreckte sich nicht nur auf die Erscheinungsweise, er wollte auch im Gegensatz zu den anderen Zeitungen Originalberichte bringen und selbständige Korrespondenzen aufnehmen. Die Haude und Spenersche Buchhandlung sowie Voss & Sohn äusserten sich abfällig über das Projekt und suchten es auf jede Weise zu durchkreuzen. In der Tat wurde Unger von den Ministern des Königs abschlägig beschieden und zwar, wie Consentius an Hand der Akten dartut, mehrere Male. Es gelang ihm auch nicht, seine Absicht unter der Firma einer „täglichen Hofzeitung mit anzuhängenden Avertissements" zu verwirklichen und ebensowenig, als er — noch 1801 — auf den politischen Charakter der Zeitung verzichten wollte, um sich auf innere Vorgänge, auf Verwaltungs- und Handelsfragen der preussischen Provinzen zu beschränken. Gegen Ende seines Lebens wurden ihm dann, nach dem langwierigen Prozess der Vossischen Erben gegeneinander, 1802 in Gemeinschaft mit der Frau Münzdirektor Lessing alle Rechte des Vossischen Zeitungs-Privilegs übertragen, so dass wenigstens ein kleiner Teil seiner Pläne in Erfüllung ging. — Ein Referat von M. Immich (554) knüpfte an die von Archivrat E. Friedländer in Berlin herausgegebene Publikation „geschriebener" Zeitungen an (38. Heft der Publikationen des Vereins für die Geschichte Berlins). Diese Zeitungen, die seit dem 16. Jahrhundert als intime Informationsblätter an Fürstenhöfen gesucht waren, sind in den Jahren 1713—17 und 1735 von den Geheimsekretären Zacharias Grübel und H. Ortgies im Auftrage des Fürsten Georg Albrecht von Ostfriesland an diesen aus Berlin geschickt worden und haben sich im Archiv zu Aurich erhalten. Sie enthalten interessante Details zur preussischen Geschichte unter Friedrich Wilhelm I. — Die publizistischen Verhältnisse in Bayern vor 100 Jahren, zur Zeit da die Allgemeine Zeitung dorthin übersiedelte, charakterisierte M. Döberl (556). Er zeigt an einer ganzen Reihe von Provinzial- und Kreisblättern, auch von Fachzeitschriften, dass sich die periodische Presse Bayerns damals in recht bescheidenen Verhältnissen bewegte, vor allem in keiner Weise in bezug auf die Mitteilung auswärtiger Vorgänge genügte, so dass es kein Wunder war, wenn die bayerische Regierung einer Zeitung vom Range der Allgemeinen mit den schmeichelhaftesten Anerbietungen entgegenkam. — Zur Vorgeschichte der „Allgemeinen Zeitung" machte K. O. (557) neue Mitteilungen, die jene von Cotta mit Ernst Ludwig Posselt geplante „Europäische Zeitung" betreffen. Sie sollte nach dem Vertrag aus dem Jahre 1794 in Posselts Amtssitz Rastatt erscheinen und der präsumtive Herausgeber hatte sich, wie den Karlsruher Akten zu entnehmen ist, mit seinem Anliegen in einer Denkschrift an das markgräfliche Hofratskollegium gewendet und um Genehmigung zur Herausgabe eines politisch-literarischen Zeitblattes in Rastatt nachgesucht; wenn dabei merkwürdigerweise auch Schiller als Mitherausgeber genannt wurde, so deutet auch dies darauf, dass Posselt sowohl wie Cotta trotz der Absage, die der Dichter schon im Juni erteilt hatte, noch an der Hoffnung festhielten, ihn zur

Mitarbeit, wo nicht gar zur Mitleitung zu gewinnen. Die Eingabe wurde mit Rücksicht auf die Zensurverhältnisse abgelehnt und erst nach Posselts Ausscheiden aus dem badischen Dienst kam Cotta auf sein Vorhaben zurück, diesmal mit dem Erfolg, dass die Verhandlungen zur Gründung der „Allgemeinen Zeitung“ oder, wie sie zunächst noch hiess, der „Neuesten Weltkunde“ führten. — Einer umfassenden Geschichte des deutschen Zeitungswesens wurde in dankenswerter Weise durch eine Reihe von monographischen Darstellungen vorgearbeitet, die bei festlichen Anlässen bedeutenden oder doch durch ihren Erscheinungsort wichtigen Zeitungen gewidmet wurden. Die verzeichnete Schrift von F. Dieudonné (558) freilich, der den Wandlungen der Kölnischen Zeitung im Wandel der Zeiten nachgeht, scheidet für unsere Betrachtung aus. Von einem 1902 erschienenen Aufsatz der Zeitung ausgehend, der nach des Verfassers Ansicht an „Anmassung und Ruppigkeit des Tones alles bisher Dagewesene“ übersteigt, untersucht er, wie diese „hehre Führerin des gebildeten und besitzenden Bürgertums“ während ihres mehr wie hundertjährigen Bestandes ihre Stellungnahme zu brennenden Fragen immer geschickt zu wandeln und den Momenterfordernissen anzupassen wusste. Für den Historiker kommt bei diesen Festnagelungen, bei denen es übrigens nicht ohne einseitige Urteile abgeht, jedenfalls nichts heraus. — Die „St. Petersburger Zeitung“ hat im Januar 1902 ihr hundertfünfundsiebzigjähriges Bestehen feiern können, und aus diesem Anlass hat einer ihrer Redakteure, Carl Eichhorn (559), die Entwicklung der Zeitung in einer wertvollen, umfassendes Material bewältigenden Monographie geschildert. Seine Quellen waren neben den Jahrgängen der Zeitung selbst, von denen der allergrösste Teil erhalten ist, die Archive der Akademie in Petersburg, mit der sie von ihrer Gründung an bis zur Verpachtung an einen Privatmann im Jahre 1859 in engster Verbindung gestanden hat. Die mannigfachen Kämpfe, die die Zeitung durchgemacht hat, eröffnen zugleich einen Einblick in die Geschichte des Deutschtums in Russland. Unter den Redakteuren, deren Persönlichkeiten Eichhorn eingehend charakterisiert, ist aus den ersten Jahren besonders Gerhard Friedrich Müller zu nennen, der Vater der russischen Geschichtsschreibung, der schon 1728 ein wertvolles wissenschaftliches Beiblatt zur Zeitung ins Leben rief, das allerdings nach einiger Zeit wieder eingehen musste. Die anfänglich günstige Entwicklung wich in der Epoche von 1742–76 einem völligen Stillstand, der sich auch in der schwankenden Abonnentenziffer bekundete (500 Exemplare waren im ersten Jahr gedruckt worden, 1750 genügten 200). Das vornehme wissenschaftliche Gepräge gab der Zeitung erst im 19. Jahrhundert Peter von Köppen, der 1834 die Leitung des Blattes übernahm. In der Redaktion wie in dem Bestreben, die Zeitung zu einer würdigen Repräsentantin deutscher Bildung in Russland zu machen, folgte ihm der Historiker Friedrich Lorentz. Zu den interessantesten und wertvollsten Teilen der Darstellung zählt die Schilderung der „Glanzepoche“ der Zeitung unter der Redaktionsführung Clemens Friedrich Meyers von Waldeck, der das Blatt in Pachtbesitz genommen hatte und die Redaktion erst 1874 niederlegte, um an die Universität Heidelberg zu gehen. Inzwischen hatte die Zeitung ein Feuilleton erhalten und war — etwa seit Mitte der 50iger Jahre — zu einem wirklichen, selbständig seine Meinung äussernden politischen Blatt geworden. Das literarische Schwergewicht ruhte zwar auf der russischen Literatur, die in Referaten gewürdigt und durch Übersetzungen zugänglich gemacht wird, doch tauchen auch deutsche Schriftsteller wie Fr. Gerstäcker, F. von Gaudy mit belletristischen Beiträgen auf. Und frisch bleibt die Entwicklung auch unter Meyers Nachfolger Paul von Kügelgen, mit dessen Redaktionsleitung der Verfasser bis zur Gegenwart führt. Den wissenschaftlichen Gebieten von allgemeinem Interesse wird erneute Aufmerksamkeit geschenkt, reich ist das Blatt auch in dieser Periode an literarischen und literarhistorischen Besprechungen, zu denen u. a. Julian Schmidt, A. von Oettingen, P. von Bojanowsky, A. von Reinholdt, Th. Schiemann Beiträge beisteuerten, und neben der russischen Literatur werden für den belletristischen Teil auch deutsche Dichter in verstärktem Grade herangezogen. — Wertvolle Erweiterungen unserer Kenntnis vom Zeitungswesen vermittelt auch die Festschrift der „Wiener Zeitung“ (560), die 1903 bereits auf ein 200jähriges Bestehen zurückblicken konnte. Während in der Monographie des Petersburger Organs ein Verfasser versucht hatte, in fortlaufender Darstellung ein allseitiges Bild der publizistischen Tätigkeit dieser Zeitung zu entwerfen, wurde hier eine Reihe von Autoren mit der Abfassung von Einzelkapiteln betraut. Dadurch war von vorne herein der fragmentische Charakter der Publikation bedingt. Für den Sonderwert der einzelnen Monographien aber war die Arbeitsteilung vorteilhaft. Die Geschichte der Zeitung, die zuerst unter dem Titel „Wiennerisches Diarium“ erschien, in ihrem Verhältnis zur Staatsverwaltung hat auf Grund archivalischer Forschungen E. V. Zenker dargestellt. E. Löbl berichtet über die Entwicklung der journalistischen Technik, F. Strässle über die Anfänge des Anzeigewesens in der Zeitung, wobei er allerdings, wie E. Consentius in seiner Besprechung hervor-

hebt, in einer Anzeige des Verlegers fälschlich das erste Inserat erblickt. E. Guglia führt die Geschichte der Zeitung während des Zeitalters der Revolution und Napoleons vor. Unter den wertvollen übrigen Abschnitten sei neben den Übersichten Armin Friedmanns und Robert Hirschfelds über die Kunst- und Musikkritik vor allem A. von Weilens trefflicher Beitrag: „Die Kritik des Schauspiels in der Wiener Zeitung" herausgehoben. Von einem mit dem Namen A. von Kotzebues verknüpften Vorspiel im Jahre 1798 an entwirft Weilen ein Bild der Theaterkritik des Blattes, die mit den Namen Ludwig Speidel, Bruno Bucher, Friedrich Uhl eine hervorragende Stellung in der Geschichte der Wiener Kritik einnimmt. Ein äusserst wertvolles Verzeichnis der literarischen Beiträge der Wiener Zeitung von 1849—1880 hat endlich E. von Komorzynski beigesteuert. —

Sammelwerke und gesammelte Aufsätze: Allgemeines. H. Schuchardt (561) zieht gegen die jetzt übliche Art der Festschriften zu Felde, zu denen der ganze Heerbann der Fachgenossen im weitesten Sinne zusammengeblasen werde; meist hätten dann die Beiträge gar keine Beziehung zu dem, was der Jubilar geschaffen hat. — Auf die zahlreichen, hier verzeichneten deutschen und ausländischen Aufsatzsammlungen (562—665) an dieser Stelle einzugehen, erübrigt sich, da die einzelnen Arbeiten, soweit sie für das Gebiet der neuen Literatur in Betracht kommen, in den betreffenden Rubriken der JBL. eingehendere Beachtung finden werden. —

Geschichte der deutschen Philologie.

(I, 2 = N. 666—875.)

Alexander Reifferscheid.

Allgemeines. — Gesamtdarstellungen. — Ältere deutsche Grammatiker und Sprachforscher. — Sprachforscher um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts. — Begründer der deutschen Philologie. — Freunde und Mitarbeiter der Brüder Grimm. — Germanisten und Sprachforscher. — Nekrologe auf jüngst verstorbene Fachgenossen. — Vertreter verwandter Fächer. — Autobiographien. —

Allgemeines. Auch diesmal kommen vorwiegend kleinere Aufsätze und Mitteilungen, nur ausnahmsweise grössere Abhandlungen und selbständige Bücher in Betracht. Für das Allgemeine ist eine Auseinandersetzung A. Ludwichs (666) über das Wesen der Philologie zu nennen. Im Gegensatz zu Kant und Aug. Böckh sieht er das Wesen der Philologie vor allem in der wissenschaftlichen Erforschung der Sprache, der vorhandenen Sprachdenkmäler und der kulturhistorischen Bedeutung beider. Sie habe auf jedem dieser drei Gebiete kritisch und exegetisch vorzugehen, das Formelle und das Sachliche, das Individuelle und das Generelle klar zu legen. Überall stehe sie im Dienste strengster Wahrheit. Zur Einheit werde sie durch die Sprache, zur Wissenschaft durch ihre historisch-komparative und logisch gesetzmässige Forschungsmethode, zur Kultur- und Humanitätspflegerin durch ihre selbstlose Hingebung an die Erkenntnis des geistigen Lebens der Menschheit. — G. Roethes (667) Akademierede geht aus von den Wandlungen der deutschen Philologie, wie sie sich an ihren Vertretern in der Akademie, J. Grimm, K. Lachmann, K. Müllenhoff, W. Scherer und K. Weinhold, darstellen, und bespricht dann seine eigene wissenschaftliche Tätigkeit. Sie sei besonders gerichtet auf das geschichtliche Verständnis von individuellen Erscheinungen und geistigen Formen. Philologische Schwerblütigkeit habe ihn nie dazu kommen lassen, geschichtliche Entwicklungsreihen in grösserem Zusammenhang zu gestalten. Seine Arbeiten stellten sich isolierter und zufälliger dar, als ihm selbst lieb sei. Er betrachtet es als eine hohe Aufgabe der deutschen Philologie, der wissenschaftlichen Begründung unserer nationalen Selbsterkenntnis zuzustreben. — Th. Bieders (668) Aufsatz war mir unzugänglich. — A. von Peez (669) bezeichnet es als Hauptaufgabe der heutigen deutschen Philologie, die Erkenntnis der Vergangenheit für die Gegenwart nutzbar zu machen, und zeigt an zwei echt germanischen Erscheinungen, der Grenzmarke und dem Gefolge, dass Gedanken der deutschen Vorzeit noch heute tief im Leben der Völker haften und auf politische Verhältnisse einwirken. — Auf die Anfrage von K. E. Franzos (670), eine deutsche Akademie betreffend, werden im folgenden Jahrgang der „Deutschen Dichtung" weitere Antworten abgedruckt. — Über sie äussert sich O. Behaghel (Ein Reichsamt für deutsche Sprache: ZADSprV. Beiheft 23/4, S. 73—86), der im Sinne des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins ein Reichsamt für deutsche Sprache ver-

langt. — R. Goldschmidt (672) veröffentlicht den Vorschlag zur Errichtung einer deutschen Gesellschaft zur Verbesserung und Verschönerung der deutschen Sprache, den der Lübecker Joh. Lor. Böckmann kurz nach seiner Berufung an das Gymnasium in Karlsruhe 1764 seinem neuen Landesherrn, dem Markgrafen Karl Friedrich von Baden, machte. — K. D. Doyles (673) Bemerkungen waren mir nicht zugänglich. — R. Pischel (674) deutet in seiner Akademierede an, wie sich Umfang und Ziel der indischen Philologie im Laufe der letzten Jahrzehnte wesentlich geändert haben. Die Entgegnung von H. Diels hebt die Verdienste von Pischel um diese Philologie hervor. — M. Gassmeyers (675) umsichtige Ratschläge gelten nur dem praktischen Studium des Englischen und Französischen. — P. Kanngiesser (676) spricht aufs neue seine wohlbegründete Überzeugung von der Notwendigkeit der Vermehrung der deutschen Unterrichtsstunden am Gymnasium aus, die er in einem Vortrage auf der Strassburger Philologenversammlung vertreten hatte. Trotz des Widerspruches der Altphilologen wird der deutsche Unterricht in absehbarer Zeit doch eine erhöhte Bedeutung erlangen. —

Gesamtdarstellungen. Die neueste Lieferung des Grundrisses der germanischen Philologie von H. Paul (676a) beendet die norwegisch-isländische Literatur und erledigt die schwedisch-dänische. — S. Schayer (677) gibt dankenswerte bibliographische Auskunft über die Neuerscheinungen während des Jahres 1902. — In N. 678 sind nur die hervorragenden deutschen Vertreter der klassischen Philologie und Archäologie gemeint, zu denen hier nur noch als Vertreter der vergleichenden Sprachwissenschaft K. Brugmann kommt. —

Ältere deutsche Grammatiker und Sprachforscher. H. Wunderlichs Besprechung der C. Müllerschen Abhandlung über Ölinger (679) und der W. Scheelschen Ölingerausgabe (680) betont mehr als nötig die „gewisse" Selbständigkeit Ölingers, um ihm die Berechtigung zuzugestehen, von seinem Standpunkte aus sich gegen etwaige Ausbeutung durch andere zu wehren. W. übersieht dabei, dass Ölingers Abwehr weniger der Zukunft, als der Vergangenheit gilt. — N. 681 und Max Müllers Arbeit (682; vgl. 4155) müssen unbesprochen bleiben, da weder der Aufsatz noch das Buch mir zugänglich war. — Auf Grund handschriftlicher kuriöser Notizen aus der Vorlesung des Thomasius über das Wohlanständige bespricht F. M. Schiele (683) die deutschen Vorlesungen dieses Reformators des akademischen Lehrvortrags. — N. 684 ist mir unzugänglich, N. 685 ein „ernsthafter Gedanke": dass es eine unanständige Sache sei, seine Religion wegen des zeitlichen Interesses zu rekommandieren. — L. Keller (686) skizziert die allseitige Bedeutung von G. W. Leibniz als Bahnbrecher. — P. Zimmermann (687) gebührt aus mehreren Gründen Dank für seinen gediegenen Aufsatz: F. A. Hackmann erklärte als erster Universitätslehrer deutsche Gedichte, z. B. von Besser, Rachel, und hielt es nicht unter seiner Würde, den Reineke Vos in einer akademischen Vorlesung zu behandeln, was seiner vorgesetzten Behörde freilich äusserst anstössig war. Sie war der Ansicht, dass er sich und seine Profession durch Kommentierung eines solchen Buches prostituiere, und verbot ihm ernstlich alles Lesen und Kommentieren über besagten Reinecke Fuchs. — P. Piur (688) legt die Anfänge seiner Untersuchungen über die Neubildung von Abstrakten bei Chr. Wolff vor. Die verdienstliche Arbeit soll vollständig in einem selbständigen Buche erscheinen als Baustein für künftige Untersuchungen über unsere wissenschaftliche Sprache. — Nn. 689—691 waren mir unzugänglich. —

Sprachforscher um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts. Auf die „Allgemeine deutsche Bibliothek" als eine ergiebige Quelle für die deutsche Sprachgeschichte lenkt W. Feldmann (692) die Aufmerksamkeit, indem er aus ihren ersten 40 Bänden Äusserungen der Mitarbeiter über Sprachrichtigkeit und Sprachreinheit zusammenstellt. — Derselbe W. Feldmann (693) zeigt, dass Wieland in seiner zweiten Ausgabe des Agathon 1773 bewusst die Fremdwörter der ersten vom Jahre 1766—67 durch Verdeutschungen ersetzt hat. P. Pietsch ergänzt diese Nachweise durch einige Bemerkungen über Wielands Verhalten den Fremdwörtern gegenüber, in den späteren Ausgaben der „Grazien" und der „Abderiten". — R. Bürkner (694) schildert Herders Leben nach Hayms Herderbiographie und auf Grund der grossen Herderausgabe Suphans. — Besonders wertvoll sind die Ergebnisse der selbständigen Forschungen L. Kellers (695) über Herders Beziehungen zu freimaurerischen Vereinigungen. Er gibt wesentliche Berichtigungen der Ergebnisse Hayms. — K. Müller (696) fasst Herder als Sprachreiniger im Sinne des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins. — Die Nn. 697—699, 701—702 waren mir nicht zugänglich. — N. 700 gibt zu einer weiteren Bemerkung keine Veranlassung, da die von Wurzbachsche Bürgerausgabe schon JBL. 1902 N. 282, S. 234 empfohlen worden ist. —

Begründer der deutschen Philologie. R. Baiers (703) Briefe aus der Frühzeit der deutschen Philologie geben nach F. Panzers anerkennender Besprechung einen fesselnden Einblick in die Jugendjahre unserer

Wissenschaft. — Neue Veröffentlichungen Jakob Grimmscher Briefe sind von verschiedener Seite erfolgt: sechs an A. W. von Schlegel (706), darunter einer zum zweitenmal abgedruckt, aus den Jahren 1826—34. Im Jahre 1826 schrieb Jakob, der Beifall, den Schlegel seinen grammatischen Arbeiten erteile, freue und ermuntere ihn ausserordentlich. Vieles müsse bei seiner Art, die deutsche Sprache zu behandeln, unbefriedigend und ungelöst bleiben. Je weiter er fortarbeite, desto schwerer werde ihm das Werk, weil er allgemeinere Grundsätze gewonnen habe, die ihn in der Erforschung des einzelnen störten. Sein zweiter Teil sieht ihm im ganzen zu lexikalisch aus. Er hält ihn für unreifer als die zweite Auflage des ersten, die ihm auch noch nicht als reife Frucht erschien. Nach seinem Briefe vom Jahre 1827 sah Jakob mit grossem Vergnügen, dass Schlegel ihm einen freien, von der Last des Förmlichen ungedrückten Sinn zugestehe. Er fühlte sich daher fähig, die heilsamen Ratschläge anderer so willig anzunehmen, als er seine selbsterkannten Fehler verwarf. In dem Briefe vom Jahre 1828 versicherte er, dass A. W. Schlegels und Tiecks Schriften in seinen empfänglichen Jugendjahren unauslöschlichen Eindruck auf ihn gemacht haben, mit welchem auch seine Neigung zu altdeutscher Sprache und Poesie grossgezogen worden. Wohltuend berührt die freimütige Anerkennung, mit der Jakob in den Briefen von 1832 und 1833 Bopps und Lachmanns gedachte, obwohl er die Abneigung Schlegels gegen beide kannte. — In dem einzigen Briefe an W. von Humboldt (707) vom Jahre 1828 hofft Jakob, dass Humboldt seine Rechtsaltertümer, die er ein sehr unvollkommenes Buch nennt, mit Nachsicht ansehen werde. — Zwei Briefe Jakobs bringt der Aufsatz von Anna Wendland (728); in dem an K. Goedeke vom Jahre 1839 spricht er seine Freude aus über den Gewinn, den er aus der reichen Sammlung der deutschen Dorfweistümer schöpfte, die bisher noch keine Seele beachtet habe, in dem an den Sammler hannoverscher Volkssagen H. Harrys aus dem Jahre 1840 rät er zu einer schärferen örtlichen Einschränkung bei dieser Sammlung. Eine Vorrede zu diesem Buche zu schreiben lehnt er ab, da er schon zwei anderen Schriften Vorreden zugesagt. — Ein Brief an den Freiherrn von Aufsess aus dem Jahre 1855 steht in Th. Hampes (785) Buch im 2. Anhang. Aus diesem verdient Mitteilung eine Äusserung über J. von Lassberg, der damals gerade gestorben: „Lassberg war mir seit langen Jahren befreundet, er hat glücklich gelebt und fast das höchste menschliche Ziel erreicht.“ — W. Scherers (704) vortreffliche Charakteristik der Brüder Grimm gibt W. Paszkowski weiteste Verbreitung durch Aufnahme in sein ausgezeichnetes Lesebuch, das sich rasch eingeführt hat. — A. Goetzes (708) Aufsatz war zuerst in der AZg^B. erschienen. In der zweiten Fassung ist er an einigen Stellen geändert und gekürzt. Er schildert wahrheitsgetreu die Schicksale des Grimmschen Wörterbuchs. Vergleiche dazu noch die bei N. 805 angeführte Äusserung G. Freytags. —

Freunde und Mitarbeiter der Brüder Grimm. Das Buch von F. Schultz über Görres (710), das mir trotz aller Bemühungen unzugänglich geblieben, ist von verschiedenen verschieden beurteilt worden. Dem Problem selbst wird E. Steinmeyer am meisten gerecht. Er erklärt auch den scheinbar schroffen Wandel der Überzeugungen von Görres am besten. Allen Metamorphosen zum Trotz sei er geblieben, was er von jeher gewesen, ein ehrlicher Feind jedes Despotismus, ein tapferer Anwalt der Unterdrückten. Seine gesamte Schriftstellerei trage tendenziöse Färbung. Alles, was er als Gelehrter und Literarhistoriker geleistet, verschwinde völlig hinter der agitatorischen Tätigkeit grossen Stils, die ihm dauernd einen Ehrenplatz in der Geschichte des 19. Jahrhunderts sichere. — F. von Weechs (712) Veröffentlichung ist ein schönes Ehrendenkmal für F. J. Mone. Die Briefschreiber zeigen alle ein ehrenvolles Vertrauen auf den Reichtum der Kenntnisse des Adressaten, auf die Zuverlässigkeit seines Urteils und seine stete Geneigtheit, ernstes wissenschaftliches Streben zu fördern. Interessant sind besonders die vier Briefe von K. A. Hahn aus den Jahren 1837—1840. Am besten charakterisiert er sich im letzten: „Meine Arbeit zur Probevorlesung war teilweise, namentlich der literarische Teil ... sehr schwach. Allein ich kann nicht anders, wenn mir etwas zu einer gewissen Stunde zu liefern vorgeschrieben wird; es befällt mich eine Angst, die mir alle Sinne raubt.“ — Ludw. Schmidt, der die Briefe J. Grimms an A. W. von Schlegel veröffentlichte, (706) erwarb sich noch weitere Verdienste um Schlegel. Wir verdanken ihm die Kenntnis drei französischer Briefe, die Aug. Wilh. Schlegel im Jahre 1813 als Geheimer Kabinettsrat im Dienste Bernadottes an Gentz schrieb, um die schwedische Politik Österreich gegenüber zu rechtfertigen. (Ludw. Schmidt, Drei Briefe Aug. Wilh. Schlegels an Gentz: MIÖG. 24, S. 412—23. Vgl. denselben ebenda 23, S. 490: Ein Brief Aug. Wilh. Schlegels an Metternich.) — Ludw. Schmidt teilt auch einen Brief B. J. Docens an A. W. von Schlegel aus dem Jahre 1814 mit (ADA. 29, S. 278—80), in dem Docen richtige Ansichten über die nächsten Aufgaben der Nibelungenforschung ausspricht: Jeder der drei Texte

des Liedes habe Ansprüche als für sich bestehend besonders herausgegeben zu werden. Erst dann könnten sie für eine kritische Ausgabe verwendet werden. Von Schlegels Ausgabe hoffte er insbesondere Aufklärung über die ganze Komposition des Liedes. — Aus dem Jahre 1799 stammt der Brief Schlegels an Hufeland, den R. Priebsch bekannt macht (Unbekannter Brief von A. W. Schlegel an G. Hufeland: ASNS. 110, S. 23). Schlegel erklärt in ihm, dass er nichts mehr für die Allgemeine Literaturzeitung arbeiten werde, bis sie ihre Schulden gegen ihn auf eine befriedigende Art abtrage. — Die Nn. **713—714, 717—719** waren mir nicht zugänglich. — M. Koch **(715)** gibt eine gerechte Würdigung der Licht- und Schattenseiten im Seelenleben L. Tiecks. — H. Lindaus Gedenkworte **(716)** sind ohne tieferen Gehalt. — N. **720** und **724** meinen die umsichtigen Neubearbeitungen der Goedekeschen Partien über L. Uhland und Wilh. Müller in der zweiten ganz neu bearbeiteten Auflage des Grundrisses. — Über N. **724a**, die mir nicht zugänglich war, vgl. N. 724, S. 260. — Nicht zugänglich waren mir auch die Nn. **721** und **723**. — Über **722** reicht das in der Bibliographie Gebotene aus. — Th. Hampe **(785)** teilt je einen Brief von L. Uhland (1854), W. Wackernagel (1853), J. Zingerle (1855) an den Freiherrn von Aufsess in seinem zweiten Anhang mit. —

Germanisten und Sprachforscher. Vor allen anderen Veröffentlichungen ziehen drei umfangreiche, selbständige Bücher die Aufmerksamkeit auf sich, jedes durch besondere Vorzüge. Wissenschaftlich am höchsten steht das Werk des Dänen M. Vibaek **(764, 765**; vgl. **664)** über seinen Landsmann K. Verner, das, ausser einer eingehenden Biographie, die durchschlagenden Arbeiten des hervorragenden Sprachforschers über deutsche Lautlehre und eine grosse Zahl wissenschaftlicher Briefe desselben an bedeutende Fachgenossen enthält. Am willkommensten ist unter den Briefen der an A. Kuhn, mit Mitteilungen über die kläglichen persönlichen Verhältnisse des Forschers, über seinen Studiengang und über die Entdeckung der urgermanischen Accentuation. „Als einem Überläufer von der alleinseligmachenden klassischen Philologie“ war ihm die philosophische Fakultät in Kopenhagen nicht gewogen, besonders da „der summus philologus, Madvig, die Komparativisten nicht liebte“. Das Werk ist übrigens nicht in dänischer und deutscher Sprache erschienen, wie N. **664** vermuten lässt, es hat nur einen deutschen Nebentitel und nennt auf diesen einem deutschen Verlag, der aber wohl nur Kommissionsverlag ist. — Ein genussreiches Buch ist die Ausgabe der Briefe Gustav Freytags an S. Hirzel und die Seinen, das aus Anlass des 50jährigen Bestehens der Firma S. Hirzel als Handschrift für Freunde gedruckt worden **(805)**, mit einer gehaltvollen Vorrede von A. Dove. Es macht ebensowohl mit dem Schriftsteller, der wegen seiner kulturhistorischen Arbeiten hierhingehört, wie mit dem Verleger, den D. mit vollem Rechte einen geborenen Literarhistoriker nennt, vertraut. Es gibt reichsten Aufschluss über die Freunde beider und über die bewegte Zeit der fünfziger und sechziger Jahre. Selbst die etwas burschikosen Urteile über M. Bernays, R. Hildebrand, W. Scherer, Julian Schmidt möchte man nicht missen. Sie gehören zu dem Bilde Freytags, das uns in diesen intimen Briefen immer lebenswahrer entgegentritt, nur unberechtigte Pedanterie kann daran Anstoss nehmen. Ganz unanfechtbar ist Freytags Urteil über das Deutsche Wörterbuch nach dem Tode J. Grimms: „Bei der Wahl der neuen Bearbeiter wird für sie eine wesentlichste Rücksicht die Arbeitskraft sein müssen. Was nützt dem Werke ein sehr tüchtiger Gelehrter, der jährlich ein Heft zusammenbringt. Müllenhoff deshalb unbrauchbar. Ich bestehe neben Lexer hauptsächlich auf Weinhold. Unser guter Hildebrand wird ausser dem K höchstens noch einen grösseren Buchstaben absolvieren. Er würde auch, wenn er seiner Schule enthoben wäre, zu langsam arbeiten.“ Nur eine Ausstellung ist an dem prächtigen Buche zu machen, das mit den Bildern Salomon Hirzels, seiner Söhne Heinrich und Georg, des Wohnhauses Hirzels und des Landhauses Freytags in Siebleben geschmückt ist, nämlich dass es nicht eigentlich veröffentlicht worden, sondern mit Ausschluss der Öffentlichkeit erschienen ist. — Recht erwünscht sind auch L. Geigers **(865)** reichhaltige Mitteilungen aus dem Nachlass A. Stahrs, des Literarhistorikers. Sie sind von Wichtigkeit für die Beurteilung der Zeit, in denen die Briefe (1830—1876) entstanden, Stahrs selbst und seiner Freunde. Ihn selbst wird man nicht gerade daraus lieben lernen, er tritt uns immer deutlicher als ein seichter und eitler Geselle entgegen, man begreift immer weniger, wie er einer Fanny Lewald genügen konnte. — Kürzere Biographien und biographische Charakteristiken bringen die Allgemeine Deutsche Biographie in ihren Nachträgen und das Biographische Jahrbuch. Das erstere Sammelwerk von drei Forschern, die durch ihre lexikalischen Arbeiten sich noch recht lange in verdienter Erinnerung halten werden: W. Crecelius (18. Mai 1828 — 13. Dezember 1889) durch den Anfang eines oberhessischen Wörterbuchs (W. Bäumker: ADB. 47, S. 541/4), J. Fr. Danneil (18. März 1783 — 20. Jan. 1868) durch sein Wörterbuch der altmärkischen plattdeutschen Mundart (Ed. Jacobs: ADB. 47, S. 619-22), Lorenz

Diefenbach (29. Juli 1806 — 28. März 1883), der zuerst den in den Vocabularien aufgespeicherten Wortschatz zu sammeln und zu verwerten versuchte (H. Wunderlich: ADB. 47, S. 677/9); ferner von dem Ästhetiker Th. Echtermeyer (1805 — 16. Mai 1844), der durch eine furchtbare Krankheit an der Durchführung seiner fruchtbaren wissenschaftlichen Pläne gehindert wurde (J. Lübbert: ADB. 48, S. 254/5), von dem um Otfrid wohlverdienten O. Erdmann (24. Febr. 1846 — 13. Juni 1895) (W. Golther: ADB. 48, S. 391), von dem umsichtigen und zuverlässigen Volksliedforscher L. Eck (6. Jan. 1807 — 25. November 1883) (M. Friedlaender: ADB. 48, S. 394/7). — Im Biographischen Jahrbuch wurden gewürdigt der durch seine Beschreibung mittelhochdeutscher Handschriften und Ausgaben mittelhochdeutscher Texte wohlbekannte K. A. Barack (**726**), der Literarhistoriker K. Fr. P. Eggers, der sich auch mit dem Rostocker Dialekt beschäftigte (7. Juni 1826 — 18. Juli 1901) (Fr. Brümmer: BiogrJb. 5, S. 153/4), L. Jacobowski (**741**), der durch seine Studien über die Entwicklungsgeschichte der Dichtung zu den besten Hoffnungen berechtigte, der Literarhistoriker F. Kirchner (1. Mai 1848 — 6. März 1900) (**812**), der Lessing- und Sprichwörterforscher F. F. Klix (24. September 1829 — 22. Juli 1900) (**748**), der populäre Literarhistoriker R. Koenig (**749**), der durch seine eindringenden gotischen Studien berühmte Aug. Julius Löbe (8. Januar 1805 — 27. März 1900) (H. F. Helmolt: BiogrJb. 5, S. 210/2), K. J. Schröer (**754**), der sich auf dem Gebiete der Dialektforschung, der Volkskunde und der Goetheforschung nicht ohne Erfolg betätigte, der feinsinnige Übersetzer J. Schrott (**755**), der Chr. E. von Kleistforscher R. Schwarze (**756**), der Forscher auf hymnologischem Gebiet Ch. W. Stromberger (**761**). — H. Morf (**762**) veröffentlicht die warmen Abschiedsworte, die er bei der Beerdigung des Züricher Sprachforschers L. Tobler und die er bei der Verbrennung des Züricher Literarhistorikers J. Baechtold (**725**) gesprochen. — N. **753** ist die Stelle aus G. Frenssens Jörn Uhl über K. Müllenhoff und Th. Storm. — Über die Sammeltätigkeit des Volksliedforschers F. W. Freiherrn von Ditfurth verbreitet sich N. **727**. — Den Sagenforscher W. Hertz betreffen die Nn. **731** und **732**, volkskundliche Sammler die Nn. **729**, **783**, **797**, **819**, **871** und **872**. — Hohen Wert haben die Mitteilungen aus K. Weinholds Freundesbriefen (**767** und **767a**) mit manchem vertraulichen Bekenntnis. Er klagt 1863, es sei keine Freude, in germanicis zu arbeiten, weder in unserem Fache, noch im politischen. Nach dem Tode J. Grimms findet er die Persönlichkeiten unter den Germanisten wenig anziehend mehr. 1888 schreibt er, ein junges Germanistengeschlecht sei hinter den Alten aufgegangen wie Unkraut, es habe für eine Menge wichtiger Dinge weder Nase noch Augen. Recht bezeichnend für die frühere Geringschätzung der neueren deutschen Literaturgeschichte ist eine Äusserung des Breslauer Orientalisten Stenzler K. von Holtei gegenüber, der Weinholds Streifzüge auf dem Gebiete der neueren deutschen Literatur rühmte: „Ach, für solche Spielereien ist Weinhold zu gut; der muss bei der Philologie bleiben.“ — Die pedantische Art K. Goedekes erkennt man deutlich aus den von Anna Wendland (**728**) abgedruckten Briefen. — Dem Bibliothekar K. Kerner widmet O. Hartwig (**763**) Worte der Anerkennung. — R. Hildebrands Einfluss auf den deutschsprachlichen Unterricht schildert verständig R. Laube (**734**), die Art seiner Volksliedforschung feiert J. Sahr (**735**). — Die übrigen Notizen (**733**, **736**—**738**) sind Belege für einen übertriebenen Hildebrandkult. — Aus Anlass der Enthüllung des K. Simrock-Denkmals schrieb J. Joesten einen gut orientierenden Aufsatz, der mit geringen Änderungen in verschiedenen Tagesblättern erschien (**759**, **757**, **758**), dazu kommt noch ein vierter Abdruck, in dem Simrocks Gedicht „Drei Tage und drei Farben“ in den Vordergrund tritt (J. Joesten, Drei Tage und drei Farben. Zur Feier der Enthüllung des Denkmals für Karl Simrock: Kölner Tagebl. N. 489). — N. **760**, die mir nicht zugänglich, verdankt wohl demselben Anlass ihren Ursprung. — Zum 100. Geburtstage K. Fr. W. Wanders feiert H. Müller-Bohn (**766**) den Sprichwörtersammler als Kämpfer für die Unabhängigkeit der Volksschule und ihrer Lehrer. — M. Börsmanns (**788**), des Sammlers niederdeutscher Druckwerke, sei hier noch gedacht, ebenso M. Jähns', des früheren Vorsitzenden des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins (**810** und **811**). — Unzugänglich blieben mir die Nn. **740**, **742**—**747**, **750**—**752**, **768**. —

Von den Nekrologen auf jüngst verstorbene Fachgenossen blieben mir unerreichbar (**771**—**773**), (**778**), (**780**—**781**); (**775**), (**782**) und (**784**) sind belanglose Notizen. — N. **777** ist identisch mit JBL. 1902, N. 390. — So kommen nur noch in Betracht die Nachrufe auf den tüchtigen Grammatiker und Altertumsforscher R. Bethge (28. Juni 1859 — 28. März 1903) (**769**, **770**), und auf den Veteranen der Goethewissenschaft G. W. Frhrn. von Biedermann (**774**). —

Vertreter verwandter Fächer sind zunächst die Forscher auf dem Gebiete der deutschen Altertümer und der mittelalterlichen Kunst H. Freiherr von und zu Aufsess, A. von Essenwein und Fr. X. Kraus, deren hervorragende

Verdienste nach Gebühr gewürdigt werden von Th. Hampe (785), G. Frhrn. von Kress (798), H. Finke (815) und A. Franz (816), dann die ausgezeichneten Forscher auf den verschiedenen Gebieten der mittelalterlichen Geschichte, die in teils kürzeren, teils längeren Nachrufen charakterisiert werden: E. Dümmler, verdient um die Geschichte der karolingischen Epoche, um die Literatur- und Kulturgeschichte des 9.—11. Jh., von E. Holder-Egger (795); der Bahnbrecher auf mehr als einem Gebiete der historischen Wissenschaft, einer der bedeutendsten und edelsten Männer, ausgezeichnet als Forscher und Lehrer, J. Ficker von E. von Ottenthal (799), P. Puntschart (801), E. Mühlbacher (802), O. Redlich (803); der Vater der deutschen Städtegeschichte K. von Hegel von G. Frhr. von Kress (MVGNürnberg. 15, S. 175—83); der Forscher auf dem Gebiete der österreichischen Gesamtgeschichte F. von Krones (19. Sept. 1835 — 20. Okt. 1902) von J. von Losert an zwei Stellen (820) (J. von Loserth, F. von Krones: MIÖG. 24, S. 179—82); der rastlose Forscher auf dem Gebiete der Geschichte der Karolingerzeit E. Mühlbacher (4. Okt. 1843 — 16. Juli 1903) von M. Tangl (841) und von H. von Zwiedineck-Südenhorst (Zschr. für steierische Gesch. 1, S. 113/5); der Altmeister der Reformationsgeschichte K. A. Cornelius (12. März 1819 — 10. Februar 1903) von K. Th. Heigel (790) und W. Goetz (791); der grosse Geschichtsschreiber der preussischen Politik J. G. Droysen (6. Juli 1808 — 19. Juni 1884) von O. Hintze (794); der durch ordensgeschichtliche Werke und tendenziöse Literarhistorische Pamphlete bekannte S. Brunner (10. Dezember 1814 — 27. November 1893) von F. Lauchert (789); der als Persönlichkeit und wegen vielfacher wissenschaftlicher Anregungen verehrungswürdige Beda Weber (868—869) besonders von J. E. Wackernell (870), dessen Buch mir unerreichbar blieb; der Geschichtsforscher der Oberlausitz H. Knothe (9. Oktober 1821 — 8. Februar 1903) von R. Jecht (813) und H. Ermisch (814); der anerkannte Führer auf dem Gebiete der nordgermanischen Rechtsgeschichte K. Maurer von G. Blondel (829), W. Golther (831), K. Lehmann (832) und E. Mayer (833). — Das Ideal alter Philologie und Altertumswissenschaft, in Theod. Mommsen verkörpert, priesen verschiedene (836—840), am berufensten dazu waren O. Hirschfeld (836b) und C. Wachsmuth (839). — Ebenbürtig steht neben ihm A. Böckh, der Organisator der Altertumswissenschaft, der zu neuem Leben erweckt wird durch die Proben aus seinem Briefwechsel mit dem badischen Staatsmann S. K. J. von Reitzenstein, die O. Crusius veröffentlichte (786). Wir erhalten einen erwünschten Einblick in den damaligen Tiefstand der klassischen Philologie und einzelner Universitäten. Im Jahre 1815 schreibt Böckh: „Sollen wir denn ewig neue Bücher machen, wie die Apotheker neue Mixturen, indem wir bloss aus einem Glase ins andere giessen? Wahrlich der grösste Teil der Philologen, wie sie heutzutage sind, geht diesen Gang . . . Vor dieser Buchmacherei habe ich eine so entschiedene Scheu, dass ich mich ausserordentlich schwer entschliesse, etwas drucken zu lassen, was nicht in meinem Geiste eigentümlich gestaltet ist. Sobald die Finger die Hauptsache tun, tut mir der Kopf weh.“ Ihm erscheint 1815 als ein unverzeihlicher Missgriff oder als ein Versehen die Fortdauer der Universität zu Greifswald, einer toten, selbst durch Wunder nicht mehr zu erweckenden Anstalt, welche die jungen Leute, die ferner dort studieren werden, wie ehemals die Frankfurter, verderben wird, weil daselbst nichts zu lernen ist.“ Hier erweist sich Böckh freilich als falscher Prophet. — Nicht viel ist für E. Rohde geschehen (860—861). — Den feinsinnigen Lukrezübersetzer M. von Seydel bringt M. Schanz (864) in Erinnerung. — Mit klassischer Philologie verband zuerst in fruchtbringender Weise die Sprachvergleichung G. Curtius, über den die kurze biographische Skizze R. Meisters zu erwähnen ist (ADB. 47, S. 597—602). — Der Artikel von M. Winternitz (843) über Max Müller ist nur ein Auszug aus seinem umfangreicheren (844); N. 845 war mir nicht zugänglich. — Dem Mitbegründer und Hauptförderer der Wissenschaft der Völkerpsychologie, M. Lazarus (15. September 1824 — 15. April 1903), gelten mehrere Aufsätze (824—826). — Von Vertretern der neueren Philologie sind drei bedeutende Literarhistoriker zu nennen: Adolf Ebert (1. Juni 1820 — 1. Juli 1890) (L. Fränkel, A. Ebert: ADB. 48, S. 230—41); Gaston Paris (9. Aug. 1839 — 5. März 1903), dessen vielseitige Tüchtigkeit in einer grossen Zahl von Nachrufen gefeiert wird, so dass es notwendig ist, sich auf die Nennung der bedeutenderen zu beschränken, es sind die von A. G. van Hamel (851), W. Meyer-Lübke (853), H. Morf (855—856), E. Stengel (857). Zu ihnen kommen noch die von F. Brunetière, G. Perrot, Ch. Levasseur, P. Meyer, L. Havet, Mitgliedern des Institut de France, beim Leichenbegängnis gehaltenen Reden (Funérailles de M. Gaston Paris. Le jeudi 12 mars 1903: Institut de France. 2, S. 47ss.). — Weit hinter diesen beiden steht K. Elze (22. Mai 1821 — 21. Januar 1889), dessen Bedeutung für die Erforschung der elisabethanischen Dramen L. Proescholdt (796) auseinandersetzt. — Es bleiben noch übrig der geniale Essayist und Übersetzer

O. Gildemeister (**806, 808, 809**) und die um die Shakespearegesellschaft verdienten G. Liebau (**827**) und W. Oechelhäuser (**847** und **848**). — Nicht zugänglich waren mir die Nn. 793, 821—823, 846, 866—868, 870. —

Von den Autobiographien wird nur die R. von Liliencrons von E. Segnitz (**874**) und zwar nur der ins Musikalische spielende Teil derselben besprochen. —

Ästhetik und Poetik.

(I, 3 = N. 876—1491.)

Theodor Poppe.

Geschichte: Gesamtdarstellungen. — Einzelne Persönlichkeiten: Antike und Renaissance. — 17. und 18. Jahrhundert. — Romantik und Junges Deutschland. — Neuere Zeit. — Moderne ausländische Schriftsteller. — Ästhetik: Ästhetische Aphorismen und Reflexionen. — Theorie und Wesen des Schönen. — Kunstgenuss. — Künstlerisches Schaffen. — Genie und Talent. — Musikästhetik. — Einzeluntersuchungen ästhetischer Grundbegriffe: Apperzeption; Gefühl; Phantasie. — Tanz. — Geschmack und Mode. — Ästhetische Erziehung. — Beziehungen der Kunst: Kunst und Natur; Kunst und Religion; Kunst und Moral. — Ruhm und Erfolg. — Kritik: ästhetische und Kunstkritik. — Plagiat. — Ästhetische Stimmungen: Naivität; Humor und Komik. — Stil. — Poetik: Allgemeines. — Einzelne Dichtgattungen: Lyrik; Epos; Essay und Skizze; Drama. — Rhetorik. —

Geschichte: Gesamtdarstellungen. G. Saintsbury (**877**), der Engländer, und J. E. Spingarn (**878**), der Amerikaner, liefern über fast die gleiche Forschungsstrecke der historischen Poetik zusammenfassende Darstellungen. Während in einem späteren Bericht auf die vom Verfasser selbst mit Zusätzen versehene italienische Ausgabe des Werks von Spingarn einzugehen sein wird, sei hier über das Buch von Saintsbury angemerkt, dass es mit der Darstellung der italienischen Renaissancepoetik beginnt, sich weiter nach Frankreich zur Plejade, dann nach England zu den elisabethanischen Kritikern wendet. Der folgende Teil behandelt die Bildung der klassizistischen Anschauungen in den verschiedenen Ländern, der anschliessende Teil die Orthodoxie des 18. Jahrhunderts, wie der Verfasser sich ausdrückt, in England, Frankreich, als den beiden damals führenden Ländern, sowie in Italien, Spanien und Deutschland (Gottsched, Gellert). —

Einzelne Persönlichkeiten: Antike und Renaissance. Ein altes Denkmal bietet Fr. Hashagen in deutscher Übersetzung dar, die Schrift des Longinos „Über das Erhabene“ (Gütersloh, Bertelsmann. 118 S. M. 1,20). In der Einleitung bedauert der Herausgeber, dass Longin in den akademisch gebildeten Kreisen Deutschlands viel weniger bekannt und geschätzt sei als in den entsprechenden Kreisen der anderen Länder. — Der nachgelassene Aufsatz von C. Hebler (**884**) bemüht sich namentlich um die Erklärung der Furcht in der aristotelischen Tragödiendefinition. — Von Leonardo da Vinci stellt Marie Herzfeld (**887**) das Schönste, Merkwürdigste, Verständlichste aus seinen Schriften zusammen, um ein Bild Leonardos in Umrissen vor dem Leser sich aufbauen zu lassen; auch die Grundsätze der Leonardoschen Kunstlehre, von J. Wolff (JBL. 1901 I 3:9) schon einmal systematisch dargestellt, sind wiedergegeben. Eine ausführliche (130 S.) biographische und charakterisierende Einleitung der Herausgeberin will die Linien von Leonardos Bild vertiefen und abrunden. —

17. und 18. Jahrhundert. Die rationalistische Ästhetik in Frankreich scheint wieder die Aufmerksamkeit zu fesseln. Ausser dem von P. Peteut (**890**) behandelten J. B. Dubos wird Batteux als Dissertationsstoff herangezogen. E. von Danckelmann (**892**) gibt nach einer Bibliographie und einer biographischen Skizze eine sachliche Darstellung der Hauptlehren Batteux'. Nach der Meinung des Verfassers hat Batteux eine Ehrenrettung ebenso gut verdient, wie sie Gottsched durch Danzel und Waniek zuteil geworden ist. — Das Aufsteigen einer neuen Zeit kommt in Moses Mendelssohn zum Ausdruck, der gegen die Nachahmungstheorie Batteux' entschieden Stellung genommen hat. Mendelssohns Einfluss auf die Entwicklung der ästhetischen Kritik und Theorie in Deutschland wird von L. Goldstein (**897**) ausführlich dargestellt. Nicht in den Spekulationen des „Phädon“, sondern auf ästhetischem Gebiet findet G. Mendelssohns wertvollste Arbeit, dessen stark ausgeprägter künstlerischer Feinsinn nur zu rühmen ist. Nicht zurück auf Gottsched, sondern vorwärts auf Kant weist Mendelssohn mit seinen Anschauungen, in denen

er sich ebensowenig als unbedingter Moralist in der Kunst — Kunst und Ethik sind zwei Gebiete für Mendelssohn — wie als engherzig idealisierender Theoretiker erweist. Besonders betont G. auch das selbständige und nicht bloss Lessing nachtretende Verdienst Mendelssohns um das Verständnis Shakespeares in Deutschland. Den Grund für das geringe Nachleben und die vielfache Verkennung Mendelssohns sieht G. in dem Umstand, dass die Arbeit Mendelssohns von dem grossen und mächtigen Schaffen gerade der allernächsten Zeit aufgezehrt und völlig überflügelt worden ist, dass Moses ein Übergangsmensch war, der zur Hälfte noch in dem absterbenden Geistesleben der dreissiger und vierziger Jahre steckte, das ihn erzog und heranbildete, und nur zur Hälfte ein „moderner" Mensch war. — Die Wiederkehr von Herders 100. Todestag hat zur Beleuchtung der vielen Seiten in seiner geistigen Arbeit Veranlassung gegeben. Wie er die Dichtkunst begriff, erörtert K. Muth (902) in einem gut geschriebenen kleinen Aufsatz, in dem er Herder auch als Gewissenswecker für unsere Zeit hervorhebt. — Eine vergleichende Darstellung, wie sich, im Anschluss an die von Fr. A. Wolf aufgerollte Homerfrage, Herder, besonders aber die Brüder Schlegel, Goethe, Schiller und W. von Humboldt mit der Theorie des Epos abgefunden und es gegen die anderen poetischen Gattungen abzuzweigen versucht haben, gibt in übersichtlicher Weise K. Furtmüller (916). —

Romantik und Junges Deutschland. Die Vorbereitung der romantischen Kunstanschauungen im 18. Jahrhundert untersucht Helene Stöcker (881). Als solche unterscheidet sie fünf Hauptströmungen: „Die Verherrlichung des Gefühls gegenüber dem Verstand, die tolerante historische Kunstbetrachtung gegenüber der streng klassischen, die aus dem Interesse für christliche Kunst fliessende Verschmelzung von Kunst und Religion, die Liebe zum deutschen Mittelalter und endlich das intime Verständnis für Musik und für Musikalisches, auch in der Dichtung." Bei Wackenroder treten sie in dieser Zusammensetzung zuerst auf, der daher auch im Mittelpunkt der Schrift steht. —

Neuere Zeit. Da Hebbel selbst zu einer zusammenhängenden Darstellung seines Gedankensystems, in dem sich Ästhetik, Metaphysik und Weltanschauung ineinander verschlingen, nicht gekommen ist, so unternimmt es A. Scheunert (926), dieses System zu rekonstruieren. Nach seiner Auffassung gipfelt die Lehre Hebbels in einer starren Tragisierung der Welt, und so bezeichnet er das ästhetisch-metaphysische System des Dichters als Pantragismus. Den Grundgedanken Hebbels drückt Sch. aus „als ein pantheistisch-symbolisierendes Weiterspinnen der Lehre von der Idealität des Raumes und der Zeit in eine transcendente Ethik mit, wenn auch lebenbejahender, so doch auf eine Entindividualisierung abzielender Tendenz". Nach einer Darstellung der allgemeinen Weltanschauung des Dichters verfolgt der Verfasser das aphoristische Denken Hebbels in die Einzelheiten seiner Anschauungen über das Drama, über Lyrik und Musik, über die Sprache und über die ästhetische oder innere Form. — Der fesselnde Aufsatz von K. Falke (927) über „Friedrich Hebbel und die Theorie des Dramas" deutet auf den Angriffspunkt der Hebbelschen Theorie und Praxis, dass Hebbel nämlich die Immanenz des Schicksals nur an durch die sittlichen Forderungen gewisser Zeiten und Lebensverhältnisse gebundenen Menschen sieht, dagegen die Immanenz, die in den Naturgesetzen des Menschengeschlechts wurzelt, übersieht. Dadurch komme er wohl zu individueller Tragik, aber nicht zur höchsten absoluten, generellen Tragik, wie sie Shakespeare und unsere Klassiker erreicht hätten. — „Hebbels tragische Theorie" lautet der Haupttitel der Dissertation von Richard Graf von Schwerin, in der „Das Wesen des Dramas erläutert durch Hebbels eigene Aussprüche" wieder einmal dargestellt wird (Rostock, Hinstorff. 129 S.). — Von Otto Ludwig hat seine Tochter aus dem Nachlass eine Auswahl von Aphorismen (929) zusammengestellt. — Die umfangreiche Arbeit von H. Spitzer (930) bekennt sich weniger als eine wissenschaftsgeschichtliche denn als eine theoretische, die von der Kritik des Hettnerschen ästhetischen Standpunkts aus zur Untersuchung einzelner ästhetischer Grundprobleme sich gedrängt sieht, vor allem zur Klarstellung des Verhältnisses zwischen Ästhetik und Kunstwissenschaft. Bei Hettner selbst weist Sp. die innere Bestimmtheit des Literaturforschers durch die spekulative Philosophie nach, obwohl er sich mit so viel Entschiedenheit von ihr losgesagt hat und auf dem Boden des deutschen Feuerbachschen Positivismus zu stehen glaubt. — Von der biographischen Charakteristik Heinrichs von Stein, die H. St. Chamberlain gegeben hat, war schon früher (JBL. 1900 I 3:48; 1902 N. 434) die Rede. Sie erscheint jetzt wieder zusammen mit einer Darstellung der künstlerisch-religiösen Weltanschauung des frühverstorbenen Philosophen aus der Feder von F. Poske (931). — In reich facettierter Darstellung zeigt K. Joel (935) die ganz und gar romantische Physiognomie Nietzsches. „Nietzsche und die Romantiker, das sind die Bacchantenseelen, die Dithyrambiker der deutschen Literatur." Die Stimme der ewigen Jugend klingt aus ihnen. Aber

Nietzsche ist grösser als die, die man Romantiker nennt, weil er in dem hohen Wellengang der Leidenschaft, der in den grossen romantischen Seelen wogt, den Moment des Aufschwungs herausarbeitet, Ja sagt, wo die Romantiker Nein sagen. —

Moderne ausländische Schriftsteller. Die Hardtsche Übertragung von Taines Kunstphilosophie (JBL. 1902 N. 550) hält noch immer das Interesse für den Ästhetiker Taine wach (**939**, **939a**, **943**, **946**), dessen Stärken und Schwächen hervorgehoben werden. — J. Zeitler (**941**) schildert in weiterem Verfolg seiner Taine-Studien (**944**) die literarische Persönlichkeit Taines, d. h. seine Stellung als Schriftsteller zur Literatur, und skizziert die Ansichten Taines über das literarische Schaffen, wobei er als Ergebnis findet, dass Taine für die so oft gepriesene Exaltation des Schaffens nicht viel übrig hatte. — Die Taine-Studie von P. Bourget (**939b**) fasst den Denker im allgemeinen ins Auge, während desselben Verfassers Studie über Flaubert (**948a**) auch einige Seiten der Kunsttheorie widmet, die Flaubert, dieser Widerspruch aus romantischem Dichter und Gelehrten, sich gebildet hatte. — Endlich ist in dem gleichen Buch (**648**) auch eine Charakteristik Baudelaires enthalten, in der Bourget eine Theorie der Dekadenz entwickelt. — Der Aufsatz von M. Hoffmann (**967**) über O. Wilde ist nur eine Analyse von des Dichters Buch: „The portrait of Mr. W. H.“, in dem Wilde in novellistischem Gewand eine Theorie über die geheimnisvolle Persönlichkeit aufstellt, der Shakespeare seine Sonette gewidmet hat. —

Ästhetik: Ästhetische Aphorismen und Reflexionen. Das Buch von Wilhelm Fischer (**980**) hat seinen Titel daher, dass sein Verfasser, in dessen geistiger Persönlichkeit der Schwerpunkt in dem Poetentum liegt, philosophiert — und zwar über den Ursprung der Ethik. Insofern kommt das Buch für unser Thema, trotz des verlockenden Titels, nicht in Betracht. —

Theorie und Wesen des Schönen. Als gewichtigste Erscheinung im diesjährigen Bericht hat wohl die auf zwei Bände angelegte Ästhetik von Th. Lipps (**984**) zu gelten, deren erster Teil die Grundlegung der Ästhetik ist, während der zweite, noch ausstehende, die ästhetische Betrachtung behandeln und in die ästhetische Theorie der einzelnen Künste einführen soll. Die L.sche Ästhetik ist durchweg aufgebaut auf der Theorie der Einfühlung (vgl. JBL. 1900 I 3:57). Ich begnüge mich damit, den Inhalt des vorliegenden ersten Bandes kurz zu skizzieren. Zunächst erörtert L. die allgemeinen ästhetischen Formprinzipien mit ihren psychologischen Voraussetzungen. Dabei kommen die Lustgefühle, die Gesetze der Einheitlichkeit und der Einheit in der Mannigfaltigkeit sowie das Prinzip der sogenannten monarchischen Unterordnung zur Sprache. Der zweite Abschnitt „Der Mensch und die Naturdinge“ begründet alsdann eingehend und scharfsinnig die Theorie der Einfühlung. Hierauf wendet sich L. zur grundlegenden Erörterung der Raumästhetik, über die er bekanntlich früher schon einmal in einem besonderen Buch gehandelt hat. Der ausgedehnte Abschnitt über den Rhythmus scheint mir besonders wertvoll und wichtig — wichtig vor allem für die Metriker, die die rostigen Fesseln der klassischen Schulmetrik endlich einmal abstreifen möchten. Auf die von L. gegebenen Voraussetzungen werden alle Versuche einer modernen Metrik sich stützen müssen. Die Einfühlung in Farbe, Ton und Wort wird im folgenden Abschnitt behandelt. Hier kommen die Anfangsgründe der Musikästhetik und die Symbolik der Sprache, ihre akustischen und formalen Elemente zur Erörterung. Der letzte Abschnitt endlich ist den Modifikationen des Schönen gewidmet; die Darlegungen über das Erhabene und seine Arten, über die ästhetischen Mischgefühle wie die Gefühle der Rührung, der Sehnsucht und Wehmut, über Tragik, Komik, Humor und über das Hässliche beschliessen diese Grundlegung einer „Psychologie des Schönen und der Kunst“. — Ein etwas seltsamer Fortsetzer der Einfühlungstheorie in eine „Bewegungstheorie“ findet sich in Th. Dahmen (**1008**). Künstlerisches Feingefühl für die bildende Kunst und praktischer Kunstverstand zeichnen den Verfasser aus. Aber er überspannt, wie mir scheinen will, sein Prinzip. Dies für ihn einzig mögliche ästhetische Erklärungsprinzip ist die Bewegung. Bewegung der Objekte ist die Bedingung der Schöngefühle. Ob die Bewegungen reale oder vorgestellte sind, hat keine Bedeutung. Bedeutsam ist nur, dass der Mensch auch an unbewegten Dingen Bewegungsinterpretationen vollzieht. Bewegungen bedeuten aber zugleich Muskelinnervationen. Aus verschiedenen Induktionen ergibt sich dem Verfasser der Schluss, dass ebenso Einzelbewegungen wie Bewegungsreihen bestimmten, in der Anlage unseres Organismus begründeten Gesetzen unterworfen sind, und diese Gesetze bestimmen unsere ästhetische Wertung. „Wenn Fremdbewegungen von solcher Art sind, dass wir sie nicht begleiten können, so erregen sie in uns Unlustgefühle. Wenn sie dagegen den Bewegungsgesetzen unseres Organismus entsprechen, d. h. wenn sie ein Anfangsstadium enthalten, dem dann die ganze Fortsetzung entspricht, mit anderen Worten, wenn sie keine Bewegung von uns verlangen, zu der sie nicht das entsprechende einleitende

Anfangsstadium gegeben haben, so erregen sie in uns Schöngefühle." Der Verfasser erörtert dann im einzelnen die Bewegungswerte der Komponenten von Kunstwerken und ganzer Kunstwerke. Die praktische Bedeutung der Bewegungstheorie zeigt sich sowohl bei der Kunstbetrachtung wie beim Kunstschaffen. Einsicht in die Bewegungswerte, Erkenntnis ihres Zusammenhangs fördert und klärt dort wie hier. Schliesslich findet D. noch ein wichtiges Argument für seine Theorie in der Beschaffenheit der Erinnerungsvorstellung von einem Kunstwerk, mit der das ursprüngliche Schönheitsgefühl von diesem Kunstwerk in uns wieder auflebt. Er weist darauf hin, dass wir uns zwar nicht der sämtlichen Einzelheiten eines Kunstwerks erinnern können, dass aber wohl die Empfindung des Kraftcharakters und Kraftverlaufs des Kunstwerkes deutlich wieder in uns auftaucht. „Und wenn auch sonst kaum etwas anderes im Gedächtnis geblieben ist, so genügt doch diese eine, mit hartnäckiger Dauer und Stärke in uns haftende Erinnerung, das einst erlebte Schöngefühl wieder in uns hervorzurufen. In dieser Erinnerung, mit anderen Worten, in dem Bewegungscharakter, dem Bewegungsverlauf eines Kunstwerkes, muss also das Schöngefühl, das es in uns erweckt, begründet sein." Ob der Verfasser wohl den Aufsatz von Vernon Lee und Anstruther-Thomson (JBL. 1900 I 3:63) und die dagegen erhobenen Einwände gekannt hat? — Als wertvoll ist hier die systematische Untersuchung des Finnen K. S. Laurila (**1033**) über das Wesen der Kunst anzuführen. Sie wird mit einer gewissen unerbittlichen logischen Breite angestellt. Zunächst wird der Begriff und die Aufgabe der Kunstphilosophie umschrieben, die analog der mit dem Seienden im allgemeinen sich beschäftigenden Philosophie ein Streben ist, „Wesen, Sinn und Bedeutung der Kunst richtig aufzufassen, um unsere eigene Stellung zu dieser Seite des Menschenlebens richtig bestimmen zu können". Die Aufgabe der Kunstphilosophie zerfällt in zwei Hauptteile, einmal um die Kunst als Totalerscheinung in ihrer Eigenart zu begreifen — dabei erheben sich die Fragen nach Wesen, Ursprung und Zweck der Kunst —, dann um die Kunst im Zusammenhang des Gesamtlebens zu begreifen; wobei hauptsächlich in Betracht kommt das Verhältnis der Kunst zur Sittlichkeit, zur Wirklichkeit und zur Religion. Die Kunstphilosophie in dieser Auffassung ist deutlich abgegrenzt gegen die Theorie der Künste als Vorstufe der Kunstphilosophie, gegen die Geschichte der Künste, gegen deren Überschätzung, namentlich in der sogenannten entwicklungsgeschichtlichen und ethnologischen Form, der Verfasser begründeten Einspruch erhebt, wie endlich auch gegen die Ästhetik, sofern sie als die Wissenschaft des Schönen in Natur und Kunst definiert wird. Die Kunstphilosophie im Sinne L.s fällt weder mit der Ästhetik zusammen, da sie sich eben auf die Kunst beschränkt, noch auch ist sie ein Teil der Ästhetik. Denn der Verfasser bestreitet, dass eine erfolgreiche Untersuchung der Kunst nur in Verbindung mit der Untersuchung der übrigen sogenannten Schönheitserscheinungen vor sich gehen könne. Es besteht a priori kein Recht zu der Behauptung, dass die Kunst mit den sonst wahrnehmbaren Schönheitserscheinungen wesentlich verwandt ist, wenn man das Wesen der Kunst noch gar nicht analysiert hat. Da fragt es sich nun zuerst, was man unter Kunst verstehen will. „Die einzige solide Grundlage einer Kunstdefinition ist das analysierte individuelle Kunstbewusstsein", sagt der Verfasser. Für die richtigere Auffassung vom Wesen der Kunst ist letzten Endes nur die Fruchtbarkeit der aufgestellten Kunstdefinition entscheidend. Der Verfasser prüft nun eine Reihe von Theorien über das Wesen der Kunst, die Nachahmungstheorie, die Illusionstheorie K. Langes, die Schönheits- oder auch die ästhetische Genusstheorie, schliesslich die Theorien der Einfühlung und der inneren Nachahmung. Nach eingehenden Erwägungen kommt dann L. zu seiner eigenen Aufstellung: „Die Kunst ist eine Tätigkeit des Menschen, die darin besteht, dass er den Eindruck, den das Seiende (oder ein Teil desselben) auf sein Gefühlsleben gemacht hat, durch sinnlich wahrnehmbare Mittel absichtlich so ausdrückt, dass dieser Ausdruck auf das Gefühlsleben anderer Menschen ansteckend wirkt." Und die Definition des Kunstwerks: „Das Kunstwerk ist ein sinnlich wahrnehmbarer Ausdruck des Gefühlslebens, welcher bewusst und absichtlich so gewählt und gestaltet ist, dass er imstande ist, in anderen ähnliche Gefühle hervorzurufen, wie sie der Ausdrückende selbst gefühlt hat (und dessen eigentlicher Zweck eben darin besteht)." Der Verfasser weist darauf hin, dass dies auch im wesentlichen die Tolstoische Kunstdefinition ist, deren Verdienstlichkeit durch die sonstigen Übertreibungen und Schiefheiten des grossen Russen nicht in Frage gestellt werden könne. Er zeigt, dass sporadische Andeutungen dieser Kunstauffassung auch früher schon aufgetaucht sind, freilich ohne konsequente Durchführung. L. erläutert nun weiterhin, wie durch seine Definition die künstlerische Tätigkeit klar und prinzipiell unterschieden sei sowohl von der theoretischen als der praktischen Tätigkeit des Menschen, die das Erkenntnisvermögen und das Willensleben in Anspruch nehmen. Die in der Kunstdefinition ausgesprochene Gefühlsansteckung hat allerdings ihre Grenzen. Sie sind gegeben mit den Ver-

schiedenheiten 1. der intellektuellen Entwicklungsstufe, 2. der Weltanschauung, 3. des moralischen Standpunktes, 4. des religiösen Standpunktes. Bei einer Prüfung der einzelnen Kunstgattungen am Massstab der Definition zeigt es sich, dass die Architektur wie die Ornamentik, Kosmetik und alle dekorativen Handwerke, als dem Schmucktrieb entsprungen (den L. wesentlich unterschieden findet vom Kunsttrieb), nicht eine Kunst genannt werden können in dem Sinn der übrigen, von der Definition umschlossenen Künste. Die weitere Untersuchung ist auf die Entstehung der Kunst — aus psychologischen und sozialen Bedingungen heraus —, auf ihre Aufgabe, Stellung und Bedeutung im Gesamtleben gerichtet. Als Urmotiv der künstlerischen Tätigkeit betrachtet L. die elementare Tatsache des menschlichen Ausdrucksbedürfnisses. Soziale Bedingungen sind „eine im grossen und ganzen gesicherte Existenz, eine fest geregelte Befriedigung der materiellen Bedürfnisse und eine dauerhaft organisierte gesellschaftliche Ordnung"; daher die Kunst erst ziemlich spät in der Geschichte der Menschheit auftaucht, ohne jedoch deshalb ein „Luxus" zu sein. Den Zweck und Wert und die Aufgabe der Kunst, die weder die „l'art pour l'art"-Theorie, noch die Erholungs- noch auch schliesslich die Ergänzungstheorie treffen, fasst L. so: „Die Aufgabe der Kunst besteht darin, dass sie die Bedeutung der Lebenserscheinungen und den Sinn des Lebens überhaupt in Gefühlswerten offenbart." Schliesslich findet noch das Verhältnis der Kunst zur Sittlichkeit eine ausführliche Erörterung. Die beiden Kapitel vom Verhältnis der Kunst zur Wirklichkeit und zur Religion sind noch nicht erschienen. Ich begnüge mich damit, die zusammenfassenden Sätze des Verfassers hier wiederzugeben. Zunächst natürlich die Moraldefinition als y zu dem x der gegebenen Kunstdefinition: „Unter Moral verstehen wir den Inbegriff derjenigen Normen, welche die Menschen in ihrem Handeln allgemein befolgen müssen, wenn das Leben der Menschheit sich in derjenigen Richtung entwickeln soll, wo sein höchstes Ziel und Endzweck liegt." Moralisch ist alsdann „ein Mensch oder eine Handlungsweise, die den Forderungen derjenigen Gesetze entspricht, deren allgemeine Befolgung eine notwendige Bedingung des gesunden Lebens der Menschheit ist, moralisierend ist dagegen ein Mensch, der diese Gesetze anderen auslegt, sie zu ihrer Befolgung auffordert und sich daraus noch oft eine Profession macht". Damit sind auch die Ansprüche moralisierender Kunst gerichtet. Moralisch aber ist ein Kunstwerk dann, „wenn diejenigen Gefühle, welche die dargestellten Lebenserscheinungen in dem Künstler in moralischer Hinsicht hervorgerufen haben und welche im Kunstwerk zum Ausdruck kommen, mit denjenigen Gefühlen übereinstimmen, welche dieselben Erscheinungen in moralischer Hinsicht in uns hervorrufen; unmoralisch dann, wenn diese Gefühle miteinander nicht übereinstimmen." Besonders hervorzuheben ist noch dies: „Der unsittliche Künstler, der wirklich ein echter Künstler ist, will nicht geflissentlich und gegen sein besseres Wissen die Lebenserscheinungen in moralischer Hinsicht in falscher Beleuchtung darstellen, sondern er tut es bona fide ohne sich dessen bewusst zu sein, weil eben die Lebenserscheinungen ihm schon von selbst in moralischer Hinsicht in einer falschen Beleuchtung erscheinen." Und von der Wirkung unsittlicher Kunstwerke heisst es schliesslich: Sie „wirken auf uns verderblich dadurch, dass sie uns daran gewöhnen, Tugend und Laster in einem falschen Lichte zu betrachten, woraus naturgemäss folgt, dass die Majestät und Würde des Sittengesetzes in unseren Augen herabgesetzt und unser moralisches Gefühl abgestumpft wird, wodurch wiederum unsere moralische Widerstandskraft geschwächt wird". — Vielfach wird noch die Langesche Illusionsästhetik **(1016)** erörtert **(1002, 1004)**. Mit seinen Kritikern setzt sich K. Lange selbst **(1003)** auseinander, wobei er betont, dass kein einziger von den Einwänden, die man von psychologischer Seite gegen die bewusste Selbsttäuschung als eine Zweiheit von Vorstellungsreihen gemacht hat, für ihn überzeugend gewesen sei. Er hält entschieden daran fest, dass der psychische Akt der Illusion an sich die Quelle der ästhetischen Lust sei. Auch den anderen Teil seiner ästhetischen Theorie, die „Ergänzungstheorie", bemüht sich L. gegen Einwände zu schützen. — Die Beleuchtung des Schönheitsproblems durch J. Gaulke **(1014)**, z. T. mit der Fackel Hegels, zeigt ebenso wenig Förderliches wie der jetzt in Buchform vorliegende Aufsatz von J. Pokorny (1078; vgl. JBL. 1902 N. 541). — Zwei „unklare Schlagworte" nimmt K. O. Erdmann **(1229)** aufs Korn, nämlich „die Ächtung des sogenannten ‚stofflichen Interesses'", über das nach R. Krauss **(1230)** das grosse Publikum nun einmal nicht hinauskommt, und die Behauptung, „dass es in der Kunst immer nur auf das Wie, niemals auf das Was ankäme". Nachdem E. darauf hingewiesen hat, dass je nach dem Standpunkt des Geniessenden und des kritisch Urteilenden jene beiden eng miteinander zusammenhängenden Sätze recht und unrecht haben, wirft er, um selbst zu einer zweckmässigen Deutung und Abgrenzung des Was und Wie einen Beitrag zu liefern, die Frage auf, was bei den verschiedenen Arten des ästhetischen Verhaltens im Vordergrunde des Bewusstseins stehe. Er geht auf die psychischen Elemente zurück, die bei künstlerischen Eindrücken auftreten. „Ich verstehe dann

unter dem Inhalte oder dem Was eines Kunstwerks alle Vorstellungen und Gefühle, die der Schein dieses Kunstwerks unmittelbar in uns anregt, im Gegensatz also zu jenen Gedanken und Gefühlen, die das Kunstwerk als Realität, als ein Werk aus Menschenhand, in uns erweckt; also etwa Reflexionen über Technik und Komposition, Bewunderung der Kunstfertigkeit, der Persönlichkeit des Künstlers usw." Es gibt ebenso eine reine Freude am Was wie eine reine Freude am Wie, dies letzte eben bei Kunstwerken, deren Wert sich darin erschöpft, die Lust an der technischen Leistung zu erregen. Angesichts der einseitigen Überschätzung der Form erscheint es dem Verfasser jedoch gerade heute angezeigt, die Möglichkeit und den Wert auch der reinen Hingabe an das Was besonders zu betonen. „In einem solchen seelischen Zustande schweigen alle Reflexionen und alle Kritik, alle Lust am Wie und alle Gedanken an die Person des Künstlers: nur die Vorstellungsreihen, die der Schein des Kunstwerks anregt, laufen rein und ungestört in unserem Bewusstsein ab, und wir unterliegen dem Zauber und dem Banne der künstlerischen Illusion." —

Diese Erörterung hat schon hinübergeleitet zum Kunstgenuss. G. Wernick (1072), der in seiner Schrift mehr allgemein psychologische als speziell ästhetische Untersuchungen anstellt, findet die Ursache des ästhetischen Eindrucks nicht in den bewussten, sondern in den mitschwingenden Vorstellungen; der Schwerpunkt der ästhetischen Wirkung liegt in der Erregung des Unbewussten. Der ästhetische Zustand wird nach zwei Seiten hin definiert: einmal als ein solcher, „in welchem eine so grosse Fülle halbbewusster Vorstellungen erregt wird, dass dieselben niemals gleichzeitig ins Bewusstsein eintreten können", und dann als ein solcher, „in dem sämtliche durch Sinnesempfindungen oder durch Reproduktionen (dies Wort im weitesten Sinne genommen) erzeugten Vorstellungen mit den bereits vorhandenen sich zu einem einzigen Komplex assoziieren". Die bei den Erlebnissen der Alltäglichkeit wirkenden Gesetze der Rezeptivität, Reproduktion und Assoziation gelten auch im Wirkungsbereich des Ästhetischen. Rezeptivität und Reproduktionen sind vorbereitender Natur, das letzte Ziel des Vorganges liegt dagegen in der Assoziation, d. h. in der Synthese eines Mannigfaltigen zur Einheit. „Diese Synthese ist die höchste Tat der Seele, in der ihr Wesen am reinsten zum Ausdruck kommt. Freiheit zu schaffen für diese Tat ist der Zweck der ästhetischen Wirkung." Durch begriffliche Schärfe ist die Schrift nicht gerade ausgezeichnet. — In interessanterer Weise, die freilich vielfach paradox anmutet, sucht der Däne Carl Lange (1073) das Wesen des Kunstgenusses zu ergründen. Seine nachgelassene Schrift, die der Herausgeber H. Kurella als Beiträge zu einer sensualistischen Kunstlehre bezeichnet hat, bringt im ersten Abschnitt eine Physiologie des Genusses und prüft im zweiten die Faktoren der Genusswirkung in den einzelnen Künsten. Für L. ist der Genuss ein physiologisches Phänomen: ein vasomotorischer Vorgang, der in einer Verengerung oder Erweiterung der Blutgefässe besteht. „Das ist es, was uns Lustgefühl, Genuss bereitet, und die Faktoren, die das zustande bringen, sind Genussmittel für uns." L. durchmustert nun die verschiedenen emotionellen Zustände in ihrer Bedeutung als Lustgefühl: die Freude, den Zorn, die Angst, die Spannung, den Kummer, die Ekstase, deren Bedeutung für die Kunst auch Th. Achelis (1126) erörtert, und die Lange als den „reinsten, unkompliziertesten Zustand des Genusses an sich" bezeichnet, endlich die nur einen Grad der ekstatischen Stimmung bildende Bewunderung. Zwei besondere Mittel, um Kunstgenuss hervorzurufen, sind die Abwechslung, die der Abstumpfung einem einzelnen Genussfaktor gegenüber vorbeugt, und die Erregung einer sympathischen Stimmung, d. h. die Benutzung der enormen Suggestivwirkung affektiver Erscheinungen. Der Wechsel der genusserregenden Eindrücke verhütet die Ermüdung des vasomotorischen Apparates. Der Drang nach emotionellen Aufregungen erlaubt auf ganz ungefährliche Weise die Versetzung in einen Genusszustand, indem man, schon von früh an, Nachahmungen der Affekterscheinungen, mimisch oder bildnerisch, hervorbrachte oder sich befleissigte, möglichst lebendige Schilderungen dieser Affekte in Worten zu geben. „Aus dem Bestreben, dem ewig regen Drange nach Genuss entgegenzukommen, entsprang die Kunst. — — — Die Frage nach dem Inhalte des Begriffes Kunst ist meiner Meinung nach folgendermassen zu beantworten: Kunstwerk nennen wir jedes Menschenwerk, das seinen Ursprung in dem bewussten Bestreben hat, einen Genuss durch das Auge oder durch das Ohr hervorzubringen." Nach Prüfung einiger der wichtigsten Kunstarten, als: Dekoration, Malerei, Dichtkunst, Bühne kommt der Verfasser zu dem Schluss, dass als allgemeine Faktoren zur Erzeugung von Kunstgenuss nur in Betracht kommen: Abwechslung, sympathische Gefühlserregung und schliesslich Bewunderung; dabei sind die beiden ersten „die eigentlichen Kunstmittel, die überlegt und planmässig angewendet werden und die zur Erreichung immer grösserer Fülle und Vollkommenheit gepflegt und entwickelt werden können". Die Bewunderung, die Ekstase ist in diesem Sinn kein Kunstmittel, vielmehr ein besonderer Zustand des Genusses selbst — ein Zustand,

der hervorgerufen wird durch das Gefühl, vor überwundenen Schwierigkeiten, gleichviel welcher Art, zu stehen, und der, auf individuellen Voraussetzungen beruhend, im voraus nicht zu berechnen ist. Diese drei Faktoren haben auch die Kraft, die physiologischen Vorgänge der vasomotorischen Innervation hervorzurufen, durch die das Genussgefühl bedingt wird. L. sieht sehr wohl, dass die genannten drei Faktoren sehr heterogene Dinge sind, bleibt aber doch bei der nüchternen Definition der Kunst stehen als „Inbegriff der menschlichen Werke, welche durch Abwechslung, sympathische Stimmungserregung oder Erweckung von Bewunderung Genuss gewähren". Die Benennung der Ästhetik als „die Lehre vom Schönen" lehnt L. als unklar und irreführend ab. — Eine Einzelfrage in diesem Zusammenhang wirft F. Avenarius (1076) auf: „Wie weit kann das Wort dem Kunstgenuss förderlich sein?" Einmal durch Wegräumen von allerhand vorgefassten Meinungen, mit denen ein Beschauer vor ein Kunstwerk tritt, dann durch Einstellen des Blicks auf das, was der Künstler gewollt hat. Dies ist keine mechanische, sondern selbst wieder eine künstlerische Tätigkeit, die ein Nachschaffen voraussetzt. Wegräumen und Einstellen hält A. für die beiden einzigen Tätigkeiten, durch die ein Sprecher oder Schreiber zur Erleichterung des Kunstgenusses beitragen kann. —

Künstlerisches Schaffen. Vor allem theoretischen Gerede zu diesem Thema interessiert das Selbstzeugnis des Dichters. Die Aufschlüsse freilich, die Max Halbe (Vom dramatischen Schaffen: Tag N. 585, 591, 595, 597) gibt, gehen kaum über Bekanntes hinaus. Von den drei Wegstrecken im Werdegang eines dramatischen Werkes, von der Konzeption, der Formung und dem zeitlosen Stadium selbständigen Lebens, die H. unterscheidet, betrachtet er nur die beiden ersten. Dabei verdient am meisten Beachtung sein Bericht von der Entstehung der „Jugend". Er erzählt, wie er nach der Aufführung seines Erstlings „Eisgang" das eigentliche Wesen der Bühnenperspektive glaubte erkannt zu haben, und wie er mit der neugewonnenen Erkenntnis vom Gesetz des Dramas ausgerüstet den leidenschaftlichen Wunsch hegte, es in der Praxis zu erproben. Diese Prädisposition und ein „merkwürdiger Zustand von undefinierbarer Erwartung und träumerischer Befangenheit" bringen dem an einem Vorfrühlingsmorgen vor seinem Schreibtisch Sitzenden, als er aus dem Fenster über die Dächer hinwegschaut, die Inspiration. „Plötzlich erwuchs mir aus der warmen, schimmernden Wolkenstimmung und dem blaugrauen, leuchtenden Rauch und dem halb winselnden, halb sehnsüchtigen Klang des Leierkastens das getreue Erinnerungsbild eines Pfarrhofes fern im Osten mit einem gütigen Pfarrherrn und zwei verliebten Menschenkindern, und eines verhangenen Frühlingshimmels und einer weiten, schwermütigen polnischen Landschaft." Das um neun Jahre zurückliegende Erlebnis, dessen dichterische Gestaltung in der Zwischenzeit manchmal erwogen worden war, ohne dass der Dichter über die Form zur Entscheidung gekommen war, stand jetzt als fertiges Drama „mit überraschender Klarheit und Deutlichkeit" vor seinen Augen. Neben derartigen Fällen der inneren Gestaltung längst verjährter Erlebnisse hält H. andere Fälle für denkbar, „in denen gerade umgekehrt der frischeste, jüngste, neueste Eindruck die stärkste Lebenskraft beweisen und sich sofort zur künstlerischen Wiedergabe verdichten wird". Dieser Fall werde vielleicht der häufigere sein. „Ich persönlich habe beobachtet, dass neben den Ereignissen und Gefühlserregungen der augenblicklichen Gegenwart und jüngsten persönlichen Vergangenheit vor allem die fast unbewussten und ungewollten Eindrücke der Kindheit und Jugend, etwa bis zum 20. Jahr, einen schier unerschöpflichen Nährboden für das dichterische Schaffen abgeben. Sehr oft mag aus der Vereinigung dieser beiden Elemente, jener fernen Kindheitsvoraussetzungen und des starken momentanen persönlichen Einschlags, sich die dichterische Befruchtung ergeben, die dann zur Gestaltung führt." Für das Stadium der Ausarbeitung bezeichnet H. Handwerk und Ausdauer als Vorbedingungen des künstlerischen Gelingens. Es gilt, sich dem ungesunden Zustande des ewigen Herumphantasierens zu entreissen und zu der scheinbar kleinlichen Arbeit an einem bestimmten, engbegrenzten Stoff hinabzusteigen. Die wenigsten der mit himmelstürmenden Plänen schwangeren, in Cafés oder in Kneipen hausenden Genies „finden Mut und Ausdauer genug dazu und werden dann, wenn sie nicht zugrunde gehen, raunzende Kritikaster, die von der Höhe ihrer Impotenz den tief unten im Schweisse seines Angesichts arbeitenden dramatischen Dichter begönnern oder bespeien".(!) H. schildert dann die beglückenden Flut- und die entmutigenden Ebbeerscheinungen während der Ausarbeitung. Bei H. pflegen diese Ebbeerscheinungen gewöhnlich um die zeitliche Mitte einer Arbeit herum, kurz vor erreichtem Höhepunkt einzutreten. Der zweite Teil eines Werkes nach erreichtem Höhepunkt wickelt sich für die Arbeit meist schneller ab als der erste. Drei Hauptelemente muss der wahrhaft grosse Dramatiker in gleicher Vollendung besitzen: quellende Phantasie, durchdringenden Verstand, fortreissendes Mitgefühl. — In ihrem Dialog „Etwas vom Schaffen" (FZg. N. 289) beplaudert Auguste Meyer

anlässlich der Frage, wie man einen Roman erfindet, den Gedanken, dass bei jedem Buch die Wurzel, der Kern, aus dem es emporwuchs und zum mehr oder minder lebensfähigen Baume wurde, im Schluss liegt. — Die philologisch-literarhistorischen Gesichtspunkte in dem Buch von Karl Fischer (1053) fördern das Problem des künstlerischen Schaffens nicht. — Im Zusammenhang mit dem Thema des künstlerischen, imbesonderen des literarischen Schaffens ist schliesslich noch des von J. Zeitler (1036) aufgeworfenen Problems zu gedenken. Die in dem Z.schen Buch zusammengefassten Aufsätze, in der Mehrzahl aus dem Studium der Taineschen Literaturpsychologie erwachsen, werden zusammengehalten durch das „Problem der Literatur" selbst, es handelt sich darin „um die fragwürdige Digression zwischen Tun und Dichten, um eine Wertabwägung zwischen dem aktiven und dem poetischen Menschen". Z. weist dem Dichter, dem Literaten gegenüber dem Mann der Tat einen sehr niedrigen Rang zu und meint: „Für einen geraden vollgewachsenen tüchtigen Menschen ist Literatur nur ein Notbehelf, ein Auskunftsmittel, ein kümmerliches Surrogat für eine unmittelbare Wirkung. Literatur zu machen ist immer eine Resignation, am meisten, wenn sie ein Umweg zur Macht ist. Und sie ist ein sehr weiter Umweg." — Die schiefen, wenn auch geistreichen Gesichtspunkte Zeitlers rückt Fr. Lienhard (1037) zurecht, indem er hervorhebt, wie auch das Wort eine der Formen der Tat und daher gleichwertig und gleichwesentlich mit der Tat sein kann. Es gibt Worte, die unabsehbare Wirkungen zeugen, während es Taten gibt, die belanglos sind. Die Hauptsache ist, dass ein „Mensch" hinter dem Wort steht, nur durch den sprechenden Menschen erhält das gesprochene Wort Gewicht, Wert und Wirkung. —

Genie und Talent. Als die Grundlagen des schöpferischen Wirkens betrachtet K. A. Gerhardi (1058) drei psychische Bedingungen: Leidenschaft, Phantasie, Urteilskraft. Nur wenn diese drei, in allen Menschen vorhandenen seelischen Eigenschaften bei einem Menschen in hervorragendem Masse ausgebildet und dreieinig vorhanden sind, dürfen wir von einem Genie sprechen. „Die Leidenschaft ist es, welche den Geist unablässig zur Beschäftigung mit einem bestimmten Gegenstand hindrängt; die Phantasie ist es, welche das im engern Sinne schöpferische, das Ersinnende ausmacht; die Urteilskraft ist es, welche aus den mannigfaltigen, aber vorerst noch nicht durchgehends richtigen und passenden Darbietungen der Phantasie das Richtige und Passende auswählt." Die Begriffsbestimmung H. Türcks (1056) lehnt G. ab. — Mehr Gewicht haben die Untersuchungen von L. Loewenfeld (1060). Auch er verschliesst sich der unbeweisbaren Annahme, dass beim Genie eine mystische, höhere geistige Potenz vorhanden sei. Er ist auf Grund kritischer Prüfung der Ansicht, dass das geniale Schaffen lediglich durch eine ausserordentliche Steigerung der dem Durchschnittsmenschen zukommenden psychischen Tätigkeit bedingt ist. Im Gegensatz zu Forel (vgl. JBL. 1901 I 3:79) erkennt L. demgemäss auch keine Wesensverschiedenheit zwischen Genie und Talent an. Das einheitliche Moment, das bei aller Verschiedenartigkeit der genialen Leistungen das Wesen des Genies charakterisiert, ist die Art seiner vorstellenden Tätigkeit, seine Gedankenwelt. „Wo die Fähigkeit zur Konzeption genialer Gedanken fehlt, bleibt das Gefühl machtlos, und die grösste Willensenergie kann zu keiner genialen Tat führen." Die von Lombroso einseitig beantwortete Frage, ob die geniale Schaffenskraft pathologischen Ursprungs ist, oder lediglich eine an sich nicht krankhafte Steigerung normaler Fähigkeiten bildet, gestattet nach L. eine allgemein zutreffende Beantwortung nicht. Daher unternimmt der Verfasser eine Analyse der geistigen Persönlichkeit genialer Künstler (Lionardo da Vinci, Michelangelo, Tizian, Raffaello Santi, Dürer, Holbein d. J., Rubens, Rembrandt, Meissonnier, Millet, Böcklin, A. Feuerbach) mit Rücksicht auf 1. die Abstammungs- und Familienverhältnisse, 2. die geistige Entwicklung im Knabenalter, Einflüsse der Erziehung und Umgebung, erste Äusserung der künstlerischen Veranlagung, 3. die intellektuelle Sphäre beim Erwachsenen: Stand der allgemeinen Bildung, Kenntnisse in Sprachen und Wissenschaften, hervorragende Leistungen auf anderen Gebieten als denen der bildenden Künste, 4. die Gemütssphäre: Entwicklung des Gefühlslebens, speziell der altruistischen (moralischen) Gefühle, gemütliche Erregbarkeit, vorherrschende Stimmungen, Affekte, 5. die Willenssphäre: Tatkraft und Schaffensdrang, Ausdauer bei der Verfolgung von Plänen und im Kampfe gegen Schwierigkeiten, 6. den Charakter, besonders hervortretende Neigungen, 7. die religiösen Anschauungen, 8. das Verhalten der vita sexualis, Nachkommenschaft, 9. etwaige krankhafte Erscheinungen auf geistigem Gebiete, körperliche Erkrankungen, 10. die physische Persönlichkeit, Körperkraft, das Verhalten im höheren Alter. Der Verfasser kommt zu dem Resultat, dass man es bei keinem der genannten Künstler mit einem pathologisch bedingten Genie zu tun habe. Die vorgefundenen krankhaften psychischen Erscheinungen stehen in keinem ursächlichen Zusammenhang mit der geistigen Grösse jener Männer. „Man darf wohl beim Genie im allgemeinen sagen,

dass seine Kraft im Gesunden, nicht im Kranken wurzelt." Vom psychopathologischen Standpunkt aus kann man drei Gruppen genial Veranlagter unterscheiden: 1. das Genie ohne ausgesprochene pathologische Zutat — wahrscheinlich die kleinste Gruppe —, 2. das Genie mit pathologischen Zügen, bei dem das Krankhafte eine Begleiterscheinung, nicht eine Quelle der ausserordentlichen Begabung bildet, 3. das pathologisch bedingte, d. h. in einer krankhaften Gehirnorganisation begründete Genie. L. spricht den berechtigten Wunsch nach weiteren systematischen Analysen bestimmter Gruppen von genialen Persönlichkeiten aus, wodurch das Problem des Genies erst eigentlich seiner Klärung entgegengeführt werde. — G. Brandes (**1066**) stellt die Auffassung G. d'Annunzios und Léon Daudets vom Genie in Parallele, wie sie in deren Romanen „Feuer" und „Der schwarze Stern" hervortritt. Beide geben eine Psychologie des dichterisch schaffenden Genies, d'Annunzio mit leidenschaftlicher Sympathie für seine Hauptperson, Daudet mit kalter, widerstrebender Bewunderung für die seine. Brandes charakterisiert in Kürze die Helden der beiden Schriftsteller. — Die Schrift von H. E. Jost (**1068**) ist eine populäre psychologische, mit praktischen Fingerzeigen ausgestattete Erörterung über die verschiedenen Arten des Talents. —

Musikästhetik. Was H. Riemann (**1083**) in seiner umfangreicheren, schon im letzten Jahresbericht erwähnten Schrift breiter ausgeführt und begründet hat, ist zusammengefasst in der Arbeit (**9977**) „Wie hören wir Musik? Grundlinien einer Musikästhetik" (L., Max Hesses Verlag. IX, 93 S. M. 1,50. [= M. Hesses ill. Katechismen Bd. 17]). In drei Vorträgen erörtert der Verfasser die elementaren Faktoren des musikalischen Ausdrucks: Tonhöhe, Tonstärke, Bewegungsart (Musik als Wille), die Form gebenden Prinzipien: Harmonie und Rhythmus (Musik als Vorstellung), die assoziativen Momente: Charakteristik, Tonmalerei, Programmmusik (Musik als vorgestellter Wille). — H. Stephani (**1081**) findet, dass das Erhabenheitsgefühl hervorgerufen wird „durch eine über das Mass des vorhandenen Anspannungsvermögens hinausführende Inanspruchnahme unserer seelischen Kraft; es wird — durch den elastischen Widerstand der Strebungen unseres augenblicklichen Daseinsgefühles gegen die Anforderungen an unsere Auffassungstätigkeit — getragen von einer aufs höchste gesteigerten Spannkraft unseres Geistes oder Gemütes; der Grad seiner Intensität aber ist subjektiv bedingt durch den Grad der inneren Bewältigung des Objektiv-Gegebenen". —

Einzeluntersuchungen ästhetischer Grundbegriffe: Apperzeption. M. Dessoir (**1110**) wirft die schon einmal in einem Vortrag (**1109**) behandelte Frage auf: „Inwiefern kommt bei der künstlerischen Umformung der Wirklichkeit das vom Künstler gewählte Mass oder die von ihm hergestellte Intensität in Betracht?" Er führt eine Reihe von Tatsachen an, die beweisen, dass das absolute Quantum nach Extensität und Intensität für den ästhetischen Eindruck keineswegs gleichgültig ist. D. kommt zu der Forderung, dass die äussere Grösse des Kunstwerks seiner „inneren Grösse" proportional sein müsse in dem Sinne, „wie eben etwas Äusseres einem Inneren entsprechen kann". Bei Kunstwerken, die gewichtige Gegenstände behandeln, erwarten wir eine andere Raum- oder Zeitgrösse als bei Werken, die mit minderwertigen und nebensächlichen Gegenständen angefüllt sind. „Die Grenzen sind tatsächlich (wenn auch nicht logisch) festgesetzt durch die Beschränktheit der Einfühlung auf gewisse Massen." An die verschiedenen Quantitäten sind besondere Gefühle geknüpft. „Die Kategorien des Zierlichen und Komischen sind an kleine, die des Tragischen und Erhabenen an grosse Quanta gebunden, wozu natürlich noch mancherlei qualitative Bestimmungen hinzutreten müssen." —

Gefühl. Über das Mitleid, soweit es in der Ästhetik eine Rolle spielt, finden sich einige Ausführungen in der Schrift von W. Stern: „Das Wesen des Mitleids" (Berlin, Dümmler. III, 50 S. M. 1,50). St. begründet seine Auffassung des Mitleids genetisch. „Es ist das allmählich im Laufe sehr vieler Jahrtausende entstandene verletzte Gefühl der Zusammengehörigkeit mit allen anderen beseelten Wesen gegenüber den schädlichen Eingriffen der sowohl unbeseelten, als auch beseelten objektiven Aussenwelt ins psychische Leben." In der Tragödie ist Furcht für uns selbst, wie Lessing will, niemals im Mitleid enthalten, wohl aber kann solche Furcht als etwas Akzessorisches mit dem Mitleid verbunden sein. Obwohl die Poesie, wie die Kunst überhaupt, keinen anderen Zweck hat als Gefallen zu erregen, wirkt sie doch auch in der Tragödie tatsächlich sittlich bildend und erziehend auf den Zuschauer, einmal durch Erregung des Willens zur Nachahmung hervorragender Beispiele von heroischen Handlungen, dann aber besonders durch Erregung von Mitleid für den handelnden Helden, bisweilen auch durch Erregung von Furcht beim Zuschauer für sich selbst. — In seinem Aufsatz über die Bedeutung der niederen Empfindungen für die ästhetische Einfühlung knüpft J. Volkelt (**1120**) an einen früher hier erwähnten Aufsatz an (JBL. 1902, S. 255). Er wirft die Frage auf, ob die zwischen Anschauung und Gefühl stattfindende Verschmelzung, in der für V. die

ästhetische Einfühlung besteht, gewisser niederer Empfindungen als Zwischenglieder bedarf oder ob sie ohne derartige Vermittlung vor sich geht. Drei verschiedene Wege kennt V., auf denen das Ziel der Verschmelzung erreicht wird: die leiblich vermittelte, die assoziative und die unmittelbare Einfühlung. Alle drei Möglichkeiten kommen in weitem Umfange vor. Unter den vermittelnden Empfindungen stehen in erster Linie die Bewegungsempfindungen; demnächst kommen besonders Tast- und Temperaturempfindungen in Frage, namentlich auf dem Farben- und Tongebiet. Die assoziative Einfühlung bedeutet häufig einen abgeschwächten Grad der Einfühlung, dafür ist aber mit ihr eine Bereicherung des eingefühlten Gehaltes gegeben. Die unmittelbare Einfühlung ist im allgemeinen von geringerem Umfang; sie zeigt sich am häufigsten in der Dichtkunst, in zweiter Linie in der Tonkunst. Die leiblich vermittelte Einfühlung ist in der Dichtkunst am schwächsten. —

Phantasie. Die beiden Aufsätze von G. Brandes **(1131–32)** stehen dem literarhistorischen Gebiet näher als dem ästhetischen. Der eine kann als methodologische Rechtfertigung der von B. in seiner Shakespeare-Biographie befolgten Darstellungsweise gelten, der andere mustert die Gestalten, die auf die Phantasie des 19. Jahrhunderts Eindruck machten. B. nennt Napoleon, Talleyrand, Metternich, Goethe, Byron, Hegel, weiterhin Viktor Hugo, Heine, von Dänen den einzigen Grundtvig; Garibaldi, Lassalle, Bismarck, Rich. Wagner. Er findet es höchst eigentümlich, dass neben diesen grossen wirklichen Persönlichkeiten es unmöglich ist, irgend eine von dem Jahrhundert hervorgebrachte erdichtete zu nennen, wie Hamlet, Don Quixote, Faust. —

Tanz. Die Tanzkunst beginnt wieder zu erwachen. Zahlreiche Federn bestätigen es, die sich mit Isadora Duncan beschäftigen. Diese selbst legt in einer Vorlesung **(1153)** ihre Absichten dar. Das moderne Ballett, das den natürlich schönen Körper des Weibes entstellt, ist eine Entartung des Tanzes, der einst die vornehmste aller Künste war. Für die neue Tanzschule unserer Tage handelt es sich darum, jene primären Bewegungen für den menschlichen Körper zu finden, aus welchen sich die Bewegungen künftiger Tänze in ewig wechselnden, endlosen und natürlichen Folgen entwickeln werden. „Die neue Schule des Tanzes muss jene Bewegung sein, die mit der vollkommenen Form des menschlichen Leibes in Harmonie und den vollkommensten Menschenleib zu entwickeln geeignet ist.“ — W. Mauke **(1143)** lässt von modernen Tanzkünstlerinnen allenfalls die „heissblütige“ Saharet gelten, „die Temperament tanzt“, und die „verfeinerte“ Loie Fuller, „die Blumen und Flammen tanzt“, denen beiden aber die grosse Simplizität fehlt, „die nötig wäre, um im Tanz ästhetisch zu erziehen, und den Tanz zugleich zum natürlichen Ausdruck, zur Auslösung innerlicher Empfindungen werden zu lassen“. Eben dies bietet nach ihm Isadora Duncan, in deren Tanzidyllen er die Morgenröte einer „erhöhten“ Tanzkunst sieht. Bei ihr scheint der Tanz zur Reinheit seiner primitiven Urform zurückgekehrt, aber bereichert mit einer Fülle an Seelischem, schöner und innerlicher erstanden. —

Geschmack und Mode. Was die Amerikanerin uns fernher brachte, hat nach A. Thiele **(1163)** ein deutscher Künstler schon lange in Bildern gesehen und gedichtet, nämlich Fidus, dem der Verfasser auch das besondere Verdienst zuschreibt, für die neue, sowohl zweckmässige als schöne Frauentracht schon seit 1887 kulturschöpferisch tätig zu sein. — Recht verständig und ansprechend sind die beiden volkstümlichen Vorträge von Alois Naske (Kunst, Stil und Mode. Brünn, Fr. Irrgang. 1902. 48 S. 60 Heller), die die gegenseitigen Beziehungen zwischen diesen Begriffen klarlegen. —

Ästhetische Erziehung. Mit Eifer wird dieses Thema von den Pädagogen erörtert. Eine hohe Auffassung der Kunst spricht aus den Schriften von O. Schulze **(1181)** und Fr. Paret **(1197)**. Nach Schulze ist die ästhetische Erziehung unbedingtes und erstes Erfordernis der Zeit; Paret zeigt, wie eng Kunst und Religion zusammengehören. Die Religion ist zwar für P. der erste Bildungsfaktor der Volksschule, aber die Kunst ist eine willkommene Gehilfin der Religion. — F. Schleichert **(1193)** gibt eine Unterrichtsskizze für die Behandlung lyrischer Gedichte. „Die geeignetste Vorbereitung für die Behandlung eines lyrischen Gedichtes dürfte . . . wohl die sein, dass man die Kinder empfinden und erleben lässt, was der Dichter empfand und erlebte, dass man sie möglichst in dieselbe Stimmung zu versetzen sucht, aus der die Dichtung entsprang.“ Er zeigt dann, wie er Goethes „Wandrers Nachtlied“ behandelt hat. — Der Aufsatz „Kunst und Erziehung“ (Nation[B]. 20, S. 137/8) von S. Mehring ist eine Anzeige des Buches „Die Kunst im Leben des Kindes“ (her. v. Lili Droescher, Otto Feld, Max Osborn, Wilhem Spohr u. Fritz Stahl. = JBL. 1902, N. 2679). M. nennt als für die Jugend besonders wertvoll „ein Buch, um das uns jede Nation beneiden müsste, und doch wird es selten den Kindern in die Hände gegeben“: Lessings Fabeln. Es fehlt in dem Bücherverzeichnis des genanten Hanndbuches. — Es fehlt auch in dem sonst recht nützlichen praktischen

Wegweiser, den J. Bass herausgegeben hat: „Wege zur künstlerischen Erziehung und literarischen Bildung der Jugend und des deutschen Volkes. Ratgeber für Eltern und Lehrer, Bibliothekare von Volks- und Schülerbibliotheken, Volks- und Bildungsfreunde.“ (Stuttgart, Franckh. 112 S. M. 0,30). —

Beziehungen der Kunst: Kunst und Natur. W. Bölsche **(1282)** führt aus, dass naturwissenschaftliche Dichtung und Kunst nicht gegen einander, sondern zu einander arbeiten, und zwar betrachtet er die Kunst als das Idealmodell des Forschungszieles, die Forschung im höchsten Sinne als die Idealerfüllung der Kunst. Der Unterschied zwischen beiden ist der, dass die Kunst in ihrer grossen Form stets Zukunftsbilder gibt, während die Forschung auf der Stufe der Natureroberung „auf Gegenwartsbildern in reinster Form bestehen“ muss. —

Kunst und Religion. Als neue Strömung in unserer Literatur fasst O. Anwand **(1306)** die Abkehr von Zarathustra-Nietzsche und die Hinwendung zum Christentum und seiner Demutslehre. Als Beispiele führt er drei voneinander grundverschiedene einstige Anhänger Nietzsches an: Melchior Lechter, August Strindberg und Gerhart Hauptmann. Während Lechter mit seiner „Rauschkunst“, die nichts anderes ist „als ein Wiedererwachen der die Sinne einschläfernden und berückenden weihrauchschweren Kirchenkunst des Katholizismus“, sich nicht bewusst von Nietzsche losgesagt hat, entsagt Strindberg viel bewusster und energischer dem Streben nach Macht und kehrt zur Moral des Christentums zurück. Hauptmann endlich rührt nach A. mit seinem „Armen Heinrich“ an das tiefste Mysterium des christlichen Glaubens, nachdem er in der „Versunkenen Glocke“ die Lebensmoral des Egoismus vertreten und die Schilderung eines Übermenschen versucht hatte. Die Einseitigkeit einer Lebensanschauung ist bei den drei genannten durch die gleiche Einseitigkeit einer anderen abgelöst. „Anstatt innere Konflikte einheitlich zu durchdringen und harmonisch zu lösen, gefällt sich unsere Zeit darin, von Gegensatz zu Gegensatz überzuspringen und Klüfte aufzudecken.“ — J. Hengesbach **(1309)** wendet sich gegen einen Satz E. von Hartmanns, der behauptet hatte: „Die katholische Literatur, Presse und Vereinstätigkeit sucht die Kluft zwischen dem protestantischen und katholischen Kulturkreise in Deutschland immer schroffer zu machen und ihre Gefolgschaft von allem, was deutsch ist, luftdicht abzuschliessen.“ H. meint, dass eine tiefere Kluft als die konfessionelle innerhalb der deutschen Grenzen gähnt, „diejenige nämlich zwischen den oberen Kreisen mit ihrer abstrakt-literarischen Bildung und der breiten Volksmasse, die ihre Wissbegier durch mündliche Überlieferung und persönliche Erfahrung befriedigt; für jene erheblich kleinere Hälfte wird die gelehrte wie schöngeistige Literatur geschrieben“. Der Verfasser hält es nicht für berechtigt, bei den Katholiken gegenüber Dichtern, die im evangelischen Volkstum wurzeln wie Storm und Reuter, grössere Befangenheit und stärkere Vorurteile vorauszusetzen als bei ihren andersgläubigen Mitbürgern. — Die katholische Kritik aber hält sich für besonders vornehm und nicht so, wie die akatholische **(1364)**. —

Kunst und Moral. In seiner akademischen Rede ist W. Heinzelmann **(1317)** meist auch akademisch. Er stellt fest, dass ohne Beeinträchtigung des selbständigen Wertes der Kunst sehr wohl von einem ethischen Beruf der Kunst gesprochen werden kann, sofern sie indirekt die Sittlichkeit und Religion zu fördern bestimmt ist. — Mehr in die Praxis steigen die beiden anderen zu nennenden Beiträge zum vorliegenden Thema. Sowohl L. Fulda **(1322)** als H. Meyer-Benfey **(1325)** sind darin einig, dass Zensur in der Kunst auf alle Fälle von Übel sei. Man will heutzutage die Kunst zwingen, auf das Schamgefühl der Unerwachsenen Rücksicht zu nehmen. Nach Fulda leben wir unter einer „Schreckensherrschaft der Prüderie, jener schlimmsten Feindin aller wahren Sittlichkeit“. „Noch selten hat sie mit ihrer unvermeidlichen Gefolgschaft, der Heuchelei und Duckmäuserei, so fröhlich gewuchert, wie in unseren Tagen. Die Zensur ist nur einer der Schergen ihrer Tyrannei und das Feigenblatt ihr widerliches Wappen.“ Meyer-Benfey hält in seiner Schrift, deren Hauptteil eine sichere Grundlage für die sittliche Beurteilung des Geschlechtslebens zu gewinnen versucht, jede öffentliche, staatliche Überwachung der Literatur und Kunst für durchaus überflüssig und in akuten Fällen nicht polizeiliches Einschreiten, sondern Ablehnung durch das Publikum selbst für die geeignete Abwehr. —

Ruhm und Erfolg. Sehr skeptisch verhält sich G. Brandes **(1336)** zu dem literarischen Nachruhm, der von manchen so heiss begehrt wird, ohne dass sie sich überlegen, wieviel des vermutlich wertvollsten literarischen Gutes im Lauf der Jahrhunderte zu Grunde gegangen ist. — Noch skeptischer ist L. Berg **(1339**; auch enthalten in der unter **1369** genannten Broschüre) gegenüber literarischen Erfolgen, namentlich wie sie in unseren Tagen durch die Kritik gemacht werden. Nach einer einleitenden allgemeinen Betrachtung kommt B. auf die Entstehung des Erfolges von „Jörn Uhl“ zu sprechen, nach L. Schönhoff eine „Renaissance des Spiessertums“. — Clara Johansson **(1340)** meint dagegen, dass es mit literarischen

Erfolgen in Schweden doch besser bestellt ist. Die schwedische Kritik soll nach ihr den Kreis ihrer anerkannten Günstlinge nur dann erweitern, „wenn die eine oder andere Neuerscheinung mit der elementaren Wucht des überlegenen Talentes ihr natürliches Anrecht auf allgemeine Würdigung geltend zu machen weiss“. —

Kritik: Ästhetische und Kunstkritik. E. Platzhoff-Lejeune (**1354**) unternimmt es, rein psychologisch das dichterische und kritische Vermögen in seiner Eigenart zu schildern und in seiner Unvereinbarkeit darzutun. Als einen Hauptunterschied hebt er hervor, dass der Dichter als Dichter immer ungerecht, der Kritiker als Kritiker immer gerecht ist. Denn jener ist berufsmässiger Egoist, dieser berufsmässiger Altruist. Ein weiterer Unterschied ist der, dass der Dichter alles absolut, der Kritiker alles relativ nimmt. Die kritische Arbeit ist mit der dichterischen nicht vergleichbar, eine Wertung beider Fähigkeiten ist unmöglich, da die eine ein anderes Temperament und einen anderen Bildungsgang verlangt als die andere. Wenn die dichterische und die kritische Tätigkeit in ihrer höchsten Entfaltung angenommen wird, ist es unmöglich, dass ein grosser, berufsmässiger Dichter zugleich auch ein bedeutender, berufsmässiger Kritiker ist. Der Kritiker soll nicht, wie es meist geschieht, auf halbem Wege stehen bleiben, sondern sich für eine Alternative entscheiden. „Die geistige Welt bedarf des Schaffenden und des Sichtenden, des Egoisten und des Altruisten, des instinktiv Rücksichtslosen und des reflektiert Gerechten, des glühenden Enthusiasten und des kühlen Beobachters in gleicher Weise.“ — Besonders lebhaft wogte der Meinungsstreit über Wert und Unwert der Kritik anlässlich der Angriffe Sudermanns gegen die „verrohte“ Kritik. Sehr gut spricht M. Heimann (**1371**) über den Fall. Er ist im übrigen der Meinung, dass die Kritik lernen muss zu dienen und zu lehren, wenn sie wirken will. Besonders weist er darauf hin, dass die Kritik noch viel zu leisten habe gegenüber der nichttheatralischen Literatur. — M. Nordau (**1379**) wünscht den weitesten Kreisen die Einsicht, dass eine ästhetische Kritik nicht über das kritisierte Werk, sondern nur über den Kritiker Aufschluss gibt. —

Plagiat. Das Buch von D. Giurati (**1396**) bringt nach der Anzeige einen theoretischen Teil, der Wesen, Ursachen, Methoden, Geschichte usw. des literarischen Diebstahls behandelt, und darauf eine Beispielsammlung, die mit den Namen E. de Amicis und G. d'Annunzio eröffnet wird und auch G. Carducci den Vorwurf weitgehender Entlehnungen nicht erspart. —

Ästhetische Stimmungen: Naivität. Hegels und Vischers Begriff des Klassischen und Schillers Begriff des Naiven zeigt B. Bauch (**1401**) als identisch. Dagegen weist er nach, dass Schillers „Sentimentalisches“ nichts mehr zu tun hat mit dem Romantischen, wie es Hegel in den „Romantikern“ verkörpert sah. —

Humor und Komik. In seiner Abhandlung spricht J. Pokorny (**1407**; auch in **1078**) über das Lächerliche, die Komik, den Witz und den Humor. — Den sexuellen Witz insbesondere fasst E. Schlaikjer (Von der Freiheit des Witzes und der Witzblätter: Die Zeit [Berlin] S. 399—402) ins Auge, und tadelt die ängstliche Prüderie gegenüber solchen Witzen. Die blosse Anwesenheit des sexuellen Elements macht den Witz noch nicht unmoralisch. „Erst wenn die überraschende Ideenverbindung, die den Witz darstellt, auflösend, zerstörend, herabziehend wirkt, erst dann ist der Witz korrupt. Dann ist er es aber auch in jedem Fall, ganz gleichgültig, ob er ein sexuelles Element enthält oder nicht. Das sexuelle Element kommt für die Frage der Korruption garnicht in Betracht.“ —

Stil. Bei einer Prüfung des Entwicklungsganges, den die deutsche dramatische und erzählende Kunst bis zum Ende des 19. Jahrhunderts zurückgelegt haben, kommt E. Wolff (**1421**) zu dem Ergebnis, dass die dramatisch accentuierte Erzählungskunst bereits zu reichen Früchten eines rein deutschen Stils gelangt ist, während das Drama selbst in den Grundzügen seiner Entwicklung immer wieder Anlehnung an germanisch stammverwandten Geist sucht, ohne bislang zu der festen Tradition eines spezifisch deutschen Stils vorgeschritten zu sein. Die literarische Situation ist nach W. nunmehr dahin geklärt: „Für die Erzählungskunst gilt es, auf den Bahnen, die von Goethe und Kleist über Immermann und Jeremias Gotthelf bis zu Otto Ludwig, Keller, Storm und Fontane führen, beharrlich weiter voranzuschreiten; für die Bühnendichtung gilt es, von der Grundlinie Shakespeare auszugehen, um über Kleist, Hebbel, Anzengruber den Weg zu einem nun schon nahe winkenden Ziel zu finden, wo eigenartig deutsche Lebensformen sich mit eigenartig deutscher Lebensanschauung durchdringen.“ —

Poetik. Allgemeines. Die Erörterung der Frage von den Beziehungen der Psychiatrie zur Dichtkunst führt Gustav Wolff (**1061**) zu diesem Ergebnis: „Da alles Psychopathische, das dem Wirklichen entspricht, gegen die psychologische Wahrheit verstossen muss, die das oberste Gesetz in der Dichtkunst ist, so darf der Dichter das Psychopathische gar nicht nach der Wirklichkeit schildern.

Wenn also in einem Dichtwerk die Schilderung einer Geisteskrankheit der Natur abgelauscht ist, so muss es ein schlechtes Stück sein." Während also Ibsen an seinem Oswald den Fehler vermieden hat, einen Geisteskranken nach der Natur zu zeichnen, ist Hauptmann in seinem Fuhrmann Henschel, tatsächlich einem Schulfall der sogenannten Rückbildungsmelancholie, ihm verfallen. Bei Shakespeare liegt die Sache in Wirklichkeit so, dass seine Psychiatrie weiter nichts ist, als eine nach künstlerischen Gesichtspunkten verarbeitete Laienpsychiatrie. „Eine solche Laienpsychiatrie, die wir in der Wissenschaft möglichst abzustreifen suchen, ist aber selbstverständlich die einzige, welche in der Dichtkunst möglich ist." —

Einzelne Dichtgattungen: Lyrik. Über den frechen Unfug einer unreifen Schar von knabenhaften Literaten, ihre kaum angelesenen, gar nicht verarbeiteten Erfahrungen in die heute so verbreiteten Mittel lyrischen Kunstschaffens zu kleiden, entrüstet sich R. Schaukal (**1438**). Solche Literatenpoesie ist ihm ein Dorn im Auge. Leider haben heute die „Nichts-als-nur-Literaten" durch das Wissen um die Mittel der Kunst, speziell der lyrischen, ein Niveau erreicht, das täuschend das Künstlerische vorstellt. Und nun weiss das unberatene Publikum nicht, wohin es sich wenden soll, und seine Dunkelmänner haben es leicht, ihm alles Fortschreitende, Ungewohnte zu verekeln. —

Epos. Ed. Engel (**1447**) sieht in dem mehr oder minder hohen Spannungsreiz einer Dichtung geradezu die Ursache ihrer längeren oder kürzeren Lebensdauer und meint, nur solche Werke der Weltliteratur, die Spannungsreiz besässen, hätten sich durch Jahrhunderte lebendig erhalten. „Spannend zu erzählen, ist nicht nur eine Frage stilistischer Kunst, sondern höher aufgefasst bedeutet es nichts anderes, als gut zu erfinden, oder noch kürzer ausgedrückt: Phantasie." — Besondere Spannungsmomente liegen in Gespenstergeschichten, von denen B. Diederich (**1448**) eine Sammlung gibt, ohne sich gerade um ihre theoretisch-ästhetische Verarbeitung zu bemühen. —

Essay und Skizze. Die literarische Skizze, die weder in Literaturgeschichten noch auch von der Kritik bisher genügend berücksichtigt worden ist, stellt sich nach Max Hoffmann (**1452**) dar als „ein im kleinsten Rahmen ausgeführtes, vollständig fertiges Gemälde, in dem häufig eine selten wiederkehrende Stimmung, eine merkwürdige Situation, eine sonderbare Begebenheit festgehalten ist. Sie ist dasselbe, was die Radierung neben dem Ölgemälde". Epochemachend für die Ausbildung der literarischen Skizze in Deutschland sind die beiden Zeitschriften „Jugend" und „Simplizissimus" gewesen, die auch jetzt noch die wichtigsten Organe der originellen Skizze sind. Durch den Sieg der Skizze ist nach H. die feine Gabe der abgerundeten Novelle so gut wie verschwunden, und die Erzählungskunst pendelt zwischen kurz und lang, zwischen Roman und Skizze. Bei einer Skizze, die als ernsthafte Kunstleistung genommen sein will, „muss die Idee neu oder eigenartig, der Stil packend, die Darstellung interessant, die Beobachtung scharf sein, das Ganze muss mit künstlerischem Sinn entworfen und fein ziseliert sein wie jene graziösen Werke der cellinischen Kleinkunst oder wie die wunderbaren Kameen des Altertums". „Einen kondensierten lyrischen Roman" nennt H. die Skizze, die als literarische Scheidemünze unserer Zeit grössere Aufmerksamkeit und Schätzung verdient als bisher. —

Drama. An die Stelle der Lehre von den Gattungen der Poesie rückt E. Elster (**1456**) die fruchtbarere von den Elementen der Poesie. Die poetischen Inhalte sondern sich in zwei Hauptpartien, eine objektive und eine subjektive. Der objektive Inhalt der Poesie zerfällt dann in das erzählende und das beschreibende Element; der subjektive in das lyrische und das reflektierende Element der Poesie. „Diese vier Elemente liegen in den ältesten Volksgesängen oft noch zu einer unlösbaren Einheit verbunden vor." Die Scheidung erfolgt dann allmählich so, dass eines der poetischen Elemente in einem konkreten Gebilde die Herrschaft übernimmt. Eine besondere lyrische und epische Dichtung bildet sich aus. Das reflektierende wie das beschreibende Element sind aus bestimmten Gründen als vorherrschendes Element grösserer Dichtungen nicht wirksam und müssen sich daher in der Regel mit einer dienenden Rolle begnügen. Das dramatische Element ist seiner ursprünglichen Entstehung nach nur eine besondere Form. „Das Dramatische liegt zunächst dort vor, wo der Dichter das Wort an die Gestalten seiner Phantasie abgibt und sie in Rede und Gegenrede aufeinander einwirken lässt." Für die neugeprägte Form bildet sich dann aber bald auch ein eigenartiger Inhalt heraus. Das dramatische Element kann in oft ziemlich erheblichen Bestandteilen in der erzählenden und lyrischen Poesie bereits vorhanden sein, womit die historische Entwicklung des Dramas aus Epik und Lyrik sich auf das einfachste erklärt. Wenn nun Begebenheiten im weitesten Sinne des Wortes den Inhalt des erzählenden Elementes ausmachen, so ist das dramatische dagegen zu erkennen „in der einheitlich wirkenden leidenschaftlichen Willenskraft

nebst den innerlich notwendigen Kollisionen, in die sie gerät". Das lyrische Element ist von dem dramatischen dadurch unterschieden, dass bei jenem die Seelenregung im Stadium des Gefühls verharrt, ohne sich zum Wollen und Tun weiterzubilden. Im Monolog können sich diese beiden Elemente auf das engste berühren. — Der Terminus „Technik des Dramas" gefällt W. Kirchbach (1470) nicht. Dagegen hat es für ihn Sinn, von dramatischer Methode zu reden. „Die Tätigkeit des planenden und ordnenden Dichtergeistes könnte man nur eine Methode nennen, der er folgt." Die Methode der dramatischen Vorführung ist aber nichts anderes als ein Abbild oder Nachbild von lebendig wirkenden Gesetzen des Lebens, angepasst der Form und den Sehbedingungen der Bühne, die in dem jeweiligen Zeitalter in Brauch ist. —

Rhetorik. Das nützliche Buch von K. Hermann (1474a) enthält folgende Kapitel: Die Sprechwerkzeuge, die Kunst des Atmens, die Wirkung der Nerven auf die Sprechwerkzeuge, unsere Sprachlaute, einfache Lautbildungs- und Atemübungen, die Geläufigkeit, der Tonumfang, die Tonstärke, das Lachen, von der Tonbildung zum künstlerischen Vortrag mit einer Reihe von Übungsbeispielen. — Den Hauptanteil der Schuld an der modernen Schön- und Scheinrednerei, an „Begeisterungsreden" bei allerhand feierlichen Gelegenheiten schreibt A. Bonus (1481) dem Einfluss der altklassischen Literatur zu, worin ihm jedoch H. Steinhausen widerspricht, indem er sagt, dass die an unseren landläufigen Begeisterungsreden vorhandenen Mängel sich aus Gebrechen erklären, die unserem gesamten Kulturstande anhaften. Was geistloser Unterricht oder eigener Ungeschmack verschulden, kann nicht der Beschäftigung mit der klassischen Literatur und Sprache an sich aufgebürdet werden. —

Volkskunde.

(I, 4 = N. 1492—2955.)

(Siehe Vorwort.)

Die Literatur in der Schule.

(I, 5 = N. 2956—3818 e.)

Ernst Naumann.

Allgemeines und Methodologisches. — Methodik der Lektüre. — Lesebuchfrage. — Stillehre und Aufsatzunterricht. — Schulausgaben, Erläuterungsschriften und Lesebücher: Allgemeines; Mittelalter; Shakespeare; Lessing; Goethe; Schiller; Körner und Kleist; Romantiker; Grillparzer; Hebbel und Ludwig; neuere Zeit; didaktische Literatur. — Gedicht- und Prosasammlungen. — Lesebücher: für höhere Lehranstalten; für Mädchenschulen; für Siebenbürgen. — Themen- und Dispositionssammlungen. — Leitfäden der Literaturgeschichte. — Stilistik und Poetik. — Metrik. — Grammatik. —

Allgemeines und Methodologisches. J. Boocks Schriften (2957) über den deutschen Unterricht und die darin aufgebaute Methodik erfahren eine zustimmende Würdigung durch L. Fränkel, der besonders die Durchdringung der theoretischen Erwägungen mit den Ergebnissen reicher Lehrerfahrung hervorhebt. Die drei Teile, die Lektüre, die Grammatik, die Stilübungen, stellen drei Stockwerke dar, die sich mit innerer Verfügung übereinander türmen. In der Grammatik wird der reichliche Gebrauch der lateinischen Terminologie bemängelt. — Die Vermehrung der deutschen Unterrichtsstunden in den mittleren und oberen Gymnasialklassen empfiehlt P. Kannengiesser (2971) von neuem (s. JBL. 1902 N. 1395) unter Hervorhebung der sachlichen Übereinstimmung von solchen, die scheinbar Gegner seiner Darlegungen waren, wie Imelmann, nach dessen Äusserungen unsere Muttersprache im Unterrichte der oberen Klassen in der Regel zu kurz

kommt, und Wendt, der ausdrücklich in Prima vier Stunden für den deutschen Unterricht in Anspruch nimmt; die Kosten für die Erweiterung des Deutschen sollen seiner Meinung nach die klassischen Sprachen tragen. — Eine besondere Sorgfalt ist dem deutschen Unterricht in den lateinischen Schulen und, man kann hinzusetzen, in den lateinischen Unterklassen solcher Schulen, die den Lateinunterricht erst in den Mittelklassen beginnen, zuzuwenden. Dort muss das Deutsche einen Teil dessen übernehmen, was sonst der Lateinunterricht leistet, insbesondere die Einführung in die Grammatik und die Erweckung des Sprachgefühls. Aus solchen Erwägungen heraus empfiehlt E. Doerr (2973) ein durch sorgfältige Besprechung des Inhalts erzieltes, auf Verständnis beruhendes Lesen, an das sich sofort Übungen im Wiedererzählen anschliessen. Belehrungen über Rechtschreibung sollen sich nicht an das bloss gesprochene, sondern stets an das im Wortbilde dargestellte Wort anknüpfen; eine frühbeginnende Übung in schriftlicher Darstellung wird gefordert. Die Unterweisung in der Grammatik soll planmässig und eingehend, die Formenlehre und die Lehre vom einfachen Satze soll in Quarta abgeschlossen sein. — Dass der deutsche Unterricht nicht zu weit hinter der literarischen Entwicklung zurückbleiben darf, ist eine allmählich sich Bahn brechende Überzeugung. Selbstverständlich hat die Lektüre der deutschen Klassiker Hauptgegenstand und Mittelpunkt des Unterrichts zu bleiben, sie wird zugleich Regel und Gesichtspunkte für die Auswahl des aus der nachgoetheschen Literatur in der Schule zu Lesenden liefern. Nach F. Spina (2978) kann die neuere Literatur nur auf Grund einer sehr rigorosen und enthaltsamen Auswahl in der Schule berücksichtigt werden. Und gerade die materielle Lebensauffassung, der Geist der Verneinung, der in der Gegenwart auch in die Literatur eindringt, fordert, dass den Schülern feste Wege durch die Literatur gewiesen werden, ehe sie die Schule verlassen. Die Literaturgeschichte soll bis etwa 1880 in einem Überblick gegeben werden, die dreissiger und vierziger Jahre sowie den Rückschlag gegen diese aufgeregte Tendenzliteratur in Geibel, Heyse und der Münchener Richtung und in Hebbel, Keller, den poetischen Realisten etwas eingehender behandeln, die neueste Zeit dagegen nur kurz berühren. Bei der Auswahl der Lektüre sollen nur die stärksten Talente des 19. Jahrhunderts Berücksichtigung finden. Gefordert werden neben der Bekanntschaft mit Grillparzer Vertiefung der Kleistlektüre, Hebbels Nibelungen, Ludwigs Erbförster und Makkabäer, Auswahl aus Kellers Leuten von Seldwyla, den Züricher Novellen, dem Grünen Heinrich und Anzengrubers Meineidbauer. Ausserdem wird eine Auswahl aus Eichendorff, Immermann, Freytag, Mörike, Storm, Scheffel, Weber, K. P. Meyer, Raimund und Rosegger empfohlen. — Dass das Lebensbild eines Dichters aus seinen Dichtungen in einer auch für den Volksschüler fasslichen Weise darzustellen ist und für ihn somit auch die Persönlichkeit des Dichters hervortritt, zeigt H. Lohoff (2984) an der Behandlung Freiligrathscher Gedichte, indem er deren Entstehung aus des Dichters Lebensgang aufweist. —

Methodik der Lektüre. Für die schulmässige Behandlung von Dramen verdient, was F. A. Meidel (3008) an einem Beispiel ausführt, allgemeinere Beachtung. Die Fähigkeit, die Musik der Sprache zu empfinden, sich vom Fluge der dichterischen Gedanken ohne weiteres fortreissen zu lassen, ist zu wecken und zu fördern. Die Einführung in die ästhetische Erkenntnis des Kunstwerkes, in das Verständnis der dichterischen Darstellungsmittel und der Gesetze, an die in der Dichtung die Entwicklung des Stoffes gebunden ist, muss vor allem ein Übermass von Kritik vermeiden; der jugendliche Geist muss sich bewusst bleiben, dass er hier als der Kleinere dem Grösseren gegenübersteht und dass er nicht aus grauer Theorie heraus den Dichter meistern darf. In allen Fällen, wo es möglich wäre, den Schüler genau mit den Absichten des Meisters bekannt zu machen, würde sich ein vorzüglicher Standpunkt für die Erklärung in der Schule gewinnen lassen. — Die Lektüre klassischer Epen und Dramen bezieht A. Lomberg (3004/5) in die Aufgabe der Volksschule mit ein. Im grossen und ganzen muss sich diese mit einer anschaulich gehaltenen Einführung in das Verständnis der Dichtung und mit der Würdigung der auftretenden Personen, der Handlung und der Darstellungsform begnügen. Es kommt darauf an, den Zusammenhang zum Bewusstsein zu bringen, der dem Volksschüler in diesen Werken grösseren Umfanges nicht so leicht erkennbar ist als in den kleineren Stücken seines Lesebuches. L. strebt auch auf diesem Wege die Veredelung des Gemüts und der Gesinnung an. Von Dramen hält er Schillers Tell, von Epen Goethes Hermann und Dorothea für hauptsächlich geeignet, demnächst Uhlands Ernst von Schwaben. Lessings Tellheim und Schillers Jungfrau von Orleans dagegen stehen dem kindlichen Gedankenkreise noch fern. — Die Beschäftigung mit der Dichtung der Befreiungskriege schreiben die preussischen Lehrpläne von 1901 als einen Bestandteil der Lektüre in Untersekunda vor. Die Bedenken, die dagegen auftreten könnten, ob es wirklich nötig sei, die politisch-literarischen Produkte jener Zeit noch heute in einem grösseren Zusammenhange der Jugend vorzuführen, und ob das zart-

keimende Gefühl des Patriotismus nicht durch eine andauernde Spannung mehr erdrückt als gefördert werde, hat Franz Harder (2997) im Unterricht nicht bestätigt gefunden; die Lebenskraft dieser Gedichte und das Interesse, das sie auch jetzt noch, bei einer ganz schlichten Behandlung, erregen, erwies sich viel grösser, als vorher erwartet worden war. In vier bis fünf Wochen kann dieser Dichtungskreis bewältigt werden, wenn nicht zu sehr in die Einzelschicksale der Persönlichkeiten oder in die geschichtlichen Einzelheiten eingegangen wird, der Eindruck der Dichtung bleibt doch bestehen. Da es sich um Unterricht im Deutschen, nicht in der Geschichte handelt, verdient die Anordnung der Dichtungen nach den Verfassern den Vorzug, weil da die persönlichen Eigentümlichkeiten der Verfasser klarer hervortreten. Die Mitteilung einiger Volkslieder aus demselben Kreise sowie des Aufrufs „An mein Volk" und einiger Stellen aus Arndts Prosaschriften erscheint erwünscht; auszuscheiden sind aber Gedichte derselben Verfasser, soweit sie mit diesem Stoff nicht in Verbindung stehen. In den Einzelheiten der Erklärung bieten manche Gedichte Arndts Schwierigkeiten, man wird im allgemeinen zu verhindern haben, dass Hass und Verachtung gegen die damals Besiegten, mit denen wir jetzt in ehrlichem Frieden leben, immer wieder lebendig gemacht werde. Napoleon gibt H. preis; die Gesinnung, die aus den Vaterlandsliedern spricht, soll sich gegen jeden Feind unseres Vaterlandes richten; die Freude an der Errichtung des deutschen Reiches soll dazu führen, dass die sittlichen und geistigen Güter, auf denen seine Macht beruht, in ernster Arbeit gewahrt und vermehrt werden, damit eine ähnliche unglückliche Katastrophe, wie vor den Befreiungskriegen, nicht wieder eintrete. Solche Überlegungen müssen bei dem Unterricht obwalten, aber ohne dass sie aufdringlich hervorgehoben werden. — Den Inhalt und den Gedankengang der Kirchenlieder bringt Fr. Achenbach (Behandlung des Kirchenliedes auf historischer Grundlage. Lehrbeispiele nach psychologischer Methode. Hilchenbach, L. Wiegand. 1902. VIII, 271 S. M. 3,00) dadurch zum Verständnis, dass er jedes Lied im Anschluss an eine biblische Geschichte durchnimmt, so dass die Gedanken des Liedes sich als die aus der Geschichte hervorgehenden Beobachtungen und Empfindungen ergeben. — Wie aus Gedichten der allgemein menschliche Inhalt gewonnen und verwertet werden kann, zeigt A. Hieby (Aus der Schule — für die Schule 15, S. 381—90) an einigen Beispielen. — Die Merkmale und Begriffsbestimmung von Legende, Fabel, Parabel und poetischer Erzählung leitet H. Vordemfelde (2994) in einfach fasslicher Weise aus Beispielen ab. — Eine geordnete Privatlektüre verlangt Runkel (Aus der Schule — für die Schule 15, S. 369—76) für den Seminarunterricht neben der Klassenlektüre und als deren Ergänzung, er stellt daneben noch eine freie Lektüre. Die Privatlektüre soll dem Lektüreplan eingefügt, ihre Ergebnisse sollen in dem Unterrichtsgange verwertet und verarbeitet werden, sie soll den Geschmack an gutem Lesestoffe bilden und die Befähigung zu selbständiger Lektüre wecken. Die freie Lektüre wird der Anlage und Neigung des einzelnen überlassen und nur aus erziehlichen Gründen überwacht. — Gegen eine zuweitgehende Benutzung von Gedichten im Dienst des geographischen Unterrichts erhebt H. Bohnstedt (2998) berechtigte Bedenken; die Poesie ist nicht eine Magd zur Aushilfe der Geographie, aber auch diese bedarf eines anderen Gedankenmaterials als die Dichtung ihr bietet. Besonders irreführend ist die Verwendung fremdsprachlicher, erst durch die Übersetzung vermittelter Poesie; wenn schon einmal als Ausdruck der Stimmung eines Landschaftsbildes, eines Volkscharakters ein Gedicht herangezogen werden soll, so ist Beschränkung auf die deutsche Literatur zu empfehlen. —

Die Lesebuchfrage berühren Artikel und Referate in Zeitschriften (3013—29); die Versuche, sie praktisch zu lösen, werden unten behandelt werden. —

Stillehre und Aufsatzunterricht. Klarheit über den Stoff führt nicht auch schon Klarheit des Ausdrucks mit sich, es gehört eine ausdrückliche Unterweisung und Anleitung dazu, dass jemand Tatsachenreihen und Gedankengänge auf eine klare stilistische Form bringen kann. Deshalb empfiehlt Otto Oertel (3033) mit Recht, was von umsichtigen Lehrern auch jetzt schon getan wird, die Fähigkeit, gute Aufsätze zu schreiben, durch eingehende vorbereitende Übungen zu bilden. Was er über Stoffe und Zwecke, vom Sammeln, vom Zusammenfassen, vom Gliedern, Ordnen und Verknüpfen sagt und an sorgfältig gewählten Beispielen ausführt, ist sachlich wohlbegründet und im Unterricht verwertbar, um den Stil des Ganzen, nicht bloss des einzelnen Satzes zu formen. — Arnold Zehme (3035) weist auf den Unterschied des Aufsatzunterrichts in Volksschule und höherer Schule hin, der durch den Erfahrungs- und Gedankenkreis des Schülers bedingt ist, hebt den Einfluss des Lehrers auf das sich bildende Sprachgefühl hervor und wehrt die Vorwürfe ab, die dem altsprachlichen Unterricht eine nachteilige Einwirkung auf die Entwicklung des Deutschen zuschreiben. — Wie die Schwierigkeit des deutschen Aufsatzunterrichts vom Lehrer am besten zu bewältigen ist, untersucht Jul. Sahr

(3041). Übung und Erfahrung, ernstes Durchdenken und Durcharbeiten des Themas, gespannte Achtsamkeit auf die Wirkung von Besprechung und Korrektur werden den richtigen Weg finden lassen. Muss auf diesem Gebiet der Persönlichkeit ein weiter Raum gelassen werden, so ist doch eine theoretische Vorbereitung nicht zu entbehren, wie sie z. B. aus Legerlotz' Buch über den deutschen Aufsatz entnommen werden kann. — Der Stil wird nicht bloss durch Schreiben, sondern auch durch mündlichen Vortrag gebildet. Beides verbindet Eugen Grünwald (3034), er lässt z. B. den Schüler den Inhalt eines bekannten Gedichtes wiedergeben, zuerst in der kürzesten Form (Überschrift), dann in einem Satze, dann in einer Periode, endlich in mehreren, dem Fortschritte der Handlung entsprechenden Sätzen. Die Schwierigkeit der Aufgabe wird von Stunde zu Stunde gesteigert bis zum Entwurf von Briefen, Ansprachen, Reden, zur Erfindung von Fabeln, Märchen usw. Die Schüler sollen auf diesem Wege ordnend und sondernd leicht einen ihnen vorgelegten Text übersehen lernen, die Scheu vor dem Anfassen eines Themas überwinden und einen flüssigen Stil gewinnen. — Über die Stellung der Satzteile, über die Behandlung von Nachweis, Beispiel und Zitat gibt P. Jabusch (3042) brauchbare und in ihrer Fassung dem Schüler leicht verständliche Winke, denen er einige Proben von Aufsätzen, die für gleichartige Aufgaben als Muster dienen können, anschliesst, für Erzählungen, Inhaltsangaben und Beschreibungen. — Die Erörterung einzelner Begriffe, wie Ehre, Geschichtschreibung, das Tragische, von G. Frick (Definitionsübungen in Prima: ZDU. 17, S. 271—90) führt zu ausgeführten Dispositionen, die mit einer Definition abschliessen. —

Schulausgaben, Erläuterungsschriften und Lesebücher. In einer allgemeinen Besprechung mustert Anton Führer (3046) Aschendorffs Ausgaben für den deutschen Unterricht, die er Lehrenden und Lernenden empfiehlt. — Zu demselben Ergebnis gelangt Walter Böhme (3048) in der Besprechung der Aufgabensammlungen von Heinze und Schröder und von Teetz, deren Arbeiten für die Erklärung wie für den Aufsatz reichen Stoff darbieten. —

Aus der Literatur des Altertums gibt Ferd. Hoffmann (3060) Homers Ilias heraus, auf 6300 Verse verkürzt und zu einer Handlung, die 29 Tage füllt, zusammengezogen. — A. Schaefer (3059) hebt in einem „Kleinen deutschen Homer“ aus Ilias und Odyssee eine Reihe Einzelszenen von mässigem Umfange heraus, teilt sie in neuer hexametrischer Übersetzung mit, stellt den Zusammenhang durch Erzählung der wichtigsten Ereignisse her und gibt so in einer für Mädchenschulen entsprechenden Form eine Vorstellung von der Homerischen Dichtung. In Zusätzen aus der Äneïs nach Schillers Übertragung und aus Äschylos wird über die Eroberung Trojas und über Agamemnons Heimkehr berichtet. Erklärende Anmerkungen bilden den Schluss. — M. Wohlrab (Ästhetische Erklärung von Sophokles' Antigone. B., Dresden, L., Ehlermann. VIII, 68 S. M. 1,50) geht in seiner Erklärung der Antigone auf die Arbeit Böckhs zurück, führt aber seine Aufgabe nach eigener Methode und mit selbständiger Forschung durch. —

Aus den Dichtungen des Mittelalters geben G. Bötticher und K. Kinzel das Nibelungenlied im Auszuge heraus. (Das Nibelungenlied im Auszuge nach dem Urtext mit den entsprechenden Abschnitten der Wölsungsage, erläutert und mit den nötigen Hilfsmitteln versehen. 6. verbesserte Aufl. Halle a. S., Buchhandlung des Waisenhauses. X, 179 S. M. 1,20). Die Einleitung über die Geschichte der deutschen Heldensage und des Nibelungenliedes und der Auszug aus der Wölsungensage zeichnen sich durch klare und übersichtliche Darstellung aus, der Inhalt der ausgeschiedenen nicht zu umfangreichen Stellen ist durch verbindende Erzählung wiedergegeben. — Durch einen weniger umfangreichen Auszug aus Nibelungen und Gudrun sucht K. Wacker (3070) dem Unterrichtsbedürfnis der Mädchenschulen zu entsprechen. Eine Probe aus Jordans Nibelungen ist beigegeben. — Eine Auswahl aus Walther und seinen Vorgängern gibt K. Kinzel wiederum neu heraus (Walther von der Vogelweide und des Minnesangs Frühling, ausgewählt, übersetzt und erläutert. 9. Aufl. Halle a. S., Buchhandlung des Waisenhauses. VIII, 120 S. M. 0,90). An Text und Anmerkungen ist die sorgfältig nachbessernde Hand zu spüren. —

Shakespeares Hamlet sieht Ferd. Hoffmann (3075) in seiner Ausgabe des Dramas als einen Stimmungsmenschen an, der augenblicklichen Eingebungen folgt und deshalb stets über das Ziel hinausschiesst, so dass Tat und Vorstellung nie zusammentreffen. Dadurch nähert sich der Erklärer der Auffassung Vischers. Die an den Schluss verwiesenen Anmerkungen dienen der Texterläuterung. —

In dem vierten Kapitel von Lessings Laokoon erkennt C. Bauer (Zu Lessings Laokoon Kap. IV: ZDU. 17, S. 240/3) nicht wie Valentin fünf, sondern nur drei Einwürfe, nämlich 1) einen anderen Eindruck macht die Erzählung von jemandes Geschrei, einen anderen dieses Geschrei selbst, 2) der körperliche Schmerz ist des Mitleidens nicht fähig, das andere Übel erwecken, 3) das Unvermögen des Schauspielers. —

In seinen Erläuterungen zu Goethes Gedichten hat A. Lomberg (3096) die Volksschule im Auge, er steht infolgedessen von der Geschichte des behandelten Stoffes und den Beziehungen zur Person des Dichters als über seine Aufgabe hinausgehend ab, sucht vielmehr ein Verständnis des Gedichtes als selbständigen Kunstwerkes und eine Vertiefung in den Inhalt zu erzielen, und gelangt auf diesem Wege tatsächlich dazu, eine Verbindung des Gehaltes der Dichtungen mit der Kindesseele herzustellen und brauchbare Hinweise für die unterrichtliche Behandlung der Gedichte im allgemeinen zu geben. Die Zahl der behandelten Gedichte ist in der neuen Auflage um einige vermehrt. — F. Teetz (3098) trägt in einer Sammlung von Aufgaben ein reiches Material zur Erklärung und zum Verständnis der Gedichte zusammen, dessen Werte die Vielseitigkeit der Gesichtspunkte keinen Abbruch tut. — E. Kuenens Erläuterungen zu „Hermann und Dorothea" (3102) liegen in fünfter Auflage vor, in der die neue Rechtschreibung befolgt wird. — Die „Achilleis" wird durch eine Sonderausgabe von G. Klee (3104) der Schule näher gebracht; die Einleitung führt in den Inhalt des Fragments ein und zeigt, wie Goethe den Zusammenhang des Ganzen dachte, durch Mitteilung des vollständigen Planes. — Die Ausgabe des „Egmont" leitet K. Hoeber (3110) durch einige Bemerkungen über Entstehung des Dramas und den geschichtlichen Stoff ein. Die Abweichungen von der Geschichte sowie der Aufbau der dramatischen Handlung werden am Schluss der auf das wirklich Notwendige beschränkten Erläuterungen nachgewiesen und einige Winke zur Beurteilung der Personen sowie Themen zur Bearbeitung zusammengestellt. — F. Vollmer (3111) behandelt das Geschichtliche ausführlicher unter ausgiebiger Heranziehung der Quellen und stellt dementsprechend auch die Entstehung des Dramas eingehender dar. — Aus „Dichtung und Wahrheit" gibt A. Egen (3115) eine für den Schulgebrauch geeignete Auswahl heraus. — In einer Auswahl aus Goethes Briefen, vorwiegend aus der Zeit vor seiner italienischen Reise, lässt G. Bötticher (3118) neben dem Persönlichen besonders des Dichters Weltanschauung auf den verschiedenen Lebensgebieten in bezeichnenden Äusserungen hervortreten, so dass bei einer vorhergewonnenen Bekanntschaft mit Goethes Lebensgang die Lektüre dieser Sammlung ein innigeres Erfassen der einzigartigen Persönlichkeit anbahnt. —

Schillers Gedichte behandelt Aug. Lomberg (3096) ebenso wie diejenigen Goethes (s. o.) nach Herbartischen Grundsätzen nach den vier Gesichtspunkten: Vorbesprechung, Vertiefung in den Inhalt, Gliederung und Würdigung, ohne indessen das Schema lästig werden zu lassen. Geschickt sind z. B. einzelne Bilder aus dem Menschenleben in der „Glocke" zunächst für sich behandelt, ehe das ganze Gedicht betrachtet und hier wie bei allen anderen Gedichten mit einem Gesamteindruck abgeschlossen wird. — Fr. Bachmann (Friedrich von Schiller. Gedichte [Auswahl]. Für den Schulgebrauch herausgegeben. 2. verb. u. vermehrte Aufl. L., Freytag. 235 S. M. 1,00) schickt seiner Ausgabe eine Übersicht über des Dichters Lebenslauf voran und beschliesst sie mit einer Sammlung von Denksprüchen aus den Dramen sowie erklärenden Bemerkungen zu den Gedichten. — „Wie Schiller im ‚Ring des Polykrates' Herodots Bericht benutzt hat", lässt H. Stoltendorf (ZDU. 17, S. 53/4) Schüler der Mittelstufe in einem Aufsatz nachweisen. — Einige Einzelerklärungen gibt Cl. Nonn (Zu Schillers „Ring des Polykrates": ZDU. 17, S. 77—87). — Auf Berührungspunkte zwischen Schillers „Macht des Gesanges" und des Horaz Epistel II, 1 weist E. Hasse (Zur Erklärung von Schillers „Macht des Gesanges": ZDU. 17, S. 360/1) hin. — Eine vergleichende Betrachtung des König Ödipus und der Braut von Messina führt G. Sachse (Zur ästhetischen Beurteilung von Schillers „Braut von Messina": ZDU. 17, S. 512/8) zu der Ansicht, dass der „Braut von Messina" die Bezeichnung Schicksalstragödie nicht zukomme; die Handlung sei ohne den Schicksalsbegriff viel besser zu verstehen, der mit ihr nur lose zusammenhänge. So wie hier die Vorsehung in die Geschicke eines Hauses eingreift, ist es immer der Fall. Der Charakter bestimmt das Tun des Menschen. — M. Schmitz-Mancy (3127) beschränkt sich in den Beigaben zur „Braut von Messina" auf vorwiegend sachliche Erklärungen und eine dem Verständnis des Schülers entsprechende knappe Würdigung des Dramas, in der besonders auf den König Ödipus des Sophokles Bezug genommen wird. — Für die Erklärung der „Jungfrau von Orleans" verwertet F. A. Meidel (3008) sachgemäss Schillers eigene Äusserungen über den Stoff und seine Arbeit daran mit dem Ergebnis, dass in Johannas Charakter der begeisterungsvolle Opfermut der dramatisch wichtigste Zug ist und demgemäss in den Mittelpunkt der Erwägungen gestellt werden muss. Eine Schuld ist vorhanden, aber keine tragische; die tragische Stimmung wird über das Drama ausgebreitet durch die von Anfang an gegebene Aussicht auf den Tod der Heldin und zuletzt durch diesen selbst. Der Bau der Tragödie wird am besten durch eine gesonderte Entwicklung der äusseren und der inneren Handlung mit nachfolgender Zusammenstellung beider erläutert. — Aus Tells innerem Kampf während der Apfelschussszene erklärt E. Bothe (Zu Schillers Tell: ZDU. 17, S. 340/6) den

Entschluss, Gessler zu töten, als einen unbedingten. — Die Schulausgabe des Tell von P. Strzemcha (3139) ist in zweiter Auflage erschienen. —

Körner und Kleist. In lebhafter Darstellung führt R. Petsch (3146) durch Kleists „Prinz Friedrich von Homburg", als ein Werk, in welchem der Dichter den reinsten und vornehmsten preussischen Patriotismus verkörperte. Der Konflikt zwischen dem Kurfürsten und dem Prinzen, geschichtlich nur in schwachen Spuren nachweisbar, wird von dem Dichter scharf gefasst als Gegensatz zwischen zwei Menschengruppen, zwei Weltanschauungen, aber solchen, zwischen denen es eine Versöhnung gibt. Von diesem Probleme aus musste sich die Charakterschilderung gestalten. Im Traum offenbart sich des Prinzen Wesen; wie die Menschen im Traum sich oft besser kennen lernen als im Wachen. Der Gegensatz ist hier nicht bloss Wachsein, Tätigkeit, der Kurfürst verlangt das moralische Wachsein, die vernunftmässige Anerkennung des Gesetzes, woran Friedrich es oft genug hat fehlen lassen; und dazu erzieht ihn der Kurfürst im Verlaufe der Handlung. —

Eine Geschichte der deutschen Romantiker schickt H. Spiess (3148) seiner Sammlung voraus. Diese enthält ausser Gedichten auch prosaische Abschnitte aus Wackenroder, Tieck, Novalis und Schleiermacher. Biographische Einzelheiten sind mit den Erläuterungen der Dichtungen in den Anhang verwiesen. Die Auswahl gibt ein deutliches Bild von den Ansichten und Absichten der romantischen Schule. — In seinem „Taillefer" hat Uhland nach F. Teetz (Zu Uhlands Taillefer: ZDU. 17, S. 713/9) nicht allein den Preis des Gesanges, sondern ebenso sehr den Preis der Mannestüchtigkeit singen wollen; beide Charakterzüge in ihrer Vereinigung verleihen dem Leben erst die rechte Weihe, Uhland stellte im Taillefer sich selber dar. An dem Aufbau des Gedichts erläutert T. diese Auffassung. —

Die Lektüre Grillparzers gewinnt in den höheren Schulen allmählich immer mehr den ihr gebührenden Raum. Als treffliche Einführung in diesen Dichter dient die von A. Matthias (3151) veranstaltete Auswahl, welche Gedichte und Prosa umfasst. In der letzteren ist hauptsächlich die Selbstbiographie vertreten, sie wird aus den Tagebüchern durch lebhafte Schilderungen und Berichte ergänzt. Aus den Studien über deutsche Literatur sind einige bedeutende Abschnitte ausgehoben; die ergreifende Erzählung von dem armen Spielmann bildet den Schluss. — In der Einleitung seiner Ausgabe des Trauerspiels „Ein Bruderzwist im Hause Habsburg" behandelt G. Waniek (3155) sorgfältig die geschichtliche Grundlage und den Bau des Dramas, nicht ohne der persönlichen Züge, die der Dichter dem Haupthelden geliehen hat, zu gedenken. — Derselbe Bearbeiter (3163) berichtet in der Einleitung zu „König Ottokars Glück und Ende" über des Dichters Leben und Werke, behandelt darauf das Geschichtliche, den Bau und die Entstehung des Dramas, dem er am Schluss die notwendigen Sacherklärungen hinzufügt. — Das goldene Vlies gibt P. Verres (3161) mit schulmässigen Erläuterungen heraus, die besonders Zusammenhang und Aufbau des Werkes darlegen. —

Hebbel und Ludwig. Hebbels Nibelungen finden in R. Jahnke (3180) einen gewandten und gewissenhaften Erläuterer. Die Auseinandersetzungen begleiten Auftritt für Auftritt in der Weise, dass jedesmal der Inhaltsangabe eine Würdigung folgt, während Wort- und Sacherklärung einem besonderen Abschnitt vorbehalten sind. Allgemeines, wie der tragische Gehalt, der weltgeschichtliche Hintergrund, das Verhältnis zum Nibelungenliede, wird nach der Einzelbesprechung behandelt. Die Erklärung wächst aus dem Werke selbst und hält sich frei von gelehrtem Beiwerk, trägt aber der Eigenart des Dichters Rechnung. — In den Erläuterungen zu Ludwigs Makkabäern von R. Petsch (3181) begegnen wir zum erstenmal einem Hefte au seiner neuen Sammlung von Erklärungsschriften; sie bezeichnen sich als ästhetische Erläuterungen und haben deutsche Dichter des neunzehnten Jahrhunderts zum Gegenstande. Der Text der Werke wird nicht dargeboten, dagegen werden Proben daraus den Erläuterungen eingeflochten, wenn es sich um charakteristische, schöne oder die Grundbegriffe künstlerischen Schaffens klar beleuchtende Stellen handelt. Das Künstlerische steht im Mittelpunkte der Erklärung. Das Werk als Ganzes wird als Zeugnis der sich entwickelnden Persönlichkeit aufgefasst und in den zeit- und literaturgeschichtlichen Zusammenhang eingereiht. Die Einzelerklärung wird nicht vernachlässigt, das Stoffgeschichtliche und rein Biographische wird auf das Notwendige beschränkt. Diese Grundsätze versprechen, in der von O. Lyon herausgegebenen Sammlung angewendet, nach den vorliegenden Proben eine Reihe von Erläuterungsschriften hervorzubringen, die belehren sowie Freude am Lesen und ein innigeres künstlerisches Verständnis fördern. P. führt durch die Entstehungsgeschichte der Makkabäer hindurch Akt für Akt zu einer vertieften Auffassung des Dramas als eines Trauerspiels voll ergreifender Darstellung menschlicher Charaktere, und als eines Tendenzdramas edelster Art, in welchem das religiöse



Gefühl zum stärksten Ausdruck kommt; die Tendenz lautet: „Der Herr ist mächtig in dem Schwachen, und König allein ist der Herr."

Aus den Dichtungen der neueren Zeit ist Immermanns „Oberhof" von F. Zurbonsen (10597a) für den Schulgebrauch bearbeitet. Über die geschichtliche Grundlage und die Urbilder der geschilderten Persönlichkeiten wird nach Philipp von Sybels Aufzeichnungen berichtet, die Bedeutung der Episode im Vergleich zu den übrigen Teilen des Romans Münchhausen hervorgehoben, die wenigen erforderlichen Erklärungen des Textes sind am Schluss zusammengestellt. Unwesentliche Bestandteile, wie „Die Wunder im Spessart", die Erörterungen „Von dem Volke und von den höheren Ständen", sind ausgeschieden, den ausgehobenen Stücken sind kurze, bezeichnende Überschriften gegeben worden. — R. Fürst (3190) sieht in Kellers Roman „Martin Salander" das grösste Erziehungsbuch, das aus dem Gedankenkreise Pestalozzis und Gotthelfs entsprossen ist, ein Denkmal höchster Heimatkunst, in dem der Dichter ein Bild der Schweiz in ungeschminkter Aufrichtigkeit und voll künstlerischer Phantasie entrollt. Nachdem F. den Gehalt des Werkes im grossen dargelegt, geht er auf die Technik des Dichters ein, die an Pestalozzi, aber auch an Goethe erinnert. — Mit Fritz Reuters „Ut mine Stromtid" beschäftigt sich P. Vogel (3191); er geht das Werk kapitelweise durch und weist in einem Rückblick die Kunst der Charakterschilderung, die Feinheit in der Führung der Stimmungen, die lebenswahre Gegenständlichkeit der Darstellung und die Sprachgewalt des Dichters nach. — Mit Storms dichterischer Persönlichkeit macht O. Ladendorf (3192) in den Erläuterungen zu den Novellen „Immensee" und „Ein grünes Blatt" den Leser bekannt, indem er den Stimmungen des Dichters in der Gedankenführung und dem künstlerischen Aufbau der Erzählungen mit ihrem örtlichen und zeitlichen Hintergrunde nachgeht. — Drei Novellen Riehls, „Fluch der Schönheit", „Quelle der Genesung", „Gerechtigkeit Gottes", behandelt Th. Matthias (3193) in einer besonders die künstlerische Anlage der Erzählung nachweisenden Erläuterungsschrift. — In Webers anziehende Dichtung „Dreizehnlinden" führt E. Wasserzieher (3194) mit feinem Verständnis ein, indem er die Schönheiten des Werkes, den Gedankengehalt, die Kunstform und besonders die Zeichnung der Charaktere mit Geschmack erläutert. — Sudermanns „Frau Sorge" bezeichnet G. Bötticher (3195) als einen von den psychologischen Romanen, die der Typus der neueren Zeit sind und den Ruhm in der Kunst der Charakteristik in einem eng begrenzten Kreise des menschlichen Lebens suchen. Diese Kunst wird in feinsinniger Zergliederung der Charaktere des Vaters und besonders Pauls nachgewiesen, ohne dass indessen das Zuviel in der Häufung des Widrigen und bis zur Krankhaftigkeit Grüblerischen und das Zuwenig in der Selbsterlösung von der Sorge verkannt wird. — Wagners „Meistersinger" würdigt R. Petsch (3196) mit besonderer Beziehung auf des Verfassers eigene Stellung zu seiner Kunst. Zuerst ein Zugeständnis an den von Wagner nicht geteilten Geschmack des Publikums, dann der Versuch, ein Abbild seiner eigenen wahren Natur darzubieten, schliesslich die Offenbarung der lebensfreudigen, vertrauenden Weltanschauung, zu der er sich in gewaltigen Kämpfen durchgerungen hat — so spricht das Werk, heutzutage das beliebteste von Wagners Musikdramen, jedem Zuhörer zu Herzen. P. zeigt, wie wir in dem Stück Wagner selbst sprechen, seine innigsten Überzeugungen über die rein menschlichen Äusserungen der Poesie darlegen hören, und wie daneben der in jedem sittlich starken und künstlerisch begabten Menschen entbrennende Kampf zwischen Körperlichem und Geistigem zum Austrag kommt. —

Die didaktische Literatur ist durch eine Auswahl leichterer und für die erste Einführung in Kants Philosophie geeigneter Stellen aus dessen Schriften von E. Grosse (3199) vertreten. Die herausgehobenen Abschnitte vom höchsten Gut, vom Meinen, Wissen und Glauben, von den Triebfedern der reinen praktischen Vernunft (der Pflicht, vom Dasein Gottes, von der Tugendlehre) und andere betreffen Fragen, die für jeden denkenden Schüler der obersten Klassen auftreten und einer Lösung zutreiben, und liefern einen für den deutschen Unterricht sehr brauchbaren Stoff. — In einer Auswahl aus des Fürsten von Bismarck politischen Reden von 1862—1888 führt A. Baumeister (3200) in die bedeutendsten Fragen und Begebenheiten der inneren und äusseren Entwicklung Preussens und Deutschlands quellenmässig ein. In unmittelbarster Wirkung tritt in diesen Reden die Gestalt des eisernen Kanzlers vor die Seele der jugendlichen Leser, sie erhebend, begeisternd und mit edler Vaterlandsliebe erfüllend. Anhangsweise sind die Ansprachen an die deutschen Studenten und an die Lehrer der höheren Schulen aus dem Jahre 1895 mitgeteilt. —

Gedicht- und Prosasammlungen. Die nach Herbartischen Grundsätzen gearbeiteten Lehrentwürfe zur Behandlung deutscher Gedichte von A. Lomberg (3203—6) berücksichtigen im dritten Heft diejenigen Dichter, welche Schiller und Goethe unmittelbar nachgefolgt sind, im vierten Dichtungen, die vorwiegend

volkstümlichen Charakter tragen, hauptsächlich Claudius und Hebel, unter den Liederdichtern Wilhelm Müller und Hoffmann von Fallersleben, andere Dichter schliessen sich diesen Gruppen an. Die Darbietung ist, ohne eintönig zu werden, anregend und lehrreich. — Einen Hausschatz aus deutscher Poesie von den Romantikern bis auf die Gegenwart bietet O. Hellinghaus (3207) in dritter Auflage mit kurzen Lebensbeschreibungen und erklärenden Anmerkungen, auch für die oberen Klassen höherer Schulen als Ergänzung der poetischen Lektüre. -- Aus demselben Dichtungsbereiche schöpft die Sammlung von M. Consbruch und Fr. Klincksieck (3212), die in zeitlicher Abfolge von Hölderlin bis Falke führt, und von M. Heinrich (3214), der die Dichter nach Gruppen ordnet; bis auf Goethe und Schiller greifen H. Lorenz, H. Raydt, R. Rössger (3233) in dem dritten Teil ihres Lesebuches zurück. In den genannten Sammlungen ist mit Erfolg der Versuch unternommen, aus der neuesten Dichtung das dauernd Wertvolle herauszuheben und zum Gemeingut zu machen. — Eine lehrreiche Sammlung von Musterstücken deutscher Prosa veröffentlicht O. Weise (3198), kurze, leicht übersehbare, aber in sich abgeschlossene Abschnitte, begleitet von Hinweisen auf Sprache und Stil zur Erweckung selbständiger Beobachtung. — Zur Behandlung der Poesie in der Volksschule gibt K. Eberhardt (3209) in seinen Erläuterungen sorgfältig gesammelten und verarbeiteten Stoff. —

Die deutschen Lesebücher sind einer deutlich wahrnehmbaren Wandelung unterworfen. Diese beginnt mit der sorgfältigeren Sichtung der überlieferten Lesebuchstoffe, mit der Ausscheidung veralteten Materials und der Durchsicht des Beizubehaltenden nach ästhetischen und sachlichen Gesichtspunkten. Man legt Wert auf die wissenschaftliche Zuverlässigkeit, besonders der natur- und erdkundlichen Angaben, achtet aber auch in Realienlesebüchern auf die stilistische Form. Die Literatur nach Goethe findet mehr und mehr Berücksichtigung, viele vorzügliche Schilderer und Erzähler, auch Humoristen liefern ansprechende Lesestücke. Und schliesslich drängt die neueste Literatur zur Aufnahme; die vielfachen Proben daraus beweisen, wie vortreffliche Beiträge sie liefern kann in Dichtung und Prosa. Namen wie Keller, Raabe, Riehl, Rosegger, Freytag, Storm, Wildenbruch dürfen in einem Lesebuch unserer Tage nicht mehr fehlen, Bismarck, Moltke, Treitschke, auch Kaiser Wilhelm I. sind gleichfalls vertreten. Die Umgestaltung der Lesebücher nach der neuen Rechtschreibung hat meist den Herausgebern erwünschte Gelegenheit gegeben, auch den Inhalt den Forderungen der Zeit gemäss umzugestalten. — P. Hellwig, P. Hirt und U. Zernial (3228) haben den Stoff aus der griechischen und römischen Mythologie, dessen Darbietung wie in den meisten Lesebüchern auf verhältnismässig umständliche, ursprünglich gar nicht auf das Kindesalter berechnete Darstellungen zurückging, umgeformt, gekürzt, des Nebensächlichen entkleidet und dadurch in die Form leichtverständlicher und anziehender Erzählung gebracht. Der neuesten Literatur weisen sie einen weiten Raum an, sie bieten manches gute Gedicht, dem man in Lesebüchern sonst nicht begegnet. Die Dichtung der Befreiungskriege ist, den neuesten Lehrplänen entsprechend, reich vertreten und zwar so, dass nicht nur das allgemeine Empfinden dargestellt wird, sondern auch die persönlichen Zeugnisse aus jener Zeit hervortreten. Neben der Umgestaltung des Inhalts geht die Verbesserung der äusseren Form in Format, Druckeinrichtung und Ausstattung einher. — In Hopf und Paulsieks „Deutschem Lesebuch für höhere Lehranstalten" (VII. Abteilung für Obersekunda. Auswahl aus der klassischen Literatur des Mittelalters. 2. verbesserte Auflage. Berlin, G. Grote. IV, 177 S. M. 2,00) hat der neue Bearbeiter F. Hoffmann am alten Bestand nichts geändert, aber den grammatisch-literarischen Anhang erweitert und verbessert, auch das Wörterbuch an das Ende verlegt. — Chr. Muff führt in der VIII. Abteilung desselben Buches (2. Aufl. VIII, 392 S. M. 2,80) die neue Rechtschreibung durch und berichtigt tatsächliche Irrtümer. — H. Lorenz, H. Raydt und R. Rössger (3233) geben in dem Lesebuch für Untertertia eine Sammlung aus älteren und neueren Dichtern; am umfangreichsten ist das Epos vertreten, daneben hauptsächlich die Lyrik, zwischen beiden Gattungen bilden didaktische Dichtungen eine kleinere selbständige Gruppe. Hans Sachs muss einen Beitrag im Urtext liefern, Proben aus mecklenburgischer, braunschweigischer und oberbayerischer Mundart sind hinzugefügt, vielleicht noch zu früh für diese Stufe. Im übrigen verdient die Auswahl Beifall. — Das Lesebuch von Alfred G. Meyer und L. Nagel (3235—39) ist während seines achtjährigen Bestehens immer weiter ausgestaltet worden, so dass es jetzt in drei Ausgaben vorliegt. Die Ausgabe A hat in Berlin, in den Provinzen Brandenburg, Sachsen und Hannover Verbreitung gefunden, Ausgabe B ist in Hamburg, Lübeck und einigen anderen Seestädten im Gebrauch, die Gedichtsammlung auch in einigen deutschen Schulen des Auslands. Im Anschluss an das Lesebuch sind Prosahefte erschienen, die für die einzelnen Stufen nach Inhalt und Form geeignete Lesestücke enthalten und somit die Möglichkeit bieten, mit dem

Lesestoff nach Wunsch abzuwechseln. So ist das ganze Lesebuchwerk nach verschiedenen Richtungen hin ausgebaut und hat sich von einem Lesebuch für Realschulen und verwandte Lehranstalten zu einem Lesebuch für höhere Unterrichtsanstalten, wie jetzt der Titel mit Recht lautet, entwickelt. In den neu erschienenen Bänden ist die neue Rechtschreibung durchgeführt, ausserdem ist überall in tatsächlichen Berichtigungen und anderen Veränderungen die sorgsam nachbessernde Hand der Bearbeiter zu erkennen. In der Ausgabe C ist der für die Klassen Quarta und Quinta bestimmte Teil in zwei besondere Bände zerlegt, wobei der Stoff vermehrt werden konnte. Erzählungen, Sagen, Märchen, darunter die bekanntesten Sagen aus dem Altertum, mit Beschränkung auf das stofflich Notwendigste und unter Aussonderung entbehrlicher Eigennamen, sind ausreichend vertreten; zweckmässig ist ein kurzer Abriss der griechischen Mythologie hinzugefügt. Geschichtliches aus der neueren Zeit ist in beiden Bänden enthalten, unter den Gedichten sind die epischen und vaterländischen besonders berücksichtigt; wir begegnen ferner Gedichten von Storm, Trojan, Frida Schanz und anderen Neueren. Beide Teile sind zweckentsprechend auch mit den übrigen Gebieten des Unterrichts in Verbindung gesetzt worden. — O. Winneberger gestaltet die von ihm herausgegebenen Teile des Lesebuches von Paldamus-Scholderer (**3241, 3242**) nach den neuen Lehrplänen um, stellt in dem Bande für Quinta die eingehendere Darstellung des trojanischen Krieges nach Buschmann, Richter und Stoll der in Sexta gegebenen Nibelungensage an die Seite und versucht eine im ganzen abgerundete Darstellung der antiken Sagengeschichte. In dem Quartateil entsprechen Schilderungen und Beschreibungen dem besonderen Bedürfnis dieser Lehrstufe und führen aus der Welt der Sage allmählich hinüber zu den geschichtlichen Vorgängen aus Altertum und Gegenwart. Die Abschnitte über deutsche Geschichte sind aus G. Freytag, Scheffel und Becker vermehrt worden. In der Poesie ist die Literatur der letzten Jahrzehnte erfolgreich benutzt. — Die Vorstufe desselben Lesebuches stellt F. Höfler (**3240**) wesentlich in den Dienst des Anschauungsunterrichts, zugleich will er die Leselust erwecken. Die Lesestücke sind nach den Jahreszeiten geordnet, Schilderungen aus Natur- und Menschenleben sind, so gut es ging, eingeschoben, in grösserer Zahl in den Winter verlegt, der in höherem Masse „den Menschen unter Menschen“ zeigt. Hervorzuheben ist der vorzügliche Druck in grossen Lettern. — A. Puls (**3244**) schränkt in dem Teil seines Lesebuches für Quinta den Raum für patriotisch-kriegerische Stoffe zugunsten der Lesestücke allgemeineren Inhalts etwas ein und ersetzt eine grössere Anzahl von Bildern aus dem Völker- und Menschenleben durch erd- und naturkundliche Lesestücke. — Bei Neubearbeitung des Lesebuches von Schauenburg-Hoche hat H. Rinn (**3245**) im ersten Teil in der Einleitung zu dem Nibelungenliede die neueren Forschungen berücksichtigt, er entscheidet sich für die St. Galler Handschrift als die beste. Den Text Luthers gibt er nach der Weimarer Ausgabe, soweit diese vorliegt. In dem zweiten Teil, der mit Opitz beginnt und mit Alexander von Humboldt schliesst, sind Johann Scheffler und Ulrich Megerle gestrichen und dafür Grimmelshausen und Günther reicher bedacht. Vom Simplizissimus ist durch umfangreiche Proben und verbindende Inhaltsangabe ein Gesamtbild gegeben, ähnlich sind die ersten zehn Gesänge aus Klopstocks Messias behandelt. Von Herder geben die kurzen Exzerpte ein unzureichendes Bild, die Ideen und eine Reihe von Abhandlungen gehören auch jetzt nicht mehr zu den Schriften, die schwer zugänglich sind, da sie in Schulausgaben vorliegen; nach des Bearbeiters Grundsatz sollten also Proben daraus aus dem Buche wegbleiben. Dagegen müssten dann die Fragmente und Humanitätsbriefe eingehender berücksichtigt und Stellen aus dem Reisejournal und aus den kritischen Wäldern, auch vielleicht aus den Schulreden hinzugefügt werden. — J. Menrad legt in der Neubearbeitung des Lesebuchs von Zettel-Nicklas (**3247**) besonderen Wert auf quellenmässige Form des Textes; der geographische Stoff ist bereichert und das biologische Moment in den Naturbildern stärker betont. — J. Hense (**3067** und **3215**) fügt der Übertragung des Nibelungenliedes an einzelnen Stellen den Urtext nach Bartsch ein, behandelt die Geschichte der deutschen Sprache ausführlicher und erweitert den Ausblick auf die deutschen Sagenkreise. Der zweite Teil dieses rein literarischen Lesebuches führt bis auf die Gegenwart (Heyse, Fontane, Storm, Raabe, Rosegger usw.). Die Änderungen bestehen in Vermehrung der Gedichte aus den Freiheitskriegen und einer eingehenderen Behandlung Lessings. —

Für höhere Mädchenschulen ist das Lesebuch von J. G. Mailänder (**3257**) bestimmt, die in neuen Auflagen vorliegenden beiden Bände enthalten den Lesestoff für das 2. bis 5. Schuljahr in hinreichendem Umfange und angemessener Auswahl. — P. Vollert (**3255**) gibt sein Lesebuch für die bayerischen höheren Mädchenschulen in der neuen Rechtschreibung heraus. Für das siebente Schuljahr sind Poesie und Prosa getrennt und die Lesestücke nach den Gattungen der Darstellung angeordnet, der Band für das achte Schuljahr setzt die aus Sonder-

ausgaben zu gewinnende Kenntnis von Odyssee, Nibelungen und Gudrun voraus und bietet demgemäss Ergänzungen zu dieser Lektüre. Er ist im übrigen dazu bestimmt, den Lesestoff der vorangehenden Stufen zu erweitern, und enthält erlesene Proben aus der neuesten Dichtung. — K. Leimbach, Kl. Bojunga, A. Lentz und W. Tesdorpf haben bei Neubearbeitung des Lesebuchs von Plümer, Haupt und Bachmann (3260) das in älteren Auflagen überlieferte bewährte Gut möglichst geschont, im übrigen aber durch Ersatz und Neuaufnahme sowie Verteilung des Lesestoffes einen engen Anschluss an die ministeriellen Leitsätze für Ausarbeitung von Lesebüchern für die Volksschulen vom 28. Februar 1902 angestrebt, die auch für die höheren Mädchenschulen beachtenswerte Gesichtspunkte enthalten. Bei der Auswahl des Aufzunehmenden ist besonderes Gewicht auf die sprachliche Seite gelegt worden, auch hat die Dichtung der neueren Zeit entsprechende Berücksichtigung gefunden. —

An deutschen Schulen in Siebenbürgen ist das Lesebuch von Fr. Oberts in Gebrauch. (Neu bearbeitet von Dr. E. Morres und W. Morres. II. T. Für das 3. u. 4. Schuljahr. 9. Aufl. D. Neubearbeitung 3. Aufl. Brassó (Kronstadt), Zeidner. 355 S. M. 1,35). Es verwertet sorgfältig die Literatur des deutschen Vaterlands und enthält in Schilderungen und Beschreibungen zahlreiche Stücke, die mit der Kenntnis der nächsten Umgebung die Liebe zur siebenbürgischen Heimat fördern. —

Themen- und Dispositionssammlungen. Die Diktierstoffe von G. Langer (Deutsche Diktierstoffe in Aufsatzform, vermehrt durch Einzelsätze, für den Unterricht in der Rechtschreibung. Zum Gebrauche an höheren Lehranstalten sowie Bürgerschulen und für den Privatunterricht. 3. verb. u. verm. Auflage. L., Freytag. VIII, 136 S. M. 2,00.) bereiten schon auf den untersten Stufen die Übung in zusammenhängender Darstellung vor. — Für die Volksschule bietet H. Cassel (Deutsche Aufsätze für Volks- und Bürgerschulen. Unter Mitwirkung mehrerer Lehrer bearbeitet und herausgegeben. I. T., I. u. II. Stufe. Hannover u. B., Meyer. VIII, 98 S. M. 1,00) ausgeführte kurze Aufsätze, K. Mäwers (88 Aufsätze in entwickelnder Form auf Grund des Lüneburger Lesebuches bearbeitet und für die Oberstufe der Volksschule herausgegeben. Peine, Rother. 47 S. M. 1,00) Andeutungen des Gedankenganges in Frageform. — Für die oberen Klassen der höheren Lehranstalten ergänzt V. Kiy (3280) seine Dispositionssammlungen durch Themen aus Schillers Don Karlos, Kleists Prinz von Homburg, Grillparzers Sappho und Goldenem Vlies; anhangsweise wird Heyses Kolberg, Körners Zriny und Uhlands Herzog Ernst dem Aufbau nach behandelt. — Wie die fertigen Aufsätze aussehen sollen, zeigt R. Fisch (3274) an vollständig ausgearbeiteten Beispielen, welche ergeben, dass überall ein erreichbares Mass von Anforderungen gestellt ist. —

Leitfäden der Literaturgeschichte. Wilh. Steins (3299) Bilder aus der Geschichte der deutschen Dichtung bilden ein den Zwecken mittlerer Lehranstalten entsprechendes literarisches Lesebuch; die Literaturgeschichte bis zur Reformation ist demnach nur kurz behandelt, von Hans Sachs an wird die Darstellung umfassender, sie ist lebhaft und anschaulich. — A. Krüger (Deutsche Literaturkunde in Charakterbildern und Abrissen. Für den Unterricht bearbeitet. Danzig, Axt. 115 S. M. 0,50) liefert für die Volksschule eine erste Einführung in die Literatur. —

Die Stilistik und Poetik stellt A. Meixner (3307) auf Grund der logischen Voraussetzungen als die Lehre vom prosaischen und vom poetischen Stile in übersichtlicher und leichtverständlicher Weise für den Schulgebrauch dar und macht die Erörterungen an zahlreichen Beispielen deutlich. —

Eine Übersicht über die Metrik gibt K. Tumlirz (3312) im Anhange. —

Einen Abriss der Grammatik geben in den Lesebüchern (s. o.) A. Puls (3244), Schauenburg-Hoche-Rinn (3245). — Ausführlich wird die Grammatik mit Rücksicht auf österreichische Schulverhältnisse von K. Tumlirz (3312) behandelt, die mittelhochdeutsche Laut- und Flexionslehre stellen G. Bötticher und K. Kinzel (3074) dar. —

Geschichte des Unterrichts- und Erziehungswesens.

(I, 6 = N. 3314–4067.)

Paul Stötzner.

Bibliographie. — Geschichte der Pädagogik: Gesamtdarstellungen. — Einzelne Abschnitte: ältere Zeit; deutsches Schuldrama. — Einzelne Vertreter der Pädagogik und ihre Werke: Humanismus und Reformation; Comenius; Zeitalter des Pietismus und der Aufklärung; Herder; Pestalozzi; Fröbel; Herbart; Fichte und Schleiermacher; neuere Pädagogen. — Universitätsgeschichte. — Geschichte einzelner Lehranstalten. — Schulwesen einzelner Länder und Städte. — Methodisches: Allgemeine Unterrichtslehre und Psychologie. — Modernes Bildungswesen und Pädagogik der Gegenwart. — Schulgesundheitspflege. — Volksschule. — Höheres Schulwesen. — Reformschulen. — Hochschulwesen. — Lehrerbildung. — Frauenbildung. — Volksbildung und Volkshochschulen. — Reichsschulmuseum. —

Bibliographie. In üblicher Weise beginnen wir den Überblick über die Literatur zur Geschichte des Unterrichts- und Erziehungswesens mit der Betrachtung des von H. Scherer (**3314a**) herausgegebenen pädagogischen Jahresberichtes. Aus der vom Herausgeber verfassten Übersicht über die Strömungen auf dem Gebiete der Pädagogik und ihrer Hilfswissenschaften interessiert uns hier namentlich der erste Abschnitt, der von der Geschichte der Pädagogik handelt: es wird darauf hingewiesen, dass das jetzt eifrig betriebene Studium der Kulturgeschichte natürlich auch der Pädagogik zu gute kommt und letztere gleichzeitig in immer engere Verbindung zur Philosophie tritt; mit Recht wird aber auch gerügt, dass die wissenschaftliche Bearbeitung der Geschichte der Pädagogik es sehr an sich fehlen lässt und nur einzelnen Persönlichkeiten, wie Herder und Herbart, gerecht wird, während die Schulgeschichte in zahlreichen Einzelbearbeitungen gepflegt und endlich auch dem ausländischen Schulwesen grössere Beachtung geschenkt wird. In der zweiten Abteilung dieses Berichtes „Zur Entwicklungsgeschichte der Schule" behandelt H. Scherer Deutschland, Franz Frisch Österreich und Em. Martig die Schweiz. — Die von C. Rethwisch herausgegebenen Jahresberichte über das höhere Schulwesen (**3315**) enthalten als Einleitung eine beachtenswerte Erörterung des Herausgebers über die vielumstrittene Frage der Schulprogramme. Nach einer kurzen geschichtlichen Betrachtung über die Entwicklung dieser Schulschriften legt der Verfasser ein warmes Wort für deren Beibehaltung ein: einesteils ist es für die Einschätzung des wissenschaftlichen Wertes der Lehrer von Wichtigkeit, dass auch ferner wissenschaftliche Arbeiten in den Programmen veröffentlicht werden, andernteils sind die Schulnachrichten für das Publikum nicht zu entbehren, auch enthalten sie wichtiges Material für die Schulgeschichte. Der Bericht über die letztere ist diesmal besonders reichlich ausgefallen, da ihn K. Erbe (**3356**) über die Jahre 1901 und 1902 erstattet hat; auch auf L. Vierecks inhaltsreichen Bericht über die Verfassung der höheren Schulen sei besonders hingewiesen. — Ein Musterstück bibliographischer Arbeit ist der vierte Band von R. Klussmanns (**3320**) systematischem Verzeichnis der Schulschriften, der die Jahre 1896—1900 umfasst (vgl. JBL. 1899 I 4:5). Da die bayerischen höheren Schulen beim Programmaustausch, auf den sich K.s Arbeit gründet, nicht durchaus beteiligt sind, so bildet das von J. Gutenäcker und E. Renn (**3322**) herausgegebene Verzeichnis der bayerischen Schulschriften von 1895—1902 eine recht brauchbare Ergänzung dazu. — Da auch die Kataloge von Fachbibliotheken als bibliographisches Hilfsmittel nicht zu verachten sind, weisen wir endlich noch auf den Katalog der pädagogischen Zentralbibliothek (Comenius-Stiftung) in Leipzig (**3327**), von dem ein Teil in neuer Auflage vorliegt, und auf das von K. Kehrbach (**3314**) begründete Bibliographische Verzeichnis zur deutschen Erziehungs- und Unterrichtswissenschaft hin, dessen 4., die Literatur des Jahres 1899 umfassender Jahrgang im Erscheinen begriffen ist (vgl. JBL. 1900 I 4:6). —

Gesamtdarstellungen. In dem von H. Meyer herausgegebenen Sammelwerke „Deutsches Volkstum" (**102**) hat H. Zimmer (**3362**) die deutsche Erziehung und Wissenschaft behandelt. Er tritt an diese Frage, wie dies ja schon in der Anlage des ganzen Werkes begründet ist, vom nationalen Standpunkte aus heran. „In der deutschen Entwicklung liegt der Gedanke der Erziehung; er ist ein deutscher Gedanke", sagt er in der Einleitung. Er gibt zunächst auf etwa 60 Seiten eine Übersicht über die Entwicklung des Unterrichtswesens und der Wissenschaften in Deutschland, in frisch geschriebener, überall das Wesentliche hervorhebender Form. In einem zweiten Hauptteile untersucht er, welche Stellung das deutsche Volkstum in der modernen deutschen Erziehung einnimmt, und hier kommt der Verfasser, der seine Ansichten auf einer breiten Darstellung der Herbartschen Pädagogik aufbaut,

allerdings zu der Ansicht, dass wir trotzdem von einer eigentlich „deutschen" Pädagogik, einer deutschen „Volkstumspädagogik" noch recht weit entfernt sind; dass aber eine solche geschaffen werde, hält er nicht nur für möglich, sondern auch für absolut nötig, wenn anders wir unsere nationale Eigenart uns bewahren wollen. — Unter den übrigen im Berichtsjahre erschienenen Gesamtdarstellungen der Geschichte der Pädagogik macht die von Aug Vogel (**3368**) den Anspruch auf besondere Wissenschaftlichkeit, indem sie „eine Geschichte der Pädagogik als Wissenschaft oder der systematischen Pädagogik" sein will, während in anderen Werken die Geschichte der Pädagogik „im wesentlichen nur in einer Chronik zusammenhangsloser und zufälliger Ansichten der bedeutendsten, oft aber auch unbedeutenden Pädagogen besteht". Wer so schreibt, an den muss man hohe Anforderungen stellen können; nun hat aber V. obige Worte der ersten Auflage seines Buches im Jahre 1877 vorausgeschickt und im Jahre 1903 dasselbe nur in unveränderter Form wieder herausgegeben, was doch so viel heissen soll, als dass diese Seite wissenschaftlicher Arbeit während der letzten 25 Jahre gänzlich brach gelegen habe, des Verfassers Buch aber absolut keiner Verbesserung bedürftig gewesen sei. Und doch wäre so manches anders daran zu wünschen. V. redet von historischer „Entwicklung", einer „Evolution der höchsten pädagogischen Idee", gleichwohl aber springt er von Aristoteles direkt auf das Mittelalter über, ohne zu bedenken, dass dem letzteren die Ideen der Griechen doch erst durch das Römertum zugekommen sind, und vom Mittelalter weiss er auch nicht viel zu sagen, wie er denn nicht einmal eine Persönlichkeit wie Rhabanus Maurus, auch nur dem Namen nach, aufführt. Ähnlich ergeht es ihm mit den Humanisten und mit Melanchthon, auch da weiss er nur mit Namen und Titeln aufzuwarten. Die Ansprüche also, die der Verfasser an eine wissenschaftliche Geschichte der Pädagogik stellt, hat er selbst durchaus nicht erfüllt, und darum wäre es ohne Nachteil für die Wissenschaft gewesen, wenn dieser Neudruck unterblieben wäre. —

Einzelne Abschnitte: Ältere Zeit. Aus dem mittelalterlichen Schulwesen, d. h. aus dem Unterrichtsbetrieb der deutschen oder Stadtschulen, nicht der Klosterschulen, hebt E. Flössel (**3370a**) einige Züge hervor, indem er auf Unterrichtsmittel wie Schreibtafeln und Rechenbretter und auf die Mittel zur Aufrechterhaltung der Schulzucht hinweist. — Über ein wichtiges Hilfsmittel zur Einprägung des Kalenders, das sich aus dem Mittelalter bis in das Zeitalter der Reformation in der Schule erhalten hat, den Cisianus, handelt kurz P. Stötzner (Praktischer Schulmann 52, S. 468—71). —

Sehr beachtenswert sowohl hinsichtlich der gründlichen, methodischen Forschung wie in ihren Ergebnissen ist die Schrift von Expeditus Schmidt (**3376**) über die Bühnenverhältnisse des deutschen Schuldramas im 16. Jahrhundert. Der Verfasser dieser von der philosophischen Fakultät der Universität München gekrönten Preisschrift handelt darin zunächst von den historischen Grundlagen des deutschen Schuldramas, indem er dessen Ziel und Zweck und die äusseren Bedingungen darlegt, unter denen sich diese Literaturgattung entwickelt hat, dann aber vertieft er sich auf Grund der meistgespielten Schuldramen in bühnentechnische Fragen. Bemerkt sei noch, dass die Untersuchung einerseits Hans Sachs, anderseits das Jesuitendrama ausschliesst, weil sich darin vom deutschen Schuldrama gesonderte Entwicklungsreihen zeigen, die mit letzterem nur wenig gemeinsam haben. —

Einzelne Vertreter der Pädagogik und ihre Werke: Humanismus und Reformation. Eine interessante Humanistengestalt ist Johann Musler aus Oettingen, der von 1525—35 Rektor der Nikolaischule zu Leipzig war. Zu dessen Biographie, die H. J. Kämmel 1869 „im neuen lausitzischen Magazin" hat erscheinen lassen, liefert jetzt O. Clemen (**3387**) wichtige Ergänzungen, die sich vornehmlich auf jenen Leipziger Aufenthalt beziehen. — In derselben Zeit entfaltete ein anderer Humanist, ein geborener Leipziger, Christoph Hegendorphinus (1500—40), eine erfolgreiche Tätigkeit an der 1519 in Posen begründeten bischöflichen Akademie (Gymnasium); über diese von 1530—35 währende Periode in Hegendorphinus' Leben berichtet St. Kossowski (**3388**) in recht schlechtem Deutsch. — Hier müssen wir auch der tüchtigen Monographie H. Michels (**6127**) über den Dramatiker Heinrich Knaust (Knust, Chnustinus) gedenken; dieser (1520—80), ein Schüler Melanchthons, war bereits mit 21 Jahren Schulrektor in Berlin, bald darauf in Stendal. Nachdem er sich später dann juristischen Studien zu- und von dem Protestantismus abgewandt hatte, fand er nach unstätem Wanderleben schliesslich im Erfurter Marienstift Unterkunft als Domscholaster. Das Berliner Schulwesen um 1540 und die Zustände der Erfurter Hochschule während der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts werden eingehend dargestellt. —

Zeitalter des Comenius. In einer neuen Sammlung pädagogischer Schriften, die für Seminaristen und Lehrer bestimmt ist, hat A. Prall eine gute

Auswahl aus den Schriften des Ratichius (1571—1635) und seiner Anhänger **(3392)** und dem denselben nahestehenden Schulmethodus Herzog Ernsts des Frommen **(3403)** veröffentlicht; dem leichteren Verständnis dienen zweckmässige Anmerkungen, die lateinischen Stücke sind ins Deutsche übertragen worden. — Die Schulverhältnisse zu Eilenburg und auf der Leipziger Thomana zu Anfang des 17. Jahrhunderts berührt W. Büchting in seiner Biographie Martin Rinckarts (1586—1649) (Diss. Göttingen, E. A. Huth. 124 S. M. 2,40); letzterer war auch kurze Zeit Lehrer am Gymnasium zu Eisleben. — Über A. Comenius, den grössten Pädagogen des 17. Jahrhunderts, liegt eine ganze Reihe beachtenswerter Arbeiten vor. An erster Stelle nennen wir ein Werk von Joh. Kvačala, dem unermüdlichen Comeniusforscher, das den Einfluss darstellen soll, den die pädagogische Reform des Comenius in Deutschland bis zum Ausgang des 17. Jahrhunderts ausgeübt hat. (Die pädagogische Reform des Comenius in Deutschland bis zum Ausgange des 17. Jahrhunderts. 1. Bd. Berlin, Hofmann & Co. XLIV, 395 S. M. 12,00 [= MGP. Bd. 26]). Der vorliegende Band enthält die erste Hälfte dieser dankenswerten Arbeit, die Texte: Briefe, Widmungen, Urkunden, Entwürfe von Comenius und solchen, die zu ihm in Beziehung standen, im ganzen 214 Stücke, die, chronologisch geordnet, sich über die Zeit von 1627—1715 erstrecken. Eine schwierige Arbeit war es schon, das weithin verstreute Material, zumal das handschriftliche, zusammenzubringen; abgesehen vom Archiv der Brüderunität boten namentlich englische Sammlungen reiche Ausbeute, doch auch in deutschen Archiven und Bibliotheken fand sich mancherlei. Die Einleitung enthält eine Übersicht über dies handschriftliche Material sowie ein Verzeichnis der benutzten Druckschriften. — Derselbe Verfasser kommt an anderer Stelle **(3394)** auf die Beziehungen zwischen Comenius und Martin Opitz zu sprechen und teilt beiläufig ein lateinisches Trauergedicht des ersteren mit. — Dass ferner im Jahre der hundertsten Wiederkehr von Herders Todestage dessen Charakteristik des Comenius in den Briefen zur Beförderung der Humanität neue Beachtung fand, darf nicht Wunder nehmen; L. Keller **(3393)** hat sie mit einem Vorworte neu herausgegeben. — Die Beziehungen zwischen Comenius und Herbart untersucht W. Rathmann **(3396)** eingehend; er hat sich seinen Stoff in drei Teile zerlegt und will zunächst die Ansichten beider über die allgemeinen Grundfragen der Erziehung, dann die über den Unterricht, endlich die über die Zucht erörtern. Das Ergebnis des ersten, uns vorliegenden Teiles ist, dass beide Pädagogen sich in ihrer Unterrichtsmethode nach den Gesetzen des geistigen Geschehens richten; dabei aber lässt Comenius mehr die Anschaulichkeit, Herbart mehr das Interesse hervortreten. — W. Scherrans **(3399)** geht auf diesem Wege der Vergleichung noch einen Schritt über Herbart hinaus bis zu Perthes, dem Reformator des modernen Lateinunterrichtes, und findet auch hier in den Grundgedanken Übereinstimmung mit Comenius. —

Zeitalter des Pietismus und der Aufklärung. Mit J. H. L. Meierotto (1742—1800) beschäftigt sich H. Stendal (Johann Heinrich Ludwig Meierotto. Ein Rektor aus der friedericianischen Zeit: Praktischer Schulmann 52, S. 532—50). Meierotto war von 1775 an Rektor des Joachimsthalschen Gymnasiums zu Berlin; er hat aber nicht nur als Reorganisator dieser damals in schlimmste Anarchie geratenen Lehranstalt sich einen Namen gemacht, sondern er ist für das gesamte höhere Schulwesen Preussens bedeutungsvoll geworden. Er gewann nämlich Beziehungen zu Friedrich dem Grossen, der mit ihm 1783 ein längeres Gespräch über das höhere Schulwesen führte; es ist zu loben, dass der Verfasser dieses Gespräch nach einer älteren Quelle mitteilt, denn dasselbe zeigt nicht nur Meierotto von der besten Seite, sondern es beweist auch, ein wie lebhaftes Interesse der grosse König für die Erziehung seiner Untertanen besass. — Mit einem Zeitgenossen Meierottos, Justus Möser, befassen sich zwei Untersuchungen, die ziemlich parallel verlaufen und dasselbe Ergebnis zeitigen. Aug. Müller **(3415)** sowohl als auch Reinhold Hofmann (Justus Mösers Gedanken über Erziehung und Unterricht: NJbbKlAltGL. 12, S. 65—78, 127—44, 177—89) rühmen die Vielseitigkeit und tiefe Einsicht, die für Mösers Ansichten über Fragen der Erziehung charakteristisch sind; sie beide weisen die nahen Beziehungen nach, in denen Möser zu den Ansichten der Philanthropisten gestanden hat, und benutzen beide als Hauptquelle Mösers patriotische Phantasien, wobei jedoch zu bemerken ist, dass H. auch andere Schriften Mösers heranzieht, auch sonst die einschlägige Literatur in grösserem Masse berücksichtigt. — Das Leben Israel Jacobs (1729—1803), des Vaters von Israel Jacobson, dem Begründer der Jacobsonschule zu Seesen am Harz (JBL. 1902 S. 303), schildert E. Philippson **(3422)**. —

Herder. Dass das Berichtsjahr eine reiche Literatur über Herder bringen werde, war vorauszusehen; auch seiner pädagogischen Bedeutung ist mehrfach gedacht worden. So hat H. Michaelis **(3439)** dessen Schulreden herausgegeben und mit Anmerkungen versehen; noch immer verdienen diese Reden um der edlen Wärme willen, von der sie erfüllt sind, und wegen ihres Gedankenreichtums fleissig gelesen

zu werden. — Dass Herder in diesen Reden uns auch als Pädagog noch mancherlei zu sagen hat, weist P. H ä n i g (3427) nach, der an der Hand der Schulreden Herders didaktische Grundsätze zusammengestellt hat. — L. K e l l e r (14859) betont in einer Untersuchung über Herder und dessen Beziehungen zu den den Humanismus pflegenden Sozietäten, dass er die Unterlagen der Volkserziehung geschaffen habe. — Diese Beziehungen haben auch eine Vergleichung Herders mit Joh. Val. Andreä (3437), zu dem jener sich sehr hingezogen fühlte, veranlasst. — Im Weimarischen Hausarchiv befindet sich eine Sammlung von Briefen, die Herder an die Herzogin Louise über die Erziehung des Erbprinzen Karl Friedrich gerichtet hat, da er die Oberaufsicht über dessen Ausbildung führte; daraus stellt E l e o n o r e v o n B o j a n o w s k i (3426) Herders Ansichten über Prinzenerziehung zusammen. — Über mehrere der eben erwähnten und verschiedene andere Arbeiten, die sich mit Herder als Pädagogen beschäftigen, äussert sich L. F r ä n k e l (Neue Schriften über Herder als Pädagogen: AZg^{B}. N. 288), wobei er auch nicht versäumt, R. B ü r k n e r s Herderbiographie (3425) die verdiente Anerkennung zu zollen. — Endlich sei noch auf eine Arbeit von A. R i c h t e r (14853) hingewiesen, worin Herders Ansichten über Psychologie dargelegt sind. —

P e s t a l o z z i. Aus der Literatur über J. H. Pestalozzi sei vor allem ein Werk hervorgehoben, das alles übrige weit überragt: es ist der erste Band der Pestalozzibibliographie von A u g. I s r a e l (3445). Mit diesem Bande beginnt eine neue Art von Veröffentlichungen in den Monumenta Germaniae Paedagogica zu erscheinen, und schon deshalb verdient I.s Arbeit genannt zu werden; denn es steht nun zu hoffen, dass auch andere derartige Bibliographien darin Aufnahme finden werden. I. hat aber nicht etwa nur ein dürres Verzeichnis der Pestalozziliteratur geliefert, es ist ihm vielmehr gelungen, ein wirklich „lesbares Buch“, wie er selbst sagt, daraus zu machen, indem er das dürre Gerippe von Titeln und Aufschriften mit Auszügen aus Pestalozzis Büchern, Broschüren und Briefen, aus Zeitungsartikeln usw. versah und belebte. So bietet dies Buch viel mehr, als sein Titel ahnen lässt, und wird im Verein mit dem noch zu erwartenden 2. Bande, der Pestalozzis Briefe und die Schriften über ihn in systematischer Übersicht enthalten soll, ein unentbehrliches Hilfsmittel und Rüstzeug für jeden Pestalozziforscher bilden. — Wertvolle Einzelheiten aus seiner „Pestalozzimappe“ teilt derselbe Verfasser (3446) an anderer Stelle mit; es handelt sich dabei zunächst um einen Brief, den Pestalozzi als Mitglied des Illuminatenordens an ein anderes Ordensmitglied 1782 geschrieben hat; dann werden zwei bisher übersehene Kritiken F. J. Herbarts mitgeteilt, von denen sich die eine auf Johann Iths amtlichen Bericht über die Pestalozzische Anstalt, die andere auf Pestalozzis „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt“ bezieht. Die beiden Kritiken sind den Göttingschen gelehrten Anzeigen des Jahres 1802 entnommen. —

F r ö b e l. Friedrich Fröbels pädagogische Bedeutung wird erst jetzt mehr und mehr erkannt: man stellt ihn jetzt mit Comenius und Pestalozzi zusammen und sucht den Inhalt seiner pädagogischen Lehre weiteren Kreisen zugänglich zu machen: diesem Zwecke dient auch die von F r. Z i m m e r (3460) verfasste Bearbeitung von Fröbels Menschenerziehung. —

H e r b a r t. In K. H ä n t s c h (3471) ist J. Fr. Herbart, dessen pädagogische Bedeutung in neuester Zeit starke Angriffe erfahren hat, ein eifriger und scharfsinniger Verteidiger erstanden. In seiner Abhandlung über den Zweck der Erziehung bei Herbart sucht er zunächst nachzuweisen, wie Herbart diese Zweckbestimmung in seinen einzelnen Schriften formuliert hat; es zeigt sich dabei, dass Herbart selbst zwar hierin geschwankt hat, doch kommt der Verfasser zu dem Ergebnis, dass bei Herbart „jede geistige Betätigung des Menschen, Erkenntnis, religiöse und ästhetische Empfindung, Zweck an sich ist“. Es wird dann auf die formalen Züge in Herbarts Bildungsideal eingegangen und endlich gefolgert, dass auch unserer Zeit dieses Ideal genügen dürfte, in welchem Innerlichkeit, eherne Strenge des Charakters und Vernunftherrschaft besonders stark hervortreten. — E. v o n S a l l w ü r k (3475) schildert auf Grund eigener Untersuchungen und Beobachtungen die Örtlichkeiten und gesellschaftlichen und politischen Verhältnisse, in denen Herbart die Zeit seines Schweizer Aufenthaltes verbracht hat. — Ein grundlegendes Werk über Herbart, E r n s t W a g n e r s (3478) vollständige Darstellung von dessen Psychologie, Ethik und Pädagogik, liegt in 10. Auflage vor; als Einleitung dazu dient eine kurze Biographie des grossen Pädagogen. — Im Gegensatz zu K. Häntsch (s. oben) sieht E. L i n d e (Praktischer Schulmann 52, S. 348—62) die Herbart-Zillersche Pädagogik als abgetan an; sie wird von der sozialen Richtung der Pädagogik verdrängt werden. —

F i c h t e. S c h l e i e r m a c h e r. Die Frage, welchen Anteil an der Entwicklung der Erziehung im 19. Jahrhundert Fichte und Schleiermacher haben, beantwortet V. B r i n k e r (3488) dahin, dass Fichtes Verdienst darin besteht, dass er erstens die Ideen Pestalozzis in Preussen bekannt gemacht hat, und dass zweitens

seine Philosophie auf die sittliche Erziehung bedeutenden Einfluss ausgeübt hat. Schleiermacher dagegen ist durch seine Einwirkung auf das religiöse Leben seiner Zeit von Bedeutung auch für die Entwicklung der Pädagogik geworden. Beide zusammen aber haben sie auf die Förderung der Sozialpädagogik und die Entwicklung der Pädagogik zur Wissenschaft eingewirkt. — A. Kilian (3490) versucht aus Schleiermachers Erziehungslehre den Begriff der Individualität, der sich als oberstes Prinzip durch dieselbe zieht, herauszuschälen und in seinen einzelnen Entwicklungsphasen zu verfolgen. —

Neuere Pädagogen. Die Biographie Friedrich Wilhelm Dörpfelds (1824—1893), deren Verfasserin Anna Carnap, die älteste Tochter des rheinischen Schulmannes, ist (3501), liegt in 2. Auflage vor (vgl. JBL. 1897 I 6 : 113). Es ist zu wünschen, dass durch dies trefflich geschriebene Buch das Andenken an den hochverdienten Pädagogen, der sich in dem Kampfe um die preussische Schulverfassung als unermüdlicher Verfechter der Idee einer „Schulgemeinde“ neben der Kirchen- und der politischen Gemeinde einen guten Namen gemacht hat, weiter und weiter verbreitet werde. — Von der Art, wie sich Dörpfeld in seiner Gesellschaftskunde über die Belehrung über den Menschen verbreitet, handelt J. Brunst (Praktischer Schulmann 52, S. 19—26). — Am 18. Juli 1903 ist in Barmen ein von seinen Schülern und Freunden errichtetes Dörpfeld-Denkmal feierlich enthüllt worden (3506—8). — Den Verdiensten des ehemaligen preussischen Kultusministers Falk (1827—1900), zu dessen Mitarbeitern auf dem Gebiete der Schulpolitik der eben erwähnte Dörpfeld zu rechnen ist, wird Alex. Meyer (3509) in einem knapp gehaltenen Lebensabriss gerecht. — Der Einfluss, den der Germanist Rudolf Hildebrand (1824—1894) auf die Gestaltung und Belebung des deutschen Unterrichts ausgeübt hat und noch ausübt, wird von Richard Laube (Rudolf Hildebrand und seine Schule. Diss. Leipzig, Brandstetter. 136 S.) eingehend gewürdigt. — Die pädagogische Bedeutung eines bewährten Schulmannes, Samson Raphael Hirsch, der 1853—1877 als Direktor der Unterrichtsanstalten der israelitischen Religionsgemeinschaft zu Frankfurt a. M. gewirkt hat, schildert Gerson Lange (3514). —

Universitätsgeschichte. Von der ehemaligen Universität zu Dillingen, die von 1549—1804 bestand, hat Th. Specht (3540) eine ausführliche Geschichte verfasst, eine Arbeit, an der S. Günther (MGESchG. 13, S. 70—85) in seiner mit einer Inhaltsangabe verbundenen Besprechung den hingebenden Fleiss und die umfassenden Vorarbeiten rühmt; dasselbe tut F. Paulsen (3540), der noch besonders hervorhebt, dass dies Buch allgemeineres Interesse verdient, da diese Universität zu Ende des 16. und Anfang des 17. Jahrhunderts zu den bedeutendsten katholischen Hochschulen zählte. Sie hat übrigens während der längsten Zeit ihres Bestehens, 1563—1773, unter der Leitung der Jesuiten gestanden. — Von der Universität Erlangen kann S. Günther (3763) rühmen, dass dort von ihrer Gründung im Jahre 1743 an das ganze 18. Jahrhundert hindurch geographische Vorlesungen stattgefunden haben, während anderwärts diese Wissenschaft noch gänzlich vernachlässigt wurde. — Über die Universität zu Heidelberg, die im Berichtsjahre ihr 100jähriges Jubiläum gefeiert hat, ist eine beträchtliche Reihe von Schriften erschienen (3547—57); hier seien noch die Beiträge von E. Dietz (3588) zur Geschichte des Heidelberger Studentenlebens genannt, worin die beiden ersten Aufsätze von dem 1852 verstorbenen Religionsphilosophen Friedrich Wilhelm Carové handeln; dieser hat in der Heidelberger Burschenschaft vor und beim Wartburgfeste eine grosse Rolle gespielt. Weiter schildert der Verfasser den Einfluss der Ermordung Kotzebues (1819) auf die Heidelberger Studentenschaft, berichtet über Demagogenriecherei 1820—28, die Folge jener Untat, und endlich ist von dem am 14. August 1828 infolge von Streitigkeiten mit der Bürgerschaft stattgehabten Auszug der Studentenschaft nach Frankenthal und dessen Folgen die Rede. — A. Piepers (3561) knappe Darstellung der Geschichte der alten Universität Münster (1773—1818) erfährt durch G. Kaufmann eingehende Würdigung. — E. Horn (3563) teilt das Privilegium mit, durch welches 1471 die Stadt Lüneburg das Recht erhielt, eine juristische Fakultät mit der üblichen Promotionsberechtigung zu errichten; die Stadt hat aber von dem ihr damit verliehenen Rechte niemals Gebrauch gemacht. — R. Lang (3599) teilt mit, an wen die aus Schaffhausen stammenden Studenten in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts empfohlen wurden, wenn sie die Universitäten zu Zürich, Basel, Genf, Strassburg, Heidelberg und Wittenberg besuchten. — Gestützt auf die Schilderungen eines Wittenberger Universitätslehrers, des Mag. Andreas Meinhardi aus Pirna, der von 1504—1507 an dieser Hochschule lehrte, schildert J. Haussleiter (3573) deren geistige Atmosphäre vor dem Eintritte Luthers. Beigegeben sind einige Textstücke aus des Meinhardi Buch, das den Titel: Dialogus illustratae ac augustissimae urbis Albiorene vulgo Wittenberg dictae führt und 1508 in Leipzig gedruckt worden ist. —

Geschichte einzelner Lehranstalten. Unsere Übersicht über die Geschichte einzelner Lehranstalten beginnen wir damit, dass wir nachträglich des 100jährigen Jubiläums der Aargauischen Kantonsschule gedenken, das 1902 gefeiert worden ist. A. Tuchschmid hat in einer Rede (Die Entwicklung der Aargauischen Kantonsschule von 1802—1902. Aarau, Sauerländer. 1902. 78 S.) die Entwicklung dieser höheren Lehranstalt, die anfangs Privatschule war, geschildert. Sie war zunächst dreiteilig und zerfiel in eine Realschule, eine humanistische und eine französische Schule; die letztere hatte den Unterricht im Deutschen für die geborenen Franzosen zum Hauptzweck. 1813 übernahm der Staat die Lehranstalt, sie wird zu einer einfachen Schule mit 4 Klassen. Von 1835—66 war sie die „oberste, öffentliche und allgemeine Bildungsanstalt des Kantons" und zerfiel in zwei selbständige Schulen, Gymnasium und Gewerbeschule, jede mit 4 Jahreskursen. In späterer Zeit ist vorübergehend auch einmal ein Progymnasium und eine Handelsschule damit verbunden gewesen. — Die Geschichte des Gymnasiums zu Brixen von seinen ersten Anfängen bis zur Gegenwart hat H. Ammann **(3636)** in drei Schulprogrammen veröffentlicht. Schon im 11. Jahrhundert lässt sich eine bischöfliche Schule nachweisen, aus der dann die Domschule hervorgegangen ist; aus dieser aber hat sich das heutige Gymnasium entwickelt. Zum achtklassigen Obergymnasium ist die Anstalt nach mancherlei Kämpfen erst seit 1849 geworden; wenn dies schliesslich ermöglicht wurde, so ist es in erster Linie der Opferwilligkeit des Klosters Neustift zu danken, welches die Mehrkosten, die der Ausbau der Schule beanspruchte, übernahm, ohne dazu verpflichtet zu sein. Nach 1871 aber haben Verhandlungen darüber geschwebt, ob nicht dem Gymnasium das Recht, Maturitätsprüfungen zu halten, ja überhaupt das Öffentlichkeitsrecht zu entziehen sei, da der Lehrkörper nicht genügend besetzt wäre; auch diese Schwierigkeit ist indessen glücklich überwunden worden. — Zur Geschichte des Nikolaigymnasiums in Chur während der Reformationszeit veröffentlicht T. Schiess **(3639)** eine Arbeit, in der nicht nur von dieser 1539 begründeten Schule die Rede ist, sondern auch viel Material zur Schulgeschichte von Graubünden enthalten ist. — Das Progymnasium zu Donaueschingen, das sich gegenwärtig zum Vollgymnasium ausgestaltet, bezeichnet den 25. Nov. 1778 als seinen Gründungstag. W. Götzmann (Zur Geschichte der Anstalt. Progr. Tübingen, Laupp. 25 S.) handelt im 1. Teile der Geschichte dieser Schule von den Behörden und Lehrern derselben sowie vom Unterrichtsbetrieb und inneren Leben. Die Schule hatte in den ersten Jahrzehnten unter sehr schwachem Besuch zu leiden, daher schwankt die Zahl der Klassen vielfach. — W. Schwarz **(3641)** liefert Nachträge zu seiner Geschichte des Gymnasiums zu Dorsten, das seit 1642 besteht. — Das städtische Gymnasium zu Eberswalde trat, wie Fr. Boldt (Das städtische Gymnasium in Eberswalde während der ersten 25 Jahre seines Bestehens. Progr. Eberswalde, Müller. 43 S.) berichtet, 1878 mit 5 Klassen (VI—III A) ins Leben; 1883 konnte die erste Reifeprüfung abgehalten werden; erster Direktor war Albert von Bamberg. Die Schule ist stark gewachsen, 1902 zählte sie ohne die Vorschule 324 Schüler. — J. Trötscher **(15250)** (Zur Geschichte des Egerer Gymnasiums. Goethes Besuch am Egerer Gymnasium im Jahre 1821. Progr. Eger, Kobertsch u. Gschihay. 14 S.) teilt mit, dass die Geschichte des Gymnasiums zu Eger über 600 Jahre zurückreicht; von 1564 an war die Schule evangelisch, 1629—1773 haben sie die Jesuiten geleitet, vollständig aus der Schule sind sie aber erst nach 1816 verschwunden. Seit 1850 ist es eine Vollanstalt mit 8 Klassen. Ein besonderes Ereignis in der Schulgeschichte ist ein Besuch Goethes am 5. Sept. 1821, wo er der Prüfung und Prämienverteilung beiwohnte und dem Schüler Georg Schmid, der an erster Stelle prämiiert werden sollte, selbst das Prämienbuch mit freundlichen Worten überreichte. — Das Lehrerkollegium des Erfurter Gymnasiums von 1849—58 schildert G. Reinthaler **(3644)** aus der Erinnerung seiner Schülerjahre; er hat damit nicht nur seinen Lehrern ein Denkmal gesetzt, sondern gewährt auch interessante Einblicke in das Schulwesen und den Unterrichtsbetrieb jener Jahre. — Das hundertjährige Jubiläum der Musterschule in Frankfurt a. M. ist durch Herausgabe einer stattlichen Festschrift **(3648)** gefeiert worden. Darin behandelt Rud. Neumann das niedere Schulwesen der Reichsstadt Frankfurt, R. Froning aber liefert eine Geschichte der Musterschule; diese Anstalt trat 1803 mit sehr bescheidenen Anfängen ins Leben, seit 1876 aber, wo sie an 1200 Schüler und Schülerinnen zählte, ist sie in zwei Schulen, ein Realgymnasium und eine Mädchenschule, die Elisabethenschule, geteilt. Zahlreiche Aktenstücke und Tabellen ergänzen die beiden Abhandlungen. — In Geestemünde besteht seit 25 Jahren eine höhere Lehranstalt, die zunächst als Progymnasium eröffnet, nach wenigen Jahren aber zu einer Realschule umgebildet wurde. G. Eilker (Mitteilungen aus der Geschichte der höheren Lehranstalt zu Geestemünde. Progr. Geestemünde. 32 S.) hat eine kurze Geschichte dieser Schule verfasst. — Dass in Gotha bereits Herzog Ernst der Fromme daran gedacht hat, am Gymnasium eine Realabteilung zu errichten, lässt sich durch ein Schriftstück, das

sich bei den Akten desselben vorfindet, nachweisen; Max Schneider (3652) teilt diesen Befehl zur Gründung einer „deutschen Schul" mit. Das Gymnasium Ernestinum besteht seit 1859 aus einem Gymnasium und einem Realgymnasium, deren Lehrpläne von 1860, 1883, 1892 und 1902 Albert von Bamberg (Die Lehrpläne des Gymnasium Ernestinum seit 1860. Progr. Gotha. 21 S.) zusammenstellt. — Über die Schicksale des 1852 in Greifenberg i. P. gegründeten Gymnasiums berichtet W. Kohrherr (3654) in einer Festschrift. Die Schule war zunächst städtisch, seit 1891 steht sie unter staatlicher Verwaltung. — Auch das Realgymnasium zu Grünberg i. Schl. veröffentlicht gelegentlich seines 50jährigen Bestehens eine Festschrift, in der an erster Stelle eine Geschichte der Anstalt von H. Raeder (3656) steht; er schickt derselben aber auch eine ausführliche, auf gründlichen Aktenstudien beruhende Geschichte der seit dem 16. Jahrhundert in Grünberg bestehenden Lateinschule voraus. — Die Domschule zu Güstrow ist das älteste Gymnasium Mecklenburgs; sie ist 1552 gegründet worden, konnte also 1902 ihr 350jähriges Jubiläum begehen. Dieser Umstand veranlasst E. Rickmann (3656a), im Anschluss an die 1853 erschienene Geschichte der Domschule von G. C. H. Raspe die Schicksale derselben während der Zeit von 1852—1902 darzustellen. — In die Reihe der Jubelanstalten gehört auch die erste städtische höhere Töchterschule zu Hannover, die 1853 ins Leben gerufen wurde. Der Geschichte dieser Anstalt schickt der Verfasser, L. Wespy (Festschrift der höheren Töchterschule I. Hannover, Jänecke. 128 S. M. 2,50), eine Geschichte der Königlichen Hof-Töchterschule voraus, die 1790 gegründet und 1853 von der Stadt Hannover übernommen wurde. — Die 1790 für das Gymnasium zu Idstein erlassenen Gesetze, die eine wesentliche Besserung der Schulzucht bewirkten, werden von C. Spielmann (3658) aus dem Programm von 1790 wieder abgedruckt. — K. von Reichenbach (3659) führt seine Geschichte des Gymnasiums zu Iglau in einem 3. Teile, der die Zeit von 1773—1848 (von der Übernahme der Schule durch den Staat bis zur Reorganisation) behandelt, zu Ende (vgl. JBL. 1902 N. 1935). — Nachdem Wiedasch im Programm von 1853 ein Verzeichnis sämtlicher damals bekannten Zöglinge des Pädagogiums zu Ilfeld veröffentlicht hat, gibt Georg Meyer (3660) jetzt ein Verzeichnis der Lehrer und Schüler dieser Anstalt für die Zeit von 1853—1903; vorausgehen einige Ergänzungen zu der Arbeit von Wiedasch. — In Kassel plante man 1720 die Errichtung einer „mathematischen Tugend-, Kunst-, Werk- und Weisheitsschule"; der Entwurf dazu stammte aus der Feder des Johann Ernst Elias Orffyreus, eines Schülers des Zittauer Rektors Christian Weise, und wird jetzt von K. Knabe (3662) mitgeteilt. — Die kurze Geschichte des seit 25 Jahren zu Königshütte in Oberschlesien bestehenden Gymnasiums hat Aug. Guttmann (3663) zum Verfasser. — In die ältere Geschichte des Gymnasiums zu Kreuznach führt O. Lutsch (3665) ein, indem er dessen Leitung durch den ersten Direktor, Dr. Gerd Eilers, 1819—33 schildert. Die junge Schule nahm unter diesem tüchtigen Manne, der später das Amt eines Provinzialschulrates bekleidete, aber 1848 entlassen wurde und 1863 als Privatmann in Marburg starb, sogleich einen erfreulichen Aufschwung. — Von nur kurzer Dauer war das Gymnasium zu Leoben, wie Franz d. P. Lang (Das Admonter Gymnasium in Leoben. Progr. Leoben. 37 S.) mitteilt; es bestand nämlich nur von 1786—1808. In dem vorliegenden Teile dieser Arbeit wird nach einer allgemeinen Einleitung die Geschichte dieser Anstalt bis 1803 geführt. — Otto Laeger (3668) setzt seine Lebensskizzen der Lehrer des Domgymnasiums zu Magdeburg fort von 1700—26 (vgl. JBL. 1902 N. 1940). — Darüber, dass die Kugelherren, d. h. die Brüder vom gemeinsamen Leben, um 1520 in Marburg eine Schule unterhalten haben, macht E. Wintzer (3671) eine kurze Mitteilung. — In Meppen ist 1652 die Lateinschule zum Gymnasium erhoben worden, und zwar hat es zunächst, wie Ruhe (Bericht über die Jubelfeier des Königl. Gymnasiums zu Meppen. Progr. Meppen. 21. S.) berichtet, über ein Jahrhundert unter der Leitung der Jesuiten, dann 40 Jahre lang unter dem Franziskanerorden gestanden; 1815 ging es in die Verwaltung der Hannöverschen Regierung über. — Aus der neueren Geschichte des Paulinischen Gymnasiums zu Münster macht Jos. Frey (3673) einige Mitteilungen, die sich auf die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts beziehen; die Schule erfreute sich damals so starken Besuches, dass schon 1821 Parallelklassen nötig wurden. — Die Geschichte des deutschen Gymnasiums zu Olmütz wird von A. Tschochner (Das deutsche Gymnasium in Olmütz [Fortsetzung]. Progr. Olmütz. 22 S.) fortgesetzt (vgl. JBL. 1902, S. 302), und zwar behandelt er die Zeit von 1573—1617, während welcher unter den Angehörigen dieser Jesuitenschule eine marianische Sodalität entstand; deren Anhänger zeichneten sich durch besondere Frömmigkeit, Bussübungen und strenges Fasten aus. — Auch die Geschichte des Oppelner Gymnasiums wird von O. May (3675) weitergeführt (vgl. JBL. 1902 N. 1945); der vorliegende Teil derselben bietet eine „Übersicht über die Personalien der Direktoren und Lehrer, welche im vorigen Jahrhundert sowie in den letzten Jahren an der Anstalt gewirkt

haben, und derjenigen, die noch an derselben tätig sind, sowie eine Zusammenstellung sämtlicher, in den hiesigen Schulprogrammen enthaltenen Abhandlungen in chronologischer Reihenfolge"; ausserdem werden Nachträge zu der vorjährigen Abhandlung geliefert. — Einer ziemlich mühevollen, aber dankenswerten Arbeit hat sich J. Jaeger **(3676)** unterzogen, indem er ein alphabetisches Verzeichnis der Schüler des Gymnasium Carolinum zu Osnabrück herstellte; es reicht von 1625, wo das Gymnasium unter die Leitung der Jesuiten kam, bis 1804. — Die Lateinschule zu Parchim war während des 17. Jahrhunderts in ziemlichen Verfall geraten, erst gegen Ende dieses Zeitraumes erfreute sie sich wieder eines besseren Rufes, seitdem 1782 Joh. Christ. Mart. Wehnert an ihre Spitze gestellt worden war. Doch auch jetzt kam es nur zu einer vorübergehenden Blütezeit; sie währte bis zum Jahre 1800, wie Kuthe **(3676a)** mitteilt. — In Prüm hat zwar seit dem frühen Mittelalter eine Lateinschule bestanden; seit aber 1802 die Kloster- und Stiftsgüter säkularisiert wurden, hat es, nach dem Berichte F. Brülls **(3679)**, daselbst mit dem höheren Schulwesen schlecht gestanden, bis 1852 das jetzt bestehende Gymnasium gegründet wurde. — Auch das städtische Gymnasium zu Rheinbach hat sein 50jähriges Jubiläum gefeiert. 1853 trat die Schule mit 3 Klassen ins Leben, seit 1874 ist sie als vollberechtigtes Progymnasium anerkannt, wie Schlünker mitteilt (Bericht über die Feier des 50jährigen Bestehens der Anstalt. Progr. Rheinbach. 8 S.). — Die Geschichte des Staats-Obergymnasiums zu Rudolfswert (vgl. JBL. 1902 S. 302) wird von K. Pamer fortgesetzt (Das Staatsobergymnasium in Rudolfswert. Progr. Rudolfswert. 22 S.); der vorliegende Teil handelt von dem inneren Leben der Schule, und zwar werden die Lehrverfassungen, die von 1735—1818 Geltung gehabt haben, mitgeteilt und besprochen. — L. Pröll (Die Schulordnungen der Schola S. Petri II [Schluss]. Progr. Salzburg. 12 S.) teilt weitere Schulordnungen der Schola S. Petri zu Salzburg mit (vgl. JBL. 1902 N. 1950). — L. Hinrichsen **(3686)** schildert eingehend die Verhältnisse, die an der Domschule zu Schleswig während der Jahre 1820—26, also bis zur Einführung des neuen Regulativs unter dem Rektorat von G. Fr. Schumacher herrschten. — Eine ausführliche Geschichte der grossen Stadtschule zu Spandau hat R. Lamprecht **(3689)** verfasst; diese Stadtschule, aus der sich seit 1853 das Gymnasium zu Spandau entwickelt hat, lässt sich in ihren Anfängen bis in die ältesten Zeiten der Stadt selbst, mindestens bis zum Jahre 1300 zurückverfolgen. — J. Dierauer **(3690)** behandelt die Anfänge des Gymnasiums zu St. Gallen. 1533 ging man daran, die dortige Lateinschule ernstlich zu reformieren, und dies gelang dadurch, dass man tüchtige Lehrer, wie Sebastian Cunz und Joh. Kessler, der seines Zeichens ein Sattler war, dafür gewann; letzterer hat beinahe 40 Jahre die Schule geleitet. Nach seinem Tode erliess der Rat die erste Schulordnung im Jahre 1584, von der wir Kunde haben. Trotzdem ging jetzt die Schule zurück und es machten sich erneute Massregeln nötig, durch die sie gegen Ende des Jahrhunderts zum Gymnasium erhoben wurde. — Der Bericht über die Feier des 50jährigen Jubiläums des Realgymnasiums zu Stralsund von A. Düsing **(3692)** enthält auch einzelnes über die Geschichte dieser Anstalt. Ausführlicher behandelt Dr. Block diesen Gegenstand in einer besonderen Festschrift. — K. Knaflitsch (Geschichte des Troppauer Gymnasiums. 2. T. Progr. Troppau. 34 S.) führt seine Geschichte des Gymnasiums zu Troppau weiter, indem er die Zeit von 1630—1773, während welcher es unter der Leitung der Jesuiten stand, schildert (vgl. JBL. 1902 N. 1957). — Dasselbe tut F. Prosch **(3694)** für das Gymnasium zu Weidenau; er handelt in dem vorliegenden Teile von den bei dieser Lehranstalt bestehenden Stiftungen (vgl. JBL. 1902 S. 303). — Das Album des Gymnasiums zu Wolfenbüttel, welches Koldewey 1877 zuerst herausgegeben hatte, liegt neu bearbeitet und bis 1903 fortgeführt vor. Die Bearbeiter, U. Wahnschaffe und P. Zimmermann **(3697)**, haben sich dabei nach Möglichkeit an jene erste Ausgabe angeschlossen. — U. Wahnschaffe **(3766)** hat ferner eine Geschichte des Turnens am Wolfenbütteler Gymnasium verfasst; im Winter 1827—28 hat sich dort unter den Primanern eine freie Turngemeinde gebildet, die bis 1872 bestand. Erst von da ab ist obligatorischer Turnunterricht eingeführt worden. — Endlich sei erwähnt, dass zur Geschichte des Gymnasium Francisceum zu Zerbst, das im Berichtsjahr seine Säkularfeier begangen hat, eine ganze Reihe von Schriften erschienen ist **(3698—3701a)**. —

Schulwesen einzelner Länder und Städte. An die Spitze dieses Abschnittes seien die beiden Hefte der „Texte und Forschungen zur Geschichte der Erziehung und des Unterrichts in den Ländern deutscher Zunge" (= MGESchG[B].) gestellt, die wiederum Beiträge zur Geschichte des Schulwesens in Bayern enthalten. Das erste dieser Hefte — es ist das dritte in der Reihe der von der Gruppe Bayern der Gesellschaft für deutsche Erziehung und Schulgeschichte herausgegebenen Hefte — enthält eine Darstellung der Kirchen- und Schulzustände und des wirtschaftlichen Notstandes in der Oberpfalz im Jahre 1643 von J. Hartl **(3736)**, ferner von Jos. Hörnes **(3756)** Beiträge zur Geschichte der Volksschule in Franken

(Hochstift Würzburg) in der Zeit vom Ende des 15. bis zum 18. Jahrhundert, endlich hat Friedrich Schmidt (MGESchG[B]. 6, S. 65—94) diese Arbeit ergänzend, „Beiträge zur Geschichte des Volksschulwesens im Hochstift Würzburg für die Zeit von 1772—95" geliefert. — Im Anschluss hieran sei noch erwähnt, das Fr. Hüttner (3757) eine Reihe von Aktenstücken mitteilt, die Karl Theodor von Dalberg, der Mainzische Statthalter von Erfurt und nachmalige Fürstprimas, in seiner Stellung als Scholastikus beim Hochstift Würzburg über das dortige Schulwesen veröffentlicht hat. — Das andere der beiden erwähnten Hefte enthält eine Arbeit von Jos. Heigenmooser (Eremitenschulen in Altbayern. Ein Beitrag zur bayerischen Schulgeschichte im 18. Jahrhundert [= MGESchG[B]. Heft 7]) (B., A. Hofmann. 101 S. M. 1,60. Aus: Beittrr. z. Gesch. d. Erziehg. u. d. Unterr. in Bayern) über die Eremitenschulen in Altbayern. Der Verfasser betritt damit ein so gut wie neues Gebiet, denn von den Schulen, die zumal zum Besten des Landvolkes von der kirchlichen Ordensgenossenschaft der Eremiten oder Wanderbrüder im 18. Jahrhundert in Bayern unterhalten wurden, war bisher in den Darstellungen der bayerischen Schulgeschichte kaum die Rede. — G. Lurz (3706) handelt von der Neugestaltung des höheren Schulwesens in Bayern nach Aufhebung des Jesuitenordens, insbesondere von der Frage, wie weit die Schulordnungen dieser Zeit, zumal die von 1774, überhaupt Geltung erlangten. —

In Berlin wurde 1827 die Kommunalarmenschule im 11. Armenschulbezirk, d. h. die erste städtische Volksschule eröffnet, wie L. H. Fischer (3710) mitteilt. Es gab zwar damals genug Schulen in Berlin, sie waren aber mangelhaft organisiert; in den 75 Jahren, die seitdem verflossen sind, hat sich das Berliner Gemeindeschulwesen gewaltig entwickelt: zu Ende des Jahres 1901 bestanden 249 Gemeindeschulen in der Reichshauptstadt. —

Das höhere Schulwesen in Bern hat F. Haag (3711) einer ausführlichen Darstellung gewürdigt, die die Zeit von 1528—1834 umfasst. Als Einleitung dient eine Geschichte des Franziskanerklosters zu Bern von H. Türler, in dessen Räumen die 1528 gegründete „obere Schule" sich niederliess.

Zur Schulgeschichte von Emmerich im 16. Jahrhundert liefert A. Petry (3719) aus bisher ungedruckten Quellen einige Beiträge, die sich auf die Tätigkeit der Fraterherren beziehen. —

In Elsass-Lothringen fehlt es nach der Ansicht von P. Wirtz (3718) an höheren Schulen, nachdem 1882 die dortigen Realgymnasien aufgehoben worden sind. An anderer Stelle wird nicht die von Wirtz befürwortete Erneuerung jener Lehranstalten, sondern die Gründung von sechsklassigen Realschulen empfohlen. —

Mehrere Aktenstücke zur Schulgeschichte Frankfurts a. M. teilt Neumann (3721) mit: 1. Scholarchatsamtsordnung der Reichsstadt Frankfurt a. M. um das Jahr 1650; 2. Schulordnung des Frankfurter Schulmeisters Vincentius Langmeyer aus dem Jahre 1653; 3. Verzeichnis der Verrichtungen und Einnahmen des Schulmeisters zu Niederrad aus dem Anfange des 18. Jahrhunderts. —

Über das höhere Schulwesen zu Fraustadt handelt M. Eichner (3723). Nach kurzen Mitteilungen aus der älteren Schulgeschichte berichtet er ausführlich über die Kreisschule, die daselbst von 1811—53 bestanden hat, eine Anstalt, die teils als höhere Bürgerschule für das praktische Leben vorbereiten, teils aber auch als Progymnasium dienen sollte. Daraus hat sich dann seit 1853 eine Realschule entwickelt, die durch mancherlei Verwandlungen hindurch zum Gymnasium geworden ist. —

G. Coym (Zur Schulreform in Hamburg. II. Hamburg, Neue Börsenhalle. 48 S. M. 1,50) setzt seine Reformvorschläge für das Schulwesen in Hamburg fort (vgl. JBL. 1902 S. 299). Es kommt ihm vor allem darauf an, Bildungsstätten zu schaffen, die über die Volksschulbildung hinausgehen, ohne eigentlich Realschulen oder andere höhere Lehranstalten zu sein. Dazu sollen die über den Volksschulen zu errichtenden Selekten dienen, in die die Schüler nach dem 6. Volksschuljahre überzugehen hätten; wenn dann diese Selekten mit dreijährigem Kurs versehen würden, wäre eine mittlere Lehranstalt geschaffen, die eine über das Ziel der einfachen Volksschule hinausgehende Bildung gewähren und zugleich die höheren Schulen entlasten würde. —

In dem rüstig fortschreitenden Sammelwerke der Monumenta Germaniae Paedagogica sind im Berichtsjahre zwei Bände erschienen, die für die Schulgeschichte des Grossherzogtums Hessen wichtig sind. Sie enthalten im ersten Band (MGP. 27) die Schulordnungen der höheren Schulen der Landgrafschaft Hessen von 1567—1806; der Herausgeber, W. Diehl (3727), hat dann im 2. Bande (MGP. Bd. 28. XVI, 506 S. M. 12,00) in zusammenhängender Darstellung einen Überblick über die Entwicklung des höheren Schulwesens in der ehemaligen Landgrafschaft, Texterläuterungen zu den im 1. Bande mitgeteilten Texten, sowie ein ausführliches Sach- und Namenregister hinzugefügt. —

Ein Verzeichnis der in Kassel im Jahre 1810 bestehenden Schulen, das K. Knabe (3729a) veröffentlicht, zeigt, dass diese Residenz damals nur 6 öffentliche

Lehranstalten insgesamt zählte, dagegen 28 Privatschulen; eine öffentliche Mädchenschule ist daselbst erst 1855 begründet worden. —

Aus den Akten der Stadt Lauingen macht G. Rückert (3730) kurze Mitteilungen, die sich auf die Schulverhältnisse in dieser Stadt und deren Umgebung während der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts beziehen. — Aus derselben Zeit teilt E. Wintzer (3731a) einen Besoldungsetat der Schulen zu Marburg mit. —

Welch klägliche Verhältnisse in Kirchen und Schulen Schlesien während und nach dem dreissigjährigen Kriege aufzuweisen hatte, davon entwirft A. König (3744) ein Bild, das aus dem Studium der im Breslauer Diözesanarchiv vorhandenen Protokolle über Visitationsreisen gewonnen worden ist. —

An der Hand des von A. Huber bearbeiteten Jahrbuchs des Unterrichtswesens in der Schweiz (Zürich, Orell Füssli. XV, 167 und 216 S. M. 5,00) berichtet L. Fleischner (AZg^B. N. 234) über das Schulwesen in der Schweiz. —

Allgemeine Unterrichtslehre und Psychologie. Es ist sehr erfreulich, dass bereits nach acht Jahren (JBL. 1895 I 10:7/8) sich eine neue Ausgabe von W. Reins (3768) enzyklopädischem Handbuch nötig gemacht hat. Dabei ist zu beachten, dass es sich wirklich um eine neue Ausgabe handelt; dies zeigt schon eine Vergleichung des ersten Halbbandes; der enthält in der 2. Auflage die Artikel bis „Beobachtung" auf 512 Seiten, während in der ersten Ausgabe der Aufsatz über die letztere auf Seite 319 begann. Es ist aber nicht nur die Zahl der Artikel vermehrt worden, sondern manche sind gänzlich, zum Teil von neuen Bearbeitern, umgestaltet worden. Die Umsicht des Herausgebers zeigt sich jedoch auch darin, dass Unzeitgemässes entfernt worden ist, um den Umfang des Werkes nicht ohne Not zu vergrössern. So ist z. B. der Artikel „Abschlussprüfung" in Wegfall gekommen, da eine derartige Prüfung seit der Berliner Schulkonferenz nicht mehr besteht. Unter den neu hinzugekommenen Artikeln sei nur der besonders ausführliche und interessante über das amerikanische Schulwesen usw. von W. Chr. Bagley genannt. — Die in 2. Auflage erschienene praktische Pädagogik für höhere Lehranstalten von A. Matthias (3770) (vgl. JBL. 1896 I 10:11) preist L. Schädel (AZg^B. N. 114) als eine „irenische Pädagogik ... ein so vernünftiges, freundliches, von echter Menschenliebe und von Liebe zur Jugend durchhauchtes Buch"; so rühmt das Buch auch R. Lehmann als eines, das bleibenden Wert hat, und hebt unter den Erweiterungen, die es in der neuen Bearbeitung erfahren hat, namentlich den Abschnitt hervor, der einen „kurzen Gang durch die Methodik der einzelnen Lehrfächer" enthält. — Vortrefflich geeignet, um in die allgemeine Erziehungslehre und deren psychologische Grundbegriffe einzuführen, ist das kurzgefasste Handbuch von J. Mich (3772), das in elfter, von Alois Meixner bearbeiteter Auflage erschienen ist. Der gesamte Stoff ist in vier Abschnitte gegliedert, in denen vom Subjekte der Erziehung, vom Zweck derselben, vom Erziehungsverfahren und von den Formen der Erziehung gehandelt wird. — Dasselbe Lob verdient die allgemeine Pädagogik von J. Nieden (3773) in noch höherem Masse, da hier die psychologische Begründung vertieft und erweitert ist; auch ist überall in kurzen Hinweisen auf die geschichtliche Entwicklung der Erziehungswissenschaft aufmerksam gemacht, und durch eingestreute Fragen wird der Leser zu eigenem Nachdenken in wirksamer Weise angeregt. — In diesem Zusammenhange sei auch noch der Psychologie von Gustav Voigt (Lehrbuch der Pädagogik von Schumann u. Voigt. 2. Bd. 1. Teil. Psychologie. 12. Aufl. Hannover u. Berlin, Carl Meyer. VIII, 254 S. M. 3,00) gedacht, sowie der zum Teil auf diesem Buche beruhenden Psychologie von B. Maass, die in neuer, bei aller Knappheit reichhaltigen Bearbeitung von C. Thomas herausgegeben worden ist (B. Maass, Die Psychologie in ihrer Anwendung auf die Schulpraxis. 9. Aufl. von C. Thomas. Breslau, Hirt. 124 S. M. 1,60). — Zu den Werken über Pädagogik, die als grundlegende zu bezeichnen sind, ist entschieden die Didaktik von O. Willmann (3779-80) zu rechnen, die jetzt in dritter, verbesserter Auflage vorliegt. Mit Recht rühmt Th. Achelis (AZg^B. N. 187) daran den grossen Reichtum an geschichtlichem Material, wodurch „der Lehrer jederzeit in den Stand gesetzt ist, das Urteil des Verfassers mit- und nachzuprüfen", wie denn überhaupt Willmann die schwierige Aufgabe in seinem Buche gelöst hat, die er sich selbst stellt: eine Verbindung des individualen und des sozialen Gesichtspunktes und vereinte Anwendung der philosophischen und historischen Betrachtung. Während im ersten Bande, der nach einer allgemeinen Einleitung die geschichtlichen Typen des Bildungswesens darstellt, mehr der historische Gesichtspunkt hervortritt, kommt im zweiten Bande, der die Bildungszwecke, den Bildungsinhalt, die Bildungsarbeit und das Bildungswesen umfasst, mehr die philosophische Betrachtungsweise zu ihrem Rechte, und daneben ist überall auch die soziale Seite der Pädagogik gebührend berücksichtigt. — G. J. Knabe (3782) sucht in seiner Darlegung und psychologischen Begründung der Herbart-Zillerschen Formalstufen dem praktischen Bedürfnisse zu dienen; er erkennt das Verdienst der

Herbartschen Schule, das in der Aufstellung dieser Stufen liegt, an, warnt aber mit Recht vor mechanischer Verwendung derselben beim Unterrichte: „Der Lehrer hat sich bei Anwendung der Formalstufen durchaus nicht an jede einzelne, bis ins kleinste gehende Vorschrift Zillers zu binden; er darf die Idee der formalen Stufen nicht gewaltsam in jedes Stoffganze hineinzwängen, sondern hat vielmehr bei Durchführung derselben die grösste Freiheit walten zu lassen.“ — P. Thieme (3788/9) untersucht das Verhältnis von Gesellschaftswissenschaft und Erziehung und definiert vom soziologischen Standpunkte aus als Aufgabe der Erziehung die „Führung der heranwachsenden Individuen durch die Erwachsenen auf abgekürztem Wege zur Ersparung von Kraft zu Gunsten der Nachbildung und weiteren Erschliessung und Klärung der von der Allgemeinheit als absolut gültig anerkannten Ideen“. —

Modernes Bildungswesen und Pädagogik der Gegenwart. Hier möchte ich zunächst um ihrer allgemeinen Bedeutung willen auf zwei Bücher hinweisen, die von Nichtpädagogen herrühren und beide in Form von Briefen erschienen sind; es sind die pädagogischen Briefe des verstorbenen Psychologen M. Lazarus (3802), die A. Leicht herausgegeben hat, und die Briefe über die Kunst der Erziehung von C. Hilty (13511) (Briefe von Prof. Dr. C. Hilty. Leipzig, Hinrichs, u. Frauenfeld, Huber & Co. 318 S. M. 3,00). Die Briefe von Lazarus handeln mehr von praktischen, schulpolitischen Fragen: Staatserziehung, Schulverwaltung, Dauer der Schulzeit, Fortbildungsschule; Hilty sucht in seinen 23 an eine Frau gerichteten Briefen die ethischen und religiösen Grundlagen der Erziehung zu bestimmen, er sieht deren wichtigste Aufgabe darin, die „Kinder um jeden Preis zum ganz Rechten zu führen. In sich selber ist das: Glauben an das Wahre und Gute und Mut dazu; und nicht Furcht und Sorge, das nützt gar nichts; ausser uns: Gottesnähe und Arbeit; das allein macht das Leben für einen geistbegabten Menschen erträglich und, wenn das Herz einmal darin fest geworden ist, glücklich“. — Hugo Marcus (Die allgemeine Bildung in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Berlin, Ebering. 72 S. M. 2,00) kommt zu dem Ergebnis, dass unsere heutige Bildung nicht die richtige ist, weil sie mit dem Glauben im Kampfe steht; erst wenn ein Ausgleich zwischen Philosophie und Wissenschaft auf der einen, Glauben und Schulwissenschaft auf der anderen Seite erfolgt sein wird, wird man zu einer rechten Bildung gelangen. — Die Notwendigkeit einer mehr nationalen Erziehung vertritt L. Gurlitt (3824) in seinem bekannten Buche vom Deutschen und seinem Vaterlande. So viel Gutes und Beherzigenswertes nun auch in diesem Buche stecken mag, so ist es doch auch von starken Übertreibungen nicht frei; man sollte doch nun endlich einmal aufhören, den Schulen „die täglichen zehrenden Sorgen um Extemporalien, Prüfungen, Versetzungen ...“ vorzuwerfen, Dinge, die ja sicherlich schädlich wirken können, wenn sie im Übermass betrieben werden, ohne die aber nun einmal trotz allen schönen Redensarten in den Schulen nichts gehen will und kann. — Mit derselben Frage beschäftigt sich O. Richter (3823); er sucht aber dies Problem tiefer zu ergründen, indem er auf die geschichtliche Entwicklung der nationalen Bewegung und der Nationalerziehung hinweist. — Im Anschluss hieran erwähne ich ein Schriftchen von Hans Tschinkel (Die Gymnasialfrage — eine nationale Frage. 20 S. M. 0,30 [= SGV. N. 303]); hierin wird eine Vermehrung des Unterrichts nicht nur in der deutschen Literatur, sondern in der deutschen Geistesgeschichte überhaupt gefordert. — Den Versuch, alle unsere Schularten nach bestimmten Gesichtspunkten zu klassifizieren, unternimmt Joh. Rehmke (3829); er begreift dabei die allgemeine Volksschule und alles, was mit ihr zusammenhängt, unter dem Namen „Erziehungsschule“, alle höheren Schulen aber ordnet er dem Begriffe „Erkenntnisschule“ unter, natürlich ohne damit behaupten zu wollen, dass in der Volksschule nichts gelehrt, in den höheren Schulen nicht auch erzogen werde, wie ihm das von gegnerischer Seite ausgelegt worden ist. —

Auf das Gebiet der Schulgesundheitspflege führt uns H. Th. Matthias (3841) in seiner Schilderung von den Schulstätten, wie er sie sich in Zukunft denkt. Er geht davon aus, dass man bei Krankenhäusern, Kasernen usw. von den Zentralriesenbauten mehr und mehr abgekommen ist und sich dem Pavillonsystem zugewandt hat; das nämliche empfiehlt er für die Schulen. M. schildert derartige Einrichtungen, wie sie z. B. in Ludwigshafen und Gross-Lichterfelde bestehen, und sucht nachzuweisen, dass solche Einrichtungen nicht allein für die Gesundheit der Kinder zuträglicher sind, sondern sich ebenso billig wie die jetzigen Schulkasernen herstellen lassen würden. — J. Berninger (3854) behauptet, dass trotz allen Mahnungen noch immer zu wenig für die Gesundheitspflege der Jugend geschieht, und dass diesem unbefriedigenden Zustand nur dadurch abgeholfen werden kann, dass die Kenntnis dessen, was die Hygiene fordert, mehr und mehr Gemeingut des Volkes wird. Derselbe Verfasser gibt an anderer Stelle (3852) Winke und Ratschläge für Lehrer, Schulärzte und Eltern, was sie zur Besserung der hygienischen Verhältnisse in Schule und Haus tun können. —

Die von C. Schulmann (3872) — wohl ein Pseudonym — verfasste „historische Studie" über die Volksschule vor und nach Luther ist nichts weniger als eine geschichtliche Arbeit; es ist vielmehr eine Schmähschrift gegen Luther und die durch ihn und seine Mitarbeiter ins Leben gerufenen Schuleinrichtungen, die nichts Neues bringt, sondern sich nur in den alten, ausgetretenen Geleisen bewegt. — Während aber in der eben angezogenen Schrift die Trennung der Schule von der Kirche beklagt wird, erklärt Fr. Wyss (3878): „Da die heutige Kirche auf ihren Irrtümern beharrt, so bleibt nichts anderes übrig, als Kirche und Staat zu trennen und den Religionsunterricht der Volksschule durch den Moralunterricht zu ersetzen." — Gegen einen derartigen Unterricht erhebt wegen der dabei zu benutzenden Methode wie des Inhalts wegen K. Wolff (Der Moralunterricht: AZg[B]. N. 193) Bedenken, wenn er auch anderseits den konfessionellen Religionsunterricht nicht mehr als zeitgemäss ansieht. — J. Unold (Der Moralunterricht: AZg[B]. N. 229) dagegen sucht nicht nur die Berechtigung, sondern auch die Möglichkeit eines ethischen Jugendunterrichts zu erweisen. — A. Weis-Ulmenried (Moralunterricht und Religion: Pädagog. Studien 24, S. 269—87) zeigt, wie wenig man in Frankreich mit dem an Stelle des Religionsunterrichtes gesetzten Moralunterricht zufrieden ist, wenn er auch zugesteht, dass es für die Pädagogik auf dem Gebiete der religiösen Jugenderziehung noch grosse Aufgaben zu lösen gibt. — Rektor Horn (Über zwei Grundgebrechen der heutigen Volksschule. Langensalza, Beyer. 47 S. M. 0,60 [= PädMag. Heft 215]) klagt darüber, dass die Volksschule sich zu sehr von den anderen Faktoren, die bei der Erziehung mitwirken, Familie, Kirche usw., isoliert habe und bei der Auswahl des Lernstoffes zu wenig das im Kinde vorhandene und sich weiter bildende Interesse pflege. — Von dem Gesichtspunkte ausgehend, dass der Lernstoff nicht das Wichtigste in der Volksschule sei, sondern die Erziehung, verlangt A. Mollberg (Ein Stück Schulleben. Langensalza, Beyer. 29 S. M. 0,40 [= PädMag. Heft 202]), dass man ein pädagogisch organisiertes Schulleben schaffe, d. h. dass man alle Einrichtungen, Bräuche usw. in der Schule zum Zwecke der Erziehung verwende; wie dies insbesondere hinsichtlich der Schulfeiern geschehen kann, führt er des weiteren aus. — In ähnlicher Weise fordert H. Winzer (Die Volksschule und die Kunst. 17 S. M. 0,25 [= PädMag. Heft 218]) die Verwendung der Kunst in der Schule: nicht im Unterricht, als Lernstoff soll die Kunst verwendet werden, sondern das ganze Leben in der Schule soll eine Betätigung der Kunst nach den verschiedensten Seiten sein. — Auf einen anderen Erziehungsfaktor, die Lektüre, weist K. Schaefer hin (Die Bedeutung der Schülerbibliotheken. 69 S. M. 0,90 [= PädMag. Heft 198]), indem er nicht nur zeigt, wie eine richtige Verwertung der Schülerbibliotheken zur Lösung der erziehlichen und unterrichtlichen Aufgabe der Volksschule dienen kann, sondern auch Vorschläge für die Zusammenstellung und Einteilung solcher Bibliotheken macht. — Dass für die Bildungsbedürfnisse der aus der Volksschule entlassenen Jugend, namentlich auch der Mädchen, in noch nachdrücklicherer und mannigfaltigerer Weise als bisher durch Unterricht in der Fortbildungsschule gesorgt werden müsse, fordert H. Keferstein (Die Bildungsbedürfnisse der Jugendlichen. 30 S. M. 0,45 [= PädMag. Heft 210]). —

Nach der Meinung P. Schumanns (3894) leiden alle unsere höheren Schulen zu sehr daran, dass man in ihnen die Schüler zu gleichmässig vorwärts bringen will, dass es in ihnen zu sehr auf den Drill abgesehen ist; mehr Freiheit für Lehrer und Lernende, auch mehr Rücksicht auf die körperliche Pflege, das ist es, was not tut, um wieder Lehr- und Lernfreudigkeit zu erwecken. — Sehr beherzigenswert sind die Ausführungen L. von Sybels (3896); seine Gedanken zur Gymnasialsache berühren das Kleine wie das Grosse, massgebend aber ist ihm dabei stets, dass das humanistische Gymnasium auf Griechisch und Latein sich aufbauen muss; dies aber ist, seit die neunklassigen Schulen gleichgestellt worden sind, wieder möglich, denn nun kann jede Schulart in ihrer Weise sich entwickeln. — In ähnlichem Sinne äussert sich O. B(ulle) (AZg[B]. N. 230): „einfachere Linien müssen gefunden werden, in denen sich die künftige Ausbildung unserer Jugend bewegt . . . es handelt sich ja nicht darum, in der Schuljugend eine Universalität der Anschauung zu erzielen, sondern darum, ihr die gemeinsamen, d. h. die humanistischen wie die realistischen Grundlagen unserer modernen Kultur in ihren wesentlichen Wirkungen vor Augen zu führen." — Ganz auf anderem Standpunkte steht freilich W. Parow (3897): das humanistische Gymnasium hat sich überlebt, weg damit! das Realgymnasium ist zwar als Kampfgenosse gegen das Gymnasium zu brauchen, das wahre ist's aber auch noch nicht; das ist allein die Oberrealschule, aber sie muss — und das wirkt nun beinahe komisch — das Latein in den Oberklassen einführen, denn ohne dies gehts nun einmal nicht! In dieser Schulform will er dann die alleinseligmachende Einheitsschule sehen. — Anders urteilt H. Schiller (3912) in seinen nachgelassenen Abhandlungen über die Schulreform; er fordert volle Gleichberechtigung für alle neunklassigen Anstalten, eine Forderung, die ja nun erfüllt ist, will aber die Verschiedenheit der höheren Schulen gewahrt wissen, wenn er auch an den bestehenden Anstalten, zumal am

alten Gymnasium, manches anders haben möchte, z. B. dass der Anfang im Lateinunterricht aus Sexta nach Quinta verschoben würde. — W. Rust (3902) will die Oberrealschule als gleichberechtigt mit dem Gymnasium ansehen, doch verlangt er, dass sie den Unterricht in den einzelnen Lehrfächern, vor allem natürlich in den Sprachen, idealistischer gestalten, um diese Gleichstellung auch wirklich zu verdienen. — In welch günstiger Weise sich übrigens die lateinlosen höheren Schulen — Realschulen und Oberrealschulen — in Preussen entwickelt haben, zeigt J. Rohleder in einer Abhandlung (Zur Geschichte der Realschule und des lateinlosen Schulwesens. Progr. Stargard, F. Hendess. 24 S). —

Ein Handbuch des Reformschulwesens will O. Liermann (3921) herausgeben; der erste Teil davon enthält einen ausführlichen Bericht über die am 18. und 19. November 1901 in Kassel abgehaltene Konferenz über die Fragen des Reformschulunterrichts und in einem Anhang eine Übersicht über den Bestand an Reformschulen nebst einigen Lehrplänen. — P. Cauer (3918) kann bei seiner Besprechung dieses Buches nur zu dem Ergebnis kommen, dass die Entwicklung des Reformschulwesens keine günstige sei. Auch an anderer Stelle (3923) äussert sich C. in diesem Sinne. — Auch G. Uhlig (Zur Beurteilung der Reformschulen auf Grund des Protokolls der Kasseler Konferenz: Humanist. Gymn. 14, S. 187—99) kommt zu dem gleichen Resultate; er findet, dass die Bestrebung der Reformer nicht nur gegen das Gymnasium gerichtet seien, sondern ebenso sehr den Realgymnasien und Oberrealschulen zum Nachteile gereichen würden. — Hier dürfte auch der Ort sein, eines neuen Buches von W. Münch (3926) zu gedenken, in dem die verschiedensten Seiten der Lehrtätigkeit an höheren Schulen in der beim Verfasser bekannten geistreichen, aus umfassender Erfahrung schöpfender Weise behandelt werden. Der Verfasser neigt immer dazu, zwischen Gegensätzen zu vermitteln, und darin liegt, wie P. Cauer in seiner Rezension hervorhebt, eine gewisse Schwäche dieses Buches, dessen Lektüre indessen jedem, der sich mit der Frage des höheren Schulwesens befassen will, reiche Belehrung und Aufklärung bringen wird. —

Hochschulwesen. „Unsere Universitäten bedürfen einer eigenen Universitätspädagogik", das ist der Grundsatz, den H. Schmidkunz (Hochschulerziehung: Zeitgeist N. 35) immer aufs neue verficht; seit fünf Jahren kämpft er vor allen für diese Hochschulpädagogik, die „die Erziehungs- und Unterrichtspraxis an den Hochschulen auf die ihnen gebührende Höhe bringen und die Erkenntnis dieser Bildungsvorgänge ebenso zu einer Wissenschaft machen will, wie die Botanik und die Philologie . . . eine Wissenschaft ist". — Schon seit langem regt sich in Hamburg das Bestreben, eine eigene Hochschule zu begründen, noch immer aber ist ein Erfolg nicht zu erzielen gewesen; freilich eine nach dem Muster anderer Universitäten angelegte Universität dürfte es nicht sein, sondern sie müsste eine freiere, der Volkshochschule näherstehende Einrichtung besitzen, auch dem Hamburger Handelsstand müsste sie dienen können, kurz ein spezifisch Hamburger Gepräge tragen, wie ein Anonymus (3975) ausführt. — Die Alkoholfrage und die Universitäten behandelt E. Kraepelin (3990) in einem Vortrage, in dem er der akademischen Jugend zur Pflicht macht, Wandel zum besseren zu schaffen, wenn anders sie das Recht behalten will, in Zukunft die Führerschaft der Nation zu übernehmen. — Auch F. Hertz (3987) äussert sich in diesem Sinne, wenn er die „Finkenschaft", also die Vereinigung der nicht einer Korporation angehörenden Studenten, auffordert, dem Alkoholmissbrauch und ähnlichen Übelständen entgegenzutreten. —

Lehrerbildung. Das Schriftchen von E. Schneider (3992) über Lehrerbildung hat zwar im besonderen die Seminarverhältnisse in der Schweiz im Auge, ist aber doch von allgemeinerer Bedeutung: Verfasser fordert für die Volksschullehrer neben der Fachbildung eine allgemeine moderne Bildung, er will in den Lehrplan das Französische einbegriffen sehen und er fordert — so tritt auch hier der Gedanke der Coeducation zutage — für Lehrer und Lehrerinnen gleiche und gemeinsame Ausbildung, dann aber auch völlige Gleichstellung. — Das Recht der Volksschullehrer auf das Universitätsstudium vertritt Joh. Rehmke (4006); er fordert einerseits die Gleichberechtigung des Abgangszeugnisses vom Seminare mit dem der neunklassigen höheren Schulen, andererseits hält er es im Interesse der Volksschule und ihrer Vertreter für wünschenswert, dass auch die Volksschullehrer die Universität besuchen. - Dieselbe Ansicht vertritt E. Zühlsdorff (4010); die Volksschulfrage ist eine der wichtigsten für unsere Nation, darum können auch die Lehrer geistig gar nicht hoch genug stehen; deshalb fordert er für dieselben, dass sie vom Seminar durch die Universität hindurch ihrem Berufe zugehen. Ihr Studium soll in erster Linie das der wissenschaftlichen Pädagogik sein und eine Einführung in eine wissenschaftlich begründete Praxis der Pädagogik. —

Frauenbildung. In zwei stattlichen Bänden behandelt Harry Schmitt (Frauenbewegung und Mädchenschul-Reform. Berlin, K. Siegismund. Bd. I: VIII, 318 S.;

Bd. II: VII, 408 S. Bd. I/II: M. 12,00) die Frauenbildungsfrage. Der 1. Band betrifft die Frauenbewegung, deren historische Entwicklung in Deutschland im ersten Teile dargestellt wird; den Zustand, bis zu welchem diese Entwicklung jetzt gelangt ist, bezeichnet Sch., ein warmer aber durchaus massvoller Verfechter der Frauenrechte, so, „dass heute das wirtschaftliche, geistige und sozialpolitische Leben der Nation von der Frauenfrage unmittelbar aufs tiefste berührt, ja zum Teil bestimmend beeinflusst und allseitig durchdrungen wird". Im zweiten Teile werden dann die inneren Grundlagen der Frauenbewegung kritisch beurteilt, und der dritte Teil bespricht die als berechtigt anzuerkennenden Forderungen dieser Bewegung. Der zweite Band ist mehr pädagogischen Inhalts, er handelt von der Reform des Mädchenschulwesens und fordert schliesslich eine auf einer gemeinsamen Unterstufe (Mutterschule) sich aufbauende Real- und Oberrealschule statt der jetzt bestehenden höheren Mädchenschulen; dem Anschluss an die bestehenden höheren Schulen für Knaben und damit auch der in neuester Zeit mehr in den Vordergrund tretenden Coeducation gegenüber verhält sich Sch. ziemlich ablehnend, wie er überhaupt die Notwendigkeit verschiedener Schul- und Erziehungsart in der Verschiedenheit der Geschlechter begründet sieht. — Helene Stöcker (**3815a**) dagegen sieht gerade in der gemeinsamen Erziehung beider Geschlechter einen unentbehrlichen Faktor zur Erreichung der Ziele der heutigen Frauenbewegung. — In „historischen Untersuchungen" will H. Grosse (**4014**) die Ziele und Wege darlegen, die die Frauenbildung in Deutschland sich gestellt hat und gegangen ist; was er darin über die Frauenbildung des Mittelalters sagt, ist allzudürftig, auch über die Reformationszeit bietet er sehr wenig, und aus dem 17. Jahrhundert wird Ratichius, der sich gerade auch für das Mädchenschulwesen interessierte, überhaupt nicht genannt, während dann Pestalozzi mit vier Zeilen abgetan wird. — Die Briefe von Johanna Thimm (**4020**) handeln von der Erziehung der grösseren Kinder durch die Mutter; namentlich über Mädchenerziehung enthalten sie viel Gutes. — Editha Lehwess (**4022**) gibt die Berechtigung des oft gemachten Vorwurfs zu, dass unsere Mädchenschulbildung eine zu oberflächliche ist; sie empfiehlt namentlich eine Bereicherung und Vertiefung des naturwissenschaftlichen Unterrichts, daneben eine bessere Schulung des logischen Denkens durch Mathematik und deutsche wie französische Grammatik, auch der Körperpflege (Turnen usw.) soll mehr Zeit gewidmet werden. — Eine kurze Übersicht über den jetzigen Stand der Mädchengymnasien gibt G. Herberich (**4024**); demzufolge bestehen jetzt 14 solcher Anstalten mit etwa 500 Schülerinnen, von denen je drei den Plan des Reformgymnasiums beziehungsweise des Reformrealgymnasiums haben, fünf haben den Kurs des Realgymnasiums, zwei den Gymnasialkurs und eins vereinigt in sich die beiden letztgenannten Schularten. — Auch Hedwig Guggenheimer (AZg^{B}. N. 276) empfiehlt gründlichere Mädchenbildung, indem sie vor der Oberflächlichkeit der sogenannten „Finishing schools" auf Grund eigener Beobachtung warnt. —

Volksbildung und Volkshochschulen. Für ein noch junges, aber sich reich entwickelndes Wissensgebiet, wie es das der Volksbildung und Sozialpädagogik ist, empfiehlt sich möglichst bald die Aufstellung von Gesichtspunkten, nach denen der Stoff zu verteilen ist. J. Ziehen (**4036**) stellt für diese Stoffverteilung zum Zwecke einer Bibliographie folgende neun Gruppen auf, die er dann weiter zergliedert: 1. Familie, 2 Schule, 3. Armee, 4. kirchliche, 5. berufliche, 6. gesellschaftliche, 7. politische Verbände, 8. Organe der öffentlichen Ordnung, 9. Organe der öffentlichen Bildung und Erholung. Derselbe Verfasser empfiehlt die Schaffung eines Reichsamtes für Volkserziehung und Bildungswesen; dasselbe müsste ein Zusammenwirken der volkserzieherischen Vereine veranlassen, durch staatliche Massregeln auf die Förderung der Volksbildung einwirken und die wissenschaftliche Erforschung dieses Gegenstandes veranlassen. — W. Wagner (**4041**) zeigt, dass die Bemühungen, die Studenten zur Arbeit auf dem Gebiete der Volkserziehung heranzuziehen, nicht vergeblich gewesen sind: den zu diesem Behufe bei der technischen Hochschule zu Charlottenburg getroffenen Einrichtungen sind ähnliche bei den Universitäten zu Leipzig und Breslau gefolgt, und in Halle und Jena steht ähnliches zu erwarten. — Auch H. Krüger (Studentenschaft und Volksbildung: Zentralblatt für Volksbildungswesen 3, S. 157—61) begrüsst diese Einrichtungen mit Freude und hofft, dass damit die Förderung der Volksbildung auf den richtigen Weg gekommen sei. — Über die volkstümlichen Hochschulkurse und Unterhaltungsabende, die die Comenius-Zweig-Gesellschaft zu Jena nun schon seit einer Reihe von Jahren veranstaltet, berichtet P. Bergemann (**4049**); es wurden im Winter 1902—3 vier sechsstündige Kurse gehalten über die deutschen Schutzgebiete, die französische Revolution, die Entstehung des Christentums und seine geschichtliche Entwicklung, die philosophischen Strömungen im 19. Jahrhundert; der Besuch war stark, bis zu 305 Personen. —

Die Begründung eines Reichsschulmuseums wird von J. Ziehen (**4063**) warm empfohlen. Schulmuseen gibt es ja bereits zu Breslau, Königsberg, Magdeburg, Rostock, Hildesheim, Kiel, Braunschweig, in Berlin sogar zwei (vgl. JBL. 1902 N. 2071, 2071a), ein Reichsschulmuseum aber, das etwa dem Musée pédagogique in Paris oder dem mit dem Bureau of Education in Washington verbundenen Museum gleicht, fehlt uns noch, und doch wäre aus wissenschaftlichen wie praktischen Gründen eine solche Unternehmung gewiss wünschenswert. In kurzer Form stellt Z. an anderer Stelle die Gründe zusammen, die ihm die Errichtung dieses Museums wünschenswert erscheinen lassen (**4064**). —

Geschichte der neuhochdeutschen Sprache.

(I, 7 = N. 4068 - 4582.)

Ludwig Sütterlin.

Allgemeine Sprachwissenschaft: Psychologische Grundlagen. — Sprachästhetik. — Sprachgeschichte: Allgemeines. — Einzelne Abschnitte; Sprache und Schreibart einzelner Schriftsteller: 16. und 17. Jahrhundert; 18. und 19. Jahrhundert. — Standessprachen. Wörterbücher. — Wortforschung: Allgemeines; Kleinere Beiträge; Einzeluntersuchungen; Redensarten. — Bedeutungswandel und Sprachreinheit (Lehnwort und Fremdwort): Allgemeines; Einzeluntersuchungen: Fremdwörterbücher; Verdeutschungswörterbücher. — Sprachrichtigkeit. — Sprachlehre und Grammatik: Allgemeines; Einzelfragen. — Aussprache. — Rechtschreibung (Lehr- und Wörterbücher). — Mundarten: Allgemeines und Grammatisches; Oberdeutsch; Mitteldeutsch; Niederdeutsch. — Deutsche Sprache im Ausland. —

Aus dem Wust der Veröffentlichungen des Jahres 1903 kommt für uns nur das Wesentliche in Betracht. Die Zeitungsaufsätze, die Schulbücher, aber auch die Besprechungen in den Fachzeitschriften bringen selten viel Neues; wir ziehen sie nur ausnahmsweise heran, wo die Zusendung uns einigermassen zur Berücksichtigung verpflichtet, und betrachten hier zum Vorteil des Lesers ebenso wie zu dem des ganzen Unternehmens nur dasjenige, was nach unserer Ansicht den Gang der Wissenschaft irgendwie bestimmt hat; vorausgesetzt natürlich, dass es uns erreichbar gewesen ist. —

Allgemeine Sprachwissenschaft. Auf dem Gebiet der Psychologie und der sonstigen Wissenschaften, die als Grundlage der Sprachwissenschaft angesehen werden können, klingt aus dem Jahre 1902 noch der Einfluss verschiedener Hauptwerke herüber, der von W. Wundt (**4077, 4078**), L. Sütterlin (**4081**) und von H. Oertel (**4099**), vor allem aber von F. Mauthner (**4083**). Während die drei ersten meist nur fachmännisch besprochen worden sind, wird Mauthner in Zeitungs- und Zeitschriftenartikeln meist rückhaltlos zustimmend gefeiert und sein Werk merkwürdigerweise als grosse, neue errettende Tat gepriesen (**4083—91**). Am weitesten geht dabei G. Landauer, der neben einem Aufsatz in der „Zukunft" (**4087**) noch ein eigenes Werkchen hat erscheinen lassen, „Skepsis und Mystik" (**4092**). Es ist im Grunde nur eine dringende, manchmal sogar recht aufdringliche Empfehlung von Mauthners Sprachkritik. Im ersten Kapitel sucht er nachzuweisen, dass der Einzelmensch schon die Welt ist, im Bilde geredet: ein Funke, der aufblitzt von der allgemeinen Elektrizität; das zweite Kapitel, das von der „Welt als Zeit" reden will, wendet sich hauptsächlich und meist sehr scharf gegen Julius Harts „Neue Welterkenntnis", dann aber auch gegen gewisse, meist der Vergangenheit angehörige Gepflogenheiten der Sprachwissenschaft, z. B. die Ansetzung von Sprachwurzeln, würdigt dabei freilich auch H. Paul und seine Bestrebungen. Das dritte Kapitel, überschrieben „Die Sprache als Instrument", jammert über die Unzulänglichkeit des sprachlichen Ausdrucks und hofft von der Verwertung dieser Erkenntnis grosse Umwälzungen in allen Wissenschaften. Es ist schade, dass der Verfasser oft von seinem Ziel abschweift; seine lebhafte Schreibart würde viel mehr wirken, als jetzt, wo man seine von lautem Schimpfen begleiteten Seitensprünge oft als unnötige Zugabe beklagen muss. — Eigene, neue Werke treten uns nur vier entgegen, ein sprachpsychologisches von O. Dittrich (**4079**) und drei rein sprachwissenschaftliche. Dittrich bringt den ersten Band eines weit angelegten Grundrisses; er behandelt darin in gedrängter, meisterhaft geordneter und selbständiger Darstellung die einschlägigen Teile der Anatomie und Physiologie und die psychologischen Grundtatsachen (die Empfindungen und die Gefühle, und deren Zusammensetzungen: die Vorstellungen und die Gemütsbewegungen). — Die neue Sprachwissenschaft tritt uns in dreifacher Auswahl entgegen, in Büchern von R. Meringer (**4093**), A. Meillet (**4095**) und K. Brugmann (**4094**); alle drei fassen das Wissen etwa

des gleichen Gebiets zusammen, aber in ganz verschiedener Gestalt: Meringer entsprechend der Art der ganzen Göschenschen Sammlung recht kurz und bündig, beinahe formelhaft, dennoch aber sehr inhaltsreich; Meillet vorsichtig, mit Auswahl des Sicheren, in breiterer, auch für Nichtfachleute verständlicher und doch nicht weitschweifiger Darstellung; Brugmann wie immer kurz und klar, sehr vollständig, und gegenüber seinem grösseren Grundriss auch die neueren Arbeiten berücksichtigend. — K. Brugmann **(4096)** leitet auch über zu kleineren Arbeiten durch seinen Aufsatz über „Sanskritphilologie und indogermanische Sprachwissenschaft"; darin grenzt er das Gebiet der beiden Wissenszweige ab und wahrt bei aller Anerkennung der Arbeit der Sanskritphilologen doch der Sprachwissenschaft auch ihr wichtiges Feld. — Neben ihm und gegen ihn macht H. Paul **(4101)** auf das wahre Wesen der Zusammensetzungen aufmerksam; es sei nicht nötig für das Wesen der Zusammensetzung, dass sie gegenüber der syntaktischen Gruppe ihre Bedeutung ändere; viele Zusammensetzungen stimmten darin ganz überein mit der gewöhnlichen Gruppe (*davon = von dem*; *am = an dem*; *Kopfschmerzen*). — F. Stolz **(4082)** teilt selbstbeobachtete Beispiele mit für Silbendichtung, vor allem „Haplographien" ([*waren*] *wie*; *Mensch[ensch]lag*, *Materials [als] auch*, *stat[ist]ische*, aber auch widersprechende Fälle z. B. *Stück f[ür St]ück*; dann aber auch Beispiele für die Vorwegnahme folgender Laute (*comptemptoris* < *contemptoris*, *d[r]epressus*) und für Vertauschung (*tradegia* statt *tragedia*). — M. H. Jellinek **(4098)** weist nach, dass R. M. Meyer die von ihm im vorigen Jahre ans Licht gezogenen älteren sprachwissenschaftlichen Ansichten geschichtlich nicht ganz richtig gewürdigt habe: die Endung *—er* in Müller habe schon Wachter (1737) auf das lat. vir got. wair zurückgeführt, die Wurzelbetonung des Deutschen hätten schon Joh. Peter Titz (1642) und der Holländer Lambert ten Kate (1710) erkannt, und der Begriff „Sprachwurzel" sei schon Laurentius Albertus (1573) geläufig. —

Aus dem Gebiete der Sprachästhetik zieht uns nur an O. Behaghels Aufsatz über den „Einfluss des Schrifttums auf den Sprachschatz" **(4132)**. Er verfolgt in gedrängter Kürze, aber an der Hand einer reichen Beispielsammlung, wie die Eigennamen in den Wortschatz der Gemeinsprache herübergenommen und da verwendet werden, und bespricht zuerst die beiden Arten dieser Verwendung, eine mittelbare, wo Vorstellungen von Personen oder Erscheinungen in Betracht kommen, die zu dem Träger des Namens in Beziehung stehen („Robinsonade", „Die Lorbeeren des Miltiades, die einen nicht schlafen lassen"), und eine unmittelbare, wo die genannte Person oder Örtlichkeit ohne weiteres mit den anderen Erscheinungen gleichgesetzt wird, deren Eigenart geschildert werden soll („Saul unter den Propheten", „Der keusche Josef", „Ein Goliath"); dann zeigt er an Beispielen, welche Rolle die einzelnen Schriften in dieser Hinsicht gespielt haben, vornehmlich die Bibel und das klassische Altertum. —

Aus der Sprachgeschichte ist vor allem eine allgemeine Frage häufig erörtert worden, die der Einrichtung eines Reichsamtes für deutsche Sprache, und besonders der Allgemeine deutsche Sprachverein hat sich ihrer angenommen und sie durch seine Wortführer in der Presse, z. B. durch G. Saalfeld **(4140)** und in den Zweigvereinen behandeln lassen, nachdem O. Behaghel dafür auf der Breslauer Hauptversammlung die Losung und den Ton angegeben hatte. Nach dem hier gehaltenen Vortrag, der nachher, durch eine Schlusszuspitzung erweitert, gedruckt worden ist **(4139)**. soll die Aufgabe dieses gewünschten Reichsamtes ganz verschieden sein von der Tätigkeit der französischen Akademie; sie soll etwas leisten, was auch die schon bestehenden verschiedenen deutschen Akademien nicht leisten: eine umfassende Grammatik der heutigen Schriftsprache geben, die heutigen Mundarten beschreiben, die Aussprache der Gebildeten feststellen, die Standessprachen erforschen, Wörterbücher ausarbeiten für die Mundarten, die Geschichte der Fremdwörter und für die einzelnen Schriftsteller, sprachlich wichtige Texte herausgeben und ähnliches. — Eine kürzere zusammenfassende Einzeldarstellung des Neuhochdeutschen hat R. Günther **(4147)** gegeben; er bemüht sich unabhängig in neuen Bahnen zu wandeln, und bietet auch einen reichen Inhalt; aber seine Anordnung und Einteilung scheint mir mangelhaft. —

Als einzelnen Abschnitt hat Klara Hechtenberg **(4153)** den Briefstil im 17. Jahrhundert bearbeitet, freilich etwas oberflächlich. Sie bezeichnet die Bedeutung der vorhandenen Fremdwörter nicht genügend, gibt die Herkunft ganz ungleichmässig an, oder auch geradezu ungenau, erläutert auch die von ihr gebotenen Wortformen nicht hinlänglich. Das Äusserliche, dass die alphabetische Ordnung nicht einmal genau durchgeführt ist, zeugt von der Beschaffenheit des Ganzen. — Besser sind die Arbeiten von Max Müller, Ch G. Davis und W. Feldmann. Von Ch. G. Davis **(4157)**. bei dem die Belege in dem Wörterverzeichnis freilich manchmal etwas unverarbeitet nebe einander stehen, ist der Inhalt schon in der Bibliographie (S. 107) aus-

führlich mitgeteilt. — W. Feldmann (4158) verfolgt, wie die Mitarbeiter der allgemeinen deutschen Bibliothek unablässig bemüht waren nicht bloss um die Schönheit, sondern auch die Reinheit der deutschen Sprache, und wie sie in ihren Besprechungen die Schriftsteller, z. B. auch Wieland, tadelten wegen der etwaigen Nachlässigkeit in dieser Hinsicht. — Max Müller (4155) dagegen widmet Adelungs Wörterbuch eine vernünftige Untersuchung; er beschreibt im einzelnen z. B. Adelungs Quellen, seine etymologischen Erklärungen, seine Art die Bedeutung festzustellen und die Wege, auf denen er die Sprache bereichert, z. B. durch Aufnahme altertümlicher oder mundartlicher Gebilde oder auch durch Neubildungen. Vielleicht hätte manches, so z. B. in der Einleitung, etwas schärfer herausgehauen werden können. —

Von den Untersuchungen, die der Sprache und der Schreibart einzelner Schriftsteller gelten, greifen wir, da R. Sprenger (4162) und Alb. Schultze (4164) schon S. 108 inhaltlich gewürdigt sind, für das 16. und 17. Jahrhundert nur H. Byland und P. Piur heraus. In seiner Einleitung erzählt H. Byland (4160) anschaulich von dem Gelehrtenkreis, der sich in Zürich, um Zwingli geschart, mit der Erklärung und Übersetzung der Bibel abgab, und der sich trotz aller Hochachtung in seiner Arbeit gegen Luther doch selbständig verhielt; dann vergleicht er das Züricher Alte Testament von 1525 und 1531 nicht nur einfach mit Luther und mit dessen Basler Nachdruck, sondern sucht die Abweichungen, vor allem die im Wortschatz, auch im einzelnen zu erklären, und zum Schluss verzeichnet er alle Ausdrücke noch einmal alphabetisch. — P. Piur (4166), der, obgleich Anfänger, sehr bestimmt auftritt, angesichts seiner Kenntnisse aber dazu auch einigermassen berechtigt ist, untersucht, welche Abstrakta Chr. Wolff in der Mathematik, in der eigentlichen Philosophie und für die allgemeine Literatursprache neu geschaffen hat; da er dafür sorgfältig die zeitlich vorausgegangenen Gelehrten Thomasius und Leibniz vergleicht und auch die damaligen wissenschaftlichen Zeitschriften heranzieht, bekommt er festen Boden unter seine Füsse und vermeidet damit den Fehler, seinem Philosophen so übermässig viel Neues zuzuschreiben, wie es z. B. der weniger umsichtig arbeitende Reichel für seinen Gottsched getan hat. —

Aus dem 18. und 19. Jahrhundert ist am eingehendsten der junge Schiller gewürdigt worden. W. Pfleiderer (4181a) setzt sich als Endgrenze das Jahr 1782, weil von da an auf den schwäbischen Dichter stark fremde Einflüsse zu wirken beginnen, behandelt aber bis dahin alles sehr eingehend, nicht nur mit Rücksicht auf die Lehren der damaligen schwäbischen Grammatiker Nast und Fulda, sondern auch mit Ausblicken auf seine spätere, nachschwäbische Entwicklung: Schreibung, Lautlehre, Flexion, Wortbildung und anhangsweise auch den Wortschatz, leider nicht mehr die Syntax. — Wieland haben W. Feldmann und P. Pietsch (4169) näher ins Auge gefasst, wenigstens mit Rücksicht auf seine Stellung gegen die Fremdwörter: Feldmann weist an der Hand der beiden ersten Ausgaben des Agathon nach, dass Wieland in 120—130 Fällen das Fremdwort später ersetzt oder ganz gestrichen hat, Pietsch dagegen bespricht mehr im allgemeinen Wielands Ansichten in diesen Fragen, besonders sein Verhältnis zu Campe. — Unter den kleineren Sachen ist F. Kluges Vortrag (4173) über „Goethe und die deutsche Sprache" besonders durch seine feine, ich darf wohl lobend sagen, da ich Kluge und seine Art genau kenne, überraschend feine Darstellung bemerkenswert; er stellt alles, was Goethe über die deutsche Sprache gesagt hat, zu einem hübschen Bilde zusammen. — R. Sprenger (4168) will an zwei Stellen Bürgers den Einfluss der niederdeutschen Volkssprache nachweisen, im „Wilden Jäger" und in der Bearbeitung Shakespeares; denn hier stehe „will" („Hui, will sie ihn beim Wirbel packen" und „So will es verlaufen") im Sinn eines gewöhnlichen Präsens, so wie das Volk sage „Das will so sein" für „Das ist so". — Th. Klaiber (4187) beschreibt F. Th. Vischers Schreibart nur im allgemeinen; aus seiner Darstellung geht aber hervor, dass Vischer eigentlich gar kein zuständiges Urteil in sprachlichen Dingen hatte. — E. Kalkschmidt (4189) endlich preist in seinem Aufsatz die Gegenständlichkeit der Sprache Bismarcks und gibt Proben seines packenden Bilderschatzes. — Karl Müller (4188) stellt aus F. Reuter zusammen 1. die rein französischen Wörter, 2. die Zwitterbildungen mit französischem Stamm und deutscher Endung, und umgekehrt, und 3. die Deminutiva auf -ing, deren Aufkommen noch in Dunkel gehüllt ist. —

Unter den Standessprachen beschäftigt uns vor allem die Gaunersprache. Von ihr gibt H. Stumme (4208) eine kurze, klare, sachverständige Darstellung, mit zwei Proben aus den Jahren 1793 und 1620. — Von der Studentensprache sind dieses Jahr nur einzelne Ausdrücke gedeutet worden, und zwar von einigen schon gut bekannten Forschern, A. Götze (4203), O. Ladendorf (4201) und Karl Müller (4201a). Diese Ausdrücke sind ja schon in der bibliographischen Zusammenstellung (S. 108/9) verzeichnet. — Die Weidmannsprache liefert nur einen kleinen Beitrag: aus einem 1624 von dem Kärntner Martin Strasser begonnenen Jagdbuch

werden Jagdschreie und Weidsprüche von R. Dürnwirth (4195) mitgeteilt und, soweit nötig, erklärt. —

An der Spitze der Wörterbücher steht das Grimmsche, von dem auch dieses Jahr wieder 4 Lieferungen herausgekommen sind (4213–14). Von seiner Geschichte erzählt hübsch und anschaulich A. Götze (4215). — Eines der Schulwörterbücher, das von C. H. A. Huth (4217), gibt am Schluss auch Regeln über die Silbentrennung, die bezüglich des *ph*, *dt* und des *st* nicht folgerichtig sind und hinter den Vorschriften des preussischen Regelbuches unnötig zurückstehen. —

Wortforschung. Unter den allgemeinen Werken begrüssen wir an erster Stelle gleich das umfangreichste und beste, die Übersetzung von K. Nyrops „Das Leben der Wörter" (4222). Das kenntnisreiche, mit lehrreichen, heiteren und ernsten Beispielen angefüllte, gut geschriebene dänische Grundwerk hatte sich ja rasch seinen Weg gebahnt. Die glatte, gefällige Übertragung ins Deutsche wird ihm neue Freunde und Verehrer erwerben. — Weniger zieht uns an H. Wernekes (4225) Versuch einer formalen Kritik des deutschen Wortschatzes. Der Verfasser prüft darin das Neuhochdeutsche nach drei Richtungen: auf Kürze, sprechende Eigenart und Wohllaut; natürlich steht die Muttersprache darin weit zurück hinter Griechisch und Französisch, dank besonders ihren zahlreichen Zusammensetzungen. Darum ist Werneke auch ein Freund der Fremdwörter, deren Verdrängung er u. a. sogar läppisch nennt. So scharf seine Beobachtung auch meist ist und so redlich seine Absicht, so einseitig ist sein Urteil; er sieht nur den Splitter im Auge des Nächsten, aber nicht den Balken im eigenen; beim Deutschen fühlt er die Mängel, bei den fremden Sprachen nicht. — Wieviel Wörter der deutschen Sprache üblich seien in der Volkssprache, sucht Ph. Lenz (4237) festzustellen. Er hat bei einem Vergleich mit Kluges Etymologischem Wörterbuch gefunden, dass seine Handschuhsheimer Landleute daraus 3638 (61,37 %) brauchen, 2437 (38,63 %) ihnen dagegen fehlen. Dass Alfr. Smedberg für seine schwedische Heimatlandschaft ein niedrigeres Verhältnis fand (54 %), komme daher, dass er ein grösseres Wörterbuch zugrunde legte für die Schriftsprache, nämlich die Wortliste der schwedischen Akademie; es sei natürlich für das Ergebnis ebenso wichtig, welche Gegend und welchen Kreis von Personen man vergleiche, als welches Wörterbuch man zu Rate ziehe für die Schriftsprache. Der ganze Wortreichtum, der für Smedbergs Heimat 22600 Wörter betrug, belief sich nach Lenzens vorläufiger Rechnung für ganz Handschuhsheim auf 20000 Wörter, für den einzelnen Bewohner auf 10—15000 Wörter. — Zwei andere Gelehrte führen uns nach dem Auslande. G. Baist (4235) stellt, gelehrt und gründlich wie immer, zum Andenken an Gaston Paris einige aus dem Germanischen bezogene französische Seemannsworte fest, deren Anfangsbuchstaben den Zweck der Arbeit bezeugen: „*Gaston Paris in memoriam*". – In einer Kaiserrede hat dagegen O. Schrader (4236) die germanischen Wörter verzeichnet, zeitlich geschieden und gedeutet, die in das Russische eingedrungen sind und meist dem Handel und dem Gewerbe angehören. Dass die Darstellung auch hübsch ist, erfreut umsomehr, weil man sich von dem Verfasser nach seinen dicken, schweren Büchern vielleicht teilweise ein ganz anderes Bild machte. — G. Dehlinger (4231), der alle Fremdwörter ausmerzen will, schlägt leider oft ganz gewaltsame Ersatzworte dafür vor, wie '*der Alf'* = *Meter*, '*der Klaum'* = *Kollegium*; er führt auch neue einfache Buchstabenzeichen ein für *sch*, *ch*, *ng*. —

Die kleineren Beiträge erklären Wörter oder Redensarten. Manchmal werden die Wörter in Gruppen, manchmal einzeln besprochen. Wir behandeln zuerst die Gruppenerklärung. Ohne viel Neues zu bringen, hebt B. Baumgarten (4245) hervor, dass die ersten Bestandteile der steigernden Zusammensetzungen meist etwas Sinnenfälliges bezeichnen (brühwarm-aalglatt), während O. Hauschild (4245a) den Ursprung und die Übertragung dieser ersten Bestandteile an drei Gruppen verfolgt. — Ch. Bartholomae (4247a) und F. Holthausen (4248) geben verschiedene Etymologien: Bartholomae zieht zu deutsch nagen, dringen und Esse jeweils Zendwörter, Holthausen stellt Kranz zu Krang und Kringel, Schulter zu Halde, sehen zu lat. oculus, ohne zu lat. sine, Stab zu lat. tabula, nhd. kreifsen zu rom. crīdare (franz. *crier*), Fell zu griech. *σπολάς* — O. Behaghel (4243) warnt als lautgesetzlich unmöglich vor der Erklärung, die F. Söhns von mehreren Ortsnamen gegeben hatte, und F. Söhns verteidigt seinen Standpunkt, nur teilweise mit einigem Glück. — Nach Walther (4249) ist „Die alte Liebe" bei Cuxhaven eigentlich „Die alt Oliv" und genannt nach einem alten, mit Steinen gefüllten Schiffe namens „Olivia", das man da versenkte, um festen Untergrund zu bekommen. — Karl Müller (4247) stellt einige beschönigende Ausdrücke für Prügeln und Hängen aus dem früheren Neuhochdeutschen zusammen, und Th. Distel (4246) teilt u. a. mit, dass, was wir „Stiefgeschwister" nennen, eigentlich „Halbgeschwister" seien. —

Zahlreich sind die Einzeluntersuchungen. Wie schon vor Jahren Ph. Lenz, so leitet jetzt wieder selbständig R. Neubauer (4251) „ausmerzen" von „Marke" oder „der Merk" ab, während A. Götze (4250) Lenz sein Eigentumsrecht sichert. — „Bankrese" ist von mehreren erörtert worden; das entscheidende Wort darüber hat indessen Ed. Schröder (4252) gesprochen; darnach bezeichnet das Wort schlecht und nachlässig bekleidete Adelige, die auf den Bänken in und vor der Wachstube herumlungernd den Wachdienst besorgen, und an der in Betracht kommenden Stelle ist „die nackenden bankresen von der burg" zu verbessern in „die wakenden bankresen vor der burg". — Boxcalf ist nach P. Beck (4255) eine Art Leder, das nach amerikanischem Muster mit Chrom gegerbt ist und mit der Haarseite nach aussen verarbeitet wird; aber der Name sei unklar. — Th. Matthias (4257) verfolgt den Kampf zwischen den Wörtern „Demoiselle" und „Fräulein"; er zeigt an der Hand des Schrifttums, wie in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts das französische Wort überall in Deutschland eindringt und das für nicht adelige Mädchen hier übliche „Jungfer" ersetzt, besonders seitdem die Revolution dem französischen Wort in Frankreich selbst zu allgemeiner Verbreitung verholfen hatte, wie aber gegen Ende des Jahrhunderts bei uns wieder eine Strömung gegen den fremden Eindringling einsetzt, der mehr und mehr, in der Literatur endgültig etwa seit 1820, wieder dem deutschen Fräulein weichen musste, das jetzt nicht mehr bloss das adelige, sondern, wie schon früher in Süddeutschland, Böhmen und Österreich, überhaupt das erwachsene Mädchen bezeichnete. — „Dummrjan" erklärt K. Löschhorn (4258) überflüssigerweise, wie mir scheint, noch einmal mit „dummer Jan, Johann" und „Quatschmichel" ebenso als „Verdrehter Michel", während die Form doch nur beschaffen ist wie „Pechvogel" oder wie „Heulmeier". — Das niederdeutsche „Erdlie" hat auch manche gereizt. Nach E. Kück (4260) ist der zweite Teil des „Eerd-li" gesprochenen Wortes lie = Laube, Zelt (as. hleo, got. hlija). Der erste Teil ist sachlich unklar, da die Bienenstöcke früher hauptsächlich aus Heidekräutern gemacht und ausgekleidet wurden, nicht mit Erde. — „Fax" kommt nach P. Beck (4261) vielleicht von lat. facere und ist in den Kreisen des Studententums entstanden. — „Féchenots" und „Féchenottes", die elsässische Bezeichnung der bei der Mädchenversteigerung teilnehmenden Burschen und Mädchen, war nach einer alten Quelle ursprünglich der Name für die Zeit, zu der der Brauch stattfand, ist also augenscheinlich eine Entstellung des deutschen „Fasenacht". Damit wird G. Bilfinger (4261a) wohl recht haben. — Dagegen überzeugt R. Sprenger (4263) nicht so eigentlich mit seinem Versuch, zu „Flusche" Verwandte aus anderen Mundarten nachzuweisen. — Gründlich verfolgt E. Seidenadel (4264) die Geschichte des Wortes Frauenzimmer; nach ihm bedeutete das Wort vom 16.—19. Jahrhundert nacheinander: 1. Zimmer des adeligen weiblichen Gefolges einer Fürstin; 2. Gesamtheit der adeligen Frauen überhaupt; 3. Gesamtheit, nicht bloss der adeligen, sondern aller Frauen überhaupt; 4. einzelnes Glied aus dieser Gesamtheit; aber diese Bedeutungen kamen natürlich zeitweilig alle nebeneinander vor. — „Fussfrei" verteidigt H. Dunger (4265) gegen einen Angriff in den Grenzboten (4380) glücklich durch den Hinweis auf „gastfrei", älteres „kostfrei" = frei von Kosten, unentgeltlich, „Freimarke", und auf Grund einer ihm gewordenen Mitteilung auch mit „rückenfrei". — „Gewand und Gewäte" hatte H. Wunderlich (Indogerman. Forschungen 14, S. 406—20) untersucht, und er hatte gefunden an der Hand seiner Belege, dass Gewand, das seit dem 12. Jahrhundert für das alte „Wat, Gewäte" einzutreten beginnt, zu „wenden" gehören müsse, am ehesten in der Bedeutung „das in Falten gelegte und aufbewahrte Tuch". Darauf fusst G. Lüdtke (4266). — Zu sächs. „glauche" = feucht weist H. Dunger (4267) Verwandte nach aus oberdeutschen und niederdeutschen Mundarten, und er vergleicht damit auch vorsichtig das bedeutungsverwandte glau = „hell, scharf". — Der Ausdruck „Glück" bedeutet in der ältesten Zeit nach H. Wunderlich (4268) „Erfolg" oder „Schicksal" oder „Geschick", und trat an die Stelle der früheren Wörter Heil „Gesundsein" und Sälde „Glückseligkeit und Glück, Gesundheit"; übrigens komme das Wort im Mittelhochdeutschen erst selten vor, nämlich bei Hartmann, Walther von der Vogelweide und im Nibelungenlied, besonders aber bei Wolfram. — „Gotisch" bezeichnete nach G. Lüdtkes Untersuchung (4269) zunächst nach französischem und englischem Muster im 18. Jahrhundert noch „barbarisch", wird dann aber seit Herders und Goethes Auftreten mit „altdeutsch" in gleicher Bedeutung verwandt, bis man in der Mitte des 19. Jahrhunderts den Stil als nordfranzösisch erkannte und seitdem nur in diesem Sinne „gotisch" nannte. — „Graswitwe und Strohwitwe" war nach Th. von Grienberger (4270) ursprünglich die weibliche Person genannt, die sich zu einem unerlaubten geschlechtlichen Verkehr auf einem Grashaufen oder Strohhaufen hergegeben hatte, die also Witwe war nach ihrem ungesetzlichen Beilager auf dem Stroh: erst später hiess so in edlerem Sinn eine verheiratete Frau, deren Mann verreist ist. — O. Ladendorfs Aufsatz über „Heimweh" (4271) fusst auf F. Kluges bekannter

Rektoratsrede. — Die Hunnen und Hiunen sind nach J. Hoops (4273) eigentlich die „Dunkeln". — „Knittelvers" hat nach W. Feldmann (4276) in seiner Bedeutung im Lauf der Zeit sehr gewechselt; nicht immer bezeichnete es wie heute etwas Verächtliches, sondern einfach Verse von einer bestimmten Bauart. — Köse betrachtet V. Hintner (4277) fälschlich als deutsches Wort; er sieht in dieser Bezeichnung für das Gestell zum Trocknen der Feldfrüchte eine Ableitung von „Käse", fasst es also eigentlich als eine Art Käserahmen, Käsegestell; darnach wäre das Wort in dem jetzt üblichen Sinne eine jüngere Übertragung; tatsächlich ist die Form aber slovenisch und der gewöhnliche Ausdruck für Ziege (= slovenisch Koza); der Gebrauch im Sinne von „Harfe, Gestell" hat seinesgleichen z. B. im deutschen „Bock". — Der „krumme Mittwoch" ist nach G. Bilfinger (4278) der ungerade Mittwoch, der bei der Verlegung der Fastenzeit zu den üblichen 6 Wochen dadurch hinzukam, dass der Mittwoch am Anfang oder Ende dieser 6 Wochen schon so ein Fasttag war. — K. Liebolds Unternehmen (4279), Kuhreihen — Blattreiher — Zeugreiher mit Hilfe eines Verbs reihen = „holen, heimholen" zu erklären, wird jeder belächeln, der aus seiner Mundart die Ausdrücke Reihen „Tanz" und reihen „aufheften, mit grossen Stichen annähen" kennt. Die Zeitschrift für deutschen Unterricht sollte derartige seichte Einsendungen, deren sie leider nur zu viel enthält, garnicht aufnehmen; sie würde dann an Ansehen nur noch gewinnen. — Für das Bild des Lebensschiffleins weist E. Hoffmann-Krayer (4280) ältere Belege nach, während R. Steig (4282) sehr hübsch Goethes „Mannräuschlein" auf einen Druckfehler zurückführt; an der Stelle in H. von Schweinichens Lebensgeschichte ist „Mauräuschlein" zu lesen, das verschrieben ist für „Marauschlein", eine auf das Polnische zurückgehende Koseform für „Maria". — „Muspilli" erklärt Selma Dorff (4283) als „Mundspruch, Urteil", also als Fortsetzung eines ursprünglichen *mûtspilli*. — Die Anschauung „des hohen Nordens" ist nach H. Weber (4284) auf das klassische Altertum zurückzuführen, das sich die Erde nach Norden zu in die Höhe gewölbt dachte und dahin das Rhipäengebirge legte. — E. Wadstein (4287) weist für die Sippe von „Raub und Robe" Herkunft von dem Verbum *rauben* = „reissen" nach; das Substantiv bedeutete nicht nur 1. „Beute" und 2. „Kleid", sondern auch 3. „Wolle, Fell" und 4. „Ernte". Das „Abgerissene" war von Hause aus die „Wolle" oder das „Fell", später das aus Wolle verfertigte Kleid, und ganz zuletzt das erbeutete Kleid, die Beute. — K. Scheffler (4288) erklärt mundartliches *Ritefritt* „Schlag auf Schlag" durch Anführung vieler Zeugnisse aus „Ritt auf Ritt" und leitet den Ausdruck her von den alten Kämpfen und Turnieren. — „Schenken" (4290—91) gehört nach H. K. Schilling zu „Schenkel" und bedeutet nach dem Zeugnis eines alten Bildes „aus dem Schenkel eines aus einer Tierhaut bestehenden Schlauches ausgiessen". — Nach A. Götze (4293) lässt sich *Sprachhaus* im Sinne von „Abtritt" auch sonst vereinzelt belegen. — „Sprokenkreuz" ist nach J. Sahr (4294) ein brüchiges Kreuz, ein Kreuz aus faulem Holz oder Reisig; es wird teilweise nur errichtet, um jemanden durch sein Leuchten im Finstern zu schrecken, teilweise aber auch an der Stätte eines Mordes. — R. Sprenger (4296) tritt für H. Pauls Erklärung von „Steckbrief" ein als eines angesteckten, angehefteten Briefes. — H. Schuchardt (4298) weist Tölpel „Baumklotz" und die mit ihm im Deutschen vorgegangene Übertragung aus dem Venetianischen nach und aus dem Friaulischen. — Trabant ist nach A. Kluyver (4299) um 1447 die Bezeichnung wüster böhmischer Söldner und hängt zusammen mit böhmisch *drâb* „Fusssoldat". — Was L. Fränkel (4300) aus den Mundarten zur Erklärung des goetheschen Ausdrucks „Trulle" vorbringt, ist nicht ganz klar und lässt die wirkliche Kenntnis der Mundart von Frankfurt vermissen; Fränkel setzt das Wort mit mundartlich (Aschaffenburgischem) „Tralle" gleich, und meint, Goethe habe sein Heimatswort in Weimar zugunsten des thüringischen „Trulle" verschoben. — „Verfumfeit" endlich heisst nach R. Sprenger (4301) eigentlich: bei einer „Fumfei", einem Bierfidelspiel mit Tanz, verjubelt; zu belegen ist dieses Wort „Fumfei" noch aus dem Ostfriesischen. —

Mit fertigen Redensarten hat sich eine ganze Reihe von Gelehrten abgegeben: A. Gombert (4303), O. Ritter (4304), O. Ladendorf (4305—7), A. Götze (4317) und ein Verfasser (R. Wustmann) in den „Grenzboten" (4308). Wir erwähnen daraus nur ein paar zufällige Proben: „Rechnung tragen" kam 1849 im Deutschen Parlament in der Kaufmannstadt Frankfurt auf; der „Bock", den einer schiesst, war seit dem 16. Jahrhundert der Fehler eines Schützen; das „Bockshorn", in das man einen jagt, ist die Hülsenfrucht des Bockshornklees; auf dem „Damm" ist man, wenn man den Gefahren des Sumpfes, Moores oder Meeres, durch die der Damm führt, entronnen ist; „Matthaei am letzten" schreibt sich dagegen nicht von der Tatsache her, dass Karl V. am Abend Matthaei starb. — Für die Stelle „Ein Schlachten war's, nicht eine Schlacht zu nennen" führt E. Hoffmann-Krayer (4310) zu den schon von Büchmann verzeichneten vorbildlichen lateinischen Stellen

noch eine an aus Joh. Vitoduranus' Schilderung der Schlacht von Morgarten. — Die Redensart „er spricht französisch wie eine Kuh spanisch" ist nach P. Beck **(4311)** aus dem Französischen entnommen und „vache" darin eine Entstellung von „Basque", dem Namen des Volksstammes, der französisch sprechen nur schlecht gelernt habe. Diese Deutung weist aber H. Schuchardt zurück durch die Mitteilung, dass im Französischen die Kuh allgemein für ein dummes Tier gelte und auch sonst in ähnlichem Zusammenhang genannt werde. — Der Ausdruck „etwas ausbaden müssen" schreibt sich nach R. Sprenger **(4315)** aus einer Erzählung über den Till Eulenspiegel her, der vom Seile in die Saale fiel, und dem zugerufen wurde, er solle jetzt nur die Gelegenheit benutzen und ausbaden. — Karl Müller **(4316)** stellt Zeugnisse dafür zusammen, dass „Goldschmieds Junge" zu einem doppelten Vergleich herhalten muss: zur Bezeichnung des verachtenden Stillschweigens und der selbstverständlichen Unschuld. — „Schwein" hatte nach H. Dunger **(4319)** derjenige, der bei einem Wettspiel den letzten, eigentlich unverdienten, aus einem Schwein bestehenden Gewinn davontrug; „Schlein" haben dagegen heisst „Beschleunigung, Schlaune, guten Fortgang bei der Arbeit haben"; „Schleim" in „Schleim haben auf jemand" endlich meint „Gift und Galle". — Linde und E. Meyer **(4320)** machen darauf aufmerksam, dass der Zusammenfall der Personen Pontius und Pilatus den Sinn der Redensart „von Pontius zu Pilatus laufen" noch verschärfe gegenüber der älteren Fassung „von Herodes zu Pilatus laufen". — Nach C. F. Müller **(4321)** stammt die niederdeutsche Redensart „Wat seggst nu, Flesch" aus einem Schauerroman Karl Gottlob Cramers (1758—1817), Hasper a Spada, und Flesch ist darin der Name eines thüringischen Bauern. —

Auf dem Gebiet des Bedeutungswandels verfolgte S. Singer die Erscheinung des Bedeutungslehnworts weiter. Einmal gab er für sie in Kluges Zeitschrift **(4325)** neue reichliche und wieder lehrreiche Belege; dann behandelte er sie auch in einem zusammenhängenden kurzen, gefälligen Vortrag **(4327)**, der uns auf das Gebiet der Spracheinheit und dessen Unterabteilung Lehnwort und Fremdwort im allgemeinen hinüberführt. Er zeigt darin wieder an vielen Beispielen, wie deutsche Ausdrücke der verschiedensten Gebiete des Lebens, Wörter wie Redensarten, aus den fremden Sprachen einfach übersetzt und herübergenommen worden seien, von dem älteren christlichen „Heide" = paganus, „Bekehrung" = conversio bis zu den neuzeitlichen „Eisenbahn" = chemin de fer und „Pferdekraft" = Horse Power (HP). — A. Sannes **(4329)** gibt nur einen Bericht über F. Seilers Buch „Die Entwicklung der deutschen Kultur im Spiegel des Lehnworts (JBL. 1900 I 6:137; 1901 I 8:188/9; 1902 N. 2245, S. 280). — Lesser **(4337)** untersucht die Frage, wie sich die Schule zu den Fremdwörtern zu verhalten habe, leider recht seicht, empfiehlt aber verständigerweise Zurückhaltung bei ihrer Verwendung. — O. Hagen **(4342)** lobt die Verbesserung der Sprache des neuen Versicherungsrechtes. — K. Rudolph **(4339)** beurteilt ruhig, sicher und vernünftig die bisher für die deutsche Sprachlehre vorgeschlagenen deutschen Fachausdrücke. —

Einzeluntersuchungen haben wir nur wenige zu beurteilen. M. Goldschmidt **(4347)** ruft in das Gedächtnis zurück, dass G. Baist die Worte Droge und Drogist von griech. trochos und trochiskos hergeleitet habe. — H. Schuchardt **(4351)** weist die von P. Beck gegebene, nach Schuchardt aus Franziskus Molner (1762) entlehnte Zurückführung von „Patvarist" auf lat. pati varia ab und führt, gelehrt wie er immer ist, das Wort seinerseits zurück auf magyarisch patvar „Verläumdung, Zwist", von dem aus wieder lateinisch patvaria gebildet wurde, „Advokatenkanzlei". — Nach H. Dunger **(4352)** endlich sind die Wortbildungen „Referat" usw. eigentlich substantivierte Konjunktivformen, wie sie die Kanzleisprache häufig anwandte (referat N. N. „es soll darüber berichten der Beamte N. N."), also zu vergleichen mit dem heutigen „das Exsequátur", die einem Konsul gegebene Erlaubnis zur Ausübung seines Amts; natürlich hat sich die Betonung der zuerst nur gelesenen, nie gesprochenen Worte gerichtet nach den zahlreicheren Formen wie „Deputat, Attestat", aber auch „Zölibat". —

Ein Fremdwörterbuch allgemeinerer Art hat H. Nordheim **(4359)** verfasst. Es ist nicht schlecht, gibt eine geschickte reiche Auswahl aus den verschiedensten Stoffgebieten, auch von der gewöhnlichen Heerstrasse abgelegenen, und bringt meist auch die richtige Deutung und Herleitung. —

Verdeutschungswörterbücher hat der Allgemeine deutsche Sprachverein verfassen lassen für die Amtssprache **(4362)**, die Heilkunde **(4363)** und die Schule **(4364)**. Sie sind alle empfehlenswert wegen der Sachkenntnis und des Geschmacks ihrer Verfasser. —

Als Führer durch die verschlungenen Pfade der Sprachrichtigkeit treffen wir dieses Jahr zwei gute, altbewährte Bekannte wieder an: K. G. Andresens „Sprachgebrauch und Sprachrichtigkeit" **(4371)** und G. Wustmanns „Sprach-

dummheiten" (**4379**). Wustmann hat seine dritte Auflage durch neue Beispiele erweitert, ist aber immer noch nicht zufrieden mit dem heutigen Stand der deutschen Sprache; er übersieht oder unterschätzt offenbar sogar die Besserung, die er selbst wenigstens stellenweise herbeigeführt hat. — R. Palleske (**4383**) gibt eine Blütenlese von Zwitternamen für gewerbliche Erfindungen, ausser Glühweinol z. B. noch Eibischin, Schuppin, Glanzine, Glättolin und Struwwelin. —

Sprachlehre und Grammatik. An allgemeinen Werken kommen ein paar Lehrbücher in Betracht. A. von Sanden (**4386**) bietet auf engem Raum sehr viel, enthält aber vereinzelte Verstösse gegen die Logik und die Sprachwissenschaft; so wird z. B. das s in „Liebesdienst" mit der leichteren Sprechbarkeit begründet. — Ed. Wilke (**4391**) bietet ein recht gutes, auf Kenntnis der Forschung beruhendes Werk, mit vielen Mundartproben; er ordnet nach den Bedürfnissen des Unterrichts, was manches für sich hat, aber auch gegen sich, und hat sich nur in einigen Kleinigkeiten versehen. — E. A. Kock (**4392**) stellt auf 16 Seiten kurz und oft in Tabellenform das Allerwichtigste zusammen aus der neuhochdeutschen Grammatik. — Von F. Kauffmanns Deutscher Grammatik (**4396**) brauchen wir nichts weiter zu rühmen; es genügt, sie als alten Bekannten herzlich willkommen zu heissen! — F. Martins und W. Vorbrodts Grammatik (**4398**) ist reichhaltig, schöpft au den besten Quellen, gibt Sprachlehre und Sprachgeschichte und reiche Mundartproben, das Ganze aber in etwas wenig durchsichtiger Ordnung. Verstösse (wie die auch hier vorkommende Deutung des *s* in „Liebesdienst" als eines Wohllauts-*s* und die Ansetzung eines ahd. *gâlan*) sind — nach Stichproben zu schliessen — selten. — F. Wollmann endlich („Deutscher Sprachunterricht in der Volks- und Bürgerschule." 3. Aufl. Wien, Pichler. IV, 58 S. M. 1,00) gibt die Hildebrandschen Gedanken kurz, gut und schön wieder, kennt die Fachschriften und den einschlägigen Stoff. —

Unter den Einzelfragen hat die eigenartigste O. Behaghel (**4402**) erörtert. Er macht darauf aufmerksam, dass beim Satzbau eine gewisse, gebräuchliche Form auch da eindringt, wo sie eigentlich nicht am Platze ist; es kehrt da der Sinn des Sprechenden in eine Art syntaktischer Ruhelage zurück; die Haupterscheinung besteht darin, dass im zweiten Teil eines Nebensatzes mehr und mehr die Gestalt eines Hauptsatzes wieder einspringt, z. B. in der Wortstellung (eine Art Krotten, so im Frühling und Sommer in den Pfützen sitzen, sind goldgelb und unten am Bauch schwarz gescheckigt; es ist mir, als röche ich noch ihren süssen Duft, und er dränge mir stechend ins Auge). — H. Schuller (**4405**) macht darauf aufmerksam, dass die logische, die grammatische und die physiologische Satzbetonung, die Minor anders bestimmt hatte als Behaghel, oft zusammenfallen. — In einer ausführlichen Besprechung des Behaghelschen Buches (**4407**) über den Gebrauch der Zeitformen im konjunktivischen Nebensatz des Deutschen vermutet P. Pietsch, dass Luther durch seine eigene Mundart zum Gebrauch des Praesens Conjunctivi im Nebensatz geleitet, und dass die etwas abweichende Wittenberger Drucksprache durch Rücksichten auf den lateinischen Sprachgebrauch bestimmt worden sei; für den Briefstil und die Darstellung in heimatlich gefärbtem Gewand empfiehlt er übrigens die Zulassung des konjunktivischen Präteritums. — E. Herdin (**4408**) ist es aufgefallen, dass im Neuhochdeutschen regelmässig „würde" mit dem Infinitiv gebraucht wird, wenn ein als zukünftig gedachter Gedanke eines Beteiligten als Tatsache vorgestellt und in die Reihe der wirklichen Ereignisse eingefügt wird (Gott, wo hatte er denn seine Gedanken gehabt [denkt der Held der Erzählung]; morgen würde es in aller Leute Munde sein). — Nach Th. Matthias (**4410**) ist diese Ausdrucksweise Anfang der neunziger Jahre aufgekommen, zunächst in Übersetzungen fremden Schrifttums und daher wohl aus Frankreich übernommen, zusammen mit dem in der Erzählung hier ja auch üblichen Imperfekt; doch fand die Neuerung wohl auch einen deutschen Keim schon vor. — W. Cüppers (**4411**) hebt hervor, dass „würde" heute fälschlich auch im Bedingungssatz gebraucht werde (Würden unsere Kinder so fortwachsen, wir hätten lauter Genies). — A. Kuntzemüller (**4409**) verfolgt die Geschichte infinitivischer Ausdrücke (wie „viel Aufhebens machen") und erklärt sie in der Hauptsache als Teilgenetive, die entweder von „viel" oder „nicht" abhängig waren, kann aber die Verbindung „nach Essens" nicht deuten. — Ph. Lenz (**4414**) legt dar, wie die Nominalausgänge -ig, -ich und ähnliches sich anglichen und ineinander übergingen. — F. Graz (**4417**) sucht die Ausdrucksweise „sich mit jemandem scheiden" durch den Hinweis zu verteidigen, dass die in Betracht Kommenden, die sich Scheidenden, ja ursprünglich etwas miteinander zu tun haben. — J. E. Wülfing (**4418**) teilt mit, dass er „sich" in der Redensart „sich Rats erholen" gegenüber Hildebrand nicht als Akkusativ, sondern als Dativ fasse, und tadelt (**4419**), dass in der Umgangssprache „ein paar" häufig zu „paar" werde („in paar Tagen"). — H. Dunger (**4421**) begründet die Verbindungen „mit gutem, weissem Wein" und „ein berühmter preussischer Held". —

Zur Veranschaulichung der Aussprache hat O. Bremer **(4422)** eine grosse, einfache, deutliche Abbildung der Sprachwerkzeuge herstellen lassen, die nur zu empfehlen ist. — K. von Bahder **(4424)** erklärt die konsonantische Doppelheit in Hafer — Haber, Schaufel — schieben durch die Annahme, altes *-bl-* und *-br-* sei zu -fl- und -fr- geworden. — O. Brenner **(4428)** zeigt an der Hand der Grammatiker, dass sich die Aussprache des Deutschen von jeher sehr von der geschriebenen Sprache unterschieden habe, und meint deshalb richtig, auch heute müsse man der Gebildetenaussprache einigermassen Spielraum lassen. — K. Scheffler **(4430a)** empfiehlt bei der Aussprache fremder Ortsnamen eingebürgerte deutsche Formen festzuhalten (Paris, Doornik-Tournay), während er die Frage, wie die gelehrten Pflanzennamen zu sprechen seien, wie Desvauxia, für schwierig zu beantworten und für ausserhalb des Gebiets des Sprachvereins liegend erklärt. —

Die Einführung der neuen Rechtschreibung hat die Abfassung einiger Aufsätze und mehrerer Lehr- und Wörterbücher veranlasst. O. Sarrazin **(4442)** empfiehlt und begründet die Schreibungen Slave (nicht *Slawe*) und heute Abend (nicht abend), bespricht dann aber auch in einem anderen Aufsatz **(4443)** die Unterschiede der neuen preussischen und der neuen bayerischen Schreibung. — J. Lammertz **(4453)** ist recht ausführlich, vielleicht zu ausführlich, und seine grammatischen Grundanschauungen manchmal bedenklich. — H. Nitzsche **(4455)** gibt nichts Besonderes, und seine Regeln erklären nichts, weil sie selbst nicht scharf gefasst sind. — G. Ammon **(4461)** weicht in den Wörtertrennungen und in der Verwendung der Satzzeichen manchmal von dem sonst Üblichen ab, bietet aber auch trotz der Kürze mehr als die anderen Werkchen. — F. Tetzner **(4468)** enthält zahlreiche Fremdwörter, zum Teil auch ganz überflüssige wie Asant, und ist doch nicht immer genau genug, weil er z. B. in Arier die Aussprache nicht weiter angibt, besonders nicht nach der Betonung. — A. Vogel **(4469)** hat einen beispiellosen Erfolg gehabt, indem in 6 Wochen 10000 Abzüge seines Werkes abgingen. Dennoch lässt das Buch manches zu wünschen übrig. Die Liste der Namen verzeichnet verschiedene Namen nicht, die meist falsch ausgesprochen werden, wie St. Goar, Troisdorf, auch Athaulf, erklärt z. B. nicht die Bedeutung von „lombardieren" und bezeichnet nicht den Ton in Hrábanus Maurus. — O. Wilperts Wörterbuch der deutschen Rechtschreibung (Gross-Strehlitz, Wilpert. 48 S. M. 0,15), bietet nichts Erwähnenswertes. — Bei A. Kaukeleit, „Lehrerheft zu den Orthographie- und Grammatikblättern" (Gumbinnen, Sterzel. 30 S. M. 0,15), ist mir aufgefallen, dass er anscheinend h fälschlich für kein Dehnungszeichen ansieht in früh, blüht, krähe, ruhen. — Der Darsteller der Interpunktion, E. Moll **(4471)**, fusst auf der veralteten Satzlehre von Blatz und hat darum Wichtiges garnicht berücksichtigt. —

Über die Mundarten ist ziemlich viel und auch recht Gutes veröffentlicht worden. Um mit dem Allgemeinen und Grammatischen zu beginnen, so verfolgt O. Weise **(4475)**, wie Personennamen in den Mundarten übertragen gebraucht werden in den Beispielsgruppen Heulpeter; schnelle Kathrine; Anton steck' den Degen ein. — L. Gauchat **(4479)**, der auf Grund von Erfahrungen urteilt, die er in der französischen Schweiz gemacht hat, kommt zu dem Schluss, dass „den Dialektgrenzen und den Dialekten selbst die reale Existenz nicht abgesprochen werden darf", wie er es geschmackvoll ausdrückt. — Mit Hilfe des Wenkerschen Sprachatlasses, den er für gut befunden hat, hat K. Bohnenberger **(4482)** über die Grenze der Verbreitung von anlautendem p und pf zwischen Main und Rhein bei Geistlichen und Lehrern angefragt, und er kann jetzt die Grenze so bestimmen, dass p noch haben: Mondfeld, Walldürn, Buchen, Zwingenberg, Wiesenbach, Meckesheim, Wiesloch, Philippsburg; nach ihm dringt pf von Süden und Osten her vor; Übereinstimmung mit natürlichen Grenzen hat Bohnenberger nicht gefunden, teilweise aber mit den politischen Grenzen des 16.—18. Jahrhunderts; Verhältnisse der älteren Zeit können hier nicht als Gründe herangezogen werden. — L. Hertel **(4483)** sucht — meiner Ansicht nach ohne Erfolg — zu beweisen, dass der Wechsel der Hartlaute in Reihen wie flacken, flappen, flatten, aber auch der Wechsel der Vokale (flacken, flecken, flicken, flocken, flucken), des weiteren der Einschub eines n (black, blank) durch alle Mundarten durchgehe; es fehlt der Untersuchung aber ein wirkliches Ergebnis. — A. Laus Darstellung des Westallgäuer Dialekts **(4485)** ist hübsch und sorgfältig. — F. Wrede **(4480)** zeigt aus Anlass des ersten Bandes von E. Martins und H. Lienharts Elsässischem Wörterbuch an zahlreichen Beispielen, wie sich lautliche Verhältnisse oft nur erklären lassen durch die geschichtlichen Wandlungen und Zustände. —

Aus dem Bereiche des Oberdeutschen hat J. N. Schwäbl **(4487)** sehr sorgfältig und genau seine altbayerische Mundart beschrieben, und zwar die Laute ebensowohl wie die Formen — J. Spieser **(4492)** hat in den letzten zwanzig Jahren aus dem Mund alter Elsässer, darunter z. B. seiner Grosseltern, die Aussprache

in der gebildeten Rede festgestellt, die im Laufe der letzten Jahrzehnte vor der Einverleibung im Elsass üblich war, und zeigt, wie die Lautgebung immer mehr gemeindeutsch wurde; darum glaubt er auch hoffen zu dürfen, dass im Deutschen überhaupt einmal eine einheitliche Aussprache durchführbar sei; freilich hat er von dieser gemeindeutschen Aussprache etwas elsässische Vorstellungen; darum kämpft er auch so heftig gegen das „Berliner Deutsch", aber auch ebenso irrtümlich wie seinerzeit Th. Vischer. — N. Tarral (**4494**) untersucht sorgfältig die Laute und die Flexion der Falkenberger Mundart, bemerkenswerterweise auch die Vertretung der französischen Laute, und er behauptet, der Kreis Falkenberg gehöre einer Übergangsgegend an, insofern die Konsonanten fränkische, die Vokale aber eher alemannische Gestalt aufwiesen. — Hedwig Haldimann (**4496**) gibt eine sehr gründliche und gediegene Darstellung des Vokalismus eines Dorfes aus dem Emmental. Wenn die musikalischen Verhältnisse richtig beobachtet sind, dann sind sie recht merkwürdig; denn sie wären dann oft gerade umgekehrt wie sonst. — O. Heilig (**4498**) erklärt Ausdrücke, die in solchen Hebelschen Gedichten vorkommen, die er nicht in seine Ausgabe aufnehmen konnte. — E. Hoffmann-Krayer (**4499**) erklärt nicht bloss vieles aus dem Hebelschen Wortschatz kurz und doch gründlich, sondern gibt auch eine Aussprache in der Hausener Mundart, obwohl er nicht glaubt, dass Hebel diese Mundart gesprochen habe. Für meinen Geschmack arbeitet er zuviel mit Lautmalerei. — Auch J. Jägers Arbeit (**4503**) verdient Anerkennung, trotz mancher kleiner Versehen. — Ph. Keiper (**4506**) bezieht Nadlers „Cyprianer Aage" auf die roten Augen der Cyprischen Tauben, ohne jedoch die merkwürdige Endung des Adjektivs erklären zu können; Daawrian ist dagegen nach ihm = *daawer Jan* „tauber Johann". Wenn K. nur nicht so weitschweifig wäre! Er schreibt hier doch für Fachleute! — P. Lessiak (**4509**) liefert eine der besten Mundartarbeiten, die es gibt, er stellt die Laut- und Flexionsverhältnisse dar und verzeichnet in einem Anhange noch die Unterschiede der eigentlichen Dorfsprache und der weniger groben Verkehrssprache. — G. Heeger (**4511**) stellt für weitere Kreise die Fremdwörter zusammen, die in der Pfälzer Mundart vorhanden sind, und bestimmt, wie die fehlenden, aber sonst vorliegenden im Pfälzischen ersetzt werden; seine Sammlung umfasst: Kaiser, Kampf, Pfeil, Drache, Zelt, Strasse, Meile, Wall, Kastell. — O. Meisinger (**4512**) verzeichnet Volksetymologien, volkstümliche Vergleiche und Volkssuperlative aus Rappenau am Neckar. — D. Gempeler-Schletti (**4518a**) gibt in seiner Volkskunde auch Proben der Mundart, freilich wenig fachmännisch und wenig ausführlich. — Der steirische Wortschatz von Th. Unger (**4519**) benutzt eine reiche Literatur, gebraucht eine einfache, aber doch hinreichend deutliche Schreibung und ist auch sehr reichhaltig und zuverlässig; ganz vollständig ist er leider nicht, wie ich mich durch zufällige Proben überzeugen konnte. — V. Hintner (**4522**) teilt einige Wörter mit aus den Stubaier Steuerkatastern: Auffang = „Einzäunung", Badstube = „Flachsdörre", Geschrif = mhd. schrofe, Gethailer = der mit einem einen Acker und dergleichen gemeinsam bebaut, Jungiter = „Neubruch", Läne = „Lawine", Spielstiere = Gemeindestiere, Zöten = Schwarzbeerstauden. — Th. Gartner (**4524**) setzt sein dankenswertes Verzeichnis der Fremdwörter der Wiener Mundart in seiner bewährten Weise fort. —

Unter dem Mitteldeutschen ist zunächst das Oberhessische vertreten durch G. Schöners (**4526**) Spezialidiotikon des Sprachschatzes von Eschenrod, eine sorgfältige, nach Begriffsgebieten geordnete Sammlung in genauer Lautumschrift; sie weist lautlich eigentümliche Erscheinungen auf (z. B. die Verwandlung eines in den Auslaut getretenen *-ll-* in n: ron „Rolle", fan „Falle"). — L. Sütterlin (**4528**) gibt Kenntnis von einigen Eigenheiten der Pfälzer Mundart von Heidelberg, die teilweise der heutigen Zeit angehören, teils der Kanzleisprache des 18. Jahrhunderts. — L. Geysenheyner (**4530**) bestätigt u. a. „Grenedes" als „Grün-Eidechse" aus der Kreuznacher Gegend. — Die Deklination der Pronomina im Osterländischen (Sächsisch-Thüringischen) beschreibt E. Trebs (**4534**) mit peinlicher Gewissenhaftigkeit. —

Die Beiträge zur Kenntnis des Niederdeutschen werden eröffnet durch das Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung (**4542**) und durch desselben Vereins Korrespondenzblatt (**4543**); beiden sind wir ja schon im Vorhergehenden manchmal begegnet, und wir treffen sie auch im Folgenden wieder an, sogleich bei J. Bernhardts (**4546**) sorgfältigem und anspruchslosem Aufsatz über die Syntax der niederdeutschen gesprochenen Umgangssprache, der seinen Stoff nach Wortarten gliedert. — In Dornberg ist nach A. Fuckels Mitteilung (**4549**) nicht etwa „eine angestammte Mundart einem hochdeutschen Jargon wie in Berlin und Magdeburg z. B. oder einem Messingsch zum Opfer gefallen", sondern „dort ist im Lichte der Neuzeit niederdeutsche Stammesart von einem über die Grenze vordringenden mitteldeutschen Volkstum ganz aufgesogen worden"; es wird nämlich infolge des Verkehrs das alte Platt ersetzt durch die hessische Volksmundart; nur die ganz alten Leute sprechen noch platt, während Lautgestalten wie *Xans* „Gans"

sich auch sonst noch finden. — K. Bohnenberger (4550) verfolgt die niederdeutsche Sprachgrenze vom Harz über Werra und Fulda bis zum Rothaargebirge und kommt zu dem vorläufigen Schluss, dass die heutigen Mundartgrenzen im grossen ganzen zusammenfallen mit alten, durch die Jahrhunderte hindurch aufrechterhaltenen Stammesgrenzen. — M. Siewert (4552) behandelt die Laut- und Flexionsverhältnisse der alten Berliner Urkunden, kurz, aber recht sachverständig. — H. Carstens (4557) umschreibt nur die von ihm gesammelten Ausdrücke, erklärt sie aber nicht etwa weiter geschichtlich. — R. Sprenger (4561) hat für seine Sammlung nicht nur den Stoff Chr. Friedrich Guts-Muths benutzt, sondern auch hinterlassene Aufzeichnungen des verstorbenen Ministers Bosse verwertet. — W. Ramsauer (4563) behauptet im Gegensatz zu den bisherigen Darstellern, auch zu Siebs, dass das Saterländische sehr viele Wörter mit dem Niedersächsischen teile, also garnicht so eigenartig friesisch sei, wie man es gewöhnlich ausgebe. — E. Maurmann (4565) zeigt, dass die Darstellung ungenau ist, die Collitz von den Waldeckischen Mundartverhältnissen gegeben hat. —

Von der deutschen Sprache im Ausland redet nur A. Büchi (4576), ein Deutschschweizer; er beleuchtet im Anschluss an Zimmerli, aber auch an Morf und andere Gelehrte, sowie auf Grund eigener Kenntnis die Dinge in Freiburg i. Ü. und im Wallis; er leugnet nicht, dass durch die Ungunst der katholischen Geistlichkeit, der Schul-, Post- und Eisenbahnverwaltung, aber auch durch die Lässigkeit und Bequemlichkeit, die Bescheidenheit und die Gleichgültigkeit der Deutschen das Französische in seinem Vordringen unterstützt werde; er hofft aber eine kleine Besserung durch den Bau des Lötschbergtunnels, der geplanten neuen, inzwischen ja wohl auch beschlossenen Zufahrtsbahn zum Simplon. —

Metrik.

(I, 8 = N. 4583–4610.)

F. Saran.

Musikalische Rhythmik und Metrik. — Rhythmische Formenlehre: Hans Sachs, Fischart, Gryphius. — Klopstock, Goethe. —

Auf H. Riemanns wertvolle Arbeiten zur musikalischen Phrasierungslehre muss der Metriker gebührende Rücksicht nehmen. Er möge darum das im Berichtsjahr erschienene Buch über die musikalische Rhythmik und Metrik (4584k) beachten. Die rhythmische Grundlegung räumt freilich, wie die moderne Musiktheorie überhaupt, dem Taktmässigen einen viel zu grossen Raum ein und unterschätzt den rhythmischen Wert der nicht taktmässigen eventuell mensurierten Formen sehr. Immer aber sind die Ansichten des gelehrten Musikhistorikers anregend. —

Rhythmische Formenlehre. In der rhythmischen Formenlehre beginnt man, dem Hans Sachs-Vers wieder besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden. Ch. A. Mayer (4590) entscheidet sich mit Recht für die ältere Auffassung der Verse Hans Sachsens, d. h. für Alternationsmetrum, für regelmässigen Wechsel von Hebung und Senkung, wenngleich er freilich von dieser Technik im Grunde eine zu schlechte Meinung hat. — Auch A. Englert (4591) steht auf Mayers Standpunkt, nur meint er, dass der Vers Murners, Fischarts und anderer zwischen alternierender und akzentuierender Technik vermittle. Gewisse Freiheiten der Reimpaare jener Zeit (Fehlen der Eingangssenkung, Ausfall einer Binnensenkung, Zweisilbigkeit der Senkung) scheinen ihm auf den älteren, akzentuierenden Vers hinzuweisen, wie er sich im 13. und 14. Jahrhundert entwickelt hatte. Die „Verletzung des Wortakzents" gehört dem Reimpaar des 15. und 16. Jahrhunderts. In Fischarts Dichtungen stellt E. fest, dass die „Verstösse" gegen den Wortakzent zunehmen, je jünger die Dichtungen; parallel damit geht eine zunehmende Beschwerung der Senkungen. E. beurteilt diese scheinbare Verschlechterung der Verse Fischarts S. 85 vorsichtig und sicher richtig als eine Veränderung des rhythmischen Stils nach der Seite des Nachdrucksvollen hin. — V. Manheimer (4592) behandelt die Metrik der Lyrik des Gryphius. Die ältere Arbeit von Spina wird abgelehnt, die Untersuchung auch philologisch auf einer neuen, solideren Grundlage aufgebaut M. zeigt, wie der Versbau des Gryphius zu den Vorschriften der Grammatiker seiner Zeit in Beziehung steht: einsilbige Substantiva werden als mittelzeitig behandelt, d. h. Gryphius stellt sie nach Belieben in die Senkung oder Hebung; er liebt sogar Verse, die bloss aus einsilbigen Worten bestehen. Senkungen werden gern voll gebildet, Hebungen auf *-e*-Silben

gemieden. Die metrische Technik ist akzentuierend-alternierend. Man sieht daraus, dass Gryphius nach Schwere und Fülle strebt, ganz im Gegensatz zum Stile Opitzens. —

Klopstocks metrische und ästhetische Betrachtungen, die in der Gegenwart viel zu sehr vernachlässigt werden, erfahren in dem Programm J. Pawels (**4595**) eine interessante Würdigung. Wer Klopstocks grammatische und metrische Arbeiten in Back und Spindlers Ausgabe gelesen hat, wird mit Freude sehen, welche lebendige Vorstellung dieser erste grosse Dichter des 18. Jahrhunderts vom Verse gehabt hat, wie er den Vers immer als ein bewegtes, tönendes Ganze auffasste und von papierner Behandlung desselben weit entfernt war. Für die Akzent- und Verslehre des Deutschen bedeuten Klopstocks Aufsätze den Beginn einer neuen Epoche: Voss, Moritz und andere stehen alle auf seinen Schultern. Nur die allzu „gereinigte" und begrifflich nicht recht zureichende Kunstsprache Klopstocks erschwert das Lesen. Hier setzt P. ein und zeigt, was Klopstock mit Ausdrücken wie Wohlklang, Tonausdruck, Zeitausdruck, Tonverhalt meint. Man erkennt, wie sehr der Dichter bestrebt war, durch die sprachliche und rhythmische Form die Bewegung der dichterisch erregten Seele auszudrücken, seinen Versen Ethos und Stil zu verleihen. P. zeigt dann im einzelnen, wie Klopstock im fünften Fuss des Hexameters Spondeen (bzw. Trochäen) mit voller Absicht ausdrucksvoll verwendet und mit ebenso bewusster Kunst einsilbige Worte auf die sechste Hebung stellt. Aus den Besserungen der verschiedenen Ausgaben kann man des Dichters Absichten und feines Gefühl erkennen. Das Studium der kleinen Abhandlung, verbunden mit dem Studium Klopstockscher Verbesserungen, ist sehr geeignet, dem modernen Leser klar zu machen, was eigentlich ein Vers zu bedeuten hat. — In derselben Richtung möchte die Arbeit F. Sarans (**4598**) wirken. Sie versucht einerseits, die von ihm im Bd. II der Jenaer Handschrift gegebene Begriffsbestimmung von Rhythmus für die Zergliederung nutzbar zu machen. Demnach wird in einem kürzeren Denkmal, Goethes „Zueignung", die Schwere und Dauer der Silben, desgleichen das Gruppensystem bis ins einzelne bestimmt und statistisch dargelegt. Andererseits versucht die Arbeit, die von Sievers dargelegten versmelodischen Tatsachen an einem einzelnen Beispiel nachzuweisen und in Noten auch fürs Auge festzulegen. Ich füge hinzu, dass es S. 175 (Zeile 14 v. u.) heissen muss „süddeutsche Intonation", und dass die notierten Intervalle nur relativ zu verstehen sind. Die Intervalle würden bei ungezwungenem, nicht beobachtendem Vortrag erheblich grösser sein. —

Stoffgeschichte. 1902.

(JBL. 1902 I, 9 = N. 2429–2567.)

Arthur Ludwig Stiefel.

Bibliographie. — Orientalische und legendarische Stoffe. — Götter- und Heldensage. — Mittelalterliche und neuere Sage. — Dramenstoffe. — Märchen- und Schwankstoffe. — Verschiedene Stoffe. —

Bibliographie. Eine nützliche Vorarbeit für das stoffgeschichtliche Referat bietet das von dem unermüdlichen A. L. Jellinek ins Leben gerufene bibliographische Organ (**2429**), das leider durch Erkrankung des Herausgebers mittlerweile ins Stocken geraten ist, für den vorliegenden und folgenden Jahrgang aber noch vollständig erschien und benutzt wurde. —

Orientalische und legendarische Stoffe. Die Arbeiten über diese Stoffe sind im Berichtsjahr gering an Zahl und nur zum Teil erwähnenswert. Die dramatische Bearbeitung, die die Ahasversage durch W. Soendermann (**2437**) gefunden hat, ist ein erneuter Beweis dafür, dass der Stoff fürs Drama nicht geeignet ist. Wie man aber durch eine epische Dichtung über die tiefernste Sage einen nicht gewollten Heiterkeitserfolg erzielen kann, das hat Peter Merwin (JBL. 1903 N. 4671) mit seiner Dichtung „Der Tod des ewigen Juden" gezeigt. — C. G. N. De Vooys (**2440**) druckte zwei mittelniederländische handschriftliche Versionen der Pilatuslegende, ein Bruchstück einer handschriftlichen Veronicalegende und zwei mittelniederländische Legenden von Judas Ischariot ab und versah sie mit stoffgeschichtlichen Einleitungen, wobei er sich beim ersten Stoff auf eine Arbeit von W. Creizenach (H. Pauls und W. Braunes Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur I, S. 39ff., II, S. 177ff.) und namentlich auf die „Christusbilder" Ernst von Dobschütz' (Leipzig 1899) stützt. Bei der Judaslegende zeigt er sich nicht genügend stoffgeschichtlich unterrichtet. — K. Burdach (**2444**) sieht den Ausgangspunkt der mittelalterlichen Sage vom König Salomo und seinen Kämpfen mit den Dämonen in den schon frühe, 385 beziehungsweise 333 beschriebenen oder erwähnten Werkzeugen (Ring und Salb-

horn) und Lokalitäten seiner Zauberkraft. — Th. Zachariae (2446) ergänzt seinen früheren Aufsatz über die Parialegende (JBL. 1901 I 7:126), indem er auf eine 1713 geschriebene, aber erst 1791 gedruckte „Genealogia der malebarischen Götter“ des B. Ziegenbalg hinweist, worin die gleiche Legende erzählt wird. — A. Smolian (2449) gab stoffgeschichtliche Notizen über R. Strauss' Singgedicht „Feuersnot“. Wie wenig er seiner Aufgabe gewachsen ist, beweist schon der Umstand, dass er nichts von der Verbindung Virgils mit der Korbgeschichte weiss und nicht das alte Volkslied von „Heinrich Konrade, den Schreiber im Korb“ (Bragur II, 2, 93) kennt. —

Götter und Heldensage. F. Kauffmanns (2455) gelehrtes inhaltsreiches Buch über Mythus und Sage von Balder kann bei dem diesmal mir spärlich zugemessenen Raum nicht entsprechend gewürdigt werden. Ich begnüge mich hier, auf die sorgfältige Behandlung der Quellen des Mythus und der Sage, auf die stoffgeschichtlichen Ausführungen über die Märchen von der Einholung des verborgenen Lebens (S. 137—69) und auf die Analoga zu Balders Tod hingewiesen zu haben. — Die sagengeschichtlichen Grundlagen der Ringdichtung R. Wagners beleuchtet W. Golther (2464) für das grosse Publikum, nichts Neues bietend, aber die bekannten Tatsachen in übersichtlicher, gemeinverständlicher Weise darstellend. — S. Benedikt (2467) handelt in seiner Dissertation „Die Gudrunsage in der neueren deutschen Literatur“ zuerst von den Übersetzern, anfangend von Adalbert Keller bis N. Hübbe, die er alle unbefriedigend findet, aber zugibt, dass die Schwierigkeiten für eine gute Übersetzung, des Metrums wegen, unüberwindlich seien. Dann betrachtet er die epischen Umdichtungen von Gervinus bis R. Baumbach und endlich 16 dramatische Bearbeitungen der Gudrunsage, denen er eine wirklich künstlerische Eigenart abspricht und die er als einen unnützen und unfruchtbaren Bestandteil der Literatur des 19. Jahrhunderts bezeichnet. Die Urteile Benedikts sind oft anfechtbar und meist zu streng. Übrigens lässt er mancherlei unerwähnt, so z. B. die Tragödie Gudrun von E. Lark-Erwin. — F. Muncker (2469) untersuchte die Gralsage bei einigen Dichtern der neueren deutschen Literatur, d. h. in der Hauptsache Bodmers Nachdichtung (S. 327—46) und R. Wagners Parsifal (S. 362—82), daneben flüchtig Immermanns „Merlin“ und Wagners „Lohengrin“ berührend. Bodmers Gedicht vergleicht er peinlich genau mit dem Original und würdigt es in verständiger Weise; auch über die Aufnahme der Dichtung durch die Zeitgenossen werden wir unterrichtet. Von Wagners Meisterschöpfung gibt M. eine sorgfältige, ihr Verhältnis zu den Gralsdichtungen und anderen Vorlagen klarlegende, Inhalt und Absichten des Dramas trefflich würdigende, sowie die Personen prächtig beleuchtende Charakteristik. Merkwürdig bleibt, dass, wie M. zeigt, von 1490—1749 die Gralsdichtung völlig verschollen und vergessen war, und dass Klopstock, Lessing, Wieland, Herder, Goethe, Schiller und selbst einige Romantiker geringe oder gar keine Kenntnis der Gralsdichtung verraten. — A. Bossert (2473), der sich als tüchtiger Kenner deutscher Literatur in Frankreich einen Namen gemacht hat, widmete der Tristan- und Isoldesage eine eingehende Studie vom Standpunkte der Literaturvergleichung aus. Anhebend von den ältesten französischen Dichtungen, verfolgte er bis in die neueste Zeit die Bearbeitungen des Stoffes, mit besonderer Vorliebe bei Gottfried von Strassburg verweilend, den er einerseits mit dem englischen Tristan, anderseits mit Thomas' Epos vergleicht und dessen Fortsetzungen, sowie die früheren französischen Tristandichtungen er kurz abfertigt. B. bespricht den deutschen Prosaroman und die daraus geflossene Tragödie des Hans Sachs, erwähnt das Verhältnis Wielands, A. W. Schlegels, Rückerts, Immermanns zur Tristandichtung, die Übersetzungen von H. Kurz, Simrock, W. Hertz und widmet ein Dutzend Seiten der Dichtung R. Wagners, dem er eine liebevolle Behandlung zu teil werden lässt. Den Beschluss der Arbeit machen die Tragödien von Weilen, Schneegans und Robert. B. bringt nichts Neues in seiner Arbeit; hin und wieder bedürfen die Daten der Berichtigung; so erschien z. B. Walter Scotts Ausgabe des „Sir Tristrem“ nicht 1811, sondern 1804; auch in der Anordnung des Stoffes ist er gerade nicht geschickt: aber sein Urteil ist verständig und sein Buch anziehend. — W. Golther (2474), veranlasst durch eine wegwerfende Äusserung Weltrichs über R. Wagners Tristan und Isolde, gibt einen sachkundigen kurzen Überblick der Stoffgeschichte, dem ich nur in der extremen Verhimmelung der Dichtung R. Wagners nicht beipflichten kann. — Über die Wielandsage arbeitete ausführlich Peter Maurus (2475a). Im ersten Teile seiner Dissertation brachte er eine Zusammenstellung der von der Forschung bis jetzt vermittelten Zeugnisse über die Verbreitung der Sage in England, im skandinavischen Norden, in Frankreich, Oberdeutschland und in den Niederlanden. Dann behandelt er die sogenannten „blutigen Mohrengeschichten des Mittelalters“ (bekanntester Typus in Shakespeares Titus Andronicus) wegen ihrer Ähnlichkeit mit der Wielandsage, und endlich die neuzeitlichen, teils epischen, teils dramatischen Bearbeitungen der Wielandsage in Deutschland, Dänemark und England, anfangend von 1804 (Öhlenschläger) bis 1898

(Comin), im ganzen 13, wobei er nicht nur Inhaltsangaben der Dichtungen, sondern auch Quellenuntersuchungen mit einer nochmaligen Zusammenfassung der Quellen bietet. Diese Darlegungen, besonders die viel zu breit geratenen Inhaltsauszüge, stehen in keinem Verhältnis zum Werte der Dichtungen, der meist ein sehr geringer ist. Die Arbeit ist nicht ohne Wert, die fördernde Hand desjenigen, der sie anregte, sowie desjenigen, der sich bei ihrer Durchsicht „vieler Mühe unterzog", ist mehrfach zu erkennen. Im einzelnen bleibt freilich noch manches zu ergänzen und zu berichtigen. Nicht einverstanden bin ich damit, dass „die blutigen Mohrengeschichten", deren Zusammenhang mit der Wielandsage nicht zu erweisen ist und die weder richtig gruppiert noch alle erwähnt sind, herangezogen wurden. Schwer lesbar ist das Buch durch den langweiligen, oft inkorrekten Stil. —

Mittelalterliche und neuere Sage. Die Sage vom Doktor Heinrich Faust, wie sie in beiden Teilen von Goethes unsterblicher Dichtung zur Darstellung kommt, erzählte Berthold Otto **(2476)** getreu in gemeinverständlicher Prosa der Jugend und dem Volke. — S. R. Nagel **(2477)** wendet sich in einem Aufsatz über Helena in der Faustsage gegen ältere Erklärer (H. Düntzer, G. Milchsack, Wilhelm Meyer) und begründet das Auftreten Helenas im alten Faustbuch durch den Einfluss der Magustradition. „In dieser erscheint Helena an der Seite des grossen Magiers, wird jedoch erst nach der Veröffentlichung der Rekognitionen des Sichardus (1526 zu Basel gedruckt) dem Faust, sei es durch ihn selbst, sei es durch andere, an die Seite gestellt. Daraus entstand das Kapitel 59. Ausserdem lag ihm die Zaubertradition vor, in welcher Helena eine Rolle spielt und in der ihre Erscheinung mit den typischen Schönheitsmerkmalen aus den Trojanerdichtungen ausgestattet wird. Die beiden Traditionen fliessen in mannigfachen Motiven ineinander, und alle diese Motive vereinigten sich, um diese beiden gewaltigsten Erscheinungen der Weltliteratur einander an die Seite zu stellen." — A. B. Gough **(2499)** gibt eine auf Suchiers grundlegenden Forschungen beruhende Untersuchung über die Constance-Saga. Im ersten Teil seiner Arbeit betrachtet er die Beziehungen der literarischen Versionen und Märchen untereinander, sucht die ursprüngliche Gestalt des Märchens festzustellen, die Versionen zu klassifizieren usw. Im zweiten Teil sind die Beziehungen der Sage zur Geschichte (Northumbrische Sage vom König Ella und Eadwin, Constant II. usw.) besprochen. Ein Anhang behandelt die katalanische Sage vom Kaiser Contasti, die Suchier ans Licht gezogen hatte. Gough setzt, ohne etwas wesentlich Neues zu bringen, manches besser ins Licht und berichtigt Einzelheiten. —

Dramenstoffe. A. L. Jellinek brachte zu G. Liebaus **(2511a)** beiden Arbeiten über Edward III. von England mehrere Nachträge, desgleichen zu den Zusammenstellungen Liebaus über „Gestalten aus der englischen Geschichte und Literaturgeschichte als dichterische Vorwürfe in der deutschen Literatur". — — M. Steinschneider **(2515)** lieferte unter dem Titel „Purim und Parodie" einen mir nur zum Teil vorliegenden bibliographischen Aufsatz über Bearbeitungen des Estherstoffes bei den Juden, der viel nicht Hineingehörendes enthält, aber manches Interessante verzeichnet; vielfach bedarf er indes der Ergänzung und Berichtigung. So ist z. B. die von ihm Bd. 47, S. 170 verzeichnete „Comedia famosa de Aman y Mordechay" sicherlich nicht von Antonio Enriquez Gomez, wahrscheinlich aber von dem Marannen und Dramatiker Godinez (erste Hälfte des 17. Jahrhunderts), und es wäre interessant gewesen zu zeigen, in welchem Verhältnis dieses Stück zu seinem Vorbild, Lope de Vegas „La Soberbia de Aman y Humildad de Mardoqueo" steht. — Das Verzeichnis von Konradin-Dramen, das Alexis Gabriel geliefert, R. F. Arnold und Deetjen ergänzt hatten, erfuhr durch A. L. Jellinek **(2519)** eine weitere Ergänzung. — E. Kraus **(2522)** beschäftigt sich in seinem leider tschechisch geschriebenen Buche „Stará Historie Cěskà v Německé Literatuře" ausführlich mit der Verwertung der Libussasage in der tschechischen, deutschen und ausländischen Literatur, vornehmlich der dramatischen, dann mit dem Wlasta- und insbesondere mit dem Ottokarstoff. Der letztere erstreckt sich auf mehrere lateinische, auf ein spanisches, mehrere tschechische und namentlich auf deutsche Dramen. — A. J. Roberts („The Sources of Romeo and Juliet": MLN. 18, S. 82/7) vergleicht das Shakespearische Stück mit den bekannten Quellen Paynter, Boistuau, Brooke, Bandello. Er findet, dass Paynter nicht, aber Brooke sehr stark vom Dichter benutzt worden sei. Er tadelt verschiedenes an Shakespeares Apothecary, am Verhalten des Count Paris am Grabe usw. — J. Zeidler **(2527)** weist auf eine kurze Nacherzählung der Romeo und Julia-Novelle bei dem Jesuiten J. Masenius hin, der sie zur dramatischen Behandlung empfahl. Z. irrt sich, wenn er in seinen begleitenden Bemerkungen den blinden Luigi Groto zum Schauspieler macht und seine „Hadriana" 1562 auf die Bühne bringen lässt. Das Trauerspiel, das auch nicht, wie Z. glaubt, auf Luigi da Porto, sondern sicherlich auf Bandello zurückgeht, wurde 1578 gedruckt und ist kurz zuvor entstanden. —

H. Bulthaupt (2528) untersuchte die Stoffgeschichte von Lortzings Undine, indem er zugleich die verwandten Sagen von Melusina und vom Donauweibchen heranzieht, nicht ganz einwandfrei in Einzelheiten, im ganzen aber belehrend und zweckentsprechend. — In gleicher Weise behandelt Hans Merian (2547) den Bärenhäuter Siegfried Wagners richtig in bezug auf die Quellen des letzteren, aber ungenau betreffs der Geschichte des Stoffes, ein Rückschritt selbst gegenüber dem III. Bande der Märchen der Brüder Grimm. — M. Landau (2530) brachte ein paar Notizen über Vittoria Accorambona in der Dichtung im Verhältnis zu ihrer wahren Geschichte. Er nennt ausser historischen Arbeiten auch noch novellistische und dramatische Dichtungen, die das Leben der Italienerin zum Gegenstand haben. Von diesen betrachtet er nur J. Websters bekannte Tragödie „The White Devil" und Tiecks 1840 erschienenen Roman „Vittoria Accorombona". Dass Websters Drama durch Nahum Tate 1707 eine Bearbeitung erfuhr, unter dem Titel „The Injured Love or the Cruel Husband", ist ihm gleich manchem anderen zur Sache Gehörigen nicht bekannt. — E. von Komorzynski weist nach (Die Ahnfrau und die Wiener Volksdramatik. (JBL. 1902 N. 6113), dass Geister- und Greuelstücke der Wiener Volksdichter Hensler, Schikaneder und Leopold Huber, zwischen 1795—1810 aufgeführt, auf Grillparzers „Ahnfrau" neben der Schicksalstragödie und den Schauerromanen Einfluss ausgeübt haben. —

Märchen- und Schwankstoffe. Über die Quellen der Romanzen und Märchen des M. von Strachwitz — 9 Gedichte — verbreitete sich A. K. T. Tielo (2531). Er zieht, Vollständigkeit in keiner Weise anstrebend, verwandte Stoffe und Motive heran, mit denen andere auf den Dichter gewirkt haben sollen; sichere Quellen indes hat er so gut wie keine ermittelt. — E. Gigas (2538) verfolgte, ausgehend von einer spanischen Romanze in Durans Romancero (I, 163), das Märchen von König Drosselbart in seinen Wanderungen und Umgestaltungen in Deutschland, Italien, Dänemark, Norwegen, Schweden, Irland, Portugal, Frankreich (Bretagne und Lothringen), im Orient usw. Seine Ausführungen sind zwar weder erschöpfend, noch gut geordnet, aber immerhin anregend. — A. L. Stiefel (2545) weist einen Angriff von V. Michels (JBL. 1901 II 2:82) auf die Ergebnisse seiner Quellenforschungen über die Fabeln und Schwänke des H. Sachs zurück, zeigt, dass die Zahl der sicheren Quellen des Meisters eine bedeutend grössere ist, als Michels angibt und dass in Wirklichkeit nur ein sehr geringer Bruchteil der Quellen völlig im Dunklen liegt, dass die von Michels angegebenen Kriterien zur Erkennung, ob H. Sachs Prosa oder Verse zur Vorlage hatte, unhaltbar sind, und legt an der Hand einer nochmaligen Quellenbetrachtung von 4 Stücken („Schlauraffenland", „Pfaff mit dem ströen Pfert", „Edelfrau mit dem Aal", „Schäfers Warzeichen"), die Michels zu erschüttern gesucht hatte, dar, dass seine Bemängelungen in keiner Weise zutreffen. Des weiteren beleuchtet der Verfasser das Verhältnis des Meistersängers zu den Gesta Romanorum und weist nach, dass er drei verschiedene deutsche Redaktionen der Gesta Romanorum, nämlich den Druck von 1489, die gereimte Handschrift von 1476 und die gewöhnlich als Ausgabe der „Sieben weisen Meister" bezeichneten deutschen Gesta Romanorum von 1512 in der Regel zusammen benutzte. Ferner berichtigte und ergänzte Stiefel das Quellenverhältnis zu den Sachsischen Dichtungen „Ein Rat zwischen einem alten Mann und einem jungen Gesellen", „Der ungehört Bawer", „Der kühne Bär", „Der Filius im Korb" usw. — Die von Michels geleugnete Bekanntschaft des H. Sachs mit dem „Ritter vom Thurn" wird von A. L. Stiefel (H. Sachs und der Ritter vom Thurn: StVLG. 2, S. 488/9) an der Hand des von E. Goetze sorgfältig herausgegebenen Registerbandes des H. Sachs schlagend erwiesen. — Ein deutsches Volkslied aus dem Ende des 16. Jahrhunderts, „Drei liebe Frauen", das in kürzerer Gestalt bereits 1570 erschienen und von Uhland u. a. veröffentlicht worden war, druckte J. Bolte (Zum deutschen Volksliede: ZVVolksk. 12, S. 343/6) ab und versah es mit interessanten stoffgeschichtlichen Nachweisen. U. a. wies er auf das bereits 1545 verfasste Meisterlied des H. Sachs „Der Bauer mit St. Anna" hin, wofür er indes eine Quelle nicht anzugeben vermochte. — A. L. Stiefel (2546) wies nach, dass B. Waldis neben der Fabelsammlung des Dorpius, der er den grössten Teil seines „Esopus" entnahm, die „Fabulae Aesopicae" des J. Camerarius (1538) benutzte. St. zeigte durch sachliche und wörtliche Übereinstimmungen, dass Waldis aus dieser Sammlung 8 Fabeln ganz (Esopus III, 95, 96, IV, 13, 48, 87, 96, 98, 100) und drei zum Teil (IV, 75, 77, 99) entnahm. Bei drei weiteren Fabeln (Esopus III, 84, IV, 2 und IV, 52) bleibt es unentschieden, ob Camerarius oder ein anderer Fabulist Vorlage war. — Zwei Bildergedichte des 16. Jahrhunderts, „Doctor Sieman" und „Doctor Kolbman", druckte J. Bolte (2550) ab und versah sie mit Parallelen und Nachweisen, wobei er u. a. bewies, dass die Verwendung des Wortes Siemann für die herrschsüchtige Frau älter ist als die für den weibischen Mann. — Zu Eulings Kaufringerstudien

brachte A. L. Jellinek (Euph. 9, S. 157–68) eine grosse Anzahl von Parallelen, die zwar für die direkten Vorlagen des Dichters nichts Neues ergeben, aber für die Geschichte der einzelnen Erzählungen von Bedeutung sind. Besonders ist die Zusammenstellung von Bearbeitungen des Belphegorstoffes recht dankenswert. —

Verschiedene Stoffe. K. Reuschel (Ein altes Kindergebet und seine Entstehung: Euph. 9, S. 273—80) möchte für das von R. Köhler in mehreren Aufsätzen behandelte alte Kindergebet (R. Köhlers Kleinere Schriften III, S. 320—51 mit Zusätzen von J. Bolte) einen Zusammenhang mit der 14 Nothelfer-Andacht erweisen und die Entstehungszeit des Gebetes in das letzte Viertel des 15. Jahrhunderts setzen. Es ist ihm, wie Bolte, entgangen, dass ich bereits 1892 im 5. Bande der ZVLR. S. 470/1 ein viel älteres hebräisches Nachtgebet als die Quelle nachgewiesen habe, dass also seine Annahme der Begründung entbehrt. — In seinen „Mäusegeschichten" (Grenzboten 1900 N. 27, S. 31/8) erzählt G. Jordan allerlei über die Symbolik der Maus, im einzelnen der Berichtigung und Ergänzung bedürftig, im ganzen anziehend. —

Stoffgeschichte 1903.

(I, 9 = N. 4611—5038.)

Arthur Ludwig Stiefel.

Antike Stoffe. — Biblische und legendare Stoffe. — Götter- und Heldensage. — Mittelalterliche und neuere Sagen. — Märchenstoffe. — Schwankstoffe. — Novellenstoffe. — Romanstoffe. — Dramenstoffe. — Verschiedene Stoffe. —

Antike Stoffe. Die Sage von Daidalos und Ikaros betrachtete R. Holland **(4622)** in ihrem Vorkommen bei Ovid und den Alexandrinern, bei den griechischen Tragikern und Komikern, bei letzteren freilich ergebnislos. Er zieht ferner die mit der Daidalossage zusammenhängende Perdrixsage heran und widmete einige Blätter der verwandten nordischen Wielandsage. Einen direkten Einfluss der hellenischen Sage auf letztere lehnt H. für die Völundarkvitha ab, hält ihn aber denkbar für die Thidreksaga. Wie er freilich vermittelt worden, das sei schwer nachweisbar. Die von einigen Forschern aufgestellte Behauptung, die ganze Wielandsage sei aus antiken Motiven zusammengesetzt, betrachtet H. als unbeweisbar. — Über die Achikar-Sage, d. h. über die im zweiten Teil der „Vita Aesopi" enthaltene Erzählung vom Aufenthalt des Phrygiers am Hofe des Königs Lykeros in Babylon, bringt P. Marc **(4630)** zwar keinen neuen Stoff, sondern nur die Wiedergabe des 1898 erschienenen Buches von Conybeare, Harries und A. Smith Lewis, aber er zeigt einzelne Momente der Sage in nochmaliger Beleuchtung und scheidet die Geschichte in zwei Teile. Über den Ursprung des in syrischen (Achikarsage), arabischen (Haikarsage) und armenischen (Khikarsage) Versionen vorkommenden Stoffes, der „in einzelnen Teilen mit dem Buche Tobit, mit Plutarchs Gastmahl der sieben Weisen und mit der indischen Çucaçaptati und ihren Ausläufern in Tibet" übereinstimmt, sind verschiedene Vermutungen aufgestellt worden, M. kommt zu keiner sicheren Entscheidung. Er hält jüdischen Ursprung für möglich, meint aber, die Person des Achikar weise eher nach Babylon. Betreffs des von ihm als zweiten Teils der Sage bezeichneten Stoffes, der sich auch in Indien findet, ist M. geneigt, indischen Ursprung anzunehmen, was er aber zur Stütze seiner Ansicht anführt, überzeugte mich nicht. Auch dass der Aesopbiograph die jüdische Tradition befolgt, ist nur Hypothese. Die Frage nach dem Ursprung und der Wanderung der Sage bedarf also noch der Klärung. Das beweist auch M.s bibliographischer Nachtrag **(4631)**. —

Über Aristoteles en Phyllis, d. h. über das Liebesabenteuer, zu dessen Helden das Mittelalter den grossen Philosophen macht (Der gerittene Liebhaber), arbeitete A. Borgeld **(4636)**. Seine Abhandlung zerfällt in 5 Abschnitte. Der Verfasser geht vom Lai d'Aristote (13. Jahrhundert) aus, durchstreift die Sermonenliteratur, dann im zweiten Abschnitt die mittelalterliche französische, deutsche, italienische, englische und spanische Literatur, dann die Renaissanceliteratur in Europa, um bis zur neuesten Zeit (Victor Hugo, R. Baumbach, W. Hertz) herabzusteigen. Selbst die „Fliegenden Blätter" finden Erwähnung. Das 3. Kapitel gilt dem Vorkommen des Motivs in der bildenden Kunst, das 4. geht auf den orientalischen Ursprung der Sage ein und zeigt ihren Übergang in den Westen. Das letzte Kapitel bespricht ältere und neuere Dichtungen, die, wie B. meint, in den Kreis der

Sage mit Unrecht gezogen worden sind. Die Arbeit ist mit grossem Fleiss ausgeführt und zeugt von wirklicher Beherrschung des Stoffes. Der Verfasser hat sich nicht nur die bisherige Forschung, besonders Héron „La Légende d'Alexandre et d'Aristote" (Rouen 1892) zunutzen gemacht, sondern auch viel Selbständiges hinzugefügt. Dabei verfügt er über ein gesundes Urteil, womit ich allerdings nicht sagen will, dass ich alle seine Ansichten unterschreibe. —

Biblische und legendare Stoffe. W. Moser (**4642**) suchte in einem Aufsatze „Die Kainsage in ihrer ursprünglichen Form" zu erweisen, „dass die Sage anders gelautet hat, als in der Bibel". Ein Weib sei die Ursache des Bruderstreits gewesen. „Nicht im Eifer der Gottesverehrung geschah der erste Mord, sondern im leidenschaftlichen Kampfe um das Weib." Eine Hypothese, die der Verfasser sich sehr zu beweisen anstrengt, aber durchaus nicht bewiesen hat. Warum sollte der Neid nicht eine ebenso mächtige Triebfeder zum Verbrechen sein als die Liebe? — S. Krauss (**4650**) will die Identifizierung der Königin von Saba (hebr.: Schěba) mit der Sibylle der Hellenen — zuerst nachweislich bei Georgios Monomachos im 9. Jahrhundert — auf die Verwechslung der bei Pausanias genannten palästinensischen Sibylle Sabbe mit dem Namen Königin von Saba und zugleich mit Sabětha, Seba, Schěba in der Völkertafel der Genesis (10, 7) zurückführen. Da die letzten drei Namen den Söhnen Kuschs (Äthiopien) beigelegt sind, so begreife man die Bezeichnung der Königin von Saba (auch Sambethe) als Äthiopierin. Letzteres konnte indes, wie ich glaube, Georgios auch bei Josephus Flavius finden. Was K. sonst vorbringt, liest man besser bei W. Hertz „Die Rätsel der Königin von Saba" (Gesammelte Abhandlungen, Stuttgart und Berlin, Cotta. 1905. S. 413—55). — Die bibliographischen Zusammenstellungen, welche L. P. Betz (**4656**) über das Christentum, d. h. über Bibel, Religion, Kirche, Legenden, in Ergänzung der ersten Ausgabe seiner „Littérature comparée" darbietet, ist zwar dankenswert, aber weder in irgendeiner Weise erschöpfend, noch geschickt in der Anordnung. — V. Ryssel (**4687**) gab den Urtext der Cyprianuslegende — als solchen betrachtet er den syrischen Text, der ihm in drei Versionen vorlag, einer kurzen und zwei längeren, und er entscheidet nicht, welcher der ursprünglichere ist — in deutscher Übersetzung wieder. Parallel damit veröffentlichte er die deutsche Übersetzung eines arabischen Textes, der nicht aus dem syrischen, sondern aus einem griechischen geflossen ist, der aber Stellen einschiebt, die im syrischen, wie in den daraus stammenden griechischen Texten fehlen, die jedoch möglicherweise echt sind und aus allerlei Gründen später weggelassen wurden. Die Wichtigkeit dieser Texte für die Geschichte der Legende, die eine so bedeutende Rolle spielen und in Calderons berühmtem Drama ihre schönste Ausgestaltung finden sollte, liegt auf der Hand. —

Götter- und Heldensage. R. Much (**4702**) findet eine ausserordentliche Verwandtschaft zwischen dem Sagenstoff der Grimnismal und den Berichten der Hervarasage über den König Heiðrek. Hieran schliesst er den Versuch, diesen Namen mit Geirrøð in der Grimnismal zu identifizieren und Geirrøð durch Geiserik zu erklären, der seinen älteren Bruder aus dem Wege geräumt haben soll. Endlich stellt er die seltsame Vermutung auf, dass die ganze Sage von der Geschichte des Perserkönigs Kambyses (während seines Aufenthaltes in Ägypten) herrühren solle, die durch eine wandernde Erzählung zu den Germanen gekommen sei, eine Hypothese, die auf sehr schwachen Füssen steht. — G Matthaei (**4717**) schöpfte aus Simon von Kezas (c. 1280) Gesta Hunnorum die Überzeugung von der einstigen Existenz einer altbayerischen Hunnensage, deren Inhalt er festzustellen sucht. Sie entbehrte naturmythischer Motive, erhielt sich in der „vulgaris fabulatio" und den cantilenae des Landvolks und breitete sich etwa seit Beginn des 11. Jahrhunderts nach Ungarn aus. Diese Sage habe auf die fränkisch-burgundische Nibelungensage bereits in merovingischer Zeit in der Rolle Gudruns als Vernichterin des Hunnenreichs, dann in der karolingischen Zeit in der Verwandlung Kriemhilds in eine vâlandinne, ihre Einwirkung gezeigt. Sie habe ferner die bayerisch-allemannische Amelungensage beeinflusst usw. Als Hauptpflegestätte der Heldensage in bayerischen Landen dürfe vor allem Österreich gelten. — Leo Jordan (**4718**) macht es an der Hand einer sorgfältigen Prüfung der französischen Girartdichtungen wahrscheinlich, dass in diesen sich Spuren der germanischen Dichtung, speziell der Nibelungen finden. — Chr. A. Mayer (**4719**) kommt in einer Untersuchung über die Vers- und Reimtechnik im Lied vom Hürnen Seyfried zu dem Schlusse, dass es nicht, wie Golther will, die überarbeitete Zusammenfügung zweier alter Lieder, sondern eine formell einheitliche Originaldichtung eines Zeitgenossen und Landsmanns des H. Sachs ist. — Elly Steffen (**4720**) verglich H. Sachsens Hürnen Sewfried mit dem Lied vom Hürnen Seyfried und gelangt zu dem Ergebnis, dass (trotz der zahlreichen wörtlichen Übereinstimmungen zwischen beiden) eine unumstössliche Quellenbestimmung für H. Sachs aussteht; „schwerlich darf seine Quelle aber in dem uns erhaltenen

Seyfriedsliede selbst gesucht werden"(?). Sachs, meint St., wird vielmehr eine durch Interpolationen aus der Nibelungensage vermehrte Redaktion benutzt haben(?). Was die Verfasserin über die Arbeitsweise des H. Sachs sagt, trifft nicht immer zu, und ihre Ausführungen haben mich auch nicht überzeugt. — E. Walther (Hans Sachsens Tragödie Tristrant und Isalde in ihrem Verhältnis zur Quelle. Eine literarhistorische Untersuchung. Münchener Diss. L., Fock. 1902. 29 S. M. 1,20) (JBL. 1902 N. 3259) hat, nicht eingestandenen Anregungen und Notizen von mir folgend, H. Sachsens Tragödie von Tristrant und Isalde in ihrem Verhältnis zur Quelle und zwar, wie er zeigt, in der Wormser undatierten Ausgabe, verglichen. Im einzelnen lässt die Ausführung zu wünschen übrig. Welche Nebenquellen H. Sachs heranzog, entging dem Verfasser ganz. — Therese Dahn **(4755)** erzählte in frischer anmutiger Prosa für die deutsche Jugend Sagen und Dichtungen, welche Karl den Grossen und seine Paladine zum Gegenstand haben, anfangend von Karls Mutter (Berte de li gran pie) bis zu Ogiers Tod. Sie teilt die Dichtungen in 3 Abschnitte: Karls Jugend, der grosse Karl, Karls Paladine, und bringt zwar nur einen Teil des grossen Zyklus, aber das wichtigste und was für die Jugend von Interesse sein konnte. Felix Dahn hat dem Buche als ausführliche Einleitung eine wertvolle historische Skizze „Karl der Grosse in der Geschichte" vorangestellt, die in ihrer gedrungenen Kürze trefflich über den gewaltigen Helden so vieler Dichtungen unterrichtet. —

Mittelalterliche und neuere Sagen: A. E. Schönbach **(4771)** druckte aus der lateinischen Handschrift 4739 der Wiener Hofbibliothek die Geschichte eines Freiherrn Rudolf von Schlüsselberg ab, die den Titel führt „Historia infidelis mulieris". Er prüfte die Geschichte auf ihre historischen Angaben, wies ein Geschlecht der Schlüsselberger in Franken nach und verglich schliesslich die Erzählung in ihren einzelnen Teilen mit den bekannten orientalischen Erzählungen von der ungetreuen Gattin, auf die auch die vorliegende mittelbar zurückgeht, und mit anderen Fassungen. Betreffs einer weiteren Legende, der vom italienischen Herzog im Paradiese, begnügt er sich, auf Mussafia, Reinhold Köhler usw. zu verweisen; zu der zweiten Reuner Relation teilt er ein paar Parallelen mit. — Über den Stoff der alten Legende, die in Schillers Gang nach dem Eisenhammer uns am bekanntesten ist, speziell über die 1562 auftauchende Erzählung von dem Pagen der Königin Elisabeth von Portugal und deren Beziehung zu der indischen Geschichte, die gewöhnlich als Quelle der abendländischen Versionen bezeichnet wird, handelt E. Cosquin **(4786)**. J. Bolte gab dazu ein paar Nachweise, die noch vermehrt werden könnten. —

Während H. Tardel (JBL. 1901 I 7:71) in seiner Arbeit über die Sage von Robert dem Teufel sich mit einer blossen Erwähnung des Birch-Pfeifferschen Robert-Dramas begnügen musste, bringt E. Horner **(4807)** eine Inhaltsangabe davon aus Bäuerles Theaterzeitung von 1832 N. 12 von F. C. Weidmann, der zufolge die Verfasserin den Stoff alles Kirchlich-Dämonischen entkleidete und in allen entscheidenden Punkten verwässerte. Das Stück, das in Wien kalt liess, fand in Budapest begeisterte Aufnahme. —

Die Sage vom Rodensteiner untersuchte Th. Lorentzen **(4808)** zuerst auf ihren mythologischen Ursprung (Wodan. Schnellertsberg, erst später ist der Rodenstein an die Stelle getreten), dann die unter romantischem Einfluss plötzlich aufgekommene, an keine historische Persönlichkeit anknüpfende Gespenstersage, in deren Spuk man entweder die Züchtigung für Raubrittertum oder für Geiz sah, oder einen rohen wilden Jäger, der, sein Weib misshandelnd, von ihr verflucht, als Krieg und Unheil verkündendes Gespenst umherwandeln muss. In weiterer Wandlung erhielt der Rodensteiner eine nationale Bedeutung, als Warner in Gefahren, die dem Reiche drohen, bis zuletzt V. von Scheffels neckische Muse einen unersättlichen gespenstischen Zecher aus ihm machte. Die von L. aufgezählten Verfasser der Rodensteiner-Dichtungen sind, bis auf Scheffel, unbedeutend und vergessen. — P. Toldo **(4814)** brachte unter dem Titel La leggenda dell'amore che trasforma stoffgeschichtliche Ergänzungen zu dem von G. H. Maynadier ausführlich behandelten Märchen vom Loathly Wife (Wife of Bath's Tale; vgl. JBL. 1901 I 7:87). Gleich Maynadier geht er über die durch die älteren Versionen gegebene Gestalt des Märchens hinaus und bringt Parallelen, worin Weib oder Mann erst hässlich, nach vollzogener Ehe in strahlender Schönheit erscheinen. Hierfür führt er nun an u. a. Charles Nodiers „La fée aux miettes", die Oper La fée Urgèle — die nicht anonym, wie T. sagt, sondern von Favart ist —, eine bretonische Legende von Christus und Petrus, Erzählungen aus Korsika, Griechenland, Nordamerika, St. Mauricius, Indien; daran reiht er Verwandlungen von Tieren in Menschen und umgekehrt usw. — K. Weller **(4816)** prüfte die Sage von den Weibern von Weinsberg auf ihre historische Glaublichkeit und kommt gegenüber der in der neueren Zeit, vornehmlich durch Bernheim, vertretenen Skepsis zu dem Schluss, dass die nur von einem Kölner Chronisten von 1170 überlieferte und erst vom Trithemius

wieder aufgefrischte Sage auf einer wahren Tatsache beruhen mag. — R. Sprenger (**4817**) weist als Parallelen zu Hebels Erzählung „Der Heiner und der Brassenheimer Müller“ auf Pröhles Harzsagen 2, N. 36 und auf der Brüder Grimm Deutsche Sagen 3, N. 335 (1. Hälfte) hin. Es ist ihm entgangen, dass H. Sachs 1554 in einem Meistergesang und 1562 in einem Spruchgedicht (Der birgisch edelman mit dem mönnich von Waltsachsen) bereits den Schwank bearbeitet hat. —

Märchenstoffe. J. Bolte, der bereits 1902 zu den von E. Sklarek übersetzten ungarischen Volksmärchen in ZVVolksk. 12, S. 124ff. zahlreiche Nachweise gegeben hattte, brachte (**4839**) zu einem, „Der alte Pilniko“, weitere stoffgeschichtliche Notizen und zu einem zweiten, „Das Teufelslieschen“, ein paar Nachweise. — W. Wisser (**4849**) stellte 14 mündlich in Ostholstein vernommene Fassungen des Märchens vom Meisterdieb zusammen und verglich sie in den einzelnen Zügen untereinander und mit Grimm 192, ausserdem zog er noch zum Vergleich ein norwegisches und ein dänisches Märchen heran. Warum er die zahlreichen anderen Versionen vernachlässigte, ist mir unerfindlich. — Mit der Meisterschaft, die alle Welt an ihm bewunderte, arbeitete G. Paris (**4852**), der der Wissenschaft allzufrüh entrissene, über den Stoff der undankbaren Gattin, dessen zahlreiche Versionen die folgenden gemeinsamen Züge haben: „Ein Ehemann verrichtet für seine Frau eine Tat der höchsten Aufopferung; diese Aufopferung, der sie ihr Leben verdankt, wird von ihr mit schwärzestem Undank gelohnt; indem sie einem Unwürdigen zuliebe den unvergleichlichen Gatten hintergeht, versucht sie ihn sogar zu Tode zu bringen, wird aber schliesslich für ihr Verbrechen bestraft.“ G. Paris wollte die Urform ergründen. Die Erzählung kommt nämlich zunächst in 2 Formen, A — diese in 4 Fassungen — und B nur in Indien, ausserdem noch in einer Form C — in 5 Fassungen — in Nordindien, Java, Arabien, Deutschland, in einer Form D sowie E in der muhammedanischen Welt und endlich in einer Form F — 2 Fassungen — in modernen abendländischen Märchen vor. Die Urform O, welche G. Paris durch Vergleichung der einzelnen Umgestaltungen scharfsinnig feststellt, geht in vorbuddhistische Zeit zurück. Sie führte nach den überzeugenden Ausführungen unseres Forschers zuerst zu den Formen B* und A*. Aus jener entwickelte sich B und eine — gleich den anderen mit Sternchen versehenen Formen verlorene — Form C*, aus welch letzterer sich alle Varianten von C sowie später in steter Verzweigung D, E und F herleiten, während A* die Unterarten A 1—3 und A 4 hervorruft, aber nicht zu weiterer Verzweigung gelangt. Die Form F, am besten durch das Grimmsche Märchen N. 16 „Die drei Schlangenblätter“ veranschaulicht, findet sich, wie G. Polívka in Ergänzung des Artikels von G. Paris ausführt, stark bei den Slawen verbreitet, in Böhmen, Mähren, Polen, Oberschlesien, Galizien, Kroatien, Klein- und Grossrussland, Kaukasien usw., aber alle deuten auf ein Vordringen des Märchens von Westen nach Osten. — J. Bolte (**4853**) weist für die bekannte Rätselfrage vom Mann mit der Ziege und dem Kohl eine alte lateinische Version des 12. Jahrhunderts, eine weitere im 14. Jahrhundert und dann eine dänische, eine friesische, eine spanische nach. In einem Nachtrag bringt er noch eine lateinische, angeblich von Alcuin (8. Jahrhundert), eine von Albert von Stade (13. Jahrhundert), ausserdem eine italienische und eine französische. — Von einem Schwank des 15. Jahrhunderts (Frau rettet ungetreuen Ehemann) in einer handschriftlichen französischen Novellensammlung des Vatikans, die K. Vossler zum Gegenstand einer anziehenden Betrachtung gemacht (StVLG. 2, S. 3—36) hatte, wies A. L. Stiefel (**4854**) nach, dass er indischen Ursprungs sei, dass er in Somadevas Kathá Sarit Ságara, in der „Çucaçaptati“, in der Geschichte des „Ardschi Bordschi chan“, im „Bahar Danush“, ferner im Novellino Masuccios und in den Novellen des Bandello mit mehr oder weniger grossen Abweichungen vorkommt. Stiefel kommt zu dem Schluss, dass es eine ältere abendländische Version gab, die dem Franzosen und beiden Italienern vorlag, und betont, dass durch vorliegenden Fall ein weiteres Beispiel der Abhängigkeit des Abendlandes in der Erzählungsliteratur von Indien gegeben sei. — Herm. Fischer (**4855**) bietet in seinen Beiträgen zur Literatur der sieben weisen Meister ein Verzeichnis von 72 Ausgaben des deutschen Volksbuches, eine Beschreibung der 27 erhaltenen Handschriften der „Historia septem Sapientum“ und der Münchener „Versio Italica“ und handelt dann über das Verhältnis der Texte der Historia in den verschiedenen Handschriften untereinander, zu der „Versio Italica“ und den Darstellungen in der „Scala celi“ und der „Summa recreatorum“. Zwischen hinein bringt F. Erzählungen einer Gesta Romanorum-Handschrift, die nicht bekannt sind, eine Fassung der Crescentialegende und dergleichen mehr. —

Schwankstoffe. F. Bergmeier (**4860a**) betrachtete die Einwirkung von Dedekinds Grobianus in England. Er charakterisiert die Übersetzung von 1605, die von 1739, Dekkers Nachahmung „The Guls Horne Booke“, das einaktige Studentendrama „Grobianas Nuptials“ und Swifts Nachahmungen „Polite

Conversation“ und „Directions to Servants“. — Eine gediegene Arbeit von F. W. D. Brie (4861) zeigt uns Eulenspiegel in England. Der Verfasser ermittelte überzeugend durch Textvergleichungen, dass die englische Übersetzung des 16. Jahrhunderts — die älteste Ausgabe, ca. 1518 gedruckt von dem Niederländer F. van Doesborgh, die jüngeren Ausgaben (drei an der Zahl) von Copland 1559–61, letztere nur Nachdrucke der ersteren — nicht auf eine französische oder niederländische Übersetzung, sondern auf einen verlorenen niederdeutschen Druck zurückgeht. Während hierdurch dem englischen Text ein erhöhter Wert zukommt, erweist B. die Wertlosigkeit des Kruffterschen und des Kölner Druckes für die Gestalt des ursprünglichen Textes. Der zweite Teil des Buches: Das Fortleben Eulenspiegels in der englischen Literatur, ist eine fleissige Ausarbeitung und Erweiterung der von Lappenberg gebotenen Notizen. Ich halte übrigens den Einfluss des Howlglass in England für noch geringer als ihn der Verfasser annimmt. Die von ihm für die Benutzung der Bücher als Belege angeführten Schwänke sind meist solche, die von anderer Seite in die englischen Schwanksammlungen kamen. — A. L. Stiefel (4865) zeigt, dass B. Waldis' Schwank „Von den drei Mönchen, die sich den Mund verbrannten“ (Esopus III, 90), für den bis jetzt Agricolas Sprichwörter (1529) als Quelle angegeben worden war, nicht nur bei Pauli „Schimpf und Ernst“, sondern auch in den 1475 geschriebenen „Porretane“ des Sabbadino degli Arienti vorkommt. Er bemerkt, dass dieser sowie Pauli auf ein lateinisches Predigermärchen zurückgehen und dass Waldis entweder eine Version, die die Darstellung von Agricola und Arienti vereinigte, vor sich hatte oder selber eine dem letzteren nahestehende Version mit Agricola verschmolz. — Zu G. Amalfis (4868) Ausgabe des ursprünglich ungedruckt gebliebenen 46. Proverbio in dem berüchtigten Buche Cynthio degli Fabritiis lieferte A. L. Stiefel einige Nachweise. — Als eine Quelle des B. Waldisschen „Esopus“, die den Forschern bisher entgangen war, erweist A. L. Stiefel (4869) des O. Luscinius „Ioci ac Sales“ (N. 165 = Esopus IV, 61). Dann berichtigt er die Angabe des H. Kurz, der 12 Fabeln des „Esopus“ aus Bebels „Facetiae“ herleitete, während nur bei der Hälfte die Quellenbezeichnung zutrifft. Auf Bebel geht indes noch „Esopus“ III, 73 zurück, wofür jener als Quelle noch nicht genannt worden war. — In einer Arbeit betitelt „Zu den Quellen der Erasmus Alberschen Fabeln“ (JBL. 1902 N. 3294) zeigte A. L. Stiefel, dass Alber seine 11. Fabel (Tierbeichte) aus O. Luscinius' „Ioci ac Sales“ N. 126 und Bebels Facetien, die 21. (Esel als König der Tiere) Luther entnommen, die anderseits Quelle für Schimpf und Ernst von 1545 Bl. 6a war, dass ferner Albers 48. Fabel (Bauer, Schlange, Fuchs) dem Buche Schimpf und Ernst von 1545 und Camerarius (Merces Anguina) und die 49. (Alte und junge Maus) Camerarius N. 393 entlehnt worden, dass somit diese, nicht, wie W. Braune in seiner Ausgabe der Alberschen Fabeln glaubte, mündlicher Überlieferung zuzuschreiben sind. —

Novellenstoffe. In einer Besprechung des ausgezeichneten Spielmannsbuches des unvergesslichen Wilhelm Hertz (4875) bringt A. L. Stiefel einige Bemerkungen zum Feenglauben und stoffgeschichtliche Notizen zum „Lai de Lanval“ und „Eliduc“, zum „Armen Schüler“ usw. Bei den an gleicher Stelle gewürdigten Abhandlungen Weltrichs über Hertz weist er verschiedene Quellen für des Dichters „Bruder Rausch“ nach. — An verschiedenen Beispielen zeigte A. L. Stiefel (4876) die empfindlichen Mängel in K. Eulings Quellenforschungen über die Schwänke H. Kaufringers. Euling hatte fälschlich die Gesta Romanorum als Quelle des letzteren bezeichnet und ausserdem Vermittlung von Schwänken durch den romanischen Süden angenommen. Stiefel bewies, dass der bayerisch-schwäbische Volksdichter in seiner 6. Erzählung (Das Schädlein) inhaltlich mit N. 4 in den „Cent nouvelles nouvelles“ übereinstimmt und sich ihr sogar ein paar Male sprachlich nähert; er wies darauf hin, dass die Geschichte wohl auch in den 1475 geschriebenen „Porretane“ des S. degli Arienti, ferner in den Provabii des Antonio Cornazano und bei Cynthio degli Fabritii vorkommt, dass aber Kaufringer der französischen Darstellung weitaus näher steht, also mit ihr auf eine gemeinschaftliche Vorlage zurückgeht. — Zu dem altfranzösischen Fablel vom Prestre au lardier, einem Schwank, der auch bei Etienne de Bourbon in auffallender Übereinstimmung sich findet, brachte P. Toldo (4878) orientalische Parallelen bei, die meines Erachtens die orientalische Herkunft der Erzählung sehr wahrscheinlich machen. Ebenso verfuhr T. mit der Farce „Le Pauvre, le Riche et le Juge“ (oder „Les deux Savetiers“, Parfaict II, 145 ff.), einem in seinen beiden Teilen weitverbreiteten Schwank. J. Bolte half in beiden Fällen mit Nachweisen weiter. — F. Muncker (4885) verglich Wielands Pervonte (1778) mit seiner Vorlage, dem Auszug aus Basiles gleichnamigen Märchen in der „Bibliothèque Universelle des Romans“, Sept. 1777, und zeigte an der Hand genauesten Studiums, dass der Dichter nur die „Bibliothèque“ und nicht das neapolitanische Original benutzt hat. Leider ist ihm entgangen, dass schon 1874 Reinhold Köhler

im Archiv für Literaturgeschichte 3, S. 416 die „Bibliothèque Universelle“ bestimmt als die Quelle des „Pervonte“ bezeichnet hatte. M. würdigte eingehend die Dichtung Wielands und machte uns mit Urteilen der Zeitgenossen darüber, sowie mit einer dreiaktigen komischen Oper G. G. Fülleborns bekannt, die danach verfasst wurde und die später J. Miller in Breslau in Musik setzte. M. knüpfte daran die Bemerkung: „Von späteren musikalischen oder sonstigen dramatischen Bearbeitungen des Wielandischen Märchens verlautet nichts.“ Das ist ein Irrtum. Im Jahre 1815 erschien die Oper „Pervonte oder die Wünsche“ von Kotzebue, gegen 1830 wurde in Stuttgart eine Oper gleichen Titels — ob die von Kotzebue oder eine andere, weiss ich im Augenblick nicht — mit der Musik von Lindpaintner aufgeführt. Die Vermutung, welche Muncker ferner über den 1796 erschienenen Schluss (3. Teil) des Wielandischen „Pervonte“ ausspricht, nämlich dass der Fortunatus, die biblische Erzählung vom Sündenfall und das plattdeutsche Märchen vom Fischer und siner Fru (Grimm 19) die Vorbilder für Wieland gewesen, scheint mir nicht sehr wahrscheinlich. — Weniger auf einen Vergleich mit der Vorlage als auf eine ästhetische Würdigung der Dichtung kam es B. Seuffert **(4886)** in seinem Aufsatze über Wielands Pervonte an, der in manchen Punkten, so z. B. in der genaueren Bestimmung der Entstehungszeit des 3. Teils, Munckers Ausführungen ergänzt. — Unter dem Titel „Le cycle de la gageure“ (über die Keuschheit eines weiblichen Wesens, Schwester oder Frau) wurde aus dem Nachlass von G. Paris **(4889)** ein Aufsatz veröffentlicht. Der grosse Forscher suchte die zahlreichen Versionen der Novelle zu klassifizieren. Er schied sie in 3 Gruppen. A: Bonne foi du galant, substitution (eines anderen weiblichen Wesens) et mutilation (des Fingers der letzteren). B: Mauvaise foi du galant; indices. Diese zweite Gruppe, die weitaus verbreitetste, zerfällt in 4 Abteilungen mit Unterabteilungen, je nachdem die Heldin Schwester oder Frau des Wettenden ist, oder je nach der Art, wie sie ihre Unschuld beweist (accusation de viol, de vol; elle s'habille en homme), oder wie ihre Unschuld ohne ihr Zutun an den Tag kommt (aveu spontané du traître, combat singulier usw.). C: Mauvaise foi du galant; indices; son aveu surpris, rôle passif de la femme. Als ursprünglichste Form betrachtete P. die Form A mit der Variante, dass die Heldin die Schwester des Wettenden ist, und er hält die Erzählung für indisch, obwohl sie dort nicht mehr aufzufinden ist. —

Romanstoffe. Eine wenig befriedigende Leistung ist die von K. Brunnhuber über Sir Ph. Sidneys Arcadia und ihre Nachläufer **(4892)**. Oberflächlich ist die Untersuchung über die Quellen der Arcadia und gibt nicht einmal die längst bekannten Fakten wieder. Noch ungründlicher und ergänzungsbedürftiger ist der zweite Teil über die Nachahmungen der Arcadia. Nicht nur hat B. sehr geringe Anstrengungen gemacht, die ihm dem Namen nach bekannten Stücke aufzutreiben, er kennt auch eine Anzahl englischer und nichtenglischer Stücke nicht und vergisst sogar, unter den Nachahmern Shakespeare anzuführen. Von den Fortsetzungen und novellistischen Nachahmungen der Arcadia, von ihrer Nachwirkung auf die europäische Literatur, von den beiden wichtigen französischen Übersetzungen usw. hatte er keine Ahnung; dass er unter den Nachahmungen der Arcadia die „Tragicomédie Philoclée et Téléphonte (1737)“ anführt, ist eine Probe von Unwissenheit. Dieses dem Franzosen Gilbert gehörige, 1642 gedruckte Drama hat mit der Arcadia nichts zu tun; es behandelt die Merope-Fabel. — Gestützt auf die vortreffliche bibliographische Arbeit Ullrichs, studierte H. F. Wagner **(4896)** in einer kurzen Arbeit Robinson und die Robinsonaden in unserer Jugendliteratur. Ausgehend von dem englischen Original, charakterisierte der Verfasser, der bereits 1886 einen Beitrag über Robinson in Österreich geliefert, die Nachahmungen des Jugendbuches in Deutschland in ihren Wandlungen und Verwandlungen, in ihren Schicksalen, Einflüssen und Wirkungen und in ihren gegenseitigen Verhältnissen. —

Dramenstoffe. Ein paar stoffgeschichtliche Bemerkungen bringt A. L. Stiefel gelegentlich der Studien L. Schückings **(4899)** über die stofflichen Beziehungen der englischen Komödie zur italienischen. — Ohne eigene Nachforschungen über die Quellen der Hans Sachsischen Fastnachtspiele angestellt zu haben, suchte E. Geiger **(4944)** durch die Vergleichung von 39 Fastnachtspielen mit den von mir und anderen nachgewiesenen Quellen sichere Ergebnisse über die dramatische Kunst des Nürnberger Meisters zu gewinnen, und zwar über den inneren und äusseren Aufbau der Spiele, über die Darstellung, die Komik, die Charakteristik der Personen und über die äussere d. h. szenische und formale Technik. Die Arbeit zeugt von Fleiss, Gewissenhaftigkeit und gesundem Urteil; einem grossen Teil der Ergebnisse kann man beistimmen, obwohl G. grosse Neigung zeigt, den Dichter zu überschätzen und ihm künstlerische Absichten unterzuschieben, wo der Meister an solche nicht dachte. Bedenklich ist es aber, dass er nicht die ganze H. Sachsliteratur beherrschte und u. a. 18 weitere Spiele, deren Quellen feststehen (2, 3, 4, 5, 7, 8, 14, 20, 22, 44, 50, 52, 54, 56, 60, 69, 71, 73), nicht in den Kreis seiner Betrachtung zog,

dass er auch bei jenen 39 Stücken nicht alle Quellenangaben berücksichtigte und durch Weglassung der Titel der Spiele die Übersichtlichkeit und Verständlichkeit des Buches erschwerte. — H. Gaehtgens zu Ysentorff **(4951)** behandelte eingehend Napoleon I. im deutschen Drama. Er gliederte den Stoff — einige 50 Stücke — in 5 Gruppen: Spott- und Tendenzdramen, Liebesdramen, St. Helena-Dramen, dramatisierte Geschichte, Napoleon als Nebenperson. Unter den Bearbeitern nennt er, neben wenig bekannten Namen, Kotzebue, Karl von Heigel, C. Bleibtreu, Grabbe, Grillparzer, R. Voss, Hermann Bahr usw. Die Inhaltsangaben sind anziehend, die Urteile möchte ich allerdings nicht alle unterschreiben, aber vieles scheint richtig zu sein. Den Stoff hat der Verfasser aber nicht erschöpft; es sind ihm Stücke aus älterer und neuerer Zeit entgangen, so z. B. „Buonapartes Ankunft in Ägypten" (1799), „Napoleon I." von F. A. Bicking (L. Ruben), „Napoleon I." von Ad. Reich usw. Immerhin bleibt das Büchlein anregend. — A. Streibich **(4952)** bespricht in seiner Abhandlung „Mustapha und Zeangir, die beiden Söhne Solimans des Grossen in Geschichte und Dichtung" 13 Dramen der französischen, italienischen, holländischen, englischen und deutschen Literatur, welche, beginnend von 1556—1814, das tragische Ende des türkischen Prinzen zum Gegenstand haben, ausserdem eine Erzählung der Madelaine de Scudéry, die dieselbe episodisch in einen grossen Roman einschob. Damit hat er freilich nur einen Teil des Themas erledigt, es gibt sowohl noch Dramen, wie Romane oder Erzählungen über den Gegenstand; so z. B. die italienische Tragödie „Mustafa" von Ant. Cospi (1636), das dramma „Mustafa" der Gräfin Clementini (1724), die Oper „Gianguir" Apostolo Zenos (1724), ein holländisches Stück von Chr. Brandt (1756) usw. — Der Inhalt der Dissertation, welche Maria Brie **(4960)** über Savonarola in der deutschen Literatur schrieb, ist bereits in der Bibliographie angedeutet. Ich füge hinzu, dass die Verfasserin über die Dichtungen, welche dem florentinischen Mönch gelten: Romane, Epen und Dramen, mit Geschmack und Verständnis urteilt. Sie betont mit Recht, dass der Stoff zur Dramatisierung grosse Schwierigkeiten biete, dass diese in Deutschland bisher noch nicht überwunden worden, dass aber Savonarola von zwei Ausländern, dem Franzosen Gobineau und der Engländerin George Eliot, von jenem in „La Renaissance", von dieser in „Romola" sehr wirksam eingeführt worden sei. — Nachdem J. Schick eine mustergültige Ausgabe von Kyds „Spanish Tragedy" geliefert (Literarhistorische Forschungen Bd. 19), in welcher er, neben dem sorgfältig behandelten Text, die Beschreibung der alten Quartos wie der neueren Ausgaben und eine genaue Kritik der alten Überlieferung brachte, sowie in dankenswerter Weise die Interpolationen der Quartos von 1602—1633 zusammenstellte, druckte sein Schüler R. Schönwerth **(4961)** die niederländischen Übersetzungen der „Spanish Tragedy" (E. Sicerams episches Fragment in seiner Übersetzung des Orlando Furioso [1615] und die Jeronimo-Dramen des A. van den Bergh [1621] und eines Anonymus [1638]) ab und behandelte in einer 137 Seiten langen Einleitung das Verhältnis dieser holländischen Übersetzungen und Nachahmungen zum Original und unter sich; ferner die beiden deutschen Bearbeitungen, die „Belimperia" von Kaspar Stieler (1680), welche auf den holländischen Anonymus zurückgeht, und J. Ayrers „Pelimperia", über deren direkte Vorlage er zu keinem Ergebnis gelangt. Die Untersuchung ist mit Vorsicht und Verständnis geführt. — W. Gloth **(4962)** prüfte das Spiel von den sieben Farben auf Quelle, Inhalt, Entstehungszeit, Verfasser usw. Der Verfasser des Spiels, meint er, sei nicht Rosenplüt; der von ihm angeführte Grund indes, dass jenem keine solche elende Abschreiberarbeit zuzutrauen sei, ist nicht stichhaltig. Rosenplüt ist oft blosser Abschreiber. Das Stertzinger Farbenspiel, welches G. auch bespricht, hat das ältere oder eine nahe verwandte Redaktion desselben zur Vorlage. Im zweiten Teil seiner Abhandlung bringt der Verfasser einiges Interessante zur Farbensymbolik, das jedoch noch der Ergänzung und Berichtigung bedarf. — P. Robert **(4967)** weist auf ein chinesisches Drama „Der Traum des Liuthongpin" von Metschiyuen hin, das in der Idee und zum Teil in der Ausführung Verwandtschaft mit Grillparzers „Der Traum ein Leben" zeigt, mit dem Unterschiede freilich, dass der Chinese Missionszwecke, der Deutsche ästhetische Ziele verfolgte. —

Verschiedene Stoffe. Auf viel zu engem Raum suchte H. Möller **(4983)** ein umfangreiches Thema „Die Bauern in der deutschen Literatur des 16. Jahrhunderts" zu behandeln. Begreiflich, dass er den Stoff bei weitem nicht ausschöpfte, dass ihm wichtige Dinge entgingen, dass die Einteilung wenig übersichtlich ist und dass zahllose Ungenauigkeiten im einzelnen sich finden. — „Krim und Kaukasus" in literarischer Beleuchtung zeigt uns E. Zabel **(5007)**, d. h. er stellt eine Anzahl von Äusserungen oder Schriften von Männern verschiedener Nationen zusammen, die, wie Puschkin, Mickiewicz, Alexei Tolstoi, Michael Lermontow, L. N. Tolstoi, A. Leist, Bodenstedt, A. Dumas der Ältere, Freschfield usw. sich gelegentlich in einer Dichtung oder in eigenen Werken über diese Erdgegend und ihren Zauber ausgesprochen haben. —

Kunstgeschichte. 1902.

(JBL. 1902 I, 10 = N. 2568—3051.)

Cornelius Gurlitt.

Allgemeines: Theoretisches: Ästhetik und Stil. Constantin von Kügelgen gab drei ästhetische Vorlesungen des berühmten Alten Mannes, Wilhelm von Kügelgen, heraus **(2571)**: die höchste Kunst ist Religion, sie entsteht durch das Eindringen des Göttlichen in das Fleischliche, sie hat zum Zweck, das Gute in Gestalt zu bringen. Da klingt in unseren Tagen ein Ton hinein, der zwar an sich wohllautend ist; stammt er doch von einer ernsten, liebenswürdigen, wohlbesaiteten Seele, von einem Manne, der mit sich und seinen Zielen in herzerfreuende Klarheit gekommen ist. Aber wir, die diesen Ton hören, sind andere geworden: wir glauben nicht mehr an die hier vorgebrachte, von schöner Begeisterung getragene Ästhetik, sondern suchen jetzt leidenschaftlich neue Wege zum Verständnis der Kunst in ihren vielseitigen Erscheinungsformen — jenseits von Gut und Böse. — Das K. Langesche Buch **(2573)** gibt eine vollständige, vielleicht zu vollständige Darstellung seiner Illusionsästhetik: Kunst ist eine teils angeborene, teils erworbene Fähigkeit des Menschen, sich und anderen ein Vergnügen zu bereiten. Das Kunstschöne ist der Komplex aller Eigenschaften des von Menschen Geschaffenen, die solches Vergnügen gewähren. Zweck der Kunst die von ihr erzeugte Lust. Und zwar ist diese Lust ihr einziger Zweck. Sie wird durch Illusion erzeugt, wobei in der Stärke der Illusion die Stärkung der Lust liegt, sei diese Illusion nun durch die Anschauung, durch Gefühle oder Stimmungen, durch Anregungen oder Kraftäusserungen bewirkt. Jedoch darf die Illusion nicht tatsächliche Täuschung werden, sondern muss als Illusion bewusst bleiben. Also ist die künstlerische Illusion bewusste Selbsttäuschung, nicht Täuschung kurzweg. Unkünstlerische Illusion ist jene, die das Bewusstsein des Getäuschtwerdens nicht aufrecht erhält, ebenso wie die, welche die Täuschung nicht in genügender Stärke bewirkt. Das Kunstschöne besteht erstens im Wahrnehmbaren und zweitens in einem Vorstellungsinhalt, mit dem wahrgenommen wird, also in der Übereinstimmung der Wahrnehmungserfahrungen mit dem Wahrgenommenen. Die Dinge der Wirklichkeit müssen, um als schön zu wirken, den Vorstellungsinhalt des Beschauenden überzeugend darstellen. Es muss ein Ersatz für die Wirklichkeit geboten, und die Lücken zwischen dieser und ihrer Darstellung müssen durch Illusionshandlungen, -Gefühle oder -Stimmungen ergänzt werden. Dadurch bietet die bewusste Täuschung ein Vergnügen, indem sie lückenfüllend eine Vertiefung und Erweiterung des geistigen und körperlichen Lebens bewirkt. Sie ist ein Spiel, doch ein solches von tiefem Ernst, tiefer oft als das Leben selbst. Hierin sieht L. die sittliche Aufgabe der Kunst. Sie bereichert unser Dasein, dadurch dass sie es durch ein Dasein in der Illusion vervielfältigt. Sie klärt es dadurch, dass die Illusion vom Durchschauen der Täuschung begleitet ist; sie erwirkt die Empfindungen des tatsächlichen Lebens, indem sie diese durch die Erkenntnis ihres Wesens als Spiel durchgeistigt. — Dankbar haben allezeit das deutsche Volk und haben seine Denker fremdländische Ästhetik entgegengenommen. Auch heute noch dauert dieser Einfluss fort. So vor allem von J. Ruskin. Immer noch mehren sich die Übersetzungen **(2575)** aus seinen Werken. Es scheint, als wirke er jetzt stärker auf Deutschland als auf England, als gebe man sich jetzt bei uns williger seiner auf starkes Empfinden, wenn auch auf schwache Beweisführung begründeten Ästhetik hin als jenseits des Kanales. — Nicht minder bezeichnend ist, dass L. Tolstois merkwürdiges Buch „Was ist Kunst?“ **(2576)** seine zweite Auflage erfuhr: Die Tage scheinen zu kommen, in denen man J. J. Rousseau wieder in neuen Übersetzungen dem Volke darbieten wird! — Aufmerksam hörte man auch, was der französische Maler J. F. Raffaëlli **(2580)**, was vor Jahrzehnten William Morris **(2582)**, der Reformator des englischen Kunstgewerbes, seinen Landsleuten sagte; und wie eine auswärtige Stimme klingt auch das Wort des Direktors der päpstlichen Gemäldesammlungen, Prof. Ludwig Seitz **(2583)**, das er zur Versöhnung ergreift: Er ist Maler, hat in den 60er Jahren in München seine Ausbildung genossen, lebt inmitten des römischen Reiches, dessen

Altmeister er sich selbst nennt. Er klagt über die Verschiedenartigkeit der Kunstrichtungen, über die Unsicherheit bei den Künstlern, welcher von diesen Richtungen er sich anzuschliessen habe, und über die Leichtfertigkeit im Loben, wie die Unbarmherzigkeit im Tadeln bei der Kritik. Er sieht bei den „Alten“ Einheit des Wollens, das aus der zünftischen Ausbildung hervorging. Was er zur Besserung der Zustände vorschlägt, ist nicht viel mehr als freundliche Zurede, indem er Volkstümlichkeit, künstlerische Vollendung und Eigenart fordert: wie diese zu erreichen sind, darüber schweigt er sich leider aus: Ein Büchlein, das zwar nicht zum Widerspruch reizt, das aber auch nicht zum Fortschritte hilft. — Das Jahr drängte aber in seiner Weise fort. Wieder stand die Frage nach selbständigem Ausdruck der eigenen Zeit im Vordergrund des Interesses: das Suchen und Finden des neuen Stiles. Mit Eifer und Hast wurde nach diesem gedrängt. Schon galt es, die Ungeduld zu zähmen. „Erst Charakter, dann Kunst; erst Gesinnung, dann Stil!“ sagte in seiner besonnenen eindringlichen Art der Architekt Otto March **(2587)**, die auf neue Ausdrucksformen Hindrängenden will er damit in ihrem tapferen Ringen nicht beeinträchtigen. Aber er sieht die bessere Zukunft nicht in einem Wandel der Form, sondern in einem Wandel der Kunstgesinnung. Und zur Hebung dieser spricht er sehr ernste Worte; Worte der Besonnenheit, der Ruhe inmitten des heftigen Stilstreites, dessen Lebhaftigkeit er daraus erklärt, dass beide Parteien im Recht seien. Aber nicht die Kunstbelehrung und nicht der neue Stil werden die Nation befähigen, sich als ein schöpferisches Glied der Weltentwicklung zu behaupten, sondern nur eine gemeinsame Kultur, die ihr Wissen, Können und Glauben zu einem abgerundeten Ganzen zusammenfasst. —

Anders die Tageskritik, die rasch entsteht, rasch ermüdet und daher von täglich Neuem lebt, nach ihm drängt. Sie will neue Werke, neue Ausdrucks- und neue Urteilsformen: Nicht das stetig Fortschreitende, sondern das Ruckweise, Aufregende, Widerspruchsvolle ist es, an dem sie ihr bestes Brot findet. Im allgemeinen kann man erkennen, dass die Lust am Tadeln wächst. Das ist in der Kritik ebenso eine Mode, wie die Lust am Bewundern. Beide Arten erscheinen den Künstlern als Ungerechtigkeiten, und beide sind es auch: Denn sie setzen die subjektiven Empfindungen des Kritikers vor dem Kunstwerk als etwas Objektives hin. Die Selbstzucht in der Kritik, dass sie nämlich deutlich im Ich-Stil redet, d. h. nie zu betonen vergisst, dass sie nicht Urteile zu geben, sondern dass der Kritiker sich selbst in seinem Verhalten zum Kunstwerk zu schildern habe, scheint wieder im Abflauen zu sein: Nichts wirkt stärker gegen sie, als die Lust, ein berühmter Kritiker zu werden — und zwar auf dem Wege, dass das Publikum im Kritiker die „starke Persönlichkeit“ erkennen soll. Fehlt dieser die eigentliche Selbständigkeit des Urteils, so fällt sie leicht in das Streben, im Ausdruck die Stärke zu suchen. Und wenn man die Kritik in ihrer Masse durchsieht, so erkennt man eine recht kläglich wirkende Übereinstimmung: Nur aus der Art sich zu geben, nicht aber aus der Tiefe des Denkens und Empfindens kann man die Modekritiker von einander unterscheiden. Es verdient immer wieder gesagt zu werden: Die deutsche Kritik steht an geistiger Leistung und an Selbständigkeit tief unter der deutschen Kunst. Am erfreulichsten ist immer noch das, was sich an jene Gesetze hält, die eine starke Persönlichkeit gab. So gehen beispielsweise A. Heilmeyers **(2597)** Betrachtungen im wesentlichen auf A. Hildebrands „Problem der Form“ zurück. Er ergründet den Zwiespalt von Form und Empfindung in der Plastik und weist auf Hudler als einen Meister, der das uns Modernen eigentümliche Empfinden in plastische Form zu bringen weiss. —

Kunst und Religion. Cornelius Gurlitts **(2615)** Aufsatz über Christentum und Kunst sollte den Unterschied zwischen semitischer und hellenischer Kunstauffassung schildern, der noch heute in der christlichen Kunst sich geltend macht: Sie äussern sich im philosophischen Verhältnis zum Bild, das von den Semiten stets realistisch als eine Verdoppelung des Dargestellten, von den Hellenen stets idealistisch als eine Versinnbildlichung einer Vorstellung behandelt wird. Die Germanen schwanken in der Auffassung: Die Kirche wehrt sich in der Regel gegen die Kunst, in der sie nach semitischer Auffassung den Götzendienst sieht: das Holz, der Stein werden ihr dort, wo sie dem Bilderdienst nachsteht, tatsächlich heilig, sie werden, wenn auch in übertragenem Sinn, zur Handlung fähig, wundertätig. Sie stellen also eine Gefahr gegen das geistige Wesen in der Kirche dar. Die christlichen Völker überboten sich im Darbringen der Kunst an die Kirche, indem sie ihr Bestes zu opfern bereit waren. Dies Opfer wurde sehr oft nur zögernd angenommen. Die Kirche hat also nicht kunstfördernd gewirkt, sondern sie hat die Kunstförderung nur geduldet, die von der gläubigen Menge ausging. Wo diese Menge fehlte oder doch der Übermacht der Kirche gegenüber nicht in Betracht kam, hat die Kunst auch nicht geblüht: So nicht in Rom, solange es kirchlich gesonnen war. Dort traf die Kunst erst ein, seit es imperialistisch gesonnen war, d. h. seit die Päpste sich ebensosehr

als Nachfolger des Augustus, wie als solche des Petrus fühlten, in Rom die Überlieferung der römischen Kaiser die der christlichen Dulder zu überwinden sich anschickte. — Daraus ergibt sich dann auch die von C. Gurlitt **(2616)** behandelte Frage, was protestantische Kunst sei. Nicht um des Streites, sondern um des Friedens willen ist die Erkenntnis der konfessionellen Eigenarten von hohem Wert. — Auch die Juden **(2618—2620a)** bemühten sich, die Grundbedingungen ihres Schaffens zu ergründen. —

Der Kaiser und die Kunst **(2621—2627)**. Das Echo der Kunstreden des Kaisers und die Kritik seiner Schöpfung, der Siegesallee, hat sich in mancherlei Formen geäussert. Der Kaiser lebt in der bei Kant zu findenden Hoffnung, dass das Gefühl für das Schöne ein solches sei, das jedem angesonnen werden darf, also für alle gemeinsam sei, und dass die Kunst Gesetze habe, über die sie sich nicht hinwegsetzen dürfe. Ich kann mir wohl vorstellen, dass er in seiner unverkennbaren schönen Absicht, das Gute zu fördern, als ein Mann, der zur Erreichung seiner Ziele grosse Opfer bringt, in ein ärgerliches Staunen gerät, wenn er bemerkt, dass nur die Herren am Hof und in den Ministerien ihm gehorsamst zustimmen. Denn jeder, dem es ernster darum zu tun ist, den Kaiser in seinem eifrigen Bemühen, ein moderner Mann zu sein, zu unterstützen, würde ihm sagen: Ew. Majestät wollen geruhen, sich über den Stand der Ästhetik in den Kulturländern eingehend Vortrag halten zu lassen. Er würde daraus ersehen, dass es in schönheitlichen Fragen sehr verschiedenartige Ansichten gibt, die alle ihr gutes Recht haben. — Das, was über den Wettbewerb über das Hamburger Bismarckdenkmal **(2600)** und was sonst über neue Wege in der Bildhauerei **(2598, 2599, 2601, 2602)** gesagt wurde, bezieht sich ebenfalls vielfach auf die durch die Fertigstellung der Siegesallee angeregten Fragen. —

Die Fragen der Volkskunst **(2628—2632)** und der Kunst für das Volk wurden zurückgedrängt durch die mächtig anwachsende Bewegung für Kunsterziehung. Nicht Kunst statt Wissenschaft will Konrad Lange **(2633)** gefördert wissen, sondern Kunst und Wissenschaft. Er wehrt sich gegen den aus dem Buche „Rembrandt als Erzieher“ entnommenen Ruf, dass die Zeit der Wissenschaft dem Ende sich zuneige und das Zeitalter der Kunst anbreche, ebenso wie er sich gegen die Mahnung wehrt, die Kunst zu weit zu treiben, dem Volke durch die Kunst Ersatz für das zu bieten, was das Leben den Massen versage. Künstlerische Anregung werde in Menge dargeboten, die Fähigkeit des wirklichen künstlerischen Genusses sei aber noch zu gering, so bei den Armen wie bei den Reichen. Diese Fähigkeit zu wecken, die Mittel zu stärken, mit denen sie erzeugt wird, die Hemmnisse, die z. B. der schematische Zeichenunterricht bereitet, fortzuräumen, die Kunstanschauung zu bereichern, vor allem aber die Lehrer zur Kunsterziehung zu befähigen, ist der Zweck seiner Darlegungen. —

Über den Dresdener Tag für Kunsterziehung **(2640)** liegt eine reiche Literatur vor. Der 28. September brachte die eigentliche Arbeit: R. Ross sprach über das Kinderzimmer, Th. Fischer über das Schulgebäude. Hier setzte die Debatte erst ein, und zwar alsbald mit grosser Heftigkeit. Die Vorwürfe, die Fischer dem modernen Schulbau machte: er sei zu reich an sinnlosen architektonischen Formen und zu arm an wirklicher Kunst, an dem Behagen, das eine Stimmung hervorruft, fanden lebhaften Widerspruch. Glätter gingen die Verhandlungen über Wandschmuck (W. von Seidlitz); über das Bilderbuch (Dr. G. Pauli); über Zeichnen und Formen (C. Götze); über Handfertigkeit (Peter Jessen); Ausbildung der Lehrer in Seminaren (K. Muthesius) und Vorbildung der Lehrer auf den Universitäten (Konr. Lange). Es pflegt in der Welt so zu gehen, dass an guten Orten ausgesprochene Gedanken recht bald Gemeinbesitz werden und dass dann niemand sich gern daran erinnert, dass sie ihm nicht von Haus aus geläufig waren. Wer die Kunsterziehungsfrage geschichtlich studieren will, wird daher gut tun nachzulesen, was der Dresdener Oberbürgermeister Beutler meinte, es sei schon alles geschehen, was möglich sei, wie der Berliner Schulinspektor Paul von Gizycki so prächtig bekundete, dass er die Fragen, die er besprach, nicht versteht; und wie der Rektor Köhler aus Breslau seine Kunstblindheit ausdrücklich zu bestätigen sich getrieben fühlte. Zusammenfassend besprachen die ganze Sachlage Konrad Lange in der einleitenden Rede über das Wesen der künstlerischen Erziehung, deren Inhalt sich mit dem eben **(2633)** erwähnten Buche im wesentlichen deckt, und A. Lichtwark in seinen prächtigen Darlegungen über die Deutschen der Zukunft, indem er darauf hinwies, wie sehr uns das Gefühl der in sich selbst begründeten Würde als Grundlage einer höheren Kultur verloren gegangen ist: Jene Fähigkeit des einzelnen, jederzeit das ihm Angemessene zu tun und zu unterlassen, an jedem Ort, wohin ihn Mut und Schicksal gestellt haben, das höchste Mass seines Willens und seiner Kraft zu entfalten. Und als Beispiele für die Stände, die sich ihrer Ehre bewusst sind, stellte Lichtwark den deutschen Professor

und den deutschen Offizier hin, im Gegensatz zu jenen ungezählten Existenzen, die allezeit als etwas anderes scheinen wollen, als sie sind. Dass dieser Tag weite Kreise ziehen werde, war vorauszusehen. Die Zustimmung war allgemein, das Wort „Kunsterziehung" begann Mode zu werden. Beherzigen aber soll man des Bildhauers H. Obrist Rede, der davor warnte, die Kunst nun in eine Schulmethodik zwängen zu wollen: Er sah die furchtbare Gefahr des Verekelns der Kunst durch die Kunsterziehung in tausendfacher Qualität auf die Jugend losstürmen, jenes Verekelns, wie der Literaturunterricht es mit der Dichtung fertig gebracht hat. — In einem ähnlichen Sinne hatte schon L. Kämmerer (2645) warnend „im Sinne zahlreicher Kunstfreunde" seine Bedenken gegen die in Dresden angestrebten erzieherischen Absichten geäussert: Er fürchtet das zu viel, namentlich aber die Ablehnung der historischen Kunstbetrachtung, die doch erhebliche Erfolge für sich habe; er empfiehlt, statt an die Volksschule, sich zunächst an die gebildeten Klassen zu wenden: Kunstsinn lasse sich nicht lehren, er sei allezeit bei den wenigen gewesen. —

In den Fragen der Kunstpflege lenkt sich der Blick auf Hamburg. In 3. Auflage erschienen die „Versuche und Ergebnisse der Lehrervereinigung für die Pflege der künstlerischen Bildung" (2652), ein Beweis dafür, wie kräftig die Bestrebungen wirkten, namentlich die Volksschullehrer für den jungen Gedanken zu gewinnen. Es ist eine Freude zu sehen, dass gerade bei diesen der Mut und die Klarheit am Fortschreiten lebendig geworden sind, zweifellos mehr als in den eigentlich wissenschaftlichen Kreisen, denen die Gelehrsamkeit und die einseitige Verstandesbildung den Blick umnebelt. Da zeigt sich recht deutlich, dass die künstlerische Erziehung zunächst sich durchzukämpfen hat gegen die wissenschaftliche, ehe sie mit dieser vereint weiter schreiten kann. Sie muss sich erst ihr Recht und die volle Anerkennung erfochten haben. — Die Bestrebungen, das künstlerische Verständnis der Massen zu beleben, haben in A. Lichtwark (2654—57) und P. Schultze-Naumburg (2658) wohl ihre stärksten Stützen gefunden. Die wiederholten Auflagen ihrer Bücher geben dafür Kunde. — Aber auch sonst sieht man neue Kräfte eingreifen, und zwar, was besonders erfreulich, auch solche, die nicht berufsmässig sich mit Erziehung befassen. Als Festgabe für die Teilnehmer der allgemeinen deutschen Lehrerversammlung in Chemnitz 1902 liess A. Thiele (2660) eine Fortsetzung seiner früher besprochenen Flugschrift „Hinauf zur bildenden Kunst" folgen. Dem Chemnitzer Juristen ist es ernstlich um die Kunst in der Provinz zu tun. Er klagt über die aufsaugende Kraft der Grossstädte und sucht nach den Mitteln, wie auch die kleine Stadt mit künstlerischem Leben zu erfüllen sei. Seine Vorschläge sind beachtenswert: Kunst soll, wenn auch nur in bescheidenen Werken vorgeführt, dann aber auch zu ihr hingeführt werden. Immer wieder weist dies auf die Schule, als Erziehungsstätte für ein erhöhtes Leben. — Die Kunstpflege in Posen ist ein Thema, das über das erzieherische in das nationale Gebiet hinübergreift. Dort ist, wie G. Minde-Pouet (2661) erklärt, von all den Bestrebungen noch herzlich wenig zu spüren. Er zählt die Mittel auf, durch die die Deutschen der Provinz Förderung zu schaffen versuchen, bespricht die Erfolge der einzelnen Vorgänge, die Autorität der Behörden, die Aufgaben der „Deutschen Gesellschaft für Kunst und Wissenschaft" und des Provinzialmuseums. Sein Buch ist ein Arbeitsprogramm, dessen Grösse tatkräftige Männer zum vollen Einsetzen ihrer Kraft locken soll. — Neben den trefflichen, von lebhafter Liebe zur deutschen Landschaft beseelten Arbeiten von R. Mielke (2662—63) ist wieder ein besonders reizvolles Werk der 2. Band von P. Schultze-Naumburg (2664) „Gärten" in seinem eifrigen und wirksamen Ankämpfen gegen alles Aufdringliche, Protzenhafte, auf den Schein Berechnete und in dem Hinweis auf jene Zeit, wo das Gesetz, dass bei allem Architektonischen die würdige Zweckerfüllung Grundlage des Schönen sei, noch nicht erkannt und daher auch nicht zur Phrase geworden sei. Denn die eigentlich klärende Erkenntnis ist, dass das Theoretisieren der grösste Fehler der Zeit ist, und dass dort, wo die Theorie nicht erkannt wird, ihre künstlerischen Forderungen leichter in Erfüllung gehen. Die Unbefangenheit macht schöpferisch! —

Kunst und Schule. Die Kunst in die Schule zu tragen, ist das Ziel von manchem Aufsatz. Der Dresdener Tag hat auch hier stark anregend gewirkt. Die sonst so beliebte Verwechslung zwischen Kunst und Kunstgeschichte tritt nicht mehr so häufig hervor. Man erkennt auch mehr und mehr, dass die Kunst nicht ein neuer Lehrgegenstand sein soll, für den im Lehrplan hier und da mit Mühe ein paar Stunden freigemacht werden, sondern dass es sich um eine Durchdringung des Geistes mit künstlerischer Auffassung im Sinne des „Rembrandt-Deutschen" handelt. Das ist freilich eine Sache, der die meisten Pädagogen als einem Rätsel gegenüberstehen: Sie sehen da nur eine Phrase, sie sehen nur einen Angriff gegen die Wissenschaft, sie wittern einen ihnen feindseligen Lufthauch. Denn mit Recht erkennen sie, dass dieser Geist nicht durch pflichtmässigen

Gehorsam gegen die vorgesetzte Behörde und gegen Regulative zu erlangen ist, ja dass er vielen von ihnen, die auf ihre Lehrmethode so stolz sind, niemals zugänglich sein wird: Und es ist so schwer, die eigene Unzulänglichkeit zu erkennen; es liegt so viel näher, den Massstab zu verwerfen, an dem sie zu ermessen ist. Immer noch dürfte das Buch von M. Spanier (2678), das in 3. Auflage vorliegt, die Ziele am besten kennzeichnen. — Doch darf ich wohl auch hier auf das Eingreifen meines Bruders Ludwig Gurlitt (2666) hinweisen, als auf einen der nicht eben zahlreichen Altphilologen, der weiss, was Kunst ist und wie man dazu kommt, ihren bildenden Einfluss an sich zu spüren. Der Wege, die er vorschlägt, um die Kunst dem Gymnasium zuzuführen, sind recht viele. Aber das Gymnasium, so wie es ist, scheint nur um deswillen wenig befähigt, sie mit Erfolg zu wandeln, weil es die Lehrer nicht besitzt, die selbst in Kunst leben. Und nur von dem, an dem man selbst Überfluss hat, kann man auf die Dauer abgeben. Der Anschauungsunterricht ist selten ein Ersatz für die Anschauung selbst, das Wort ein ungenügendes Hilfsmittel. Auch ich lehre Kunstbetrachtung und Kunstgeschichte, indem ich den Studierenden der Hochbauabteilung der technischen Hochschule die Entwicklung der architektonischen Formen vortrage. Auch für diesen Unterricht gibt es im Buchhandel ein reiches Anschauungsmaterial. Andere Lehrer meines Fachs lassen sich auf Tafeln in grossem Massstabe Bauten aufzeichnen und weisen diese Tafeln vor; wieder andere benutzen das Skioptikon. Ich bin dabei geblieben, im Kolleg selbst die besprochenen Bauten an die Tafel zu skizzieren. Dabei „verhaue“ ich mich oft genug in den Verhältnissen. Aber ich meine, dass es lehrreicher ist, selbst in flüchtigen Strichen gegebene Kunst entstehen zu sehen und das Entstandene nachzuzeichnen, als der Anblick einer weit besseren, aber der individuellen Wirkung entbehrenden Abbildung. Dies Zeichnen an der Tafel kostet wohl manchen Tropfen Schweiss. Doch ich hoffe, dass er nicht erfolglos rinnt. — Einen Weg, durch Anschauung den Unterricht künstlerisch zu gestalten, weist A. Seemann (2675—76), der literarisch vielfach tätige Besitzer der bekannten Leipziger Verlagsfirma, indem er auf seine „Wandbilder“ hinweist. Diese sind ein Beweis dafür, dass er schon seit lange dem Gedanken nachgeht, den er hier mit Geschmack entwickelt. —

Die Kunst im Leben des Kindes zu betrachten ist ein weiteres Ziel. Der Weg der ästhetischen Untersuchungsweise führte dahin: Einst suchte die Ästhetik ihre Beleggründe und Beobachtungen lediglich am Vollkommenen in der Kunst zu machen. Die Kunstgeschichte erweiterte ihren Blick auf die verschiedenartigsten Erscheinungen, Semper lenkte sie auf die bisher verachteten Erzeugnisse der Kleinkunst: Nun setzt die Untersuchung bei den Uranfängen der Kunst ein, bei den vorgeschichtlichen und bei den kulturarmen Völkern wie beim Kinde, zumeist nach nordamerikanischem Vorgange. Die ersten kindlichen Zeichenversuche finden aufmerksame Beobachter, indem aus diesen (2679—82) der Vorgang des künstlerischen Sehens und Auffassens erklärt wird. Und aus diesem wieder wird darauf hingewiesen, welche Art der von Erwachsenen geschaffenen Kunst dem Kinde am angemessensten ist (2690—92). —

Hinsichtlich der Gesamtdarstellungen der Kunstgeschichte bin ich Partei, da ich selbst eine solche schrieb. Zum Glück habe ich auch hier nur über Teile dieser Bücher zu sprechen, nämlich über jene, die das Gebiet der Jahresberichte berühren. Über mein eigenes Buch (2699) zu berichten, ist nicht meine Absicht. Ich kann nur wiederholen, was ich in der Vorrede sagte, nämlich dass ich versuchte, über die Dinge in der modernen Kunstgeschichte, in die tiefer einzudringen mir das überreiche Stoffgebiet gestattete, nach eigenen Anschauungen zu urteilen. Man wird mir nicht absichtliche Eigenbrödelei vorwerfen können und hat dies auch nicht getan. Aber ich meine, dass ein endgültiges Urteil noch nirgends in Kunstdingen gefällt ist und dass das Schreiben einer Kunstgeschichte einerseits sein kann ein Aussuchen der dem Schreibenden angemessensten Auffassung der Dinge, also ein Zusammentragen des nach seiner Ansicht Besten, was an Gedanken über die Kunst vorliegt; dadurch kommt man zu einer sehr löblichen, wichtigen Arbeit, die vielleicht auch auf lexikalischem Wege sich zusammenstellen liesse. Der Wert der allgemeinen Kunstgeschichte liegt aber nicht zu kleinem Teil in der Darstellung der Übergänge zwischen den in ihrer historischen Behandlung weiter fortgeschrittenen Gebieten und in der Ausfüllung der Lücken zwischen diesen, damit die Kette der Entwicklung sich völlig schliesse. Da ergab sich denn für mich die Notwendigkeit, von der üblichen Teilung der Kunstgeschichte abzuweichen: Denn diese drängt dazu, das zusammenzufassen, was sich an die ragenden Gipfel anschliesst: Die Kunstgeschichte erscheint als eine Folge von Einzelerscheinungen in gewissen Zeiten und Völkern. Trennende Täler scheiden die Höhen in deutlich erkennbarer Weise. So aber vollzog sich die Entwicklung nicht. In jeder ist ein Rest des Vorhergehenden und ein Anfang des Kommenden. Die grossen Meister sind nicht der Mittelpunkt, sondern ihr Wirken ist die Grenze zwischen zwei Zeiten. Sie stehen mit ihren Anfängen in der

alten, mit ihren Ausgängen in der durch sie bedingten neuen Zeit. Die ganz Grossen sind oft in ihrem Wandel Ausgang und Eingang in mehrere Perioden. Will man sie als solche schildern, so kommt man in Widerspruch mit der bestehenden Kunstgeschichte, in der das Nationale und Biographische eine so grosse Rolle spielt. Dann muss man sich schon dazu bequemen, seine eigene Stellung zu den Dingen zu nehmen, ob diese nun anderen gefalle oder nicht. — Mir behagen daher auch jene Bücher besonders, in denen nicht nach der Zustimmung aller gesucht wird. A. Fähs (2703) Kunstgeschichte, die gewiss kein Meisterstück ist, erschien in 2. Auflage, nun als Lieferungswerk. An ihr ist nur die ausgesprochen katholische Richtung beachtenswert oder doch die Art, wie diese sich geltend zu machen sucht. — Viel wertvoller als die Fähsche ist die zweite vom katholischen Standpunkt geschriebene Arbeit, die des Benediktinermönches Albert Kuhn (2705). Hier zeigt sich eine erfreuliche Befähigung, auch in dem nicht Kirchlichen das Christlich-Religiöse zu erkennen. Man lese, was er über Rembrandt sagt (S. 956). Auch erscheint er dem Barock gegenüber weitsichtiger. Wenngleich es ihm unverkennbar schwer wird, sich vom Missverstehen evangelischer Anschauungen fern zu halten, so erkennt er doch, dass die katholischen Barockbauten namentlich Süddeutschlands Kunstschöpfungen allerersten Ranges sind, die keinerlei bedauernder Entschuldigung deshalb bedürfen, weil sie eben Barock sind. Auch die deutsche Plastik des 16.–18. Jahrhunderts erhält eine geschichtliche und illustrative Durchbildung, die den Abschnitt höchst wertvoll macht. Es sei mir verziehen, wenn ich auch hier auf die Behandlung der kirchlichen Kunst besonders die Aufmerksamkeit richte, zu der ich 25 Jahre früher den Grund zu legen half: Wenn K. mit Recht meine damalige falsche Auffassung vom agitativen Wesen der kirchlichen Barockkunst ablehnt, so hätte er wohl einen Ton mehr zur Anerkennung der protestantischen Kirchenkunst finden können. Das Kapitel ist ärmer als die Anlage des Buches es fordert. Mein Witz, dass unter Umständen der Prediger auf der Kanzel „wie der Kuckuck an der Schwarzwälder Uhr“ erscheine, hat durch Wiederholung wohl nicht gewonnen, zumal wenn er losgetrennt ist von der Hauptsache, der Anerkennung der gewaltigen künstlerischen Leistung, die im Ausgestalten des rein protestantischen Kirchengebäudes liegt. Hier zeigt sich eine Rücksichtnahme gegen konfessionelle Anschauungen, die vielleicht in der Widmung des Buches an den Papst, nicht aber in der wissenschaftlichen Erkenntnis K.s begründet ist. Es gefällt ihm, mich wegen meiner „Objektivität“ zu loben, mit der ich Schönes anerkenne, von welcher Grundanschauung aus es auch geschaffen sei. Aber er begnügt sich mit dem Lobe, das von ihm fremder Seite Geschaffene nicht absichtlich verschwiegen zu haben: Er kann jedoch nicht davon reden, ohne ihm ein herabsetzendes Wort anzuhängen. Es mag schwierig sein, für die Kreise, für die das Buch berechnet ist, anders zu schreiben. Aber ein völlig ehrliches Buch hätte die Pflicht gehabt, diese Schwierigkeit offen zu überwinden, und wäre es durch das Zugeständnis, hier nicht rein sachlich urteilen zu können. — In Gegensatz zu den katholischen Schilderungen der allgemeinen Kunstgeschichte stehen jene zwei, die vom evangelischen Standpunkt ausgehen. Eine solche bietet zunächst E. Gradmann (2711), als Landeskonservator der Nachfolger von N. Paulus. Er führt seine Arbeit als eine Geschichte der christlichen Kunst, nicht als eine Kunstgeschichte der christlichen Zeit und Welt ein. Hier richtet sich das Augenmerk wieder auf die Teile, die in das Berichtsgebiet gehören, also auf die Zeit nach Luther. Auf diese fallen von den 600 Textseiten des Buches nur die letzten 75. Da es sich um einen protestantischen Schriftsteller handelt, ist dies ein Zeichen, dass die alte romantische Auffassung vom Wesen christlicher Kunst noch nicht überwunden ist. Christliche Malerei ist auch für G. jene, die biblische oder christlich-allegorische Dinge darstellt: Das Wesen Rembrandts ist nur halb verstanden und auch das Dürers: Die „Idee“ beherrscht das kunstgeschichtliche Urteil, nicht die Erkenntnis des veränderten Auffassens der Schöpfung, der Durchgottung der Welt. Die Dinge lagen tiefer, als G. sie zu erfassen vermochte. — Ähnlich verhält es sich mit dem Werke von R. Bürkner (2712). Die Aufmerksamkeit der evangelischen Kunsthistoriker hätte sich meines Ermessens auf andere Dinge zu richten, wie etwa die des F. X. Kraus (2713) und der anderen Katholiken. Diesen ist katholisch und christlich eins, und sie haben wohl auch ein Recht zu dieser Anschauung. Die Evangelischen nennen sich Vertreter der aus dem Katholischen ins Christliche zurückgeführten Kirche. Sie sollten die daraus sich ergebenden Folgerungen ziehen. Ihre Aufgabe wäre, mit klarem, von Hass freiem Blick zu sondern, was an der vorlutherischen Kunst katholisch und was christlich ist, wie dies die Religionsgeschichte hinsichtlich der Lehre tut. Aber mit der Ausrede, dass die evangelische Kirche das ganze Erbe der katholischen anzutreten berechtigt sei, ist nichts getan. Mag sie es antreten — sie sitzt zu Unrecht drin, denn all das, was das Mittelalter schuf, ist geistig nicht ihr eigen, oder doch sehr vieles davon. Bürkner ist wohl bemüht, zu sondern und das echt Evangelische hervorzuheben.



Aber ihn erdrückt die Wucht des Katholischen; ihn erdrückt vor allem die jetzt herrschende Kunstgeschichte, die eine Geschichte der Künstler und eine Geschichte der künstlerischen Formen, nicht aber eine Geschichte der die Kunst treibenden Gedanken ist. Luther kam nicht über Nacht, aus dem Leeren: Er hat seine Vorläufer, seine Bahnbrecher. Seine Gedanken rückwärts auf ihre Quellen zu verfolgen, sind die Theologen eifrig bemüht. Sie erkennen, dass der im Sinne der Reformation „lautere" Glaube in den verschiedensten Zeiten, wenn auch manchmal nicht in voller Reinheit, hervortrat. Dort wo dies der Fall ist, da sitzt das evangelische Erbe: Es ist nicht leicht zu unterscheiden vom Katholischen: aber es ist nicht eines mit diesem. Eine Kunstgeschichte vom evangelischen Standpunkt muss ein Mann der Kirchengeschichte, vielleicht ein Kenner der Geschichte der mittelalterlichen Sekten schreiben Sie würde klärend wirken, selbst wenn sie sehr einseitig, sehr parteiisch behandelt wäre. Sie würde erweisen, wie oft die Kunst sich auch im Mittelalter als eine nicht kirchliche Macht zeigte: nämlich als eine Volkskraft, gegen die das dogmatische Rom sich, als gegen etwas Feindseliges, zu wehren hatte. —

Sammelwerke. Das Anschauungsmaterial wächst nach doppelter Richtung: Zunächst dadurch, dass die Verlagsbuchhandlung E. A. Seemann in der Sammlung „Alte Meister" **(2714)** farbige Reproduktionen bietet. Diese sind zumeist in der rühmlichst bekannten Kunstanstalt von Römmler & Jonas in Dresden im photographischen Dreifarbendruck hergestellt und zeigen dort die besten Erfolge, wo der Massstab zwischen Original und Reproduktion nicht zu verschieden ist. — In anderer Richtung, hinsichtlich der Billigkeit, bieten die vom Kunstwart herausgegebenen „Musterbilder für das deutsche Haus" **(2716)** Hervorragendes, zumal hier keineswegs das sonst so leicht sich einstellende Begleitwort von „billig und schlecht" anwendbar ist: Im Gegenteil, es handelt sich um kräftige, klare Wiedergaben der Originale, deren kunsterzieherischer Wert nicht zu unterschätzen ist. — Wiegen hier die kunsterzieherischen Absichten vor, so in der Sammlung der „Hauptblätter der graphischen Kunst des 15.—18. Jahrhunderts" **(2717)** mehr kunstgeschichtliche: Es ist in einer Reihe von 100 Reproduktionen ein gutes Übersichtsmaterial über die Geschichte der vervielfältigenden Kunst gegeben, das für den Lehrer der Kunstgeschichte ausreicht, um seine Schüler in das hier behandelte Gebiet nach technischer und künstlerischer Seite einzuführen. — Eine interessante Zusammenstellung bot die G. Hirthsche Sammlung „Der schöne Mensch in der Kunst aller Zeiten" **(2718)**, in der in eindringlicher Weise die wechselnde Auffassung des Menschenideales an zum Teil völlig realistischen Bildwerken zur Darstellung kommt: Das Ganze eine Lehre vom Wechsel der Schönheitsbegriffe, wie sie sich eindringlicher und klarer nicht wohl zusammenfassen lässt: Denn der Mensch blieb zu allen Zeiten ungefähr derselbe; wie verschieden aber gestalten die Zeiten sein Bild, gerade dort, wo sie im einzelnen die vollkommene Bildung darzustellen versuchen; wo also die besondere Erscheinung verallgemeinert und zum Bilde der Menschheit erweitert werden soll. —

Geschichte einzelner Kunstgebiete. Das Thema, den Anteil der Frauen an der Kunst zu schildern, ist verlockend. Dass G. Falk **(2719)** es bezwungen habe, ist leider nicht zu berichten. Nicht minder anfechtbar ist der Weg, den er ihnen weist: Sie sollen zu dem einzig sicheren Pfade, zur antiken Schönheit zurückkehren. Diese Basis entspreche allein ihrem Ich, von ihr heraus werden die Frauen der durch Männerherrschaft herabgekommenen Welt die verloren geglaubten Ideale wieder aufrichten. Eine wunderliche Kunde, die ein halbes Jahrhundert zu spät erklingt, um geglaubt werden zu können! — Das Gegenstück zu diesem Versuche, den schaffenden Anteil der Frauen an der Kunst darzustellen, bot E. Heyck **(2720)** in der Behandlung der Frau als Gegenstand der Kunst: Ich halte ein solches Thema nicht eben für glücklich, es müsste denn mit einer ganz ungewöhnlichen Tiefe behandelt werden. —

Bibliographisches, Lexikalisches, Jahrbücher, Zeitschriften. Die internationale Bibliographie der Kunstwissenschaft, die seit dem Berichtsjahr A. L. Jellinek **(2726)** herausgibt, war ein entschiedenes Bedürfnis, da die sonst erscheinenden verwandten Arbeiten oft nicht ausreichten: so die im Repertorium für Kunstwissenschaft und an anderen Orten. Vollständigkeit der Nachweise ist nur insoweit angestrebt, als es sich nicht um ephemere und vollkommen unbedeutende Publikationen handelt. Aufsätze aus Tageblättern sind berücksichtigt, ausgenommen blosse Ausstellungsberichte, wenn diese nicht neue Gesichtspunkte, Mitteilung unbekannter Tatsachen oder bemerkenswerte Einzelcharakteristiken bringen. Verweise sind überall gegeben, wo eine Publikation mehrere Gebiete gleichmässig berührt. — Dass die seit Jahrzehnten in Stillstand gekommenen Bestrebungen auf Herstellung örtlicher Künstlerlexika wieder für das deutsch-österreichische **(2727)** und für das schweizerische Gebiet **(2728)** in Fluss kamen, ist durchaus erfreulich. Es wird

in der Kunstgeschichte jetzt so viel mit „Geist“ gearbeitet, so viel Urteil als objektive Leistung ausgegeben — beides Dinge, von denen das folgende Geschlecht meistens herzlich wenig hat, — dass es erfreulich anmutet, wieder Männer an der stetigen Pflugarbeit im Felde der Wissenschaft anzutreffen! — Das „Jahrbuch der bildenden Kunst“ (2729) will Bericht erstatten über das Kunstschaffen des Jahres 1901, es will dabei bedeutsame Werke des Jahres zur Anschauung bringen, und zwar in Proben verschiedener reproduzierender Künste. Besprochen werden die Kunstausstellungen des Jahres, die Denkmäler des Jahres von Fritz Schumacher, die Denkmalpflege von A. von Oechelhäuser, die graphischen Künste von M. Lehrs, Rich. Graul, W. von Seidlitz usw., sowie manche andere Erscheinungen des Jahres. — Von den Kunstzeitschriften sind hier nur einige aufgeführt: Ihre Zahl ist leider eine so grosse, dass es immer schwerer fällt, einen Überblick zu gewinnen. —

Malerei: Renaissance. Die Dresdener Cranach-Ausstellung zeigt ihre Nachwirkungen in erneuter Beschäftigung mit dem Meister. R. Muthers (2736, 2736a) Heftchen in der „Kunst“ ist wieder in bestechender Weise geschrieben, es schildert den Künstler in seinem noch halb mittelalterlichen Wesen und kennzeichnet dabei auch den Kreis, in dem er sich befand. Dem Verfasser ist in Cranach nicht der Maler der Reformation, sondern der deutsche Märchenerzähler, der Schilderer der deutschen Waldnatur wertvoll. Er gilt ihm als der Kindermaler, als der liebenswürdige Freund der kleinen Backfischchen, denen er irgend einen Heiligennamen beilegt, als der Kenner des verzwickten, derben, knorrigen, struppigen Deutschen jener Zeit. M. schildert das Wittenberg jener Zeit als die verknöcherte kleine Residenz, in der ein Weltmann wie Holbein sein Leben nicht hätte versimpeln können, er schildert den öden bleiernen Mechanismus des kleinbürgerlichen Gemeinwesens. Und er hat gewiss recht, von seinem Standpunkte aus. — Gleichzeitig veröffentlichte ich mein Heft „Die Lutherstadt Wittenberg“ (2755), ohne Kenntnis von Muthers Arbeit zu haben. Mir war Wittenberg die Stadt, in der einer der weitblickendsten Staatsmänner jener Zeit lebte, Friedrich der Weise, in der die verwickeltste Politik getrieben wurde, in der die ersten italienischen Kunsteinflüsse auf Dürer wirkten, in der ein Luther seine weltbewegenden Worte schrieb und redete, in der Melanchthon und zahlreiche andere eigenartige Männer in ihrer Weise wirkten und schufen, jeder eine scharf sich abhebende Sondergestalt, eine Stadt, um die der geschäftige Geist der Zeitphantasie die Sagen von Hamlet und Faust flocht — und ich hatte dabei den Eindruck, als seien unsere modernen Grossstädte gegen dies Wittenberg Luthers langweilige, verknöcherte Philisternester, als sei der weltmännische Zug, der an ihnen Muther blendet, öder bleierner Mechanismus, und als habe in dem kleinbürgerlichen Gemeinwesen eine Grösse gesteckt, mit deren Abglanz wir heute noch die trüben Tage unserer Millionenstädte erhellen. Die Ruhe dort scheint mir die wahre Vornehmheit, nicht der Lärm von heute. Denn die Ruhe dort war Ausdruck höchsten Lebens, und die Geschäftigkeit von heute scheint mir nur Ausdruck der inneren Verarmung. Wenn ich Muther von seinem Standpunkt recht gab, so möchte ich doch meinen nicht verlassen. — Umfangreich ist wieder die Dürerliteratur, doch habe ich in dieser, soweit sie mir vorlag, etwas Bedeutendes nicht gefunden. Erwähnt seien die beiden Publikationen nach Dürerschen Werken (2748, 2749), die sich zur Anschaffung für den Kunstunterricht eignen. — Auch das Neue in der Holbein-Literatur (2750—53) scheint mir, soweit ich es sah, mehr in die Breite als in die Tiefe zu wirken. —

Soweit ich die Literatur über die klassische und romantische Zeit durchzusehen Gelegenheit hatte, ist hierbei nicht eben viel herausgekommen. Die Dissertationen von Helene Stöcker (2759) und K. D. Jessen (2763) habe ich nicht gesehen. Letztere, die sich mit Heinses Ardinghello beschäftigt, ist jedenfalls schon des Themas wegen beachtenswert. — Zumeist lenkte äussere Veranlassung die Aufmerksamkeit auf einzelne Künstler: so die Hundertjahrfeier seines Todes auf D. Chodowiecki (2764 - 66), die Goethestudien auf Preller (2771), den römischen Kreis (2773—74) und andere. — Eine eingehendere Arbeit über Otto Runge, den neu Entdeckten, lieferte Franz Schultz (2776), der dabei auf eine zu erwartende Monographie von Lichtwark verweist. — Auch die Düsseldorfer tauchen aus der Vergessenheit wieder auf. Die Veröffentlichung von Briefen J. Schnorrs von Carolsfeld (2782) wurde fortgesetzt: es sind trockene Tagesberichte, die wohl nur für die Lokalgeschichte Wert haben. — Schwinds hundertsten Geburtstag feierte der Kunstwart durch die Veröffentlichung einer Schwind-Mappe (2785). — Ausser ihm waren L. Richter (2786—89), A. Rethel (2790—93) und A. Feuerbach (2794—95) Gegenstand der Besprechung; mehrere Federn beschäftigten sich mit Adalb. Stifter als Maler (2796—99). —

Neuere Malerei: Allgemeines. Das anonym erschienene Büchlein „Entwicklung der Malerei in Deutschland im 19. Jahrhundert“ (2801) ist eine geschickte Zusammenstellung aus meiner Geschichte der Kunst des 19. Jahrhunderts in Deutsch-

land und aus einigen anderen Büchern, sehr wohl geeignet, eine rasche Übersicht über das behandelte Gebiet zu schaffen. — Ebenso bietet E. A. Seemanns Sammlung farbiger Nachbildungen moderner Kunstwerke (2803) ein gutes Anschauungsmaterial. Hinsichtlich der Durchführung seiner Absichten ist auf das bei 2717 Gesagte hinzuweisen. —

Essaysammlungen. In das Buch über Adolf Bayersdorfers Leben und Schriften (2804) teilten sich Hans Mackowsky, Wilhelm Weigand und Aug. Pauly. Ersterer schrieb die Würdigung des Kunstforschers und Ästhetikers. Es ist insofern eine nicht leichte Arbeit gewesen, als die tatsächliche Nachlassenschaft nicht sehr gross ist: auf rund 200 Seiten ist alles wiedergegeben, was er an Arbeiten über Kunst drucken liess. In das Gebiet der Jahresberichte fällt davon nur weniges: die Besprechung der Münchener Kunstausstellung von 1869, der Aufsatz über Courbet von 1872, in dem er diesem damals in Frankreich Geächteten gerecht wurde, der Aufsatz über Oberländer von 1888 und über Rottmann von 1873. Endlich die Besprechung der neuen Kunstbestrebungen in München von 1874, in der er auf Böcklin, Viktor Müller und Anselm Feuerbach und auf den erneuten französischen Einfluss hinwies, im Gegensatz zu der Bildermacherei, wie sie an den Akademien in ungestörter Harmlosigkeit sich vollzogen. Wer heute die Aufsätze liest, wird mancherlei an ihnen abzulehnen haben. Er wird sehen, dass auch der Gefeierte aus seiner Zeit heraus urteilte und dass auch er nicht einmal für die nächstkommende Entwicklung ein völlig zutreffendes Horoskop zu stellen wusste. Aber dem geschichtlich Denkenden, dem, der das allgemeine Urteil jener Zeit mit dem Bayersdorfers zu vergleichen versteht, wird wohl klar, welchen Einfluss der eigenartige Mann auf seine Umgebung gewinnen musste, die er in so mancher Weise überragte. Denn er war ein Mann von selbständigem Denken und Empfinden. — J. Norden (2809) sammelte eine Anzahl von Aufsätzen, die in den Vorjahren erschienen. Es sind Berichte über Atelierbesuche: bei Menzel, A. von Werner, M. Liebermann, R. Begas, L. Knaus, M. Kruse, F. Skarbina, Melchior Lechter, Eug. Bracht und Lesser Ury. Manchen Zug wird der Historiker zur Schilderung des Gesamtbildes dieser Künstler brauchen können, da es sich um tatsächliche Beobachtungen handelt, um echte Interviewarbeit. — Unter dem Titel „Würdigungen“ fasst H. Rosenhagen (2810) Aufsätze über Chodowiecki, Menzel, Knaus, Leibl, Trübner, Piglhein und Böcklin zusammen, die bei bestimmten Gelegenheiten entstanden. Sie sollen nicht objektiv sein, sondern Nachklänge der Empfindungen, die die Übersicht über das Lebenswerk des Meisters auf ihn ausübte. Einzelne sind schon vor vielen Jahren entstanden und auch in den früheren Berichten schon erwähnt, andere, wie der auf Böcklins Tod, sind neu entstanden. Alle sind gut geschrieben: aber wenn die Stärke der Kritik in der Stärke der kritisierenden Persönlichkeit liegt, so sieht man den Zweck des Neudruckes nicht recht ein. Wäre R. Künstler und würde er aufgefordert, über sich selbst zu schreiben — ich traue ihm Geschmack genug zu, dass er dies höflich ablehnte. Denn ich sehe da trotz der Berufung auf Subjektivität nur wenig Eigenartiges. Wer mit ihm auf gleichem Kunststandpunkt steht — und das ist die unbedingte Mehrzahl aller kritischen Federn —, wird ihm völlig zustimmen: er sagt, was die anderen auch meinen, wenn er es auch vielleicht feuilletonistisch geschickter hervorbringt, als die Mehrzahl der allzuvielen in der Kunstkritik. —

Kunstleben in den deutschen Städten. Unter den Schriften, die einzelne deutsche Städte als Kunststätten behandeln, seien zunächst die immer beliebter werdenden Monographien herausgehoben, und zwar über Berlin (2813) und Danzig (2815); dann jene, die zu bestimmten festlichen Tagen entstanden: Bremen (2814), Hamburg (2819a), Nürnberg (2822—23), alle drei im Anschluss an Jubiläen der dortigen Museen. — Seit das Wort gefunden ist, die Kunst solle bodenständig sein, mehren sich natürlich die Untersuchungen des Bodens. Es wird dabei freilich ausgiebig mit Phrasen gearbeitet. Geschichtlich beachtenswert ist der von München ausgehende Schmerzensschrei (2821), der den Niedergang der bayerischen Hauptstadt als Kunststätte behandelt: Dieser liegt wohl viel mehr in dem Aufblühen anderer Städte, also in der Verringerung des Unterschiedes, des Vorsprunges Münchens. Das Geschrei vom Niedergang Münchens hat auch lediglich die nervöse Kritik erhoben: sie fand nicht genug zum Verreissen oder Anhimmeln. Die Herren, deren Jahresaufgabe ist, in den Hauptausstellungen Europas alle Jahre etwa 10—20000 Kunstwerke zu „würdigen“, werden leicht abgespannt. Kommt dann keiner daher, der sie entschieden aufstachelt, so fühlen sie sich unglücklich, zwecklos: Da lässt sich ja nichts Neues sagen. Sie stehen vor einer für sie brotlosen Kunst und jammern über den Rückgang. —

Einzelne Persönlichkeiten: Ältere Gruppe. Die mächtige literarische Welle, die Böcklins Tod erzeugte, warf eine Menge von kleineren Schriften auf. Sie alle zu besprechen, kann nicht der Zweck dieser Zeilen sein. In zweiter Auflage erschienen die Bücher von G. Floerke (2826) und R. Schick (2827). In der Ablehnung des Floerkeschen Buches, aus dem man wieder einmal sehen kann,

dass der Kammerdiener nicht der Mann ist, der den Helden am besten kennt, wie ich sie im letzten Berichte aussprach, stehe ich nicht allein (2845). — Von Wert für den zukünftigen Biographen dürften einige der Erinnerungen sein. So an den Florentiner Gastwirt, bei dem Böcklin verkehrte (2828). — R. Begas (2829) schildert vor allem Böcklin als den Mann mit dem weissen, scharfen Falkenauge und „dem phonographisch angelegten Gehirn", in dem er seine Beobachtungen „verstaute", um sie gelegentlich zu verwerten. Er nennt sich mit eisernen Klammern an Böcklin gefesselt und sagt, alle seine späteren Arbeiten seien unter geistiger Übereinstimmung mit Böcklin geschaffen: denn ein wahrer Künstler arbeitet nur für sich und seine gleichgesinnten Freunde. — A. Fleiners (2830—31) Erinnerungen an Böcklin werden zu mehreren Aufsätzen ausgenutzt. Am lesenswertesten ist jener (2831), der Böcklins tiefen Abscheu gegen das moderne Franzosentum bekundet. — G. Habich (2836) schildert seine Eindrücke bei dem schwerkranken, niedergedrückten Meister bei einem Besuche am 5. Okt. 1900. — Nicht minder suchte man die Beziehungen des Meisters zu seinen verschiedenen Wohnorten und zu einzelnen Personen klarzulegen, so zu Zürich (2834), zu Basel (2846), zum Grafen Schack in München (2855), zu Gottfried Keller (2858). — Die Museen, die Böcklins Werke besitzen, rühmten sich mit Recht ihres Reichtums: Von den Münchener Bildern erschien eine Sonderausgabe (2862), die Berliner Bilder besprach der Direktor der Nationalgallerie H. von Tschudi (2863). — Die Arbeit J. Vogels (2865) entstand „in der Freude über eine glückliche Erwerbung des Leipziger Museums", das nun zwei Böcklinsche Bilder ersten Ranges besitzt: eine „Toteninsel" und die „Frühlingshymne". Bestimmt ist das Buch zur Einführung der Museumsbesucher in diese Werke. — Der Tod hat auch sonst seine Ernte gehalten: H. von Marées (2876—78), W. Leibl (2873—74), H. Sandreuter (2882—82a) wurden als Hingeschiedene geehrt, so auch des weiteren ferner L. Bockelmann (2866—67) und B. Piglhein (2881). — Monographien wurden Ed. Grützner (2871) und Menzel (2879) gewidmet. — W. Steinhausen (2883—85), als einem Nachbar Thomas (2886—87), wendet sich mehr und mehr die Aufmerksamkeit namentlich der kirchlichen Kreise zu. —

Unter den jüngeren Künstlern kommt keiner im Ansehen gegen Max Klinger auf. Der Strom der Klingerliteratur flaut noch immer nicht ab. An anderer Stelle wird von dem mächtigen Tintenstrom die Rede sein, den der Leipziger Meister durch seinen Beethoven in Bewegung setzte. L. Brieger-Wasservogel (2895) schuf sein Buch über ihn aus „heller Freude" über die Eigenart und will dem Leser zu einem eigenen Standpunkte gegenüber Klinger verhelfen. Er urteilt nicht, sondern erklärt. Er erklärt Werk für Werk seinem Inhalte, seiner Technik, seiner Anordnung nach. Offen gestanden: mich wundert's schon lange, dass Klinger sich nicht diese Zwischenmänner zwischen seiner Kunst und dem Beschauer verbittet. Denn, wenn man's genauer betrachtet, sind sie es, die die Welt auf die Schwächen von Klingers Kunst immer wieder von neuem mit der Nase stossen: auf ihre „Tiefsinnigkeit" oder richtiger auf ihr geringes Vermögen, den Gedanken in bildlicher Klarheit herauszubringen. Es werden wieder, wie zur Zeit von Cornelius und Overbeck, „Führer" geschrieben zur Ausstellung jedes Werkes, wieder bietet sich Gelegenheit, dass ein Eingeweihter dort sich breit macht, der in das Kunstwerk „einführt". Und meist sind das dieselben Leute, die laut ausrufen, die Zeit der gelehrten, der philosophischen Kunst sei vorbei! — Eigene Bücher über Klinger lieferten noch F. Servaes (2899) und der Webersche Verlag (2902), dieser durch eine bildliche Darstellung der Hauptwerke. — Wieder kann es nicht die Absicht sein, alle jene Aufsätze zu besprechen, die einzelnen Meistern gewidmet wurden. Es seien einige der grösseren und meist gut illustrierten hervorgehoben: so die Monographien und Zeitschriftenartikel über L. von Hofmann (2891), A. von Keller (2894), W. Leistikow (2905), M. Liebermann (2907), F. Stuck (2909), F. von Uhde (2915), die Worpsweder (2919). —

Die Bildnerei würde in der Liste der erschienenen Druckschriften eine recht klägliche Rolle spielen, wäre nicht Klingers „Beethoven" im Berichtsjahr fertig geworden. Ist doch die ältere Geschichte der deutschen Bildnerei immer noch ein sehr lückenhaft beschriebenes Blatt. B. Haendtkes (2926) Versuch, die sächsische Plastik des 16.—18. Jahrhunderts darzustellen, ist kaum als gelungen zu bezeichnen. Gerade von ihm erwartet man seit Jahren eine Übersicht über das Gesamtschaffen der Bildnerei seit Michelangelo, und zwar eine solche, die den Gang der Entwicklung in grossen Zügen darstellt. Dies mag er sich für sein Hauptwerk vorbehalten haben, in dem hier zu besprechenden Vorläufer hat er jedenfalls die zusammenfassenden Gesichtspunkte noch nicht aufgedeckt. — Den Reigen der Betrachtungen über Klingers Beethoven eröffnete Elsa Asenijeff (2928) mit einer kunsttechnischen Studie, die unverkennbar unter den Augen des Künstlers selbst entstand. Für den, der sich in Zukunft mit Klinger beschäftigt, ist diese manchmal etwas „harmlos" wirkende Arbeit als eine der wichtigeren zeitgenössischen Äusserungen zur Durchsicht zu empfehlen. —

Daneben sei noch P. Schumanns **(2947)** kleine Schrift als ein in gewissem Sinn offiziöses Werk erwähnt, wie endlich die Arbeit von J. Vogel **(2950)**, der als langjähriger Freund Klingers mancherlei von ihm zu berichten weiss und namentlich Aufschluss gibt über Klingers Verhältnis zu seiner Vaterstadt Leipzig. — Die grosse Menge der Aufsätze, in denen mehr oder weniger nur der Eindruck wiedergegeben wird, den die Ausstellung des Beethovendenkmals auf die verschiedenen Kritiker machte, ist hier nicht zu besprechen. Beim Lesen einiger, wie beim Betrachten des Gesamtwerkes Klingers habe ich den Eindruck, als wenn ein guter Teil der Begeisterung für ihn auch hier aus einer Quelle kommt, die meines Ermessens nicht rein künstlerisch, sondern verstandesmässig ist. Da liegt ein Zwiespalt im allgemeinen Kunsturteil unserer Zeit und im besonderen für Klinger, der zu einer Lösung drängt: Entweder muss das Urteil auf die Bevorzugung des Künstlerischen vor dem Geistigen verzichten, oder Klinger muss in der Beurteilung sinken. Denn das dritte: nämlich dass die Duldung verschiedener Kunst endlich siegreich bleibe, das zu hoffen getraue ich mich nicht. — Der Sieg Hugo Lederers im Wettbewerb um das Hamburger Bismarckdenkmal hat Aufsehen erregt. Den Preis erhielt zugleich mit ihm Architekt Schaudt. Ich wies darauf hin **(2955)**, dass nicht diese die eigentlichen Gewinnträger seien, sondern Paul Wallot und Christian Behrens, die Lehrer der beiden jungen Künstler, die Meister, die — neben Bruno Schmitz — der deutschen Denkmalkunst Grösse gelehrt haben. — K. Scheffler **(2957)** nannte das preisgekrönte Werk ein solches in Plakatstil, Propaganda-Skulptur; ihm fehle es an Poesie und geistigem Gehalt, doch rühmt auch er die Ergebnisse des Wettbewerbs im Gegensatz zu den Leistungen der Siegesallee. Er stellt die starke, in Stein gefasste Psyche als höchste Aufgabe der Skulptur hin, wie sie C. Meunier erreicht habe. Mir scheint es sich hier vor allem um die starke Fernwirkung zu handeln. Darum wäre mir Behrens' eigene, in Gemeinschaft mit Schmitz geschaffene Arbeit lieber gewesen, da ich Behrens für einen der grössten unter den Bildhauern unserer Zeit halte. Freilich hat ihn die Kritik bis heute noch nicht gefunden. Denn er hat eine ausgesprochene Eigenart, er hat mehr persönlichen Stil als irgend ein anderer Deutscher. Man sollte denken, dass dies ihn der nach Eigenart fahndenden Kritik empfehle, dass unter den brüllenden Löwen, die einen von ihnen zuerst zu proklamierenden Helden suchen, sich eine genügende Anzahl auf ihn stürze! Aber nein: Behrens' Eigenart ist nicht die, welche heute beliebt ist. Und das ist ihr Fehler. Die Kritik liebt die Eigenart, aber diese darf sich nicht von dem entfernen, was in den literarischen Cafés und in den meistbesuchten Werkstätten für berechtigte Eigenart erklärt wurde. — Ausserdem ist wenig aus dem Gebiete der Bildnerei zu berichten: Die Monographien über E. Hellmer **(2953)**, den Wiener Begas, und über A. Hildebrand **(2954)** seien noch herausgegriffen. —

Graphische Künste. Es ist ein Zeichen des übermächtig werdenden literarischen Zuges in der Kunst, dass die graphischen Künste so lebhaft hervortreten. Die Gegenwart hat diese um eine Reihe neuer Zweige bereichert. Hierüber geben ansehnliche Publikationen von Th. Goebel **(2959)** und Klimschs Jahrbuch **(2960)** Kunde. — Aber man erinnert sich auch des Verlorenen: Die Lithographie erlebt eine Wiederauferstehung, nachdem sie durch den lithographischen Farbendruck auf das elendeste herabgewirtschaftet worden war. Wieder werden aus bestaubten Rahmen alte Blätter hervorgeholt, sorgfältig gereinigt und dem Unverstand der Welt zum Trotz an den Ehrenplatz gehängt, von dem sie der „verfeinerte Kunstsinn" vor 30 Jahren verstiess. Man sehe die schöne Publikation von R. Graul **(2961)** durch: Wer etwas älterer Zeiten sich erinnert, wird die Blätter zumeist kennen, die dort wieder hervorgeholt wurden. Und dabei haben wir noch den Mut, der eine die Zeit von 1800–1850, der andere die von 1850—1880 für „schlecht" zu halten! Es gibt noch Leute, und zwar gerade unter den Kennern, die sich gegen die Erkenntnis sträuben, dass ihnen in 20 Jahren ein Piloty und Makart wieder gefallen wird! — Eine tote Kunst wurde der Kupferstich genannt **(2963a)**. Auch er wird wieder leben, ebenso wie der Holzschnitt tot war, auflebte und jetzt wieder langsam abstirbt. Hoffentlich erlebe ich noch das Jubelgeschrei über den ersten neuen Linienstich und freue mich der tiefsinnigen Betrachtungen, die sich an ihn knüpfen: Er ist das Denkmal der Ruhe in der Graphik im Gegensatz zu der dann einmal wohl wieder unmodern werdenden Nervosität und Hast. —

Jetzt freilich gilt der Zeichner, der ein Blatt sauber durchführt, als ein arger Sünder gegen den Geist der Kunst: Denn die Skizze ist das Ziel. Interessant ist, was O. Bie **(2964)** zu dieser Sache sagt, der in den WIDM. schon mehrfach sich über dieses Thema und zwar vorher an der Hand der Werke älterer Meister geäussert hat. Der Überblick, den er gibt, entstand aus einer grossen Sachkenntnis; die Illustrierung gibt wenigstens von den Hauptmeistern einen hinreichenden Begriff. — Ähnliches erstrebt hinsichtlich der Künstler der „Jugend" F. von Ostini **(2967)**, dessen Sachkenntnis man hier unbedingt vertrauen kann. — Fidus **(2968–70)**, Käthe

Kollwitz (2971), über die auch in N. 2729 mancherlei enthalten ist, und der von Japan beeinflusste Österreicher Emil Orlik (2972) wurden besonders hervorgehoben. — Auf die Karikaturisten wies das in 2. Auflage erschienene Werk von E. Fuchs (2973) hin. — Unter ihnen trat W. Busch hervor, dank der Huldigungen, die man ihm zum 70. Geburtstage brachte (2977—93b). — In Form eines Buches wurde diese Huldigung von G. Hermann (2982) vorgelegt. —

Unter den verstorbenen Kunsthistorikern stehen in der allgemeinen Beachtung A. Bayersdorfer (vgl. o. N. 2804), H. Grimm und F. X. Kraus am höchsten. R. Muther (2997a) sagt, man habe am 28. Febr. 1901 in Bayersdorfer einen wenig bekannten, doch einen Heros begraben, den heimlichen Kaiser, der die Kunst und Kunstwissenschaft seiner Zeit beherrscht habe. Er nennt ihn einen Schriftsteller, der nichts schrieb, einen Gelehrten, der nichts veröffentlichte, einen Kenner, der zahlreiche Privat-Sammler auf die auserwähltesten Kunstwerke eigenster Entdeckung hinwies, der den kommenden Künstlern Böcklin und Thoma, Marées und A. Hildebrand, Leibl und Haider, Trübner und Fröhlicher den Weg bahnte, einen grossen Unzeitgemässen, der nie an persönliche Erfolge dachte. — Herman Grimms Bedeutung tritt immer klarer in die Erscheinung (3004—7). — Doch wurde auch der kleineren gedacht: E. Dobbert (3002), R. Dohme (3003) usw. Die siebzigsten Geburtstage von K. Justi (3009—10) und J. Brinckmann (2099—3000) durften nicht vergessen werden. — Die Bedeutung von F. X. Kraus (3011—14) liegt im wesentlichen ausserhalb des hier zu behandelnden Gebietes. —

Im Kunstgewerbe mehren sich die Zeichen, dass man des Jugendstiles satt wird. Nicht die neue Form ist das Erfrischende, auch sie wird überraschend schnell alt. Die neuen „Aeren", von denen an die Verjüngung der Welt gezählt werden soll, folgen überraschend schnell; wenige kommen zum Alter jener der französischen Revolution. Unter den Neuerern sind zwei, die aus der Masse sich mehr und mehr abheben: Otto Eckmann (3025—32) und H. van de Velde (3033—35). Eckmann wird von K. Scheffler (3027—29) als geistvoller Feuilletonist gefeiert, als amüsanter Plauderer, als ein Künstler, der das graziöse Paradoxon produziert, der das Urteil mit dem zarten Parfum einer phantasievollen Eleganz bezaubert, als prägnantes Talent, in dessen artistischer Konstitution die Nervosität vorherrscht, eine faustische Dekadenzexistenz, die man sich schwer in ein anderes Zeitmilieu denken kann als unseres, das solche aus tausend Nuancen zusammengesetzte facettenartig schillernde Naturen erzeugt. Es mag diese kurze Zusammenstellung einiger Aussprüche auch dafür zeugen, was mancher angeblich deutsch schreibende Schriftsteller für geschmackvoll hält — trotz des deutschen Sprachvereins! —

Um im Stilbilde zu bleiben, muss ich die Darmstädter Ausstellung als den Clou des Jahres bezeichnen, wobei ich die Frage offen lasse, ob clou mit Nagel, Gewürznäglein oder hysterischem Kopfschmerz am richtigsten zu übersetzen ist. Mein Wörterbuch belehrt mich, dass das Wort auch noch Knoten und Blütenknospe bezeichnen kann. Das ist aber das Schöne am Fremdwort, dass sich darüber, was man mit ihm gesagt hat, munter streiten lässt, während das deutsche Wort für den Deutschen den Inhalt „restlos" oder „voll und ganz" wiedergibt, also leicht unbequem wird. „Das Dokument deutscher Kunst", wie die Darmstädter Ausstellung (3036) sich nannte, wird ein solches bleiben, trotz manchen Hohnes, den es fand. Das, was an der Ausstellungsleistung dauernd lehrreich ist, ist die Absicht, modern zu sein, die Absicht, um jeden Preis sich von den ausgetretenen Bahnen abzuwenden. Ob es dabei gelungen ist, ein Neues zu schaffen, das andere annehmen, ob damit wirklich ein Anfang einer neuen Zeit gemacht wurde, ist eine Frage, die erst die Zukunft beantworten wird. Das Suchen hat beurkundet werden sollen, nicht das Gefundene. Und das ist gelungen! —

Kunstgeschichte. 1903.

(I, 10 = N. 5039—5575a.)

Cornelius Gurlitt.

[Siehe Vorwort.]

II. Von der Mitte des 15. bis zum Anfang des 17. Jahrhunderts.

Allgemeines.

(II, 1 = N. 5576—5947.)

Felix Rachfahl.

Allgemeines und Gesamtdarstellungen. — Spezialgeschichtliches: Reichsgeschichte; Territorial- und Lokalgeschichte. — Soziale und revolutionäre Bewegung (Bauernkrieg). — Einzelne Persönlichkeiten. — Kulturgeschichtliches: Häusliches Leben; ländliche Verhältnisse; Adel; Städte und Bürgertum: Allgemeines; Gewerbe und Zünfte; Handel und Verkehrswesen; Kriegswesen; Juden; Gerichtswesen und Hexenprozesse. — Geistiges Leben: Allgemeines. — Pädagogik und Gelehrtengeschichte. — Literaturgeschichte. — Quellen: Briefpublikationen. — Denkwürdigkeiten, Stammbücher und Reiseschilderungen. —

Allgemeines und Gesamtdarstellungen. In einer akademischen Antrittsrede führt H. Günter (5576) aus, wie sich das Mittelalter seit dem Ausgange dieser Periode in der Geschichtsbetrachtung wiederspiegelt. Die humanistischen Geschichtsschreiber des Übergangszeitalters dachten vom Mittelalter sehr hoch und sahen dagegen das eigene Zeitalter als eine Epoche des Verfalls an. Nach der Reformation betrachtete man das Mittelalter, je nachdem man im Lager des Katholizismus oder des Protestantismus stand, mit verschiedenen Blicken. Seit Spittler aber trat eine Wandlung in diesem Verhältnisse ein. Die von protestantischer Seite hervorgegangenen Historiker suchten sich von der konfessionellen Befangenheit zu befreien. Zunächst strebten sie noch danach, wenn sie auch das Papsttum als solches verabscheuten, doch den einzelnen Päpsten gerecht zu werden. Johannes von Müller ging noch viel weiter: er verherrlichte sogar das Papsttum als solches. Die Romantik brachte dem Mittelalter geradezu eine schwärmerische Begeisterung entgegen und wies auf seine Bedeutung für den ganzen Kulturzusammenhang hin; dadurch ward allerdings der Widerspruch Hegels herausgefordert. Jetzt ist unsere Kenntnis des Mittelalters vertieft; von einer starren Tradition kann — wenigstens bei den Berufshistorikern — nicht mehr die Rede sein; aber auch bei der Vertiefung unserer Sachkenntnis ist doch in der Hauptfrage, was die Rolle des Papsttums im Mittelalter anbelangt, eine Verständigung nicht möglich: sind doch selbst aus dem protestantischen Lager bereits solch entgegengesetzte Beurteiler hervorgegangen, wie Sybel und Wattenbach auf der einen, Böhmer und Gfrörer auf der anderen Seite. So kommt denn G. zu dem Schlusse, dass die Stellungnahme zum Mittelalter zum guten Teile Gefühlssache, dass sie nach wie vor durch die Weltanschauung bedingt sei. Das ist denn auch der Leitgedanke, den er gewissermassen als Hauptthema an die Spitze seiner Rede stellt. Seiner Ansicht nach ist Geschichtsbetrachtung nichts weiter als Weltanschauung; als Beweis dafür führt er an Rankes „Ideen", Treitschkes Nationalitätsdogma und Droysens Auffassung vom deutschen Berufe Preussens; er erklärt fernerhin, „die Frage nach der Prävalenz der individual- oder sozialpsychischen Kräfte in der Geschichte sei ein Streit um Voraussetzungen", „Einheitlichkeit im historischen Urteil wäre nur denkbar auf Grund einer einheitlichen Weltanschauung". Weltanschauung, das ist so viel wie Metaphysik, und das ist zunächst klar, dass Treitschkes Nationalitätsdogma und Droysens Auffassung vom deutschen Berufe Preussens nicht Fragen der Weltanschauung, d. h. metaphysischer Art, sind, sondern dass es sich dabei lediglich um politische Tendenzen handelt. Und was Ranke an-

betrifft, so muss man zwischen metaphysischer und empirischer Bedeutung der „Ideen" unterscheiden; für die rein wissenschaftliche Beurteilung kommt nur ihr empirischer Charakter in Betracht (vgl. PrJbb. 84, S. 547/8 und JNS. 68, S. 676/7). Es ist nicht zu leugnen, dass Weltanschauung oder politische Gesichtspunkte oft den Anstoss zu historischer Betrachtung geben; deshalb braucht diese letztere aber doch keineswegs Weltanschauung oder Politik zu sein. Die Frage nach der Prävalenz der individual- oder sozialpsychischen Kräfte in der Geschichte ist durchaus nicht ein Streit um Voraussetzungen metaphysischer Natur. Es ist überhaupt nicht möglich, sie allgemein zu beantworten; bei näherem Zusehen zerfällt das allgemeine Problem in eine Unzahl von Einzelproblemen: bei jedem einzelnen Vorgange in der Geschichte muss untersucht werden, ob singuläre oder generelle Motive das Übergewicht haben, und zwar eben auf der Basis empirischer Forschung. Denn Geschichtsbetrachtung ist nicht Metaphysik, sondern empirische Wissenschaft; solange empirisches Wissen möglich ist, hat die Weltanschauung zu schweigen, und es wird unzählige Fälle geben, in denen das historische Urteil für die Anhänger der verschiedensten Weltanschauungen ein einheitliches wird sein können und müssen, falls der Gelehrte logisch und methodisch richtig operiert. Es ist die Pflicht des Historikers, die Bedeutung des Mittelalters für die historische Entwicklung auf Grund der jetzt gewonnenen festen Basis der Sachkenntnis unbefangen und umfassend zu erkennen und zu würdigen: dazu wird er bei Wahrheitsliebe sehr wohl imstande sein, auch wenn er die Weltanschauung nicht teilt, von der das Mittelalter getragen ward. Nur in einem Falle wird die Weltanschauung verwirrend und entstellend auf die Geschichtsbetrachtung einwirken, wenn man ihr nämlich einen Einfluss einräumt, der ihr nimmermehr gebührt, indem man nämlich die scharf gezogene Grenze zwischen Glauben und Wissen verrückt, und zwar zu Ungunsten des letzteren. Man darf nicht glauben, wo man wissen kann, — selbst wenn eine äussere Lehrautorität es gebietet. Der Autor führt selbst aus, wie sich wohl im Lager der Historiker, die vom Protestantismus ausgegangen sind, eine tiefere, wahrere und gerechtere Beurteilung des Mittelalters angebahnt hat, indem man sich hier von konfessionellen Vorurteilen mehr und mehr losgesagt hat, und das gibt zu denken. Nicht darauf kommt es für die Geschichtsbetrachtung an, insoweit sie sich in den Grenzen der Wissenschaft halten will, ob man, der Weltanschauung zufolge, der „unversöhnliche Feind des Wesens" des Mittelalters ist, sondern ob man seine „historische Bedeutung" wirklich erfasst und anerkennt; der Geschichtsschreiber hat dann seinem hohen Amte genügt. Und das ist sicher, dass man dazu viel besser gelangen wird, wenn man selber nicht der mittelalterlichen Weltanschauung anhängt. Zwar bemerkt G.: „Im ausgesprochen katholischen Lager zeigt sich Geneigtheit, im kirchlichen Leben abzustreifen, was nur innerhalb des Mittelalters relativ berechtigt gewesen sei, auf das Spezifisch-Mittelalterliche zu verzichten." Aber das sind Velleitäten, welche die kirchliche Autorität schweigend duldet, solange sie ihr nicht gefährlich dünken; sowie ihr aber der Moment gekommen scheint, da Gefahr im Verzuge ist, oder da sie die Zügel straffer anspannen zu können oder zu müssen meint, donnert sie ihnen ihr herrisches Quos ego zu, — und das Ergebnis ist: löbliche Unterwerfung; oder Ausscheiden aus ihrem Schosse, um der frei erkannten Wahrheit, um der Autonomie der eigenen Vernunft zu folgen. Allerdings ist eine durchaus „voraussetzungslose" Wissenschaft nicht denkbar; aber es gibt Unterschiede nicht nur im Grade, sondern auch in der Art der Voraussetzungen, durch welche sich die Geschichtsbetrachtung als empirische Wissenschaft oder als religiöse Metaphysik charakterisiert, je nachdem sie nämlich fähig und willens ist, Glauben und Wissen reinlich zu scheiden. Ist es denkbar, dass sich ein Forscher aus dem katholischen Lager so über das Werk Luthers zu äussern vermöchte, wie etwa Hauck zum Schlusse des ersten Bandes seiner Kirchengeschichte Deutschlands über die Wirksamkeit des Bonifatius für die Schaffung der kirchlichen Einheit des Abendlandes und für die universale Stellung des Papsttums? Vom Konfessionellen ist solche Geschichtsbetrachtung allerdings fern, und es ist auch gar nicht das Wesen des Protestantismus; ebenso tief wie treffend hat Ranke einmal geäussert, dass ja der Protestantismus in seinem innersten Grunde nichts anderes sei, als die Abweichung vom alten Glauben, d. h. von der Weltanschauung des Mittelalters, mit allen den Konsequenzen, die sich an sie geknüpft hätten. — Die historische Geographie Deutschlands im Mittelalter von Bodo Knüll (5577) verfolgt im wesentlichen pädagogische Zwecke. Der Verfasser legt, was die Abgrenzung des Begriffes Deutschland anbelangt, nicht den heutigen Umfang des Deutschen Reiches zu Grunde, auch nicht den des mittelalterlichen Deutschen Reiches; sondern er versteht darunter „das dauernd der Kulturarbeit des deutschen Volkes unterworfene und, zu grossen Teilen wenigstens, auch von ihm bewohnte Gebiet". Er lässt die politische Geographie beiseite; oder richtiger gesagt, er scheint sie sich für die Behandlung in einem besonderen zweiten Teile vorbehalten zu wollen; er betrachtet im vorliegenden Bande

also nur die Veränderungen, welche der Boden seiner Gestalt und Bewohnerschaft zufolge in historischer Zeit durch die Einflüsse der Naturtätigkeit und durch die Tätigkeit des Menschen erfahren hat. Nacheinander macht er den Leser mit der Veränderung des Bodens durch das Einwirken des Wassers, zumal an der Meeresküste, bekannt, mit dem Wechsel der Bewohner (von 300 v. Chr. bis 1300 n. Chr.), mit der Besiedlung, mit den Veränderungen in Pflanzen- und Tierwelt auf unbesiedeltem und besiedeltem Boden, mit der Erschliessung der Bodenschätze, mit den Siedlungsarten, den Strassen und den Bauformen. Eine gut disponierte „Übersicht nach Perioden" (S. 223—40) bildet den Beschluss des Werkchens, welches eine fleissige und dankenswerte Zusammenstellung des Wissens über die Fragen bietet, die in das Gebiet des Themas gehören. In der Verwendung der Ortsnamen schliesst er sich zu sehr an Arnold an, desgleichen in manchen anderen Punkten an Meitzen, so insbesondere in der Hypothese über den keltischen Ursprung der Einzelhöfe in Nordwestdeutschland. — Gleichfalls zum Dienste als Handbücher, und zwar für die Geschichte des ausgehenden Mittelalters ist das Werk von J. Loserth **(5578)**, sowie die Neubearbeitung der dritten Abteilung von W. Assmanns Geschichte des Mittelalters bestimmt. Das sehr umfängliche Buch Loserths bildet einen Teil des grossen „Handbuches der mittelalterlichen und neueren Geschichte", das unter der Leitung von F. Meinecke und G. von Below im Oldenbourgschen Verlage in München zu erscheinen begonnen hat; es ist der erste Band dieses Unternehmens, der sich auf die politische Geschichte bezieht. Es umfasst die Jahre 1192—1492. Die Gruppierung war durch sachliche Erwägungen gegeben. Der erste Teil beschäftigt sich mit der päpstlichen Weltherrschaft, ihrem Wesen und ihren Kämpfen mit den widerstrebenden kirchlichen und staatlichen Kräften; er schildert ihre äusserliche Gestaltung, die Überspannung ihrer Ansprüche und ihren hieraus erfolgenden Sturz. Im zweiten Teile werden darauf die Versuche der kirchlichen Opposition behandelt, an die Stelle der streng monarchischen Kirchenverfassung eine solche repräsentativen Charakters zu setzen, sowie endlich die unter der Einwirkung des Humanismus erfolgte Auflösung des Mittelalters und die Ausbildung der Grossmächte, wie sie am Beginn der Neuzeit erscheinen. Selbstverständlich konnte die Geschichte der einzelnen Völker und Staaten nicht in gleichem Umfange behandelt werden; Imperium und Sacerdotium mussten in den Mittelpunkt der Darstellung gerückt werden, insbesondere die kirchlichen und kirchenpolitischen Fragen, die ja doch die Welt beherrschten; gerade hier war der Autor in der angenehmen Lage, die Resultate eigener Forschung verwerten zu können. Das Werk erfüllt seinen Zweck als Handbuch in trefflicher Weise, insofern als es dem Benutzer eine zuverlässige, sorgfältige und ausführliche Orientierung über alle wichtigen Vorgänge des Zeitraums gewährt, den es umspannt; zudem sind die einzelnen Abschnitte mit sehr eingehenden Angaben über die Quellen und die Literatur ausgestattet. Als Nachschlagebuch brauchbar und in hohem Grade nützlich, hätte es als Handbuch für das Studium mehr zum Zwecke, einen Überblick zu gewinnen, wohl etwas kürzer gefasst werden können. Mit Recht hat sich L. einer näheren Berücksichtigung der inneren Verhältnisse entschlagen; denn einmal sollen ja diese in derjenigen Abteilung des Unternehmens, die der Verfassungs- und Wirtschaftsgeschichte gewidmet ist, im Zusammenhange dargelegt und erörtert werden, so dass daraus nur Wiederholung entstanden wäre, und während eine Beschränkung auf kurze Andeutungen auf der einen Seite doch ungenügend gewesen wäre, hätte grössere Ausführlichkeit das Buch noch umfänglicher gestaltet. — Wenn Loserth ganz Europa in den Kreis seiner Darstellung zieht, so findet in der ersten Lieferung der Neubearbeitung von W. Assmann **(5579)** nur Deutschland Platz. Sie rührt her vom Professor L. Viereck in Braunschweig, dem der Professor R. Fischer in Königsberg dabei hilfreich zur Seite stand. Jener hat die Zeit von 1273—1437, dieser von 1438—1519, sowie die „allgemeinen Zustände in Deutschland" bearbeitet. Der vorliegende Band bedeutet einen ganz erheblichen Fortschritt gegenüber den entsprechenden Partien der älteren Auflage, sowohl was den Umfang, als auch was den Inhalt anbetrifft: so ist z. B. die Geschichte Maximilians I. von vier Seiten auf etwa vier Bogen erweitert worden, und zwar so, dass sie allen Ansprüchen gerecht wird. Das Buch stellt sich die Aufgabe, die Ergebnisse der geschichtlichen Forschung zusammenzufassen und durch Hinweis auf Quellen und Literatur den Weg zu tieferem Eindringen in die Geschichte des Mittelalters zu bahnen; es ist bestimmt vornehmlich für den Lehrer, der an der Hand der Quellen die Erzählung des Tatsächlichen prüfen und ergänzen will, aber auch für jeden Gebildeten, der nach einer tieferen Erkenntnis der geschichtlichen Vorgänge verlangt und sich über wichtige Einzelvorgänge genauer unterrichten will; ohne den Leser oder den Studierenden des Studiums der Quellen zu überheben, soll es sie vielmehr dazu anregen und ihnen eine sorgfältige Zusammenfassung der Forschungsergebnisse zu einem Gesamtbilde unter genauer Angabe der Quellen und der benutzten Literatur bieten. Im allgemeinen darf man wohl sagen,

dass es gut gearbeitet ist, fleissig, präzis und sorgsam; sowohl die Quellenstellen als auch die Literatur sind verständig ausgewählt, so dass es seinem didaktischen Zwecke vollauf genügt; was die „tiefere Erkenntnis" der grossen Zusammenhänge anbelangt, so lässt sich dieses Ziel schon an sich schwer genug mit dem handbuchartigen Charakter des Unternehmens vereinigen; die Übersicht über die inneren Verhältnisse ist auch in der Tat ebenso summarisch, als sie auch im einzelnen sehr vieler Korrekturen bedarf. Inzwischen ist (1906) die zweite Lieferung der dritten Abteilung erschienen; bearbeitet von Professor R. Scheppig in Kiel, enthält sie die Geschichte der Schweiz und Italiens in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters. — Das bekannte Werk von L. Häusser (5580), noch heute jedermann zu empfehlen, der einen gut geschriebenen Überblick über die Geschichte der Zeitalter der Reformation, der Gegenreformation und des dreissigjährigen Krieges zu lesen und also in den Geist dieser Periode einzudringen wünscht, ist in neuer Auflage erschienen. — Das Werk von F. Thudichum (5581) über das Papsttum, die sogenannten „vorreformatorischen" Bestrebungen und über die Vorbereitung des Lutherschen Auftretens (vor 1517) bietet nichts Neues; es muss nach Anlage und Arbeitsweise nicht sowohl als ein wissenschaftliches Buch, wie vielmehr als eine populäre Tendenzschrift von fragwürdigem Werte bezeichnet werden. — Zwei Bände von J. Janssens Geschichte des deutschen Volkes sind durch L. Pastor neu herausgegeben und mit Ergänzungen, sowie mit Nachträgen hinsichtlich der neueren Literatur versehen worden (5583—84). Der fünfte Band (in 15. und 16. Auflage) erzählt „die politische und kirchliche Revolution und ihre Bekämpfung" seit der Verkündigung der Konkordienformel, von 1580 bis zum Beginn des dreissigjährigen Krieges; der achte (in 13. und 14. Auflage) schildert die Kulturzustände des deutschen Volkes seit dem Ausgange des Mittelalters abermals bis zum Beginne des dreissigjährigen Krieges, das wirtschaftliche, gesellschaftliche und religiös-sittliche Leben, sowie das Hexenwesen und die Hexenverfolgung in diesem Zeitraum. Die hohe Zahl der Auflagen zeugt von der weiten Verbreitung des Werkes und seinem Einflusse auf die katholische Bevölkerung Deutschlands. — Die leichtfertigen und gehässigen Ausfälle des Exjesuiten Ad. von Berlichingen (5584a) gegen die Reformation haben selbst aus dem katholischen Lager die verdiente Zurückweisung erfahren (vgl. Seb. Merkles Gutachten im Berlichingenschen Prozesse, her. unter dem Titel „Reformationsgeschichtliche Streitfragen". München, Kirchheim. 1904. VIII, 76 S. M. 1,20). — Von M. Ritters deutscher Geschichte im Zeitalter der Gegenreformation und des dreissigjährigen Krieges (5585) ist die erste Lieferung von Band III, 2 erschienen; wir werden nach der Vollendung dieses Halbbandes auf das vortreffliche Werk zurückkommen, welches ein Muster deutschen Gelehrtenfleisses, sorgfältiger Arbeit und unbefangenen Urteils ist. —

Spezialgeschichtliches: Reichsgeschichte. In der wertvollen Sammlung geschichtlicher Aufsätze von Max Jähns (5586a), die herausgegeben ist aus seinem Nachlasse von Alfred Meyer, befindet sich u. a. eine Abhandlung über „Die Schlacht von Pavia am 24. Februar 1525, das ‚Sedan' des 16. Jahrhunderts", ausgezeichnet durch die lebhafte und packende Art der Darstellung, sowie durch die Kunst zusammenfassender Schilderung unter scharfer Hervorhebung der kriegsgeschichtlich wichtigen Momente. Zwar hatten die Franzosen das Übergewicht und den Vorteil besserer Bewaffnung; auch war der roi gentilhomme selbst in ihrem Lager. Aber eben dies wurde ihnen zum Verhängnisse; denn nachdem sie zunächst im Siegen waren, trat durch des Königs persönliches Eingreifen eine Wendung zum Schlimmeren ein. Um den Verräter, den Connetable von Bourbon, zu finden, drang er mit der Kavallerie, den gens d'armes, allzuweit vor; er war ganz und gar nur Ritter; so geschickt er sich bei der Disposition der Schlacht benommen hatte, so wenig verstand er es, ihren Gang zu leiten. Schon dadurch wurde das Gleichgewicht hergestellt; die Entscheidung zu Ungunsten der Franzosen aber ward gegeben durch die feige Haltung der Schweizer und durch den Angriff der Landsknechte unter Frundsbergs Führung gegen die „schwarzen" Scharen der lothringischen und geldernschen Knechte, 5000 Mann an Zahl, die Kerntruppen der französischen Infanterie. Die Beschreibung dieses Kampfes Deutscher gegen Deutsche ist der Höhepunkt der Schilderung. Die Schlacht von Pavia ist eine der blutigsten Schlachten der Kriegsgeschichte; mehr als 10000 Franzosen fielen, während der Verlust der Kaiserlichen kaum 2000 Mann betrug. Wie später Napoleon in Sedan, so wurde damals Franz I. gefangen; aber zum Unterschiede von den Deutschen 1870 nutzten die Kaiserlichen 1526 ihren Sieg militärisch nicht aus, indem Karl V. anstatt wirklicher Kraftanstrengung den falschen Eiden des Franzosen vertraute. — Eine wertvolle Besprechung der ersten drei Bände der jüngeren Reihe der Reichstagsakten hat P. Kalkoff (HZ. 89, S. 286—301) erscheinen lassen; sie deutet die Fragen an, deren Lösung auf Grund eben dieses neuen Materials möglich geworden ist. — Eine sehr instruktive Abhandlung über das „Steuer- und Finanzwesen des hl. Römischen

Reiches im 16. Jahrhundert" ist Johannes Müller (NJbbKlAltGL. 9, S. 652—78) zu verdanken; es werden darin die grossen Gebrechen der bezüglichen Reichsinstitutionen aufgedeckt, zumal die allzu starke Belastung der Städte, die Hinterziehungen seitens der höheren Stände und die ungenügende Organisation schon wegen des Mangels an Personal. — Die Instruktionen Karls V. für Philipp II. veröffentlicht B. Stübel (MIÖG. 23, S. 611—38); es sind ihrer fünf aus den Jahren 1539—56; die letzte und wichtigste beschäftigt sich mit dem Verhältnisse zu Frankreich und mit dem Heereswesen. — Wichtig auch für die deutsche Geschichte des 16. und 17. Jahrhunderts ist der fünfte Band von D. Schäfers Geschichte von Dänemark (1559—1648. Gotha, Perthes. XX, 763 S. M. 18,00), zumal für den dreissigjährigen Krieg. — Eben dafür kommt auch in Betracht A. Larsens Buch Kejserkrigen (2 Bde. Kopenhagen, Gad. 1889—92). — Einen Beitrag zur Vorgeschichte eben dieses Krieges bietet die Schrift von Karl Lorenz „Die kirchlich-politische Parteibildung in Deutschland vor Beginn des dreissigjährigen Krieges im Spiegel konfessioneller Polemik" (München, Beck. IX, 163 S. M. 3,50); sie behandelt die Jahre 1613—17. —

Territorial- und Lokalgeschichte. An erster Stelle muss hier der sechste Band von S. Riezlers bayerischer Geschichte (**5589**) genannt werden, die ja das Muster einer Landesgeschichte ist. Er ist ganz der Beschreibung der inneren Zustände von 1508—1651 gewidmet und schildert sie ebenso gründlich wie anziehend. Im ersten Teil werden Staat, Kirche und Gesellschaft, die Verfassung, das Verhältnis zum Reich, Landstände, Beamtentum und Verwaltung, Rechtspflege, Volkswirtschaft und Agrarwesen, im zweiten Bildung, Literatur, Kunst und Schulwesen, poetische und gelehrte Literatur, Humanismus, Geschichtschreibung, Naturwissenschaft, bildende Künste und Musik behandelt; von besonderem Interesse ist der Abschnitt über die Jesuitenschulen. — Die verdienstliche Ausgabe der hessischen Landtagsakten durch H. Glagau (**5594**) und eben desselben Buch über Anna von Horn sind der Gegenstand einiger näheren Besprechungen; so von W. Stolze und G. Wolf (GGA. 1902, S. 465—82); dieser sieht in Annas Politik mehr ein persönlich-egoistisches Machtbestreben, als eine bewusste antiständische Politik zur Erhöhung der Landesherrschaft; jener vergleicht die beiden Publikationen Glagaus und meint gleichfalls, an dessen Auffassung einige Korrekturen anbringen zu müssen. — Unter den Territorien des Nordostens im Mittelalter lenkt Pommern in mannigfacher Hinsicht auf sich die Aufmerksamkeit: es ist gewissermassen ein Bindeglied zwischen dem deutschen und dem skandinavischen Kultur- und Völkerkreise, nicht minder aber auch zwischen dem deutschen Nordosten und den Westslaven, insbesondere den Polen; der Kampf dieser drei Macht- und Interessensphären um Pommern ist der Hauptinhalt seiner Geschichte im Mittelalter, und er kommt vor allem zum Ausdruck in dem wechselvollen Verhältnisse zur Mark Brandenburg, der gegenüber es erst in der Übergangszeit, zum Ende des 15. und zum Anfang des 16. Jahrhunderts, endgültige Unabhängigkeit zu erringen vermag; durch die Sage, die ihren Niederschlag in den Erzählungen des Chronisten Thomas Kantzow findet, ist die Pommersche Geschichte bis zum Anfang des 16. Jahrhunderts getrübt und umwoben, so dass sie schon quellenkritisch manche Probleme bietet. Einer ihrer besten Kenner, Professor Martin Wehrmann (**5598**), hat es nun unternommen, die Ergebnisse aller auf sie bezüglichen neueren Forschungen in einem Bande zusammenzufassen, der als erster Band einer Geschichte Pommerns die neue Serie von Landesgeschichten im Perthesschen Verlage aufs denkbar beste eröffnet. — Verschiedene neue Erscheinungen beziehen sich auf Schlesien. Der inzwischen verstorbene, um die schlesische Geschichte hochverdiente Breslauer Stadtarchivar H. Markgraf (**5601**) hat noch kurz vor seinem Ableben die Beschreibung Schlesiens und Breslaus durch Barthel Stein neu herausgegeben. Magister Barthel Stein war Mitglied des Konventes der Kreuzherren vom Johanniterorden zum hl. Leichnam in Breslau. Er verfasste seine Schrift 1512—13 in lateinischer Sprache; sie wurde im 18. und 19. Jahrhundert je einmal schlecht ediert; erst neuerdings hat M. auf Grund einer römischen Handschrift (aus der Bibliothek Chigi) einen korrekten Text (1901) gegeben; in der vorliegenden Schrift wiederholt er sie für einen grösseren Leserkreis in Übersetzung. Sie ist eine wichtige Quelle für die Geschichte Schlesiens im 16. Jahrhundert und gewährt zumal bemerkenswerte Einblicke in das damalige Verhältnis zwischen Deutschen und Slaven in diesem Lande. — Die Vorgeschichte der Reformation in Schlesien stellt A. O. Meyer (**5602**) zumeist auf Grund von Akten des Breslauer Domkapitels in einer tüchtigen und viel versprechenden Erstlingsschrift dar; die Zustände, wie wir sie aus seinem Buche kennen lernen, machen uns die schnelle Ausbreitung der Reformation in diesem Lande erklärlich. Hervorzuheben ist seine scharfe, ziemlich ungünstige Charakteristik des Bischofs Johannes Thurzo, den man insbesondere aus der schmeichelnden Schilderung des Erasmus kennt. — Angeführt

sei hierbei auch die wichtige Publikation von J. Jungnitz (Visitationsberichte der Diözese Breslau I. Breslau, Aderholz. 1902. 4⁰. 803 S. M. 20,00); sie enthält die Protokolle der Visitationen, die in der Breslauer Diözese auf Grund der Tridentiner Dekrete zur Erhaltung und Pflege der katholischen Religion, zur Beseitigung der Irrtümer und zur Reformation des Klerus eingeführt wurden. — Die traurige Lage Tirols um die Mitte des 16. Jahrhunderts infolge der religiösen Wirren, infolge der Lasten, die ihm für die Zwecke der habsburgischen Politik aufgelegt wurden, sowie infolge der Ausbeutung der Bergwerke führt R. Beirer (**5604**) vor; sie war so schlimm, dass man sich im Schmalkaldischen Kriege der ersten Angriffe der Protestanten nicht mit genügender Kraft erwehren konnte. —

Sehr gross ist die Zahl neu vorliegender Beiträge zur lokalen Stadtgeschichte. Von R. Thommens Urkundenbuch von Basel (**5612**) ist nunmehr der achte Band da; er enthält 707 Nummern, die meist neugedruckt sind, aus den Jahren 1455 bis 1484. — Eine reich illustrierte populäre Beschreibung der Stadt Bern im 16. Jahrhundert hat Eduard von Rodt (**5614**) geschrieben; das kunst- und kulturgeschichtliche Moment spricht darin am meisten an. — Das alte Danzig aus der Ordenszeit will E. Blech (**5618**) rekonstruieren; P. Simson (**5619**) hat eine treffliche, für weitere Kreise bestimmte Geschichte ebenderselben Stadt mit besonderer Berücksichtigung des kunst- und kulturhistorischen Hintergrundes verfasst, M. Straganz (**5624**) eine solche des uralten Städtchens Hall in Tirol, das wohl schon 837, sicher aber 1073 vorkommt, bis zum Tode Maximilians V. — Vom Hansischen Urkundenbuche legt uns W. Stein (**5593a**) den neunten Band vor, der die Jahre 1463—1470 umfasst. Kurz und klar fasst St. in der Einleitung die wichtigsten Punkte zusammen, auf die sich das Material bezieht; es ist dies einmal die englisch-hansische Fehde, sodann der kölnisch-hansische Zwist, der sogenannte Schossstreit; auch auf die Geschichte des Kontors zu Brügge und seines Niederganges fallen scharfe Streiflichter. — Die Fortsetzung des Urkundenbuches der Stadt Jena hat nach dem Ableben J. E. A. Martins (1892) unter Benutzung des Materials, das dieser bereits gesammelt hatte, Ernst Devrient (**5632**) unternommen; er hat die Urkunden der Jahre 1406—1525 in einem zweiten Bande zusammengefasst und einen Abriss der städtischen Verfassungsgeschichte beigefügt. — Den zweiten Band des Kölner Inventars hat K. Höhlbaum (**5633**) noch kurz vor seinem Hinscheiden der gelehrten Welt zugänglich machen können; er ist wichtig für den Niedergang der Hansa, für die Festsetzung der englischen Kaufleute in Norddeutschland und die englisch-hamburgische Sonderverbindung, welche sprengend auf die Hansa wirkte; daher bietet er eine notwendige Ergänzung zu dem früheren Buche Ehrenbergs über Hamburg und England im Zeitalter der Königin Elisabeth und muss fortan für diese Verhältnisse unbedingt herangezogen werden. — Die Lösung der Detmar-Korner-Frage hat K. Koppmann (**5635**) in dem von ihm edierten dritten Bande der Lübeckischen Chroniken gegeben; die Feststellung der Verfasser der Lübeckischen Ratschronik ist das Ziel von Aufsätzen, welche F. Bruns (**5636**) in den Jahrgängen 1902 und 1903 der Hansischen Geschichtsblätter hat drucken lassen. — Aus dem Lüneburger Stadtarchiv macht W. Reinecke (**5637**) das älteste Lüneburgische Stadtbuch bekannt; es reicht von 1289—1399; ein glücklicher Fund setzte R. in den Stand, ein noch älteres Verfestungsbuch hinzuzufügen, das schon ungefähr zwei Jahrzehnte früher einsetzt, und welches über die rechtlichen und sittlichen Zustände, die damals in der Stadt herrschten, mancherlei Aufschlüsse gewährt. R. beschreibt in einer ausführlichen Einleitung seine Handschriften; er stellt auch darin einige Forschungs-Ergebnisse zusammen, von denen die über die Herkunft der Neubürger und die Namen der Bürger ein besonderes Interesse bieten. Der Text beider Quellen ist sorgsam und korrekt wiedergegeben; den Schluss bilden gut gearbeitete Register, sowohl nach Orten und Personen geordnet, als auch Sach- und Wortregister; von den letzteren sind als vorzugsweise wertvoll die Zusammenstellungen unter den Kennworten Gewerbe, Innung und Masse hervorzuheben; einige Tafeln mit Handschriftproben sind beigegeben. — Lehrreich sowohl für die Verwaltungs- als auch für die Wirtschaftsgeschichte ist die Publikation von C. von Raab (**5648**) über das Amt Pausa; sie enthält eine eingehende Darstellung der Verwaltung und der wirtschaftlichen Verhältnisse hierselbst von 1460—1569 und gibt das Erbbuch dieses Amtes von 1506 aus dem Weimarischen Gesamtarchiv wieder. — Ähnlicher Natur ist desselben Verfassers schon früher erschienenes „Erbbuch von Plauen" (**5649**); es bringt zunächst eine Schilderung der Verfassung und Verwaltung des Amtes Plauen im 16. Jahrhundert, darauf Register der in den Erbbüchern verzeichneten Urkunden, sowie endlich den Text des Plauener Erbbuches von 1506. — O. Winckelmann (**5655**) schildert klar und richtig die ganz unter dem Einflusse der Zünfte stehende Verfassung Strassburgs im 16. Jahrhundert. — Eine ausführliche Geschichte der Stadt Paderborn unter gebührender Berücksichtigung der inneren Verhältnisse stammt aus der Feder des dortigen Gymnasial-

Professors W. Richter (Geschichte der Stadt Paderborn. Paderborn, Jungfermann. Bd. I. 1899. XXIII, 192, CLXV S. M. 4,50. Bd. II. 1903. XXVIII, 308 S. M. 3,75). Der erste Band reicht bis zum Ausgange des 16. Jahrhunderts; er hat einen von Carl Spancken bearbeiteten Anhang, in welchem zahlreiche Urkunden und Statuten von 822 bis ca. 1600 zum Abdrucke gelangen. Der zweite Band behandelt die Zeit von 1585—1648, den Untergang der städtischen Selbständigkeit in Verwaltung und Gerichtsbarkeit, sowie die Gegenreformation; der Verfasser hat dafür unmittelbar aus den Quellen geschöpft und eine Darstellung gegeben, die von der früherer Historiker oft abweicht, insbesondere von Löher (Kampf um Paderborn) und Keller (Gegenreformation in Westfalen), indem sie mehr den katholischen Standpunkt vertritt. — J. Sillib (Stift Neuburg bei Heidelberg: Neues Archiv für die Geschichte der Stadt Heidelberg und der rheinischen Pfalz 1903 Bd. 5, Heft 3, S. 167—92, Heft 4, S. 167—246; Bd. 6, Heft 1, S. 1—64) entwirft einen Abriss der Geschichte des Stiftes Neuburg, welches sich in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts im Besitze des Rates Johann Friedrich Heinrich Schlosser befand; beigefügt ist eine Reihe von Urkunden und Aktenstücken. —

Soziale und revolutionäre Bewegung (Bauernkrieg). K. Kaser **(5663—66)** gibt Nachträge zu seinen früheren Untersuchungen über die politischen und sozialen Bewegungen im 16. Jahrhundert, wobei er mancherlei Korrekturen anbringt; wenn er die Notwendigkeit betont, diejenigen Entwicklungstendenzen festzustellen, auf welche die Bauernaufstände zurückzuführen sind, so ist dagegen an sich nichts einzuwenden; deshalb wird man freilich die Erforschung der einzelnen Vorgänge des Krieges nicht vernachlässigen dürfen; beide Probleme können sehr wohl nebeneinander in Angriff genommen werden und sind einander gleichwertig. — W. Stolze **(5667—68)** setzt seine Arbeiten über die Vorgeschichte des Bauernkrieges fort; gegen A. Götze hält er daran fest, dass nicht der Memminger Kürschner Lotzer, sondern der Waldshuter Prediger Hubmaier der Verfasser der zwölf Artikel sei, indem er auch in anderen Punkten Götze bekämpft; es muss dahingestellt bleiben, ob die Streitfrage schon als spruchreif erklärt werden kann. — Eine Darstellung des Aufstandes im Erfurtschen von 1525 und der politischen, religiösen und wirtschaftlichen Lage, der er entsprungen ist, unternimmt auf dem Grunde umfangreichen archivalischen Materials die hallische Dissertation von Th. Eitner **(5670)**. — Der Münsterer Oberbibliothekar Heinr. Detmer plant eine Serie: „Bilder aus den religiösen und sozialen Unruhen in Münster während des 16. Jahrhunderts"; in dem ersten Hefte (Johann von Leiden. Münster i. W., Coppenrath. 1903. 71 S. M. 1,25) skizziert er in ansprechender Weise den Lebensgang und die Münsterische Wirksamkeit des „Schneiderkönigs" Johann von Leiden. —

Einzelne Persönlichkeiten. An der Hand Weimarischer und Marburger Akten geht A. Hasenclever **(5674)** der Politik Karls V. und Philipps von Hessen vom Januar bis zum Juli 1546 nach; er liefert einige Ergänzungen und Berichtigungen zu unserer bisherigen Kenntnis dieser Vorgänge. — Die schwierigen Verhältnisse und die Kämpfe, unter denen Ferdinand die Herrschaft über die niederösterreichischen Erblande übernahm, sind das Thema einer Abhandlung von W. Illing **(5677)**. — Unter erschöpfender Heranziehung des gedruckten Materials und mit Hilfe archivalischer Ergänzungen zeichnet R. Holtzmann **(5682)** die Jugendgeschichte Kaiser Maximilians II., um Aufschluss über die Wandlungen im religiösen Leben dieses Herrschers vor seiner Thronbesteigung zu erlangen. Er unterscheidet drei Phasen: eine katholische, eine protestantische und abermals eine katholische. Während man nun früher die Wendung Maximilians zum Protestantismus als eine Reaktion gegen den Plan Karls V., das Kaisertum auf den Infanten Philipp übergehen zu lassen, auffasste, will H. die ersten Spuren protestantischer Gesinnung beim Erzherzog schon lange vor seiner Opposition gegen Karl V. und das Spaniertum erblicken, schon seit etwa 1548, und zwar auf Grund tieferer sittlicher Impulse; erst als ihm die Kurfürsten nicht die Königswahl garantieren wollten (1560), entschloss er sich, den offenen Bruch mit der katholischen Kirche zu vermeiden. In der Gesamtauffassung Maximilians kehrt H. zu der milderen Ansicht Rankes zurück. Das Buch ist mit grösster Akribie gearbeitet und steigt tief in die Einzelheiten hinein; es hat allerdings starken Widerspruch gefunden. E. Marx hat in einer Rezension (GGA. 1903) die Richtigkeit der Datierung der protestantischen Periode Maximilians durch Holtzmann bestritten; er erklärt, dass die ersten Spuren einer Annäherung des Erzherzogs an den Protestantismus erst um 1553 sicher nachweisbar wären, und dass dazu nicht innerer Drang, sondern die Abneigung gegen „die hispanische Servitut" in Verbindung mit persönlichen Einflüssen den Erzherzog bewogen hätte. G. Egelhaaf **(5680)** findet nicht, dass es Holtzmann geglückt sei, Maximilian in einem besseren Lichte erscheinen zu lassen. Jedenfalls beruht das scharfe Urteil, welchem Maximilian unterworfen wird, vor allem auf dem Vorwurfe, dass er seine religiöse, oder, richtiger gesagt,

konfessionelle Haltung durch politische Erwägungen habe bestimmen lassen, und ihn gerade deshalb zu tadeln, ist nicht Sache des Historikers; eher sollte man es ihm zum Verdienste anrechnen, dass er einer der ersten war, die sich über die Schranken des Konfessionellen hinwegzusetzen und zu erheben begannen. Gewiss, hätte die politische Lage es gestattet, so wäre sein Anschluss an den Protestantismus nicht unmöglich gewesen, und wenn er äusserlich beim Katholizismus verharrte, so schwerlich aus Motiven religiöser Überzeugung; aber er konnte sich eben der Einsicht nicht verschliessen, dass ein „evangelischer König" von Deutschland schlechterdings unmöglich war. —

S. Issleib (**5685**) macht den einseitigen Versuch, der Entstehung des Schmalkaldischen Krieges den religiösen Charakter abzusprechen, insofern als er dem Beweggrunde entsprungen sei, die kaiserliche Autorität gegenüber dem Landfriedensbruche zu behaupten. — In einer anderen Abhandlung (**5688**) wendet Issleib seine Aufmerksamkeit dem Liquidationsstreite zwischen der ernestinischen und der albertinischen Linie über die kaiserliche Entscheidung von 1547 zu. Schon Kurfürst Moritz trachtete nach einer Verständigung mit den Ernestinern, um diese zum Anschlusse gegen Karl V. zu gewinnen; der Kaiser seinerseits gab den gefangenen Johann Friedrich beim Anzuge von Moritz frei, um diesem einen Gegner zu erwecken. Erst 1554, also nach dem Tode von Moritz, wurde ein für die Ernestiner günstiger Vergleich geschlossen. — Die Thüringische historische Kommission hat beschlossen, den vierhundertjährigen Geburtstag des Kurfürsten Johann Friedrich „des Grossmütigen" durch eine Festschrift zu verherrlichen, und hat daher den Jenenser Professor Mentz mit der Abfassung einer würdigen Biographie des Kurfürsten beauftragt, an der es bis dahin mangelte. G. Mentz (**5691**) hat freilich bis zum Jahre 1903 nur den ersten Band fertig stellen können, der bloss die Vorbereitungszeit, die Schicksale Friedrichs vor seinem Regierungsantritte (1503—32), behandelt. Er zerfällt in zwei Teile; der erste (S. 1—94) gibt die Darstellung, der zweite (S. 95—142) Aktenstücke aus dem Weimarischen Archive. Im Rahmen der allgemeinen Geschichte zeichnet M. die Entwicklung des Fürsten bis 1532 und insbesondere seine sich stetig verschärfende oppositionelle Haltung gegenüber dem Kaiser. Erst mit dem zweiten Bande wird M. freilich zu seinem eigentlichen Thema gelangen. — G. Schuster (**5695**) erzählt die Jugendgeschichte des Kurfürsten Friedrichs II. Eisenzahn von Brandenburg und vornehmlich seinen Aufenthalt in Polen, als er, mit der Prinzessin Hedwig verlobt, daselbst für den Königsthron erzogen wurde; er schliesst sich, was das Verhältnis Brandenburgs zu Polen betrifft, den gegen Droysen, Riedel und Caro gerichteten Ausführungen von Erich Brandenburg an. — Eine Greifswalder Dissertation von Wilh. Schmidt (**5696**) untersucht die Politik des Kurfürsten Albrecht Achilles von 1480—86, wobei insbesondere seine Stellung zu Friedrich III. und sein Anteil an der Wahl Maximilians I. zum König in Betracht kommen. — Die Festschrift G. Bergs (**5697**) zur Enthüllung des Denkmals für den Markgrafen Johann von Küstrin ist als wohlgelungen zu bezeichnen; populär gehalten, aber gut gearbeitet, entwirft sie ein ansprechendes Bild von des Markgrafen Persönlichkeit und Regententätigkeit, wenngleich sie hie und da in einige Übertreibungen zugunsten ihres Helden verfällt. — Die Dissertation von R. Kniebe (Der Schriftenstreit über die Reformation des Kurfürsten Johann Sigismund von Brandenburg seit 1613. Halle, Niemeyer. 161 S. M. 4,00 [= Hallenser Abhh. z. neueren Gesch. Heft 41]) gewährt einen Einblick in die unerquicklichen gegenseitigen Schimpfereien und Hetzereien der evangelischen Theologen vor dem Ausbruche des dreissigjährigen Krieges, deren einzige Wirkung es war, den Protestantismus zu schwächen und den Katholizismus zu stärken; zumal die Lutheraner vermögen nicht gerade unsere Sympathien zu erwecken; K. bestätigt, dass Sigismund in der Tat nur aus religiösen Gründen zum reformierten Bekenntnisse übergetreten ist, nicht etwa aus politischen Motiven, um nämlich die Unterstützung der Holländer im Jülichschen Erbfolgestreit zu gewinnen. — P. Karge (Herzog Albrecht von Preussen und der deutsche Orden: AltprMschr. 39, S. 371—485) bespricht die Politik Herzog Albrechts, gegen den deutschen Orden die Säkularisation Preussens zu behaupten und zu sichern, und die Verhandlungen, die er deshalb mit dem Kaiser und mit Polen geführt hat. — Ein Gegenstück zu den Verhältnissen, wie sie in Jülich-Berg-Cleve unter dem letzten Herzog Wilhelm bestanden, liefert H. Hoogeweg für Celle (Fürst und Hof zu Celle während der Krankheit Wilhelms des Jüngeren 1573—92: ZHVNiedersachsen. 1902, S. 348—442). —

Kulturgeschichtliches: Häusliches Leben. Das schon erwähnte von Below-Meineckesche Handbuch für mittelalterliche und neuere Geschichte (**5578**) wird eröffnet durch einen der Kulturgeschichte gewidmeten Band aus der Feder von Alwin Schultz (**5718**). Nacheinander behandelt Sch. Wohnung, Familie, Kleidung, Essen und Trinken, Beschäftigung und Unterhaltung, Tod und Begräbnis, indem er dabei immer die betreffenden Einrichtungen und Zustände in den fürstlichen,

den bürgerlichen und bäuerlichen Kreisen kennzeichnet. Einer der besten Kenner dieser Materie, hat er sehr viel Stoff zusammengetragen, so dass man sein Werk nicht mit Unrecht ein „Repertorium" genannt hat. — Ähnlichen Inhalts ist der dritte Band von M. Heynes deutschen Hausaltertümern (5719); seine einzelnen Abschnitte beschäftigen sich mit der äusseren Erscheinung, Gesundheitspflege (Baden, Wäsche usw.), Krankheiten und deren Heilung, mit den Kleidungsstoffen, Kleidungsstücken und dem Schmucke, wobei allerdings die Einflüsse vom Auslande her nicht berücksichtigt werden; Illustrationen fördern das Verständnis durch Anschauung. —

Ländliche Verhältnisse. Wie Rietschel, so leitet H. Wopfner (5728) die freie Erbleihe nicht aus der hofrechtlichen Leihe, sondern aus den Prekarien her, die er für Tirol noch für das 11. und 12. Jahrhundert nachweist. Sie entstand und nahm zu an Verbreitung unter dem Einflusse der fortschreitenden inneren Kolonisation. Die Untersuchung W.s ist von Wert für die Rechtsgeschichte, nicht minder auch für die Wirtschaftsgeschichte, indem W. auch die Schicksale des Bauernstandes in Tirol charakterisiert: hier lagen die Bedingungen für die Ausbildung grosser grundherrlicher Eigenbetriebe nicht sehr günstig; eine Erhöhung der Fronden seitens der Grundherren wurde durch die Landesordnungen verboten: die Bauern verloren nicht den Zusammenhang mit dem Landgerichte und mit dem Landesfürsten, der sich ihrer vielmehr wirksam gegen die Grundherren annahm. — Die Leipziger Dissertation von H. Duncker (5729) beschäftigt sich mit dem mittelalterlichen Dorfgewerbe. Unter Ausschluss der herrschaftlichen „Banngewerbe" (wie Müllerei, Brauerei, Kelterei und Schankgewerbe) bespricht sie zuerst diejenigen Gewerbe, die auf die Verarbeitung von Holz und auf die Verfertigung von Gerätschaften gerichtet sind (wie Köhler, Aschenbrenner, Stellmacher, Drechsler, Böttcher, Tischler, Seiler, Töpfer, Schmiede), sodann die Baugewerbe und endlich die Bekleidungsgewerbe. Als Quellen sind hauptsächlich Weistümer (3000 an Zahl) benutzt. D. weist nach, dass die „Stör" die Normalform des berufsmässigen Dorfgewerbes war; nur für die Säge- und Walkmüllerei, sowie für die Gerberei bestand „Heimwerk". Zum Teile hatten die Dorfhandwerker eine halb öffentliche Stellung, als offizielle Dorfbeamte. — Die ländlichen Verhältnisse im Herzogtum Braunschweig-Wolfenbüttel im 16. Jahrhundert stellt G. Oehr (5730) auf Grund Wolfenbütteler und Braunschweiger Akten dar: Die Fürsten traten hier aus staatlichen Gesichtspunkten für die Bauern gegen die Grundherren ein. Sie suchten eine Zersplitterung des bäuerlichen Grundbesitzes zu verhüten; sie sahen auf Erhaltung der Prästationsfähigkeit des Bauernstandes sowie des bäuerlichen Grundbesitzes in seinem alten Umfange, indem sie den Grundsatz der Erblichkeit und der Unveränderlichkeit des Zinses durchführten. Auch die öffentlich-rechtlichen Befugnisse der Grundherren wurden nach Möglichkeit reduziert, nicht minder allerdings die korporative Autonomie der Landgemeinde, die mehr und mehr dem Staatsorganismus als ein Verband vornehmlich zu Zwecken der Besteuerung fester eingegliedert wurde. Die Schrift bietet eine willkommene Parallele zu den entsprechenden Partien in W. Wittichs Buch über die Grundherrschaft in Niedersachsen. —

Adel. Dem thüringischen Adel ist eine gründliche Studie von R. His (5741a) gewidmet. Er behandelt die Übertritte freier edler Geschlechter in die Ministerialität im 12. und 13. Jahrhundert: sie waren so massenhaft, dass von dem einst so zahlreichen freiherrlichen Adel Thüringens (abgesehen von den Grafen und Burggrafen) nur noch fünf Geschlechter übrig blieben. Unter den unfreien Rittern bestand eine scharfe Scheidung zwischen Dienstleuten, ministeriales, die ausser Kriegsdiensten auch Hofdienste verrichteten, und einfachen Rittern oder ritterlichen Knechten, die nur Kriegsdienste leisteten, meist als Burgmannen; diese gingen oft bei jenen zu Lehen. Einige dienstmännische Geschlechter, drei an Zahl, sind zum Herrenstande emporgestiegen, und zwar deshalb, weil sie ihren Besitz frei von fremder Landeshoheit bewahrten. Ausserhalb Thüringens, in den Nachbargegenden, haben eine ähnliche Stellung erlangt die Schönburgs in Sachsen und die Vögte von Weida, die heutigen Fürsten von Reuss, deren Entwicklungsgang ein ganz besonderes Interesse erweckt: Ursprünglich Ministerialen Heinrichs des Löwen, seit seinem Sturze (1180) Reichsministerialen, erlangten sie im Anfange des 13. Jahrhunderts die Vogtei über das Reichsgut in der Gegend von Gera und Plauen; noch um die Mitte desselben Jahrhunderts begann sich das Amt in eine Herrschaft zu wandeln. Seit ungefähr 1300 wurden sie als Herren und viri nobiles anerkannt; den Grafentitel nahmen sie erst 1671 an, und in den Reichsfürstenstand wurden die verschiedenen Linien erst 1778, 1790 und 1806 erhoben: die Reuss sind die einzige Familie des „hohen Adels" in Deutschland, die aus der Unfreiheit hervorgegangen ist. — P. J. van Niessen (5742) untersucht die Entstehung des Grossgrundbesitzes und der Grundherrschaft in der Neumark, indem er zugleich verschiedene Missverständnisse zurückweist, in die J. Fuchs bei der Interpretation des neumärkischen Landbuches von 1337 ver-

fallen ist. Verschiedene seiner Ergebnisse sind sehr bemerkenswert, da sie die Hinfälligkeit einiger Ansichten zeigen, die bisher als herrschende Meinung galten; so führt er aus, dass bei der Anlage neuer Dörfer weder Geistlichkeit noch Adel Hoheitsrechte erhielten, und dass die Schulzen in der Ausübung des Niedergerichtes ursprünglich keineswegs als grundherrliche Beamten fungierten. N. datiert die Trennung der sogenannten Schlossgesessenen vom hofrechtlichen Adel und ihr Emporsteigen erst nach 1319. — Th. Schöne (5745) stellt die aus dem heutigen Baden stammenden Kämpfer für den deutschen Orden in Preussen zusammen und verfolgt, wie sie zum Teile in leitende Stellungen gelangten. —

Städte und Bürgertum: Allgemeines. Das Büchlein von Bernh. Heil (5747) über das deutsche Städtewesen und Bürgertum im Mittelalter gehört zu den besseren und lesenswerten Erscheinungen der populären Literatur. Er führt uns die Anfänge des deutschen Bürgertums, die Gründung und erste Entwicklung der Kolonialstädte, die soziale und politische Entwicklung im 14. und 15. Jahrhundert, das äussere Leben in den Städten und das Leben der Bürger vor Augen. —

Gewerbe und Zünfte. An erster und hervorragender Stelle ist hier F. Keutgens (5755) Untersuchung über die Entstehung des Zunftwesens zu nennen, die dieses ebenso lange wie heftig umstrittene Problem zu endgültiger Klärung gebracht hat. Wie bereits G. von Below, so bekämpft K. die Theorie vom hofrechtlichen Ursprunge der Zünfte; zugleich will er eine positive Erklärung der Entstehung des Zunftwesens geben. Der letzte Vertreter der hofrechtlichen Hypothese ist S. Eberstadt; gegen ihn wendet sich daher K. insbesondere, indem er zugleich das aus seinen Ausführungen herausschält, was als richtiger Kern unter all dem Falschen steckt, was Eberstadt vorgebracht hat. Er geht aus von dem Handwerk der Grundherrschaften; dann behandelt er die Stellung des Handwerkes auf dem städtischen Markte, das Verhältnis von Hofhandwerkern und Markthandwerkern, sowie das Problem des Überganges höriger Handwerker von der Fronarbeit zur freien Marktarbeit. Gegen K. Gareis führt er dabei aus, dass im Capitulare de villis weder von Handwerksmeistern im technischen Sinne noch auch etwa gar von hofrechtlichen Handwerkerverbänden die Rede sein kann. Die Zahl der Handwerker innerhalb der Grundherrschaften war nicht beträchtlich, weder auf den königlichen, noch auch auf den geistlichen; auch auf diesen letzten gab es keine umfassende Organisation der gewerblichen Arbeit. Insoweit die hörigen Handwerker zum Hausgesinde der Grundherren zählten, ist es nicht nachweisbar, dass sie zur Marktarbeit übergegangen sind. Nun gab es aber zwei Klassen Höriger überhaupt und daher auch höriger Handwerker auf den Grundherrschaften: unfreies Hausgesinde, die wirtschaftlich der unbedingten Disposition des Herrn unterworfen waren, und servi casati, deren Pflichten fest begrenzt, die zwar persönlich unfrei, wirtschaftlich aber frei waren. Die hörigen Handwerker, die zu dieser zweiten Kategorie gehörten, waren als Handwerker frei; sie bildeten von vornherein einen starken Bestandteil des städtischen Handwerkes, z. B. unfreie Bauernsöhne, die mit Erlaubnis des Leibherrn in der Stadt Handwerk trieben, aber noch Leibeigene ihres Leibherrn blieben, bis zur vollen Ausbildung des Satzes: „Stadtluft macht frei". Man muss demnach von vornherein zwischen Hofhandwerkern und Markthandwerkern unterscheiden; jene sind persönlich und wirtschaftlich unfrei; diese sind wirtschaftlich frei, können aber persönlich unfrei sein und unterstehen dem Marktgerichte, sowie den öffentlichen Lasten der mercatores. Das Ergebnis dieses Teiles seiner Untersuchung fasst K. selbst in dem Satze zusammen: „Die Erklärung der Zünfte, ihrer Entstehung und ihres Wesens muss aus dem städtischen Rechts- und Wirtschaftsleben allein herausgefunden werden." Im weiteren Verlaufe seiner Abhandlung beschäftigt sich K. mit den Anfängen der Organisation des städtischen Handwerkes, sowie mit den Problemen, die mit der Entstehung der autonomen Handwerksverbände zusammenhängen; auf den negativ-kritischen folgt also jetzt der positiv aufbauende Teil, und zwar kehrt er sich zunächst gegen die Behauptung, dass die Zünfte aus freiem Genossenschaftstriebe hervorgegangene Verbände seien, denen nachträglich obrigkeitliche Genehmigung, Ordnung und Zwangsbefugnisse zuteil geworden wären. Vielmehr knüpft die Zunftbildung, so stellt er fest, an obrigkeitliche Einrichtungen an, — freilich nicht an solche privater Grundherren, sondern an solche, die vom Inhaber der öffentlichen Gewalt ausgegangen sind. Er erklärt magisterium und fraternitas — das eben ist der richtige Kern, den er aus den Eberstadtschen Hypothesen herausschält — als Vorläufer der Zunft; doch er versetzt diese Gebilde vom Boden des Hofrechtes auf den des öffentlichen Rechtes. Was zunächst die Magisterien anlangt, so entstammen sie dem städtischen Gewerberechte. In dessen Mittelpunkte stand die Verwaltung von Mass und Gewicht. Nach den vergeblichen Versuchen der Karolinger, hier Einheit zu schaffen, blieb die Verwaltung von Mass und Gewicht auf dem platten Lande Funktion der Gemeindegewalt. In den Märkten

beziehungsweise Städten wurde sie ein Annex des Marktrechtes und lag in den Händen des Marktrichters, des Schultheissen oder Ammanns; gehörten doch zu den Einnahmen aus dem Marktrechte die Abgaben für Benutzung der öffentlichen Wage, sowie die Bussen für Übertretung der Vorschriften betreffend Mass und Gewicht. Aus der Mass- und Gewichtspolizei ist das ganze städtische Gewerberecht entstanden: Kontrolle von Mass und Gewicht, Preisbestimmung, Warenprüfung, Beaufsichtigung des gesamten Ganges der gewerblichen Produktion, das sind ja eben die vier Hauptaufgaben der mittelalterlichen Marktordnung. Für die Benutzung des Marktes, der Marktstände und Marktbänke mussten die Gewerbetreibenden dem Stadtherrn resp. seinem Beamten Abgaben entrichten, und dafür, sowie für die Ausübung der Marktkontrolle wurden sie nach ihren bestimmten speziellen Verrichtungen in Gruppen („Ämter", magisteria) organisiert; es wurden immer die Mitglieder eines und desselben Handwerkes nach Möglichkeit zu einer einzigen Gruppe vereinigt, weil über sie die Kontrolle eine einheitliche war. Zunächst unterstanden diese herrschaftlichen Verbände insgesamt dem Schultheissen oder Ammann, d. h. dem Stadtrichter; in grösseren Städten wurden sie wohl auch einem Spezialbeamten unterstellt, — in Strassburg dem Burggrafen, in Trier dem Kämmerer, in Koblenz dem Zöllner usw. Der Beamte hielt mit den einzelnen Gewerbeverbänden, die ihm untergeben waren, in regelmässigen Fristen, drei oder auch nur zwei Male im Jahre, Versammlungen, ungebotene Dinge, ab; sie sind die Vorläufer der späteren ordentlichen Zunftversammlungen, der Morgensprachen. In der Folgezeit gelangten diese herrschaftlichen Handwerkerverbände zu zwei bedeutsamen Errungenschaften: die infolge von Verstössen gegen das Marktrecht an den Stadtherrn resp. seinen Beamten zu zahlenden Bussen wurden durch eine fixierte und regelmässige Zahlung an den ordentlichen Versammlungstagen abgelöst; dafür erhielt der Verband das Recht, die Bussen für sich einzuziehen. Es traten weiterhin an die Spitze der einzelnen Verbände besondere Vorsteher, sogenannte „Meister", die dem Verbande selbst angehörten, da sie bei der sich verfeinernden Technik besser für die Kontrolle passten; sie blieben aber natürlich noch dem Stadtherrn resp. dessen Beamten insofern untergeordnet, als diese die höhere Instanz über ihnen darstellten. Gerade durch diese beiden Momente begann sich der Verband mehr und mehr mit Autonomie zu füllen, und bald ging die Ordnung von Mass und Gewicht, d. h. die Ordnung des Verkehrswesens schlechthin, vom stadtherrlichen Beamten, je komplizierter die Sache wurde und je mehr Sachkenntnis erforderlich ward, auf den Rat als Bürgerausschuss über; in noch späterer Zeit erhielten die Zünfte selber daran einen Anteil, der je nach den einzelnen Städten verschieden bemessen war. Unter obrigkeitlicher Autorität übernahmen die gewerblichen Verbände auch schon sehr früh religiös-gesellige Funktionen; die Ämter stellen sich also zugleich als gesellig-religiöse Vereinigungen, als fraternitates, dar; später brauchten sich nun freilich diese fraternitates mit den Handwerksverbänden, mit denen sie ursprünglich identisch waren, nicht mehr ganz zu decken, da an den guten Werken und der Geselligkeit auch Nichtmitglieder des betreffenden Gewerbes Anteil haben konnten: die fraternitas konnte daher einen grösseren Umfang annehmen als das magisterium, mit dem sie sich zuerst deckte. Es konnten auch fraternitates entstehen, und es sind tatsächlich auch solche entstanden, ohne dass vorher magisteria existierten, also nicht im Anschlusse an schon bestehende „Ämter", — indem für die religiös-geselligen Funktionen unter obrigkeitlicher Autorität besondere Verbände nach den einzelnen Gewerben ins Leben traten, für die noch keine magisteria da waren. Auch in die magisteria kam eben dadurch, dass sie zugleich als fraternitates fungierten, ein freierer genossenschaftlicher Zug; der Verband nahm dadurch einen intimeren Charakter an, als ihn das blosse „Amt" zu verleihen vermochte; indem er jetzt noch Autonomie in Gewerbesachen, das Recht der „Willkür" (wenngleich beschränkt durch die stadtherrliche Obrigkeit oder den Magistrat) und die eigene Handhabung des Zunftzwanges gewann, wurde das magisterium zur Zunft, — womit natürlich nicht gesagt sein soll, dass alle Zünfte aus Magisterien entstanden sind. Sie können auch, nachdem die abschliessende Entwicklung einmal erreicht war, bereits als solche, nämlich als Zünfte, geschaffen worden sein; oder sie können sich auch aus blossen fraternitates entwickelt haben, indem diese zu den religiös-geselligen Funktionen solche gewerblicher Art übernahmen. Das abschliessende Moment ist aber die Annahme des Zunftzwanges. Die Handwerker trachteten nämlich danach, die Fremden vom eigenen Markte fernzuhalten. Denn für die Waren der fremden Handwerker liess sich ja die Kontrolle nicht so, wie für die eigenen, durchführen; sie zahlten auch nicht dieselben Abgaben; daher trafen die Mitglieder der einzelnen Verbände die Abrede („Innung", „conjuratio"), dass nur, wer eben zu diesem speziellen Verbande gehöre, als mercator für die betreffenden gewerblichen Produkte in der betreffenden Stadt fungieren dürfe; d. i. das Prinzip des Zunftzwanges, der somit zwar auch einen Beitrittszwang für die Ortsangesessenen, in noch viel höherem Grade aber

die Ausschliessung der fremden Handwerker vom einheimischen Markte bedeutete: die Schliessung des städtischen Marktes nach aussen bildet das Wesen der „Innung". Zuerst suchten die Stadtherren diese conjurationes mit Aussperrungstendenz zu unterdrücken; schliesslich erkannten sie sie an. Demnach bedeutete das Innungsrecht „die Beseitigung und Zerstörung der allgemeinen Marktfreiheit und Handelsfreiheit, wie sie in dem alten marktherrlichen Systeme gelegen hatte". Auf dem Prinzip der Handelsfreiheit beruhte die Entstehung der Städte als ständiger Marktorte; jetzt, nachdem die Entwicklung zum Abschluss gelangt war, schlug sie in das Gegenteil des Prinzips um, von dem sie ihren Ausgang genommen hatte, nämlich in das der Exklusivität: damit kommt das System der mittelalterlichen Stadtwirtschaft zu seiner vollkommenen Ausbildung. Wir scheiden von der inhaltsreichen und scharfsinnigen Schrift, nicht ohne nochmals unserer Genugtuung über die grosse Förderung Ausdruck zu geben, welche die Wissenschaft dadurch erfahren hat. — Kulturhistorisch interessant ist das Problem, welches A. Doren (5756) ins Auge fasst, nämlich die Einwanderung der Deutschen und ihre Verhältnisse in Italien. Architekten, Maler, Soldaten und Studenten zogen aus Deutschland nach Italien; D. betrachtet vornehmlich die deutschen Handwerker und ihre Genossenschaften, zumal die deutschen Weber in Florenz und deren Lage, die schon um die Mitte des 15. Jahrhunderts durch — allerdings schnell unterdrückte — Strikeversuche bezeichnet wird. — Ein Schüler G. von Belows, W. Dettmering (5762), weist in einer guten Untersuchung nach, dass die Strassburger Zünfte nicht, wie G. Schmoller meinte, um der Gewerbegerichtsbarkeit willen begründet worden sind, sondern zur Vereinigung der Handwerksgenossen in festen wirtschaftlichen Verbänden und zur Unterdrückung des freien Wettbewerbes: die Bäckerzunft hatte in älterer Zeit, wie es scheint, überhaupt keine Gerichtsbarkeit; bei den übrigen Zünften war die Jurisdiktion durch den Magistrat zum mindesten sehr beschränkt. — Auf Grund des von ihm entdeckten ältesten „Kramerbuches" schreibt S. Moltke (5763) die Geschichte der Leipziger Kramerzunft (seit 1349) und des Leipziger Kleinhandels; er gibt einen Abdruck seiner vornehmsten Quelle und einiger anderer Urkunden. — Eine ausführliche, archivalische Geschichte des Tiroler Erzbergbaues, zuerst in Nordtirol, dann in Südtirol, von 1301—1665 hat M. Wolfstrigl-Wolfskron (5766) verfasst; im Eingange wird eine Skizze des älteren Bergbaues in Tirol entworfen. —

Handel und Verkehrswesen. In einer Rede, die auf dem Heidelberger Historikertage von 1903 gehalten wurde, fällt G. von Below (5770) ein vernichtendes Urteil über die Theorie W. Sombarts vom Ursprunge des Kapitals aus akkumulierter Grundrente, indem er zugleich den tatsächlichen Hergang der Dinge darlegt. — Silberschmidts „Kumpanie und Sendeve" (5771) ist ein bemerkenswerter Beitrag zur Geschichte des Handelsrechtes und speziell der Handelsgesellschaften im Mittelalter. — Die Monographie D. Schäfers (5772) über die Hanse ist das Ergebnis langjähriger Beschäftigung mit dem Gegenstande; sie gewährt einen vorzüglichen und fesselnden Überblick sowohl über die politische als auch über die Wirtschaftsgeschichte der Hanse und kann zur Lektüre nicht dringend genug empfohlen werden. — K. Höhlbaum (5775) teilt eine englische Staatsschrift aus der Zeit der Königin Elisabeth gegen die Hanse mit. Zur Vergeltung gegen den Zug der Armada unternahm die englische Flotte 1589 einen Angriff auf die spanische Küste. Er blieb erfolglos; nur sechzig hansische Schiffe griffen die Engländer an der Tajomündung unter der Beschuldigung auf, dass sie dem Könige von Spanien Kriegszufuhr leisteten. Zur Rechtfertigung dieses Verfahrens liess die englische Regierung noch 1589 (nach H. durch keinen Geringeren, als durch den Staatssekretär Francis Walsingham) eine Denkschrift ausarbeiten und erscheinen, die sehr geschickt insbesondere das politisch-religiöse Moment betonte, nämlich die Verbindung der Hansen mit Spanien, dem Todfeinde des Protestantismus. H. macht sie nach einer im Kölner Stadtarchiv befindlichen Abschrift bekannt. — Die Verhältnisse des Ostseeverkehrs von 1350—1450 und insbesondere die Politik der Hanse in diesem Zeitraume, den nichthansischen Verkehr im Ostseegebiete zu unterdrücken, schildert E. Daenell (5776) in einem Vortrage, den er auf der Generalversammlung des hansischen Geschichtsvereins zu Emden 1902 gehalten hat. Bemerkenswert darin sind auch seine Ausführungen (S. 17 ff.) über die Entwicklung des Schiffbaus und der Reederei in Holland. — Über die Entstehung und auch über die Berechtigung der „Grossen Vermögen" handelt R. Ehrenberg (5777); er zieht dafür die Beispiele der Fugger, Rothschilds und Krupps heran. Das Vermögen der Fugger geht (abgesehen natürlich von deren kaufmännischen Eigenschaften) auf den Grossbetrieb in Industrie (Barchentweberei, Bergwerke) und Warenhandel (mit Kolonialprodukten), vornehmlich aber auf die Kreditgewährung an die Monarchen des 16. Jahrhunderts zu Zwecken der Kriegsführung zurück, das der Rothschilds gleichfalls und noch in viel höherem Grade auf die Nutzbarmachung der Entwicklung des öffentlichen Kredits; das der Familie

Krupp dagegen beruht auf der Basis der Ausgestaltung der Technik. Wenn auch nicht zu leugnen ist, dass Reichtum an sich berechtigt ist, so hat doch E., wie hervorgehoben worden ist, nicht den Beweis geführt, inwieweit die Höhe des Reichtums im einzelnen Falle der Leistung entspricht, die der reich Gewordene tatsächlich in die Wagschale geworfen hat, und der Reichtum der Krupps erscheint uns insofern berechtigter wie der der Fugger und Rothschilds, als seine Grundlage ein positiver Fortschritt auf dem Gebiete der Technik ist. — Seinen wertvollen Arbeiten über die wirtschaftlichen Beziehungen Deutschlands zu Spanien und den spanischen Kolonien, vor allem über die Geschichte des Hauses Fugger in Spanien, lässt K. Häbler zwei neue Untersuchungen folgen, die eine über die überseeischen Unternehmungen der Welser (**5779**), die andere über das Zollbuch der Deutschen in Barcelona (**5781**). In der zweiten zeichnet H. die Geschichte des spanisch-deutschen Handels im Mittelalter; mit den Städten Aragons steht vornehmlich Nürnberg, mit Katalonien und Barcelona stehen insbesondere Ulm und Konstanz in Verbindung. Wir besitzen ein Zollregister der Deutschen in Barcelona von 1425—1440; es ist für H. die Quelle zur Feststellung der für den deutschen Handel in Barcelona in Betracht kommenden Kaufleute und Waren. In der zuerst genannten Publikation zeigt H. zunächst, wie sich die Welser der Verlegung des Marktes für die indischen Waren von Venedig nach Lissabon anpassten, hier bereits 1503 eine Faktorei errichteten und sich mancherlei Privilegien zu verschaffen wussten. Der folgende Teil ist ihren Bemühungen um die Kolonisation Venezuelas seit 1528—29 gewidmet. Die dauernde Besiedlung glückte nicht ihnen, sondern den spanischen Kolonialbeamten, mit denen sie in beständiger Friktion lagen; sie mussten schliesslich (1546) die Provinz aufgeben, und es nützte ihnen nichts, dass ihr Recht darauf im Prozesswege anerkannt wurde. — Die Ursachen für den Zusammenbruch des Welserschen Hauses findet J. Müller (**5780**) vornehmlich in der Zahlungsunfähigkeit der spanischen Krone. — In einer recht tüchtigen Erstlingsarbeit schildert Hass (**5783**) die Versuche der brandenburgischen Herrscher des 15. und 16. Jahrhunderts, im Zollwesen mit den Zuständen mittelalterlicher Stadtwirtschaft und Exemtionen zu brechen, sowie ein einheitliches Zollsystem für das ganze Territorium zu begründen: Kurfürst Albrecht Achill gelangt damit noch nicht zum Ziele; bessere Erfolge hatten später Joachim I., Johann von Küstrin und Johann Georg. — Ein Buch, von dem man wirklich sagen darf, dass es eine „Lücke“ in dankenswerter Weise ausfüllt, ist das Münzwesen von A. Luschin von Ebengreuth (**5784**). Nach einer Einleitung zur Feststellung der Begriffe wird im ersten Teile die allgemeine Münzkunde behandelt, nämlich die äussere Beschaffenheit der Münze nach Stoff, Form, Grösse, Gewicht, Gepräge, Münzbild und Aufschrift, das Münzverfahren und der Münzbetrieb, sowie die Münze als Gegenstand des Sammelns; daran schliesst sich die eigentliche Geldgeschichte: die Entwicklung vom Viehgelde der Urzeit bis zur modernen Münzpolitik, sowie die Probleme der Münzhoheit, des Münzregals, der Münzverbände usw. Der reiche Inhalt lässt sich hier auch nur entfernt nicht einmal andeuten; auf langjährigen Studien aufgebaut, ist das Werk unentbehrlich für jeden, der sich mit der Münzgeschichte beschäftigt. —

Kriegswesen. Um die Erforschung des österreichischen Heereswesens hat sich W. Erben (**5790**) durch mehrere Beiträge in der jüngsten Zeit verdient gemacht. Eine wichtige Sammlung aus der Zeit vom 16. bis zum 18. Jahrhundert sind seine „Kriegsartikel und Reglements“ als Quellen zur Geschichte der k. und k. Armee (1902) (Mitt. des k. und k. Heeresmuseums 1902, S. 1—200); von einer gleichfalls wichtigen Quelle für das 15. Jahrhundert, dem Aufgebote Herzog Albrechts V. gegen die Hussiten, führt er den Nachweis (MIÖG. 23, S. 256—72), dass sie nicht 1426, sondern 1431 entstanden ist; diese Aufgebotsordnung von 1431 ist der erste Versuch der Einführung eines allgemeinen Aufgebotes in Österreich, und in seinem neuesten Aufsatze zeigt nun E., welche Haltung dazu die niederösterreichischen Stände, besorgt um ihre Machtstellung, einnahmen. —

Juden. Von den Monographien zur deutschen Kulturgeschichte ist der 11. Band erschienen, das Judentum von Georg Liebe (**5794**), mit reichem Bildschmuck ausgestattet. Der Verfasser führt dem Leser die Entwicklung und die Stellung des Judentums in Deutschland im Wechsel der Jahrhunderte vor; seine Ausführungen sind sachlich und unparteiisch gehalten, wenngleich sie natürlich bei der Beschränkung des Raumes nur einen sehr skizzenhaften Charakter tragen können. Er weist darauf hin, wie im Mittelalter die Verschlechterung der sozialen Stellung der Juden geradezu die Wirkung der Verbesserung ihrer wirtschaftlichen Stellung war, und wie diese wiederum die Folge des kanonischen Zinsverbotes war, welches ihnen geradezu ein Monopol für den Geldhandel gewährte. —

Gerichtswesen und Hexenprozesse. Für das sächsische Rechtsgebiet sind zu erwähnen die grossen Publikationen von A. Stölzel (**5806**) über den Brandenburger Schöppenstuhl, sowie von V. Friese und E. Liesegang (**5809**)

über den von Magdeburg. Die letztere bringt nur Sprüche, die nach aussen gegangen sind; es ist ihnen auch nicht ohne weiteres zu entnehmen, ob sie von gelehrten oder nicht gelehrten Juristen herrühren, auf welchem Verfahren sie beruhen, und wie sie zustande kamen. In Magdeburg, dem Sitz des Stuhles, findet sich so gut wie gar kein Material zur Geschichte eben dieses Tribunals. Anders bei Brandenburg. Hier ist genug des Materials am Orte selbst erhalten, um die Organisation und das ganze innere Getriebe des Stuhles zu erkennen und zu schildern. Der Hauptstock der Magdeburger Sprüche liegt vor der Mitte des 16. Jahrhunderts, der der Brandenburger nachher. In einem darstellenden Bande liefert nun A. Stölzel **(5806)** die Geschichte des Brandenburger Tribunals (von 1232—1817) gleichsam als eine Fortsetzung seiner früheren Studien zur Entwicklung der gelehrten Rechtsprechung in Deutschland. Zuerst lehrt er den Leser das Material kennen; darauf werden nacheinander die Örtlichkeit und die Titulaturen behandelt, alsdann das Personal (Schöppenschreiber und Schöppen), die Ausbildung des Personals, die Entwicklung der Organisation, die Konsulenten und das Verfahren beschrieben. — Gewissermassen als Beleg für den darstellenden Teil soll nun dienen die in Gemeinschaft mit E. Deichmann und V. Friese **(5807)** in vier Bänden herausgegebene Sammlung von Urkunden und Schöffensprüchen des Brandenburger Stuhles. Der erste Band enthält die Urkunden bis 1580, der zweite Band die seit 1580, der dritte wird gekennzeichnet durch den Titel „Die von Bismarck in den Brandenburger Schöppenstuhlakten"; der vierte endlich bringt die Spruchsammlung des Schöppenstuhles, sowie die Register von Friese und Deichmann. Man kann an der Hand dieser Akten verfolgen, wie sich allmählich die Romanisierung der Rechtsprechung vollzog; sie geben zugleich einen schätzenswerten Einblick in das Rechts- und Wirtschaftsleben der früheren Jahrhunderte, in die allgemeine Geschichte und in die Kulturgeschichte, vor allem aber auch in die Geschichte der Sprache. — Mit den Einwendungen, die K. Zeumer und K. von Amira gegen sein Werk vorgebracht haben, setzt sich A. Stölzel **(5808)** in einem besonderen Aufsatze auseinander. — Bedeutsam für die Kenntnis des Magdeburgischen Rechtes ist die oben erwähnte Ausgabe der Magdeburgischen Schöffensprüche durch V. Friese und E. Liesegang **(5809)**. Sie ist entstanden auf die Anregung J. W. Plancks, derzufolge die Münchener Akademie 1888 die erforderlichen Mittel gewährte. Zuerst ward Liesegang als Editor gewonnen; dazu trat später Friese. Fünf Bände waren ursprünglich geplant; aber sie werden nicht reichen. Die Sprüche des ersten Bandes, der bisher erschienen ist (von 1339—1617), beziehen sich auf Gross-Salza (bei Magdeburg), Naumburg und Zerbst. Gemäss der Vorschrift der Akademie geben die Herausgeber nach einem kurzen Überblicke über die Beziehungen der für den ersten Band in Betracht kommenden einzelnen Städte und Länder zu Magdeburg ein ziemlich ausführliches Regest für jeden Spruch, Ermittlungen über die vorkommenden Personen, Hinweisungen auf analoge Entscheidungen in den anderen Sprüchen, zumal insofern diese bereits im Drucke veröffentlicht sind, sowie auf Parallelstellen in den Rechtsbüchern, schliesslich ein Personen-, Orts- und Sachregister, sowie eine chronologische Übersicht über die Sprüche. Von berufener Seite wird darüber geklagt, dass das Sachregister bei allem Fleisse, und wiewohl es im einzelnen sehr verdienstliche Erläuterungen enthalte, die sogar den Charakter ganzer Abhandlungen trügen, doch als Ganzes betrachtet unzweckmässig angelegt sei. Etwa mit 1520 setzt der Verfall des Magdeburger Oberhofes ein, im Zusammenhange mit der Aufnahme des Römischen Rechtes und gefördert durch das Eindringen des gelehrten Elementes in den Richterstand. Auch die Magdeburger Publikation ist wichtig für die allgemeine Rechts- und Wirtschaftsgeschichte, sowie speziell für die Kenntnis der Rechtssprache. — Das Landrecht des Tales Jaun (im südöstlichen Teile des Kantons Freiburg) in seinen verschiedenen Redaktionen seit dem Ausgange des Mittelalters teilt mit und kommentiert K. Holder **(5810a)**. Ursprünglich waren die Bewohner mainmortables; später war das Tal eine Freiburger Landvogtei, für deren allgemeine Angelegenheiten die Landesgemeinde beratend zusammentrat; die von H. abgedruckten Sätze regelten das Strafrecht und das Gerichtswesen, sowie die privatrechtlichen Verhältnisse der Landleute; besonderes Interesse erregt die Entwicklung der Allmendeverhältnisse. — Über einige „Hexenprozesse im Gebiet des ehemaligen Markgrafenlandes" im 16. und 17. Jahrhundert berichtet, durch die Lektüre der Kulmbacher Ratsprotokolle angeregt, Karl Lory (in der Festgabe für Karl Heigel. = **577a**, S. 290—302). Er kommt zum Ergebnisse, dass sich das ehemalige Markgrafenland dem Wahne der Hexenverfolgung gegenüber widerstandsfähiger erwies, als Altbayern, und schreibt das einmal der Abschliessung der hier wohnenden Protestanten gegenüber den angrenzenden Katholiken, sowie der fast aufgeklärt zu nennenden Haltung der Landesregierung (zumal Bayreuths) zu. —

Geistiges Leben: Allgemeines. Eine sonderbare Theorie trägt L. Keller **(5838)** in seinen „Anfängen der Renaissance" vor. Er knüpft an die

Tatsache, dass es im 13. Jahrhundert sogenannte Fraternitates von Laien und Geistlichen gab, die durch die Kirche bekämpft wurden, den überraschenden Schluss, dass diese Verbände als „humanistische Kultgesellschaften“ aufzufassen seien, dass sich in ihnen das Leben der Renaissance konzentriert habe, und dass aus ihnen Dante und Petrarka erwachsen seien! — Gedankenreich, formvollendet und rhetorisch höchst wirksam ist der Vortrag über Byzantinische Kultur und Renaissancekultur, den Karl Neumann (5840) auf der Heidelberger Historiker-Versammlung von 1903 gehalten hat. N. bekämpft die herrschende Ansicht, die Renaissance sei die Mutter der modernen Kultur, die Italiener seien das erstgeborene Volk einer modernen Welt, und zwar dadurch, dass sie über das Mittelalter hinweg die Wiederanknüpfung an die antike Welt gesucht und erreicht hätten. Dem gegenüber betont er, dass sich ja Byzanz als „eine Enklave stehen gebliebener Antike“ darstelle, dass also der byzantinischen Kultur gleichfalls ein stark antikes Element innewohne; er wirft die Fragen auf: Warum also doch ein grundlegender Unterschied zwischen byzantinischer Kultur und Kultur der Renaissance? warum ist jene petrefakt und abgelebt, diese dagegen so lebendig und fruchtbar? Sollte man etwa Anteil und Einfluss der Antike überschätzen? Auf eine Bejahung dieser letzten Frage läuft seine Antwort hinaus: Das byzantinische Reich war ein Mischreich; in ihm trafen sich alte und neue Kulturelemente; aber die neuen hatten nicht die Kraft, die alten zu überwinden, sie sozusagen zu verdauen und sich damit zu stärken. Das alte Element, die römische Überlieferung, blieb an der Herrschaft und vermochte auf die Dauer die neuen Kulturfaktoren, sowohl das Christentum als auch das Barbarentum, an ihrer Entfaltung, an der Auswirkung ihrer eigentümlichen Kräfte, zu hindern. Eine ganz andere Freiheit, als in Byzanz, genossen im Abendlande Christentum und Barbarei. Hier erhob sich neben Despotismus und weltlicher Zwangsgewalt ein Gebilde höherer Freiheit, eine Kirche, die zunächst für sich als Ganzes Unabhängigkeit erkämpfte, — eine Unabhängigkeit, die dann (freilich sehr gegen die Meinung der späteren Kirche) der Ausgangspunkt für alle Freiheit in der Welt geworden ist. Dadurch war dem Menschen und dem menschlichen Geiste eine Freistatt gegründet, die von keiner äusseren Zwangsgewalt erreicht und verletzt werden konnte. Dieser Möglichkeit eines neuen Menschen, eines von keiner Polis und von keinem Cäsar, auf die Länge aber auch von keinem Pontifex ganz in die Bande zu schlagenden Menschen, dieser Freiheit des neuen Christenmenschen kam der Freiheitsdrang des Barbarentums entgegen. Eine neue Psyche ist im Mittelalter erwachsen, erzogen und gebildet worden. Die neue Wissenschaft sieht mit neuen Augen, ein neues Geschlecht sieht kühn dem Wirklichen ins Auge, und es beginnt jener Realismus, der die Dinge und die Kunst gestaltet. Nicht auf das Erwecken der Antike kommt es an, wovon ja im Norden in den Ursprüngen der Bewegung nirgends die Rede sein kann, sondern auf ein Reifwerden mittelalterlicher Anschauungen, das nun herrliche Blüten entfaltet: Dante, das italienische Quattrocento, Leonardo da Vinci und Raffael sind reifgewordenes Mittelalter, ebenso die Eycks in Flandern, die Anfänge der Kunst in Deutschland und Frankreich. Die spirituale Seele des Mittelalters sieht überall dieser Kunst aus den Augen. Die italienische Kultur suchte allerdings sehr bald ihren Zusammenhang mit dem Mittelalter zu verleugnen; umsomehr wurde sie tatsächlich eine Renaissancekultur und entfernte sich vom Geist des 15. Jahrhunderts und der echten und grossen mittelalterlichen Überlieferung. Jetzt nahm man bewusst in Leben und Moral die antiken Beispiele zum Muster; jetzt entseelte man die Kunst im Drange nach den grossen monumentalen Airs, den vornehmen Gesten der Antike und veräusserlichte sie im Sinne formaler Virtuosität. Die nunmehr im Geiste der Antike umgeschaffene italienische Renaissancekultur, die Kultur teilweise der Hoch-, jedenfalls der Spätrenaissance, ist dann, kosmopolitisch höchst anpassungsfähig, über die Alpen gedrungen und mit Entzücken von den aristokratischen Gesellschaftsschichten der nordischen Länder aufgenommen worden. Seitdem ist der Macchiavellismus und ein skrupelloses Heidentum, eine vom nationalen Gesamtempfinden abgelöste konventionelle, sogenannte Schönheitskunst zur Herrschaft gekommen. Der Unterschied der tatsächlichen und der vermeinten Renaissance liegt sozusagen in der Dosierung. Solange das Mittelalter in Italien lebendig und selbstverständlich war, solange als zu Franz von Assisi und Giotto der Realismus hinzukam, da wirkte die Antike als Ingredienz, als belebende Zutat höchst wichtig. Ihr praktischer Erfolg in der Entdeckung der Welt, in der Verbreitung des Wissens um die Realien, ihr Schönheitssinn in der Richtung auf Vereinfachung gegenüber groteskem Ungeschmack, — alle diese Geschenke der Antike haben der italienischen Kultur vor der anderer Völker einen Vorsprung gegeben. Sobald die Antike aus einer Würze und Zutat sich in Körper und Fleisch italienischer Kultur umwandelte, sobald sie die Herrschaft an sich riss, ist sie eine Gefahr aller modernen Kultur geworden. Nicht die Antike ist das eigentlich zeugende Leben in der grossen italienischen Kulturbewegung des ausgehenden Mittelalters gewesen; sie hatte nur eine pädagogische

Rolle, und als sie darüber hinausging, als sie radikalen Anlaufs ein neues Heidentum erzeugte, als sie nach alten Mustern den anarchischen Individualismus eines Cesare Borgia und ähnlicher Übermenschen hervorbrachte, da trat ihr in der grössten welthistorischen Antithese der wahre und moderne Individualismus in der deutschen Reformation entgegen. Dieser Gegensatz findet seinen Ausdruck in der berühmten Szene zwischen Karl V. und Luther, als jener sagte: „Der soll mich nicht zum Ketzer machen." Dort irregeleitete Renaissance und falsche Freiheit; hier die aus höchster Gewissensnot geborene wahre Freiheit! Und dieser wahrhaft moderne Individualismus beruht auf Barbarenkraft, auf Barbarenrealismus und dem christlichen Mittelalter. Es ist ein glänzendes und innerlich wohl gefügtes Gedankengebäude, welches N. vor unseren Augen errichtet, und hier kann nicht der Ort sein, zu seinen Ausführungen im einzelnen Stellung zu nehmen. Nur ein prinzipielles Bedenken möchten wir nicht verhehlen: betrachtet der Autor die Renaissance vielleicht nicht allzu sehr vom Standpunkte der bildenden Kunst, und allzu wenig unter dem Gesichtswinkel der fortschreitenden intellektuellen Kultur, der Weltanschauung? Und doch ist für das Verständnis des modernen Geisteslebens der letztere Faktor wohl der massgebende. Warum behält die antike Kultur in Byzanz die Oberhand? Weil hier die Barbaren nicht zur politischen Herrschaft gelangten. Darum wurde das Barbarentum kein selbständiger Kulturfaktor, und eben deshalb ebensowenig das Christentum. Denn weil das antike Element die politische Herrschaft behielt, brauchte es sich nicht, wie das im Abendlande der Fall war, in die Kirche zurückzuziehen und deren geistige Kraft zu verstärken: so konnte sich in konsequenter Fortbildung des Staatskirchentums der spätrömischen Zeit in Byzanz der Cäsaropapismus festsetzen. Im Abendlande wurde das Römertum durch die Barbaren der politischen Herrschaft beraubt; daher flüchtete es sich in die Kirche, um also die Barbaren geistig zu beherrschen, und das gelang ihm, weil die Kirche, indem das Römertum ihr inneres Ferment wurde, damals tatsächlich den Barbaren und ihren staatlichen Gebilden gegenüber ein höheres geistiges Prinzip repräsentierte. Eben deshalb konnte sie auch dem Staate gegenüber eine Freiheit beanspruchen, die freilich, sobald sie erreicht war, ihrer natürlichen Tendenz zufolge in Weltherrschaft und hierarchischen Zwang umschlug. Diese Präponderanz der Kirche konnte aber erst durch eine Revolution der Weltanschauung gestürzt werden, und diese kam nur dadurch zustande, dass es gelang, die verschütteten Brunnen der echten antiken Bildung wieder blosszulegen: das eben war das Werk der Renaissance, das allerdings nicht auf einmal, sondern erst durch langsame und allmähliche Arbeit zustande kam. Insofern bleibt die Renaissance für die intellektuelle Entwicklung die Hauptsache; natürlich musste, damit man einer Rezeption der antiken Ideenwelt überhaupt fähig war, der Geist der romanisch-germanischen Völker aus sich selbst heraus bereits zu einer gewissen Reife und individuellen Selbständigkeit gediehen sein, musste, um mit N. zu reden, „die neue Psyche" geboren sein. Es ist richtig, dass die Freiheit der Kirche das notwendige Durchgangsstadium für die geistige Freiheit, für die Freiheit der Weltanschauung war; denn diese konnte nur unter dem schützenden Fittiche der Rivalität von Staat und Kirche emporkommen und feste Wurzeln schlagen, niemals aber, wie eben das Beispiel von Byzanz beweist, unter dem Systeme des Cäsaropapismus. Aber da die Freiheit der Kirche schliesslich gleichbedeutend mit ihrer Herrschaft geworden war, so konnte die Freiheit der Weltanschauung sich nur dadurch durchringen, dass mit dem transzendenten Systeme des Mittelalters gebrochen wurde, das in der Scholastik seine Vollendung und seinen Höhepunkt fand, und das Werkzeug, um diese Ketten der Menschheit innerlich zu brechen, ist eben die Wiederbelebung des klassischen Altertums geworden, wenngleich die wirkende Kraft aus dem eigenen Geiste der Völker aufsteigen musste. Die zeitliche Abgrenzung zwischen original-italienischer und Renaissancekultur, zwischen „tatsächlicher" und „vermeintlicher" Renaissance, wie N. sich ausdrückt, bietet auch sehr grosse Schwierigkeiten. Gerade im Anfange der Renaissance — man denke nur an Petrarka! — wird die Antike am sklavischsten nachgeahmt; es ist fraglich, ob wirklich der Geist des 15. Jahrhunderts mit „echter und grosser mittelalterlicher Überlieferung" gleichzusetzen ist — man denke an den Hauptträger der Bewegung in diesem Jahrhundert, an Lorenzo Valla —, und zeitlich würden Leonardo da Vinci und Raffael nach N.s eigener Abgrenzung wohl mehr in die „Hoch- oder Spätrenaissance", also in die „vermeintliche" oder „falsche Renaissance", fallen. Ist denn weiterhin die „Entfernung" von der „echten und grossen mittelalterlichen Überlieferung" so sehr zu bedauern, mindestens was die Entwicklung der Weltanschauung betrifft? Gerade dadurch, dass man sich von der Transzendenz mittelalterlicher Weltanschauung „entfernte", und zwar mit Hilfe von Ideen, die aus der Antike stammten, also auf Grund einer Renaissance, konnte sich die „allgemeine Freiheit" gegen die „spätere Kirche" durchsetzen. Es ist selbstverständlich nicht leicht, einem so ausgezeichneten Kenner, wie N. es ist auf sein eigenes Gebiet zu folgen; aber eine Frage kann man auch da nicht unter-

drücken. Das Kunstideal des Mittelalters ist ein asketisches; in der Renaissance gilt das antike Schönheitsideal, auch wo es sich um Gegenstände handelt, die der Sphäre transzendenter Weltanschauung des Mittelalters entstammen: ist das ein Abfall zur „falschen“ Renaissance von der „echten und grossen mittelalterlichen Überlieferung“? Gewiss hat sich gerade im Norden die Entwicklung zur neuen Kulturstufe, auch in der Kunst, ohne Beeinflussung durch irgendwelche Renaissance im wesentlichen vollzogen, und gewiss schaut den Eycks noch das „Mittelalter aus den Augen“, aber es findet sich auch bei ihnen ein realistisches Element, welches gerade das spezifisch Neue ist, und woran die weitere Entwicklung anknüpft, und eben das steht in schroffem Gegensatze zu mittelalterlicher Transzendenz, d. h. zur „echten und grossen mittelalterlichen Überlieferung“. War Karl V. ein Mensch der Renaissance, auch nur in dem Sinne der „falschen“ Renaissance N.s? Wohl finden sich in ihm einige Züge der Renaissance; aber was den innersten Kern seines politischen und geistigen Wesens anbelangt, so stand er noch auf dem Boden des Mittelalters, und Luthers Werk wurzelte wahrlich nicht im „christlichen Mittelalter“; es bedeutete vielmehr gerade den Bruch damit, die Erhebung zu einer neuen, höheren Stufe der Religiosität. Der Grundgedanke N.s ist ohne Zweifel richtig: die moderne Entwicklung, wie sie zum Ausgange des Mittelalters einsetzt, beruht auf zwei Faktoren: auf originaler Entwicklung der germanisch-romanischen Völker von innen heraus und auf einer Wiederbelebung der Antike. Fraglich freilich ist es, ob er das Verhältnis beider im einzelnen immer richtig gezeichnet hat, und ob in der Tat die moderne Kultur ihrem Wesen nach „reif gewordenes Mittelalter“ ist; uns erscheint sie als etwas prinzipiell Neues, zu dem das Abendland unter dem bestimmenden Einflusse der Antike gelangt ist; eine eigene und selbständige Reife war freilich die Voraussetzung für das zur Rezeption der Antike erforderliche Verständnis. Wie dem aber auch immer sei, N. hat jedenfalls das grosse und unbestreitbare Verdienst, eines der tiefsten und schwierigsten Probleme der Kulturgeschichte angeregt, gedankenreich und fördernd erörtert, sowie den Weg zur richtigen Lösung gezeigt zu haben. — Die deutsche Übersetzung von Gobineaus „Renaissance“ **(5842)** ist in neuer Ausgabe erschienen. Die Eigentümlichkeiten des Werkes sind bekannt: Akribie und wissenschaftliche Belehrung wird man nicht darin suchen dürfen; aber es hat seinen Wert als dichterische Reproduktion des Lebens jener Zeit, als ein rein literarisches Produkt, als eine Dichtung. — Vom dritten Buche des Cortegiano (Über die Anforderungen, die man an den vollendeten Hofmann und die vollendete Hofdame stellen muss, erschienen 1528) des Grafen Castiglione († 1529) hat P. Seliger **(5844)** eine Übersetzung unter dem Titel „Frauenspiegel der Renaissance“ (= Kulturgeschichtliche Liebhaberbibliothek, Band I) veranstaltet; sie gewährt interessante Einblicke in das Frauenleben jener Kulturepoche. —

Pädagogik und Gelehrtengeschichte. Über die Erziehung der pommerischen Fürsten in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts handelt M. Wehrmann **(5900)** in einem instruktiven Aufsatze; es kam damals der Brauch auf, die Prinzen nach Deutschland zu schicken, wo sie eine humanistische Ausbildung im Geiste der pädagogischen Tendenzen Melanchthons erhielten. — Der schriftstellerischen Tätigkeit der Augsburger Volksschullehrer im 16. Jahrhundert geht M. Radlkofer **(5902)** nach; sie steht im Zusammenhange mit dem Meistergesange. Die Lehrerschaft setzte sich aus sehr verschiedenartigen Elementen zusammen; wir finden einen ehemaligen Mönch, einen früheren Buchbinder; oft sind die Lehrer zugleich Notare; einer vertauscht sogar seinen Beruf mit dem eines Stadtgerichtswaibels. Der produktivste war ein katholischer Konvertit, namens Schädlin; die Mehrzahl der Lehrer jedoch, die sich literarisch betätigten, gehörten dem Luthertum an. — Eine Arbeit von W. Schulte (Urkundliche Beiträge zur Geschichte des schlesischen Schulwesens im Mittelalter, Glatzer Progr.) (JBL. 1902 N. 1909) zeigt, wie gross im Mittelalter das allgemeine Bildungsbedürfnis in den schlesischen Städten, und wie hoch der Stand der Kultur im kolonialen Osten, insbesondere in Schlesien, war. — Heinr. Schubert **(5905)** ergänzt dieses Ergebnis durch Mitteilungen über das Schulwesen in Schweidnitz, die gelehrte Bildung und Tätigkeit der hier wirkenden Lehrer im 15. und 16. Jahrhundert. Einen besonderen Aufschwung nahmen diese Verhältnisse unter dem Einfluss von Humanismus und Reformation um die Mitte des 16. Jahrhunderts durch das Aufkommen einer lateinischen Schule, die zu hoher Blüte gelangte, im Zeitalter des dreissigjährigen Krieges aber unterdrückt und durch ein Jesuitenkollegium abgelöst wurde. In einer Beilage führte Sch. die aus Schweidnitz stammenden Universitätsbesucher auf, insoweit sie sich feststellen liessen. —

Literaturgeschichte. In der Göschenschen Sammlung hat H. Jantzen **(5909)** eine Anzahl von Literaturdenkmälern des 14. und 15. Jahrhunderts in Poesie und Prosa mit einer literaturgeschichtlichen Einleitung zusammengestellt. — Der verdiente Savonarola-Forscher J. Schnitzer **(5912—12a)** gibt eine Übersicht über die deutschen Übersetzungen der Schriften des berühmten Dominikaners bis zur Gegenwart. —

Quellen: Briefpublikationen. Die Quellen zu R. Doebners „Annalen und Akten der Brüder des gemeinsamen Lebens zu Hildesheim" **(5913)** stammen aus eben dieser Stadt. Hier war 1440 eine Niederlassung von Münster aus gegründet worden, und schon 1467—68 schrieb ein Bruder, Peter Dieppurch, die bisherige Geschichte, „Die Annalen" des Hauses, die dann von Jahr zu Jahr fortgesetzt wurden, nach seinem Tode (1494) allerdings nur noch sehr dürftig bis 1568. Derselbe Dieppurch sammelte auch die Protokolle und Akten der Union der rheinisch-westfälischen Frater- und Schwesterhäuser, die jährlich ihr Kolloquium hatte, bis 1490; nach seinem Tode wurde diese Sammlung noch fortgesetzt bis 1506. Mit diesen Stücken hat D. Korrespondenzen, Statuten, Nekrologien usw. verbunden; alles ist sorgfältig und genau ediert und gewährt einen intimen Einblick in das vertiefte, innerlich-religiöse Leben in diesen Kreisen. — Den von F. L. Baumann begonnenen „Mitteilungen aus dem Fürstenbergschen Archive" ist ein hauptsächlich durch G. Tumbült **(5913a)** bearbeiteter zweiter und Schlussband hinzugefügt worden. Er umfasst ganze Dokumente und Exzerpte für die Zeit von 1560 bis 1617 und ist eine hervorragende Quelle zur Geschichte des Hauses und Landes Fürstenberg in jeder Beziehung. — Ergänzungen zu den bisherigen archivalischen Publikationen über den Schwabenkrieg gibt K. Horner **(5914)** aus dem Baseler Archive; sie dienen vornehmlich zur Erkenntnis der Haltung Basels. — Von E. Brandenburgs **(5917)** politischer Korrespondenz des Herzogs Moritz von Sachsen sind Band II, 1 (1903) und II, 2 (1904) erschienen. B. beginnt mit dem Jahre 1544; ursprünglich war es seine Absicht, den vorliegenden Band bis zur Wittenberger Kapitulation zu führen; aber die Masse der Aktenstücke, zumal für das Jahr 1546, war allzugross, so dass B. nur bis zum Ende eben des Jahres 1546 gelangt ist. Die Sammlung bringt reiche Materialien zur Beurteilung der vielen Kontroversen, welche die Politik des Herzogs Moritz und der Gang der Ereignisse seit dem Braunschweigischen Feldzuge und der Gefangennahme Herzog Heinrichs durch den Landgrafen Philipp von Hessen bietet. Das Jahr 1545 bezeichnet für die albertinische Politik noch eine Zeit des Schwankens zwischen den Parteien: Moritz näherte sich eine Zeitlang den Schmalkaldenern; er nahm an ihrem Kampfe gegen die Braunschweiger im Herbste 1545 teil, rückte darnach aber wieder von ihnen ab. Auf Grund der Briefe von Moritz an seinen Schwiegervater Philipp von Hessen stellt B. das damalige Programm der persönlichen Politik des Herzogs, namentlich in Religionssachen, fest: Reichsfriede auf Grund einer Religionsvergleichung, die durch die Fürsten unter möglichster Beiseitelassung der Theologen vereinbart wurde. Dazu erschien es ihm notwendig, dass man den blossen Widerstand gegen des Kaisers Konzilsplan aufgebe und positive Vorschläge zu einer definitiven Erledigung des Religionsstreites auf dem Wege der Abstimmung mache, dass ferner die Katholiken auf die Rückgabe der säkularisierten geistlichen Güter verzichteten, diese aber ausschliesslich zur Unterhaltung der Kirchen und Schulen verwendet würden. Da der Landgraf dieses Programm nicht billigte, sondern schroff zurückwies, trat zwischen ihm und Moritz eine Entfremdung ein, die auch durch Philipps Verhalten in der Braunschweiger Angelegenheit genährt wurde. „Wenn der Herzog durch eine solche von oben kommandierte Zwangsvergleichung in Religionssachen vor allem den offenen Kampf zwischen dem Kaiser und den Protestanten verhindern wollte, so bestimmte ihn dazu nicht am wenigsten die Überzeugung, dass in einem solchen Kampfe der Sieg auf der Seite des Kaisers sein würde"; d. h. für den Fall, dass sein Ausgleichsprojekt scheiterte, ist er schon gesonnen, sich zum Stärkeren, also zum Kaiser, zu halten, und demgemäss handelte er auch, als sich die Situation tatsächlich verschärfte. Denn schon war der Kaiser zum Kriege entschlossen; er machte sich in der europäischen Politik die Hände frei für den Schlag, den er in Deutschland führen wollte. Die Gefangennahme Heinrichs von Braunschweig, sowie die geplante Reorganisation und Vergrösserung des Schmalkaldischen Bundes zeigten ihm, dass es Zeit zum Losschlagen war. Umsonst suchten die Schmalkaldener Moritz zum Eintritte in ihren „christlichen Verein" im Frühjahr 1546 zu gewinnen; Moritz war zu nichts anderem, als zu einer Wiederholung seines schon öfters gegebenen Versprechens zu bewegen, er werde mit ihnen zusammen sich allen Versuchen zur Unterdrückung des Protestantismus widersetzen. Um dieselbe Zeit (Frühjahr 1546) wandte er sich vielmehr entschieden dem Kaiser zu: er wollte diesem gegen die Schutzherrschaft über die Stifter Magdeburg und Halberstadt Neutralität in dem bevorstehenden Kriege zusichern. Im Juni verhandelte Moritz persönlich mit den Habsburgern in Regensburg; nach B.s Ansicht ist er dabei von der kaiserlichen Politik überlistet worden, indem ihn Granvella durch mündliche Erklärungen und Zusagen zur Unterschrift des Regensburger Vertrages bewog, der seinen Wünschen eigentlich keineswegs entsprach, — Versicherungen, die später nicht gehalten wurden. Der Herzog verpflichtete sich in Regensburg, unter keinen Umständen gegen die Habsburger zu kämpfen; er durfte neutral bleiben, musste es sich dann aber gefallen

lassen, wenn der Kaiser einen dritten zur Okkupation der Ernestinischen Länder ermächtigte und sie eben diesem überliess; er musste das Tridentinische Konzil beschicken und dessen Beschlüsse — freilich unter dehnbaren Vorbehalten — anerkennen; dafür erhielt er auf Widerruf die Schutzherrschaft über Magdeburg und Halberstadt. Er durfte also neutral bleiben, und nach B.s Meinung (gegen G. Voigt) hat er das wirklich versucht; aber der Gang der Ereignisse war stärker als sein Wille. Zwar der Gang des Krieges, der sich zunächst in Oberdeutschland entspann, vermochte ihn nicht aus seiner vorsichtigen Reserve herauszutreiben, sondern erst die Politik König Ferdinands. Es schien, als ob dieser die ernestinischen Länder ohne Unterstützung von Moritz angreifen und dann auch natürlich für sich (d. h. für Böhmen) behalten wolle. Das meinte Moritz verhindern zu müssen. Ende September reiste er nach Prag, und hier kam es zu Abmachungen zwischen ihm und Ferdinand, durch welche sein Eintritt in den Krieg gegen die Ernestiner entschieden wurde: ihm sollten die Reichs- und Bischofslehen, Ferdinand die böhmischen Lehen Johann Friedrichs zufallen. Die Stände des herzoglichen Sachsens, die sich bereits vorher durch eine ziemlich nichtssagende Erklärung des Kaisers hatten beruhigen lassen, dass der Krieg nicht gegen die Religion gerichtet sei, stimmten auf dem Freiberger Landtage (erste Hälfte Oktober) dem Anschlusse an den böhmischen König bei; noch suchten sich allerdings Moritz und seine Stände Johann Friedrich gegenüber mit der Maske zu decken, als sollten die ernestinischen Gebiete durch sie nur deshalb besetzt werden, damit sie nicht in die Gewalt der Böhmen kämen; selbst die spätere Rückgabe wurde noch vorgespiegelt, — Täuschungsversuche, denen die Schmalkaldener freilich keinen Glauben schenkten. Ende Oktober erfolgte darauf erst der böhmische, dann der sächsische Angriff; die Verbündeten okkupierten das ernestinische Gebiet mit Ausnahme der festen Plätze Gotha und Wittenberg. Auch jetzt wollte Moritz freilich nicht alle Brücken abbrechen, und das erregte hinwiederum das Misstrauen des Kaisers, der ihm gerade deshalb (Ende Oktober) die sächsische Kurfürstenwürde verlieh, um seinen Bruch mit Johann Friedrich für immer unheilbar zu machen; Moritz suchte der Annahme des Titels auszuweichen. Als der Krieg an der Donau zugunsten des Kaisers beendigt war (Ende November), warf sich Johann Friedrich auf das albertinische Thüringen; Moritz, für sich allein zu schwach, musste sich jetzt unbedingt den Habsburgern zur Verfügung stellen; jetzt auch liess er sein Angebot der Vermittlung eines allgemeinen Friedens fallen und wollte nur noch einen Separatfrieden für seinen Schwiegervater auswirken, der aber auch noch nicht zustande kam. Die Grundsätze, nach denen B. die Edition veranstaltet hat, sind durchaus zu billigen, und mit Recht weist B. die unmotivierten Angriffe zurück, die S. Issleib in dieser Richtung gegen ihn erhoben hat. — Der dritte Band von V. Ernsts Briefwechsel Christophs von Württemberg **(5918)** ist sehr umfangreich; er bezieht sich auf den Augsburger Religionsfrieden von 1553. Bekanntlich hatte E. in seinem zweiten Bande gegen die Druffel-Brandische Publikation sehr scharfe Angriffe erhoben, die alsbald als masslos und übertrieben, so zumal von W. Goetz, zurückgewiesen wurden. Jetzt ergreift K. Brandi selber (GGA. 1903, S. 106—10) das Wort, indem er seinerseits Ernsts neuen Band einer eingehenden Kritik unterwirft. — F. von Bezold **(5919)** schliesst seine Ausgabe der Briefe des Pfalzgrafen Johann Casimir ab; sie sind eine der wichtigsten Quellen zur Geschichte der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts; der dritte und letzte Band (1587—92) bezieht sich insbesondere auf die Hugenottenkriege während dieser Jahre. — Schweizerische Korrespondenzen mit Karl Borromeo (1576—84) aus der Bibliotheca Ambrosiana in Mailand bilden den Hauptinhalt einer Publikation von Ed. Wymann **(5920)**, die mancherlei Material zur Geschichte der katholischen Restauration in der Schweiz in sich birgt. — Die Briefsammlung des Hamburger Superintendenten Joachim Westphal hat C. H. W. Sillem **(5923)** bearbeitet. Einiges war daraus schon bekannt; jetzt hat sie S. vollständig veröffentlicht; doch hätte wohl eine Auswahl und bei den meisten Stücken die Wiedergabe nur im Auszuge genügt. Die editorische Technik, sowie die Erläuterungen lassen manches zu wünschen übrig. Die Briefe sind interessant für die Geschichte der kirchlichen Parteien im 16. Jahrhundert, für den Kampf zwischen Lutheranern und Kalvinisten ums Abendmahl; oft genug arten sie aus in kleinlich-gehässiges Zanken. Westphal nahm innerhalb der lutherischen Partei eine mittlere Stellung ein; Flacius stand rechts von ihm, Melanchthon auf der Linken. — Einige Schreiben der Kurfürstin Maria Anna von Bayern an den Hofkammerpräsidenten von Mändl aus dem Nachlasse U. M. von Aretins bringt Karl Mayr in der Festgabe für Karl Heigel **(577a**, S. 305—22) zum Abdrucke. —

Denkwürdigkeiten, Stammbücher und Reiseschilderungen. Über die Denkwürdigkeiten Karls V. handelt eine gehaltvolle und wichtige Untersuchung von O. Waltz **(5931)**. Sie wurden 1862 in Paris entdeckt, nicht in der Urschrift von 1550, sondern in einer portugiesischen Übersetzung von 1620. Sie

sind eine Denkschrift für das eigene Haus, insbesondere für die deutsche Linie, um diese für seine Pläne, betreffend die Gestaltung der Sukzession im Reiche, zu gewinnen; sie sind verfasst im Vereine mit Granvella d. Ä. 1550, als Karl V. nach Augsburg zur Begegnung mit König Ferdinand reiste, um diesen zur Einwilligung in die Wahl des Infanten Philipp zum Könige zu bestimmen. Sie geben eine „geschichtliche Rechtfertigung dieser Sukzessionspolitik und sind der Ausdruck der universalmonarchischen Bestrebungen des Kaisers". — Reichen Inhaltes für die Geschichte der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts sind die Aufzeichnungen des Hildesheimer Bürgermeisters Joachim Brandes d. J., die M. Buhlers (**5935**) in einem stattlichen Bande der Forschung und Lektüre zugänglich gemacht hat. — Der Springersche Bericht über die erste Indienfahrt 1505—6, an der sich deutsche Häuser, die Fugger und Welser unter portugiesischer Flagge beteiligten, ist von F. Schulze (**5946—47**) mit passenden Erläuterungen neu herausgegeben worden. —

Lyrik.

(II, 2 = N. 5948—6024.)

Rudolf Wolkan.

Älteres Kirchenlied. — Protestantisches Kirchenlied. — Einzeluntersuchungen (Luther). — Biographische Beiträge. — Liederdichtung der Sektierer. — Meistergesang (Hans Sachs). — Andere Lyriker. — Historische Lieder. — Volkslied und volkstümliches Lied. — Quellensammlungen. —

Aus dem Gebiete des älteren Kirchenliedes hat das Osterlied „Christ ist erstanden" neue Beachtung gefunden (**5949—51a**). In Asiago-Sleghe, einem der Orte der sette comuni, dessen Deutschtum dem Untergange geweiht ist, hat es sich, wie schon Graf Sternberg im Jahre 1804 und später Joh. Andr. Schmoller bemerkten, in stark mundartlicher Färbung erhalten. Es findet sich, wie K. Klingemann (**5951**) nachweist, 1579 (nicht 1519, wie Sternberg angibt) in einem Visitationsprotokoll des Ortes und war hier, wo schon aus dem Anfang des 15. Jahrhunderts deutsche Priester bezeugt sind, wahrscheinlich bereits lange eingebürgert. Merkwürdig ist aber, dass es selbst heute noch, obwohl die Gemeinde fast ganz italienisch ist, am Ostersonntag gesungen wird. Eine Nebeneinanderstellung des Textes, wie ihn Sternberg aufgezeichnet, und wie er sich in einem neu gedruckten Heftchen „Odi, che si cantano nel giorno di Pasqua" findet, zeigt seine Wandlungen, aber auch manche bis zur Unkenntlichkeit reichende Entstellung. —

Reicher sind die Untersuchungen über das protestantische Kirchenlied. Zwei bereits früher genannte Werke haben anerkennende Besprechungen gefunden (**5952—53**); doch wird sich über A. Fischers Kirchenlied des 17. Jahrhunderts erst später ein richtiges Urteil fällen lassen. — Die geistliche Dichtung Hannovers hat in R. Eckart (**5954**) ihren Bearbeiter gefunden. Kein gelehrtes Werk, sondern ein Hausbuch, das sich an Jul. Mützells „Geistliche Lieder" anschliesst, ohne dessen Gründlichkeit zu erreichen, und für die ältere Zeit namentlich Wackernagel, für die jüngere die reichhaltigen Sammlungen der Bibliotheken in Göttingen, Wernigerode und Wiesbaden ausnützt. Die Nachrichten über die Dichtung der letzten 50 Jahre beruhen zum Teil auf direkten Mitteilungen der noch lebenden Autoren. Das Hauptgewicht liegt auf dem 19. Jahrhundert; fast zwei Drittel aller Lieder gehören ihm an. Die Dichter sind der Zeit nach aneinander gereiht; kurze bio- und bibliographische Notizen stehen voran. — Rühmend bespricht A. Ebeling die Arbeit von Ph. Dietz (**5955**) als einen wichtigen Beitrag zur Geschichte des evangelischen Kirchenliedes und namentlich der zahlreichen Gesangbücher. — R. Busch (**5956**) gibt eine Geschichte des evangelischen Kirchenliedes für Zwecke des Unterrichts, namentlich für Lehrerbildungsanstalten. Er teilt sein Buch in zwei Abschnitte, deren erster die geschichtliche Entwicklung des Kirchenliedes gibt, während der zweite eine methodische Behandlung einzelner Lieder nach modernen Grundsätzen für die Bedürfnisse des Lehrers im Amte versucht. — Eine kurze und unvollständige Übersicht über die Melodien, die das Kirchenlied dem Volksliede entlehnte, gibt K. Wolfrum (**5959**). —

Einzeluntersuchungen. P. Tschackert (**5960**) tritt in der Frage über die Entstehungszeit des Lutherliedes: „Eine feste Burg" mit Ph. Dietz dafür ein, dass das Lied nur aus der Situation der sogenannten Packschen Händel (etwa April-

Juni 1528) zu erklären sei. Luther sah damals die erste politische Bedrohung der evangelischen Stände vor sich, riet aber, nicht auf die Gewalt der Waffen, sondern auf Gott zu vertrauen; bezeichnend ist, dass Luthers Lied erst 1529 im Wittenberger (Klugschen) Gesangbuche und im Augsburger Nachdruck stehe. — Im Gegensatz hierzu ist H. Grössler (**5961—62**) im Anschluss an Paul Seidels 1581 erschienene Lutherbiographie der Überzeugung, das Lied sei in der Nacht vom 15. auf den 16. April 1521 entstanden, als Luther im Gasthause zur Kanne in Oppenheim, seinem letzten Nachtquartier auf dem Wege nach Worms, des schweren Ganges gedachte, der ihm bevorstand. — In einer langen und gelehrten Abhandlung weist F. Spitta (**5964**) nach, dass der Verfasser des Liedes „Allein zu dir, Herr Jesu Christ“ Conrad Hubert (Humbert), der Freund des Strassburger Reformators Bucer, sei und nicht Joh. Schneesing, wie seit Olearius viele Hymnologen annahmen; auch ist die Form, die das Lied im Strassburger Gesangbuch von 1545 hat, als die originale anzusehen, obwohl das Lied bereits aus einem Nürnberger Einzeldruck von ca. 1540 bekannt ist; die hier hinzugefügte vierte Strophe gehört nicht zum Liede und ist fremder Zusatz. — Ein Streitlied der Hildesheimer, das C. Borchling (**5965**) mitteilt, fällt wohl in den Winter 1542 auf 1543, also in eine Zeit, da die Reformation in Hildesheim bereits festen Fuss gefasst hatte. Es wendet sich gegen die Feinde der neuen Lehre in der Stadt. Das volkstümlich derbe Lied, das nach zwei Handschriften abgedruckt wird, war ursprünglich niederdeutsch abgefasst; der Herausgeber versucht eine Wiederherstellung des ursprünglichen Textes. — Einige unbedeutende lateinische Verse von Casp. Bruschius teilt O. Clemen (**5966**) mit; E. Egli (**5966a**) hat in einem Bande des Zürcher Staatsarchivs Rudolf Gwalters bisher unbekannte Klage auf Rudolf Zwinglis Tod entdeckt, deren Anfangszeilen er abdruckt. —

Unbedeutend ist die Ausbeute biographischer Beiträge. W. Nelle (**5967**) bespricht Nic. Decius, Herm. Bonnus, Joh. Freder und Andr. Knopken und gibt am Schlusse eine knappe Übersicht über das plattdeutsche Kirchenlied im Zeitalter der Reformation. — G. Buchwald (**5968**) charakterisiert Val. Heuberger und sein Sterbelied „Valet will ich dir geben“; was H. A. Fick (**5969**) über Nic. Herman und Joh. Mathesius zu sagen weiss, ist eine seichte Plauderei ohne allen Wert und ohne Berücksichtigung der neueren Forschung. — Die Arbeit von O. Clemen (**5969a**) über Kotter war mir nicht zugänglich. —

Zur Liederdichtung der Sektierer hat R. Wolkan (**5970**) in seinem Buch „Die Lieder der Wiedertäufer“ einen umfangreichen Beitrag geliefert; er berücksichtigt dabei nur die stillen Wiedertäufer, die sich in drei Sekten scheiden: die Schweizer Brüder, die Mennoniten und die mährischen Brüder oder Huterer. Sie alle besitzen eigene Lieder; aber nur die der beiden ersten Gruppen sind gedruckt, die der Huterer nur handschriftlich erhalten, infolgedessen sie auf die engere Heimat beschränkt bleiben. Die Lieder der Schweizer Brüder, die ältesten der Täufer zugleich, verbreiten sich längs des Rheins bis in niederdeutsches Gebiet, wo sie mit denen der Mennoniten sich berühren. Die Zahl der Täuferlieder ist ziemlich bedeutend; zum grossen Teil sind sie Märtyrerlieder und besingen die Leiden derer, die um ihres Glaubens willen in den Tod gegangen waren; andere sind dogmatischen Inhalts und lassen die Grundzüge der Glaubenslehre der einzelnen Gruppen erkennen, die nur geringfügige Unterschiede trennten. Alle aber sind Volkslieder, wenn man als Kennzeichen solcher die Entstehung im Volke, mündliche Verbreitung und dadurch bedingte allmähliche Umgestaltung betrachtet; diese Umwandlung vollzieht sich naturgemäss am stärksten bei den Huterern. Die Lieder sind als Gemeindelieder gedacht und benutzen als Töne die Melodien bekannter Volkslieder; eigene Erfindung auf musikalischem Gebiete lag den Huterern fern. Die Lieder der Schweizer sind im „Ausbund“ niedergelegt, dessen älteste Ausgabe aus dem Jahre 1583 stammt, der aber schon 1571 vorhanden gewesen sein muss. Er besteht aus zwei wesentlich voneinander geschiedenen Teilen, deren zweiter die Lieder jener Täufer enthält, die 1535 zu Passau gefangen gehalten wurden und hier eine Anzahl von Liedern zum Trost in ihrer Trübsal verfassten. Als die bedeutendsten dieser Dichter ragen Hans Petz und der bedeutendere Michel Schneider hervor. Der erste Teil enthält zunächst einen kleineren Bestand an fremdem Eigentum: 5 Lieder aus Mich. Weisses Gesangbuch der böhmischen Brüder und einige Lieder protestantischer Dichter; 11 weitere Lieder sind aus dem mennonitischen Gesangbuche „Het Offer des Heeren“ frei übertragen; andere 11 sind ihm mit dem mennonitischen „Gesangbüchlein“ gemeinsam, ohne diesem aber direkt entlehnt zu sein, da sie auf die niederländischen Originale zurückgreifen respektive sie übersetzen. In diesem ersten Teil finden sich auch die ältesten Lieder der Täufer überhaupt, Dichtungen auf den Tod der ersten Brüder. Der „Ausbund“ wurde auch im 17. und 18. Jahrhundert wiederholt gedruckt; die letzte Auflage erschien 1848 in Basel; aber er blieb nicht auf Europa allein beschränkt; nach Amerika auswandernde Schweizer Brüder veranlassten wiederholt neue Auflagen.

Das sozusagen amtliche Gesangbuch der deutschen Mennoniten führt den Titel: „Ein schon Gesangbüchlein Geistlicher Lieder“, dessen erste unbekannte Auflage mit 122 Liedern in die Jahre 1565 bis 1569 fällt und auf eine Handschrift zurückführt, die nach dem Gehör niedergeschrieben wurde. Nicht alle Lieder sind mennonitischen Ursprungs; 15 lassen sich aus früheren Einzeldrucken belegen, 11 Lieder finden sich im Ausbund; noch grösser ist die Verwandtschaft mit den niederländischen Gesangbüchern der Täufer. Schon die Vorrede erweist sich als zum Teil wörtliche Übersetzung der Vorrede der „Veelderhande Liedekens“, denen acht Lieder entnommen sind; von zahlreichen anderen Übersetzungen lassen sich die Originale nicht mehr nachweisen; nur 16 Lieder sind deutsche Originale. Fast alle Lieder weisen auf eine Gegend hin, die den Niederlanden benachbart war. Die mennonitische Lehre gewann allmählich einen grossen Einfluss auf die Schweizer Brüder, die im 17. Jahrhundert endlich ganz mit den Mennoniten verschmolzen. Auch nach dieser Zeit erschienen noch neue Liederdrucke in der Schweiz, die freilich mit den Jahren immer mehr an Inhalt und Bedeutung verlieren; das „Kleine Hand-Büchlein“, Biel 1867, enthält unter seinen 19 Liedern noch zerstreut altes Gut, aber auch mehrere protestantische und ein katholisches Lied. In strengerer Abgeschlossenheit hielten sich die mährischen Brüder. Die Lieder, die sie schufen, überragen nicht nur an Zahl die Lieder der anderen Gruppen. Aus 21 Handschriften werden wir über die einzelnen Lieder und ihre Verfasser unterrichtet. Unter diesen ragt Wolf Sailer durch die Zahl, Peter Riedemann durch die Bedeutung seiner Lieder hervor. Riedemann (gest. 1556) war lange Zeit das geistige Oberhaupt der Huterer, seine „Rechenschaft des Glaubens“ gab der Gemeinde eine dogmatische Grundlage; seine Lieder wurden fast allen späteren Dichtern der Täufer zum Vorbilde, ohne dass ihn einer erreicht hätte, so gross auch die Zahl derer ist, die ihm folgten; nur Hans Raiffer (gest. 1558) kann sich ihm an die Seite stellen; das letzte Lied der Huterer, von dem wir Nachricht haben, stammt aus dem Jahre 1725. —

Auf dem Gebiete des Meistergesanges finden sich wenig allgemeine neue Schriften; nur auf J. Seemüllers Anzeige der Schrift von F. Streinz **(5993)** sei hier hingewiesen; sie verbessert eine Reihe von Fehlern, die dem Herausgeber beim Abdruck der Urkunden untergelaufen waren. — Hans Sachsens Fabeln und Schwänke in den Meistergesängen sind in der schönen Ausgabe von E. Goetze und C. Drescher **(5996)** beim vierten Bande angelangt, der das Ergebnis der Jahre 1545—49 enthält. — A. Englert **(5998)** weist auf einige bei Bernh. Jobin in Strassburg erschienene Stiche von Tobias Stimmer hin, die Bilderreime tragen, als deren Verfasser Fischart zu betrachten sein wird; zwei solcher Gedichte auf den Pädagogen Jacob Sturm und den Strassburger Ammeister Carl Mieg werden mitgeteilt; ein drittes Gedicht gibt eine Geschichte des Strassburger Münsters. —

Andere Lyriker. Als Lyriker hat Knaust, dem H. Michel **(5999)** eine eingehende Arbeit gewidmet hat, nichts Bedeutendes geschaffen. Seine lateinischen Gedichte sind glatte Verse ohne inneren Gehalt: Widmungsgedichte, Klagen und Mahnungen, Selbstbiographien, Epitaphien, Bildergedichte. Die Gedichte auf Kloster Corvey und die Stadt Höxter zeigen, dass ihm auch aller Sinn für die Natur mangelt. Gleiches Urteil gilt von seinen deutschen Gedichten, die reine Reime, aber eine verwilderte Rhythmik aufweisen. Drei historische Volkslieder, die ihm wegen der auf dem Titel des Drucks erscheinenden Buchstaben H. K. zugeschrieben wurden, gehören wohl Hans Kolb an. Bedeutender sind seine „Gassenhawer, Reuter- vnd Bergliedlin moraliter verendert“, in denen er unter Anschluss an Luther den Buhlliedern des Volkes entgegenarbeiten wollte; als Vorlage dienten ihm die Gassenhawerlin von 1535, die Reutterliedlin aus demselben Jahre, Rotenbuchers Bergkreyen von 1551, die frischen Liedlin Georg Forsters und die christenlichen Hausgesenge von 1569. Es sind Umdichtungen eines geschickten poetischen Handwerkers. — J. Bleyer **(5999a)** bringt ein Lied M. Behaims über die Grausamkeit des walachischen Woiwoden Wladimir IV. aus Cpg. 334 zum Abdrucke. Die in dem Liede mitgeteilten Tatsachen, die keine andere historische Quelle mit so vielen Einzelheiten bringt, hat Behaim aus dem Munde eines Barfüssermönches Jakob, der vor den Anfeindungen des Woiwoden nach Wiener-Neustadt geflohen war, wo sich Behaim im Dienste Kaiser Friedrichs III. befand. Das Gedicht fällt in die Wende des Jahres 1462; ein niederdeutsches Gedicht „Van dem quaden thyranne Dracole wyda“ stimmt mit dem Behaims inhaltlich überein. — A. Bernt **(6000)** hat auf der Schlossbibliothek zu Tetschen a. E. ein zweites Exemplar des von H. Lutz auf das Joachimsthaler Schützenfest 1521 gedichteten Liedes gefunden, das R. Wolkan (Der Anteil Böhmens an der deutschen Literatur II, N. 7) veröffentlicht hat. — J. Knepper **(6001)** druckt ein interessantes Gedicht des Elsässers Friedrich Fürer ab, worin dieser sich scharf gegen die Bedrückungen wendet, denen der Arme durch die Einführung des römischen Rechts in Deutschland ausgesetzt sei. Das Gedicht bedeutet formell wenig, da es dem Dichter offenbar an

Talent mangelt, die Sprache zu meistern, der er denn auch oft genug Gewalt antut; inhaltlich aber bietet es manchen charakteristischen Zug und ist als Symptom der Stimmung, die vor dem Ausbruche des Bauernkrieges unter dem Volke in Deutschland herrschte, von nicht unerheblichem Werte. —

Historische Lieder. In der prächtigen Sammlung der geschichtlichen Lieder und Sprüche Württembergs teilt G. Mehring (6002) einen Spruch mit: „Was in Württemberg zu loben und zu tadeln ist", dessen Abfassungszeit sich nicht genau feststellen lässt, weil er offenbar von mehreren Verfassern herstammt und seine ursprüngliche Gestalt wiederholt geändert wurde; so müssen wir uns begnügen, ihn den Jahren 1550—1610 zuzuweisen. Huttens Trias Romana scheint nicht ohne Einfluss auf ihn geblieben zu sein. — A. Meister (6003; vgl. JBL. 1902 N. 3086) bringt zwei neue Pasquille gegen Gebhard Truchsess aus dem Jahre 1583, von denen das eine die Bitten des Vaterunsers in der dem 16. und 17. Jahrhundert geläufigen Weise zu einer Satire gegen den Angegriffenen verwendet und in lateinischer Sprache Stellen der Evangelien gegen Truchsess richtet: aus den Kreisen von Gebhards Anhängern stammt das zweite, ein Spottgedicht auf den Kölner Domscholaster und Bischof von Strassburg, Johann von Manderscheid, den Hauptgegner Gebhards. — In die Zeit der Händel Ulrichs von Hutten mit den Strassburger Karthäusern, die er wegen mannigfacher Verdächtigungen zur Abbitte und einer Busse von 2000 Goldgulden zwang (1521), fällt ein von H. Rott (6004) mitgeteiltes Lied Hans Brennings, der sonst unbekannt ist und nach des Herausgebers Vermutung vielleicht ein Knappe aus Huttens Begleitschaft war, das in echtem Volkston das entschiedene Vorgehen Huttens gegen die „frechen Kugelbuben" und „Bettelkutten" preist. Das Lied ist interessant auch deshalb, weil es Huttens Wahlspruch „Ich hab's gewagt" dichterisch verwendet. — Ein frisches niederdeutsches Gedicht des 16. Jahrhunderts, das Zacharias Gartz seinem Werke „Successiones familiarum marchiae Brandenburgensis" anhängte, veröffentlicht H. Pieper (6006). Es schildert die Schlacht von Angermünde (27. bis 29. März 1420), in der Kurfürst Friedrich I. die feindliche Liga slawischer Fürsten, die sich gegen ihn als Anhänger des Kaisers Sigismund gebildet hatte, vernichtete. — Ein Spottgedicht auf Bischof Neithard von Thüngen, das W. Köhler (6006a) abdruckt, ist kein Lied, sondern „Ein klägliche Tragoedia mit zehen Personen", gehört also ins Kapitel Drama. — Das Hauptwerk von Veit Stoss, der „Englische Gruss", das jahrhundertelang vom Chor der Lorenzkirche in Nürnberg herabhing, wurde 1817 durch einen Sturz arg beschädigt und konnte trotz der sorgsamsten Mühe nicht mehr ganz in seiner ursprünglichen Gestalt wiederhergestellt werden; so ist es denn ganz interessant, ein von F. T. Schulz (6007) aufgefundenes, an und für sich aber unbedeutendes Lied aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts zu lesen, das die Schönheit dieses Kleinods preist, das, damals noch unversehrt, alle Zeitgenossen entzückte. —

Volkslied und volkstümliches Lied. K. Kronfuss (6009) fand in einem handschriftlichen Liederbuche aus Obertraun ein bei Weinhold „Weihnachtsspiele und Lieder" (S. 136) unvollständig und verderbt abgedrucktes Marienlied, das dieser ins 15. Jahrhundert setzt, vollständig in zwölf Strophen auf; das Liederbuch, das eine Menge von Advents-, Weihnachts-, Neujahrs- und Dreikönigsliedern enthält, soll demnächst in einer grösseren Arbeit gewürdigt werden. — Das von G. Mehring (6011) veröffentlichte Lob der Armut ist in Prosa abgefasst und hat sich nur irrtümlich in dieses Kapitel eingeschlichen. — Einen bisher unbekannten Druck des Liedes von Herzog Ernst, der zu Köln bei Arnt van Aich (1514—30) gedruckt wurde, hat das Antiquariat von Jos. Baer in Frankfurt a. M. (6012) erworben. Es ist eine niederrheinische Version, die von den beiden, Bartsch bekannten nicht unwesentlich abweicht und an Vollständigkeit einem von ihm benutzten, wahrscheinlich späteren Nürnberger Drucke der Kunigunde Hergotin gleichkommt. — Das Lied vom Kuckuck und der Nachtigall, das zuerst in Regnarts Neuen Liedern (1586) erscheint, geht, wie J. Bolte (6013) nachweist, auf einen lateinischen Schwank in Bebels Facetien zurück, der, wie bekannt, auch von Fischart in einem Bildergedichte behandelt wurde. Dazu tritt ein kürzeres Gedicht von Matthias Holtzwart und ein anonymes in einer Wolfenbüttler Handschrift. Beide teilt B. mit, der noch darauf hinweist, dass der Regensburger Dichter Joh. Ludwig Prasch 1671 den Stoff zur Grundlage einer weitläufigen lateinischen Rede benützte. —

Quellensammlungen. Geuthers Studien zum Liederbuche der Klara Hätzlerin, aus dem H. Jantzen (6015) einige Stücke mitteilt, wurde auch von F. von der Leyen (6014) günstig beurteilt. — Der zweite Band der deutschen Handschriften der Heidelberger Universitätsbibliothek, den J. Wille (6016) bearbeitet hat, bietet für unser Gebiet eine zwar ziemlich umfangreiche, aber wenig bedeutende Ausbeute, darunter viele geistliche Gesänge, Umdichtungen der Evangelien, und einige politische Lieder. — R. Priebsch (6017) teilt aus der Brüsseler Handschrift

8879—80 ein in Wien verfasstes Lied auf den Einzug des Königs Ladislaus in Pressburg (1453) mit und aus Cod. 10758, dem Gebetbuche der Irmina Letzhem, ein fünfstrophiges Mariengebet. — Dankbar zu begrüssen ist der Neudruck von Georg Forsters „frischen Teutschen Liedlein", womit Elizabeth Marriage **(6018)** eine reiche und wichtige Quelle für das Volkslied des 16. Jahrhunderts allgemeiner Benutzung zugänglich gemacht hat. Die Herausgeberin, die bereits durch andere Arbeiten ihre Kenntnis des deutschen Volksliedes bewährt hat, gibt in der Einleitung eine Übersicht über Forsters Leben, der Anfang des 16. Jahrhunderts wahrscheinlich zu Amberg geboren wurde und in Ingolstadt und Heidelberg studierte, wo er mit einer Reihe von Komponisten bekannt wurde, die ihn nachmals bei Zusammenstellung seines Werkes unterstützten. Auch in Wittenberg studierte er, wurde Leibarzt des Pfalzgrafen Wolfgang in Heidelberg, begleitete diesen mit einem alten Freunde, dem Komponisten Jobst von Brant aus Eger, in den Feldzug nach Flandern und starb 1568. Lange Jahre seines Lebens beschäftigte ihn seine Sammlung von Volksliedern; 1539 erschien der erste, 1563 die vierte Ausgabe des zweiten Teils. Seine Lieder, bei deren Sammlung er seine Vorgänger Oeglin, Peter Schöffer, Ott und Neusidler sehr fleissig benutzt, hat Forster um der Melodien wegen zusammen gesucht, die Texte sind ihm selbst nur von untergeordnetem Werte, wenn er sich auch nach seinem eigenen Geständnis Mühe gab, die rechten Texte zu finden. So kommt es, dass namentlich in dem ersten Teil sich viel Unvolksmässiges einschleichen konnte; wirkliche Volkslieder bietet der erste und vierte Teil, namentlich in den zahlreichen Martins- und Trinkliedern. Das Liebeslied und die Ballade nimmt auch in dieser Sammlung den ersten Rang ein, daneben ist das Didaktische reich vertreten; geistliche und politische Lieder finden sich nur vereinzelt. Die Form der Lieder mit ihren häufigen Verskünsteleien, den vielen Akrostichen, den Einstreuungen aus der lateinischen, italienischen und niederländischen Sprache beweist das Eindringen des Gelehrtentums in das Volkslied. Der Text des Neudrucks ist aus dem Tenor der ersten Ausgaben geschöpft. Ungemein reichhaltig sind die Anmerkungen am Schlusse, die das Fortleben der einzelnen Lieder, soweit es tunlich war, verfolgen. — Besonders reich sind die Gaben, die wir in diesem Jahre dem unermüdlichen A. Kopp **(6020—23)** verdanken. Er beschreibt zunächst die Handschrift der Berliner Kgl. Bibliothek Mgf. 752 vom Jahre 1568, die 126 Lieder enthält; ein 127. Lied bricht unvollständig ab, ein Lied findet sich doppelt, ein anderes in zwei abweichenden Fassungen. Die Sprache der Handschrift neigt entschieden dem Niederländischen zu, die Texte sind stark verwahrlost. Die unbekannten Lieder werden abgedruckt; zu ihnen wie zu den anderen gibt K. reiche literarische Nachweise. Ebenso wertvoll sind K.s Mitteilungen über die Osnabrücker (Yxemsche) Liederhandschrift der gleichen Bibliothek (Mgf. 753) vom Jahre 1575. Sie gehört trotz ihres reichen Inhalts (150 Lieder) zu den bisher nur wenig bekannten Sammlungen und erinnert in ihrer ganzen Art und wohl auch im Dialekt an das von Bolte herausgegebene Liederbuch der Herzogin Amalia. Viele Lieder deuten auf eine niederdeutsche Heimat; Eintragungen verschiedener Geschlechternamen weisen in die Gegenden von Oldenburg über Osnabrück nach Westfalen. Ein Lied verrät im Akrostich den Namen Hilmar von Quersheim; K. hält den Edelmann für den Verfasser des Liedes und lässt die Handschrift in seinem Kreise entstanden sein. Letzteres glaube auch ich, nur scheint mir das Namenlied eher eine Huldigung des Georg Niege von Allendorf für Hilmar zu sein, dem der sangeslustige Niege, dessen reichen Nachlass die Kgl. Bibliothek in Berlin besitzt, zu Dank verpflichtet war. Die Handschrift schliesst sich in ihrem Inhalte zum Teil eng an das Ambraser Liederbuch an; 85 ihrer Lieder finden sich auch hier, so dass sie wohl als Vorläuferin dieser grossen Sammlung zu betrachten ist, was ihren Wert wesentlich erhöht. Grössere Einheitlichkeit und bessere Auswahl zeichnen die Handschrift vor dem Palat. 343 und dem Ambraser Liederbuch aus. Die meisten Lieder singen von der Liebe; neben ihnen treten die historischen und moralisierenden stark in den Hintergrund. Besonders interessant ist ein Lied, in dem sich ein Edelmann gegen das immer stärker werdende Hervortreten der Schreiber und Gelehrten wendet, die er am liebsten alle totschlagen möchte. Ein dritter Beitrag K.s charakterisiert ein gedrucktes Liederbuch der Berliner Kgl. Bibliothek (Yd 5041) vom Jahre 1582, das zwar ausserhalb der zum Ambraser Liederbuch gehörenden Gruppe steht, aber doch mit diesem verwandt und von ihm abhängig ist. Es enthält 192 und nicht, wie der Titel angibt, 200 Lieder, die mit Ausnahme von 14 Liedern sich alle auch im Ambraser Liederbuche finden; es ist vielleicht ein Nachdruck desselben, lässt aber eine Reihe wenig volkstümlicher Lieder weg. Dass es aus den Niederlanden stammt, möchte ich nicht mit K. annehmen. Eine neue Auflage des Ambraser Liederbuches vom Jahre 1584 besitzt die Stadtbibliothek in Frankfurt a. M., ein jetzt verlorenes Frankfurter Liederbuch von 1599 beschrieb H. Hoffmann in seinen Findlingen I,

150—152; K. zeigt, dass es das von 1584 ganz in sich aufgenommen hat und nur am Schlusse 19 neue Lieder hinzufügt. Gleichfalls eine Neuausgabe des Liederbuches von 1584 ist ein von Joh. Bolte beschriebenes Liederbuch der Kgl. Bibliothek vom Jahre 1600, das am Schlusse um vier Lieder vermehrt erscheint; ein später Nachdruck des Frankfurter Liederbuchs, der in die Jahre 1610—18 fallen mag, ist auf der Bremer Stadtbibliothek vorhanden; er wiederholt die ersten 143 Lieder des Frankfurter Liederbuchs und gibt dann bis N. 157 eine Auswahl. R. Wolkans Liederbuch endlich (Euphorion 6, S. 649—62) ist ein in die Jahre 1558—82 zu setzender Vorläufer des Frankfurter Liederbuchs. Zu diesen Ausgaben kommen noch einige andere, die nur aus Bibliographien älterer Zeit bekannt, aber zu wenig genau beschrieben sind, als dass man daraus einen sicheren Schluss ziehen könnte. Schliesslich bespricht K. unter dem Titel „Kleinigkeiten“ auch zwei in unser Gebiet fallende Lieder; das eine steht im zweiten Teil der Berckreyen vom Jahre 1574 als N. 5, ist im Text fast unverständlich, erweist sich aber bei genauerer Betrachtung als ein aus drei verschiedenen Liedern, die alle nach dem Tone des Brenberger gehen, zusammengeflicktes Machwerk; das zweite ist ein niederdeutsches Lied: De Heger ys ein speger Vagel, das sich in einem Drucke der Berliner Kgl. Bibliothek (Ye 1141) vom Jahre 1611 findet und eine willkommene Ergänzung zu dem von Wolkan (Euph. 6, S. 651—54) nach cpg. 343 und seinem eigenen Liederbuche mitgeteilten ziemlich unklaren Texte bildet. — C. C. von der Graft **(6019)** gibt einige unwesentliche Ergänzungen zu H. Hoffmanns Abdruck des Antwerpener Liederbuchs von 1544. — W. Bolle **(6024)** teilt im Anhange in seinem Buche über die englischen Liederbücher deutsche Texte zu englischen Madrigalen aus Valentin Haussmanns Balletten (Nürnberg 1603) und Daniel Fridericis „Lustigen und artigen Weltlichen Liedlein“ (Rostock 1624) mit; die Texte streben nach Volkstümlichkeit, ohne sie jedoch zu erreichen, und sind inhaltlich von geringem Wert. —

Epos.

(II, 3 = N. 6025—6071a.)

Gustav Kohfeldt.

Allgemeines und Sammlungen. — Ältere erzählende Dichtungen. — Jüngere erzählende Dichtung. — Volksbücher. — Schwanksammlungen. — Übersetzungen. — Chroniken. —

Allgemeines und Sammlungen. Zu **6025a** vgl. N. 6243.

Ältere erzählende Dichtungen. In mehrfacher Hinsicht ist hier eine von F. Panzer **(6029)** besorgte Publikation des Stuttgarter Literarischen Vereins wichtig. Sie bringt Abschnitte aus U. Füeterers Buch der Abenteuer, den Merlin und den Seifried de Ardemont, die als Bearbeitungen verlorener Originale des 13. Jahrhunderts einen besonderen Wert haben. Auch die sehr umfangreiche Einleitung P.s ist von grossem literarhistorischen Interesse. Nur ein paar Punkte, wie das Verhältnis zum jüngeren Titurel, einer späteren Untersuchung vorbehaltend, versucht sie alle mit dem Text zusammenhängenden Fragen zu beantworten. Nach eingehender Analyse und Prüfung des bunten und weitverzweigten Stoffmaterials gelangt P. zu der Überzeugung, dass man es bei dem deutschen Merlin mit einer ziemlich freien Bearbeitung, keineswegs aber mit einer blossen Übersetzung der französischen Vorlage zu tun habe, und dass Albrechts Seifried nicht aus einer einzigen, am wenigsten aus einer französischen Quelle, wie neuerdings angenommen, geschöpft sei, sondern dass sich eine ganze Reihe von Überlieferungen mosaikartig in dieser Dichtung verarbeitet finde. Für den Abdruck P.s konnte nur die Münchener Handschrift, aus der alle sonst vorhandenen stammen, in Betracht kommen. —

Jüngere erzählende Dichtung. Der neue Hans Sachs-Band von E. Goetze und K. Drescher **(6030)** bringt Verbesserungen zu den vorigen Bänden und ein Verzeichnis der Töne; die Lesarten- und Quellen-Anmerkungen (z. T. mit Hilfe J. Boltes) sind wie die früheren knapp und zuverlässig. — Für C. Scheits „Frölich Heimfahrt“, eine Art Leichenprogramm, das in poetischer Weise und auf dem Hintergrund der wichtigsten historischen Ereignisse das Leben einer adligen Dame schildert, stellt K. Hedicke **(6031)** die geschichtlichen und literarischen Beziehungen zusammen. Besonders betont er den französischen Einfluss; des Griechischen sei der

Verfasser nicht mächtig gewesen, weshalb man auch schwerlich annehmen dürfe, dass er als Rektor in Worms gewirkt habe. Der Einfluss der „Frölich Heimfahrt" auf Fischart sei nicht zu verkennen, dagegen habe man mit Unrecht (Hauffen) eine Einwirkung auf Wickram angenommen. — Betreffs N. **6032** vgl. N. 6248. — Zu dem von Kurz und Tittmann zusammengestellten Quellenapparat des B. Waldis gibt A. L. Stiefel (**6033**–**34**) ein paar Berichtigungen und Ergänzungen: die Zahl der auf Bebel zurückgeführten Esopus-Fabeln sei zu hoch angegeben; bestimmt stützen sich auf Bebel 6, möglicherweise noch 3 weitere Fabeln. Weiter weist St. für die Fabel von den drei Mönchen noch auf bisher nicht beachtete Quellenbeziehungen hin. — Fischarts Rhythmik hat A. Englert (**6035**) untersucht. Sein recht vollständiges statistisches Material wird für das weitere Studium der noch sehr umstrittenen Metrik des 16. Jahrhunderts gewiss wertvoll sein. Wenn er aber mit seinen statistischen Daten zu dem Ergebnis kommt, dass Fischarts Verse mit der Zeit immer schlechter werden, da der Widerstreit zwischen Wort- und Versakzent stets zunehme, so dürfte diese Deutung schwerlich die richtige sein; freier, sagt ein Rezensent E.s, werden die Verse Fischarts, aber gewiss nicht schlechter. — Fischarts Anteil an dem Gedicht „Die Gelehrten die Verkehrten" hält E. Hampel (**6036**) im Gegensatz zu Scherer für ziemlich bedeutend. Er stellt mit peinlicher Genauigkeit alle metrischen Eigentümlichkeiten der Dichtung zusammen und glaubt dadurch das Fischart Zugehörige von dem übrigen klar abgrenzen zu können. Dass er aber dieser Art von Statistik allzu viel Beweiskraft zutraut, scheint mir sicher: ein paar mehr klingende Reime, Auftakte und dergleichen in einem Stück des Gedichts als in einem anderen können wohl rein zufälliger Natur sein. Mehr als eine gewisse Wahrscheinlichkeit ist wohl auch bei einer starken Häufung von derartigen Kennzeichen nicht herauszurechnen. — A. Englert (**6037**) teilt zwei Reimgedichte mit, in denen er die Eigenheiten des Fischartschen Stils erkennen will. Die Verse finden sich auf Blättern des Tob. Stimmer, hrsg. von Jobin in Strassburg. Auch ein längeres Gedicht auf das Strassburger Münster, das vielleicht aus der frühesten Zeit Fischarts stammen könnte, druckt E. ab. — A. Hauffens Fischart-Studien (**6040**) siehe unter N. 6251. —

Volksbücher. Eine kleine Studie von P. Fijn van Draat (**6043**) betrifft nur einige sprachliche Eigentümlichkeiten in Caxtons Übersetzung des holländischen Reineke. — H. Jahnkes Reineke (**6045**) ist ein gut ausgestattetes Buch für die Jugend. — Die Publikation von F. B. Hettema (**6044**) war mir nicht zugänglich; sie wird als „diplomatischer Abdruck des Reinaert-Textes nach der Comburger Handschrift" bezeichnet. — Ch. Aug. Mayer (**6046**) beklagt, dass man sich bisher zu wenig mit der sprachlichen Form des Hürnen Seyfried beschäftigt habe. Noch der letzte Herausgeber, W. Golther, sei durch falsche Beurteilung der sprachlichen Verhältnisse zu der Ansicht gelangt, dass ein Teil des Seyfried jünger sei; und dass die vorliegende Fassung zwei ältere Gedichte zusammenfüge. Demgegenüber hält M. die Dichtung für einheitlich, den Beweis liefere die metrische Untersuchung, die rhythmische Technik zeige volle Übereinstimmung mit Hans Sachs. — Aus der Faustliteratur hebe ich hier eine kleine Schrift von E. Kroker (**6048**) hervor, die mir allerdings selbst nicht zugänglich war; einem Rezensenten zufolge ist es K.s Spürsinn gelungen, die erste literarische Lokalisation der Fass-Anekdote in der handschriftlich erhaltenen Leipziger Chronik des aus Bozen eingewanderten Schusters Höhl nachzuweisen. —

Schwanksammlungen. Über die Quellen Kaufringers ist bisher nur wenig Sicheres ermittelt worden. Euling, der ein paar Parallelen aufgezeigt hat, scheint nach A. L. Stiefel (**6053**) nicht sehr zuverlässig zu sein; wenigstens glaubt St. ihm viele Irrtümer nachweisen zu können. St. ist der Ansicht, dass bei Kaufringer mehr französischer als italienischer Einfluss in Betracht komme, allerdings nicht direkter Einfluss, sondern vermittelt durch deutsche Bearbeitungen französischer Schwankstoffe, wie sie lange vor Kaufringer in Umlauf waren. — A. L. Stiefel (**6054**) beschreibt weiter ein wenig bekanntes Schwankbuch, das bei Jac. Cammerlander in Strassburg 1542 gedruckt ist, und dessen Kompilator sich Polychorius nennt. Das Buch enthält keinerlei unbekannte Erzählungen, seine Quellen sind Poggio, Val. Maximus und O. Luscinius. St. vermutet, dass Polychorius, Multicampanus, Vielfeld usw. nur andere Namen für Cammerlander seien. — Die Eulenspiegel-Literatur ist im Berichtsjahr durch eine sehr beachtenswerte Studie von F. Brie (**6059**) bereichert worden. Es kommt an dieser Stelle besonders der erste Teil, der auch als Promotionsschrift (**6058**) vorliegt, in Betracht; weniger der zweite, in dem das Fortleben Eulenspiegels in der späteren englischen Literatur behandelt wird. Im ersten Teil seines Buches will B. den Nachweis führen, dass dem alten englischen Eulenspiegel ein hervorragender Platz in der Entstehungsgeschichte der Dichtung gebühre und dass er für die Herstellung des ältesten Textes von besonderer Wichtigkeit sei. B. fasst das kürzlich bekannt gewordene englische Druckfragment aus der Presse des Niederländers Jan van Doesborgh (1516—1520) und die 40 Jahre später erschienene Coplandsche Ausgabe, die ein ein-

facher Nachdruck des Doesborghschen Eulenspiegel ist, als Einheit (F) auf und weist nach, dass sie nicht, wie man angenommen, eine Übertragung der kurzen niederländischen Ausgabe (D) sei; vielmehr habe sie D gegenüber oft den ursprünglichen Wortlaut der Dichtung bewahrt. F sei wahrscheinlich vor D entstanden und gehe jedenfalls direkt auf den niederdeutschen Eulenspiegel zurück. F stehe also den hochdeutschen Texten (S 1515 und 1519) unabhängig gegenüber. Die künftige Textkritik werde neben S 1515, 1519 und D besonders F zu berücksichtigen haben. Wie weit sich die Ausführungen B.s, die vielfach gegen frühere Forscher polemisieren, als haltbar bewähren werden, muss erst eine allseitige genaue Nachprüfung feststellen. Dass die von B. herangezogenen Beweismaterialien auf ziemlich breiter Grundlage stehen und den Eindruck grosser Gewissenhaftigkeit machen, lässt sich wohl nicht leugnen. Weniger eindringend scheint mir allerdings die Holzschnittuntersuchung, die B. dann anstellt, zu sein. B. nimmt an, dass schon die niederdeutsche Ausgabe den grössten Teil der Schnitte von S und D enthalten habe. — Ich erwähne hier noch kurz einen Deutungsversuch von E. von Freydorf **(6062)**. Er sieht in der Stelle: „Dissen stein sol niemans erheben, Ulenspiegel stat hie begraben" (Grieninger 1519, Historie 93) den letzten Streich Eulenspiegels; es solle nicht verstanden werden, Eulenspiegel „stehe" begraben, sondern Eulenspiegel stehe hier eingegraben usw. —

Übersetzungen. P. Wüst **(6064)** beschäftigt sich mit den beiden Übersetzungen des französischen Romans Pontus und Sidonia, mit der von der Erzherzogin Eleonore besorgten, 1483 zuerst gedruckten und mit einer zweiten anonymen und nur handschriftlich vorhandenen. Einen Vergleich mit der französischen Vorlage hat er nicht angestellt. Die Arbeit beschränkt sich zunächst auf eine genaue Beschreibung aller Handschriften und Drucke sowie auf eine Biographie der Übersetzerin. Das Verhältnis der ältesten Texte zu einander soll in einer geplanten Ausgabe des Romans des Näheren beleuchtet werden. Die Abfassung der herzoglichen Übersetzung fällt nach W. in die Jahre 1449—56. — Auf das Vorhandensein einer Handschrift der Fiore di Virtu-Übersetzung in St. Gallen, datiert „Heinrich Schlüsselfelder 1468", weist G. Baesecke **(6065)** kurz hin. — Ph. A. Beckers Arbeit über J. Barclay **(6066a)** kann hier übergangen werden; die kurz erwähnten deutschen Übersetzungen fallen in das spätere 17. Jahrhundert. —

Chroniken. Die Vita des Grafen Arnold von Bentheim, die wahrscheinlich bald nach dem Tode des Grafen (1606) von einem reformierten Hofgeistlichen verfasst worden ist, hat K. G. Döhmann **(6071)** zum ersten Mal durch den Druck veröffentlicht. Er hat die von bentheimischen Historikern bisher viel benutzte Biographie mit einem reichhaltigen Notenapparat und einem Register versehen, so dass die Publikation der weiteren Lokalgeschichtschreibung sehr willkommen sein wird. — Das bisher ebenfalls noch nicht veröffentlichte Leben des Fürsten Wilhelm von Henneberg, dessen Verfasser der als Lehrer in Nürnberg 1586 verstorbene Chr. Rosshirt ist, hat H. Fuchs **(6030a)** abgedruckt, leider mit Weglassung einiger „Derbheiten" aus Rücksicht auf sein Programm-Publikum. Wie die Biographie sind auch die in derselben Handschrift enthaltenen und von F. ebenfalls mitgeteilten Erzählungen von Besessenen kulturgeschichtlich interessant. —

Drama.

(II, 4 = N. 6072—6140.)

Wilhelm Creizenach.

Allgemeines. — Geistliches Drama. — Schuldramen. — Lokale Theatergeschichte. — Englische Schauspielertruppen. — Einzelne Dramatiker (Hans Sachs). —

Allgemeines. Die Geschichte des neueren Dramas von Wilhelm Creizenach **(6072)** enthält in ihrem dritten Band eine zusammenfassende Darstellung des Dramas in deutscher Sprache im Zeitalter der Renaissance und Reformation, die Grundzüge des Inhalts sind in der Bibliographie angegeben. — H. Reich in seinem Werk über den Mimus **(6073)** schildert ausführlich die Entwicklung dieser Kunstgattung im griechischen und römischen Altertum. Was er dann weiterhin über das Fortleben des Mimus in der mittelalterlichen und neueren Literatur bemerkt, ist geeignet, die schon früher geäusserte Vermutung zu bestätigen, dass die fahrenden Spielleute sich Motive des Mimus zunutze machten und aus der antiken Welt in das mittelalterliche

Repertoire hinüber retteten, doch wird, wie Ref. schon im einzelnen nachgewiesen hat (vgl. Euphorion 13, S. 138—43), die Bedeutung des Mimus für die Entwicklung des neueren Dramas von dem Verfasser sehr überschätzt. — J. Zeidlers (6080) Abhandlung über das Wiener Schauspiel im Mittelalter lag nicht zur Berichterstattung vor. —

Geistliches Drama. M. Sepet (6081) hat die Ergebnisse seiner Studien auf dem Gebiete des mittelalterlichen Dramas in einer knappen Form übersichtlich zusammengefasst. — Die Arbeiten von G. Cohen (6084) und K. Reuschel (6085) sollen hier zunächst nicht besprochen werden, da beide inzwischen die Ergebnisse ihrer Forschungen in ausführlicheren Werken dargelegt haben. — P. Wagner (6090) berichtet über eine Prozession zu Ehren des Dreikönigsfestes, die zu Freiburg in der Schweiz um das Jahr 1430 aufkam, und bei der die drei Könige durch drei Chorherren von St. Nikolaus dargestellt wurden. In die Prozession waren, wie dies so häufig geschah, kurze dramatische Szenen verwoben; die Könige zogen zuerst zum Thron des Herodes, der sie über den Zweck ihrer Reise befragte, dann brachten sie dem neugeborenen Heiland ihre Gaben dar. Diese Feierlichkeit gestaltete sich im Lauf der Zeit immer prunkvoller, es wurden auch allerlei Spässe eingemischt, wie z. B. dass Herodes die Schriftgelehrten, die ihm die messianischen Weissagungen auslegen, mit seinem Szepter durchprügelt. Das alles hatte zur Folge, dass gegen Ende des 16. Jahrhunderts die Chorherren ihre Teilnahme an der Prozession verweigerten, doch erhielt sich die alte Sitte bis zur Zeit der französischen Revolution. Die Sprüche der handelnden Personen — in gereimten Kurzzeilen — werden in einer Fassung mitgeteilt, die wahrscheinlich mit einer im Jahre 1594 von dem Conseil de Fribourg approbierten identisch ist, zu den lateinischen Gesängen, die während der Feierlichkeit angestimmt wurden, sind auch die Noten beigefügt. — C. Walther (6093) bringt einen neuen Beweis dafür, dass das Wort „vrowe" im Redentiner Osterspiel v. 244 nichts anderes bedeuten kann als „Freude", v. 245 versteht er: „du in deinem verklärten Leibe" (sc. „steh auf"). — Der Pater Heinrich Schachner in Kremsmünster veranstaltete eine neue Ausgabe des Spiels von der heiligen Dorothea (6094), das sich bekanntlich in einer Handschrift der dortigen Stiftsbibliothek erhalten hat und danach von Hoffmann von Fallersleben in seinen „Fundgruben" abgedruckt wurde. Doch gibt Sch. auf Grund eines sorgfältigen Studiums der Handschrift einen besseren Text; mit Recht hat er es unterlassen, dem sprachlichen Charakter des Denkmals, nach Art seines Vorgängers, durch eine normalisierte Schreibung Gewalt anzutun. Vorangestellt ist eine lehrreiche Einleitung über den Kultus der heiligen Dorothea in dem Gebiete des gegenwärtigen Königreichs Sachsen und im angrenzenden Nordböhmen; die Nachrichten aus diesem Gebiet über verloren gegangene Dorotheenspiele beziehen sich, wie Sch. wohl mit Recht annimmt, auf Stücke, die einen ähnlichen Charakter hatten, wie die jetzt noch erhaltenen tschechischen Texte; einen solchen bisher ungedruckten Text aus Taus in Westböhmen teilt Sch. in deutscher Übersetzung mit. Durch eine vergleichende Betrachtung des Kremsmünsterer Textes und anderer, in derselben Handschrift erhaltenen Stücke wurde Sch. zu dem Ergebnis geführt, dass das Dorotheenspiel wahrscheinlich um das Jahr 1350 aufgezeichnet wurde, und zwar von einem österreichischen Schreiber nach einer mitteldeutschen Vorlage. Der Stoff ist aus der Legenda aurea entnommen. —

O. F. M. Expeditus Schmidt (6110) macht den Versuch, die zerstreuten Nachrichten über die Bühnenverhältnisse der deutschen Schuldramen im 16. Jahrhundert im Zusammenhang darzustellen. Er erörtert die einschlägigen Bestimmungen der Schulordnungen, die Frage des Geldpunkts (Einnahme des Schulmeisters, Kosten für die Kostüme, Eintrittsgelder, Beiträge der städtischen Behörden usw.), ferner die Frage, an welchen Orten die Stücke aufgeführt wurden (Saal der Schule, Rathaussaal, freier Platz, Aufführungen bei Festlichkeiten in Bürgerhäusern), sodann die Einrichtung des Schauplatzes, die er vor allem durch Heranziehung des Prologs zu Muslers deutscher Bearbeitung der Hecyra des Terenz verdeutlicht. Sehr dankenswert ist es auch, dass er aus mehreren Terenzausgaben des 16. Jahrhunderts Holzschnitte produziert, die offenbar nicht die antike, sondern die gleichzeitige Einrichtung des Schauplatzes wiedergeben. —

Lokale Theatergeschichte. In dem kurzen Überblick über die ältere Frankfurter Theatergeschichte, der das Buch von Elisabeth Mentzel (6117) eröffnet, verdient die Notiz Erwähnung, dass während des grossen Schiessens 1582 eine „Komödie vom König Ahas" unter der Leitung des Barbiergesellen Ott Regenbogen, nach vorheriger Prüfung des Textes durch den Prädikanten Ritter, aufgeführt worden sei. Als „das letzte Frankfurter Bürgerspiel" wird „die Tragödie vom König Ahas [so] und der Jessebell" (1593) erwähnt, ein Werk des Gürtlers Balthasar Griebel, das auch im Druck erschienen, jetzt aber nicht mehr aufzufinden sei. Aus welchen Quellen diese Nachrichten geschöpft sind, wird nicht angegeben. — Von J. Boltes vortrefflicher Wickramausgabe ist in dem Berichtsjahr der 5. Band erschienen (6119), mit welchem die

Ausgabe der dramatischen Werke beginnt. Vorangestellt sind die Regesten des Kolmarer Theaters von 1443—1605, B. hat hier die früheren Mitteilungen Mossmanns und Ristelhubers vermittelst einer erneuten Durchsicht der Kolmarer Ratsrechnungen nachgeprüft und vervollständigt. Dann folgen die Dramen: Die zehn Alter, der treue Eckart, das Narrengiessen, der verlorene Sohn, Weiberlist, alle mit lehrreichen Einleitungen versehen, in denen namentlich auch die Quellenfragen eingehend behandelt sind. — Als Beitrag zur Geschichte des Schauspiels in Pommern veröffentlicht M. Wehrmann **(6122)** eine undatierte Bittschrift von Wolgaster Schülern, die aus Anlass der Geburt eines pommerschen Prinzen (vermutlich 1584) „eine action von dem Infanticidio Herodis und offenbarung des Sonss Gottes usw." aufführen wollten; auch macht er darauf aufmerksam, dass die englischen Komödianten 1607 auf dem Rathaus in Rügenwalde eine „comoedia" spielten. —

E. Herz **(6124)** berichtet im ersten Teil seines Buches über die Wanderzüge der verschiedenen englischen Schauspielertruppen in Deutschland, wobei er die früheren Darstellungen durch Einfügung der in jüngster Zeit ans Licht gezogenen Daten ergänzt; der zweite Teil, der das Repertoire der Engländer in Deutschland behandelt, bringt nichts wesentlich Neues. —

Einzelne Dramatiker. H. Michels Monographie über den Vielschreiber Knaust **(6127)**, in welcher die verschiedenartigsten literarischen Interessen des Reformationszeitalters berührt werden, wird noch an mehreren anderen Stellen dieser Berichte zu besprechen sein, hier ist Knaust nur als Verfasser zweier deutscher Dramen zu erwähnen: „Tragedia von verordnung der Stende usw." (1539) und „Spiel von der lieblichen Geburt unsers Herren Jesu Christi" (1541). Die Tragedia hat ein gewisses Interesse als Dramatisierung der durch Hans Sachs berühmt gewordenen Geschichte von den ungleichen Kindern Evas. M. hat dies Stück im wesentlichen zutreffend charakterisiert, doch wäre daran zu erinnern gewesen, dass Knaust, indem er die Ungleichheit der Stände als eine göttliche Einrichtung darstellte, die Gelegenheit zu einem Ausfall gegen die demokratischen Tendenzen der Wiedertäufer benutzte. Das Weihnachtsspiel, das Knaust als Rektor in Berlin bald nach Einführung der Reformation durch Joachim II. von seinen Schülern aufführen liess, ist in dichterischer Hinsicht ebenso geringfügig wie die Tragedia, doch ist es, wie M. mit Recht bemerkt, das erste in Berlin und für Berlin geschriebene Theaterstück, das wir noch jetzt besitzen. — Die Porträtmedaille auf Jakob Ayrer, die das Germanische Museum auf einer Auktion 1900 für die städtische Kunstsammlung in Nürnberg erwarb, und die jetzt von Th. Hampe **(6129)** veröffentlicht wird, hat ausser ihrem künstlerischen Werte auch noch ein literarhistorisches Interesse, weil die darauf angebrachte Jahreszahl 1597, sowie die Worte „AETATIS : SV : 54" das bisher unbekannte Geburtsjahr Ayrers 1543 ergeben. H. wirft die Frage auf, ob die Medaille als ein Zeichen der Achtung zu betrachten sei, die Ayrer bei seinen Mitbürgern genoss, oder ob Ayrer selber ihre Herstellung veranlasst habe, ferner erörtert er, wer unter den gleichzeitigen Nürnberger Künstlern die Medaille verfertigt haben könne; Fragen, die nicht mit Sicherheit beantwortet werden können, aber doch zu interessanten und lehrreichen Erörterungen Anlass geben. — R. Schönwerth **(6131)** untersucht eingehend das Verhältnis von Ayrers Pelimperia zu Kyds Spanish Tragedy. Er hält diese mit Recht für Ayrers Vorlage und erklärt sich gegen die Ansicht, dass Ayrers Drama sich auf ein verloren gegangenes Volksbuch gründe. Doch meint er, dass Ayrer nicht den uns erhaltenen Text des englischen Dramas benutzte, und dass seine Vorlage wenigstens teilweise von der ursprünglichen Fassung abweiche. — J. Bolte **(6132)** teilt mit, dass er ein biblisches Schauspiel erworben habe, das 1568 zu Strassburg gedruckt wurde, und dessen Verfasser sich am Schluss des Epilogs zu erkennen gibt. Es behandelt die Geschichte der Königin Esther, ist aber keine selbständige Dichtung, sondern eine erweiterte Bearbeitung der Dramatisierung des Stoffes durch Hans Sachs. Der Verfasser ist Christoph Thoman Walliser der Ältere, der bisher nur als Verfasser eines Kirchenliedes bekannt war. —

Die dramatische Technik des Hans Sachs in seinen Fastnachtsspielen hat E. Geiger **(6137)** sehr gründlich und ausführlich, man kann wohl sagen überausführlich, untersucht, er betrachtet das Verhältnis zu den Quellen, den Aufbau, die moralische Tendenz, die Kunst der Charakteristik, die Führung des Dialogs usw. und macht dabei manche treffende Beobachtungen. Doch werden auch einige wesentliche Gesichtspunkte nicht gebührend hervorgehoben; vor allem werden die Fastnachtsspiele des Hans Sachs zu sehr als eine fertig vorliegende Gruppe aufgefasst, und die allmähliche Entwicklung seiner Kunst tritt in G.s Darstellung nicht hervor. Und bei einer Arbeit, die die künstlerische Würdigung eines Dichters enthält, sollte doch der Verfasser etwas mehr bestrebt sein, die Ergebnisse seiner Untersuchungen in eine geniessbare Form zu bringen. Er hätte dies um so mehr versuchen sollen, da sein Buch den Eindruck macht, dass ihm die Gabe einer lebendigen Charakterisierung nicht fremd ist. — F. Gundelfinger **(6138)** in seiner Schrift über Caesar in der

deutschen Literatur bespricht auch die Hans Sachsische „Historia: Leben und Sterben Julii des ersten Keysers“ (1563), die auf Plutarch, daneben aber auch auf Plinius beruht. — Elly Steffen (6139) hat sich die Mühe genommen, die vielerörterte Frage nach der Quelle des hürnen Seifrid von Hans Sachs einer abermaligen Betrachtung zu unterziehen, doch muss St. selber am Schluss zugeben, dass eine unumstössliche Quellenbestimmung noch aussteht. —

Didaktik.

(II, 5 = N. 6141—6270.)

Gustav Kohfeldt.

Geistliche Didaktik: Mystik. — Messe. — Vorreformatorische Erbauungsliteratur; einzelne Persönlichkeiten. — Erbauungsliteratur und Flugschriften zur Zeit der Reformation. — Weltliche Didaktik: Historiker und Chronisten; Geographen; Medizin und Naturwissenschaft; Mathematik; sonstige Gelehrte. — Didaktische Dichtung. —

Geistliche Didaktik: Mystik. In einer sehr gehaltvollen Rektoratsrede versucht K. Joel (6142) zu zeigen, dass die alte griechische Naturphilosophie ebenso wie die Mystik eine Gefühls- und keine Verstandesphilosophie sei. Auch in den späteren klassischen Zeitaltern der Mystik, zu Ende des Mittelalters und zu Anfang des 19. Jahrhunderts, sei das Zusammentreffen und die enge Verwandtschaft zwischen Naturphilosophie und Mystik charakteristisch. Ein sorgfältiges Studium der Renaissance-Mystik, dem J. einen grossen Teil seines Buches widmet, könne deshalb dazu dienen, die Entstehungsweise und Beschaffenheit der ältesten griechischen Naturphilosophie verständlich zu machen. — Th. Achelis (6143) weist darauf hin, dass die Mystik trotz der Transcendenz ihrer Ideen auch sozial „höchst bedeutsam“ sei. — Zwei neue Ausgaben Meister Eckharts wollen zugleich im Sinne einer Wiederbelebung dieses grössten Mystikers wirken: G. Landauers (6145) Ausgabe ist auf einen grösseren Leserkreis berechnet, sie bietet deshalb — nach einer biographischen Einleitung — nur diejenigen Schriften, die Eckharts Grösse am besten erkennen lassen; der Herausgeber hat zu diesem Zwecke sieben Traktate und über zwanzig Predigten ausgewählt. — H. Büttners Ausgabe (6146) ist auf drei Bände berechnet; der im Berichtsjahr veröffentlichte erste Band enthält 18 kleine Schriften Eckharts mit sorgfältigen Anmerkungen, sowie eine lebhaft und anregend geschriebene Einleitung. B. polemisiert gegen Pfeiffers Ausgabe, die, wenn auch zu ihrer Zeit verdienstlich, der heutigen Forschung nicht mehr genügen könne. Den mit einer Masse von Unechtem überlieferten Eckhart-Texten gegenüber bleibe dem heutigen Herausgeber nichts anderes übrig, als sich mit aller Intensität in die Gedankengänge des Meisters hineinzuleben und dann zu versuchen, einen einigermassen sinnvollen Text herzustellen, einen Text, von dem man mit gutem Gewissen sagen könne, so etwa möchte es wohl gelautet haben; mehr lasse sich nicht erreichen. Auch von seiner Übersetzung verlangt B. nicht, dass man sie als wortgetreu und objektiv richtig anerkenne, auch hierbei handele es sich um ein Hineinverstehen, um den Mut eigener Auffassung und um den Mut des Irrens. Ohne Irrtum lasse sich, wie die Dinge liegen, über Eckharts Werk und Person nicht reden. Mag nun B.s Ausgabe viel oder wenig von solchem Irrtümlichen enthalten, gewiss ist, dass der Herausgeber sich mit Begeisterung und Wärme die Gedankenwelt Eckharts zu eigen gemacht hat, und dass alles, was er von und über Eckhart bringt, im höchsten Grade anregend wirkt. Seine Arbeit dürfte also unter allen Umständen der Eckhart-Forschung gute Dienste leisten. — Ein Aufsatz A. von Mensis (6147) ist in der Hauptsache eine Würdigung der Büttnerschen Ausgabe. —

Messe. Hier sind nur Besprechungen des Werkes von A. Franz anzumerken (6149—50). —

Vorreformatorische Erbauungsliteratur. Auch in diesem Jahre hat N. Paulus wieder verschiedene Aufsätze über späte mittelalterliche Erbauungsschriften veröffentlicht, die zeigen sollen, dass die Jahrzehnte vor Luther doch nicht so übel gewesen sind, wie sie von protestantischer Seite gern dargestellt werden. P. erläutert dies an einem alten Beichtspiegel (6154), an der vortrefflichen Laienregel des Dietrich Engelhus (6156) — vgl. JBL. 1902 N. 3261 —, an verschiedenen Ehebüchlein (6158, 6159) und an Ablassschriften (6152—53). — Auch H. Denifles Betrachtungen in seinem Lutherbuch (6151) haben eine ähnliche Tendenz. —

Zur Predigtliteratur gehören N. **6155** und **6160**. — Ein Taufbüchlein druckt Friederike Fricke (**6157**) nach einem Londoner Sammelband ab; es ist die Verdeutschung des alten katholischen Ritus, hervorgerufen durch Luthers Taufbüchlein und bestimmt, in Gegensatz zu ihm zu treten. — Die cr. 1246 von Albertano von Brescia verfasste erbauliche Schrift „Melibeus et Prudentia" wurde bald in alle Vulgärsprachen, ins Deutsche aber erst ziemlich spät übersetzt. Gegen Ende des Mittelalters finden sich solche Verdeutschungen in 5 Drucken und mehreren Handschriften. L. Hohenstein (**6162**) untersucht die Abhängigkeitsverhältnisse und den Sprachgebrauch dieser meist stark verkürzten Bearbeitungen, die fast sämtlich nach Schwaben gehören. —

Einzelne Persönlichkeiten. Dem eifrigen Wanderprediger, Schriftsteller, Ordensreformator und Wundertäter Johann von Capistrano, der besonders im südlichen und östlichen Deutschland wie kaum ein zweiter auf die Massen wirkte, widmet Eug. Jacob (**6163**) eine Biographie. Im Gegensatz zu den vielen panegyrischen Schilderungen dieses Heiligen ist der Verfasser bemüht, alles Überlieferte kritisch zu prüfen und von dem Charakter und dem Wirken des merkwürdigen Mannes ein menschlich-verständliches Bild zu zeichnen. — Kleinere Aufsätze betreffen die Haeretiker G. Kummer (**6164**) und G. Heimburg (**6165**). —

Erbauungsliteratur und Flugschriften zur Zeit der Reformation. Die 1523 bei Adam Petri in Basel gedruckte Flugschrift „Der Schlüssel David" glaubt A. Goetze (**6167**) dem Vadian zuweisen zu sollen; sie ist mit J. N. (Judas Nazarei) gezeichnet und zeigt allerlei sachliche und sprachliche Anklänge an Vadians Sendbriefe und sonstige Schriften. — Der anonyme Traktat von der Gelassenheit, der bisweilen dem Val. Weigel zugeschrieben wurde, ist, wie P. Wernle (**6169**) zufällig entdeckt hat, identisch mit Karlstadts „Was gesagt ist sich gelassen und was das Wort Gelassenheit bedeut". — Für den in Braunes Neudrucken noch anonym veröffentlichten Dialog von Luther und der Botschaft aus der Hölle (1523) meint A. Goetze (**6170**) den Verfasser in Erasm. Alberus gefunden zu haben: nur jemand aus Luthers Umgebung, nur ein Rhein-Franke, nur ein Theologe usw. — kurz nur Alberus, in dessen Schriften auch mancherlei Ähnlichkeiten zu erkennen seien, könne den Dialog geschrieben haben. Wir würden es also jedenfalls mit der Erstlingsschrift des Alberus zu tun haben. — Auf die vielumstrittenen Zwölf Artikel des Bauernkrieges kommt W. Stolze (**6171**) zurück; er hält an der alten Sternschen Ansicht fest, dass der Schwarzwald die Heimat und Hubmair wenn nicht der Verfasser so doch der Redakteur der Artikel sei. St. teilt anhangsweise den von ihm — abweichend von Goetze — für den ältesten gehaltenen Druck (C') mit. — Ein Aufsatz von H. Meisner (**6161**) über Soldatenkatechismen geht aus von Luthers Schrift „Ob Kriegsleute auch im seligen Stande sein können"; aus der hier in Betracht kommenden Zeit, dem Reformationsjahrhundert, skizziert er dann noch vier ähnliche Erbauungsschriften. — Über einen ausserordentlich fruchtbaren katholischen volkstümlichen Schriftsteller des 16. und 17. Jahrhunderts, den Frankfurter Domprediger V. Leucht, handelt F. Falk (**6175**). Er beschreibt 26 Bücher von ihm: Heiligenleben, Marienschriften, Gebet- und Gesangbücher, Schriften zur Verteidigung der katholischen Lehre usw. — G. Kaweraus Musculus-Biographie (**6174**) bringt keine neuen Daten. — Zur Charakteristik der Predigt in der Reformationszeit gehören N. **6173—73a**. —

Weltliche Didaktik: Historiker und Chronisten. Eine wegen ihrer alphabetischen Stoffanordnung merkwürdige Chronik hat der Dominikanermönch J. Lindner kurz vor seinem Tode (1530) vollendet; das Werk ist in einer Handschrift von über 700 Folioseiten erhalten. K. H. E. Müller (**6191**) hat die grosse Arbeit nicht gescheut, das Riesenwerk auf seine Quellen und auf seinen historischen Wert hin zu untersuchen. Er gelangt aber, nachdem er fast den ganzen umfangreichen Quellenapparat zusammengebracht hat, zu dem Resultat, dass Lindner durchaus kritiklos abschreibe, und dass sein Werk für den Historiker kaum in Betracht kommen könne. Auch die Mitteilungen, die Lindner aus seiner eignen Zeit macht, seien bis auf einige Nachrichten über Gewerbe und ähnliche Stadtverhältnisse ohne Bedeutung. — Auch ein anderes nur handschriftlich erhaltenes Werk, das des Wiener Hofhistoriographen W. Lazius, ist ohne besonderen Wert. Als vor einem Jahrzehnt zuerst die Aufmerksamkeit darauf gelenkt wurde, hoffte man allerdings, dass die aus dem Hauptquartier des Königs Ferdinand stammende Schrift manches Neue über den Schmalkaldischen Krieg bringen würde; O. E. Schmidt (**6187**) hat jetzt aber durch genaue Handschriften- und Quellenprüfungen festgestellt, dass die Darstellung des Lazius sich auf keinerlei besondere Informationen stützt und dass sie der Wissenschaft keine erheblichen Dienste zu leisten vermag. — Von F. Hortleder, ebenfalls einem Geschichtsschreiber des Schmalkaldischen Krieges, teilt K. E. Reimann (**6182**) einiges Biographische mit: Hortleder stamme nicht, wie gewöhnlich angenommen wird, aus Ampfurth bei Wanzleben, sondern aus Pegau. — Das bisher wenig bekannte Leben und Wirken des

ältesten Geschichtsschreibers der Hansa, J. A. Werdenhagen, verdiente wohl so eingehend geschildert zu werden, wie es von F. Neubauer **(6189)** geschehen ist, denn Werdenhagen spielte nicht bloss in den politischen Händeln seiner Zeit und im Dienst vieler Herren eine hervorragende Rolle, er war auch ein äusserst fruchtbarer Schriftsteller auf staatsrechtlichem, moralischem und theologischem Gebiet. — Mit einzelnen Lokalhistorikern, die zumeist nur von geringem allgemeinen Interesse sind, beschäftigen sich mehrere Aufsätze. Ich charakterisiere das mir Zugängliche nur kurz mit einigen Worten. Die Entwicklung der Steiermärkischen Geschichtsschreibung zeigt F. Ilwof **(6177)** in ihren hauptsächlichsten, auch über Steiermark hinaus beachtenswerten, Vertretern; für unseren Zeitraum kommen dabei in Betracht die Cillier Chronik, Aeneas Sylvius Piccolomini, J. Unrast und S. von Herberstein. — B. Krusch **(6186)** versucht, über den Verfasser der Bolkenhainer Chronik, die wegen ihrer anschaulichen Schilderungen aus den Hussitenkriegen wertvoll ist, einige bestimmtere Daten ausfindig zu machen; wenn die Ergebnisse seiner Schossregister-Nachforschungen auch nur dürftig sind, so scheint doch so viel festzustehen, dass der Autor Martin Kotbus heisst und dass er als wohlhabender Kaufmann und Ratsherr bis in die vierziger Jahre des 15. Jahrhunderts lebte. — Von dem Buch des Joh. Maletius über die alten Preussen bringen die Mitteilungen der Gesellschaft Massovia **(6187a)** einen Abdruck des lateinischen Textes mit deutscher Übersetzung, aber ohne sonstige Erläuterungen. Ebendort (S. 197—207) findet sich auch ein Abdruck von Maletius' „Warhafftige beschreybung der Sudawen auf Samlandt" (1561 oder 1562). — Lebhaft zu begrüssen ist es, dass die Historische Kommission für Westfalen sich anschickt, die bedeutendsten, jetzt ziemlich seltenen Schriften Hermann Hamelmanns, eines für die westfälische und niedersächsische Geschichte besonders wichtigen Historikers, neu herauszugeben. Von der auf 5 Hefte berechneten Ausgabe liegt jetzt das erste, von H. Detmar **(6237)** besorgte, vor. Es enthält Hamelmanns Schrift über die westfälischen Gelehrten, die sich um die humanistische Bildung verdient gemacht haben. Da Handschriften nicht aufzufinden waren, sind die Geschenkexemplare des Autors an andere Gelehrte zugrunde gelegt worden. Der Erläuterungsapparat ist sehr reichhaltig und sorgfältig. — Über den holsteinischen Chronisten Detlev Johannis teilt M. Leusch **(6184)** nach einer Handschrift des Petrejus ein paar Daten mit, die ihn in etwas günstigerem Licht erscheinen lassen, als der in derselben Zeitschrift (S. 405/8) veröffentlichte Artikel von Jürss. —

Geographen. Zugänglich war mir bisher leider nicht ein Aufsatz S. Günthers **(6193)** über J. Simler, der gewiss Beachtenswertes über den interessanten Schweizer Geographen enthält. — Einen hervorragenden Platz in der Geschichte der Entdeckungen nehmen die Reiseberichte Balth. Springers, der als Vertreter Nürnberger Handelshäuser im Jahre 1505 mit portugiesischen Schiffen nach Indien segelte, ein. Nach F. Schulzes **(6196)** Untersuchung mit Recht: eine genaue Prüfung aller einzelnen Daten der Berichte und ein Vergleich mit den sonstigen Quellen stelle die Zuverlässigkeit und die Selbständigkeit Springers zweifellos fest. — Barthel Steins alte vortreffliche Beschreibung von Breslau hat H. Markgraf **(6194)** noch einmal in deutscher Übersetzung veröffentlicht; die Ausgabe ist für einen weiteren Leserkreis als die vom Jahre 1901 (Original mit Übersetzung) berechnet. — H. Michow **(6195)**, der schon früher Biographisches über den Kartographen Caspar Vopell mitgeteilt hat, beleuchtet die Entstehungsgeschichte seiner wichtigsten Kartenwerke sowie die Art ihrer Verbreitung und Nachahmung. —

Medizin und Naturwissenschaft. In verschiedenen Aufsätzen **(6198—6203)** ist der Versuch gemacht, die Naturauffassung und Naturwissenschaft unseres Zeitraums allgemein oder nach auffallenden Eigentümlichkeiten hin zu charakterisieren. — Zur Geschichte der Alchemie liefert G. Schuster **(6204)** einen Beitrag, indem er von dem Leben und Treiben des Markgrafen Johann von Brandenburg erzählt, der mit den reichen Mitteln des Bayreuther Landes allerlei alchemistische Experimente anstellte, ohne es selbst bis zur Meisterschaft in der geheimen Kunst zu bringen. — Reich ist die diesjährige Paracelsus-Literatur. Über die verschiedenen kleineren Betrachtungen über Paracelsus' Leben und Art **(6205—6210, 6212—17)** kann an dieser Stelle allerdings kurz hinweggegangen werden. Um so nachdrücklicher muss auf zwei Bücher von Fr. Strunz hingewiesen werden. Dieser Autor ist wohl nach Sudhoff jetzt einer der besten Paracelsus-Kenner. Er war deshalb wie wenige dazu geeignet und berufen, die Schriften des vielverkannten Philosophen und Naturbeobachters einem grösseren Leserkreis in einer guten Neuausgabe zugänglich zu machen. Vortrefflich eingeleitet wird seine Ausgabe durch einen im Berichtsjahre erschienenen Band, der die Biographie des Paracelsus enthält **(6205)**. Gestützt hauptsächlich auf Sudhoffs Forschungen, bemüht sich St., das Bild seines Helden frei von allen Zusätzen und Übermalungen späterer Zeiten hervortreten zu lassen. Er versucht, das Wesentliche der Persönlichkeit zu erfassen, eine Formel gewissermassen

zu finden, die das Mittelalterliche und das Neuzeitliche, das Mystische und das Verstandesmässige, das Freie und das Fromme in diesem immer merkwürdigen Denker umspannen und verständlich machen kann. In dieser Charakteristik liegt der Hauptwert der St.schen Studie. Der Lebenslauf des Paracelsus ist kurz an der Hand der neueren Forschungen geschildert. Auch von seiner Neuausgabe hat Strunz bereits das erste Stück, das Paragranum, erscheinen lassen (**6218**). Er druckt diese neben dem Paramirum unseren Philosophen am besten charakterisierende Schrift, „an die man denkt, wenn überhaupt der Name Hohenheim genannt wird", nach der grossen Huserschen Quartausgabe von 1589—91 wort- und zeichengetreu ab. — Aus einer Reihe von Aufsätzen zur Geschichte der Astronomie und Astrologie (**6222—30**) hebe ich hier einige hervor, die sich mit Tycho Brahe beschäftigen. Die Studie G. Hubers (**6227**) würdigt die Verdienste Brahes und gibt eine gute Darstellung auch seines Lebenslaufs, ohne allerdings eigentlich Neues zu bringen. — Dagegen weiss F. Dvorský (**6228**) einige bisher nicht bekannte Personalien mitzuteilen. — P. E. Richter (**6229**) betrachtet das Hauptwerk des Astronomen nach der bibliographischen Seite. Es ist ihm gelungen, von der bisher für äusserst selten gehaltenen Mechanica astronomiae instauratae mehrere Exemplare, zumeist mit besonderen Widmungen des Autors, zu ermitteln. Auch nach R.s Aufsatz hat man das Buch noch ein paarmal in Bibliotheken gefunden, u. a. in der Universitätsbibliothek in Rostock. —

Mathematiker. Eine Würdigung der beiden grossen Geschichtswerke von H. G. Zeuthen (**6231**) und M. Curtze (**6232**) ist hier natürlich nicht am Platze; dass die sachkundigen Bearbeitungen der älteren Mathematik auch von dem Literarhistoriker beachtet werden müssen, liegt auf der Hand. — Ein paar Arbeiten über einzelne Mathematiker (**6234—35**) sowie eine Schilderung des früheren mathematischen Lehrbetriebs (**6233**) habe ich nicht kennen gelernt. —

Sonstige Gelehrte. Zu den vielseitigsten und fruchtbarsten Schriftstellern des 16. Jahrhunderts gehört der Schulrektor und spätere Advokat Heinrich Knaust, der ca. 1521 in Hamburg geboren wurde und 1580 in Erfurt starb. Er ist der Verfasser theologischer Erbauungsschriften, moralphilosophischer Betrachtungen, juristischer Aufklärungs- und Lehrschriften, mathematischer und anderer Schulbücher; er schreibt über Münzen, über die Kunst, Bier zu brauen, und über die Kunst zu sterben; er ist ein eifriger Übersetzer, auch Lutherscher und Melanchthonscher Traktate; er verfasst lateinische und deutsche Dramen und er macht lateinische und deutsche lyrische und andere Gedichte. Alle diese Schriften, die prosaischen wie die poetischen, haben einen ausgesprochen lehrhaften Charakter, sogar die „Gassenhauer, Reuter- und Berglиedlein", eine Sammlung von Volksliedern, die Knaust in „einen Geystlichen oder Moral und sittlichen sinn unnd Text . . . Transferirt". Sie wenden sich an die Jugend und an die doch ziemlich grossen Kreise des lesenden Volks, denen, wie die häufigen Drucke mancher Knaustscher Bücher beweisen, gerade diese Kost zusagte. Selbständige wissenschaftliche Leistungen hat Knaust nicht aufzuweisen, auch als Dichter erreicht er trotz seiner Poeta laureatus-Würde kaum das niedrige Durchschnittsmass der Zeit. Bei einem solchen, doch recht unbedeutenden Manne, über den bisher kaum eine Literatur existierte, mutet es zunächst seltsam an, wenn H. Michel (**6241**) ihm eine so umfang- und arbeitsreiche Biographie widmet. Wer sich aber näher mit M.s Buch beschäftigt, wird bald erkennen, dass die Schilderung eines derartigen Durchschnittslebens mit den vielen konkreten Zügen auf dem breiten Grunde des sachkundig skizzierten Kulturmilieus ganz vortrefflich in die volkstümliche Bildung und Denkweise des Reformationsjahrhunderts einführt. Unter diesem Gesichtswinkel gebührt der M.schen Studie in einem Didaktikkapitel ein hervorragender Platz. — Zur rechts-, staats- und heereskundlichen Literatur bringen N. **6238—40** einige Beiträge. — In Dürers schriftlichem Nachlass (Ausgabe von Lange u. Fuhse. Halle. 1894) berichtigt R. Wustmann (**6236**) verschiedene bisher missverstandene Ausdrücke. —

Didaktische Dichtung. Das Verhältnis der Brantschen Freidank-Bearbeitung zu dem Original hat Ad. Tiedge (**6245**) nach allen Richtungen hin untersucht. Das Resultat seiner Nachforschungen fasst er selbst zusammen: Brant hat eine in der Strassburger Kanzlei aufbewahrte Handschrift der „Bescheidenheit" benutzt, die der in der Bremer Stadtbibliothek vorhandenen (D) sehr nahe steht. Brants Vorlage muss aber sehr flüchtig geschrieben gewesen sein, so dass er in mehreren Fällen nicht mehr imstande gewesen ist, den ursprünglichen Sinn zu erkennen. War er an solchen Stellen genötigt, Eigenes zu geben, so hat er an nicht wenigen anderen auch absichtlich kleine Änderungen und Zusätze angebracht, aus Gründen, die T. sich im einzelnen aufzufinden bemüht. Die Brantsche Bearbeitung, die mehrere Auflagen erlebte, ist mit Holzschnitten ausgestattet und lässt auch im übrigen eine grosse Sorgfalt des Herausgebers erkennen. — Dass Brant der Verfasser einiger lateinischer Verse ist, weist F. Falk (**6247**) nach; es handelt sich um das

Epigramm auf dem künstlerisch hochstehenden Grabmal des Mainzer Liebfrauenstiftherrn E. von Breithast. — Von J. Boltes vortrefflicher Wickram-Ausgabe **(6248)** sind Band 3 und 4 erschienen. Sie enthalten Rollwagenbüchlein, Sieben Hauptlaster, Losbuch, Dialog von der Trunkenheit, Der irr reitende Pilger und die Zusätze zu Murners Narrenbeschwörung. Die Erläuterungen — Quellen-, Druck- und Lesartenapparat — zeugen wieder von einer Belesenheit und Sachkenntnis, wie sie auf diesem Gebiet wohl nur B. zur Verfügung stehen dürfte. Aus den Rollwagenuntersuchungen mag hier noch hervorgehoben werden, dass B. im Gegensatz zu Kurz und anderen die Zusätze der 2. und 3. Ausgabe (12 und 22 Schwänke) für echt hält. Auch die im 4. Bande enthaltene ausführliche Geschichte der Losbücher verdient hier eine besondere Erwähnung. — In der Fortsetzung seiner Fischartstudien betrachtet A. Hauffen **(6251)** die noch übrigen Verdeutschungen Fischarts. Es sind: 1. Das Uncalvinisch Gegenbadstüblein, 1589, in dem der vielverspottete, erfolglose Zug des Grafen Dohna zur Unterstützung der französischen Protestanten verteidigt wird; 2. Das Antimartyrion, 1590, die Verdeutschung eines französischen Berichts von der Ermordung des Königs Heinrich, deren Herausgeber wahrscheinlich Fischart ist; 3. Eine Anzahl kleinerer Schriften, die Fischart nicht mit Sicherheit zugeschrieben werden können, da sie keinerlei Zusätze, Einleitung, Verse und dergleichen, die seine Eigenart erkennen lassen könnten, aufzuweisen haben. Doch ist bei drei Übersetzungen französischer Zeitungen (Antihispanus 1590, Deklaration des Königs von Frankreich 1590, Discours vom Sieg bei Jvry, 1590) H. der Ansicht, dass sie von Fischart herrühren könnten. — Aus der Spruchliteratur hebe ich hier nur eine Arbeit O. Ebermanns **(6261)** hervor. Der Verfasser hat sich die Aufgabe gestellt, die verschiedenen Fassungen der Blut- und Wundsegen im Bereich des germanischen Sprachgebiets in möglichst grosser Anzahl zusammenzubringen. In 14 Gruppen stellt er die Hauptsegensformeln mit den dazugehörigen Varianten zusammen. Da eine systematische Sammlung aller bisher veröffentlichten Zauberformeln noch nicht existiert, wird E.s Buch der weiteren Forschung vorläufig gewiss gute Dienste leisten. —

Luther und die Reformation.

(II, 6 = N. 6271–6758.)

F. Cohrs.

Reformationsgeschichte: Bibliographie, Allgemeines und Gesamtdarstellungen. — Einzelne Episoden. — Ablass. — Kirchenvisitation. — Abendmahlsstreit und Bekenntnisschriften. — Katechismusgeschichte. — Schulwesen und Flugschriften. — Katholische Kirche (Gegenreformation): Allgemeines und Ordenswesen; einzelne Persönlichkeiten; Lokal- und Territorialgeschichte. — Evangelische Kirche: Martin Luther: Biographien und Charakteristiken. — Die katholische Geschichtsschreibung und Luther. — Biographische Einzelheiten. — Werke: Neue Ausgaben; Lyrik; Katechismus; Bibelübersetzung (Sprache), Disputationen, homiletische und Streitschriften (Tischreden). — Briefe von und an Luther. — Theologie. — Ethik und Pädagogik. — Politische und soziale Stellung, soziale Anschauungen. — Bildnisse und Denkmäler. — Dramatisierungen. — Ph. Melanchthon. — Vertreter und Freunde der Reformation. — Territorial- und Lokalgeschichte: Anhalt; Baden; Bayern; Brandenburg; Elsass, Ermland, Hamburg, Hannover; Hessen; Masuren, Mecklenburg, Oldenburg; Pommern und Posen; Danzig; Sachsen und Thüringen; Schlesien, Schleswig-Holstein; Westfalen, Waldeck; Württemberg. — Österreich-Ungarn. — Schweiz: Zwingli und seine Anhänger; Calvin und M. Servet; einzelne Städte. — Holland und Spanien. — Taufgesinnte und Ketzer: Allgemeines; einzelne Persönlichkeiten; einzelne Landstriche. —

Reformationsgeschichte: Bibliographie; Allgemeines und Gesamtdarstellungen. Die Publikationen stehen unter dem Zeichen des konfessionellen Kampfes. Sowohl auf katholischer, wie auf evangelischer Seite ist man bemüht, durch kundige Hände ein Arsenal zu schaffen, damit man zu jeder Zeit die Waffen bereit hat: auf katholischer Seite gibt J. Burg **(6278)** ein Kontroverslexikon, auf evangelischer O. Kohlschmidt **(6277)** ein Hilfsbuch in konfessionellen Streitfragen heraus. Letzteres hat mir leider nicht vorgelegen; von ersterem habe ich die 1. Lieferung gesehen. Die Artikel sind im ganzen in einem durchaus sachlichen Ton gehalten, ohne störende Ausfälle, und orientieren durchweg in der Kürze gut über die behandelten Punkte. So liegt dem Artikel „Ablassstreit" das gediegene Buch von N. Paulus über Tetzel zugrunde (JBL. 1899 II 6:65), dessen Ausführungen sogar hier und da noch durch neue Zitate und Belege gestützt werden (z. B. S. 27 unten). Auch die Urteile über die im 1. Heft behandelten Päpste sind der besten katholischen Forschung auf diesem Gebiet entnommen; vorwiegend ist Pastors „Geschichte der Päpste" die Quelle gewesen. Luthers Hinzufügung des „allein" in der Stelle Röm. 3, 28 kann

man sich freilich nicht enthalten eine Fälschung zu nennen, „die den Sinn des Satzes vollständig ändere“. Letzteres Urteil beruht ja auf der Exegese, die der Schreiber des betreffenden Artikels — diese sind sämtlich unsigniert — von der in Frage stehenden Stelle sich gebildet hat. Aber weshalb konnte er Luthers Exegese nun von seinem Standpunkte aus nicht wenigstens irrtümlich nennen? Damit hätte der Artikel „Allein durch den Glauben“ sich der Haltung der meisten anderen eingereiht. Wem Wetzel und Walters Kirchenlexikon zu teuer ist, der findet in dem B.schen Buche einen gewissen Ersatz, vorausgesetzt, dass die folgenden Lieferungen der vorliegenden entsprechen. — Zahlreiche Vorträge populären Gepräges geben hüben und drüben Zeugnis von dem Eifer, mit dem man den konfessionellen Kampf betreibt. Leider haben mir nur V. Kolbs (**6287**) für die gebildete Männerwelt bestimmte Vorträge über die Folgen der Glaubensspaltung in der Gegenwart vorgelegen. Auf die Männerwelt sind sie wohl hauptsächlich wegen des letzten Vortrages beschränkt worden, der die Sittenlehre behandelt und namentlich bei Gelegenheit der unvermeidlichen „Vielweiberei“ Philipps von Hessen allerlei berührt, was für Frauenohren nicht gerade geeignet ist. Die anderen Kapitel betreffen Jesus Christus, die Heilige Schrift, die Lehre, das Kirchenregiment und die Sakramente. Der Verfasser hat es verstanden, sehr geschickt allerlei Äusserungen zusammenzustellen, die in der vorliegenden Kombination wohl geeignet sind, die evangelische Christenheit bei den katholischen Zuhörern oder Lesern in Misskredit zu bringen oder zu erhalten. Dass das nicht so schwer ist, liegt auf der Hand, denn unsere ganzen Anschauungen sind so grundverschieden, dass es schier unmöglich ist, bei einem Katholiken auch nur einen Schein von Verständnis für die kritischen Bedenken und religiösen Zweifel eines Protestanten zu erwecken; man braucht also nur seine Verständnislosigkeit zu nähren, um ihn gegen den Protestantismus noch mehr einzunehmen. Der Verfasser selbst hat aber auch kein Verständnis für ihn. Worin bei aller Vielgestaltigkeit seine Einheit liegt, das ahnt er nicht (S. 92); die evangelische Lehre von der perspicuitas der Heiligen Schrift hat er gründlich missverstanden (S. 49); zwischen schwärmerischen Regungen und gesunden evangelischen Anschauungen vermag er nicht zu scheiden (S. 38, 181 usw.). Eigentümlich berührt, dass er den in der braunschweigischen Landeskirche eingeführten Katechismus von Ernesti, der ihm offenbar besonders gefällt (S. VI), kurzweg den evangelischen Katechismus nennt; der Buchruckersche heisst gelegentlich der protestantische. Dass K. Worte des Lutherschen Enchiridions als jenem angehörig zitiert (S. 179), wollen wir hingehen lassen; dass aber die Siebenzahl der Sakramente nicht von Anfang an Lehre der Kirche gewesen ist (vgl. S. 145), hätte K. wissen müssen. Unbegreiflich ist, weshalb man sich selten entgehen lässt, Lutherworte anzuführen, die sich anerkennend über Einrichtungen der katholischen Kirche äussern (vgl. S. 38, 180); Luthers Lob müsste einem Katholiken nach allem, was von katholischer Seite über ihn geurteilt ist, doch völlig gleichgültig sein. — Ad. von Berlichingens (**6283**; vgl. auch unten 6301 und 6412) Vorträge, die so viel Staub aufgewirbelt haben, und die im Referat über das gegenwärtige Berichtsjahr eigentlich nicht fehlen dürften, zumal sie für manche evangelische Publikationen (**6393**, **6402**, **6407** usw.) geradezu der Anlass gewesen sind, waren leider nicht mehr zu beschaffen, da die Verlagsbuchhandlung ihren Vertrieb zurzeit eingestellt hat. —

Einzelne Episoden. Namentlich auf Grund der von Friedensburg herausgegebenen Nuntiaturberichte gibt W. Rosenberg (**6294**) eine genaue Darstellung der vom Kaiser und von den Protestanten in den Jahren 1537—39 verfolgten Politik, in den Jahren, da der Schmalkaldische Bund auf seiner Höhe stand, da die katholische Liga ihm gegenüber sich bildete, da Joachim II. von Brandenburg Friedensverhandlungen anbahnte und zuerst dem Gedanken an ein Religionsgespräch Bahn brach, wodurch die evangelische Partei stillschweigend als eine neben den Altgläubigen gleichberechtigte Konfession anerkannt wurde. Ein besonderes Interesse beansprucht in dieser Zeit und gibt der historischen Beurteilung zugleich mannigfache Rätsel auf die Stellung des kaiserlichen Reichsvizekanzlers Dr. Matthias Held. Die Ansichten der verschiedenen Historiker über Helds Verhalten auf dem Schmalkaldener Tage (1537) bespricht R. in einem besonderen Exkurs (S. 81 ff.); seine eigene Ansicht geht dahin, dass Held, seinem glühenden Hasse gegen die Protestanten folgend, im Grunde damals nicht im Interesse der Politik seines kaiserlichen Herrn gehandelt, sondern seine Instruktionen überschritten habe (S. 12 ff.). Weshalb R. die auf S. III in der Inhaltsübersicht gegebenen Überschriften nicht auch in den Text einfügt, diesen vielmehr nicht in Abteilungen zerlegt, sondern ohne Unterbrechung fortlaufend gibt und dadurch die Übersicht erschwert, ist nicht einzusehen. — Ein gediegenes Buch ist R. Holtzmanns Monographie über Maximilian II. bis zu seiner Thronbesteigung (Kaiser Maximilian bis zu seiner Thronbesteigung, 1527—1564. Berlin, Schwetschke & Sohn. XVI, 579 S. M. 18,00). Indem sie die Zeitverhältnisse

zum Verständnis ihres Helden im weitesten Umfange zu zeichnen bestrebt ist, wächst sie zuweilen geradezu zu einer Kulturgeschichte der Zeit Maximilians sich aus, wobei es nur förderlich ist, dass sie naturgemäss vorwiegend in die katholischen Verhältnisse uns einführt. So lernen wir mehr gelegentlich die Innsbrucker Hofhaltung aus den Jugend- und Jünglingsjahren Maximilians (S. 17ff., 24ff.), die Habsburgischen Familienverhältnisse (S. 173ff.), fürstliche Festlichkeiten (S. 277ff.) usw. kennen. In der Hauptfrage des Buches, Maximilians religiöser Stellung und Entwicklung, vertritt H. mit Entschiedenheit die Ansicht, dass die Hinneigung des Fürsten zum Protestantismus schon auf den Einfluss seines ersten protestantischen Lehrers, Wolfg. Aug. Schiefers, zurückgeht; die entscheidende Wendung im Leben Maximilians legt er in die Zeit seiner lebensgefährlichen Erkrankung in Wasserburg (1552); ohne dem damaligen Argwohn Maximilians, dass er in Trient durch die im Dienste des Prinzen Philipp stehenden deutschen Katholiken vergiftet worden sei, recht zu geben, hält H. doch eben das faktische Bestehen dieses Argwohns schon für hinreichend, um die damals seinen katholischen Freunden gegenüber eingetretene Entfremdung Maximilians zu erklären. Die interessanteste Epoche im Leben des Fürsten ist die Zeit vor seiner Thronbesteigung; wie er sich zunächst nicht entschliessen kann, von seinen protestantischen Neigungen zu lassen, wie selbst sein Vater ihm Entgegenkommen zeigt, wie er dann aber, seine Position als eine haltlose erkennend, an dem kraftlosen Protestantismus verzweifelt und nun dem Unterhändler Hosius gegenüber eine veränderte Haltung zeigt, das führt H. auf Grund reichen urkundlichen Materials anschaulich und fesselnd vor. Zum Teil hat er letzteres selbst erst beigebracht, indem er aus den Schätzen des Marburger und Wiener Staatsarchivs namentlich zum Briefwechsel Maximilians mit Philipp von Hessen noch wertvolle Beiträge darbietet. —

A b l a s s. Im vorigen Berichtsjahre konnten wir zur Kenntnis des Ablasswesens und der Ablassstreitigkeiten auf eine wertvolle Gabe W. K ö h l e r s hinweisen (JBL. 1902 N. 3314); wir bemerkten dabei, dass er Luthers Resolutionen und die Schriften seiner Gegner aus Raummangel gegen seine ursprüngliche Absicht nicht mehr hätte beibringen können. Jetzt bringt er diese in einer neuen Publikation nach **(6300)**. Die Resolutionen zeigen einen der Weimarischen Ausgabe gegenüber neu bearbeiteten Text. Ausser ihnen erhalten wir die Thesen von Wimpina-Tetzel, die Asterisci Ecks nebst Luthers Obelisci und den Dialogus des Prierias nebst Luthers Responsio. Die Anordnung ist so, dass jedesmal auf die einzelnen Thesen nebst den zugehörigen Resolutionen die entsprechenden Stücke der ferneren Schriften in Petitdruck, chronologisch geordnet, folgen. So hat man das ganze Material zur Kenntnis der 95 Thesen in bequemster Anordnung in vorzüglichen Texten beieinander. — Über die Ablassrechnungen von 1517 **(6302)** erfahren wir, dass ihre Veröffentlichung seitens der Verwaltung der Vatikanischen Bibliothek freigegeben ist, und dass Pastor im nächsten Bande seiner Papstgeschichte sie jedenfalls verwerten wird. — E d. B e c k e r **(6303)** veröffentlicht zwei Ablassbriefe, die für die Geschichte des Ablasses immer ihre Bedeutung haben, obgleich sie der für uns zunächst in Frage stehenden Zeit nicht mehr angehören: einen Brief, den Besuchern eines neu errichteten Altars in der Pfarrkirche zu Darmstadt am 18. April 1380 ausgestellt, und einen zweiten Brief vom 2. November 1412 über einen Ablass, der den Besuchern einer bei Arheilgen liegenden Kapelle verliehen ist. —

K i r c h e n v i s i t a t i o n. M. K ö n n e c k e **(6306)** gibt den letzten Teil der evangelischen Kirchenvisitationen in der Grafschaft Mansfeld, speziell der zweiten unter Menzel 1570 abgehaltenen Visitation heraus. Die Protokolle, die sich durch Ausführlichkeit auszeichnen, behandeln vorwiegend die alten Ämter Leimbach und Artern. Daran schliessen sich Ergänzungen zu den schon veröffentlichten Akten der Visitation von 1560, auch z. T. das Amt Artern, daneben die Ämter Heldrungen und Morungen betreffend. — K. K a y s e r **(6307)** beginnt die Protokolle der im Jahre 1588 im Lande Kalenberg-Göttingen abgehaltenen Generalvisitation in ausführlichen Auszügen wiederzugeben. In seinen „Kirchenvisitationen in den welfischen Landen" (JBL. 1897 II 6: 298) hat er in den Anmerkungen schon wiederholt auf sie hingewiesen und schon damals den hohen Wert dieser Zeugnisse aus dem Ende des Reformationsjahrhunderts vor Augen geführt. Im Vergleich zu dem grundlegenden Charakter der Visitationsberichte aus den Jahren 1542—43 stellen diese nun schon die Zeit des fortgeschrittenen Übergangs aus dem katholischen in das evangelische Kirchenwesen dar. Reich an Einzelheiten und nicht einfach schablonenhaft und rubrizierend die Verhältnisse behandelnd, vermögen sie dem Historiker höchst willkommenes Material darzubieten. Eine besondere Seltenheit stellen z. B. die in solcher Ausführlichkeit wohl wenig vorhandenen Prüfungsprotokolle der Geistlichen dar (S. 121, 167ff., 196ff.), die für die Beurteilung ihrer theologischen Schulung sowohl wie ihres ganzen Bildungsstandes von ausserordentlichem Werte sind. — Im Gegensatz zu Könneckes und Kaysers Publikationen erhalten wir von E. B a r t s c h **(6309)**

noch wertvolle Ergänzungen der ersten evangelischen Visitationen. Er hat den heutigen Bereich des Fürstentums Reuss ä. L. zugrunde gelegt und bietet nun die Protokolle der Visitationen im Amte Plauen aus den Jahren 1529 und 1533, im Amte Weida von 1529, zu Schleiz und Greiz aus den Jahren 1533—34 und in der Herrschaft Lobenstein aus dem Jahre 1543 dar; ausserdem noch mehrere die Visitationen betreffende Schreiben, namentlich der Kurfürsten Johann und Johann Friedrich von Sachsen aus den Jahren 1529—35. Auch fügt B. seiner Publikation neben wertvollen Erörterungen und Anmerkungen ein Beispiel ihrer historischen Verwertung hinzu. — Die von H. Schnell **(6308)** angezeigte, vom Landesarchivar Dunkelmann in Rostock aufgefundene zweite Ausgabe der Mecklenburger Kirchenordnung vom Jahre 1540 bestimmt der Referent als eine veränderte „Titelausgabe", deren Zweck darin zu finden sei, dass man die Ordnung auch anderen Territorien anpassen und sie in den Ländern gleichen Bekenntnisses verbreiten wollte, und fordert auf, in den Bibliotheken und Archiven Niedersachsens nachzuforschen, um die Verbreitung der Ordnung näher feststellen zu können — F. Cohrs **(6312)** findet den Wert der von ihm publizierten Dasseler Alterleute-Ordnung von 1536 darin, dass sie zur Geschichte oder Vorgeschichte des Instituts der evangelischen Kirchenvorstände Material beibringt. Er wirft die Frage auf, ob die Verhältnisse, wie sie hinsichtlich dieser auf evangelischem Boden sich entwickelt haben, gemein evangelischen Ursprungs sind, oder ob sie nicht vielmehr durch Zustände, wie sie in der Kirche des ausgehenden Mittelalters sich herausgebildet hatten, schon mehr vorbereitet waren, als wir gewöhnlich annehmen. —

Abendmahlsstreit, Bekenntnisschriften. E. F. K. Müllers **(6318)** Ausgabe der reformierten Bekenntnisschriften, auf die ich im vorigen Berichtsjahre schon hinweisen konnte (JBL. 1902 N. 3321), liegt mir jetzt vollendet vor und stellt den bisherigen Sammlungen gegenüber, die gelegentlich jenes Hinweises der Hauptsache nach von mir angeführt worden sind, einen ausserordentlichen Fortschritt dar. Das Ziel, das der Herausgeber sich gesetzt hat, „von den noch in Geltung und Gebrauch stehenden Bekenntnissen möglichst keins und unter diesen von den wirklich bedeutenden sicher keins" fehlen zu lassen, darf zweifellos als erreicht angesehen werden. Besonders zu betonen ist dabei die Bestimmung, dass neben den in Geltung auch die in Gebrauch stehenden Konfessionen aufgenommen werden sollen. M. weist zur Erklärung dieses Prinzips darauf hin (S. VI), dass, wenn die Sammlung nur auf jene sich beschränkt hätte, ein höchst unvollkommenes, ja geradezu „schiefes, mit vielen Zufälligkeiten durchsetztes Bild der reformierten Bekenntnisproduktionen" herausgekommen wäre; und man kann von der Richtigkeit dieses Urteils sich leicht überzeugen, wenn man auf S. LXVI ff. die infolge einer kürzlich ergangenen Umfrage zusammengestellten, in der reformierten Kirche wirklich rechtsgültigen „Creeds" mit der von M. dargebotenen Auswahl vergleicht, die nun auch die historisch bedeutsamen Bekenntnisse, soweit sie noch in der reformierten Kirche lebendig sind, mit hinzuzieht. Bei dem eigenartigen Charakter der reformierten Kirchengemeinschaft musste die Entscheidung über das nach diesem Gesichtspunkt Aufzunehmende, das bei derartigen Massstäben immer schon etwas Schwankendes hat, doppelt schwierig sein. So wird mancher vielleicht eine Schrift in dem Bande vermissen, die ihm der Aufnahme wert erschienen wäre; er wird dafür aber dankbar auch manches begrüssen, was ihm bisher mehr seitab zu liegen schien, und wird von dem Wert solcher Urkunden gerne sich überzeugen und darüber sich belehren lassen. So möchte man unter den ältesten Schriften vielleicht Zwinglis „Christianae fidei brevis et clara Expositio" mit abgedruckt sehen; M. erkennt (S. XXIV f.) ausdrücklich an, dass gerade diese Schrift für des Reformators Denkweise ganz besonders instruktiv ist; er hat sie aber nicht aufgenommen, weil ihr der offizielle Charakter fehle; indessen hat er — seinem eigenen Zugeständnis nach — durch Aufnahme der „Fidei ratio" die damit gezogene Schranke schon etwas durchbrochen. Man wird aber über das Fehlen der „Expositio", mag man über diesen Punkt denken, wie man will, sich leicht trösten, da sie in Zwinglis Werken ohne Mühe zu finden ist. Mit Freuden wird man aber z. B. die Lehrartikel des Berner Synodus von 1532 und das ostfriesische Bekenntnis von 1528 abgedruckt finden, die bisher in keine Sammlung der reformierten Bekenntnisschriften aufgenommen waren und überhaupt nur an entlegenen Stellen zu finden sind, die aber als Urkunden aus der ersten Zeit evangelischen Bekenntnisses von unschätzbarem Werte sind. — Auch nach Tschackerts kritischer Ausgabe des Augsburgischen Bekenntnisses (JBL. 1901 II 6 : 30) muss die Frage nach dem Originaltext noch als offene gelten. G. Berbig **(6316)** sucht zu ihrer Lösung beizutragen, indem er eine von ihm zufällig im Haus- und Staatsarchiv zu Koburg gefundene Handschrift des Bekenntnisses unter Vergleichung mit dem bisher bekannten Material zum Abdruck bringt. Schon um ihres Fundortes willen, an dem sich die Reste des ehemals auf der Feste Koburg aufbewahrten altkurfürstlichen Archives befinden, hält

B. nicht für unwahrscheinlich, dass sie zu dem übergebenen Exemplar des Bekenntnisses in naher Beziehung steht; dazu kommt, dass sie nachweislich in der offiziellen kursächsischen Kanzleischrift geschrieben ist. Brieger weist in der Einführung des Berbigschen Aufsatzes auch noch auf die sonderbare Fassung der Unterschrift hin, die offenbar originalen Charakter trage. —

Katechismusgeschichte. A. Kästners **(6320)** Ausgabe der Kinderfragen, die, weil sie diesen Vorläufer der evangelischen Katechismen zu billigem Preise weiteren Kreisen zugänglich machen will, sehr zu begrüssen ist, kenne ich nicht aus eigener Anschauung. K. Knoke weist ihr in seiner Anzeige aber mehrere Versehen nach und macht ihr namentlich zum Vorwurf, dass sie die vorhandene Literatur nicht vollständig berücksichtigt habe. — E. Kück **(6325)** weist nach, dass das Schlussstück in der Erfurter Ausgabe der Kinderfragen, das bisher von Kawerau, der die Ausgabe wieder aufgefunden, und Cohrs, der sie dann in den „Katechismusversuchen" (JBL. 1901 II 6:35) benutzt hat, für eine durchaus selbständige Zutat des Herausgebers gehalten worden ist, eine im ganzen wörtliche Entlehnung aus Sickingens Sendbrief an Diether von Handschuchsheim darstellt. Danach bestimmt K. die Zeit des Druckes jener Erfurter Ausgabe auf etwa Oktober oder November 1522. Dass „ein geschulter, sorgfältig überlegender Kopf", und zwar, der bisherigen Annahme gemäss, ein Luther nahestehender Mann, die Ausgabe überwacht hat, bezweifelt er trotz seines Nachweises nicht. — Für seine seit Jahren (vgl. Hardeland, Der kleine Katechismus Luthers, nach Luthers Schriften ausgelegt, Göttingen 1889; und Ders., Die katechetische Behandlung des kleinen Katechismus im Geiste seines Verfassers, Berlin 1899) vertretenes Prinzip, dass Luthers Enchiridion aus Luther selbst auszulegen sei, führt Th. Hardeland **(6319)** die Katechismusgeschichte als beweisend ins Feld, damit der Katechismustradition aufs neue den Krieg erklärend. So richtig H.s Grundgedanke zunächst ist, er darf doch nicht so einseitig geltend gemacht werden, denn unmöglich kann Luthers Anschauung die für alle Zeiten allein gültige sein. Wo aber die Flut der Katechismuskommentare wirklich „trübe fliesst" (S. 287), so dass der einfache Text über lauter Erklärung vergessen wird, da wird das Zurückgehen auf Luther stets ein heilsames Korrektiv sein. — Ausgezeichnete Fingerzeige in dieser Richtung gibt an der Hand des grossen Katechismus Luthers E. Friedrichs **(6323)**, der einmal nachweist, dass es ein Irrtum ist, das Enchiridion als ein Lehrsystem anzusehen, der dann anrät, statt solche Systematisierungsversuche anzustellen, lieber „Querschnitte" durch Luthers Erklärung zu machen und Gedankenfäden von einem Hauptstück zum anderen zu spinnen, und der endlich den grossen Katechismus für die Einzelerklärung des kleinen fruchtbar macht. —

Schulwesen, Flugschriften. Eine reiche Förderung hat wieder die Untersuchung der Flugschriftenliteratur der Reformationszeit erfahren. Vor allem kommt hier der wichtige Artikel P. Kalkoffs **(6331)** in Betracht, der Erasmus als an der ausserordentlich einflussreichen Literatur mehrfach beteiligt nachweist. Auch die Mittel anonymer Schriftstellerei nicht zu verschmähen, dazu trieb ihn sein erbitterter Hass gegen seinen Todfeind Aleander. Die „Acta Academiae Lovaniensis" hat Erasmus selbst verfasst, wie K. in eingehender Analyse zeigt. Zum „Triumph Hochstratens" und der „Epistola Udelonis Cimbri" hat er in enger Beziehung gestanden. Als eigentlichen Verfasser dieser beiden Schriften weist K. Hermann von dem Busche nach. Als Verfasser des „Triumph" nahm man ihn auch bisher schon an, aber an des Erasmus Einverständnis mit ihm glaubte man um so weniger, als jener einmal ausdrücklich das Gegenteil aussagt. Und völlig im unklaren war man bisher über den Verfasser der „Epistola", die im Grunde nichts anderes ist, als eine in Hexameter gebrachte Zusammenfassung der in den „Acta" und der zugehörigen Vorrede enthaltenen Ausfälle gegen Aleander. — Nicht minder hat O. Clemen, den wir seit Jahren als eifrigen Arbeiter gerade auf diesem Gebiete kennen, die Kenntnis der Flugschriftenliteratur wieder trefflich gefördert. Mehrere hierher gehörige Artikel enthält der 3. (Schluss-) Band seiner wertvollen „Beiträge zur Reformationsgeschichte" **(6276)**. So bringt er von der wichtigen Flugschrift „Dr. M. Luthers Passion" einen Neudruck (S. 9 ff.), der dann Gelegenheit zu trefflichen Einzelerklärungen bietet, und eine sorgfältige Bibliographie. Von der Flugschrift „Hie jnnen findet man geschriben stan, zu eeren gemacht teüscher nation, jn welcher entspringt ein doctor werdt ... M. Luther ist er genant ..." (Weller, Rep. typ. N. 2453) weist C., indem er die auf dem Titel sich findenden rätselhaften Buchstaben HKO. richtig ausdeutet, als Verfasser den Organisten Hans Kotter zu St. Nikolaus in Freiburg im Üchtland, einen begeisterten Verehrer Luthers, nach (S. 20 ff.). S. 34 ff. behandelt er eine Schrift des Predigers Joh. Freysleben in Weida gegen das Salve Regina. Ferner beschäftigt er sich mit zwei Schriften, die im weiteren Sinne auch den Flugschriften beigezählt werden mögen, aber schon mehr erbaulichen Charakter tragen, dem weitverbreiteten, die Laien über die religiösen Grundfragen

orientierenden „Beschirmbüchlein“ des Reutlinger Stadtschreibers Bened. Gretzinger (S. 24 ff.), von dem er sorgfältige Auszüge und eine genaue Bibliographie gibt — und den „17 Hauptartikeln“ des Plauener Predigers Georg Rauth (S. 71 ff.), über die wir ein wohlorientierendes Referat erhalten. Endlich weist er zwei Spottschriften auf Cochlaeus nach (S. 75 ff.), die „Rhetorica divina sive ars vincendi Lutheranos“ (1531) und den schon aus dem Jahre 1529 stammenden „Sermo Cochlaei ad exemplum pro omnibus, qui contra Lutherum volunt scripturas magistraliter et formaliter tractare“. — Auch den an anderer Stelle von O. Clemen **(6337)** bekannt gemachten „Sermon wyder die vnzymliche Tragung der zypfelbiredt vnder dem gotlichen ampt zu Rottenburgk auf der Tauber“ (1521), den er dem Prediger D. Joh. Teuschlein — zweifellos mit Recht — beilegt, können wir hierher rechnen. — P. Wernle **(6336)** weist die bisher Weigel beigelegte Schrift „Prinzipal und Haupttraktat von der Gelassenheit“, an deren Authentie auch Opel (Val. Weigel S. 111 f.) und Kawerau (ThLZ. 1888, S. 594) schon Zweifel geäussert haben, als Karlstadtsches Eigentum nach. —

Katholische Kirche (Gegenreformation): Allgemeines und Ordenswesen. Ausserordentlich dankenswert ist es, dass N. Paulus **(6345)** sich entschlossen hat, eine Reihe von Aufsätzen über einzelne Angehörige des Dominikanerordens, die in den Zeiten der Reformation gegen Luther im Kampfe gestanden haben, zu einem Bande zu vereinigen, da sie, zunächst an den verschiedensten Stellen (im „Katholik“, in den Historisch-politischen Blättern, in der Innsbrucker Zeitschrift für katholische Theologie usw.) erschienen, vielfach schwer zugänglich waren. Jetzt hat man alles bequem beieinander und freut sich der reichen Fülle von Nachrichten, die man hier zur näheren Kenntnis der Reformationszeit erhält. Einige Aufsätze hat P. für vorliegenden Band auch erst neu zusammengestellt, so gleich den ersten, einen Auszug aus seiner schon erwähnten (s. N. **6373)** Monographie über Tetzel, die übrigens in unserem Berichtsjahr einige wertvolle Ergänzungen (s. N. **6371**) erfahren hat. P. teilt sein Buch ein nach der sächsischen und der oberdeutschen Ordensprovinz und nach der von letzterer wegen der verschiedenen Stellung zur Observanz getrennten oberdeutschen Kongregation. Unter der ersten Rubrik behandelt er ausser Tetzel Hermann Rab (gest. 1534), der sich Miltitz gegenüber Tetzels annahm, Johannes Mensing (gest. nach 1541), der in zahlreichen Schriften (über das Messopfer, über die Kirche, über das Recht der weltlichen Obrigkeit in Glaubenssachen usw.) die katholische Sache vertreten hat, Petrus Rauch (gest. 1555), von dem wir unter anderem eine Schrift gegen die Augsburgische Konfession besitzen, Petrus Sylvius (gest. um 1536), vielleicht einen der erbittertsten Kämpfer der römischen Kirche jener Zeit, Kornelius von Sneck (gest. 1534), Aug. von Getelen, dessen Tätigkeit vor allem Niedersachsen angehörte, und Balthasar Fannermann, der, nachdem er eine Professur in Ingolstadt bekleidet hatte, als Weihbischof in Mainz starb (1561). Aus der oberdeutschen Ordensprovinz führt P. an erster Stelle Jak. Hochstraten (gest. 1527) vor, der aus seinem Streite mit Reuchlin hinlänglich bekannt ist, demnächst Bernhard von Luxemburg (gest. 1535), den Verfasser eines Ketzerkatalogs, Konrad Köllin (gest. 1536), der sich durch grosse Gelehrsamkeit auszeichnete, Johannes Host (gest. um 1532), der, aus Versehen auf den Index gekommen, erst neuerdings wieder gestrichen ist, Johannes Pesselius (gest. 1558), Tilman Smeling (gest. 1557), der eine Schrift über die Sakramente verfasst hat, Johannes Slotanus (gest. 1560), der als Polemiker und Homilet sich einen Namen machte, Matthias Sittardus (gest. 1566), den Hofprediger sowohl Ferdinands I. wie Maximilians II., Wilhelm Hammer, Johannes Dietenberger (gest. 1537), den P. wohl zu sehr gegen den Vorwurf in Schutz nimmt, dass er in seinem Katechismus Luther ausgeschrieben habe, dessen Bibelübersetzung er aber ganz richtig dahin würdigt, dass er eine originale Arbeit überhaupt nicht beabsichtigt habe, Ambrosius Pelargus (gest. 1561), den Gegner von Oekolampadius und Brenz, Johannes Heym (gest. 1535), Konrad Necrosius (gest. 1553), Michael Vehe, den Herausgeber des ersten katholischen deutschen Gesangbüchleins, Johannes Fabri (gest. 1558), der als fruchtbarer Schriftsteller sich einen Namen erworben, Bartholomaeus Kleindienst, der, von protestantischen Eltern geboren und nachdem zur katholischen Kirche zurückgeführt, um so grösseren Eifer für die römische Sache bewährte, Georg Neudorfer, Petrus Hutz, Paul Hug, Bartholomaeus Werlin, der vermutlich eine interessante Schrift über die Verderblichkeit der Religionsgespräche verfasst und deren Bedenklichkeit (s. oben bei N. 6294) also sehr wohl erkannt hat, und Johannes Gressenicus (gest. 1575), der seine Hauptaufgabe darin sah, Bayern vor der Ausbreitung der lutherischen Lehre zu schützen. Aus der oberdeutschen Kongregation erhalten wir zunächst eine biographische Skizze über Johannes Faber, dessen wechselvolle Schicksale wohl noch eine umfassendere Darstellung verdienten, zumal sein Charakter noch sehr der Aufklärung bedarf, dann folgen Antonius Pirata (gest. 1534), ein berühmter

Prediger, Wendelin Oswald, der in der Schweiz wirkte, und Johannes Burchard, der zeitweise das Generalvikariat der Kongregation verwaltete. Auch allen diesen Lebensbildern ist wieder nachzurühmen, dass P. sich vollster Objektivität zu befleissigen bestrebt ist; dass er zuweilen doch mit etwas anderem Auge sieht als ein protestantischer Beurteiler, ist selbstverständlich; umgekehrt wird auch ein Protestant trotz Ringens nach Objektivität die protestantischen Vorkämpfer eher zu wohlwollend zu beurteilen bereit sein. Vielleicht lässt P. in den „Erläuterungen und Ergänzungen“ dieser Sammlung noch andere ähnliche Zusammenstellungen seiner wertvollen Einzelarbeiten folgen. Das sollte uns herzlich freuen. — Nicht immer ohne seine Erregung zu verraten, aber doch im ganzen in ruhiger und sachlicher Weise verteidigt M. Reichmann **(6353)** den Jesuitenorden gegen den Vorwurf, dass in ihm der Grundsatz gelte, der Zweck heilige die Mittel. Schon wiederholt hat R. in dieser Sache die Feder ergriffen und hat die trotz aller Gegenrede immer aufs neue erhobene Beschuldigung zu entkräften versucht. Dieses Mal ist es vielleicht das Interessanteste, dass er den Vorwurf zurückgibt und die These aufstellt, dass es im 19. und 20. Jahrhundert noch protestantische Theologen gäbe, die den in Frage stehenden Satz in seiner brutalen Nacktheit vertreten. Letzteres ist nun wohl schon nach R.s eigenen Ausführungen etwas stark ausgedrückt, denn er muss selbst im folgenden mit den umfangreichen Erklärungen und Bestimmungen sich beschäftigen, die der besonders von ihm angegriffene Gallwitz und sein Lehrer Beyschlag ausgesprochen haben, um richtig verstanden zu werden. Aber überhaupt scheint auch hier eine Frage vorzuliegen, über die eine Verständigung zwischen den beiden Konfessionen ausgeschlossen sein dürfte. Nur so ist es zu verstehen, dass man hüben und drüben behauptet, mit voller Objektivität zu urteilen, und doch nicht übereinkommt. —

Einzelne Persönlichkeiten. Auf Fr. W. Dibelius' **(6372)** Aufsatz über Tetzel haben wir schon kurz hingewiesen. Er stellt vor allem Tetzels Beziehungen zu Sachsen fest, die er — abweichend von Paulus — aber nur in seiner Tätigkeit als Ablassprediger findet; freilich nicht nur bei dem berühmten Ablass für den Bau der Peterskirche, sondern auch schon früher bei einem dem Deutschen Ritterorden in Livland zu einem Kreuzzug gegen die Russen bewilligten. Schon hinsichtlich eines Dresdener Aufenthalts Tetzels gelegentlich dieses früheren Ablasshandels bringt D. einiges Neue bei, vor allem prüft er aber auf Grund mannigfacher Zeugnisse den Gesamteindruck, den Tetzels Ablasskram in Sachsen hinterlassen, und sieht sich endlich zu dem Urteil berechtigt, dass trotz des Nachweises, dass manche Geschichten über Tetzel erfunden seien, um ihn in Misskredit zu bringen — was D. unumwunden zugibt —, eine wirkliche Ehrenrettung des sittlich nicht lauteren, der Habsucht verdächtigen und in seinem ganzen Auftreten offenbar unverschämt aufdringlichen Mannes doch nicht gelingen könne. — N. Paulus **(6373)** hält indessen im ganzen das in seiner Monographie (s. oben) gefällte Urteil aufrecht, benutzt in seinem kurzen Lebensabriss aber auch die Ergänzungen und Berichtigungen, die er seit dem Erscheinen jener im Katholik (1899 I, S. 484 ff.; 1901 I, S. 453 ff. u. 554 ff.) gegeben hat. — Erasmus von Manteuffel, den letzten katholischen Bischof von Kammin, dessen Leben erst vor einigen Jahren von katholischer Seite, durch E. Görigk, eine Bearbeitung erfahren hat (JBL. 1899 II 6 : 87) hat jetzt von evangelischer Seite K. Graebert **(6364)** behandelt. Hinsichtlich der Beurteilung des Vorwurfs, dass Erasmus zuletzt fast heimlicher Lutheraner gewesen sei, kommt er zu ähnlichen Resultaten wie Görigk, nur dass er sich deutlicher dahin ausspricht, dass für Erasmus die Religion überhaupt erst an zweiter Stelle gestanden hätte und die Hauptsache ihm die Bewahrung seiner weltlichen Macht gewesen sei, dass er deshalb sich bestrebt habe, durch kluge Nachgiebigkeit zur rechten Zeit diese zu bewahren. Danach wird man einen Heros und Märtyrer des alten Glaubens in ihm nicht sehen dürfen, und wenn man Görigks Schrift auch nicht gerade mit Gr. tendenziös zu nennen braucht, so haben des letzteren Ausführungen doch so viel bewiesen, dass die Urteile jenes sehr der Modifizierung bedürfen; übrigens weist Gr. auch manche rein objektive Unrichtigkeiten Görigks nach. — W. Lists **(6368)** Artikel über Murner bringt klar, kurz und knapp, aber ausreichend orientierend die Hauptsachen über diesen erbitterten Gegner Luthers, den man — mag man über seinen Charakter denken, wie man will — als Dichter und Schriftsteller jedenfalls gelten lassen muss. — Über Georg von Rothschitz, den Kanzler Herzog Georgs von Sachsen, der gegen Luthers „Von der Beichte, ob die der Papst Macht habe zu gebieten“ geschrieben hat, berichtet O. Clemen in seinen Beiträgen **(6276)** S. 63 ff. — Und über den sogenannten französischen Canisius, den Jesuiten P. Emundus Augerius, der namentlich als Hofprediger und Beichtvater Heinrichs III. von Frankreich eine grosse Rolle spielte, bietet Fr. Jos. Brandt (P. Emundus Augerius S. J. „Frankreichs Canisius“ in seinem religiösen und sozialen Wirken. Cleve, Fr. Boss Wwe. 175 S. M. 3,00) eine Monographie

dar. Sieht man von der leider nicht vermiedenen tendenziösen Färbung der Schrift ab, die es nicht unterlassen kann, wo es passt oder nicht passt, Ausfälle auf die heutige „Los von Rom“-Bewegung zu machen (s. z. B. S. 90 u. 104), und die es fertig bringt, die katholische Partei Frankreichs selbst hinsichtlich der Metzeleien der Bartholomäusnacht in Schutz zu nehmen (S. 95), dann wird man ihr für manche Belehrung dankbar sein. —

Lokal- und Territorialgeschichte. Matth. Högl (**6383**) behandelt die Rekatholisierung der Oberpfalz nach der Ächtung des Winterkönigs. Es lässt sich etwas seltsam an, wenn er die Eile und die Strenge, mit der Maximilian von Bayern bei diesem ihm sehr am Herzen liegenden Geschäft verfuhr, mit dem Geiste jener Zeit entschuldigt, zugleich aber den wiederholten Wechsel der Konfession zu evangelischer Zeit aufs schärfste verurteilt und in letzterem Zusammenhange den Grundsatz des Augsburgischen Religionsfriedens „Cuius regio, eius religio“ das Gesetz des ärgsten und verwerflichsten Gewissenszwanges nennt. Als ob bei der Rekatholisierung der Gewissenszwang geringer, und als ob Maximilians I. Regiment weniger intolerant gewesen wäre, als Friedrichs V. (vgl. S. 7). Von parteilicher Darstellung kann man also H. nicht freisprechen, aber davon abgesehen, wird man sein Buch mit Gewinn benutzen. Nach dem entschuldigenden Eingang trägt er kein Bedenken, die Rigorosität Maximilians wahrheitsgemäss zu schildern, so dass wir sein Verfahren ohne Beschönigungsversuche kennen lernen. Aber wertvoller ist, dass H. sich bemüht, nicht nur den äusseren Verlauf der Rekatholisierung zu beschreiben, sondern ihre Einwirkung auf alle Verhältnisse zu zeigen, und auf diese Weise sowohl über die Stolgebühren, wie über Einzelheiten des Gottesdienstes und des Kirchenbaues, wie auch über den religiösen Unterricht der Jugend uns unterrichtet. Noch wichtiger ist in dieser Beziehung der zweite Band, der an der Hand der beiden sogenannten Rezesse von 1629 und 1630 die Verwaltung und Verwendung des geistlichen Einkommens zur Gründung eines geistlichen und adeligen Seminars, eines Jesuitengymnasiums und -kollegs usw., auch die Verrechnung jenes Einkommens mit genauen, spezifizierten Angaben behandelt, zahlreiche urkundliche Nachrichten aus der Visitation der Diözesen Eichstätt, Bamberg und Regensburg uns bringt, in die verschiedenartigsten sozialen und kirchlichen Verhältnisse (Zehntenabgabe, Besteuerung, Lasten und Immunität der Geistlichen, Patronatsrecht usw.) uns einführt und auch über das Schulwesen orientiert. Die Beurteilung des Verfahrens berührt in diesem 2. Bande freilich fast noch seltsamer als im ersten. Maximilians Vorgehen wird jetzt zum guten Teil mit einer tiefen Religiosität gedeckt, während es im 1. Band einmal in erster Linie eine politische Notwendigkeit genannt wird. Freilich zitiert H. dort, aber es wird nirgends bemerkbar gemacht, dass er von seinem Gewährsmann abweicht. Immerhin bleiben Maximilians härteste Massregeln H. unbequem; er lehnt jede Schuld der Katholiken dabei ab: ein Unrecht sei es, Maximilians Verfahren auf ihre Rechnung zu setzen, überhaupt sei jenes im Grunde nur das Echo der von nichtkatholischen Fürsten befolgten Praxis. Die Jesuiten werden dabei stillschweigend wohl als ausserkirchliche Institution gerechnet, denn ihre ganz originalen Verdienste um die Gegenreformation sollen doch wohl nicht bestritten werden? — Von den mannigfachen Versuchen, die an das Gebiet des Fürstbischofs von Würzburg angrenzenden Pfarren des heutigen Dekanatsbezirks Rüdenhausen in Unterfranken zu rekatholisieren, berichtet (auf Grund eines vom verstorbenen Dekan Popp in Wiesenbronn gehaltenen Vortrags) Fichtbauer (**6386**). Nur dem Eintreten Gustav Adolfs ist es zu danken, dass jene Versuche zuletzt nicht zum Ziel geführt haben. Besonders anschaulich ist die katholische Reformation von Abtswind geschildert. Die politischen Verhältnisse der in Frage stehenden Pfarreien hätten wohl genauer klargelegt werden können; man erfährt nicht, inwiefern der Fürstbischof damals zum Eingreifen sich berechtigt sehen konnte, und wie es eigentlich um das Verhältnis der betreffenden Gemeinden zum Grafen von Castell und zum Markgrafen von Ansbach stand. Auswärtige Benutzer der „Beiträge zur bayerischen Kirchengeschichte“ werden die politische Lage so leicht sich nicht klar machen können. — Besser orientiert seine Leser G. Kemmler (**6379**), auf dessen Aufsatz wir im nächsten Berichtsjahre noch zurückzukommen haben werden. Er hat es mit den komplizierten Verhältnissen in der Herrschaft Balzheim (bei Biberach) zu tun, die von den Erzherzögen von Österreich zu Lehn ging, ein Afterlehn der Fugger war und in der Familie Ehingen ihre eigentlichen Gebieter hatte, weiss aber, um für die interessanten Ausführungen das rechte Verständnis zu schaffen, die rechtliche Lage völlig klarzustellen, ohne deren Kenntnis alles Folgende in der Luft schweben würde. — Die Publikation Schnapps (**6384**), deren Schluss auch noch aussteht, druckt lediglich einen alten Bericht (1604) von „ervolgter Eroberunge der Statt Paderborn“ ab „mit Anzeige gründtlicher Ursachen, welcher gestalt von den Papisten so woll der Evangelischen Lehr als weltlichen Regiments Untertruckunge

practiciert worden". So dankenswert diese Wiedergabe ist, besser wäre es gewesen, zunächst in einem eigenen Artikel kritisch Stellung zu der „Relatio historica" zu nehmen — denn schwerlich verdient sie überall uneingeschränkte Zustimmung, da der Verfasser doch eben nur mit seinen Augen gesehen und in der ausgesprochenen Absicht geschrieben hat, den Landgrafen von Hessen zu gewinnen — und dann erst den Bericht (vielleicht in Petitdruck) anhangsweise wiederzugeben. —

Evangelische Kirche: Luther: Biographien und Charakteristiken. Von J. Köstlins **(6394)** klassischer Luther-Biographie in G. Kaweraus mustergültiger Bearbeitung ist der 2. Band erschienen. Die Behandlung des ursprünglichen Werkes seitens des Bearbeiters ist dieselbe geblieben wie beim 1. Bande (vgl. JBL. 1902 N. 3358); durch das gleiche Mittel wie dort ist auch der bisherige Umfang nicht überschritten. In der Gesamtauffassung des Reformators begegnen sich die beiden trefflichen Lutherkenner (so z. B. auch in der Beurteilung des Wunsches Luthers, eine Sammlung wahrer Christen herzustellen; vgl. S. 629 zu S. 18), und so ist es Kawerau gewiss auch bei diesem 2. Bande nicht schwer geworden, sich lediglich auf objektive Änderungen, d. h. darauf zu beschränken, die sicheren Ergebnisse neuerer Publikationen und Forschungen bei Köstlin nachzutragen und Eigenes im ganzen nur da hinzuzufügen, wo es zu jenen Publikationen gehörte. Auch wo es zunächst anders scheint, ist doch so das Verhältnis. So hatte Köstlin Luthers Stellung zum schwäbischen Syngramma ursprünglich so dargestellt, dass er letzteres als von Luthers stark abweichend ansah und Luthers freundliche Haltung dazu sich so erklärte, dass er „zwischen dem, was die Hauptsache ausmache, und dem, was man daneben noch hingehen lassen könne, unterschieden habe" (Köstlin, M. Luther, 4. Aufl. II, S. 87). Demgegenüber urteilt Kawerau, dass Luther „trotz mancher Schwankungen im Ausdruck und mancher Schwächen in der Beweisführung doch ein gutes Recht gehabt hätte, das Syngramma als Zustimmung zu seiner Lehrweise zu begrüssen und zu empfehlen" (S. 83), und bemerkt dazu auf S. 634: „gegen Köstlin", was dahin verstanden werden könnte, als ob er hier von seinem Prinzip abgewichen wäre. Aber gerade hier ist er im Grunde im vollen Einklang mit Köstlin, der jene auf Walther zurückgehende Änderung seiner früheren Auffassung schon in der 2. Auflage von „Luthers Theologie" zum Ausdruck gebracht hat. Sonst begegnen wirkliche Berichtigungen früherer Aufstellungen im ganzen nur wenig; Ergänzungen und Vervollständigungen dagegen auf Schritt und Tritt, ein Zeichen, wie eifrig die Lutherforschung seit Luthers 400jährigem Geburtstag am Werke gewesen ist. Man vergleiche z. B. die Ergänzungen in der Darstellung der Kirchenvisitation (6. Buch 3. Kap.) oder in der Geschichte der Katechismen (6. Buch 6. Kap.). Den besten Eindruck von dem Fortschritt in der Lutherforschung in den letzten 20 Jahren bekommt man aber, wenn man die Verzeichnisse der Schriften Luthers am Ende des Köstlinschen Werkes und des jetzt von Kawerau bearbeiteten miteinander vergleicht; nicht nur ist die Datierung der einzelnen Schriften weit sicherer geworden, ihre Zahl ist auch nicht unerheblich vermehrt worden. Das ist vor allem die Frucht der Arbeiten im Dienst der Weimarischen Ausgabe. — G. Kawerau **(6409)** verdanken wir nun auch einen der gehaltreichsten der gegen die Verunglimpfungen Luthers durch den Jesuiten Berlichingen in Würzburg gehaltenen Vorträge, auf die wir oben schon kurz hingewiesen haben. K. ist die Aufgabe geworden, auf alle die Anschuldigungen zu antworten, mit denen die Gegner Luthers Lebensgeschichte zu beschmutzen versucht haben. Und keiner war wohl so geeignet wie er, hier das Hauptsächlichste herauszustellen und in der Kürze die treffendsten Widerlegungen zu geben. Zuerst spricht er es unumwunden aus, dass wir in Luther keinen Heiligen sehen; und wo Luther geirrt hat und gefehlt, da gibt er es offen zu. Damit gewinnen seine Ausführungen aber um so mehr Gewicht, wo er Luther in Schutz nimmt. Er holt hier weit aus und zeigt, wie schon bald nach Luthers Tode die erste verzerrte Luther-Biographie (des Cochlaeus) erschienen ist, die im Grunde schon dasselbe Lutherbild zeichnet, das noch heute in der katholischen Kirche fortlebt, Luther schildernd als den streitsüchtigen, aufgeregten, geistig abnormen Menschen, der (selbst Augustiner) aus Hass gegen die Dominikaner zum Reformator geworden, alle Autoritäten in den Staub gezogen und sich selbst als unfehlbar hingestellt hätte. Dann geht K. auf die heutigen Darstellungen des Lebens Luthers ein, berührt die alte Fabel von Luthers Selbstmord, deckt die widerlichen Vorwürfe gegen Luthers sittliches Leben auf und zeigt endlich, wie man Luthers Schriften oft in raffiniertester Weise benutzt hat, um ihm aus seinen eigenen Worten einen Strick zu drehen. Hier die Winkelzüge der Gegner klar zu stellen, war vielleicht die schwierigste Aufgabe; einmal gehörte dazu eine eminente Quellenkenntnis, dann galt's aber auch zu zeigen, dass, was man Luther als Widerspruch aufmutzen möchte, teils in seiner Entwicklung seine Erklärung findet, teils von seinem Temperament diktiert ist. Wer hier ohne Urteil oder von vorne herein mit der Absicht forscht, Belastendes zu finden, der wird

schwerlich zu überzeugen sein. — G. Buchwalds (6392) zu der gleichen Sammlung gehöriger Vortrag schildert Luther als christlichen Charakter; als solchen zeigt er ihn zuerst in seinem öffentlichen Leben, in Zeiten des Friedens und der Stürme, bis auf den Höhepunkt seines Lebens, nach Worms, ihn geleitend — dann vor allem in seinem Privatleben, in seinem Hause und seiner täglichen Berufsarbeit. Hätte man den ersten Teil vielleicht gerne zeitlich noch weiter fortgesetzt gesehen, da doch gerade auch in Luthers späterem Leben die Gegner noch manches zum Anlass nehmen, seinen christlichen Charakter in Frage zu ziehen, so wird man andererseits B.s Verfahren die Beistimmung nicht versagen, den Reformator vor allem da zu zeigen, wo der Mensch am wahrsten, unverhülltesten sich gibt, und gerade da sein echt christliches Leben seinen Hörern vorzuführen. — H. R. Grützmacher (6407) findet das Erneuernde in Luthers Persönlichkeit in der harmonischen Einigung der vier, sonst so häufig einander widerstrebenden oder unverbundenen Momente des Religiösen und des Kirchlichen, des Sittlichen und des Natürlichen, während das Ungesunde und Unvollkommene an Luther jedesmal aus dem Fehlen eines dieser Momente sich ihm erklärt. — J. Heyn (6403) beweist sein Urteil über Luther, er sei ein deutsch-evangelischer Mann gewesen, aus den bei ihm in rechter Weise vereinigten Eigenschaften des Ernstes und der Heiterkeit, aus seiner echten Treue, seiner Mannhaftigkeit im Kampfe und seinem friedfertigen häuslichen Sinne, endlich aus seiner geistesmächtigen Persönlichkeit, die im Trachten nach hohen Dingen auch das Geringste nicht verachtete. —

Die katholische Geschichtsschreibung und Luther. Das Ereignis des Jahres ist hier H. Denifles (6413) Buch, das, auf gründlichstem Studium der einschlägigen Literatur und namentlich der Quellen beruhend, trotz des Abstossenden, das es zunächst für den Protestanten hat, doch einen bedeutsamen Beitrag zu unserer Literatur darstellt. Es ist eine ungewöhnliche Art, dass es damit beginnt, den Begründer und einzelne Mitarbeiter der Weimarischen Lutherausgabe zu kritisieren. Dank seiner ausgezeichneten Kenntnis der Patristik, der theologischen Literatur des Mittelalters und der römischen kirchlichen Verhältnisse bringt D. hier manchen trefflichen Beitrag zur Erklärung der ersten Werke Luthers. Dass er aber den Herausgebern der betreffenden Stücke ihre geringere Kenntnis auf jenen Gebieten zum Vorwurf macht, ist durchaus nicht immer berechtigt. Würde D. wohl umgekehrt gleiche Kenntnisse wie unsere evangelischen Reformationshistoriker auf allen Gebieten der Reformationsliteratur oder des evangelischen Kirchenwesens zeigen? Ohne Arbeitsteilung ist heute der wissenschaftliche Betrieb nicht denkbar; ausserdem fragt es sich, ob es wirklich Pflicht eines Herausgebers ist, alle Zitate zu erkennen und nachzuweisen; wann würde da ein Buch wie die Weimarische Lutherausgabe wohl fertig. Erst wenn ein Werk in gutem Texte vorliegt, vermag die weitere Arbeit der Würdigung, des Quellennachweises und dergleichen mit Erfolg einzusetzen. Von den Herausgebern der Werke Luthers kommt dann D. zu Luther selbst und nimmt zunächst seine Schrift und seine Lehre von den Mönchsgelübden unter die Sonde, jedoch nicht ohne auch hier fortgesetzt mit den protestantischen Theologen, speziell den Bearbeitern des „De votis monasticis iudicium" im 8. Bande der Weimarischen Ausgabe, Kawerau und Nik. Müller, sich auseinanderzusetzen. Seltsam berührt die Zumutung, die er gleich im Anfang an sie stellt, dass sie über Luthers Taktik — natürlich in der von D. nachher angegebenen Weise — ihren Lesern hätten die Augen öffnen, dass sie also mit anderen Worten Luther Trugschlüsse und Ungeheuerlichkeiten, ja List und Aufforderung zur Lüge, was D. alles bei ihm findet, hätten nachweisen müssen. Das ist ungefähr dasselbe gefordert, als wenn wir von einem Katholiken einen Nachweis für die Berechtigung des Lutherschen Glaubensbegriffs verlangten. Wir sehen eben mit verschiedenen Augen und urteilen von verschiedenen Voraussetzungen aus. Deshalb sollten wir im konfessionellen Streit zur Klärung der Fragen auf die Mitteilung objektiven Materials uns beschränken. Was D. daran beigebracht hat, dafür kann die Lutherforschung ihm dankbar sein; wo er aber anfängt zu urteilen, da zeigt er seine Unfähigkeit, Luther zu verstehen. Wir machen ihm daraus keinen Vorwurf, denn wir sind überzeugt, dass er seine ehrliche Meinung produziert, aber davon können wir ihn nicht freisprechen, dass er sich nicht die nötige Mühe gegeben hat, dem evangelischen Verständnis gerecht zu werden. Manche Mittel, mit denen er kämpft, sind seiner nicht würdig; so wenn er die längst als eine Verirrung Luthers zugegebene Doppelehengeschichte wieder ungeheuer breit tritt, um seinem Beweise für Luthers sittliche Laxheit damit die Krone aufzusetzen, ganz abgesehen davon, dass es ein eigenes Verfahren ist, zur Erklärung einer Schrift Ereignisse heranzuziehen, die etwa 20 Jahre später liegen. Unbegreiflich ist es, dass D. für Luthers Grösse in seinem Auftreten in Worms offenbar gar kein Gefühl hat; hätte er davon auch nur eine Ahnung, so hätte er von Luthers Seelenzustand im Jahre 1521 nicht ein solches Zerrbild ent-

werfen können, wie er es z. B. S. 110ff. tut, indem er Luther des sittlichen Ruins und der Trunksucht bezichtigt. Einen dritten Abschnitt widmet D. der Klarstellung, von wo Luthers ketzerische Entwicklung ihren Ausgangspunkt genommen, und wie sie dann des weiteren verlaufen sei. Dass er den protestantischen Theologen hier Missverständnisse (S. 635, 850) und Voreingenommenheit (S. 836) vorwirft, ist erklärlich — sie werden ihm diesen Vorwurf zurückgeben; unerlaubt aber ist es, dass er zu behaupten wagt, keine Lebensbeschreibung sei so unwissenschaftlich bearbeitet wie die Luthers (S. 831). D.s eigene Gedanken über Luthers Entwicklungsgang ruhig und sachlich darzulegen, wird einem Lutheraner schwer. Besonders unerfreulich wirkt, dass D. auf einige Lieblingsthemata, auf die „unbesiegbare Begierlichkeit" (S. 399, 404), auf den Vorwurf, Luther befolge den Grundsatz, dass der Zweck die Mittel heilige (S. 753), immer wieder gerät; er könnte sie wirklich im 2. Abschnitt, wo er sie schon hinreichend erörtert, abgetan sein lassen. Statt einzeln aufzuzählen, was D. an Luther alles entdeckt, könnte man einfacher fragen, welche Schlechtigkeit er dem „verkommenen Mönch" (S. 114) nicht schuld gegeben habe. S. 387 wird er der Faulheit oder der Lüge bezichtigt, S. 431 des Hochmuts, S. 457 der Fälschung, daneben S. 444, 501, 519 usw. der Unwissenheit, S. 569 der Unselbständigkeit, S. 641 ff. des Unverstandes und der Widersprüche. Vielleicht das Schlimmste aber hat D. S. 738 ff. geschrieben; wir geben es hier nicht wieder; man lese es an Ort und Stelle nach. Wenn man D.s Urteil über Luther liest, so möchte man nur darüber ihn um seine Ansicht fragen, wie er sich erklärt, dass dieser Mann so viele Anhänger gefunden, und wie es möglich ist, dass das Werk, das er begonnen, nicht längst wieder untergegangen ist. Möge D.s Buch der evangelischen Kirche zum Segen sein und ihr denselben Dienst leisten, den ihr einst Janssen geleistet, das Studium der Reformationsgeschichte in ihr beleben und sie auf ihre hohen Güter aufs neue sich besinnen lehren. — Neben Denifle bietet H. Grisar (**6418—19**), der eine 2. Auflage seiner Vorträge „Luthers Geistesgang und Beruf" (Germanus, Reformatorenbilder, 1883) vorbereitet und dadurch auf diese Studien geführt worden ist, in der Kürze ganz ähnliche Resultate dar. In einem ersten Artikel (6418) sucht er Luthers spätere Selbstzeugnisse über seine Klosterzeit als Legende zu erweisen. Die Gegenzeugnisse von Cochlaeus, Oldecop und Dungersheim, die übrigens viel Positives für diese Frage überhaupt nicht beibringen, können nicht allzu viel Eindruck machen; sie sind längst als tendenziös erkannt worden. Da mit eben diesem Grunde G. Luthers eigene Äusserungen als unglaubwürdig nachzuweisen sucht, so dürfen wir ihn mindestens mit demselben Recht für uns in Anspruch nehmen. Dass nun in Luthers Aussagen manches Polemische sich eingemischt hat, wird zuzugeben sein; will man aber Luther als ehrliche Persönlichkeit gelten lassen, so bleibt doch immer noch so viel übrig, dass man auf die schwersten und ernstesten Erfahrungen Luthers in seinen Klosterjahren daraus schliessen kann. G. drückt sich ja auch durchaus vorsichtig über die Beweiskraft seiner Untersuchungen aus und meint, weit entfernt zu denken, dass er eine Lösung des Problems gebracht habe, nur nachgewiesen zu haben, dass das psychologische Problem des inneren Umschwungs in Luther bisher noch nicht ganz gelöst sei. In einem zweiten Aufsatz (6419) geht er auf die psychologischen Zustände Luthers in seiner späteren Lebenszeit ein und findet bei ihm hochgradige Aufgeregtheit und Überwuchern der Phantasie, möglicherweise sogar Halluzinationen, was er dann namentlich noch durch die Erörterung seiner Angstzustände und Teufelskämpfe zu stützen sucht. Mag man über G.s Ausführungen denken wie man will, jedenfalls wird man für die sorgfältige Zusammenstellung der einschlägigen Stellen ihm dankbar sein. Dass die gewaltige innere Erregung Luthers vor allem in seiner tiefen Religiosität wurzelte, für die es eine schier übermenschliche Aufgabe war, von dem „Felsen" sich mehr und mehr zu trennen, von dem auch er bisher geglaubt, dass er nicht wanken könne (S. 346), und die doch mit unentrinnbarer Notwendigkeit eine solche Trennung von ihm forderte, dafür fehlt G. das Verständnis. Statt das Religiöse das Primäre bei der psychologischen Beurteilung Luthers sein zu lassen, nimmt er das Natürliche zum Ausgangspunkt. Wohin seine seltsame Beurteilung führt, zeigt sich am deutlichsten vielleicht daran, dass er auch die 95 Thesen, die doch wahrhaftig an innerer Klarheit ihresgleichen suchen und deren Berechtigung bis zu einem gewissen Grade auch von katholischer Seite anerkannt wird, zu einer Ausgeburt der Leidenschaftlichkeit und psychologischen Überreiztheit Luthers macht (S. 343 f.). Ich weiss nicht, ob er mit derartigen Hypothesen Glück haben wird. —

Biographische Einzelheiten. Über die Route, die Luther bei seiner Romreise genommen, stellt O. Clemen in seinen Beiträgen (**6276**) S. 89 ff. auf Grund eines handschriftlichen Eintrags auf dem Deckel eines Inkunabeldrucks einleuchtende Vermutungen auf; es wäre interessant, die Angaben mit denen der Rom-Pilger-Bücher zu vergleichen. S. 4 ff. der Beiträge bringt C. über die Rede des

Aloisius Marlianus gegen Luther interessante Einzelheiten bei und macht aus ihr wertvolle Mitteilungen, vielleicht als die wichtigste die, dass sie Erasmus als Luthers Hintermann ansieht. — Nicht weil er neuentdeckte Quellen verwerten kann, sondern vor allem, um eventuell zur Wiederauffindung der verschollenen Quellen, der in Frage stehenden Originalakten, anzuregen, untersucht K. Müller (**6427**) aufs genaueste den Verlauf von Luthers römischem Prozess. Danach hat Erzbischof Albrecht Luther in Rom denunziert; seine Denunziation ist zuerst an Marius, den Procurator fisci, gegangen, der dann beim Papste den Prozess beantragt hat. Der Papst hat darauf mit dem theologischen Gutachten den Magister sacri Palatii und mit der gerichtlichen Voruntersuchung den Generalauditor seiner Kammer beauftragt, sich selbst aber das Endurteil vorbehalten. Der Prozess ist dann als Inquisitionsprozess wegen Häresie und Auflehnung gegen die kirchliche und päpstliche Gewalt geführt worden, und die Vorladung ist am 7. August 1518 in Wittenberg angekommen. Das bekannte Breve an Cajetan, das M. einer gründlichen Untersuchung unterzieht, und das für unecht zu erklären er nicht den geringsten Grund findet, hat nun den regelmässigen Gang des Prozesses gestört, der nach resultatlosem Verlauf der Augsburger Unterredung aber seinen Fortgang nimmt und trotz Luthers Appellation an ein allgemeines Konzil, die in Rom keinen Erfolg haben konnte, eigentlich in der Verkündigung und Vollstreckung des Urteils jetzt sein Ende hätte finden können. Die bekannte Miltitz-Episode bringt aber nochmals eine Verzögerung; und erst, als nach ihrem fruchtlosen Verlauf der Papst selbst die Sache wieder in die Hand nimmt, kommt die den Bann androhende Bulle zustande. — Th. Kolde (**6431**) zeichnet Luther in Worms „als von Anfang bis zu Ende beseelt von derselben unerschütterlichen Zuversicht auf Gott und sein Wort". Äusserlich unterlag er, denn der päpstliche Legat durfte jetzt die Achtserklärung gegen ihn ausarbeiten, und doch gingen er und seine Sache siegreich aus dem Streit hervor. Denn in seinem Auftreten brach fast wie zum ersten Male der Gedanke sich Bahn von der Freiheit des Gewissens, der von da an seinen Eroberungszug durch alle Lande angetreten hat. — Für eine nicht gerade für Luthers Leben etwas austragende Begebenheit weit späteren Datums, die aber doch zur Beurteilung von Luthers Charakter nicht ohne Bedeutung ist, bringt G. Berbig (**6423**) die Urkunden bei. Es handelt sich um eine in Koburg spielende Skandalgeschichte, wo der Stadtrat und der kurfürstliche Statthalter Hans von Schott ohne genügende Unterlagen den zweiten Geistlichen der Stadt der Unzucht mit seiner Magd beschuldigt hatten. Luther nimmt sich des unschuldig Verdächtigten energisch an, zeigt aber auch, wie widerlich ihm derartige Untersuchungen waren, indem er, sobald es angeht, die Regelung der Sache von sich abstösst. —

Werke: Neue Ausgaben. Von der Weimarischen Lutherausgabe liegen zwei neue Bände vor. Der 27. Band (**6435**) bringt Predigten aus dem Jahre 1528, die, alle aus handschriftlicher Überlieferung veröffentlicht, bis auf sechs bisher überhaupt noch unbekannt waren. Zum weitaus grössten Teil sind sie von G. Buchwald bearbeitet; einige Beiträge hat G. Koffmane geliefert; die Einleitung stammt der Hauptsache nach vom Leiter der Ausgabe P. Pietsch. Sieben Handschriften kommen als Quellen in Betracht, die aber von sehr ungleichem Wert und Umfange sind und zum Teil nur wenige der in Frage stehenden Predigten enthalten; eine von Steph. Roth stammende Handschrift enthält sogar nur eine. Die weitaus meisten aller Predigten sind aus der auf der Jenenser Universitätsbibliothek aufbewahrten Rörerschen Nachschrift zum Abdruck gebracht, nächst ihr treten eine Kopenhagener und eine Nürnberger Handschrift noch häufiger auf. Durchweg behandeln die Predigten des Bandes die Perikopen des Kirchenjahrs; nur einige wenige andere Materien: das Sakrament der Taufe, Beichte und Abendmahl usw.; auch eine Kasualpredigt ist vorhanden, die vorhin erwähnte einzige aus der Rothschen Handschrift, bei Mich. Stifels Hochzeit in Lochau gehalten. Alle anderen sind Wittenberger Predigten. Die Nürnberger Handschrift ist von besonderem Interesse dadurch, dass sie die Kanzelabkündigungen Luthers, von denen Rörer kaum oder nur flüchtig Notiz nimmt, in dankenswerter Vollständigkeit enthält und uns dadurch in die kirchliche Praxis Wittenbergs im Jahre 1528 lehrreiche Blicke ermöglicht. S. XXI muss am Ende des 2. Absatzes statt 442 zitiert sein 444; auch auf S. XXII finden sich offenbar noch einige falsche Zitate 445, 3 u. 4, für die es mir noch nicht gelungen ist, das Richtige zu finden. — Auch der 28. Band (Weimar, Böhlau. IX, 775 S. M. 22,00) enthält Predigten, und zwar auch zum grossen Teil bisher unbekannte oder nur in Bearbeitungen bekannt gewordene; zuerst die Wochenpredigten, die Luther als Vertreter Bugenhagens Mittwochs über Matth. 11—15 und Sonnabends über Joh. 16—20 in den Jahren 1528—29 gehalten hat, ausserdem die Predigten über das 5. Buch Mose vom Jahre 1529. Die letzteren sind von G. Buchwald, und die Matthäus-Predigten von G. Koffmane allein, die Johannes-Predigten ausser von diesem auch von O. Albrecht

und Fr. Weidling, stets unter Beihilfe von P. Pietsch, bearbeitet worden. Bekannt waren bisher von den Johannes-Predigten die über die Kapitel 17—20, da die über Johannes 17 in Kasp. Cruciger, die über Johannes 18—20 in Andr. Poach zeitgenössische Bearbeiter gefunden hatten, die Predigten über 5. Mose in der deutschen Bearbeitung Aurifabers im 1. Band der Eislebener Ausgabe und von den Matthäus-Predigten die jetzt als 2. und 3. gegebene in Drucken der Jahre 1529 und 1534 und die nunmehr als 4. veröffentlichte über Matth. 13, 24—30, die schon in der Hauspostille (Erl. Ausg. IV, 2. Aufl. S. 277 ff.) sich findet; letztere aber zum Teil falsch datiert und sämtlich nicht als der oben charakterisierten Reihe angehörig erkannt. Sie sind nun an die richtige Stelle gerückt und ausserdem noch um die 1. Predigt — direkt aus Rörers Nachschriften — vermehrt. Auch zu den sämtlichen Predigten über 5. Mose fanden sich in diesen die originalen Seitenstücke, und zu den Johannes-Predigten sogar noch — ausser den gleichen wertvollen Ergänzungen zu den Predigten über Kap. 17—20 — als ganz neu die Nachschriften zum 16. Kapitel. — Zum 1. Band der Weimarischen Ausgabe bemerkt C. Stange **(6438)**, dass die dort S. 365 ff. unter dem Titel „Explicatio conclusionis sextae" verbundenen und der „Disputatio Heidelbergae habita" hinzugefügten drei Stücke — die in der Erlanger Ausgabe an zwei Stellen (var. arg. I, S. 240 ff. u. ex. lat. XXI, S. 252 ff.) stehen, indem ein Stück an beiden Orten wiederkehrt, was eben die Weimarische Ausgabe zur Verbindung der Stücke vor allem veranlasst hat — nicht zusammengehören und auch nichts mit der Heidelberger Disputation zu tun haben; dass vielmehr die ersten beiden Stücke, der „Quaestio de viribus et voluntate sine gratia" (Weim. Ausg. I, S. 142 ff.) nahe verwandt, wie diese in das Jahr 1516 gehören, und das 3. Stück, das die „Disputatio contra scholasticam theologiam" von 1517 (a. a. O. S. 221 ff.) vorauszusetzen scheint, ins Jahr 1518 zu verweisen ist; dass demnach die Tradition, wie sie die Erlanger Ausgabe vertritt, auch jetzt noch zu Recht besteht. — In seiner Sammlung der ältesten ethischen Disputationen Luthers, in die er die in Frage stehenden Stücke unter dem Titel „Drei Fragmente" aufgenommen hat, verfährt C. Stange **(6451)** im ganzen diesen Aufstellungen entsprechend, lässt freilich die Datierung der Stücke vorsichtigerweise in der Schwebe. Jene Sammlung bildet das 1. Heft eines neuen, höchst dankenswerten Unternehmens, der „Quellenschriften zur Geschichte des Protestantismus", vor allem zum Gebrauch bei akademischen Übungen berechnet, aber auch dem Historiker gewiss nicht unwillkommen. Auf die Texte ist grosse Sorgfalt verwandt, und wertvolle Anmerkungen erhöhen das Verständnis des Dargebotenen. Ausser den „Fragmenten" enthält das vorliegende 1. Heft auch die anderen oben berührten Disputationen: die „Quaestio de viribus . . .", die „Disp. contra schol. theol." und die Heidelberger Disputation. —

Lyrik. Von den evangelischen Gesangbüchern der Reformationszeit hielt man bisher das sogenannte Achtliederbuch von 1524 für das älteste, indem man sein Impressum „Wittenberg" als zuverlässig annahm. Dieser traditionellen Annahme tritt Fr. Zelle **(6446)** entgegen. Er sieht in den beiden fast gleichzeitig in Erfurt gedruckten Gesangbüchern, dem Malerschen und dem sogenannten Färbefass-Enchiridion, die ältesten Produktionen dieser Art und erklärt das Achtliederbuch, das nach ihm in Süddeutschland (in Augsburg oder Nürnberg) gedruckt ist, für einen Auszug aus jenen. Er denkt sich die Sache so, dass Luther im Juli 1524 Just. Jonas nach Erfurt geschickt hat (vgl. Enders, Luthers Briefw. IV, S. 362), um dort die Drucklegung des ersten Gesangbuchs zu besorgen, weil man in Wittenberg keine Noten hätte drucken können; und dass Jonas zu dem Zweck Einblattdrucke der Lieder und handschriftliche Liedertexte mit nach Erfurt genommen habe. Gleichzeitig sei dann, um recht schnell zum Ziel zu kommen, der Druck in zwei Druckereien besorgt, und der Druck des Färbefass-Enchiridion sei etwas früher, als der andere, vollendet worden. Ihn, der bisher nicht die nötige Beachtung gefunden, gibt Z. dann in getreuem Nachdruck heraus, mit sämtlichen Drucken der in Frage stehenden Lieder bis 1545 ihn vergleichend und schon dadurch eine dankenswerte textkritische Arbeit leistend. Auch das hat Z. zur Reproduktion bestimmt, dass der von Reithaler 1848 faksimilierte Malersche Druck, nachdem das Original 1870 in Strassburg zugrunde gegangen, sich als ein unschätzbarer Besitz erweist. Z.s Aufstellungen sind scharfsinnig und geistreich, aber doch auch stark hypothetischen Charakters. Der oben zitierte Brief vom Juli 1524 nennt den Zweck des Jonasschen Besuchs in Erfurt nicht und lässt wegen seiner geheimnisvollen Art eigentlich eher einen anderen Reisezweck vermuten. Über den Wert des Impressums des Achtliederbuches aber werden die Bibliographen vor allem zu urteilen haben. Jedenfalls ist es äusserst wertvoll, dass Z. diese Fragen einmal wieder gründlich angeregt und gezeigt hat, dass es hier noch Rätsel zu lösen gibt. Auch auf die Geschichte des Liedes „Ein feste Burg . . ." ist Z. gelegentlich eingegangen, indem er seine erste Drucklegung schon im Jahre 1528 nachweisen will (S. 47). — Näher befassen sich mit der Ent-

stehung des Liedes P. Tschackert und H. Grössler. P. Tschackert **(6444)** sucht nachzuweisen, dass das Lied dem Gedankenkreise der Predigten Luthers über Joh. 17 während der Packschen Händel sich einreiht, und dadurch 1528 als das Jahr seiner Entstehung sicher zu stellen. — H. Grössler **(6442)** bringt dagegen, diese Ansicht bestreitend, neue Stützen für die im vorigen Berichtsjahre referierte Ansicht Dieterichs (JBL. 1902 N. 3455) bei, das Lied sei 1521 entstanden. —

Katechismus. K. Knoke **(6447)** liefert einen wertvollen Beitrag zur Geschichte des kleinen Lutherschen Katechismus, indem er die von ihm in der ehemaligen Universitätsbibliothek in Helmstedt wiederentdeckte Wittenberger Ausgabe von 1535 durch einen sorgfältigen Neudruck bekannt macht. Einleitungsweise gibt er ein wertvolles Referat über die sämtlichen bisher bekannten, zu Luthers Lebzeiten erschienenen Ausgaben des Enchiridions (s. die kurze Übersicht S. 1, Anm. 1). —

Bibelübersetzung (Sprache); Disputationen, homiletische und Streitschriften (Tischreden). Von Sammlungen der Tischreden Luthers waren bisher folgende bekannt: I. als selbständige 1. die des Konr. Cordatus (herausgegeben von H. Wrampelmeyer, Halle 1885), 2. die des Joh. Schlaginhaufen (veröffentlicht von W. Preger, Leipzig 1888) und 3. die des Ant. Lauterbach aus dem Jahre 1538 (herausgegeben von J. K. Seidemann, Dresden 1872); II. eigene Nachschriften aus anderen Sammlungen ergänzend 1. die umfassendere Sammlung Lauterbachs (herausgegeben von H. E. Bindseil, Detmold 1863–66), 2. die grosse Sammlung Joh. Aurifabers, die erste (Eisleben 1566) gedruckte (neu herausgegeben von K. E. Förstemann, Leipzig 1844 ff. und etwas erweitert in der Erl. Ausg. Bd. 57 ff.); und endlich 3. eine auch der letzteren Art angehörige Sammlung (herausgegeben von G. Loesche, Gotha 1892), die, auf den auch längst als Sammler der Tischreden bekannten Joh. Mathesius zurückgehend, doch nur eine ziemlich mangelhafte Abschrift und keine Originalhandschrift darstellte. Nun hat aber E. Kroker **(6456)** das Original in der Leipziger Stadtbibliothek wieder aufgefunden und gibt unter sorgfältigster Vergleichung nicht nur mit den oben aufgezählten, sondern auch mit allen bisher nur handschriftlich bekannten Sammlungen (darunter der wichtigen den Sammlungen der ersten Art angehörigen des Veit Dietrich) sie heraus, die Erforschung der Tischreden damit erheblich fördernd und die Feststellung ihrer Echtheit und ihres wirklichen Wortlauts der Lösung bedeutsam näher führend. Einleitend gibt K. einen wertvollen Überblick über den gegenwärtigen Stand der zahlreichen Fragen. Dass er als Nachkomme des Mathesius gerade zur 400. Wiederkehr von dessen Geburtstag diese wertvolle Arbeit leisten konnte, soll noch besonders erwähnt werden. —

Briefe von und an Luther. Von E. L. Enders' **(6462)** Briefwechsel Luthers sind kurz nacheinander, von allen Lutherforschern lebhaft begrüsst, zwei neue Bände — der 9. und 10. — erschienen, die Briefe vom Mai 1531 an bis zum Juli 1536 enthaltend. An Briefen, die bisher freilich schon gedruckt, aber noch nicht irgendwie in eine Sammlung aufgenommen, an den verschiedensten Orten zerstreut und schwer zugänglich waren, bringt der 9. Band 20, der 10. Band 10; an bisher überhaupt nicht gedruckten, zum Teil erst kürzlich aufgefundenen Briefen der 9. Band 9, der 10. Band 8. Unter ihnen ragen namentlich die dem Manuskript Pagendarms — aufbewahrt in der Bibliothek des Wittenberger Predigerseminars — entnommenen Briefe hervor, die zum grössten Teil die Reformation in Herford und im dortigen Fraterhause betreffen. Trotz eifrigsten Nachforschens ist es E. nicht gelungen, das lateinische Original des bei Keim, Reformation der Reichsstadt Ulm, 1851, S. 322 in deutscher Übersetzung gedruckten Briefes N. 2312 aufzufinden, und den Brief N. 2308, dessen lateinische Fassung allein ein 1870 mitverbranntes Manuskript der Strassburger Bibliothek bewahrte, hat er nur in der Walchschen Übersetzung geben können. Das in den Anmerkungen niedergelegte Material ist wieder ein überaus reiches. Wer Luthers Leben gründlich kennen lernen will, muss es an der Hand des E.schen Briefwechsels studieren. — E. Spranger **(6465)** gibt in hübscher Ausstattung Huttens Briefe an Luther aus den Jahren 1520—21 heraus. Den „zeitgemässen Traktaten aus der Reformationszeit" angehörig, sollen sie dazu dienen, an ihrem Teil wirklich kraftvolles religiöses Leben in den Lesern zu erwecken, als die Sp. sich vorwiegend wohl nicht gerade Theologen, sondern gebildete Glieder der Gemeinde denkt. Ob es dann aber praktisch war, die Briefe allein im lateinischen Originaltext herauszugeben? Ich hätte letzterem jedenfalls eine gute deutsche Übersetzung hinzugefügt. —

Theologie. Auch im vorigen Berichtsjahre hatten wir in O. Scheels Buch (JBL. 1902 N. 3388) eine Arbeit über Luthers Stellung zur Schrift zu besprechen. Im gegenwärtigen Berichtsjahre hat K. Thimme **(6467)** unter häufiger Bezugnahme auf Scheel aufs neue die Frage behandelt. Darin stimmt er mit Scheel überein, dass auch er, „nachdem er die Schrift einmal als oberste Autorität erkannt hatte", einen weiteren Entwicklungsgang bei Luther nicht mehr feststellen zu müssen glaubt. Seine Arbeit

ist deshalb auch durchaus systematisch angelegt. Aber darin weicht er entschieden von Scheel ab, dass er Luthers Stellung für durchaus einheitlich erklärt, und zwar etwa in derselben Weise, wie auch wir seinerzeit Scheel gegenüber die Lösung versucht haben. Nach Th. „deckt sich für Luther der Massstab dessen, was Christum treibet und den Glauben lehret, mit dem, was die Apostel und Propheten lehren, doch so, dass das erste sachlich übergeordnet bleibt, das zweite aber nur der menschlichen Mängel willen für uns notwendig dazu gehört. Wo beides zusammentrifft, da ist für eine Schriftaussage erst die höchste Sicherheit erreicht" (S. 87). — J. Gottschicks (6471) Ausführungen gipfeln in dem Nachweis, „dass Luthers Anleitung zur Heilsgewissheit auch heute noch für die verschiedensten Typen der Menschen den Weg zu freudiger, stetiger und sittlich tatkräftiger Heilsgewissheit zeigt". Denn selbst, wo anfangs der Versuch, auf das objektive Zeugnis des Worts und Sakraments sich zu stützen, ohne Erfolg bleibe, wirke, wenn der Suchende, nun Luthers Rat befolgend, Gott um Gewissheit bitte, der Einfluss des objektiven Evangeliums doch zu ihrer Gewinnung mit; dazu trete die in Christus verbürgte Verheissung doch nicht nur in der expressen Lehre, sondern vielmehr in der ganzen Geisteswelt der Gemeinde und den christlichen Persönlichkeiten uns entgegen; endlich könnten für alle Christen, auch für solche, die sich für durchaus selbständig hielten, Zeiten und Lagen kommen, denen sie mit ihrer Begründung der Glaubensgewissheit doch nicht gewachsen wären, und in denen sie einer zulänglicheren bedürften. Da werde Luthers Anleitung sich auch ihnen bewähren. — Von E. Fischers (6473) Geschichte der evangelischen Beichte ist der 2. Band erschienen (vgl. JBL. 1902 N. 3390). Er führt die Entwicklung weiter durch das Eingreifen Karlstadts hindurch bis zur Neubelebung des Beichtinstituts durch Luther, die F. — mit Recht — in der „Formula missae" (Ende 1523) bis zu einem prinzipiellen Abschluss gebracht sieht. Die interessanteste Phase schildert das 1. Kapitel: die Zeit von Ostern 1520 bis zum Wartburgaufenthalt. Das Unhaltbare der römischen Beichtforderungen hat Luther klar erkannt, und doch kann er sich nicht entschliessen, die vollen Konsequenzen dieser Erkenntnis zu ziehen; statt dass es zu einem radikalen Bruche komme, hofft er, dass von innen heraus das Rechte sich von selbst entwickle. So begnügt er sich vor der Hand mit einem Kompromiss. Dankbar — so lehrt er — soll jeder Christ des Beichtinstituts sich bedienen, ob es auch nur eine kirchliche Einrichtung ist; nur soll dabei kein Zwang ausgeübt und kein bis ins einzelne gehendes Beichtbekenntnis gefordert werden; auch darf das Beichtehören nicht allein als Sache der Geistlichen betrachtet werden: die Beichte vor Laien muss gestattet sein; und ein Priester, der Beichte hört, ist dann eben auch nichts anderes, als ein christlicher Bruder. Der wahre Wert der Beichte aber liegt in der rechten Herzensstellung; wo diese nicht ist, da hilft alles Beichten nichts, ja da ist es Sünde und soll nur ja unterlassen werden. Das 2. Kapitel schildert Karlstadts Eingreifen, der ohne Zaudern die Keime, die in der bisherigen Stellungnahme Luthers verborgen lagen, zur vorzeitigen Entwicklung brachte und — in der Konsequenz seiner Bemühungen um eine evangelische Abendmahlsfeier, die durch die Beichte gehindert wurde — die Beichte abschaffte. Bei der Untersuchung darüber, wie in Luthers Abwesenheit die führenden Theologen Wittenbergs zur Beichte sich gestellt haben, lässt F. vielfach auch die interessanten Flugschriften zu Worte kommen, die zur Beichte im evangelischen Sinne sich äussern: ausser den bekannteren von Jak. Strauss, Kasp. Güttel und Eberlin von Günzburg auch die von Heinr. Kettenbach, Hans von Tannenfeld und Sylv. Egranus. Das 3. Kapitel bringt den Abschluss, indem es zeigt, wie Luther bei seiner Reorganisation der Wittenberger Verhältnisse das Beichtinstitut wieder einrichtet, aber in veränderter Form und mit verändertem Inhalt, in engste Verbindung es bringend zum heiligen Abendmahl und durch ein Glaubensverhör es ersetzend, das dem Geistlichen einige Garantie für die Würdigkeit der Kommunikanten bieten sollte. Als Zeitpunkt, wann diese Neuordnung zum erstenmal in Übung gekommen ist, setzt F. das Weihnachtsfest 1523 fest. —

Ethik und Pädagogik. Chr. Geyer (6476) wendet sich gegen die Verunglimpfungen von Luthers moralischer Qualität. Er gibt Fehler und Mängel bei ihm genugsam zu, zeigt aber, dass da, wo man nur Schatten bei ihm findet, tendenziöse Geschichtsbetrachtung die Ursache ist. Dass aber gerade auch in der Geschichtswissenschaft Wahrhaftigkeit und Gewissenhaftigkeit mehr und mehr den Sieg errungen haben, darin sieht G. einen Erfolg Lutherscher Moral, den tendenziöses Suchen nach dunklen Punkten im Leben des Reformators doch nicht aufhalten könne. — N. Paulus (6479) nimmt Geyers Darstellung von Luthers Position bei der Doppelehe Philipps von Hessen in Anspruch. Luther habe überhaupt die Polygamie für erlaubt gehalten. Dass es sich dann aber jedesmal um ähnliche schwierige Lagen, wie damals beim Landgrafen, gehandelt hat, bringt P. nicht zum Ausdruck. Immer war es doch nur der Gedanke, das geringere von zwei Übeln dem schwereren

vorzuziehen, der Luther bestimmte. Wir meinen, man kann Luthers Handlungsweise in dem unglücklichen Doppelehehandel eher milder beurteilen, wenn man erwägt, dass Luther, durch die alttestamentlichen Geschichten bestimmt, überhaupt in dieser Frage schwankte, und dass er auch sonst in derartigen Konflikten ähnlich entschieden hat und nicht etwa durch schwache Rücksicht auf den Fürsten in jenem einen eklatanten Fall sich hat bestimmen lassen. Geyers Bemerkung von einem Nachwirken mittelalterlicher Anschauungen bei Luther hat P. wohl missverstanden; und Cajetans Stellung zur Polygamie scheint mir doch nicht so einwandfrei, wie P. sie hinstellt. — N. Paulus (6479) kommt dann noch einmal gelegentlich der Besprechung einer Anmerkung Enders' (N. 6462, Bd. 10, S. 80ff.) zu dem Gutachten Luthers vom 3. September 1531 über die Eheangelegenheit Heinrichs VIII. von England auf die Sache zurück. Enders hat zu dem Votum Luthers, dass er eher dem Könige erlauben würde, zwei Frauen zu haben, als sich scheiden zu lassen, bemerkt, dass der Reformator auf dieses Urteil vielleicht durch eine päpstliche Entscheidung in dieser Angelegenheit gebracht worden sei, von der der Agent Heinrichs, Gregorio Casale, berichte. P. scheint mir mit seiner Abweisung dieser Kombination recht zu haben. —

Politische und soziale Stellung; soziale Anschauungen. R. Graf du Moulin-Eckart (6484) sagt von Luther in seiner Bedeutung für das deutsche Kulturleben, dass er, mehr als Arminius, der Erretter und Befreier Deutschlands geworden sei, denn sein Geist lebe fort in der deutschen Kultur in ihrem weitesten Umfange; und der deutsche Katholik verdanke ihm eben so viel wie jeder andere, der ein freier Mann sei. Das deutsche Kulturleben sei protestantisch wie die neue deutsche Kaiserkrone; die Angriffe, die nominell gegen den deutschen Protestantismus gerichtet würden, richteten sich deshalb in Wahrheit gegen das deutsche Wesen. — H. Steinlein (6487) betont bei Luthers Stellung im Bauernkriege vor allem die eiserne Konsequenz, mit der er an seinem Prinzip festgehalten, zu widerstehen dem Teil, der Aufruhr mache, und es zu halten mit dem, der Aufruhr leide. Im Bauernkrieg selbst aber sieht er den Bankerott der mittelalterlichen Entwicklung; das Evangelium habe in seiner Einwirkung auf das Volksleben zu anderen Resultaten geführt; doch habe erst die Geschichte zeigen können, wie es allmählich sich geltend gemacht. —

Bildnisse und Denkmäler. J. Bauer (6488) berichtigt die durch verschiedene Zeitungen gegangene Meldung, dass ein neues Lutherporträt in Wittenberg aufgefunden worden sei, dahin, dass es sich um einen Kupferstich handelt, der im Jahre 1747 noch vorhanden war, 1760 bei der Belagerung Wittenbergs aber verbrannt ist, und gibt im Anschluss daran noch Nachrichten über andere Lutherbildnisse. — Derselbe (6491) bespricht Denifles in seinem oben (N. 6416) erwähnten Buche gegebene Beurteilung der Physiognomie Luthers, auf die wir bei der Anzeige des Buches nicht eingegangen sind. Er macht Denifle zum Vorwurf, dass er sein Urteil zum grossen Teil auf sehr unsicheres Material gestützt habe, auf Bilder, die unbedingt ausgeschieden werden müssten, dass er ferner die echten Bilder in schlechten Reproduktionen mitteilt und das wertvollste Bild, einen oft veröffentlichten künstlerisch hochstehenden Holzschnitt aus der späteren Cranachschule, der Luther in seinen letzten Lebensjahren darstellt, mit keinem Wort erwähne; endlich teilt er das älteste bisher bekannte Lutherbild aus dem Jahre 1519 mit. —

Dramatisierungen. Die Luther-Trilogie von Ad. Bartels (6494) enthält als ersten Teil das schon vor einigen Jahren erschienene Drama „Der junge Luther" (JBL. 1901 II 6 : 206), als zweiten die Vorführung des Reichstages zu Worms, die mit einem in der Hölle spielenden Traumbild beginnt, in dem uns auch die Päpste Alexander VI. und Julius II. begegnen; als dritten das Drama „Der Reformator", das, in den Jahren 1522—25 spielend, uns nach Wittenberg, Allstedt und Frankenhausen führt, Luther vor allem im Kampfe mit den Schwärmern zeigt und mit der Niederwerfung des Bauernaufstandes endigt. Schon diese Auswahl zeigt, dass die ganze Auffassung eigenartig ist. Manches Unhistorische oder nur halb Historische rechtfertigt sich durch die dichterische Lizenz; im ganzen ist aber bis in Einzelheiten hinein historische Treue zu erreichen gesucht. — Der von H. Mosapp (6485) für einen Volksabend dargebotene Stoff will Luther vor allem in seiner Bedeutung für das deutsche Volk als Übersetzer der Bibel, als Begründer des deutschen Kirchenliedes und als Verfasser des Katechismus vorführen. —

Ph. Melanchthon. O. Kirns (6510) wertvoller Artikel, der zuerst über Melanchthons Leben und Wirken orientiert und dann seine theologische und allgemeine wissenschaftliche Bedeutung behandelt, stellt fast eine kleine Monographie dar; er schliesst mit einem kurzen Referat über die seltsamen Wandlungen, die die Schätzung Melanchthons im Laufe der Jahrhunderte erfahren hat. Darin teilt Melanchthon ja Luthers Schicksal, dass „das Thermometer des Urteils über ihn in seinem Steigen und Fallen zugleich den Wechsel der theologischen Standpunkte zeigt, wie sie

in ihm ihren Vordermann oder ihren Geistesgenossen suchen". Luther aber konnte auch von den Gegnern noch bewundert werden und wurde bewundert, Melanchthon dagegen wurde häufig gerade darin gelobt, worin er zu tadeln ist. — G. Kawerau (6508) will nicht chronologisch die Beziehungen Melanchthons zu Luther verfolgen, sondern nur in Bestätigung oder Ergänzung der das gleiche Thema behandelnden Arbeit von Mix (JBL. 1901 II 6: 197) einige Betrachtungen über Luthers und Melanchthons Verhältnis anstellen. Dabei ergibt sich ihm, dass Luther sich in seinem Verhältnis zu Melanchthon im wesentlichen gleich geblieben ist, obgleich seine anfängliche Schwärmerei für den Freund nachher die notwendige Abkühlung erfahren musste. Weit schwieriger dagegen sei es, umgekehrt Melanchthons Stellung zu charakterisieren; sie habe ein Doppelgesicht, neben Verehrung, Bewunderung, Dankbarkeit und Pietät zeige sich Verstimmung und das Gefühl eines Druckes, mit dem Luther auf seinem Leben laste. Die Erklärung dafür findet K. in einem unablässigen und vollberechtigten Widerstand Melanchthons gegen eine liebevolle Vergewaltigung durch seinen Freund, der ihm seine Eigenart zu rauben drohte. — A. Titius (6514) gibt einen Bericht von der Einweihung und zugleich eine kurze Beschreibung des von D. Nik. Müller begründeten Melanchthonhauses in Bretten. — Die von L. Enders (6516) neu veröffentlichten beiden Briefe Melanchthons an den Öttinger und Ansbacher Pfarrer G. Parsimonius sind vom 19. Juli 1545 und 27. Oktober 1555 datiert und betreffen dogmatische Streitigkeiten, in die Parsimonius verwickelt war; ausserdem gibt E. Korrekturen zu dem Briefe Corp. Ref. IX, N. 6385. — H. Petrichs (6518) populär gehaltene Schrift weiss ihr Urteil über Melanchthons Frau, dass ihre Haupttugenden Bescheidenheit und Dienstwilligkeit gewesen, dass sie zuerst an ihren Mann und ihr Haus und zuletzt an sich selbst gedacht habe, durch eine anschauliche Lebensskizze zu rechtfertigen. —

Vertreter und Freunde der Reformation. Hier sei zuerst noch auf einige Artikel O. Clemens in den schon mehrfach erwähnten „Beiträgen zur Reformationsgeschichte" (6276) hingewiesen, die Kaspar Cruciger (S. 100 f.), Johannes Aureus (S. 55 f.), den wenig zu rühmenden Pfarrer zu Weida und Uhlstädt, Gabriel Zwilling, Andreas Kongisdorf und Anton Zimmermann (S. 40 ff., 47 ff.), lauter thüringische Reformatoren, und den kaiserlichen Herold Kaspar Storm (S. 1 ff.) betreffen, der Luther zum Wormser Reichstag zu geleiten hatte. — B. Rogges (6403a, 6511, 6528—30, 6538, 6541, 6547/8, 6593, 6599) Charakterbilder reformatorischer Männer sind besonders da dankenswert, wo sie minder Bekannte dem evangelischen Volke näher bringen, doch mussten der Vollständigkeit wegen wohl auch Luther (6403a), Melanchthon (6511) und Bugenhagen (6528) behandelt werden. R.s Urteil über Mart. Butzer (6529), das Hauptziel seines Lebens sei gewesen, unter den Evangelischen Eintracht und Frieden zu erhalten, die teuer errungene evangelische Freiheit gegen die wachsende Macht des Katholizismus zu verteidigen und zu behaupten und der evangelischen Kirche durch eine selbständige Fassung eine feste Gestaltung zu geben, sagt nicht zu viel, wenn es auch die Schattenseiten in Butzers Charakter wenigstens hätte andeuten können. Sehr warm würdigt R. den Herzog Christoph von Württemberg (6530), den Sohn des unglücklichen Ulrich; er nennt ihn das Musterbild eines guten Fürsten, verständig und voll weiser Besonnenheit, arbeitsam und ausdauernd, fromm und freimütig, gastfreundlich und freigebig, gerecht und milde. Ein ärgerlicher Druckfehler: Kadau statt Kadan ist auf S. 130 stehen geblieben. Philipp von Hessen (6593), dessen Schwächen R. offen darlegt, wird doch auch in seiner grossen Bedeutung für die Reformation anerkannt, und ihm der Ruhm gelassen, dass er vielleicht am meisten unter allen deutschen Fürsten dazu beigetragen, dem evangelischen Bekenntnis das Recht öffentlicher Anerkennung zu erringen. Auch die Urteile über Friedrich den Weisen (6541) und Johann den Beständigen (6548) sind wohl abgewogen; bei ersterem wird sein Zaudern und seine Vorsicht recht gewürdigt, bei letzterem seine Energie betont; weshalb R. Johann Friedrich von Sachsen nicht mit behandelt hat, ist nicht einzusehen. Aus den Hohenzollernfürsten hat er Johann von Küstrin (6547) ausgewählt, den zweiten Sohn Joachims I., und stellt ihn trotz seiner Fehler doch ausserordentlich hoch. — P. Tschackert (6521) hält gegen Benrath (Altpreuss. Monatsschrift XXVIII [1891], Heft 1 und 2, 5 und 6) an seinem früheren Urteil über Joh. Amandus, den Königsberger Prediger und Goslarer Superintendenten, fest, dass er vor allen Dingen ein reformatorischer Sturmgeist und sogar ein gefährlicher geistlicher Demagoge gewesen sei. — Derselbe (6533) veröffentlicht einen ungedruckten Bericht des Corvinus vom Kolloquium zu Regensburg (1541), der als „neues interessantes Stimmungsbild vom Regensburger Reichstage" dem schon von T. im „Briefwechsel des Corvinus" (JBL. 1901 II 6: 322) N. 121 abgedruckten Privatbrief des letzteren an den Pfarrer Severus Kannengiesser in Lichtenau in Hessen gleichwertig an die Seite tritt. — Die von O. Clemen (6532) in Ergänzung des eben genannten Briefwechsels mitgeteilten Briefe Corvins

sind an den Rektor Leonhard Crispinus in Homberg gerichtet. — Das von Th. Brieger in den „Kirchengeschichtl. Studien, Herm. Reuter zum 70. Geburtstage gewidmet“ (1888) S. 312 ff. erwähnte Glaubensbekenntnis des Kurfürsten Johann von Sachsen, das dieser vor dem Augsburger Reichstage dem Kaiser hat überreichen lassen, erweist C. Stange (6549) als eine dürftige, an einzelnen Stellen verkürzte Übersetzung der Schwabacher Artikel, verkennt aber nicht die Bedeutung der Tatsache, dass der Kurfürst unmittelbar vor dem Beginn des Reichstages noch mit dem Kaiser verhandelt, und zwar — möglicherweise auch vor seinen Theologen — geheim verhandelt hat. — Die Rede F. Nippolds (6556), zum 400jährigen Geburtstage Johann Friedrichs des Grossmütigen von Sachsen gehalten, will zeigen, dass im Grunde nicht dieser der Besiegte gewesen, sondern dass zuletzt der scheinbar siegreiche Kaiser unterlegen ist, und dass der erhebende Einfluss der treuen Bekennerschaft des Fürsten bis in die heutigen Tage fortwirkt; vor allem würdigt N., geistreiche und scharfsinnige Beziehungen nach allen Seiten hin anknüpfend, dabei auch die Sorge des Gefangenen um die Gründung einer neuen Stätte höherer Bildung in den ihm gebliebenen Ländern, damit gerade die Universität Jena zu pietätvollem Gedächtnis auffordernd. — K. Hauck (Karl Ludwig, Kurfürst von der Pfalz. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1903. IX, 334 S. M. 5,00) schildert, mit historischer Treue eine ansprechende Darstellung zu verbinden strebend, das Leben des Sohnes des unglücklichen Winterkönigs, Karl Ludwigs von der Pfalz. Nachdem er seine Jugendjahre dargestellt, die er mit den für Karl Ludwig so enttäuschenden Ergebnissen des Westfälischen Friedens schliesst, behandelt er ihn als Reichsfürsten, als Landesherrn und als Persönlichkeit. Als Reichsfürsten nimmt er ihn gegen den Vorwurf der Vaterlandslosigkeit und des Verrates in Schutz, den auch wohl nur der erheben kann, der die über die Massen schwierigen Verhältnisse, in die Karl Ludwig hineinkam, und die ihn durch sein ganzes Leben begleitet haben, nicht zu würdigen weiss. In der Verwaltung seines Landes sehen wir ihn einen weitschauenden Blick bewähren, aber auch hier war der Erfolg mehr Enttäuschung, als wirkliche Frucht: „sein ganzes Leben hatte er gesorgt und gearbeitet, um durch Ersparnisse in allen Zweigen des Staatswesens Einnahmen und Ausgaben in Einklang zu bringen, und doch hinterliess er die Pfalz tiefverschuldet, und nur geringe Barmittel fanden sich in der Staatskasse, als er die Augen für immer geschlossen hatte“ (S. 239); erst unter Max Joseph (gest. 1825), dem letzten Kurfürsten aus dem Wittelsbacher Stamme, begannen die Träume sich zu erfüllen, die Karl Ludwig geträumt hatte. Dass die traurigen Schicksale, die der Kurfürst erlebte, auch auf seine Persönlichkeit ihre Schatten warfen, ist begreiflich; vor allem zeigt sein herber Charakter sich in seinem Verhältnis zu den Seinen; seine ablehnende Haltung seiner Mutter gegenüber, die man ihm oft besonders zum Vorwurf gemacht hat, ist freilich mehr in dieser, als in ihm begründet (S. 243 ff.); aber sein hartes Verhalten gegen seinen Bruder Rupprecht, den er von den Toren des Heidelberger Schlosses fortweisen liess, muss äusserst abstossend wirken (S. 256). Und doch war auch hier der eigentliche Grund die Sorge für sein Land, für das er eine zu schwere Belastung befürchtete, wenn der Bruder eine eigene Hofhaltung im Lande begründen würde. Zuletzt muss man doch eine tiefe Hochachtung empfinden vor dem Manne, der in treuer Pflichterfüllung seinen Weg gegangen ist, und der gleiche Entsagung, wie er sie geübt, in oft übergrosser Härte auch von denen verlangte, denen er zu gebieten hatte (S. 290). Man wird H. recht geben, dass da, wo Karl Ludwig gefehlt, doch die Shakespearesche Entschuldigung auch für ihn gilt, dass mehr an ihm gesündigt ist, als er gesündigt hat. Dem ganzen Charakter des Buches nach sind die Einzelheiten durchweg in die Anmerkungen am Schlusse verwiesen; H. verspricht aber noch einen zweiten Band, in dem „mancherlei, was in der vorliegenden Biographie nur kurz gestreift und berührt werden konnte, ausführlich dargestellt und vertieft werden soll“. Jeder, der aus dem schönen Buche Interesse an dem vielgeprüften und auch vielgeschmähten Kurfürsten gewonnen, wird der in Aussicht gestellten neuen Publikation mit Spannung entgegensehen. — Unter den zahlreichen hierher gehörigen Artikeln der RPTh. heben wir vor allem G. Kaweraus sorgfältige Beiträge hervor. Drei von ihnen, der über Major (6567) — der auch einen präzisen Überblick über den majoristischen Streit gewährt —, und die über Friedrich Mykonius (6586) und seinen Nachfolger in Gotha, Justus Menius (6577), stellen in der Kürze einen wichtigen Ausschnitt aus der Reformationsgeschichte Thüringens dar, während der Artikel über Andreas Musculus (6584) in die gnesiolutherischen Streitigkeiten des ausgehenden Reformationsjahrhunderts hineinführt. — G. Loesche (6572) gibt auf Grund seiner grossen Biographie (JBL. 1895 II 6: 151) ein vortrefflich orientierendes Lebensbild von Johannes Matthesius, dem ersten Lutherbiographen, dem Reformator Joachimsthals und machtvollen Prediger. — Die übrigen Artikel betreffen kleinere Geister der Reformationszeit, so der Artikel Ed. Simons' (6583) über den

Erasmianer Johannes Monheim (gest. 1564); die Artikel F. Lezius' (6580–81) über die Gebrüder Mörlin, die beide, weil sie in den dogmatischen Streitigkeiten ihrer Tage eine vermittelnde Stellung einzunehmen trachteten, vielfach verlästert worden sind, die harten Urteile aber nicht verdienen, die man über sie gefällt hat, die beide um das Konkordienwerk sich verdient gemacht, und von denen der ältere, Joachim, in Niedersachsen und Preussen, der jüngere, Maximilian, vor allem in Koburg gewirkt hat; oder der Artikel O. Albrechts (6574) über Nikolaus Medler, den Reformator Naumburgs, der besonders auf pädagogischem Gebiet sich ausgezeichnet, der Artikel P. Grünbergs (6569) über den strengen Strassburger Lutheraner Johannes Marbach (gest. 1581) und der Hadorns (6585) über den gelehrten Reformierten Wolf. Musculus (gest. 1563), der in Augsburg und Bern wirkte; andere Artikel führen zum Teil schon tief in das 17. Jahrhundert hinein: A. Hauck (6575) behandelt den gelehrten Wittenberger Balthasar Meisner (gest. 1626), E. Preuschen (6578) den Giessener Professor Balthasar Mentzer, der, fast wider Willen in die theologischen Streitigkeiten seiner Tage verstrickt, sein Leben in Polemik verzehrt hat; Iken (6570) den Matth. Martinius, die Hauptzierde des Gymnasium illustre zu Bremen; C. Bertheau (6576) den Rupert. Meldenius, den wahren oder nur pseudonymen Verfasser der „Paraenesis votiva" (ca. 1630), in der vielleicht zuerst der berühmt gewordene Spruch sich findet: „in necessariis unitas, in non necessariis libertas, in utrisque caritas"; Henke (6579) endlich den Joh. Matth. Meyfart (gest. 1642), den Direktor der Koburger Hochschule, einen der trefflichsten Frühpietisten und Vorläufer Speners. — Auf Grund reichen Quellenmaterials schildert H. Brunner (6588) das Leben des Theophilus Neuberger (gest. 1656), der, aus der Kurpfalz stammend, während des dreissigjährigen Krieges als Superintendent der Diözese Kassel wirkte und auch literarisch sich vielfach betätigt hat. — G. Bossert (6592) weist nach, dass die bisherige Annahme, der am 24. Juni 1524 aus Kenzingen vertriebene und bald darauf nach Neckarsteinach berufene Prediger Jakob Otter sei Ende Februar oder Anfang März 1527 vom Kurfürsten Ludwig von der Pfalz von dort verjagt worden, unhaltbar ist, und folgert aus der Stimmung am pfälzischen Hofe im Februar und März 1529, dass jener Eingriff in die Rechte Hans Landschads von Steinach damals erfolgt ist. — Zu seiner Lebensskizze des Joh. Piscatorius (JBL. 1902 N. 3507) bringt Fr. Keidel (6594) einige Ergänzungen, indem er wahrscheinlich macht, dass Piscatorius in Basel studiert hat, und indem er seine schon früher vermutete Identität mit Hans von Mambra feststellt. — O. Clemen (6595) stützt die Annahme, dass hinter dem Henr. Phoeniceus, dem Verfasser einer Schrift, die durch die Bannbulle beunruhigte Gemüter zurechtzuleiten bestimmt war, Urb. Rhegius zu suchen sei, durch neue — wie mir scheint — sichere Indizien, teilt die Schrift im Auszuge mit und macht auf ihre eventuelle grosse Bedeutung für die Biographie des Rhegius aufmerksam. — C. W. Sillem (6606) beginnt aus den Schätzen der Kirchenbibliothek der Hamburger Katharinenkirche die Briefsammlung des hamburgischen Superintendenten Westphal zu veröffentlichen, die an letzteren gerichtete Briefe von Matth. Flacius, Joh. Draconites, Herm. Hamelmann, Joh. a Lasco, dem Lüneburger Schulmann Luk. Lossius, dem Frankfurter Buchdrucker Peter Braubach, Joh. Freher usw. aus den Jahren 1530—58 enthält. Zum weitaus grössten Teil sind die Briefe bisher noch ungedruckt. Westphal, den wir sonst als äusserst berüchtigten Streittheologen kennen, tritt uns hier vielfach in freundlicher Weise nahe; wir sehen, wie er armen Studenten Unterstützungen gewährt, wie er nicht nur in Fragen der rechten Lehre, sondern auch in Dingen des täglichen Lebens seinen Freunden und Schutzbefohlenen ein Berater ist, wie er an ihren häuslichen Angelegenheiten warmen Anteil nimmt; und so gewinnt sein Bild eine mildere Färbung. 19 Briefe betreffen den sogenannten Frederschen Handel, den berüchtigten Ordinationsstreit Freders mit dem Generalsuperintendenten Knipstro; wenn sie auch nicht gerade neue Aufschlüsse bringen, so sichern sie doch Freders Charakter gegen verdächtigende Urteile, die wohl gegen ihn laut geworden sind. Überhaupt werden bedeutsame Neuigkeiten nicht durch die Briefe erschlossen, aber die Zeit, aus der sie stammen, durch Einzelzüge zu illustrieren, sind sie sehr geeignet. —

Territorial- und Lokalgeschichte: Anhalt. Die von W. Schubart (6608) über Ortschaften der heutigen Ephorie Ballenstedt gebrachten Nachrichten betreffen vor allem Ballenstedt selbst, über das vortreffliches urkundliches Material zu Gebote steht. Die ersten sicheren Nachrichten datieren aus dem Jahre 1297, dann begegnen uns mehrere aus dem 15., zahlreicher werden sie aus dem 16. Jahrhundert, aus dem ein inhaltreiches Kirchenregister vorliegt. Genaue Dienstanschläge des Pfarrers, des Kaplans und der Küsterei aus jener Zeit sind wertvolle Aktenstücke. Schätzenswerte Nachrichten werden auch zur Geschichte der Abschaffung des Exorzismus aus dem Ende des 16. Jahrhunderts beigebracht (S. 163 ff.), und besonders interessant sind aus derselben Zeit die genauen Berichte

über die Einführung des reformierten Bekenntnisses in Ballenstedt. Auch aus Hoym erhalten wir einen genauen Dienstanschlag aus dem Jahre 1552 und aus Oppenrode urkundliche Nachrichten über die Bestellung des ersten evangelischen Pfarrers Lamp. Otting im Jahre 1532. —

Baden. E. Eglis **(6611)** Artikel ist ein warmer Appell, die handschriftlich auf der Züricher Stadtbibliothek vorhandene Chronik über die Einführung der Reformation in Konstanz von dem damaligen Stadtschreiber Jörg Vögeli zum Druck zu befördern. Das heute katholische Konstanz hat kein Interesse daran; so müssen andere darauf Bedacht nehmen. Sie reicht von 1519—1531. Nach Zürich ist sie gekommen, weil ihr Verfasser 1548 Konstanz verlassen und nach Zürich flüchten musste, wo er erst 1562 gestorben ist. Der Wert der Chronik wird am besten durch das Urteil des Antistes Breitinger über sie klar, das in einem ihr am Schlusse beigebundenen Briefe des letzteren enthalten ist. „Der dis buch geschriben", sagt er, „ist nach allen anzeigungen gewäsen ein yferiger, hochverstendiger und redlicher mann, der das synige by dem nammhaften werk der christenlichen Reformation wol auch gethon haben wirt." —

Bayern. F. Roth **(6614)** bringt seine Reformationsgeschichte der Stadt Augsburg zu Ende. Was vom 1. Bande (JBL. 1901 II 6 : 277) galt, gilt auch von diesem: auf Grund sorgfältigster Forschungen gearbeitet, von sorgsam abwägendem Urteil, gehört das Buch unzweifelhaft zu den klassischen Werken der Reformationsgeschichtsschreibung. Die etwas seltsame chronologische Angabe des Titels bedeutet, dass R. zunächst die eigentliche Durchführung der Reformation in Augsburg bis zu Ende — bis zum Jahre 1537 — gibt und dann aus den folgenden Jahren bis 1540 noch ihre Folgen und Nachwirkungen in den inneren kirchlichen Verhältnissen aufweist. Es sind noch bewegte Jahre, die R. an uns vorbeiführt. Er beginnt mit einer Übersicht über die politische Lage nach dem Reichstag zu Augsburg; dann folgt die Verdrängung der Lutheraner aus der Stadt und der Sieg der reformierten Strömung; darauf Schwenckfelds Auftreten in Augsburg und darnach die eigentliche Einführung der Reformation im Jahre 1534, die dann aber noch durch die Wittenberger Konkordie gefestigt wird und erst mit dem Anschluss der Stadt an den Schmalkaldischen Bund und mit der Auswanderung des katholischen Klerus (1537) ihren Abschluss erreicht. Zahlreiche urkundliche Belege bietet R. dar, dadurch den Wert seines Buches erhöhend, z. B. die Rechtfertigungsschrift Schwenckfelds an den Rat vom Jahre 1534, verschiedene Urkunden zur Augsburger Kirchenordnung von 1537, wiedertäuferische Urkunden aus den Jahren 1535 und 1539 usw. — Derselbe **(6616)** bringt zur Einführung der Reformation in der zum Bistum Augsburg gehörigen Stadt Füssen, die aber nur acht Monate (Juli 1546 bis Februar 1547) evangelisch gewesen ist, wertvolle Urkunden bei: ein Schreiben des dortigen evangelischen Prädikanten Joh. Flinner an den Rat von Augsburg, die Antwort des Rates darauf und ein Schreiben des Rates von Augsburg an den Rat von Kaufbeuren. — F. Herrmann **(6617)** ergänzt den Lebensgang des Miltenberger Reformators Joh. Drach (vgl. JBL. 1897 II 6 : 266) beziehungsweise die kurze Darstellung der reformatorischen Bewegung in Miltenberg in der Einleitung zu Luthers Trostbrief an die Miltenberger im 15. Bande der Weimarischen Ausgabe (S. 54 ff.) durch Nachrichten vor allem aus dem 4. Bande der Gamans-Severusschen Fragmente auf der Stadtbibliothek in Mainz. Namentlich erhalten wir direkte Referate aus Drachs Predigten, erfahren Näheres über seinen Streit mit den Altaristen und werden auch über den Prozess gegen Drachs Kaplan, Ant. Scherpfer, näher unterrichtet. — R. Herold **(6621)** fährt in der Geschichte der Schwarzenberger Pfarreien (JBL. 1899 II 6 : 317) fort und behandelt diesmal die Gemeinde Hüttenheim. Es sind die Zeiten der Gegenreformation, die er uns auf Grund guten Materials anschaulich vorführt; zugleich werden dabei über die Besetzungsverhältnisse wertvolle Mitteilungen gemacht. —

Brandenburg. In die Markgrafschaft Brandenburg führt uns K. Schornbaum **(6615)** und beantwortet mehrere Fragen zur dortigen Reformationsgeschichte. Aus einem Briefe Georg Voglers an den Hochmeister Albr. von Preussen weist er nach, dass der erste evangelische Gottesdienst in Ansbach am 9. April 1525 und zwar durch Rurer gehalten worden ist; dann zeigt er, dass Markgraf Georg vor dem bekannten Landtage am 2. und 3. März 1528, auf dem er erklärte, dass das Evangelium lauter und rein im Lande gepredigt werden solle, nicht — wie oft behauptet worden ist — noch einen anderen gehalten hat, sondern dass jener sein erster gewesen ist; endlich bringt er einige Briefe des Kurfürsten Joachim I. und Herzogs Georg von Sachsen an den Markgrafen Georg nebst den Antworten des letzteren bei, die über Georgs persönlichen Glaubensstand Licht zu verbreiten geeignet sind. — P. Steinmüller **(6622)** weist in das eigentliche Brandenburg und zeigt, wie die Reformation in die Kurmark Eingang gefunden. Nach einem Überblick über die kirchlichen Zustände um 1535 und Joachims I. Bestrebungen, das römische

Kirchenwesen seinem Lande zu erhalten, legt er zunächst Joachims II. eigene Entwicklung bis zu seinem Regierungsantritt und seine Bemühungen um den kirchlichen Frieden (s. oben N. 6294) dar, dadurch seine Bestrebungen um Einführung der Reformation innerlich vorbereitend. Bei dieser selbst, für die ihr ruhiger legaler Verlauf charakteristisch ist, handelt es sich vor allem um die vom Kaiser sogar provisorisch genehmigte Kirchenordnung und um die von Joachim angestellte Visitation. St. verkennt die Mängel nicht, die der brandenburgischen Reformation anhaften und die sie in den interimistischen Streitigkeiten bald wieder ernstlich gefährden, er zeigt aber auch, dass nicht zuletzt Politik die treibende Kraft bei Joachim gewesen ist, sondern dass es ihm wirklich um das Evangelium zu tun war. —

Elsass, Ermland, Hamburg, Hannover. C. Borchling **(6629)** teilt aus einem alten handschriftlichen Sammelbande zur Geschichte Hildesheims, der im Hildesheimer Stadtarchiv aufbewahrt wird, ein bisher unbekanntes, nur in hochdeutscher Fassung uns erhaltenes Streitlied der Hildesheimer Protestanten mit und versucht zugleich seine niederdeutsche Rekonstruktion. Es wäre dankenswert gewesen, wenn B. auch die näheren Nachweisungen aus der Lokalgeschichte, von denen er S. 238 sagt, noch gleich gebracht und diese nicht erst besseren Kennern der Hildesheimer Geschichte überlassen hätte. —

Hessen. Th. Koldes **(6634)** Artikel über das Marburger Religionsgespräch, der in gedrängter Kürze die Hauptpunkte präzis und lichtvoll zur Darstellung bringt, ist so recht geeignet, den seltsamen Verlauf des Gesprächs klar zu machen, von dem beide Parteien den Eindruck des Sieges mit fortnahmen. — J. R. Dieterich **(6635)** bringt seine Reformationsgeschichte von Oppenheim (JBL. 1902 N. 3455) zu Ende. Er schildert zuerst die Reformation im Kloster Marienkron (1565), zeigt dann, wie Oppenheim seine Religionsfreiheit gegen den Kurfürsten Friedrich III. von der Pfalz zu verteidigen und seiner Einführung des reformierten Bekenntnisses gegenüber das lutherische zu halten sucht, wie es aber dabei unterliegt, und gibt abschliessend einen Überblick über die weiteren wechselvollen konfessionellen Schicksale der Stadt und der Pfalz. Von S. 91 an endlich druckt D. die von ihm benutzten auf die Reformation in Oppenheim bezüglichen Urkunden ab, die, wie es scheint, von offizieller Hand vereinigt in der Bodmann-Habelschen Sammlung im Münchener Reichsarchiv als N. 85 vorliegen. —

Masuren, Mecklenburg, Oldenburg. L. Schauenburg **(6638)** hat uns mit dem Schlussbande seiner „100 Jahre oldenburgischer Kirchengeschichte" beschenkt, eines Werkes, dessen die oldenburgische evangelische Kirche sich von Herzen freuen darf. Er behandelt zuerst die Kultur- und Sittengeschichte, sowohl nach ihrer positiven, wie nach ihrer negativen Seite. Er greift zurück in vorreformatorische Zeit, um dann die durch die Reformation bewirkte Wandlung zu würdigen, und lässt dabei keine Volksschicht unbeachtet; die Grafenhäuser, die Beamten, die Gemeinden sehen wir in lebensvollen Charakterbildern unter Zusammentragung einer Fülle biographischen Stoffes geschildert. Es folgen die sittlich-religiösen Missstände, das Zurücktreten des kirchlichen gegen das kirchenpolizeiliche Interesse, der Aberglaube, das Fluchen und Schwören, das Zauber- und Hexenwesen, die Entheiligung des Sonntags, Missbräuche bei Hochzeits- und Leichenfeiern usw. Dann behandelt Sch. die kirchlichen Rechtsverhältnisse, den Organismus und die Organe der Kirche, ihre Verwaltung in Gesetzgebung, Aufsichtsrecht, Gerichtsbarkeit, Straf- und Disziplinarsachen und Gebührenwesen. Endlich wirft er, seine enge Verwandtschaft mit den religiös-sittlichen Anschauungen betonend, auch noch einen Blick auf das profane Recht, wobei die Rechtsquellen, der Unterschied der friesischen und sächsischen Rechtsentwicklung usw. untersucht werden. —

Pommern und Posen. Auch A. Uckeley **(6639)** beginnt die Reformationsgeschichte von Greifswald mit einem Rückblick ins Mittelalter, um dann zunächst die rechtlichen und sozialen Verhältnisse der Stadt in ihrem hemmenden und fördernden Einfluss auf das erste Aufkommen evangelischer Gedanken zu schildern. Hemmend wirkte die grosse Finanznot der Stadt, die den Rat vor Neuerungen zurückschrecken liess, und die ringsum sich zeigende Verquickung der evangelischen Regungen mit Aufruhrgedanken; förderlich dagegen das Eindringen der neuen Richtung in die Universität und der rege Verkehr mit dem seit 1525 evangelischen Stralsund. So beginnt denn um diese Zeit auch die erste evangelische Verkündigung in Greifswald durch Peter Suave und Hermann Bonnus, 1531 wird die Reformation durch Knipstro eingeführt und 1535 durch Bugenhagens Wirksamkeit befestigt, wie unter reichlicher Mitteilung aus den Quellen von U. geschildert wird. Eine von diesen, die „Brevis Designatio" des Greifswalder Professors und Superintendenten D. Jakob Runge (gest. 1595), die eine Reformationsgeschichte Pommerns in den Hauptzügen darbieten sollte, bringt A. Uckeley **(6596 a)** auch in extenso zum Abdruck. — Der Ausschnitt aus der pommerschen Reformationsgeschichte, den E. Beintker

(Beiträge zur Geschichte der Reformation in Pommern [Fortsetzung]: Baltische Studien. Neue Folge. 6, 1902, S. 29—42 und 159—64) uns darbietet, behandelt die auf dem Landtage zu Treptow a. R. 1535 vorgebrachten Beschwerden des Adels (S. 65 ff.) und die Antwort der Fürsten darauf (S. 29 ff.), die beide in urkundlicher Fassung dargeboten werden; sie haben mit der Reformation einen direkten Zusammenhang eigentlich nicht und werden hauptsächlich deshalb unter dem gewählten Titel mitgeteilt, weil sie zu jenem bedeutsamen Landtage gehören; doch kommen sie immerhin indirekt für den Verlauf der Reformation in Pommern in Betracht. — Eine Presbyteriologie, um die man die pommersche Landeskirche beneiden muss, beginnt H. Moderow (**6641**) herauszugeben, indem er zunächst den Regierungsbezirk Stettin erscheinen lässt. Zurückgehend auf die Sammlungen des Stettiner Pastors Joachim Bernhard Steinbrück (gest. 1789) und seines Sohnes und Nachfolgers Joh. Joachim (gest. 1837), verzeichnet das Buch sämtliche evangelische Geistliche des genannten Bezirks seit der Reformation. Die Anordnung ist zunächst alphabetisch nach den einzelnen Synoden; innerhalb dieser jedoch teils nach der geographischen Lage. Über jede Synode wird das Wichtigste über ihre Entstehung und Zusammensetzung, über die Zahl der ihr eingegliederten Pfarren usw. mitgeteilt, und auch über jede Pfarre und ihre Filialen werden historisch-statistische Nachrichten gegeben. Die Pfarrer werden natürlich in chronologischer Folge aufgeführt, die ihnen beigefügten biographischen Notizen sind naturgemäss von sehr verschiedenem, sehr grossem bis ganz geringem Umfange, doch erstrecken sie sich durchweg bis auf die Pfarrfrauen und Verwandtschaftsverhältnisse, die ja, abgesehen von anderem, namentlich auch hinsichtlich des Urteils über die soziale Stellung der Pfarrer nicht ohne Bedeutung sind. Ein gewaltiges kultur- und lokalgeschichtliches Material ist so zusammengetragen, das in erster Linie der Kirchengeschichte, dann aber, weil so viele bedeutende Männer gerade aus den Pfarrhäusern hervorgegangen sind, auch der Profangeschichte befruchtend, anregend und vielfach aufklärend dienen wird. —

Danzig. Nachträglich sei hier auf die schon dem vorigen Berichtsjahre angehörige kurze Reformationsgeschichte Danzigs von H. Freytag (JBL. 1902 N. 3502 a) hingewiesen. Es ist ein reicher Stoff, der hier in kurzen Zügen uns vorgeführt wird; aus Sturm und Aufruhr geboren, findet die erste Danziger Reformation trotz ihrer anfänglichen Erfolge durch die Unterdrückung durch den König von Polen doch bald ein blutiges Ende (1526). Aber gerade darin, dass sie nach dieser einen neuen Anlauf nimmt, zeigt sich, dass sie trotz aller ihr anhaftenden Mängel und trotz ihrer Verquickung mit politischen Ideen dennoch echt gewesen ist. Pankratius Klemme (gest. 1546) wird nun der eigentliche Reformator Danzigs. Mit ihm beginnen die Jahre der Konsolidierung, die dann in einer evangelischen Ordnung und der Gründung eines Gymnasiums sich vollendet, bis durch die „Cautio de religione" (1577) die evangelische Kirche Danzigs auch die königliche Bestätigung findet. —

Sachsen und Thüringen. Ebenso wie in seiner „Geschichte der Reformation in Goslar" (JBL. 1902 N. 3476) lässt G. Hölscher (**6656**) auch, indem er die Einwirkung des Interims auf Goslar (1548) schildert, die Quellen selbst reden; sie zeigen das ängstliche Bemühen des Rats, teils der drohenden teilweisen Rekatholisierung sich zu entziehen, teils es doch auch mit dem Kaiser nicht zu verderben, eine Politik, die schliesslich glücklich für Goslar verlaufen ist. Anhangsweise gibt H. das interessante Bedenken der Goslarschen Theologen gegen das Interim in extenso. — G. Kaweraus (**6661**) Artikel über den Naumburger Fürstentag (1561) hebt in klarer Gliederung die Hauptpunkte der Verhandlung, über die Confessio Augustana und über das Konzil, heraus und findet als eigentliches greifbares Ergebnis des Tages den gemeinsamen Protest der evangelischen Fürsten gegen Papst und Konzil, der aber an Gewicht verliert, weil gerade jetzt durch den Übertritt Friedrichs III. von der Pfalz der Zwiespalt im evangelischen Lager klar zutage tritt. — Eine schöne Arbeit ist G. Planitz' (**6663**) Reformation in den Ämtern Rochlitz und Kriebstein, die, der Herzogin Elisabeth, einer Schwester Philipps von Hessen als Wittum verschrieben, vorher schon der Reformation zuneigend, unter ihrem Schutz offen zur evangelischen Sache sich bekennen durften. P. gibt nicht nur den äusseren Gang der Ereignisse, er führt auch in die innere Entwicklung ein und beginnt vor allem mit einer klaren Darlegung der rechtlichen Verhältnisse. —

Schlesien, Schleswig-Holstein. B. Maydorn (**6667**) zeichnet in ansprechender und gewandter Weise Bilder aus der schlesischen Reformationsgeschichte für Jugend und Volk. Aus dem Jahrhundert der Reformation speziell schildert er den Einzug der Reformation in Breslau, Herzog Friedrichs II. von Liegnitz Stellung zur Reformation und den Markgrafen Georg als Schirmherrn der Reformation in Oberschlesien; darauf schlesische Schulen im Reformationszeitalter,

ferner Kämpfe und Siege der Reformation bis 1555 und die Abwehr der Anfänge der Gegenreformation. Die zweite Hälfte des Büchleins ist dieser letzteren gewidmet. Die Bedrängnisse im dreissigjährigen Kriege, die „Bekehrungen" der Lichtensteiner, die Standhaftigkeit der Löwenberger Frauen und noch einige Episoden werden uns vor Augen geführt, den heutigen Evangelischen Schlesiens zu Nutz und Mahnung. — C. Rolfs (6668) erinnert durch seinen instruktiven Aufsatz über das Vikarien-, Zeiten- und Memorien-Register der Kirche zu Heide vom Jahre 1538 uns gleich an den Märtyrer des evangelischen Bekenntnisses Heinrich von Zütphen; doch vermutet man zunächst nicht, wie mancherlei Aufschlüsse das Register noch über ihn und sein Ende gibt. Nicht nur über die Persönlichkeiten, die die letzten Lebenstage und -stunden Heinrichs gesehen haben — z. B. über M. Johann Svicke, in dessen Keller er die Nacht vor seinem Tode gefangen gehalten wurde, oder über Johann Holen, der ihn, als das Feuer nicht brennen wollte, mit einem Fausthammer erschlug — erfahren wir manche Einzelheiten, auch die Örtlichkeit seines Todes tritt uns deutlicher vor Augen; wir können z. B. mit ziemlicher Sicherheit das Haus der Frau feststellen, die Heinrich auf seinem Todesgange beweinte und von ihm angeredet wurde. Aber auch in anderer Hinsicht enthält das Register wertvolles Material; so gibt es Andeutungen über die kirchliche Gemeindeverfassung in Dithmarschen, beweist, dass auch nach Einführung der Reformation noch Memorienstiftungen in alter Weise vorkamen, die katholische Denkweise also nicht nur gezeigt, sondern auch noch geduldet wurde, und gibt einen Beleg dafür, dass der Zölibat von den niederen Geistlichen nicht überall gehalten worden ist. —

Westfalen, Waldeck. Hier ist noch die erst nachträglich in meine Hände gekommene vortreffliche Waldeckische Reformationsgeschichte von V. Schultze (JBL. 1902 N. 3500) zu nennen. Wie so oft, ist auch in Waldeck der eigentliche Reformator nicht aus dem Lande selbst hervorgegangen; Joh. Hefentreger, der Reformator Waldecks, gräzisiert Trygophorus, ist geborener Hesse. Im Verein mit seinem Herrn, dem Grafen Wolrad, war es sein Lebensziel, eine einheitliche gesicherte lutherische Waldeckische Landeskirche zu schaffen, und gerade zur organisatorischen Arbeit und praktischen Erfassung der Aufgaben war er besonders befähigt. Auf diesem Gebiete lagen auch seine schriftstellerischen Leistungen. Sch. zählt als von ihm verfasst auf eine Agende, einen Katechismus (vgl. darüber noch besonders S. 279 ff.) nebst Haustafel, Gebete, Lieder und Antiphonar. Aber überhaupt gehen die kirchlichen Ordnungen Waldecks im Reformationsjahrhundert auf Hefentreger zurück. Ein ganz besonderer Vorzug des Sch.schen Buches ist es, dass wir über sie eingehende Nachrichten erhalten; ja, wohl die Hälfte des Buches ist ihrer sorgfältigen und genauen Darstellung gewidmet. Über die Kirchenordnung und die kirchliche Gliederung des Landes und über den Kultus werden wir aufs beste instruiert. Doch auch auf die sittlich-religiösen Zustände geht Sch. ein und liefert damit einen wertvollen Beitrag zur Kulturgeschichte der Reformationszeit; Unsitten und Aberglaube, Sonntagsfeier und Armenwesen, geistliche Schauspiele und Schulkomödien, das Schulwesen überhaupt und Volkskrankheiten, alles zieht Sch. in den Kreis seiner Darstellung, dadurch ein lebensvolles Bild jener Tage dem Leser vor Augen führend. Von ganz besonderem Interesse sind auch die 56 dem Buche eingefügten, selbstverständlich alle urkundlichen Abbildungen, in deren Auswahl man vielfach den gewiegten Kunsthistoriker erkennt, die aber vielfach auch keinen anderen Zweck verfolgen, als die anschauliche Darstellung des Buches zu unterstützen. So war es ein vortrefflicher Griff, dem schönen Kapitel über den geistlichen Stand, das eine kleine Kulturgeschichte der waldeckischen Pfarrhäuser in der Reformationszeit darstellt, auch die Abbildung eines damals gebauten Pfarrhauses hinzuzufügen; die Gestalt seines Erbauers und ersten Bewohners, Dietr. Nik. Rafflenboel, der über die Tür den Spruch Maleachi 2, 7 schrieb: „Labia sacerdotis custodient scientiam", wird uns dadurch menschlich näher gebracht. Dem waldeckischen Lande ist mit dem Buche ein schönes Geschenk gemacht. —

Württemberg. Die von K. Schornbaum (6672) veröffentlichten Aktenstücke aus der Geschichte der Pfarrei Wiesenbach beziehen sich auf die äusseren Verhältnisse dieser Pfarrei, namentlich auf das Einkommen, und zeigen im ganzen ein recht trübes Bild; sie bestehen u. a. in zwei Briefen des Pfarrers Joh. Baurschmidt an den Markgrafen Georg Friedrich und seinen Kanzler aus den Jahren 1561 und 1562 und aus einem auch kulturgeschichtlich interessanten Ausgabenverzeichnis jenes. — Die Aktenstücke, die H. Hermelinck (6674) über die Behandlung der Kirchengüter in Württemberg veröffentlicht, sind vor allem als juristische Kundgebung zu jener Frage bedeutsam; das erste ist mehr prinzipiell gehalten und stellt in Abweichung von den einschlägigen Gutachten Luthers, die die weltlichen Herren für verpflichtet erklären, der geistlichen Güter sich anzunehmen, fest, dass die weltlichen Herren dazu berechtigt sind; das zweite Aktenstück gibt

über die praktische Regelung der Frage dankenswerte Aufschlüsse. — Der Brief des Lizentiaten Kraus, Pfarrers in Wurzach, den G. Bossert (6677) mitteilt, ist an Dr. Justinian Moser in Speier gerichtet und füllt eine Lücke in der Esslinger Reformationsgeschichte aus, indem er zeigt, welche Anstrengungen das Speierer Domkapitel machte, um an die Stelle des den Verhältnissen gewichenen Balth. Sattler einen mehr der Lage gewachsenen altgläubigen Pfarrer nach Esslingen zu bringen, den es in dem Schreiber unseres Briefes meinte gefunden zu haben. — Der Artikel A. Schweizers (6681) über das Kolloquium von Mümpelgart, der kurz die Hauptpunkte der Verhandlungen (die Abendmahlslehre, die Lehre von Christi Person, von der Taufe, von den Bildern in den Kirchen und von der Gnadenwahl) heraushebt, ist unverändert aus der 2. Auflage der RPTh. übernommen. —

Österreich-Ungarn. M. Vorbergs (6654) Roman, der auf Grund guten Quellenmaterials (vgl. z. B. Enders, Luthers Briefwechsel IX, N. 2025) die Auswanderung Martin Lodingers aus Gastein um des Glaubens willen schildert und sehr gut den Ton des damaligen Chronisten zu treffen weiss, deshalb auch längst zu den anerkannten Büchern gehört, ist in 4. Auflage erschienen. —

Schweiz: Zwingli und seine Anhänger. H. Baiter (6701) berichtet über Zwinglistätten in Alt-Zürich und nennt als solche verschiedene Amtswohnungen des Reformators, seine Kirche, das Rathaus und einige Privathäuser, in denen Zwingli erwiesenermassen geweilt hat. — L. Köhler (6702) bringt dafür, dass unter dem „Logodaedalus" in Zwinglis „De providentia Dei" (1530; Op. IV, S. 124) wirklich Erasmus zu verstehen und das Wort nicht kollektiv zu fassen ist, was Al. Schweizer (Zentraldogmen I [1854], S. 125) und Baur (Zwinglis Theologie II [1889], S. 741 Anm.) bisher mehr vermutet, als bewiesen hatten, einen zwingenden Beweis bei. — E. Egli (6704) gibt ein kurzes, mit einem Porträt geschmücktes, ansprechendes Lebensbild der ältesten Tochter Zwinglis, Regula, der früh an der Pest gestorbenen Gattin Rudolf Gwalters, Pfarrherrn an St. Peter. — Derselbe (6705) weist auf eine umfangreiche Elegie des letzteren hin, die er auf Zwinglis Tod verfasst hat, und die in einem Band Bullingeriana des Züricher Staatsarchivs (E II 448) zu finden ist. — Auch verdanken wir E. Egli mehrere kurze Lebensskizzen von Anhängern Zwinglis. Am ausführlichsten behandelt er den sogenannten Reformator Appenzells, Walter Klarer (6708), über dessen Märtyrertum wir namentlich Vadian wertvolle Nachrichten verdanken, und der besonders in Hundwil, Herisau, Gosau und Urnäsch als Pfarrer gewirkt hat. Die Artikel über Kaspar Megander (6709), der in Bern seine Hauptwirkungsstätte hatte, und Oswald Mykonius (6710), Oekolampads Nachfolger in Basel, sind sachkundige Neubearbeitungen der Artikel von Güder beziehungsweise B. Riggenbach. —

Calvin und M. Servet. C. Hein (6713) weist nach, dass das im Corp. Ref. (IX, S. 677 ff.) unter die Werke Calvins aufgenommene „Breve et clarum doctrinae de coena Domini Compendium" nicht von Calvin stammt, sondern von Joh. a Lasco verfasst ist, und macht äusserst wahrscheinlich, dass es mit der ca. 1551 geschriebenen „Confessio de coena Domini" des letzteren identisch ist. —

Einzelne Städte. E. Hahn (6724) publiziert aus dem Landesarchiv in Appenzell ein Schreiben des Bischofs Hugo von Landenberg zu Konstanz an den Landamtmann und Rat von Appenzell am 12. Juni 1524, durch das jener der von Appenzell geplanten Disputation zwischen den Geistlichen der beiden Religionsparteien entgegenzuwirken sucht. — Eine wertvolle Arbeit ist T. Schiess' (6727) Geschichte der Nikolaischule in Chur, die trotz der dürftigen Quellen unter sorgsamer Nutzung des Materials doch eine instruktive Übersicht über die Entwicklung jener Anstalt im 16. Jahrhundert gibt. Nik. Baling, Sim. Lemnius, Phil. Gallicius, Joh. Pontisella, Joh. Bapt. Müller, Nik. Eschenborck, Andr. Ruinelli sind die wichtigsten Lehrer, die in jenem Zeitraum an der Schule gewirkt haben. —

Holland und Spanien. P. Kalkoffs (6732) Buch ist die zusammenfassende Darstellung der Ergebnisse langjähriger Studien und Forschungen, die der Verfasser den Anfängen der Gegenreformation in den Niederlanden gewidmet und an den verschiedensten Stellen niedergelegt hat. In den SchrVRG. sind schon im Jahre 1886, von ihm übersetzt und erläutert, die Depeschen des Nuntius Aleander vom Wormser Reichstage erschienen, die dann 1897 eine 2., völlig umgearbeitete und ergänzte Auflage erlebt haben; 1898 hat K. sodann in den SchrVRG. eine zweite Sammlung von Depeschen und Berichten anderer über Luther vom Wormser Reichstage (JBL. 1899 II 6 : 155) erscheinen lassen. Beide Publikationen enthalten reiches, in vorliegender Monographie verwertetes Material. Namentlich aber sind in letzter und allerletzter Zeit, vor allem in der ZKG. und in dem neu begründeten Archiv für Reformationsgeschichte (s. oben N. 6331) mehrere die hier im Zusammenhange vertretenen Ansichten begründende Abhandlungen und Untersuchungen erschienen. So hat K. nach den verschiedensten Seiten hin die bis dahin vielfach dunkle, mindestens

verschwommene Episode der niederländischen Reformationsgeschichte erhellt, die deshalb von besonderer Wichtigkeit ist, weil hier zuerst, gleichsam wie eine Weissagung in die Zukunft, eine energische Gegenreformation in Szene gesetzt wird und — wenigstens für die südlichen Gebiete — ihr Ziel nur zu gut erreicht. Für die allgemeine Reformationsgeschichte sind am wichtigsten die eingehenden Nachrichten über die Stellung Erasmus' und Aleanders in den Bewegungen jener Tage. Ersteren lernen wir als den vornehmsten Träger „einer auf energische Bekämpfung der Verdammungsbulle und Verhinderung ihres Vollzuges gerichteten Agitation" in den Niederlanden kennen und begreifen, dass Aleander seine Hauptaufgabe darin sieht, „den grossen Publizisten an der Kurie wie am Kaiserhofe unschädlich zu machen und aus seiner Heimat zu verdrängen". Wir werden im nächsten Berichtsjahre auf das Buch zurückzukommen haben. — Eine äusserst gediegene, auf jahrelangen zum Teil in Spanien selbst gemachten Studien beruhende Arbeit ist E. Schäfers **(6737)** Buch über die Verbreitung des Protestantismus und die Inquisition in Spanien im 16. Jahrhundert. Der 2. und 3. Band enthalten ein überreiches urkundliches Material, das Sch. durchweg in deutscher Übersetzung darbietet; immerhin wird im vollsten Umfang nur der Sch.s Buch ausschöpfen können, der des Spanischen mächtig ist. Wir erhalten sorgfältige Exzerpte aus den Akten der Inquisitionen zu Barcelona, Logroño, Valencia, Zaragoza, Córdoba, Cuenca, Granada, Llerena, Murcia, Santiago und Toledo und staunen über die Fülle speziellster Angaben, die uns dargeboten wird. Durchweg in extenso werden die Urkunden zur Geschichte der Protestantengemeinden in Sevilla und Valladolid gegeben. Schon aus ihrem Umfange — die Akten über Sevilla füllen 155, die über Valladolid gar 813 Seiten — erhellt, welches reiche Material sie enthalten. Im 1. Bande bietet Sch. die Verarbeitung seines Materials dar, indem er in das Verfahren der Inquisition einen genauen, durch zahlreiche Beispiele aus den Originalakten gestützten Einblick gewährt, die Verbreitung des Protestantismus in Spanien im 16. Jahrhundert sorgfältig untersucht und die Geschichte der oben genannten beiden protestantischen Gemeinden schildert. Die Ergebnisse seiner Untersuchung weichen von den bisherigen Darstellungen vielfach ab. Sowohl die übertriebenen Vorstellungen von der Verbreitung des Protestantismus in Spanien, wie Ungeheuerlichkeiten der Inquisition werden auf das gehörige Mass herabgemindert: ein grosser Gewinn streng objektiver Geschichtsforschung. — Die Resultate seiner Studien über Sevilla und Valladolid bietet E. Schäfer **(6738)** gleichzeitig auch in edler populärer Darstellung dar. —

Taufgesinnte und Ketzer: Allgemeines. R. Wolkan **(6740)** untersucht die Lieder der Wiedertäufer. Ohne nennenswerte Vorarbeiten hat er das bisher teils unerforschte, teils durch allerlei Missverständnisse und Mythen verschüttete Gebiet von vorne an aufgegraben und dabei schöne Resultate erzielt. Er hat die Liederdichtung der Mennoniten (Kap. 5), der Schweizer (Kap. 3 und 6) und Huterer (Kap. 7) voneinander scheiden und nachweisen können, dass die niederländische Liederdichtung einen weitgehenden Einfluss auf die Mennoniten und Schweizer ausgeübt (Kap. 4). Auch die Anfänge wiedertäuferischer Liederdichtung (Kap. 1 und 2) hat W. mannigfach aufgehellt und ihre Kenntnis durch manche neue Funde (Seite 16, 18 f. usw.) bereichert. —

Einzelne Persönlichkeiten. Die Artikel Th. Koldes **(6741)** über Thomas Münzer und S. Cramers **(6743)** über Menno Simons und Mennoniten, die beide manches neu publizierte Material zu verwerten oder neue Forschungen zu verarbeiten hatten — jener namentlich die neu entdeckten kirchlichen Ordnungen Münzers und Forschungen von Jordan, O. Clemen usw., dieser die Arbeiten de Hoop Scheffers — gehen über das sonst gewöhnliche Mass hinaus und stellen fast kleine Monographien dar. —

Einzelne Landstriche. J. Loserth **(6751)** führt in die älteste Zeit der täuferischen Bewegung und ermöglicht durch die Publikation einer fortlaufenden Reihe obrigkeitlicher Befehle einen guten Einblick in das in Steiermark gegen die Wiedertäufer übliche Verfahren. — J. Heiz **(6744)** verfolgt auf Grund der in den Amtsrechnungen der Landvögte enthaltenen Strafverzeichnisse, der Chorgerichtsmanuale und der Taufbücher und in einzelnen Fällen der Ratsprotokolle von Aarau und Zofingen die Schicksale der Täufer in diesen Gebieten von den Anfängen bis in den Anfang des 18. Jahrhunderts. — W. Köhler **(6748)** behandelt in einem sorgfältigen Artikel die Katastrophe von Münster und würdigt das Münstersche Reich als „ein nicht dem Täufertum aufgepfropftes wildes Reis — wie man es wohl gemeint hat werten zu sollen —, sondern als einen legitim am Baume des Täufertums gewachsenen Zweig, allerdings von eigenartiger Bildung". —

Humanisten und Neulateiner.

(II, 7 = N. 6754–6843.)

Georg Ellinger.

[Siehe „Nachtrag“ am Schluss dieses Bandes.]

III. Vom Anfang des 17. bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts.

Allgemeines.

(III, 1 = N. 6844—7093.)

Alexander Reifferscheid.

Der Aufhellung und Darstellung der Geschichte des dreissigjährigen Krieges im allgemeinen und im einzelnen wenden zahlreiche Forscher ihre Aufmerksamkeit zu. Von den Gesamtdarstellungen der Zeit des Krieges ist M. Ritters **(6844)** Deutsche Geschichte im Zeitalter der Gegenreformation und des dreissigjährigen Krieges nur um ein knappes Heft weitergediehen. Es beschliesst den dritten Abschnitt des achten Buches über den Verlauf des niedersächsisch-dänischen Krieges und beginnt den vierten über die Epoche des Lübecker Friedens. — Abgeschlossen liegen dagegen vor in vortrefflichster Ausführung die betreffenden Teile der Geschichte Bayerns von S. Riezler **(6846)**, der aufs eingehendste getreu nach den Quellen Maximilian I. und den dreissigjährigen Krieg, die Jahre 1597—1651, Verfassung und Kultur in den Jahren 1508—1651 darstellt. R. lehrt uns die kraftvolle und selbstherrische Persönlichkeit des bayerischen Fürsten kennen und verstehen, der mit bewunderungswürdiger Umsicht, Tatkraft und Ausdauer wie kein anderer der damaligen Herrscher die Verwaltung, das Finanz- und Heerwesen seines Landes reformiert und dadurch seine grossen politischen Erfolge möglich macht. Wir sehen überall, wie sich in Maximilian die Weltanschauung des dogmatischen Zeitalters der Gegenreformation im guten wie im schlimmen mit unübertrefflicher Schärfe spiegelt. Diese beiden Bände bayerischer Geschichte sind ein wertvoller Beitrag zur deutschen Geschichte und zeichnen sich nach Inhalt und Form aufs rühmlichste aus. — Reichen Aufschluss im einzelnen über die kleinliche Hauspolitik des Kaisers, das wachsende Misstrauen der Fürsten, die staatsmännische Einsicht Maximilians I. zur Zeit des Einfalls des Passauer Kriegsvolks im Jahre 1611 gibt der von A. Chroust **(6847)** bearbeitete Band der Briefe und Akten. Maximilian I. warnte rechtzeitig vor dem unauslöschlichen Feuer, das in Deutschland durch die Rüstungen der Protestanten und Katholischen entstehen könnte. Seines Erachtens „wäre es keine unerhörte Sachen", dass im Falle der Not „Catholische und Evangelische zu schutzung land und leut wider solchs landreuberisches volk zuesambenstunden, was keiner sonderbaren union bedürfte". — In einer höchst willkommenen Sammlung historischer und kulturhistorischer Aufsätze G. Freytags **(6849)** von bleibendem Werte steht ein wichtiger Aufsatz über den grossen Krieg mit völlig neuen Gesichtspunkten, der die Unvollständigkeit der bisherigen Kenntnis jener Zeit betont. — O. Schütte **(6852)** gibt nach dem Braunschweiger Blutbuche Beispiele für den Frevelmut der Soldaten, die 1615—1640 ohne Veranlassung Bürger über den Haufen schossen. — The Swedish Intelligencer **(6854)**, eine englische

Zeitung, von zwei Londoner Buchhändlern 1632—36 herausgegeben, schildert nach authentischen Mitteilungen der in den schwedischen Heeren dienenden Schotten und Engländer die kriegerischen Ereignisse von der Landung Gustav Adolfs in Deutschland an. — N. 6845, 6850, 6851, 6853 waren mir nicht zugänglich. —

Einzelne Abschnitte. Unter den Eindrücken des Moments entstanden sind die von Augenzeugen geschriebenen Kriegstagebücher, die S. Riezler **(6855)** ihrem wesentlichen Inhalte nach veröffentlicht. Sie enthalten wertvolle Züge zu Maximilians I. Charakterbild, entrollen getreue Bilder des Kriegselends. Römisch-spanische Auffassung verraten P. Pietros Aufzeichnungen, die nach dem Kriege geschrieben. — Nach Joh. Müller **(6857)** waren die Stände nur Statisten, Oxenstierna schaltete nach freiem Ermessen. Allein in der Frage der Kompensation des Magazinzehnten durch eine besondere städtische Steuer konnte er den Starrsinn der Stände nicht zwingen. — Von R. Rast liegen zwei Abhandlungen vor. In der älteren (Die bayerische Politik in den Jahren 1640—1645. 1. Kapitel. Die bayerisch-französische Konferenz in Einsiedeln. Progr. Ansbach. 1901. 27 S.) weist er nach, dass Bayern sich auf die Intrigen Frankreichs nicht einliess. In der späteren **(6860)**, dass Bayern auf dem Kollegialtage seine Kräfte in den Dienst der Allgemeinheit stellte, um den Grund zu einem umfassenden Friedenswerk zu legen und zu einer energischen Reichspolitik, gegenüber der habsburgischen Hauspolitik, zu gelangen. — N. 6856, 6859 blieben mir unerreichbar. —

Der Territorial- und Lokalgeschichte sind sehr viele kleine Veröffentlichungen gewidmet. Vergebens bemühte ich mich um N. 6864, 6867, 6870, 6871, 6873, 6875, 6877, 6882, 6883, 6887, 6888, 6890. — Besonderer Beachtung wert sind von den übrigen die folgenden. J. Müller **(6862)** kommt zu dem Ergebnis, dass Augsburg auch ohne den dreissigjährigen Krieg seine gebietende Stellung unter den grossen Handelsplätzen Deutschlands verloren hätte, weil das Augsburger Stadtregiment bei all seinen handelspolitischen Massnahmen in sklavischer Abhängigkeit von der Augsburger Kaufmannschaft blieb. — Aus K. Hofmanns **(6865)** Programm verdient Erwähnung, dass herrenlose Äcker in der Kriegszeit aus Furcht vor der Kriegssteuer nicht bebaut wurden. — L. Wintera **(6866)** schafft einen tiefgewurzelten Irrtum aus der Welt: die Braunauer lutherische Kirche wurde nicht von dem Abt Selender, sondern erst nach seinem Tode, zwei Jahre nach der Schlacht am weissen Berge, 1622 durch den Statthalter von Böhmen gesperrt. — P. Simsons **(6868)** Geschichte Danzigs orientiert weitere Kreise über die mannigfachen Schicksale der Stadt, ihre politische und kulturelle Entwicklung. — Nach A. Schoop **(6869)** verliess 1642 über ein Drittel der Bewohner Düren wegen der hohen Einquartierungskosten. — Bemerkenswert ist bei H. Brunner **(6874)**, dass die Fuldaischen Schulen in der Hessen-Kasseler Zeit wegen Mangels tüchtiger Lehrer schlechter imstande waren als vorher unter den Jesuiten. — H. Freudenberger **(6878)** führt den Nachweis, dass Hamburg die dem Handel von Dänemark drohende Gefahr mit grossem Glück beseitigte. Die Abhandlung ist in 8⁰. — Die Hannoversche Chronik **(6879)** rührt von einem Augenzeugen her, hat daher manche interessante Einzelheit. Sie klagt, die Schweden hiessen Freunde, bezeigten sich aber als Feinde. Oft hat sie Notizen aus Briefen und Zeitungen. S. 263—88 fehlt in der Bibliographie aus Versehen. — H. Luschka **(6880)** bespricht nur die Bedeutung des Höllentals als eines Verkehrsweges. — Typisch erscheint bei H. Aschenberg **(6880a)**, dass Gustafson, der natürliche Sohn Gustav Adolfs, für das Kloster Iburg 20000 Taler verlangte, es dem Abte aber, der 1000 Taler geboten, für 6000 liess. — In C. W. A. Balcks **(6884)** populärem Vortrag wird nebenbei behauptet, dass eine erschöpfende und zutreffende allgemeine Geschichte des dreissigjährigen Krieges in Deutschland nur demjenigen möglich sei, der auch die mecklenburgischen Archivakten kenne. — In der von A. Schilling **(6886)** veröffentlichten Aufzeichnung wird Klage erhoben über eine unerträgliche Teuerung: „alle ding seien herabgegangen bis auf den vierten Teil. Die drei Teil seien gefallen, der vierte sei blieben. Sogar die Glufen und Schwefelhölzer, auch die Taglöhner, aber die verlogenen Mäuler und die Untreue sei blieben.“ — Nach W. Friedensburg **(6887a)** standen die pommerschen Herzöge der hansisch-niederländischen Konföderation mit wachsendem Misstrauen gegenüber. Der Versuch des Herzogs Philipp Julius, Stralsund zum Rücktritt zu veranlassen, endete mit einer entschiedenen Niederlage. — E. Heller **(6889)** (nicht Keller) stellt die Sachsen-Meiningen betreffenden Nachrichten zusammen und erörtert die Folgen des Krieges nach statistischen Angaben von Zeitgenossen. —

Über einzelne Persönlichkeiten standen mir nicht zur Verfügung N. 6894—6898, 6900, 6902—6905, 6909—6911, 6913. — Joh. Müller **(6892)** rechtfertigt durch Veröffentlichung der wichtigsten Stücke des Briefwechsels Klesls mit Z. Geizkofler den viel verkannten österreichischen Staatsmann. Beide wetteifern miteinander in wahrem Patriotismus. „Mag sein, dass etliche auf die arma ihre raittung

machen", schreibt Klesl 1613, „die werden beide teile ruiniren . . . halte auch diesen für keinen guten patrioten und christen, so darzu raten wollte. In religion eifrig sein muss cum scientia geschehen und keine furia sein. daher ich mich bei dergleichen consiliis in ewigkeit nicht wird befinden und lieber allen tailen wollen suspekt werden, verfolget und gar abgeschaffet werden." -- Dazu passt sehr wohl das Benehmen Klesls Hans Meinhard von Schönburg, dem Abgesandten des Kurfürsten von Brandenburg, gegenüber im Jahre 1611 (**6847**, S. 253/4). — M. Ritter (**6899**) zeigt Wallenstein als den Schöpfer eines kühn gedachten und noch kühner durchgeführten Systems der Heeresunterhaltung. — J. Hörtnagl (**6901**) findet die Ursache der Ungerechtigkeit Schillers gegen Octavio Piccolomini im Wesen des Dichters und in der Tendenz seines Dramas. — N. **6906** reproduziert nur Ausserungen L. von Rankes über Tillys Verhältnis zu Maximilian I. — K. Keller (**6908**) beweist durch eine Urkunde, dass die Mutter Joh. von Werths Elisabeth von Streithagen hiess. — N. **6912** gehört in den Abschnitt über kirchliche und religiöse Verhältnisse. —

Für das Zeitalter nach dem grossen Kriege, und zwar für die Reichsgeschichte, bilden ein hervorragendes Quellenwerk die Privatbriefe Kaiser Leopolds I. an seinen vertrauten Freund, den Gesandten am spanischen Hofe, den Grafen F. E. Pötting, aus den Jahren 1662—1668, herausgegeben von A. F. Pribram und M. Landwehr von Pragenau (**6914**), die öfter, als es nötig war, den Originalbriefen gegenüber Änderungen und Zusätze machten. Diese Briefe bringen uns den Kaiser menschlich näher. Er schreibt einfach und natürlich, wie er denkt und spricht. Seine umfassenden und tiefgehenden Kenntnisse treten überall ungesucht hervor. Er ist gleichbewandert in der antiken und modernen Literatur, in heiligen und profanen Schriften. Verwendet mit feinem Verständnis treffende Sprichwörter in vier Sprachen. Ein derber, gesunder Humor belebt seine Briefe. Unverkennbar sind seine grosse Frömmigkeit, sein strenges Pflichtbewusstsein, sein reiches Gemüt, seine Güte und Dankbarkeit. In der ersten Zeit war er tatkräftig und entschlossen, sein eigener Premierminister, der sich am wenigsten von den Jesuiten beeinflussen liess. Da er es für eine Todsünde hält, wenn man Zeit verliert, hasst er die trägen unentschlossenen Spaniolen, die stets plumbeo pede einherschreiten. Der Mangel jeglicher Prüderie in der damaligen Zeit zeigt sich in seiner Äusserung vom 6. November: „heute gehet die Kaiserin schon aus der Köndbött hervor. Wollte führwahr nit schwören, dass sie heut nit („nit" fehlt in der Ausgabe) ein Könd auf dem Arm und ein Anfang von einem andern im Leibe tragen mögte". — Die welthistorische Bedeutung des Zeitalters der spanischen Erbfolgefrage besteht nach G. F. Preuss (**6918**) darin, dass das romanische Element seine bisherige hervorragende Stellung verliert und die germanische Rasse, Deutschland und England, die Führung übernimmt. —

Geschichte einzelner Länder: Bayern und Pfalz. Es fehlen nur N. 6922/3, 6926, 6928/9, 6931. — Hierhin gehört vor allem die vortreffliche Geschichte Bayerns von S. Riezler (vergl. N. **6846**). — In die letzten Jahre des Kurfürsten Maximilian I. versetzen die von K. Mayr (**6924**) veröffentlichten Briefe seiner zweiten Gemahlin Maria Anna. Sie geben die letzte Kunde von der Einfachheit und Sparsamkeit des bayerischen Hofes. Ihre Gesinnung ist viel weltlicher als die des Kurfürsten. Sie meint sogar, weil die Franzosen gerne lögen, könne man wieder lügen. „Von eim retlichen Teutschen" hält sie „mer als eim vagierenden Franzosen". „Die Sweden sein wol lose, falsche, treulose leid und die franzosen auch nit vil pesser." Ihr Mann und sein Behagen geht ihr über alles, sie ist eine echte deutsche Hausfrau, die sich selbst um die Käsebereitung bekümmert und es bedauert, dass sie keine Käse verschenken kann, weil sie bloss 50 Schafe hat. — Im vollsten Gegensatz zu ihr stand die Kurfürstin Adelheid von Bayern, deren Beziehungen zu Ludwig XIV. G. F. Preuss (**6925**) bespricht. Sie trieb aus Neigung und Bedürfnis Politik, war intrigant und impulsiv, hat den Münchener Hof zu einem der prunkvollsten und glänzendsten in Deutschland gemacht und ihn den französischen Interessen wieder geöffnet. In persönlicher Ergebenheit für Ludwig XIV. hat sie in München die Geschäfte Frankreichs besorgt. In Bayern blieb sie fremd. — J. G. Lueger, einen bayerischen Patrioten, der Bayern mit Österreich auszusöhnen und es von Frankreich zu trennen suchte, würdigt A. Rosenlehner (**6927**). — Eine glücklich ausgewählte Sammlung charakteristischer Briefe Elisabeth Charlottes, Herzogin von Orleans, die uns Liselotte ebenso deutlich und vollständig wie den französischen Hof unter Ludwig XIV. kennen lehren, veröffentlicht R. Friedemann (**6930**), freilich mit recht überflüssigen Ergänzungen und Erläuterungen. — Ein lebensvolles Bild von dem ältesten Sohne des Winterkönigs, Karl Ludwig, dem Kurfürsten von der Pfalz, entwirft mit offenbarer Teilnahme K. Hauck (**6932**) in einem anziehenden, schönen Buche. —

Brandenburg-Preussen. Mit den Anfängen der Regierung des Grossen Kurfürsten beschäftigten sich W. Kalbe (6933) und O. Meinardus (6942); während ersterer für eine gewisse Selbständigkeit Friedrich Wilhelms eintritt, spricht letzterer von einem unberechtigten Optimismus desselben. — Des Schweden N. Wimarson (6935) Geschichte des schwedischen Krieges in Deutschland ist mir nicht zugänglich, das Werk wird von berufener Seite als eine ganz vorzügliche Leistung bezeichnet. — An den älteren Aufsätzen von M. Jähns (6939—40), die wieder abgedruckt worden, ist ausser der kriegsgeschichtlichen Art der Behandlung besonders die Berücksichtigung bildlicher Darstellungen der Schlachten, der Kupferstiche und der Wandteppiche, zu rühmen. — Auf eigenen Untersuchungen beruht das umfangreiche Werk M. Philippsons (6937) über den Grossen Kurfürsten, das mit dem dritten Bande seinen Abschluss gefunden hat. Manche neue Ergebnisse zeichnen die fleissige Arbeit aus, der es nicht an Anerkennung fehlen wird. — Unzugänglich bleiben mir N. 6941, 6943/4, 6946, 6949, 6950. Bei 6947 fehlt ein *. — Ein schönes biographisches Denkmal setzt K. Spannagel (6945) dem verdienstvollen Mitarbeiter des Grossen Kurfürsten, dem Kabinettsminister Konrad von Burgsdorff, ohne übertriebene Verherrlichung. — Die geschichtlichen Grundlagen des H. von Kleistschen „Prinzen von Homburg" bespricht O. Pniower (6948, vergl. 11816). — Über Friedrich I. und Papst Klemens XI. trägt J. Zierkursch (6953) die Ergebnisse einer neuen Untersuchung vor, die die früheren im einzelnen berichtigen. — Weder N. 6952 noch 6954 war mir erreichbar. —

Ebenso fehlen mir für Friedrich Wilhelm I. die Nn. 6959—60, 6962. — P. Schwartz (6957) teilt Kabinettsordres des strengen Königs gegen einen Landrat mit, der wegen ungenauer Berichterstattung abgesetzt wurde. — O. Vanselows (6958) Doktordissertation beabsichtigt eine Ergänzung zu Schmollers Arbeit über das preussische Städtewesen unter Friedrich Wilhelm I. —

Hannovers berühmte Kurfürstin Sophie schildert für weitere Kreise Herm. Schmidt (6965—66) in einem lesbaren Vortrage, den Aufenthalt Ernst Augusts I. und seiner Gemahlin in Iburg H. Aschenberg (6963). — Unzugänglich blieben mir N. 6964 und 6967. —

Sachsens Friedrich August behandelte in einer fleissigen Dissertation B. Petroff (6971). — N. 6968/9 fehlen mir. —

Für die Schweiz desgleichen N. 6972/3, 6975/9. — In H. Mattelets (nicht Wattelets) (6974) Beitrag zur Geschichte des Bauernkrieges ist das Wichtigste, dass die Soldaten sich zum grössten Teil weigerten, gegen die Bauern zu ziehen. Von einer Kompagnie gehorchten allein sieben Mann. Unter 1000 freiburgischen Soldaten waren 365 Rebellen. —

Von den lokalgeschichtlichen Aufsätzen verdient die meiste Beachtung der von Eckerlin (6982) über die rechtlichen und sozialen Verhältnisse der Bauern im Halberstädtischen. Sie waren nicht wie in Ostelbien erbuntertänig, sondern völlig freie Herren ihrer Person, ohne deshalb über ihre Arbeitskraft und ihren Besitz frei verfügen zu dürfen. — Chr. Kock (6981) zeigt, dass eine Hamburger Reederei während des spanischen Erbfolgekrieges in Eckernförde für einige ihrer Schiffer das Bürgerrecht erwarb und sie unter schleswig-holsteinischer Flagge segeln liess. — Aus G. Chr. Pisanskis (6983 a) Kollektaneen ist allein die Nachricht erwähnenswert, dass die aus Franken stammenden Kolonisten wegen der Art, wie sie die Grussformel sprachen, von den polnischen Einwohnern „Gudak" genannt wurden. — G. Freytags (6989) Aufsatz über die Thorner Tragödie zeugt für seine religiöse und nationale Lebensanschauung. Er ist durchweht von Kulturkampfstimmung. Die Jesuiten haben nach ihm schuld daran, dass die Polen, ein edles Volk, zu dem verächtlichsten geworden. Mit Recht bezeichnet E. Elster, der verdiente Herausgeber der „Vermischten Aufsätze" G. Freytags, diesen Aufsatz als eine Vorstudie zur Erzählung „Der Freikorporal bei Markgraf Albrecht" im fünften Band der „Ahnen". — Zur Erinnerung an den 8. April 1703 schildert P. von Bojanowski (6990) die Verhältnisse, die J. S. Bach zwangen, Weimar zu verlassen. —

Von den verschiedenen Persönlichkeiten kann nur von Sylvius Friedrich, dem Herzog von Oels, die Rede sein. Das Bild, das M. Feist (6992) nach den Akten im Breslauer Staatsarchiv von ihm entwirft, bietet wenig Erfreuliches. Er war über alle Begriffe unselbständig und charakterschwach. — N. 6993 war mir unzugänglich, N. 6994 ist unerheblich. —

Kulturgeschichtliches: Häusliches Leben. Das Buch von Alwin Schultz (6995) hat nach seinem eigenen Geständnis nur den Charakter einer Skizze, die sich auf die deutschen Verhältnisse beschränkt, sich aber auch hier wegen des knapp bemessenen Raumes und der geringen zur Verfügung gestellten Hilfsmittel sehr kurz fassen musste. — Noch skizzenartiger sind E. Ottos (6997) Ausführungen über das Frauenleben im Jahrhundert des grossen Krieges. — E. Frens-

dorffs (6998) Vortrag behandelt vor allem den Einfluss des Hofes auf die Frauen in Berlin, ihren Luxus und Aufwand. — N. 6996 ist belanglos. —

Wirtschaftliches Leben: Bauern, Handwerker und Zünfte. In einer Besprechung der Abhandlung von J. Tack (6999) über die Hollandsgängerei, die im 17. Jahrhundert im Bistum Osnabrück und im Niederstift Münster ihren Ausgang genommen, weist Merx darauf hin, dass das reichhaltige Material im Staatsarchiv zu Osnabrück zum grössten Teil unverwertet geblieben, unter Mitteilung einer Beschwerde aus dem Jahre 1620 über die Arbeiterwanderung. — Eckerlins (6982) Aufsatz gehört auch hierher. — N. 7000 und 7001 fehlen mir. — W. Zeidler (7002) unterzieht die Wirksamkeit der Zünfte in der Reichs- und Kaiserstadt Altenburg einer eingehenden Betrachtung und zeigt, dass der Verfall im 17. Jahrhundert beginnt. — D. Detlefsens (7003) Veröffentlichung der Gilderolle vom Jahre 1650 ist verunstaltet durch zahlreiche unbegreifliche Schlimmbesserungen. Man sieht aus den Bestimmungen, wie das Gildewesen sich den Verhältnissen anpasste und das Leben der Bauern beeinflusste. —

Über die Juden war mir G. Liebes (7004) Buch unerreichbar. — Sehr lehrreich sind Willib. Müllers (7005) Urkunden zur Geschichte des mährischen Antisemitismus. Sie sind von hohem Werte für die Geschichte der Judenschaft überhaupt wegen ihres reichen kulturgeschichtlichen Gehaltes. — N. 7006 enthält kurze Mitteilungen über die Predigten eines eifrigen Judenfeindes und seinen Zusammenstoss mit dem unparteiischen Stadtkommandanten. — N. 7007a betrifft eine Reimchronik aus dem Jahre 1736 im Umgangsidiom der damaligen Hamburger Juden, eine sogenannte Familienmegille, Bericht von der wunderbaren Errettung eines Familiengliedes. — Nach Joh. Müller (7007b) fassten die Juden zuerst 1732 festen Fuss in Osterode; die ersten jüdischen Ansiedler fürchteten aber den Wettbewerb ihrer Stammesgenossen und verlangten, dass nicht mehr Juden, als zuerst bestimmt war, zugelassen werden sollten. —

Verkehrswesen. Eine ausführliche Geschichte der Oldenburger Post liefert G. Rüthning (7008), des Osnabrücker Postwesens in älterer Zeit F. Runge (7009). —

Eine Reform des Heereswesens unternahm nach S. Riezlers (6846) bayerischer Geschichte, Band 6, Maximilian I. mit eiserner Konsequenz. Es gelang ihm durch umsichtige Tatkraft, die tiefgesunkene Wehrhaftigkeit der Bayern zu heben. Dadurch gewann er die unerlässlichen Voraussetzungen seiner politischen Erfolge. — Nach dem Muster der alten Kriegskunst reformierte, wie G. Roloff (7010) dartut, Moriz von Oranien das niederländische Heer. Durch Einführung besonderer Übungen, Scheingefechte und Schanzarbeiten, sowie durch Schaffung eines modernen Offizierstandes begründete er das moderne Heer. — N. 7011—7014 konnte ich nicht erlangen. —

Wertvolle Beiträge zur Geschichte des Hexenwesens bietet der 6. Band der bayerischen Geschichte von S. Riezler (6846), wo die Hexenprozesse mit Recht eine Hypertrophie des herrschenden dogmatischen Geistes genannt werden. Maximilian I., der die Unfruchtbarkeit seiner ersten Frau Hexen schuld gab, verfolgte sie aufs rücksichtsloseste. — Ebenso suchten die Pommernherzöge um die Wende des 16. und 17. Jahrhunderts die Ursache der Unfruchtbarkeit ihrer Frauen bei den Hexen, die sie zum Schutze ihres Geschlechtes auszurotten suchten (7025). — Die Geistlichkeit beider Konfessionen beteiligte sich energisch an der Verfolgung und blutigen Unterdrückung der Hexen (7020). — Nur das Markgrafenland hielt sich frei von Hexenverfolgungen, vielleicht aus Opposition gegen die katholische Umgebung (7021). — Der Pommernherzog Philipp Julius fürchtete sich kindisch vor den Zaubermitteln des abenteuernden Bramarbas Hieronymus Strozzi (M. von Stojentin, Die Abenteuer des italienischen Condottiere Grafen Hieronymus Strozzi in Pommern [1603]. [= N. 130, S. 91—120.]) — Unerheblich sind die Nn. 7015—7019, 7022, 7023, 7029, unerlangbar waren 7024, 7026, 7027. — Eine „wahrhafte" Teufelsgeschichte veröffentlicht W. Larfeld (7030) mit argen Schlimmbesserungen. Natürlich widerlegt der Prediger schliesslich den Teufel und vertreibt ihn. Das ist der Pferdefuss der Geschichte, die von einem Prediger erfunden und beschrieben worden. —

Über die kirchlichen und religiösen Verhältnisse des Zeitraums findet sich auch im 6. Bande der bayerischen Geschichte S. Riezlers (6846) reiche Belehrung. Ganz Bayern wäre durch die Nachlässigkeit der Bischöfe und die Unbildung und Sittenlosigkeit des Klerus dem Katholizismus verloren gegangen, wenn seine Fürsten nicht, besonders Maximilian I., mittels fremder Kleriker, der Jesuiten und einiger Konvertiten aus anderen Ländern des Reichs, die Gegenreformation, ohne Mitwirkung des einheimischen Klerus, durchgeführt hätten. — Dass auch bei den Protestanten arge Missstände herrschten, erkennt man aus dem

von H. Brunner (**6912**) entworfenen Lebensbilde Th. Neubergers. Aus Mangel an Geistlichen unterblieben strengere Massregeln gegen lasterhafte Geistliche. Bei ihren Zusammenkünften sollten sie sich nicht wie Bäckerbuben untereinander gebärden. Vor Trunksucht und sittenlosem Lebenswandel mussten sie immer aufs neue gewarnt werden. Viele Prediger liessen angehende Studenten für sich predigen und verliessen ihre Gemeinde ohne Urlaub. Selbst in der Landeshauptstadt musste 1640 einer der tüchtigsten Prediger mit seiner Ehefrau Kirchenbusse tun „propter concubitum antecipatum". — Ebenso unerfreulich waren die sittlich-religiösen Zustände im Oldenburgischen, über die L. Schauenburg (**7039**) auf Grund langjähriger, gründlicher Forschungen unter vollster Berücksichtigung der kulturgeschichtlich wichtigen Momente berichtet. — Schätzbare Beiträge zur Geschichte der preussischen Kirchenpolitik geben F. Schröder für den Niederrhein (Zur brandenburgischen Kirchenpolitik am Niederrhein: HJb. 24, S. 493—516, 733—754) und F. Dittrich (**7031**) für Altpreussen. — N. 7032—7038, 7040 und 7041 blieben mir fremd. —

Das geistige Leben der Zeit hat keinen Bearbeiter gefunden, Einzelheiten werden hervorgezogen, über die aus Mangel an Material nicht berichtet werden kann. Es fehlen mir N. 7042, 7042a, 7044, 7046, 7047. — N. **7043** ist als N. **686** erledigt. — N. **7045** ist nur für die ödeste Gelehrtengeschichte von Wert. —

Buchdruck, Buchhandel und Bibliotheken. Der erste Hofbuchdrucker Berlins war Georg Schultze, der zweite Ulrich Liebpert, weder Christoph Runge, der Vater, noch Georg Runge, der Sohn, haben je diesen Titel gehabt (**7048**). — R. Ehwald (**7050**) berichtigt zwei Irrtümer eines französischen Bibliographen, nach dem 1619 und 1620 in Gotha Bücher erschienen sein sollen; in Wirklichkeit erschien das erste 1719, das zweite 1720. Das Anfangsjahr der Druckgeschichte Gothas ist 1640. — P. Schwenke (**7051**) gewinnt aus der Art der ältesten Bucheinbände der kgl. Bibliothek in Berlin Material für ihre älteste Geschichte. — N. **7052** ist eine unveränderte 2. Auflage von JBL. 1902 N. 3638a. —

Zeitungen und Wochenschriften. Von allen Nummern ist mir allein N. **7061** zugegangen. Sie ist mustergültig. Die Festschrift zum 200jährigen Jubiläum der Wiener Zeitung umfasst 11 Monographien verschiedener Autoren, die zusammen ein gutes Bild von der stetig wachsenden Bedeutung des „Wiennerschen Diariums" geben, das die längste Zeit ein privilegiertes Privatunternehmen war, seit 1780 „Wiener Zeitung" hiess und 1858 Staatsorgan wurde. Der behandelten Zeit nach gehören folgende Abhandlungen hierher: E. V. Zenker, Die Geschichte der Wiener Zeitung in ihrem Verhältnis zur Staatsverwaltung S. 1—44; E. Löbl, Ausbildung der journalistischen Technik in der Wiener Zeitung, S. 45—66; F. Strässle, Das Anzeigewesen der Wiener Zeitung in seinen Anfängen S. 67—84; K. Gross, Die Wandlungen der äusseren Form der Wiener Zeitung S. 248—52. In dem Diario sollte „zu mehrerer Annehmlichkeit und Satisfaction dess geneigt begierigen Lesers ... jederzeit ein kurzer Bericht und Extract, als ein Kern derer hin und wieder in der Welt merckwürdigsten, wahrhafftigsten und allerneuesten, so schrifftlich als gedruckter allhier einlauffenden Begebenheiten, ohne einigen Oratorischen und Poetischen Schmuck, auch Vorurteil, sondern der blossen Wahrheit derer einkommenden Berichten gemäss, Wochentlich zwey mahl, als Mittwochs und Sambstags, ordentlich vorgestellt werden". So hielt sich die Zeitung auch an streng objektive Berichterstattung. Die Entwicklung ist recht interessant, nicht minder die des Anzeigeteils. Wenn wir noch mehr Einzelarbeiten dieser Art erhalten, so besitzen wir darin die besten Vorarbeiten einer Geschichte der Presse, die diesem wichtigen Zweige der allgemeinen literarischen Produktion nach Verdienst gerecht wird. Zu bedauern ist, dass der Festschrift nicht die Festnummer vom 8. August 1903 beigegeben worden als Seitenstück zum Faksimiledruck der 1. Nummer vom 8. August 1703. —

Literaturgeschichte. N. **7064** ist ein sehr kurzer Bericht über das Verhalten deutscher Dichter und Prosaiker um 1700 den Fremdwörtern gegenüber nach einem Vortrage F. Munckers. — Auch die Schrift von Klara Hechtenberg (**7065**) ist ein Beitrag zur Fremdwörterfrage. Sie prüft den Briefstil auf den Gebrauch der Fremdwörter, ist also eine Fortsetzung der Untersuchung von N. **7165**. Danach enthält der Briefstil eine bedeutend grössere Anzahl Fremdwörter als die Prosa der Zeit. Da nun nach der früheren Abhandlung die Prosa des 17. Jahrhunderts eine verhältnismässig geringe Anzahl von Fremdwörtern aufweist, schliesst die Verfasserin mit Recht hier, dass der Tadel der Satiriker und Puristen gegen den Gebrauch der Fremdwörter im 17. Jahrhundert sich hauptsächlich gegen den Briefstil und die Umgangssprache der Zeit richtet. Ein dankenswertes Ergebnis der fleissigen Untersuchung. — Die literarische Produktion, poetische, gelehrte und publizistische, in Bayern bespricht mit Verständnis und ohne Vorurteil S. Riezler (**7067**) in seiner schon mehrfach gerühmten Geschichte Bayerns. — Mit richtiger Kritik Eigenes

und Angeeignetes scheidend behandelt A. Krapp (7066) in dem ersten Teil seiner Abhandlung, die vollständig in den Berliner Beiträgen zur germanischen und romanischen Philologie zum Abdruck gelangt, Harsdörfers Ansichten über den Begriff der Kunst, Dichtkunst und Poeterey, Malerei. — Unerreichbar blieben mir 7063, 7068, 7070, 7071. —

Quellen. Von den Tagebüchern konnte ich nur die Selbstbiographie des Stralsunder Predigers Joh. Chr. Müller in R. Baiers (7076) feinsinnigen Mitteilungen benutzen. Er nennt sie mit gutem Fug eine Hauptquelle von hohem geschichtlichen Werte für die Kenntnis des gesamten Stralsunder Lebens im 18. Jahrhundert. Sie enthält für den Kulturhistoriker reiche Schätze, die noch lange nicht alle durch B. gehoben sind. Das begreift man leicht, wenn man die pedantische, minutiöse Ausführlichkeit Müllers erwägt, der überall als scharfer Beobachter erscheint. —

Reiseschilderungen. M. Seusenius (7080) (nicht Sensenius) tritt uns in seiner Reisebeschreibung als gebildeter, traditionsgläubiger Katholik entgegen, der seine Erlebnisse einfach, aber nicht ohne Humor erzählt. — Recht anziehend schildert der italienische Kleriker V. Laurefici seine Reise, die er im Laienkostüm durch Deutschland, die Niederlande und England 1613 gemacht (7083). Sein Urteil über die Deutschen verdient Mitteilung. Ihre gepriesene Einfalt hält er für Unwissenheit. Wenn man ihnen nachrühme, dass sie frei von Lastern seien, so gelte das höchstens, soweit sie das Laster nicht kennten. An dem ihnen bekannt gewordenen Laster hielten sie hartnäckiger fest als irgend eine andere Nation. — Die Rechnung (7084) eines Rostocker Ratsherrn wegen seiner Reise nach Halle und Wolfenbüttel im Jahre 1660 ist beachtenswert wegen ihrer ausführlichen Angaben über die Reisekosten. — Unerheblich sind die Nn. 7081 und 7084a. — Unerreichbar waren 7082 und 7085. —

Familienchroniken und Stammbücher. Die Aufzeichnungen von D. Herlitz (7088) verdienen nur deshalb Berücksichtigung, weil man aus ihnen erfährt, was damals wert schien, auf die Nachwelt zu kommen. — Aus H. Grösslers (7091) Veröffentlichung mag die öfter wiederkehrende Devise: „es lebe der Krieg und die Liebe" besonders hervorgehoben werden. — N. 7086, 7087, 7089, 7090, 7092, 7093 waren mir nicht zugänglich. —

Lyrik.

(III, 2 = N. 7094—7156a.)

Victor Michels.

[Der Bericht über die Erscheinungen des Jahres 1903 wird im nächsten Bande nachgeliefert.]

Epos.

(III, 3 = N. 7157—7178.)

Alexander Reifferscheid.

Chroniken. — Schwankbücher. — Volksbücher. — Epos. — Roman des 17. Jahrhunderts: Grimmelshausen; Moscherosch. — Roman des 18. Jahrhunderts: Robinsonaden. — Deutsche Übersetzungen („Pontus und Sidonia"). —

Chroniken. Über die Hannoversche Chronik (7157) ist das Nötige schon zu N. 6879 gesagt. — Die Mitteilungen aus der Marienburger Chronik S. Wilhelmis (7158) enthalten auch diesmal viele „vermischte Nachrichten" aus Zeitungen, berichten ausführlich über erbitterte Zänkereien zwischen den Predigern Poland und Hermson, die von christlicher Liebe weit entfernt waren. Die Herren warfen sich allerdings schlimme Dinge vor. Die politischen Epigramme, Anagramme und dergleichen sind leider nicht veröffentlicht. — Die chronikalischen Reimereien (7159) der alten Kirchner sind so allgemein gehalten in ihren Klagen und in ihrem Gottvertrauen, dass sie

eigentlich inhaltlos sind. — Auch der Beginn der Veröffentlichungen aus dem Eimerslebenschen Pfarrbuche (**7159 a**) ist ohne rechten Gehalt. —

Schwankbücher. Aus dem „Schmied seines eigenen Unglücks oder Abriss solcher Leute, welche durch ihre böse und unbesonnene Taten sich selbst in ihr Elend zu stürtzen pflegen.“ Leipzig 1695, druckt A. Andrä (**7160**) den Schwank ab von dem Bauer, den sein Fürst von einem Misthaufen in ein fürstliches Gemach hat tragen lassen. —

Über Volksbücher ist nichts zu berichten, da 7161—7162 a mir unbekannt geblieben. —

Epos. R. Riemann (**7163**) weiss Bodmers „Rache der Schwester“ gute Seiten abzugewinnen. Im Anfang dieses Epos wusste Bodmer nicht, was er wollte, schliesslich kam er zu einer kürzenden Modernisierung des Nibelungenlieds, in der Kriemhild die Heldin, Hagen ganz Nebenperson ist. Alle formelhaften Wendungen, Naivitäten und Übertreibungen strich er in seiner nüchternen Pedanterie. —

Über den Roman des 17. Jahrhunderts liegt eine schätzbare Studie über die Vorlagen der Sidneyschen Arcadia von K. Brunnhuber (**7164**) vor, der feststellt, dass der Dichter von allen Seiten für seinen Roman Anleihen gemacht hat. Die Hauptgrundlage bildet der griechische Liebesroman und der Amadisroman, alles andere benutzt er nur zur Draperie. Der zweite Teil der Arbeit, auf den der Titel passt, bespricht die dramatischen Bearbeitungen der Arcadia. — N. **7165 a** ist eine lesbare handliche Ausgabe des Grimmelshausenschen abenteuerlichen Simplicius Simplicissimus für weitere Leserkreise, die von diesem Standpunkte aus durchaus empfehlenswert ist. — Über N. **7165** siehe zu N. **7065**. —

Moscheroschs Vorbilder in der Satire behandelt die fleissige Doktorarbeit W. Hinzes (**7168**). Er kommt zu dem Ergebnis, dass Moscherosch viel verdankt Brant, Murner, Bartholomäus Ringwaldt und Sommer, wenig Geiler und Rollenhagen, dass von einem Einfluss Weckherlins, Zinkgrefs, Spangenbergs nicht die Rede sein könne, dass aber, selbst wo Moscherosch abhängig sei, er frei und selbständig das Übernommene verwertet habe. — N. 7167, 7169, 7170 waren mir unerreichbar. —

Für das 18. Jahrhundert fehlen mir die Nn. 7171—73. Über die Robinsonaden, besonders über J. G. Schnabels Roman „Die Insel Felsenburg“ orientiert die gediegene Einleitung H. Ullrichs (**7175**) zu seiner willkommenen Neuausgabe des ersten Teiles dieses Romans, der selbst heute noch einem geläuterten Geschmacke anhaltendes Interesse abgewinnt. — N. 7176 und 7177 blieben mir fremd. —

Die deutsche Übersetzung des Romans „Pontus und Sidonia“ durch Erzherzogin Eleonore von Tirol und Vorderösterreich, in einer Handschrift und mehreren Drucken erhalten, unterzieht P. Wüst (**7178**) einer sorgfältigen Untersuchung, während er sich bei einer deutschen Bearbeitung desselben Romans mit der kurzen Feststellung des Handschriftenverhältnisses begnügt. —

Drama.

(III, 4 = N. 7179—7210.)

Paul Stachel.

Geschichte des Dramas: 17. Jahrhundert; 18. Jahrhundert. — Schul- und Jesuitendrama. — Theatergeschichte: Französische Schauspieler in Deutschland; englische Komödianten in Deutschland. — Lokale Theatergeschichte: Charlottenburg, Frankfurt a. M., Göttingen, Köln; Königsberg, Lauenburg, Leipzig, Wolgast; München. — Einzelne Theaterleute: C. F. Abbt, die Neuberin. —

Geschichte des Dramas: 17. Jahrhundert. Wie Peter Spichtigs katholisches Dreikönigsspiel (JBL. 1902 N. 3704 a), dessen Besprechung durch R. Foss (**7181**) nichts Neues bietet, steht auch das von G. Liebe (**7182**) gestreifte Endinger Judenspiel noch ganz in der mittelalterlichen Tradition; ein dialogisches Reimgedicht, das mit nüchterner Polemik an einen auch im Liede behandelten historischen Vorgang vom Jahre 1462, eine angeblich jüdische Mordtat, anknüpft und trotz der spät bezeugten Aufführung wohl in ältere Zeit zurückreicht. — Einen dramatischen Nachfahren der Satiriker des 17. Jahrhunderts, der Logau und Lauremberg, lehrt uns R. Dammerts (**7180**) reinliche Studie in dem fränkischen Jesuiten Franz Callenbach (geb. zu Dittwar im Taubergrund 1663, gest. zu Bamberg 1743) näher kennen, der mit seiner dichterischen Tätigkeit zeitlich dem Anfang des 18., mit seiner

Bildung und seinen Interessen innerlich dem 17. Jahrhundert angehört. Die acht satirischen Komödien, die Callenbach mit Anspielungen auf Wetzlarer Verhältnisse während einer Visitation des Reichskammergerichts in den Jahren 1709 bis 1714 schrieb, verwertet sein Biograph, wie vor ihm Alwin Schultz, zu einem anschaulichen, vielleicht zu düster gezeichneten Kulturbild des Zeitalters nach dem grossen Kriege bis zur Jahrhundertwende, der in allen Ständen damals herrschenden Prunksucht und Eitelkeit; literarhistorisch stellt er sie dann vergleichend zu ihren Vorbildern und Verwandten, zu Fischart und Frischlin, Moscherosch, Christian Weise und namentlich Abraham a Sancta Clara. Auch zu Callenbachs Ordensgenossen Jakob Balde ergeben sich literarische Beziehungen. Bei manchen Motiven wie dem Wurmschneiden (Wurmatia, freilich nur angedeutet) und bei der schematischen Reihengruppierung denkt man auch an satirische Dichtungen der Reformationszeit; bei der teutschen, allem modischen, galanten Welschtum abholden Gesinnung des Autors an andere patriotische Zeitdramen wie J. G. Schottelius' **(7183)** Friedens Sieg, zu dessen Neudruck M. H. Jellinek ein paar textkritische Bemerkungen nachgetragen hat. — In J. Lippmanns **(7179)** Buch über die Liebe im Drama werden auf einem „flüchtigen Streifzug durch die Weltliteratur" auch Proben aus der Tragödie „Unzeitiger Vorwitz", aus Gryphius' „Horribilicribrifax", Guarini-Hofmannswaldaus „Getreuem Schäfer" und Gottscheds „Cato" herangezogen (S. 38—43). —

18. Jahrhundert. M. B. Evans' **(7184)** Hypothese, dass der „bestrafte Brudermord" direkt von Kyds verlorenem Urhamlet herstamme, hält bei aller Anerkennung auch R. Ackermann durch unsichere Parallelstellen nicht für erwiesen. — In seiner stoff- und ideenreichen Caesarmonographie berührt F. Gundelfinger **(7185** und **7187)** auch einige Spiegelungen seines Helden im Drama unseres Zeitraums. Er charakterisiert Barthold Feinds rein auf sinnliche Wirkung gestelltes Hamburger Opernlibretto mit seinen modernen Liebesarien, Schlussballetten und pomphaften Szenenbildern: „Caesar ist nur dazu da, schöne Verse und hübsche Melodien zu augenblicklichem Ohrenschmaus vorzutragen"; im Gegensatz dazu Gottscheds „Sterbenden Cato" mit seiner trockenen Moral, seiner pedantischen Gegenüberstellung Caesars und Catos, glänzenden Lasters und unentwegter Tugend: „Caesars Gestalt ist hier so formuliert, wie es den langsamen und moralischen Bürgern entsprach. Die Abneigung der gedrückten Existenzen gegen das gewaltsam Grosse macht sich jetzt in dürrer Steifheit Luft, wie zu Hans Sachsens Zeiten in biederer Grobheit." —

Die in der Bibliographie verzeichneten Schriften zum Schul- und Jesuitendrama sind meist schon im vorigen Jahrgang besprochen. An die früher hier gewürdigte Programmabhandlung von E. Gudopp über „Dramatische Aufführungen auf Berliner Gymnasien im 17. Jahrhundert" (JBL. 1901 III 4:9), deren zweiter Teil sich hauptsächlich mit den zeitgeschichtlichen (1686—92) und pädagogischen (1681) Schuldramen des Rektors Joh. Bödiker vom Köllnischen Gymnasium beschäftigt (Progr. des Leibniz-Gymnasiums zu Berlin. 1902. 22 S.), lehnt sich ein im übrigen belangloser Aufsatz von K. Böhrig **(7191)** an. Besonders interessant sind die neuen Darlegungen Gudopps über eine dramatische Bearbeitung der Passionsgeschichte durch den Subkonrektor Rösner vom Grauen Kloster („Das ungerechte Urteil des Pilatus", 1661), die ihrem Verfasser den Unwillen des Grossen Kurfürsten und zeitweilige Amtsentsetzung und Gefängnishaft zuzog. — In Spandau fanden, wie R. Lamprechts **(7193)** Geschichte der Grossen Stadtschule berichtet (S. 32/4), im Jahrhundert der Reformation bis zum dreissigjährigen Kriege schuldramatische Aufführungen regelmässig in jedem Jahre statt. So wurde 1549 (und wieder 1562) die „Historie nativitatis Christi und von den unschuldigen Kindern und Herode" in der Kirche dargestellt. Während hier nur geistliche Stücke gespielt wurden (von Isaak und Rebecka, von Abraham und Lot, vom reichen Manne, von Daniel, vom verlorenen Sohn), wählte man für die Vorstellungen in der Schule und auf dem Rathause meist Komödien des Terenz: die Andria (1546 und 1554), den Phormio (1553) und den Eunuchus (1556). Noch im Jahre 1731 versuchte der Konrektor Gerven mit einem Passionsspiel in lateinischen und deutschen Versen die alte Sitte zu erneuern. — Wolgaster Schulgesellen bitten in einem von M. Wehrmann **(7207)** mitgeteilten undatierten Gesuch, bei der Taufe eines pommerschen Prinzen (etwa 1584 Philipp Julius?) „eine aktion von dem Infanticidio Herodis undt offenbarung des Sonss Gottes, durch eine ungewenliche Sterne im Oriente den weisen geschen" aufführen zu dürfen. —

Theatergeschichte. Der dritte Band von J. J. Oliviers **(7198)** Prachtwerk behandelt im Anschluss an den vorhergehenden, der von den französischen Schauspielern am preussischen Hofe erzählte, die ähnlich gerichteten Kunstbestrebungen gleichzeitiger hohenzollerischer Seitenlinien. Er entwirft ein Bild von dem Bühnenleben im Kavalierhaus zu Rheinsberg (1753—1802), wo seit 1770 mehr

und mehr Berufsschauspieler wie Blainville, der Liebling des Prinzen Heinrich, das anfängliche Gesellschaftstheater des prinzlichen Hofes ablösten; er schildert das französische Schauspiel unter dem Markgrafen Friedrich von Bayreuth, dem Gemahl der Prinzessin Wilhelmine von Preussen (1747—63), wo freilich bei dem Mangel an Nachrichten Namen- und Ranglisten eine wirkliche Darstellung ersetzen müssen; und er schliesst mit einem Blick auf die Liebhaberbühne von Ansbach, die Lady Craven, die Geliebte des Halbfranzosen Karl Alexander, ins Leben rief und mit eigenen platten Komödien und Balletten bedachte (1786—90). Von dem Repertoire des Rheinsberger Hoftheaters bringt der Anhang ein unbedeutendes Gelegenheitsstück „Le bouquet", das 1770 zum Geburtstag des Prinzen gespielt wurde. —

Die im letzten Bericht erwähnten Funde Carl Friedrich Meyers **(7196)**, die das Auftreten englischer Komödianten in Pommern-Wolgast belegen, beutet ein Feuilleton von E. Engel **(7196a)** aus. — Eine zusammenfassende Darstellung des theatralischen und literarischen Einflusses Englands auf Deutschland im 16. und 17. Jahrhundert hat E. Herz geliefert unter dem Titel: Englische Schauspieler und englisches Schauspiel zur Zeit Shakespeares in Deutschland. (= Theatergeschichtliche Forschungen, herausgegeben von B. Litzmann, Heft 18. Hamburg und Leipzig, L. Voss. X, 144 S. Mit 5 Karten. M. 6,00). Der zweite Abschnitt, der das Repertoire der Engländer mustert, schliesst sich enger an Creizenachs Einleitung an; auch in der Stellung zu der neuerdings von Evans verhandelten Hamletfrage folgt er jenem Forscher. Der erste Teil versucht, selbständig über ihn hinausgehend, soweit das bei der Dürftigkeit der Quellen möglich ist, eine Charakteristik der einzelnen Truppen, deren Wanderzüge durch beigegebene Kartenskizzen veranschaulicht werden. Unter den mehr oder minder fragwürdigen Gestalten der englischen Komödianten erscheint Robert Browne, der seinen Wirkungskreis auf Frankfurt und süddeutsche Reichsstädte beschränkte (1592—1620), als die sympathischeste Persönlichkeit. Seiner gediegenen Ehrlichkeit und schüchternen Bescheidenheit steht das beweglichere, energische und geschäftsgewandte Auftreten seines Begleiters und Nachfolgers Johann Green (1607—27) gegenüber. Noch weiter ging in der skrupellosen Gewinnsucht der vom brandenburgischen und sächsischen Hofe begünstigte Spencer (1604—23): der trat, um sich die Gunst der Geistlichkeit zu gewinnen, in Köln zur katholischen Kirche über. Den Verfall der englischen Bühnenkunst in Deutschland bezeichnet die letzte namhafte Gesellschaft, an deren Spitze Joris Jolliphus stand, ein roher, gewalttätiger, nur auf den Gelderwerb bedachter Mann (1649—60). Endlich gibt H. eine Übersicht über Aufführungen von Truppen, deren Identität sich nicht feststellen liess. Geschick in der Anordnung und kombinatorischen Verarbeitung des Stoffes kann man dem Buche nachrühmen, während man neue Tatsachen oder Gesichtspunkte nicht viel erwarten darf. Creizenachs Annahme, dass die 1620 gedruckte Sammlung englischer Theaterstücke auf die Greensche Truppe zurückgeht, wird durch einen Vergleich mit der 1899 von F. Bischoff („Niemand und Jemand" in Graz im Jahre 1608: MHVSteiermark. 47, S. 127—92) aus einer Reiner Handschrift ans Licht gezogenen, wahrscheinlich von Green angefertigten und bei seiner Aufführung in Graz 1608 dem Erzherzog Maximilian überreichten Version der Komödie von „Niemand und Jemand" bestätigt. Da die Arbeit bereits Anfang 1902 abgeschlossen war, müssen zu den hier gesammelten Zeugnissen die noch nicht benutzten archivalischen Forschungen von P. Zimmermann und C. F. Meyer (JBL. 1902 N. 3722—24) zur Ergänzung herangezogen werden. Auch eine Reihe von anderen Nachrichten ist nicht verwertet, wie G. Witkowski (ZDPh. 36, S. 562/4) in seiner Rezension der Herzschen Schrift bemerkt; weitere Nachträge bringt A. von Weilen (DLZ. 25, S. 221/2). —

Einzelne Städte. Über Charlottenburger Hoffestlichkeiten unter der ersten Königin und spätere Vorstellungen, die seit 1788 in einem eigenen Gebäude stattfanden, stellt O. Weddigen **(7199)** Notizen und Daten zusammen. — Im Frankfurter Ghetto führten 1711 jüdische Studenten aus Prag und Hamburg biblische Melodramen auf: Joseph und seine Brüder, David und Goliath **(7201)**. — W. Berstls **(7200)** stilistisch unreife Göttinger Theatergeschichte enthält nichts für unseren Abschnitt, sondern hebt nach einem Hinweis auf frühere Studentenaufführungen mit dem Auftreten der Abbtschen Gesellschaft (vgl. N. 7208) in den Jahren 1768 und 1783 an, auf die zunächst die bekanntere des Schauspielers Grossmann folgte (1784). Anhangsweise erwähnt B. aus der Geschichte der Schulkomödie eine Aufführung von Daniel Cramers Areteugenia unter dem Rektor Fabricius 1612 und eine Darstellung der Komödie vom reichen Manne 1621. — In Köln **(7202, 7203)**, wo man leichten Sinnes von jeher die Oper dem Schauspiel vorzog, hatten in den sechziger Jahren des 18. Jahrhunderts Sebastianis Operetten und Kurz' Bernardoniaden mehr Glück als die ernsteren Vorführungen Abel Seylers, der 1777 mit seiner Gesellschaft dort einkehrte. —

Für Königsberg, Lauenburg, Leipzig (7204—7206) kann ich nichts berichten, da die betreffenden Veröffentlichungen mir nicht erreichbar waren; für Wolgast (7207) s. oben S. 578 beim Schuldrama, hinter N. 7193. —

Nachzutragen ist noch die bedeutendste Erscheinung dieser Jahre: P. Legbands ausgezeichnete grosse Arbeit über „Münchener Bühne und Literatur im 18. Jahrhundert" liegt seit 1904 in einem stattlichen Bande des Oberbayerischen Archivs (Band 51, nicht Band 5; 546 S. M. 10,20) abgeschlossen vor (JBL. 1902 N. 3728a). Über den Durchschnitt landläufiger lokaler Theatergeschichten sich erhebend, stellt er die Entwicklung des Bühnenwesens im Zusammenhang mit dem ganzen geistigen Leben der Zeit, als Spiegelbild ihrer Kultur dar. Wir erfahren von den frühesten Reformversuchen gelehrter Akademien zu Beginn des 18., aber noch im Stile des 17. Jahrhunderts: von der bald in politisch-konfessionellem Zank erstickten Gesellschaft der vertrauten Nachbarn am Isarstrom (1702) und dem friedlicheren, nationalen, mit dem Tode des Augustinerpaters Gelasius Hieber (1731) seines eifrigsten Mitarbeiters beraubten Parnassus boicus (1722—1740). Während ein Überblick über die älteren Wandertruppen zur Zeit der Vorherrschaft italienischer und französischer Bühnenkunst sich auf Trautmanns Arbeiten stützt, wird die Geschichte des Volksschauspiels, der späteren Wandertruppen und der Nationalschaubühne in selbständiger Forschung und lebendiger Darstellung aus dem Aktenmaterial herausgearbeitet. Die Pflege des vom Jesuitendrama beeinflussten Passionsspiels bis zu seinem Verbot 1770, daneben auch anderer gleichfalls dem Jesuitenschauspiel verwandter geistlicher Dramen, war länger als hundert Jahre Privileg der bürgerlichen Stadtmusikanten, aus deren Zunftenge selten berufsmässige Schauspieler wie der spätere Wanderprinzipal Stephan Mayr (um 1720) hervorgingen. Mehr als einmal kam es zu Konkurrenzstreitigkeiten zwischen diesen Dilettanten und den Wandertruppenführern, unter denen Franz Gerwald von Wallerotti, seit 1753 privilegierter „churfürstl. bayrischer Hoff-Comoediant", am meisten genannt wird. Selbst die französischen Hofkomödianten, die um die Mitte des Jahrhunderts eine letzte Glanzzeit erlebten, hatten bei ihren öffentlichen Vorstellungen Wallerottis herrschende Stellung empfindlich zu spüren. Erst mit der Gründung der Akademie der Wissenschaften im Jahre 1759 gewann in dem jesuitischen, hinter dem protestantischen Norden weit zurückgebliebenen Lande die freiheitliche Bewegung an Boden; befehdet von katholischen Fanatikern, aber unterstützt von dem aufgeklärten Kurfürsten Maximilian III. Joseph (1745—1777). Die in der Monatsschrift der Akademie, den „Bairischen Sammlungen", gebotenen Anregungen wirkten befruchtend auf alle Gebiete geistigen Schaffens, und ihre Bemühungen um die Bühnenreform führten im Verein mit der Neigung des Hofes und Adels endlich zur Errichtung eines stehenden Theaters. Nach einem früheren missglückten Versuch mit Joseph von Kurz als Direktor (1765) übernahm Graf Seeau, der Intendant der Hofoper, 1772 die künstlerisch strebsame Niessersche Truppe und ward so der Stifter der Nationalschaubühne, die er bis nach dem Tode Karl Theodors (1799) mit abnehmender, allmählich erstarrender Kraft geleitet hat. Während Lorenzonis, des ehemaligen Marionettenspielers, Vorstadttheater mit seinen Lipperlspässen im Sommer das Publikum lockte, Wandertruppen beim Faberbräu im Winter mit vielseitig planlosem Spielplan jedem etwas brachten, hatte die vornehmere gereinigte Schaubühne mit Schwierigkeiten innerer und äusserer Art zu kämpfen. F. L. Schröders Gastspiel im Mai und Juni 1780 lieh ihr nur vorübergehenden Glanz; und Marchands französierende Singspieltruppe, die dem neuen Kurfürsten von Mannheim nach München gefolgt war, konnte sich an den Stil des gesprochenen Dramas nicht leicht gewöhnen. Wie sich trotzdem hier die Ideen der Zeit und die Zustände des Volkes spiegelten, Aufklärung und Rousseautum verzerrt oder abgeschwächt nachhallten, wie der bayerische Patriotismus wenigstens ein Jahrzehnt lang auf dem Nationaltheater eine Stätte fand: das zeigt zum Schluss, nach einer Würdigung der Schauspieler und der Kritik, eine eingehende Charakteristik der in vaterländischen Stücken (Babos Otto von Wittelsbach und Törrings Agnes Bernauerin) gipfelnden dramatischen Literatur Bayerns im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts, die O. Brahms Studien über das Ritterdrama und Goedekes § 261 vielfach ergänzt. Sorgfältige Repertoirelisten und Register erleichtern die Übersichtlichkeit des gründlichen Buches. —

Einzelne Theaterleute. In das glänzende Elend eines Vagantenlebens im ausgehenden 18. Jahrhundert lässt ein Aufsatz von O. Veeck (7208) blicken, der auf Grund einer zeitgenössischen Lebensbeschreibung die Schicksale des Schauspielers Carl Friedrich Abbt erzählt. (Niedersachsen, Band 9, nicht Band 11; S. 107—10). 1736 geboren, hatte Abbt nach theologischen Studien um 1760 sich der Bühne zugewandt, sich mehreren Gesellschaften (Lippert in Göttingen, Sebastiani in Mannheim) angeschlossen, selbständig erst in Weimar, dann in Holland und Niederdeutschland sein Glück versucht, bis er endlich 1781 in Bremen festen

Fuss zu fassen dachte. Aber schon zwei Jahre später, am 20. November 1783, starb er, völlig gebrochen nach dem Verlust seiner Frau, die seine treueste Stütze gewesen war. — Die Publikationen über die Neuberin (7209—10) blieben mir unzugänglich. —

Didaktik.

(III, 5 = N. 7211—7350.)

Ludwig Pariser.

Kirchliches Leben: Katholizismus: Einzelne Landschaften. — Einzelne Persönlichkeiten: M. Sandaeus; O. Schambach, Crescentia Höss. — Mystik: J. M. Meyfart, J. Böhme. — Protestantismus: Ältere Zeit: Predigten und Erbauungsliteratur; einzelne Persönlichkeiten. — Neuere Zeit: Lokalgeschichtliches und Pietismus: S. Lutz, J. Fr. Mayer, M. Fr. Roos, Veit von Seckendorf, Ph. J. Spener, N. Graf Zinzendorf. — Gelehrtengeschichte: Philosophen: B. Spinoza; G. W. von Leibniz; Chr. Thomasius; Chr. Wolff. — Historiker und Kulturhistoriker. — Geographen und Reiseschilderer. — Astronomen und Naturforscher. — Ärzte und Wunderdoktoren. — Literaturgeschichte: Allgemeines. — Epigrammatik und Spruchdichtung. — Satiriker: J. M. Moscherosch; J. Rachel. — Didaktische Dichtung der Aufklärungszeit: J. Chr. Gottsched, Frau Gottsched. —

Eine zusammenfassende Darstellung des geistlichen Lebens unserer Periode fehlt unter den Werken, die im Berichtsjahre erschienen sind; auch innerhalb der eigentlichen Literaturgeschichte, die sich mit der Didaktik des Zeitraumes befasst, finden sich nur Einzeluntersuchungen und Ergänzungen früher besprochener Arbeiten, sowie eine nicht unbeträchtliche Zahl volkstümlich gehaltener Aufsätze, hinsichtlich derer auf die Bibliographie verwiesen werden darf. —

Kirchliches Leben: Einzelne Landschaften. Die Geschichte des Katholizismus in Altpreussen von F. Dittrich (7211) ist bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts weitergeführt worden. — Auf Grund von Akten des Münchener Staatsarchivs und des Pfarrarchivs zu Berchtesgaden hat Anton Linsenmayr (7213) eine Darstellung der — grösstenteils gescheiterten — Reformversuche gegeben, die von den Erzbischöfen von Köln, als Administratoren des Berchtesgadener Chorherrenstiftes, im 17. und 18. Jahrhundert unternommen wurden. — Die baulichen Veränderungen, welche die altbayerischen Klosterkirchen während der Barockzeit erlitten haben, erörtert ein Aufsatz von Richard Hoffmann (7215). Der Verfasser hebt hervor, dass im 17. und 18. Jahrhundert die Mönche, welche im Mittelalter noch ausübende Künstler waren, sich zu „Auftraggebern“ entwickelt hatten. Als solche zogen sie zu ihren Bauarbeiten fast ausnahmslos deutsche, besonders bayerische Künstler heran. —

Einzelne Persönlichkeiten. Über die in Köln und Mainz erschienenen Marienschriften des Jesuiten Maxim. Sandaeus (van der Sandt) berichtet F. Falk (7216). Die Vergleiche für die Jungfrau Maria werden, dem Zeitgeschmack entsprechend, teils aus der Vogelwelt — so im Aviarum Marianum — entnommen, teils dienen Blumen und Edelsteine als Symbole. Über die Art der dichterischen Begabung des Sandaeus wird nichts Näheres mitgeteilt. —

Für die Geschichte der fränkischen Klöster von Bedeutung ist das Lebensbild, welches Dom. Duynstee (7217) von seinem Ordensbruder Onufrius Schambach entwirft. Der gelehrte Augustiner war seit 1690 Prior in Würzburg und wirkte später in gleicher Stellung in der Augustinerniederlassung zu Münnerstädt. Ausser theologischen Arbeiten hat er namentlich durch Anlage von Protokoll- und Konventbüchern für die Klostergeschichte wertvolles Material hinterlassen. — Das Leben der Crescentia Höss von Kaufbeuren, die im Jahre 1900 selig gesprochen wurde, hat der evangelische Pfarrer Th. Schmidt (7218) nach den vorhandenen Urkunden darzustellen versucht und insbesondere die Tatsachen geprüft, welche den Anlass zur Beatifikation gaben. Er erklärt die ihrem Lebenswandel nachgerühmten Vorzüge als das dem Jesuitenorden entsprechende Heiligkeitsideal, und Jesuiten seien es auch gewesen, die im Verein mit der Oberin Johanna Altwögerin, einer auf den Vorteil ihres Klosters bedachten Frau, sich zu Herolden der Frömmigkeit Crescentias aufgeworfen hätten. — Gegen diese Schrift, in der auch die sonstigen Zeugnisse, auf Grund derer Crescentia Höss selig gesprochen wurde, einer abfälligen Kritik unterzogen werden, wendet sich eine heftige Polemik des Paters Ansgar Pöllmann (7219). Für die Kulturhistoriker von Interesse ist der von P. mitgeteilte Briefwechsel, den die Nonne von Kaufbeuren mit der Kurfürstin ihres Heimatlandes Marie Amalia in den Jahren 1731—38 geführt hat. Auch einige Strophen aus

den geistlichen Dichtungen der Crescentia, die eine Anlehnung an das Volkslied verraten, verdienen Beachtung und erwecken den Wunsch, umfangreichere Proben von dieser sympathisch berührenden geistlichen Lyrik kennen zu lernen. Der Hauptinhalt des Buches, der das Quellenmaterial über Crescentia Höss und dessen Bewertung eingehend erörtert, verweist es ebenso, wie die daran geknüpfte erregte Polemik gegen Schmidt, auf das ausschliesslich kirchengeschichtliche Gebiet, beziehungsweise in die katholische Apologetik. —

Mystik. Eine übersichtliche Zusammenstellung der theologischen und philosophischen Arbeiten, die Johann Matth. Meyfart verfasst hat, rührt von O. Henke **(7220)** her. Auf philosophischem Gebiete strebte der „trefflichste Vorläufer Speners", wie ihn sein Biograph benennt, eine Vermittlung der aristotelischen Lehre und der Philosophie des Petrus Ramus an. Seine deutschen Schriften scheidet H. in solche eschatologischen und reformatorischen Inhalts. Charakteristisch ist es, dass er in seiner 1636 zu Schleusingen erschienenen „Christlichen Erinnerung an gewaltige Regenten und gewissenhafte Prädikanten", die gegen den Unfug der Hexenprozesse gerichtet war, zwar „den katholischen aber lobwürdigen Mann, der die praxin criminalem geschrieben", rühmend erwähnt, jedoch darauf verzichtet, den Namen Spees zu nennen. Ausserhalb des Rahmens der von H. sich gestellten Aufgabe lag es wohl, den bedeutenden Wirkungen nachzugehen, die Meyfarts akademische Rede über das Bildnis eines wahren Studenten, sowie sein Kampf gegen den Pennalismus und den verkommenen sittlichen Zustand auf den lutherischen Universitäten zur Folge hatten. Seine berechtigten Ausstellungen, sowie die seinen Anforderungen an die studierende Jugend anhaftende pedantische Beschränktheit, welche wohl als Reaktionserscheinung gegen die mitangeschauten Missstände zu erklären ist, haben in der deutschen didaktischen Literatur der Folgezeit bisher nicht genügend gewürdigte Nachwirkungen hervorgerufen. — Hermann Petersen **(7221)** sucht die Grundzüge der Ethik Jakob Böhmes festzustellen. In seiner dreifach gegliederten Abhandlung (Prinzipienlehre, Weltanschauung und praktische Ethik) hat er verstanden, aus den an Wiederholungen reichen und durch ihre mystische Einkleidung so ungemein schwerverständlichen Schriften Böhmes die für sein Thema massgebenden Elemente herauszuheben und sie in übersichtlicher und gut lesbarer Form vorzutragen. —

Protestantismus: Ältere Zeit: Predigten und Erbauungsliteratur. Th. Distel **(7227)** stellt fest, dass die Schrift De religionum tolerantia von Theophilus Lessing, dem Grossvater Gottholds, von welcher der Geh. Justizrat Karl R. Lessing in Berlin ein aus Meusels Sammlung herrührendes Exemplar besitzt, nicht, wie bisher angenommen wurde, nur in diesem einzigen vorhanden ist. In den „Disputationes" der Leipziger philosophischen Fakultät (1667—71) fand sich ein zweites Exemplar. —

Von einzelnen Persönlichkeiten aus der Geschichte des Protestantismus, mit denen sich die Forschung beschäftigte, sei der hessische Superintendent und kirchliche Schriftsteller Theophilus Neuberger genannt, von dessen Wirken Hugo Brunner **(7228)** ein sorgfältig ausgeführtes Bild entworfen hat. Der Verfasser hat in seiner Arbeit Materialien aus den Archiven von Marburg, Kassel und Gudensberg verwertet. Von Neubergers literarischer Tätigkeit, die besonders auf dem Gebiet der Erbauungsschriften liegt, ist eine im Staatsarchiv zu Kassel aufbewahrte biographische Arbeit von Interesse, in der er die Schicksale Hessens und seiner selbst während des grossen Krieges erzählt. — G. Bonwetsch **(7230)** entwirft ein Bild von der literarischen und oratorischen Bedeutung des vielseitigen Göttinger Theologen Joh. Lorentz von Mosheim. Im Gegensatz zu der strengen Orthodoxie seiner Zeit suchte er die Theologie mit der wissenschaftlichen Forschung zu vereinigen. Von den Pietisten, denen er als ein auf formale Schönheit hinarbeitender Autor und als Freund weltmännischer Sitte abhold war, wurde seine aufrichtige Bekehrung bezweifelt; von den Wolffianern trennte ihn seine Hochschätzung der klassischen Philosophie. Neben dem Ruhm, als Vater der neueren Kirchengeschichte zu gelten, in der ihn neben einer möglichst unparteiischen Darstellung ein Hang zur optimistischen Betrachtung kennzeichnet, hat er sich unter seinen Zeitgenossen, die ihn als deutschen Bourdaloue feierten, durch seine auf die gebildeten Kreise berechneten Predigten zahlreiche Verehrer erworben. —

Neuere Zeit: Lokalgeschichtliches und Pietismus. Einer alten Berner Theologenfamilie entstammend, hat Samuel Lutz (Lucius) auf seine Zeitgenossen durch Predigt und eine Anzahl asketischer Schriften („Ein wohlriechender Strauss von schönen und gesunden Himmelsblumen", Basel 1736 und 1756) bedeutenden Einfluss ausgeübt. Sein Biograph H. Güder **(7240)** rühmt diesen nach, dass trotz der veralteten Form und trotz der schwülstigen Sprache die tiefreligiöse Empfindung des Autors sich kundgebe. Die „lutheranisierende" Genossenschaft der Heimberger Brüder soll auf die Anregung von Lutz hin begründet worden sein. — Eine wenig sym-

pathische Persönlichkeit schildert C. Bertheau (7241) in Joh. Fr. Mayer, den Benedict Carpzow einen malleus haereticorum et pietistarum genannt hat. Als junger Professor der Theologie in Wittenberg von Spener beeinflusst, zählt er später, zum Teil aus Gründen persönlicher Natur, zu dessen heftigsten Gegnern. Als Pastor in Hamburg stand er auf seiten derer, welche die Zulässigkeit der Oper verfochten. Seine polemische Natur verrät sich in der unglaublichen Menge seiner Streitschriften. — A. Landenberger (7242) erzählt von dem württembergischen Theologen Magnus Fr. Roos (1727—1803), dem Schüler und Gesinnungsgenossen Joh. Albr. Bengels. Seine erbaulichen Schriften leben zum Teil noch heute in seiner Heimat, so seine „Soldatengespräche" und „Seefahrergespräche". Auch als Dichter geistlicher Lieder hat er sich versucht, denen allerdings „ein reicheres Mass von Phantasie fehlt". — Die staatsmännische Bedeutung und die Verdienste des sächsischen, später brandenburgischen Kanzlers Veit von Seckendorf um die evangelische Kirchengeschichte schildert ein gewandt geschriebener Aufsatz B. Rogges (7243). Namentlich die Geschichte seiner bewegten Jugend ist in fesselnder Weise erzählt. — O. Clemen (7244) veröffentlicht zwei Briefe Ph. Jak. Speners vom 16. Juli und 21. August 1683 an Veit Ludwig von Seckendorf. Beide sprechen Speners Bedenken gegen die katholischen Unionsvorschläge aus, die Christoph Rojas de Spinola, Titularbischof von Tina, im Auftrage des Papstes Innozenz XI. im protestantischen Deutschland den massgebenden Persönlichkeiten unterbreitete. Spinola suchte persönlich — inkognito — Spener in Frankfurt a. M. auf, vermochte aber dessen Argwohn nicht zu beseitigen, dass es sich nur darum handle, die Protestanten „durch gute Promessen wieder ins Netz zu stecken". — Das „Charakterbild", welches B. Rogge (7245) von Ph. J. Spener gezeichnet hat, erfüllt seinen Zweck, in grossen Umrissen klarzulegen, wie es Spener erreicht hat, dem erstarrten kirchlichen Leben im evangelischen Deutschland wieder Wärme zu verleihen. —

N. Graf Zinzendorf. Über Zinzendorfschriften, die anlässlich der Feier seines 200. Geburtstages erschienen sind (vgl. JBL. 1901 III 5 : 23—51), berichtet F. Kattenbusch (7247). Er macht auf die Wandlungen in dem Urteil der Kirchenhistoriker über ihn aufmerksam und hält eine Darstellung seiner Persönlichkeit, wie sie seinerzeit K. Hase geboten hat, in der das Bizarre zu stark betont wurde, heute für unmöglich. Wenn Zinzendorf auch ganz und gar zur Vergangenheit gehöre, müsse doch die ernstliche Geschichtsforschung seine geistige und theologische Bedeutung viel höher einschätzen, als bisher üblich gewesen. —

Gelehrtengeschichte: Philosophen: B. Spinoza. Die Frage, in welchem Jahre Clara Maria van den Ende — die Heldin der Liebesepisode in Auerbachs Spinoza-Roman — geboren ist, wird von zwei Hamburger Forschern (7258) verschieden beantwortet. Max Grunwald ist der Ansicht, sie sei 1696, also 19 Jahre nach dem Tode des Philosophen, zur Welt gekommen, während A. Levy dieses Datum schon aus dem Grunde für unrichtig hält, weil ihr Vater, der Arzt van den Ende, schon 1674 hingerichtet wurde. L. nimmt an, sie sei im Jahre 1644 geboren. Einige für die Beziehungen Hamburgs zur spinozistischen Philosophie bedeutsame Vorgänge werden bei diesem Anlass von Grunwald berührt. Er bespricht eine Arbeit des Grafen Boullainvilliers, die sich handschriftlich auf der Hamburger Stadtbibliothek befindet (Cod. phil. 333); sie soll angeblich eine Widerlegung Spinozas darstellen, enthält aber in Wirklichkeit eine volkstümliche Wiedergabe seiner Ethik. Sonst werden noch Fr. W. Storch, Th. L. Lau, J. Chr. Dippel und Joh. Chr. Edelmann, die ersten Vertreter des Spinozismus in Deutschland, und die Verbreitung ihrer Schriften in Hamburg gestreift. Den Schluss bildet eine Erzählung des Streites über Lessings Spinozismus zwischen Fr. H. Jacobi und Moses Mendelssohn und ein Bericht über seine Bedeutung für die Hamburger gelehrten Kreise. — Spinozas günstiges Urteil über die Demokratie, d. h. über den allen Bürgern eingeräumten unmittelbaren Einfluss auf die Regierung, das er auch nach dem Morde der Gebrüder de Witt bewahrt hat, weist ein Aufsatz von W. Meijer (7262) aus dem Leben und den Werken des Philosophen nach. Die „in politicis" indifferenten Kollegianten seien ohne Einfluss auf die Entstehung seiner demokratischen Anschauung gewesen. Sodann untersucht M. Spinozas Verhältnis zum Christentum auf Grund seiner Briefe N. 73 und 78 sowie des Tractatus theologo-politicus. — Derselbe Autor, als Sekretär von Het Spinozahuis (7263), hat elf handschriftlich erhaltene Briefe Spinozas und das Titelblatt eines Druckes des eben erwähnten Traktats, auf dem sich eine handschriftliche Widmung Spinozas aus seinem letzten Lebensjahre befindet, im Faksimile nachbilden lassen. — Eine vergleichende Darstellung der Gotteslehre von Spinoza und Malebranche hat R. Uhlich (7265) verfasst. — Bei seiner Untersuchung über Spinozas Ethik in ihrem Verhältnis zur Erfahrung gelangt F. Schwarz (7266) zu dem Ergebnis, dass sein Glaube an den Besitz einer eingeborenen wahren Erkenntnis ihn durchaus geleitet habe. Es sei ihm entgangen, dass er tatsächlich auf

die Erfahrung zurückgegriffen habe in den Fällen, wo er, „durch die Unmöglichkeit der logischen Deduktion gezwungen, sogar offenbar empirische Erkenntnis als angeblich intuitive verwertet“. —

G. W. von Leibniz. Anschliessend an E. Cassirers Buch über Leibnizens System in seinen wissenschaftlichen Grundlagen, unternimmt es eine C. J. **(7268)** gezeichnete Abhandlung, sowohl die mathematischen Grundlagen der Leibnizschen Physik wie auch seine metaphysischen Anschauungen einem grösseren Leserkreis verständlich zu machen. — Ein Lieblingsthema Ludwig Kellers **(7272)**, das an dieser Stelle der JBL. schon mehrmals erörtert wurde: die nationalen und irenischen Ziele der deutschen Sprachgesellschaften, klingt in einem Aufsatz über Leibnizens Verhältnis zu den deutschen Sozietäten des 17. Jahrhunderts wieder an. K. knüpft seine Folgerungen an zwei Schriften Leibnizens: 1. an die „Unvorgreiflichen Gedanken betreffend die Ausübung und Verbesserung der deutschen Sprache“ — ursprünglich betreffend die Aufrichtung eines deutschen Ordens — und 2. an die etwas früher entstandene „Ermahnung an die Teutschen ihren Verstand und Sprache besser zu üben, nebst Vorschlag einer teutsch gesinnten Gesellschaft“. Beide Schriften wurden zu Lebzeiten des Verfassers nicht veröffentlicht, und bei der Herausgabe der ersten liess Eccard 1717 gerade diejenigen Paragraphen fort, in denen die Gründung eines deutschen Ordens verlangt wurde. K. schliesst aus den Vorschlägen des Philosophen, dass ihm das eigentliche Wesen der älteren deutschen Sprachgesellschaften genau bekannt war, und dass er von ihnen, besonders von der „Fruchtbringenden“, für seine deutsch-nationalen Bestrebungen mancherlei Anregung empfangen habe. Er gelangt zu der Ansicht, dass Leibniz in seinen Nürnberger Jahren, wo er Mitglied der Rosenkreuzer-Gesellschaft wurde, auch in Berührung mit den älteren deutschen Sozietäten gekommen ist. — Über Leibnizens Plan, die christlichen Kirchen wieder zu vereinigen, liegt ein gross angelegtes Werk von F. X. Kiefl **(7273)** vor. K. geht von der Anschauung aus, dass bei diesem erfolglos gebliebenen bedeutungsvollen Unternehmen nicht Leibniz und Bossuet einander gegenüberstanden, sondern dass der hier ungeschlichtet gebliebene Streit der alte, sich durch die Kirchengeschichte hindurchziehende zwischen Autorität und Vernunft gewesen ist. Nach der rein menschlichen Seite erscheint Leibniz in den Verhandlungen seinem Gegner Bossuet überlegen, der durch „diktatorischen Ton“, verletzende Wendungen und Verachtung der Philosophie die ganze Angelegenheit vergiftet habe. So tief andererseits Leibniz in das Wesen der katholischen Theologie eingedrungen sei, so bedeutend sogar seine Kenntnis der patristischen Literatur gewesen: sein Plan habe der inneren Folgerichtigkeit entbehrt und habe sich deshalb nicht durchführen lassen. Die Vorgänger K.s, Onno Klopp und Guhrauer, haben in Leibniz nur das Organ des hannöverschen Hofes, beziehungsweise der Kurfürstin Sophie erblickt; der gleiche Fehler sei auch Lachat, dem Herausgeber der Werke Bossuets, vorzuwerfen, der die Behauptung aufstellt, Leibniz habe den religiösen Frieden der auf die englische Krone bedachten Politik seines Fürstenhauses aufgeopfert. — Im Auftrage der Berliner Akademie **(7274)** wurden gelegentlich einer baulichen Reparatur der Grabstätte Leibnizens seine Gebeine einer anthropologischen Messung unterzogen. Der Bau des Schädels liess slawischen Typus erkennen. — Onno Klopps Anschauungen über das Verhältnis Bossuets zu Leibniz behandelt ein anonymer Artikel **(7283)**. Bossuet sei das willenlose Werkzeug Ludwigs XIV. gewesen; er habe „katholischer als Kaiser und Papst“ in den oben erörterten Friedensverhandlungen das ganze Gewebe der Friedensgedanken zerschnitten. —

Chr. Thomasius. Die Bedeutung des Chr. Thomasius als Jurist würdigt eine Abhandlung von F. Matthis **(7285)**; der Verfasser hat besonders sein Wirken als Kriminalist ins Auge gefasst und dieses aus der literarischen Tätigkeit des Thomasius, die fast das gesamte Gebiet der Rechtswissenschaft umfasst, herausgehoben. Als Theoretiker kann ihm hier kein Anspruch auf Originalität zugestanden werden. Seine Strafrechtstheorie schliesst sich im wesentlichen an die von Pufendorf aufgestellte an. Vorherrschend ist bei Thomasius eine Vertiefung des Abschreckungsgedankens nebst dem auch schon bei Pufendorf begegnenden Postulat der Verwerfung der Vergeltungsidee. Um so verdienstvoller ist sein mit scharfer Kritik geführter Kampf gegen die Schäden der deutschen Kriminaljustiz, gegen die Mängel des Strafprozesses und die von theologischer Seite in die Rechtspflege eingeschmuggelten Delikte. Ohne gerade neue Gesichtspunkte zu eröffnen, vermag doch die vorliegende Arbeit einen auch dem Literarhistoriker wünschenswerten Einblick in die Kulturarbeit zu verschaffen, die Thomasius innerhalb der Rechtspflege seiner Zeit verrichtet hat. — Aus einem Manuskript der Marburger Universitätsbibliothek, das in 42 Abschnitten „curiosa quaedam“ aus der Vorlesung des Thomasius über das decorum enthält, teilt F. M. Schiele **(7286)** den für die Eigenart des ersten deutsch lesenden Universitätsprofessors bezeichnenden Inhalt mit. Der Herausgeber setzt das Kolleg, nach welchem die hier verwerteten Notizen eines Hörers gefertigt sind, mit

glaubhafter Begründung in die Zeit um 1700. Des Thomasius „Erinnerung wegen neuer lectionum publicarum de iure decori“ fällt in dieses Jahr; die gleiche Materie behandelte er später im 6. Kapitel seiner Fundamenta iuris naturalis et gentium (1705). Die zum Teil äusserst drastischen „notata“ hat Sch., der sich als genauer Kenner der Schriften des Thomasius erweist, soweit es anging, in Zusammenhang mit seinem System gebracht und mit Erfolg gesucht, „den Gedankenfortschritt von Notiz zu Notiz herauszuarbeiten“. —

Chr. Wolff. Einer in die Geschichte der neuhochdeutschen Sprache gehörenden Arbeit von Paul Piur (**7291**, s. auch unten zu N.7349) über die Verdienste Chr. Wolffs um die „Bereicherung resp. Regulierung“ des Wortschatzes der deutschen wissenschaftlichen Prosa sei auch an dieser Stelle gedacht, weil ihr Inhalt zum besseren Verständnis der von Thomasius und Wolff geleisteten Kulturarbeit von Wichtigkeit ist. Der Verfasser hat den Hallenser Philosophen und nicht Thomasius, dessen sprachliche Neubildungen noch umfangreicher gewesen sind, zum Gegenstand seiner Untersuchung gewählt, weil Wolff mit „staunenswertem Geschick und Scharfsinn die Ergebnisse einer vorhergehenden Arbeitsperiode gesammelt und bereichert hat“ und ohne eine Kenntnis seiner Tätigkeit die „letzten einen gewissen Abschluss erreichenden Bemühungen Gottscheds kaum zu verstehen sind“. Wolff hatte die Absicht, seine Systematisierung der neueren Philosophie zu popularisieren. In der von ihm geschaffenen Terminologie zeige er sich selbständiger als in seiner Philosophie, obwohl er mehr darauf bedacht war, sich den vorhandenen Sprachschatz für die Bildung der wissenschaftlichen Termini dienstbar zu machen, als neugeprägte sprachliche Bildungen zu verwenden. —

Historiker und Kulturhistoriker. Seine verdienstvolle Arbeit über die Sprache des Aegidius Albertinus hat G. Himmler (**7293**) fortgesetzt und auf den die Orthographie behandelnden Teil die Umlauts- und Quantitätsverhältnisse sowie einen Abschnitt über die Bedeutung des mittelhochdeutschen Auslautsgesetzes bei Albertinus folgen lassen. Ein in Aussicht gestellter dritter Teil soll neben dem Abschluss der sprachlichen Untersuchungen eine Fortsetzung der Bibliographie bringen. — Das Eintreten König Friedrichs I. von Preussen für den in orthodoxen Kreisen viel geschmähten und verfolgten Gottfried Arnold, den Verfasser der „vnpartheyischen Kirchen- und Ketzergeschichte“, wird in einem anonymen Artikel (**7295**) geschildert, dem bisher ungedruckte Briefe Arnolds und seiner Gönnerin, der Herzogin Sophie Charlotte von Sachsen-Eisenach, aus dem Jahre 1702 beigegeben sind. Der König, dessen religiöse Toleranz schon dem „Irrlehrer“ Christian Thomasius und dem Freidenker Samuel Pufendorf zugute gekommen war, ernannte Arnold, der in seinem sächsischen Hofpredigeramt nicht den genügenden Schutz finden konnte, zu seinem Hofhistoriographen und später zum geistlichen Inspektor in Perleberg. Zum Namenstage des Königs, den 5. März 1701, veröffentlichte Arnold ein Dankgedicht an Friedrich I., aus dem eine grössere Probe mitgeteilt wird. — Ein Artikel F. Neubauers (**7297**) über den Moralphilosophen und Historiker A. Werdenhagen war mir nicht zugänglich. —

Geographen und Reiseschilderer. Wie sorglos die Autoren des 17. Jahrhunderts in der Schreibung ihres Familiennamens verfuhren und welche Mühe sie hierdurch den Bibliographen verursachten, erhellt aus einem Aufsatz P. E. Richters (**7301**). In diesem werden Reiseschilderungen des Dichter-Geographen Salomon Cruselius besprochen, deren Titel den Familiennamen des Verfassers während der Jahre 1602—1632 in acht verschiedenen, auf das erheblichste voneinander abweichenden Formen wiedergeben. —

Astronomen und Naturforscher. Joh. Schmidt (**7307**) betont in einer Schrift über J. Keplers Erkenntnis- und Methodenlehre die Schwierigkeit, für dieses Thema die Grundlagen in den Werken des grossen Astronomen herauszufinden, dessen Eigenart es nicht entsprach, einen philosophischen Gedanken streng systematisch durchzuführen und der gerade die bedeutsamsten prinzipiellen Fragen in Briefen und Gelegenheitsschriften zu erörtern liebte. Leibnizens Ausspruch über Kepler: suas ipse opes ignorans nec satis conscius quanta inde sequeretur sei zumal für das hier in Betracht kommende Gebiet zutreffend. — Über O. von Guericke (**7308—11**) und andere Forscher, sowie über Alchemisten sind einzelne in der Bibliographie verzeichnete Aufsätze erschienen. —

Ärzte und Wunderdoktoren. In die sozialen und kirchlichen Zustände Tirols während des 17. Jahrhunderts führt eine volkstümlich gehaltene Studie des um die Kulturgeschichte seiner Heimat wohlverdienten Ludwig Rapp (**7318**) ein, die sich mit dem Wirken des Stiftsarztes von Hall Hippolytus Guarinoni (1571—1654) beschäftigt. Als Arzt und Philanthrop die gleiche rastlose Tätigkeit entfaltend, war Guarinoni auch ein äusserst fruchtbarer Schriftsteller und zwar in deutscher, lateinischer und italienischer Sprache. Neben seinen medizinischen hat er

eine Reihe theologischer Arbeiten verfasst, die ihn als strenggläubigen Katholiken und eifrigen Gegner der in die Tiroler Lande heimlich eingedrungenen lutherischen Literatur charakterisieren. Auf der Innsbrucker Universitätsbibliothek befinden sich noch vier Foliobände ungedruckter Manuskripte von ihm. Sympathisch berührt sein rücksichtsloses Auftreten gegen die im Schulwesen und in der Hygiene durch Sorglosigkeit der Behörden und Aberglauben des Volkes eingerissenen Missstände. Der theologische Verfasser hat auch eine Reihe geistlicher und weltlicher Mithelfer Guarinonis, wie Thomas von Bergamo und Georg Thaler, den Schwager Guarinonis, in den Kreis seiner Betrachtungen gezogen. —

Literaturgeschichte: Allgemeines. In seiner Wertung der in Deutschland vom westfälischen Frieden bis zum Auftreten Gottscheds um die Hebung der allgemeinen Kultur bemühten geistigen Führer gelangt E. Reichel **(7322)** zu dem Urteil, dass Männer wie Comenius und Thomasius, so verdienstvoll ihr Wirken auch gewesen sei, keine „völkisch bedeutsamen" Persönlichkeiten gewesen wären. Nur einem Genie wie Gottsched, dessen Bedeutung man fälschlich bisher auf philologischem und literarischem Gebiet gesucht habe, sei die Aufgabe, das gesamte Kulturleben der Nation zu erneuern, klar geworden. — Einen Einblick in die Gelehrtengeschichte fast aller europäischen Kulturstaaten gewähren 239 Briefe zwischen dem Leipziger Ratsherrn Fr. Bened. Carpzow und dem Zwickauer Rektor Christian Daum. R. Beck **(7325)** hat sich der Mühe unterzogen, die ein Vierteljahrhundert umfassende Korrespondenz auf die darin erwähnten Gelehrten zu untersuchen, und berichtet, was über die einzelnen in dem natürlich lateinisch geführten Gedankenaustausch vorgetragen wird. Zur bequemen Übersicht hat er die Männer der Wissenschaft und ihre Studien nach ihren Heimatsländern geordnet. Sachsen steht an der Spitze, ihm folgt das übrige Deutschland, dem sich dann Holland, Frankreich, Italien, England und Skandinavien anschliessen. Aus der Fülle der hier behandelten „viri doctissimi" seien nur genannt Jakob Thomasius, die beiden Calixtus, Joachim Camerarius, Johann Klai — der Stifter der Pegnitzschäfer, Johann Christ. Wagenseil, eine Reihe der klassischen holländischen Philologen, der berühmte Buchdrucker Daniel Elzevir, und aus Frankreich Charles Dufresne du Cange. Eine besondere Rolle spielen die in Frankreich im letzten Viertel des 17. Jahrhunderts vorbereiteten Ausgaben in usum delphini. Aus Italien sei noch Magliabechi, der Bibliothekar des Grossherzogs von Toscana, angeführt, über dessen wissenschaftliche Bedeutung die Korrespondenten sehr verschiedener Ansicht waren. —

Epigrammatik und Spruchdichtung. Von den Arbeiten aus dem Gebiet der Literaturgeschichte darf als die ergebnisreichste für unseren Zeitraum A. Levys **(7328)** Buch über Martial und die deutsche Epigrammatik des 17. Jahrhunderts bezeichnet werden. Das Material, welches hier verarbeitet werden musste, ist ebenso umfangreich wie spröde. Trotzdem gelang es dem Verfasser, daraus ein abgerundetes, gut lesbares Buch zu schaffen, eine Aufgabe, die nicht alle zu lösen vermochten, welche über die Kleinkunst des 16. und 17. Jahrhunderts gearbeitet haben. Unter den literarischen Vorarbeiten wird mit Recht auch P. Albrechts „vielgeschmähtes, aber bei kritischer Benutzung immerhin brauchbares" Buch „Lessings Plagiate" genannt. Die Vorliebe für Martials Epigramme, die im Deutschland des 17. Jahrhunderts allgemein herrschte, wird aus der Neigung des Zeitalters für die Satire erklärt — es erschien sogar ein christianisierter Martial von Joh. Burmeister (1612) — und die uns heute übertrieben dünkende Schätzung seines englischen Nachahmers Owen damit begründet, dass er bei seiner Anlehnung an Martial es vermieden hat, unverständlich gewordene antike Elemente mit aufzunehmen. Indem er nur allgemein gültige Motive aus seiner Vorlage beibehält und ausserdem religiöse Stoffe und die beliebten anagrammatischen Spielereien einführte, verlieh er seinen Epigrammen einen zeitgemässen Charakter. Die Zeitgrenzen für seine Untersuchung hat sich L. durch das Jahr 1624, in dem Opitzens Teutsche Poemata erschienen, und durch das Auftreten Gottscheds bestimmt, mit welchem „eine neue Geschmacksperiode anhebt". Die deutschen Nachbildungen der Martialschen Epigramme sind nach den Stoffen, die sie behandeln, angeordnet (Satiren auf Berufsklassen, auf einzelne Laster, auf das Verhältnis zwischen Mann und Weib usw.). Es fehlt aber auch nicht ein Verzeichnis der deutschen Dichter, die aus Martial geschöpft haben, mit genauer Angabe des Fundortes von Vorlage und Nachbildung. Auf einen längeren Exkurs, der die schon von Rubensohn aufgeworfene Frage über die literarischen Beziehungen zwischen Weckherlin und Opitz betrifft, sei noch aufmerksam gemacht (S. 87 ff.). — Die unter dem Pseudonym Rupertus Meldenius, dem Verfasser des kirchlichen Friedensspruches „in necessariis unitas, in non necessariis libertas, in utrisque caritas", erschienenen Werke hat C. Bertheau **(7329a)** einer Untersuchung unterzogen. Die Worte finden sich in der „Paraenesis votiva" betitelten Schrift des Meldenius, die zwischen 1627 und 1635 zu Frankfurt a. M. erschienen ist. Der Verfasser scheint

kein Geistlicher gewesen zu sein, beherrschte aber offenbar die drei klassischen Sprachen und war in den kirchlichen Streitfragen, die seine Zeit bewegten, wohl bewandert. Seine irenischen Ziele und seine Verurteilung der „Streittheologie“ ergeben sich auch aus anderen von B. mitgeteilten epigrammatisch zugespitzten Ermahnungen. — Aus einer in Klagenfurt aufbewahrten Handschrift von 1624, in der ein alter Jäger, Martin Strasser auf Kholniz, seine Erfahrungen im Weidwerk niedergelegt hat, teilt M. Dürnwirth **(7333)** Jagdschreie, Weidmannssprüche, Weckrufe und gereimte Anreden mit, die in dem geselligen Verkehr der Jäger üblich waren. —

Satiriker: J. M. Moscherosch. Inwieweit J. M. Moscherosch in seiner satirischen Dichtung durch deutsche Vorbilder beeinflusst war, hat W. Hinze **(7334)** festzustellen versucht. In seiner fleissigen Arbeit hat er Brant, Murner, Geiler, Fischart, Ringwaldt, Rollenhagen, Joh. Sommer, Zincgref, Spangenberg, Aventin, Scheidt und Weckherlin berücksichtigt. Dass bei einer so rezeptiven Natur und bei einem so belesenen Mann wie Moscherosch die Zahl der hier in Betracht kommenden Autoren noch leicht hätte vermehrt werden können, ist einleuchtend. Vermissen wird man eine Reihe von theologischen Schriftstellern; so hätte z. B. der in den „Höllenkindern“ sich verratende Einfluss Meyfarts Erwähnung verdient (vgl. Patientia Moscheroschs S. 80). Die ungewöhnlichen theologischen Kenntnisse Moscheroschs — sie sind eine Folge seiner tiefreligiösen Weltanschauung — offenbaren sich vielleicht deutlicher in seinen anderen didaktischen Schriften; ihre Spuren lassen sich aber auch in den Visionen Philanders verfolgen. Nur sparsamer verfährt er hier im Zitieren seiner geistlichen Lieblingsautoren. H. gelangt zu dem Schlussergebnis, dass Moscherosch die fremden Bausteine sowohl in „äusserlich formaler, wie in innerlich stilistischer Hinsicht durchaus frei und selbständig“ verwendet hat (S. 144), während er gelegentlich der Bewertung des Brantschen Einflusses (S. 51) feststellt, dass Moscherosch nicht vermocht hat, „ganz den Gedanken und Worten seines Vorgängers den Stempel des eigenen Geistes aufzudrücken“. Hier liegt ein Widerspruch vor, der mir aus der Überschätzung der formalen Begabung Moscheroschs entstanden zu sein scheint. —

J. Rachel. Eine vortreffliche Ausgabe der Satiren von Joachim Rachel hat Karl Drescher **(7335)** herausgegeben. Seinem Neudruck legt er die Editio princeps von 1664 zugrunde und fügt aus der nach dem Tode des Dichters erschienenen von 1677 die dort zum ersten Male gedruckten Satiren N. 7 und 8 hinzu. In der ungemein sorgfältig gearbeiteten Druckgeschichte der Rachelschen Satiren führt er den Nachweis, dass die von Goedeke als zweite und dritte Ausgabe ausgeführten Drucke von 1667 und 1668 einem Irrtum von A. Sach ihr durch keine „bibliothekarischen Spuren“ bewiesenes Scheindasein verdanken, und dass die Ausgabe von 1677 als die zweite zu betrachten ist. Das von Drescher für seine Rachelstudien gesammelte Material überliess er Berendes, der (1896 Warendorf) seine Schrift über die Quellen des niederdeutschen Satirikers veröffentlichte. Aus dieser Arbeit sei hier nachgetragen, dass B. zu dem von Drescher für zutreffend erachteten Schluss gelangt, dass die angeblich Rachelsche neunte Satire (Jungfernanatomie) und vielleicht auch die zehnte (Jungfernlob) von M. Car. Seyffardt verfasst sind. Hervorgehoben sei noch, dass Dreschers Ausgabe sich nicht nur durch die Herstellung eines kritisch gesichteten Textes auszeichnet, sondern auch durch ihre Anmerkungen, in denen die hier besonders nötige Erklärung der Realien durchgeführt ist. —

Didaktische Dichtung der Aufklärungszeit: J. Chr. Gottsched. E. Reichel **(7344)** hat auch im Berichtsjahr seinen Kampf um die Anerkennung J. Chr. Gottscheds fortgesetzt und sich in dem Organ der Gottschedgesellschaft und in anderen Zeitschriften bemüht, seinen Anschauungen über die Bedeutung Gottscheds Freunde zu gewinnen. Referent hat an dieser Stelle (JBL. 1901 III 5 : 101—104) bereits zu begründen versucht, in welchem Umfang ihm diese Einschätzung Gottscheds berechtigt erscheint. R.s Standpunkt in dieser Frage dürfte im wesentlichen der gleiche geblieben sein. In einem Artikel über Gottscheds Stellung in der vaterländischen Literatur **(7345)** gelangt er zu dem Schluss: an die grosse literarische Persönlichkeit, an den völkischen Charakter Gottscheds reichen auch seine grössten Nachfolger nicht hinan, und, an der Wirkung der Lebensarbeit dieses einen grossartigen Volkserziehers und Volksaufklärers gemessen, erscheint die Wirkung aller späteren Klassiker geringfügig. — Ein günstiges Urteil über E. Reichels Kleines Gottsched-Wörterbuch (vgl. JBL. 1902 N. 3798) **(7349)** hat A. Gombert gefällt. P. Piur in seiner oben erwähnten Untersuchung über die Sprache Chr. Wolffs **(7291)** lehnt dagegen das lexikalische Unternehmen Reichels ab. Nach den Ergebnissen seiner Studien sei Gottsched z. B. in der philosophischen Terminologie von Wolff abhängig, der doch nur einer seiner Vorgänger gewesen sei. — E. Consentius **(7350)** erzählt, nach den Akten des Preussischen Geheimen Staatsarchivs, welche Aufregung bei der Berliner Zensur und bei König Friedrich Wilhelm I. das Lustspiel der Frau

Gottsched „Die Pietisterey im Fischbein-Rocke“ verursachte. Als Verfasser des anonym erschienenen und 1737 in der Berlinischen privilegierten Zeitung angezeigten pietistenfeindlichen Stückes galt der Hamburger Pastor Erdmann Neumeister. Die Schritte der preussischen Behörden beim Hamburger Senat waren natürlich erfolglos; der Name der Dichterin blieb im Dunkel, und die Bemühungen der preussischen Juristen, die Reskripte des Königs, ja sogar ein aus diesem Anlass von ihm vollzogenes, von Cocceji aber nicht publiziertes Zensuredikt verfehlten ihren Zweck. Von kulturhistorischem Interesse sind die Verhandlungen darüber, wie die neu zu begründende Zensurstelle einzurichten sei, und charakteristisch für den König die in seiner Kabinettsorder kundgegebene Empörung über die „groben und unverschämten Angriffe“ gegen die Hallenser Theologenfakultät. —

IV. Von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis zur Gegenwart.

Allgemeines.

Literaturgeschichte.

(IV, 1a = N. 7351—7564a.)

Adolf Stern.

Gesamtdarstellungen. — Essaysammlungen. — Provinzielle und lokale Literaturgeschichte. —

Gesamtdarstellungen. An der seit Jahren betonten Tatsache, dass die deutsche Literaturforschung und Literaturkritik der Literatur des 19. Jahrhunderts (um nicht noch schärfer zu begrenzen und zu sagen: der Literatur der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts) weit eifriger und hoffnungsvoller zugewandt bleibt als der Literatur der klassischen Periode im engeren Sinne, ändert auch die beständige Verbreiterung und Vertiefung der Goethe-Literatur nichts. Gestalt, Wirkung und Nachwirkung des Dichterfürsten von Weimar lassen die Epoche von der Mitte des 18. bis zu Ausgang des 19. Jahrhunderts noch immer als eine Einheit erscheinen, und wo das Gefühl und Verständnis für diese Einheit am stärksten, die Erkenntnis gemeinsamer Wurzeln in allen geistigen Erscheinungen der Zeit von 1750—1900 am sichersten und klarsten ist, da wehren literarhistorische Darstellung und Beurteilung wenigstens dem flachen Gebaren, das die literarischen und künstlerischen Werte wie Papiergeldemissionen betrachtet und den Kurs der neuen dadurch zu heben wähnt, dass sie den der älteren so tief herabdrückt, als nur immer möglich. Dass dies modisch-revolutionäre Verfahren schliesslich den völligen Bankerott jedes höheren Genussvermögens und jeder feineren Empfänglichkeit herbeiführt, wird im grossen und ganzen allenfalls achselzuckend zugegeben, aber in jedem einzelnen Falle wieder geleugnet. Wenn es Zeiten gegeben hat — und sie liegen nicht gar zu weit zurück —, wo die zünftige Literaturgeschichte mit ihrer Theorie von der Epigonenliteratur gerade den besten Teil der Tageskritik ungünstig beeinflusste, so lässt sich heute nicht verkennen, dass umgekehrt ein Teil neuester literaturgeschichtlicher Arbeit in bedenklicher Weise abhängig von der Modesensation und der Tagesreklame erscheint. Der an sich sehr erfreuliche und in gewissem Sinne unerlässliche Eifer, im Gegensatz zu früheren Tagen, Erkenntnis und Urteil bis auf die unmittelbar wirksame Literatur auszudehnen, hat dahin geführt, dass Literaturgeschichtschreibung und literarhistorische Kritik gelegentlich vollkommen vergessen, dass sie nur mit der lebendig-schöpferischen, dauernde Geltung beanspruchenden Dichtung zu tun haben sollen. Im Gefühl ihrer Wechselwirkung mit den Erfolgen und Stimmungen des Augenblicks unterschätzen die Vertreter dieser Richtung sowohl die wertvollsten Erscheinungen der Gegenwart, als die der Vergangenheit. Sie glauben, dass mit den Geschmacksrichtungen sich auch die immer wieder gültigen Massstäbe der Natur, der Wirklichkeit und der Kunst mit willkürlich gewählten vertauschen lassen; sie messen Forderungen, die der Gegenwart entstammen, rückwirkende Kraft bei und gelangen zu ganz falschen Anschauungen über Schöpfungen früherer Perioden der deutschen Literatur. Die Unter-

suchung, wie weit ursprünglich warmes und echtes Leben für uns Leben geblieben ist, mag unverwehrt, ja von Bedeutung sein, aber sie darf das Verständnis für den historischen Entwicklungsgang und die unvergänglichen Werte nicht schmälern. Geneigtheit zu solcher Schmälerung ist selbst in der vortrefflichen kleinen Übersicht von Carl Weitbrecht (**7375**), die sich als „Deutsche Literaturgeschichte der Klassikerzeit“ einführt, da und dort wahrzunehmen. Betont W., dass die klassizistische, aus der Renaissance Karls des Grossen und dem deutschen Humanismus entstammte, durch Winckelmanns Kunstlehre energisch erneuerte Anschauung, „das Kunstideal des klassischen Altertums, das überdies (fälschlich) als ein durchaus einheitliches betrachtet wurde, sei als solches das absolute Kunstideal für alle Zeiten und Völker, auch die deutsche Kunst und Poesie müsse in diesem Ideal ihr erstes und letztes Heil suchen, und das antike Formprinzip, nur richtig gefasst, müsse sich ohne weiteres auch auf deutsche Kunst, deutsche Poesie übertragen lassen“, einen tiefen Irrtum einschliesse, dass die dauernden Leistungen der deutschen Dichtung „immer abseits von der Nachahmung des klassischen oder irgendeines fremden Ideals, höchstens durch sie in bedingtem Masse beeinflusst und etwa bereichert, aus dem eigenen nationalen Boden gewachsen seien“, legt er in diesem Sinne mit allem Recht den stärksten Nachdruck auf Schöpfungs- und Wirkungskraft Goethes und Schillers, so widerspricht er seinen eigenen Erkenntnissen durch die allzu geringe Schätzung Bürgers, die allzu eingeschränkte Wielands, so lässt sich das Verdienst der Homerübertragung von Johann Heinrich Voss unter keinen Umständen auf das Verdienst eines „Exerziermeisters der deutschen Sprache und Versform“ herabsetzen. Die Gefahr liegt hier nicht sowohl im einzelnen zu scharfen Ausdruck, als in der Grundstimmung, die nach Einklang mit der wachsenden Gleichgültigkeit gegen diese Persönlichkeiten und Bestrebungen ringt, die W. als „einleitende Geister“ charakterisiert. Gegen die Hinzurechnung Lessings zu diesen einleitenden Geistern muss man doch bei der unverändert starken und voraussichtlich auch das zwanzigste Jahrhundert beherrschenden, unmittelbar lebendigen Wirkung der drei Meisterdramen Lessings entschiedenen Protest erheben. — Die Neubearbeitung des K. Goedekeschen Grundrisses zur Geschichte der deutschen Dichtung (**7360**) ist im Berichtsjahr bis zur ersten Hälfte des achten Bandes (§ 312—322, S. 49—400, Einleitung und S. 1—48 im Schlussheft des Bandes) gediehen. Die „Dichtung der allgemeinen Bildung“ setzt zunächst mit einer unter den Überschriften „Tugendbund“, „Wartburgfest“, „Burschenschaft“, „Liederbücher“ gegebenen Übersicht und der Poesie und Literatur der Burschenschaft und des aus ihr hervorwachsenden Demagogen- und Flüchtlingstums ein, deren literarische und poetische Lebensäusserungen mehr politische und kulturgeschichtliche als dichterische, künstlerische Bedeutung haben. Die weitere Darstellung der grossen Entwicklung der Literatur und der bleibenden Produktion beginnt in § 317 mit Friedrich Rückert, behandelt in den Paragraphen 318—322 Josef von Eichendorff, Justinus Kerner, Ludwig Uhland und die schwäbischen Dichter, Wilhelm Müller und die Griechendichtung, schliesslich die Schicksalstragödien, mit ausführlicher Besprechung von A. Müllner und F. von Houwald, lauter Erscheinungen, die unter die Begriffe der Nachklassik und Spätromantik fallen. Die Sorgfalt, mit der alles Material zusammengetragen und verwertet wird, die Fülle der Literaturnachweise machen den langsamen Fortschritt des Ganzen begreiflich genug. Im ganzen wächst auch dieser achte Band nicht über die Grenze hinaus, die Goedeke in seiner ersten Auflage erreicht, vielleicht sich selbst gesetzt hatte. Bei der Fortführung über die Julirevolution und ihre literarischen Einwirkungen hinaus, die als letztes Ziel die Vervollständigung bis zum Schluss des Jahrhunderts ins Auge fassen müsste, wird sich, wie ich schon mehrfach betont habe, eine Einschränkung der Literaturverzeichnisse unerlässlich erweisen, und die Redaktion des Werkes und ihre Mitarbeiter sollten sich über eine Methode dazu prinzipiell einigen. Liesse sich jedem Mitarbeiter ansinnen, alles, was über einen Dichter und Schriftsteller geschrieben ist, selbst nachzuprüfen, so würde das Wesentliche vom Unwesentlichen leicht geschieden und namentlich die hundertfache Anführung solcher Zeitungsartikel vermieden werden, die lediglich flüchtige Auszüge aus grösseren Werken oder wertvollen Abhandlungen sind. Da die Aufsätze der Tageszeitungen sich meist auf oder unter dieser Linie halten, so würden sie fast sämtlich in Wegfall kommen. Doch muss man Bedenken tragen, die Ausschliessung der Artikel aus Tagesblättern von der Aufzählung der Literatur prinzipiell zu fordern, weil immerhin einzelne von selbständiger Bedeutung sein können. Dass es für den Verfasser eines Werkes leichter ist, hier zu einer klaren und gleichmässigen Behandlungsweise zu gelangen, als für einen Herausgeber, der eines Stabes von Mitarbeitern bedarf, liegt auf der Hand. Allein wenn das grosse, auf Goedekes Entwurf und Versuch aufgebaute Werk zu gedeihlichem Fortgang und Abschluss kommen und nicht ein Seitenstück zu Ersch und Grubers Enzyklopädie werden, wenn vor allem die Ungleichheit vermieden werden soll, die die notwendige

Folge eines weiteren jahrzehntelangen Hinausspinnens sein würde, so lässt sich die Forderung knapperer Behandlung zahlreicher Einzelheiten durchaus nicht abweisen. Freilich würde sich die Sache anders stellen, falls wirklich mit der grossen Übersicht über die Breite der deutschen Literatur um die Zeit der Julirevolution, die in der ersten von Goedeke selbst publizierten Ausgabe des Werkes den Abschluss bildet, auch diese Neubearbeitung geschlossen werden sollte. Dann stünden nur noch ein paar Bände zu erwarten, und es würde wohl möglich sein, sie in der seitherigen Weise zu Ende zu führen. — In etwas rascherem Tempo, was bei einer mit biographisch-kritischen Einleitungen und Zwischensätzen versehenen Anthologie von Proben deutscher Dichtung freilich auch leichter ist, wird K. Leimbachs Sammlung „Die deutschen Dichter der Neuzeit und Gegenwart“ **(7363)** dem Ende zugeführt. Im Berichtsjahr ist der neunte Band des umfassenden Werkes, dessen Vorwort vom 21. Juli 1903 datiert ist, hervorgetreten. Er umfasst, mit Fritz Reuter beginnend, bis zu den beiden Scherenbergs und Georg Scherer über fünfzig Namen, unter denen, wie in den früheren Bänden, sich auch einige Dramatiker und Erzähler finden (Beatus Rhenanus, J. Riffert, Max Ring, Karl Ritter, Julius Rosen, Ferdinand von Scala, Wilhelm Schäfer, Julius Schaumberger, Fritz Schawaller), von denen keine Dichtproben gegeben werden. Ein paar andere, wie Gaudenz von Salis-Seewis und Samuel Friedrich Sauter (das Urbild des Biedermeier), befremden, weil ihre Träger ganz entschieden vor der Zeit wirkten, die L. unter Neuzeit und Gegenwart verstanden wissen will. Umgekehrt aber vermisst man H. W. Riehl, Peter Rosegger, Heinrich Schaumberger und andere, die ein besseres Recht hätten, in dieser grossen Anthologie aufgeführt und vertreten zu sein, als gar manche, denen wir begegnen. Der Fleiss, die Umsicht, die Gewissenhaftigkeit, die warme Teilnahme an den poetischen Kräften und Schöpfungen, das Bestreben, überall aus den Quellen zu schöpfen, die schon bei den älteren Bänden des Werkes anerkannt werden mussten, auch die fortgesetzte Erweiterung der Literaturnachweise und der wohlwollende Grundton aller kritischen Erörterungen müssen im ganzen als Vorzüge der grossen Anthologie gelten. Um die Auswahl lässt sich auch nur in einzelnen Fällen rechten; die gute Absicht des Herausgebers, überall das Beste namentlich aus den Dichtungen der dii minorum gentium herauszuheben und zu retten, ist nicht zu verkennen, und dass dies Beste bei den bloss nachahmenden und anempfindenden Talenten meist nicht individuell charakteristisch erscheint, ist nicht seine Schuld. Bei Fr. von Sallet werden viele mit uns das prächtige Wanderlied, das Lied vom Wind und seine schönste Ballade „Der Tanhäuser“ vermissen, bei Rodenberg das Gedicht „Die reinen Frauen“, bei Roquette ein paar seiner hübschesten Lieder, doch fällt dies alles nicht sehr ins Gewicht. Bedenklicher ist es um einzelne Urteile bestellt. Der Herausgeber trägt Scheu, zwischen den eigentlich schöpferischen und den Poeten aus zweiter Hand scharf zu unterscheiden; er gewinnt es kaum über sich, von einem so äusserlichen Nachahmer missverstandener grosser Vorbilder wie Fr. Wilhelm Rogge (der als Paul Welf in der Autobiographie „Ein seltenes Leben“ ohne sonderliche Scheu und Scham seine Gesinnungswechsel und äusserlichen Motive geschildert hat) zu sagen, dass er bei seinen Gedichten nicht dem inneren Drange und der gebietenden Stunde gehorcht, sondern Fürstengunst und Fürstengold erstrebt und ersungen habe, oder den polternden Kapuzinerdramatiker Ferdinand von Scala, bei dem der Zuruf „du lutherischer Mensch“ das ärgste Schimpfwort ist, „mit sehr quasimativischen Gefühlen“ zu betrachten. Die längere Abhandlung über A. F. von Schack wird der glänzenden, beweglichen Phantasie, dem vielumfassenden Geiste des Dichters gerecht, lässt aber kaum ahnen, dass nahezu alle Dichtungen des hervorragenden Eklektikers der unmittelbaren Lebenswärme und der echten Naturgewalt entbehren. Bei Julius Rodenberg vermissen wir mitten in aller Anerkennung die Erkenntnis davon, dass es sich um Vorzüge und Mängel eines eklektischen Talentes mit einer frühen Hinneigung zur Nachromantik und einer späten zur Schilderung beobachteter Wirklichkeit handelt. In der Charakteristik Scheffels läuft gelegentlich des „Ekkehard“ ein so empfindlicher Irrtum unter, wie der, dass der vom Hohentwiel Flüchtige „seine Lebensjahre als Einsiedler und Bergbruder der Sennhirten auf dem Säntis verbringe“, während Ekkehard doch nur einen Sommer dort oben haust und in dem einen Sommer völlig gesundet. Bei Chr. F. Scherenberg ist dann die Kritik, verglichen mit der Anerkennung so vieler inferioren Poeten, von ungewöhnlicher Schärfe; wenn er ein „steckengebliebenes Talent“ ist, so müsste bei vielen anderen hervorgehoben sein, dass sie nach dem ersten Schritt überhaupt keinen Anlauf genommen haben. — Sowohl die Werke von Ad. Bartels **(7355)**, Karl Barthel **(7357)** (in der Vorberg-Burkhardtschen Neubearbeitung), Rudolf von Gottschall **(7361)**, Paul Heinze **(7362)**, als R. M. Meyers **(7364)** Grundriss der neueren deutschen Literatur haben eine Reihe von Besprechungen erfahren, deren grundverschiedener Tenor empfindlich zum Bewusstsein bringt, dass

wir weiter denn je von einer Einigung über die Wege und Ziele der neuesten deutschen Literatur, über Verdienst und Unwert der Erscheinungen entfernt sind. Der durch nichts auszugleichende Gegensatz zweier Auffassungen, von denen die eine in der Dichtung Welt und Leben gespiegelt sieht und das Verhältnis der Dichter zu Welt und Leben mit der Frage: ursprünglich oder aus zweiter und dritter Hand? zu ergründen trachtet, die andere überhaupt kein Verhältnis des Dichters zu Natur und Wirklichkeit anerkennt und in aller poetischen Entwicklung lediglich Stil- und Sprachgeschichte erblickt, würde an sich jede Verständigung über dichterische Individualitäten und Schöpfungen ausschliessen. Die Unsicherheit des Urteils, die charakteristisch genug zumeist den Ton zweifelloser Unfehlbarkeit annimmt, wird durch die zahllosen Zwischenstufen vermehrt, auf denen die Urteiler stehen, und jeder Vergleich der verschiedenen Kritiken über die obengenannten literarhistorischen Werke und Grundrisse zeigt, welche gegensätzlichen Anschauungen und Forderungen da zu Wort kommen. —

Ohne Frage ist ein Teil der herrschenden Zwiespältigkeit und babylonischen Sprachverwirrung auf die allzu knappe und gedrängte Weise zurückzuführen, in der, angesichts der Überfülle neuerer literarischer Produktion, die einzelnen Talente und ihre Lebensäusserungen behandelt werden müssen. Insofern ergibt die ausführlichere Besprechung einzelner Erscheinungen in den verhältnismässig zahlreichen Essaysammlungen des Berichtsjahres ein günstigeres Resultat als die Kritik der Übersichten. Natürlich umspannen die Sammlungen im Überblick einen grösseren Zeitraum als die letzten anderthalb Jahrhunderte der deutschen Literaturentwicklung. Doch bilden die Essays über Gestalten, Gedanken und Entwicklungen dieser Epoche und vorwiegend wieder des neunzehnten Jahrhunderts den Hauptinhalt der vorliegenden Sammlungen. Die grosse von O. Schrader veranstaltete und eingeleitete Ausgabe der „Gesammelten Aufsätze“ Rudolf Hayms **(7366b)** hält sich, von dem Versuch über Ulrich von Hutten abgesehen, im Kreis der Klassik und Romantik und der gleichzeitigen Philosophie. Haym gehört zu den Literaturhistorikern und Kritikern, die ihren Ausgangspunkt von der Metaphysik nie verleugneten, und sein wissenschaftlicher Ernst, seine geistvolle Anschauung ruhen auf philosophischer, nicht auf philologischer Basis. Die einzige der in dem Bande vereinigten Studien, die über die erste Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts hinausführt, gilt Eduard von Hartmann und seiner Philosophie. Daneben stehen die Aufsätze über Schopenhauer und Diltheys Schleiermacher. Unter den übrigen müssen die über Schiller, Novalis und Karoline (Schlegel-Schelling), sowie die über E. M. Arndt und Varnhagen von Ense in dem Sinne hervorgehoben werden, dass keiner, der über eine der genannten Persönlichkeiten zu urteilen oder sich sonst mit ihnen zu befassen hat, Hayms Arbeiten übersehen oder beiseite lassen darf. Darüber hinaus ist ein Geist strenger Sachlichkeit, eine selbstvergessene Hingebung an die Erscheinungen und die Feststellung ihres literarischen und namentlich ihres ethischen Wertes zu rühmen, wie sie einem jüngeren Geschlechte von Historikern und Kritikern nur zu sehr abhanden gekommen zu sein scheinen. — Die Fäden gemeinsamer politischer Überzeugung und einer nationalpädagogischen Betrachtungsweise literarischer Objekte verknüpfen so grundverschiedene Persönlichkeiten, wie den Hallischen Philosophen und den Dichter Gustav Freytag, dessen „Vermischte Aufsätze aus den Jahren 1848—94“ durch einen zweiten von Ernst Elster **(7366a)** herausgegebenen Band vervollständigt wurden. Dass es sich hier nicht wie bei Haym um eine volle Ernte (in Hayms Essays fehlt beispielsweise der grosse Aufsatz über Freytags „Fabier“, der die angedeuteten Beziehungen noch besser hervortreten lassen würde), sondern um eine Nachlese handelt, erklärt den verhältnismässig schwächeren Eindruck, den dieser Band hinterlässt. Man muss sich immer erinnern, dass Freytag noch bei Lebzeiten diejenigen seiner Grenzboten-Aufsätze und sonstigen kleineren Arbeiten, die er nach Inhalt und Form für die wichtigsten und besten erachtete, in zwei Bänden zusammengestellt hat. Aus dem bunten Allerlei des Schlussteils dieser Nachlese von Rezensionen, kleinen kulturgeschichtlichen Studien, Erinnerungsblättern und Betrachtungen verdienen namentlich eine Reihe eingehender Besprechungen historischer und biographischer Werke auch jetzt noch Beachtung und Wirkung. Sowohl die bewundernden, anerkennenden von Th. Mommsens „Römischem Staatsrecht“, von R. Hayms „Wilhelm von Humboldt“, von H. von Treitschkes „Historischen und politischen Aufsätzen“, als die abfällige von Napoleons III. „Julius Cäsar“ sind besonders charakteristisch für Freytags Weltanschauung und die Eigenart seines Stils. Das Ineinanderspiel wissenschaftlicher und ästhetischer Erkenntnis und politischer Zweckdienlichkeit ist bei dem Historiker und Kritiker Freytag naturgemäss noch stärker als bei dem Dichter. — Der inhaltlich reiche Sammelband, den Georg Brandes unter dem Titel „Gestalten und Gedanken“ **(7366)** veröffentlichte, schliesst ausser kritischen Abhandlungen und Rezensionen

auch politische Aufsätze, Reiseeindrücke und Plaudereien ein, geht überhaupt mit seinen Erörterungen über Armenier und Mazedonier, über die rumänischen Juden und die Zionisten, mit den Porträts von Georges Clémenceau und Alfred Dreyfuss über das Gebiet der Literatur selbst im weitesten Sinne vielfach hinaus. Die Gedanken über Nationalität und Volkscharakter, über die Wechselwirkung politischer und geistiger Freiheit, die allesamt der radikalen Grundanschauung des dänischen Literarhistorikers erneuten Ausdruck geben, müssen wir als die Basis ansehen, auf der viele seiner literarischen Sympathien und Antipathien erst völlig verständlich werden. Sie geben ein Bild davon, bis wohin sich die Interessen des Verfassers erstrecken, und an wie vielen Bewegungen und Anläufen zugleich er lebendigen Anteil nimmt. Da er in der Vorrede selbst sagt, dass die mannigfachen Darbietungen gerade dieses Bandes einer Krankheitsperiode entstammen, in der er, auf alle grösseren Arbeiten verzichtend, sich auf „rasch zu entwerfende und zu vollendende Aufsätze“ beschränken musste, so muss man um so mehr anerkennen, welche Fülle der Literaturkenntnis, welche Weite des Blicks, welche Schärfe des Urteils und des Ausdrucks in diesen rasch entstandenen kleineren und grösseren Arbeiten vorwaltet. Sind literarische Gesamtbildnisse, wie die von Friedrich Nietzsche, Ludwig Büchner, Jean de Bloch das Wesentlichste und Wertvollste des Buches und bestätigen die Kunst des Essayisten aufs neue, so erweisen die flüchtigen Besprechungen von Gabriele Reuter, Arthur Schnitzler, Jakob Wassermann, wie ernsthaft Brandes bemüht ist, alle neu auftauchenden Erscheinungen, aus denen er irgendeine Selbständigkeit und Eigenart herausfühlt, seinem Totalbild der Literatur der Gegenwart einzuverleiben. Auch wer weit entfernt ist, seine Voraussetzungen und Folgerungen überall zu teilen, und es sehr wohl empfindet, dass die historische Anschauung und individuelle Kritik des Literarhistorikers für manches des Besten, innerlich Wirkungsvollsten und Dauerverheissendsten keinen Raum hat und an Schöpfungen achtlos vorübergeht, die hundert Sensationen und Augenblickstreffer überleben werden, der wird doch einräumen müssen, dass der Kreis, den Brandes zieht und selbständig erfüllt, weiter ist, als der irgendeines anderen Literaturbeurteilers der Gegenwart. — A. Sauers Gesammelte Reden und Aufsätze (**7366d**) beschränken sich ausdrücklich auf die Geschichte der Literatur in Österreich und Deutschland, und der Hauptakzent fällt natürlich auf Österreich, trotz der Festreden auf J. G. Seume und Fr. Hölderlin und der Skizzen über Otto Ludwig und J. V. Scheffel. Die Studien über Grillparzer, Ferdinand Raimund, über „Anzengruber als Volksdichter“, Marie Ebner-Eschenbach, und „Zur Geschichte des Burgtheaters, aus Josef Schreyvogels Papieren“ sind durchaus selbständig. Sämtliche Grillparzerstudien: „Grillparzer und Katharina Fröhlich“, „Ein treuer Diener seines Herrn“, „Über das Zauberische bei Grillparzer (Drahomira, Medea, Libussa)“ erscheinen als Vorarbeiten zu einer umfassenden Grillparzerbiographie wertvoll und für alle unentbehrlich, die tiefer in Geist und Wesen des österreichischen Tragikers eindringen wollen. — Auch in den „Literarischen Physiognomien“ von Bernhard Münz (**7366c**) sind die drei Essays über die Österreicher Adolf Pichler, Hieronymus Lorm, Emil Marriot die wertvollsten und zugleich diejenigen, die zur Literaturgeschichte im engeren Sinne gehören. Die anderen: „Ignaz von Döllinger“, „Malwida von Meysenbug“ (die „Idealistin“), „Olga von Nowikow“ und „Grossfürst Konstantin Konstantinowitsch von Russland“ bewähren den Verfasser sowohl als feinen Psychologen, wie als einen Kritiker, der besonders den Durchschnittsteilnehmern fernstehenden und fremdbleibenden Persönlichkeiten seine Aufmerksamkeit widmet. — Unter den „Aufsätzen und Reden“ O. Weddigens (**639**) wächst im Grunde nur einer, „Hoffmann von Fallersleben in Schloss Corvey“, der persönliche Erinnerungen und Jugendeindrücke des Verfassers einschliesst, so weit über die flüchtigste Artikel- und Notizenschreiberei (man vergleiche „Gustav Freytag, Friedrich Bodenstedt und Hans Wachenhusen“ oder „Die Entstehung des Kutschkeliedes im Jahre 1870“) hinaus, dass man ihm einigen Wert zusprechen muss. Der ernster zu nehmende kleine Aufsatz „Luthers Bedeutung für die deutsche Literatur“ enthält weder neues Material noch eine tiefere Auffassung und lebendige Anschauung, die biographischen Skizzen „Heinrich Pommerencke“ und „Friedrich Kücken“ gehören der Geschichte der Malerei und Musik an. Und selbst das Gedenkblatt an Hoffmann von Fallersleben, aus dem der Alte lebendig herausschaut, der „mitten im Sommer eine Kleidung vom derbsten Winterstoffe, ein grobes Obervorhemd von westfälischen Leinen und um den Hals unter dem Kragen ein dickes Tuch trug“ und am Lebensabend so vergnügt mit aller Welt kneipte und seine eigenen Lieder sang, wie am Morgen und Mittag, hätte platt lehrhafte Verzierungen, wie z. B.: „Hoffmann von Fallersleben war vornehmlich, ja ausschliesslich Lyriker. Seine Begabung war beschränkt. Wir haben keine Epen, keine Dramen, keine Novellen von ihm. Aber in seiner Beschränkung zeigte er sich als Meister“ gut und gern entbehren können. —

Die provinzielle und lokale Literaturgeschichte, zu der zahlreiche „Dichterbücher“ wenigstens einzelne, wenn auch in den seltensten Fällen besonders charakteristische oder gar ausreichende Beiträge geliefert haben, stellt sich für 1903 ziemlich ergiebig dar. Freilich erscheint es oft schwer, aus Lokalgeschichten, wie Johann Beyers Bildern aus der „Geschichte Bremens im neunzehnten Jahrhundert“ (**7461**), die zur Literatur in irgendeinem Bezug stehenden Teile herauszufinden. Der Verfasser muss selbst in seiner Skizze über die bremische Gesellschaft „Museum“ einräumen, dass „die Wissenschaft in einer Stadt, die wie Bremen ganz besonders auf die Pflege materieller Interessen Bedacht nehmen muss, nur auf indirektem Wege gefördert werden kann“, hat dann aber doch die Zeit zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts als eine Blütezeit lokalen wissenschaftlichen Lebens zu rühmen, aus der Persönlichkeiten, wie der Mathematiker und Biolog Gottfried Reinhold Treviranus (1776—1837) und der Arzt und Astronom H. W. M. Olbers (1758—1840) emportauchen. Die Skizzen zur Geschichte des Bremer Stadttheaters, die den Schluss des B.schen Buches abgeben, erinnern an den Aufenthalt Adolph von Knigges in Bremen, wo der Verfasser des „Umgangs mit Menschen“ 1796 starb, nachdem er zuvor ein Liebhabertheater im Saale der Domschule gegründet hatte, aus dem durch ein Gastspiel des Schauspielers und Theaterdichters G. F. W. Grossmann ein stehendes Theater hervorwuchs, dessen Direktion Grossmann zuerst führte. „Grosse finanzielle Erfolge haben die Direktoren des alten Bremer Theaters sicherlich nicht gehabt, eine Direktion folgte schnell der anderen, manch eine fallierte schon nach kurzer Zeit“, bis 1843 mit der Eröffnung des neuen Stadttheaters, bei der Deinhardsteins (nicht „Deinhards“) Schauspiel „Hans Sachs“ aufgeführt wurde, eine bessere und in den sechziger Jahren mit der Direktion Rösicke die „Glanzzeit“ des Bremer Stadttheaters begann. Dass auch der neuere Anteil Bremens am literarischen Leben — für den schon allein die Erscheinung Otto Gildemeisters als poetischer Übersetzer und Essayist bedeutend ins Gewicht gefallen wäre — nicht zur Geltung kommt, liegt wohl mehr am Zeichner der in Rede stehenden Bilder als an Bremen. — Ein Bremer „Dichterbuch“ würde sicher ebensogut und noch besser möglich sein, als die Anthologie in hoch- und niederdeutscher Sprache „Osnabrücker Dichter und Dichtungen“, die Jos. Riehemann (**7497**) zusammengestellt und eingeleitet hat. Hier handelt sich's nicht um einen lokalen Musenalmanach, sondern um eine literarhistorische Anthologie, die die Erinnerung an die Osnabrücker Dichter des achtzehnten und der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts auffrischen soll. Der älteste dieser ist Justus Möser (1720—1794), der vielgefeierte Verfasser der Patriotischen Phantasien und der Osnabrückischen Geschichte, aus dessen dichterischen Versuchen, dem Trauerspiel „Arminius“, Proben mitgeteilt sind, während das Nachspiel: „Die Tugend auf der Schaubühne oder Harlekins Heirat“ vom Jahre 1763 vollständig abgedruckt wird. Die Tragödie stammt aus dem Jahre 1748, in dem mit dem Erscheinen der ersten Gesänge des Klopstockschen „Messias“ der völlige Sturz der gottschedischen französierenden Kunst und nüchternen Korrektheit eingeleitet ward. Der junge Advocatus patriae merkte in seinem weltfernen Osnabrück davon natürlich noch nichts, dichtete eine Tragödie gottschedischen Stils in wohlgeschrotenen Alexandrinern. R. macht auf den wunderlichen Widerspruch aufmerksam, dass Möser in der Vorrede zu seinem Arminius auf die Sitten der alten Germanen hinweist und ausführlich darlegt, dass der Charakter der Osnabrücker Bauern seiner Zeit noch alle von Tacitus besprochenen Eigentümlichkeiten aufweise, während das Trauerspiel selbst weder frisches Zeit- noch Lokalkolorit zeigt, überhaupt rein rhetorisch psychologisch ist und die drei aristotelischen oder besser Boileauschen Einheiten strengstens wahrt. Demgegenüber muss die kleine Posse „Harlekins Heirat“ als sehr viel wertvoller gelten, es ist derber Humor darin und der Herausgeber hätte sich die Mühe, „allzu drastische Derbheiten zu tilgen“, ruhig ersparen können. Von Theobald Wilhelm Broxtermann (1771—1800) werden Gedichtproben, darunter die Ballade „Schön-Rosimund“ in westfälischem Platt, Proben aus einem Epos „Gustav Adolfs Tod“, aus den Epen „Wittekind, Feldherr der Sachsen“ und „Benno, Bischof von Osnabrück“ mitgeteilt, auch ein Fragment „Wittekind bei den Normannen“ (in Hexametern), die alle erweisen, dass der Poet auch nach seinem Eintritt in bayerische Dienste den Überlieferungen und Stoffen der Heimat getreu blieb. Damit auch das untergegangene Talent im kleinen Kreise der Osnabrücker Poesiebeflissenen nicht fehle, folgt auf Broxtermann Johann Aegidius Klöntrup (1755—1830), der in seiner Jugend sich zum Göttinger „Hain“ hielt, kurze Zeit Advokat in seiner Vaterstadt war, aber „den langen Rest seines Lebens in wenig ruhmvoller Musse zubrachte, bis den Hochbetagten ein Unglücksfall aus dürftigen, niederdrückenden Verhältnissen hinwegnahm“. Unter seinen Gedichten sind Übertragungen nach Ossian und niederdeutsche Gedichte besonders charakteristisch. Von den Epigrammen, die sich unter seinem ungedruckten Nachlass befinden, „in denen sich Klöntrup als vollendeten Skeptiker und Zyniker gibt, dessen Witze und Spotte nichts

heilig ist", sind leider keine Proben mitgeteilt. F. W. Lyra (1794—1848) gehörte mit seinem Bändchen niederdeutscher Briefe, Erzählungen und Gedichte durchaus in die Reihe der Dialektpoeten, bewusstermassen hat er sein osnabrückisches Platt bevorzugt („de plattdüütske Sprauke es vull deftiger un glitt de Tungen vull schmööer un lichtferriger dal, as dat spitzige un kantige Hochteutsch"), und die Skizzen über Bauermittagessen und Leichenbegängnisse bei den Bauern, die Erzählungen „Ein braver Mann" und „Aus dem Leben", auch das Gedicht „Frauen- und Männerart" bestätigen das Urteil des Herausgebers, dass es sich bei Lyra um „kräftig entwickelte Landblumen, oft stachlicht und hart, freilich auch prangend in frischen, hellen Farben", handle. Die Gedichte „Die tanztolle Frau" und „Auwendgebät" sind angeblich alte Volkslieder. Der letzte Osnabrücker Dichter Johann Matthias Saling (1792—1860), dem Jostes im Jahre 1900 eine besondere Schrift gewidmet hat, war nur „Dichter" in Verbindung mit seinem Aposteltum für die Mässigkeitssache und seinen Bemühungen für die „Leinenzucht im Osnabrücker Lande". Er war offenbar ein Antialkoholiker alten Stils, er verflucht den bösen Alkohol, „keinen düütsken und fransöösken, keinen Drüppen Fusel mehr", preist aber das Bier und lässt selbst den Wein noch gelten, obschon Milch und Wasser besser sind. Von Poesie kann bei seiner Art Tendenzreimerei nicht eigentlich die Rede sein, obschon der tapfere Ton unbefangene Gemüter gelegentlich darüber hinweggetäuscht haben mag. — Im völligen Gegensatz zum „Osnabrücker" steht das von A. F. Krause und Philo vom Walde herausgegebene „Schlesische Dichterbuch" **(7506)**. Während die norddeutsche Anthologie es nur mit Poeten der Vergangenheit, und, dem alten Frisia non cantat getreu, nur mit wenigen Namen zu tun hat, sammelt die schlesische von den sechshundertundsechsundsechzig Dichtern, die in Schlesien ihre Heimat haben, gerade dreissig Lebende. Der Senior schlesischer Poesie der Neuzeit, Rudolf von Gottschall, fehlt, aber Gerhart und Carl Hauptmann, Felix Holländer, Max Kalbeck, Prinz Emil zu Schönaich-Carolath sind von bekannteren Namen vertreten. Die kritische Einleitung von A. F. Krause betont den Zusammenfluss deutschen und slawischen Wesens beim schlesischen Stammescharakter; im Laufe der Jahrhunderte „hat sich aus dem Fremdling der heutige Schlesier mit seinen Eigentümlichkeiten und Besonderheiten in Wesen, Sprache und Brauch entwickelt" und gleicht „einem bunten Kaleidoskop, in dem alle Farben sind". Gemüt und Gefühlsüberschwang, Phantastik und Schwärmerei, auch Humor als Erbe der fränkisch-thüringischen Einwanderer, frische Sinnlichkeit, Leichtsinn und Lust am Wechsel als Dreingabe des polnischen Wesens, derber Realismus neben traumseliger Innerlichkeit und fatalistischer Mystik werden als spezifische Besonderheiten schlesischen Volkstums und schlesischer Poesie bezeichnet. Die gleichfalls vorausgeschickte kleine Abhandlung „Zur Entwicklung der schlesischen Dialektpoesie" von Philo vom Walde verficht das Recht der Dialektpoesie, obschon sie einräumt, dass mit dem Dialekt viel gesündigt worden sei. Dass es Vorurteil ist, wenn die Dialektpoesie als niedere Kunst und der Dialektdichter als Poet zweiten Ranges angesehen wird, bedarf seit J. P. Hebel, Klaus Groth und Fritz Reuter keiner Erörterung mehr. Umgekehrt ist es unerträglicher Hochmut, wenn sich die provinzielle Dialektdichtung an die Stelle der Nationalliteratur setzen will und die natürliche Begrenzung ihrer Wirkung zu leugnen versucht. Die Entwicklung der schlesischen Dialektdichtung verfolgt der Verfasser von Holtei als Altmeister über Robert Rössler und Max Heinzel hinweg zur Gegenwart mit Gerhart Hauptmann als Dramatiker, Hermann Stehr als Erzähler („in fast dämonisch zu nennenden Novellen") und seinen eigenen Liedern und epischen Dichtungen, als deren bedeutendste „Die Leutenot" von anderer Seite genannt wird. Von dieser Dichtung Philos vom Walde (Johannes Reinelt) enthält das schlesische Dichterbuch keine Probe, wohl aber eine Anzahl lyrischer Gedichte in schlesischer Mundart und die hochdeutschen Dichtungen „Gotamo Buddho" und „Also sprach Friedrich Nietzsche". Von H. Stehr ist eine „Studie" in hochdeutscher Sprache „Der Inspektor", von dem gepriesenen Humoristen Hermann Bauch eine Dialektgeschichte „Wie der Traugott a Bräutjam wird" mitgeteilt. — Der Geschichte und Übersicht der deutschen mundartlichen Dichtung in Schlesiens Nachbarlande Böhmen widmet A. Hauffen **(7459)** eine mit poetischen Proben durchsetzte literarhistorische Arbeit, die schon dadurch schwierig genug war, dass das Material zu ihr wunderlich verstreut und versteckt in landschaftlichen Zeitungen und Zeitschriften, die zum Teil schon wieder entschlafen sind, in Sammlungen lag, die im Selbstverlag der Verfasser erschienen sind und darum kaum aufzutreiben waren. Dazu gesellt sich die Tatsache, dass die deutsche mundartliche Dichtung in Böhmen in vier sprachlich verschiedene grosse Gruppen geteilt erscheint. Es gibt keine eigene, nur hier übliche deutsch-böhmische Mundart, sondern alle deutschen Sprachweisen Böhmens entsprechen den Mundarten der unmittelbar angrenzenden deutschen Lande. H. unterscheidet das Bayrisch-österreichische im Böhmerwald und im südlichen Böhmen, das Nordgauische

im Egerland und im westlichen Böhmen, das Obersächsische (Erzgebirgische) im mittleren Nordböhmen, das Schlesische im östlichen Böhmen. Die deutsch-böhmische Dialektdichtung gehört daher mit den beiden ersten Gruppen zur oberdeutschen, mit den beiden anderen zur mitteldeutschen Dialektdichtung. „Wie in den Alpenländern blüht auch im Böhmerwald die mundartliche Volkspoesie in leuchtenden Farben in Liedern, Märchen, Schwänken, vor allem aber in kecken Vierzeilern, sogenannten „Waldergsangeln", die sich in Stoffen, Bildern, Reimen mit den Schnaderhüpfeln der Älpler aufs engste berühren. Bezüglich der mundartlichen Kunstdichtung ist aber der Böhmerwald hinter den Enns- und Alpenländern weit zurückgeblieben." Die älteren dem Böhmerwald entstammten Dichter und Erzähler Adalbert Stifter, Josef Rank, Josef Messner haben sich überhaupt der Mundart nicht bedient. Johann Peter, Jordan Kajetan Markus (1831—1893) bilden dann den Übergang zu J. Schramek und anderen Dialektsängern. Im Egerlande hat die mundartliche Dichtung viel früher mit dem Arzte J. J. Lorenz aus Eger (1807—1860) eingesetzt; ihm folgten Graf Zedtwitz-Liebenstein (1814—1896), Nikolaus Krauss (geb. 1861), Michael Urban (geb. 1847), Josef Köferl (geb. 1845), L. Weinert (geb. 1875), Verfasser der Dorftragödie „Die Mühlenbäuerin". Im böhmischen Erzgebirge, dessen Dialektpoesie mit der benachbarten sächsischen in Einklang steht, bilden die alten Bergreihen die volkstümliche Grundlage. Aus der ziemlich grossen Zahl böhmisch-erzgebirgischer Dialektpoeten werden Hieronymus Anton Jarisch (1818—1890), Fr. Tieze, Josef Schwab hervorgehoben, der jüngste vielgenannte Anton Günther aus Gottesgab fehlt noch in H.s Darstellung. Im schlesisch-mundartlichen Ostböhmen beginnt die Dialektdichtung mit P. F. Keil (1788—1848), dessen Travestie von Schillers Glocke „Die Tuchmacherei von ehedem" „überaus volkstümlich geworden und von alt und jung in ganz Reichenberg und Umgebung immer wieder aufgesagt worden ist". Folgen die beiden Baier aus Reichenberg, der Vater Benjamin Baier (gest. 1881), der Sohn Karl Baier (geb. 1861), dann Julius Vatter (geb. 1846), Ferd. Schmidt aus Gablonz, Ludwig Kotrba (1851—1901). „Überaus reich ist die mundartliche Dichtung im Adlergebirge aufgeblüht, das eine Welt für sich, und zwar eine arme Welt ist." Hier ist die mundartliche Dichtung seit alters heimisch. Ihr ältester Vertreter ist der unglückliche Moritz Reich aus Rokitnitz (1831—1857) gewesen, dessen hochdeutsche Novellen von Alfred Meissner herausgegeben wurden und dessen „Mammon im Gebirge" im Deutschen Novellenschatz von Heyse-Kurz Aufnahme gefunden hat. Der Weber Hieronymus Brinke (gest. 1880), die Lehrer Jos. Tschauder, Anton Pohl, E. F. Kastner aus Neudorf bei Rokitnitz folgten nach. Auch die Grulicher Mundart im östlichsten Zipfel des Böhmerlandes hat in Wilhelm Oehls „Daheeme is Daheeme" ihren Dialektdichter gefunden. — Im entschiedensten Gegensatz zu diesen volkstümlichen oder nach Volkstümlichkeit ringenden Poeten stehen die „Prager Dichter", die Hans Benzmann (**7501**) kritisch bespricht, Kunstdichter im engeren Sinne des Wortes und dazu sämtlich Israeliten. Es ist in der Tat eine bedeutungsvolle Erscheinung, „dass fast alle originellen deutschen Dichter Prags Juden sind. Der jüdische Geist ist so recht geeignet, literarisch zwischen den beiden autochthonen Kulturen in Böhmen zu vermitteln. Er hat von Natur aus mit beiden etwas gemein. Die Lust am Denken und Grübeln, am Fabulieren und Symbolisieren teilt er mit dem deutschen Geist, die tiefe, schwermütige Empfindung mit dem slawischen. Es liegt wie Ghettostimmung, wie ein Rembrandtsches Helldunkel über fast allen diesen Dichtungen — obwohl eine direkte Ghettostimmung nur selten gegeben wird". Als Vertreter dieses poetischen Geistes und der Prager deutschen Kunstpoesie charakterisiert B.: Friedrich Adler, Rainer Maria Rilke, Hugo Salus und nennt neben diesem Kleeblatt Emil Faktor, Jos. Ad. Bondy, Alfred Guth, Camill Hoffmann und Paul Leppin, von denen Hoffmann als realistischer, Leppin als symbolistischer, zartnerviger Romantiker bezeichnet wird. Schliesslich räumt B. von den letztgenannten ein: „Freilich man darf nicht immer und nicht zuviel von dieser zarten, melodischen und schwermütigen Lyrik lesen", was wohl schliesslich von all den genannten Prager Elegikern gelten wird. — In Anknüpfung an die in früheren Berichten besprochene Polemik für und wider den Wert Schwabens und seiner Sonderstellung zur deutschen Literatur der Gegenwart veröffentlichte der entschiedene Bekämpfer der schwäbischen Eigenart, J. Hartmann (**7511**), als „des Schwabenspiegels zweiten Teil" eine „Schwäbische Selbstbeleuchtung in alter und neuer Zeit". Er bezeichnet sein Büchlein als „eine Übersicht württembergischer Selbstbeurteilung aus alter und neuer Zeit". Der erste Abschnitt sammelt das schwäbische Selbstlob vom ausgehenden Mittelalter bis tief ins neunzehnte Jahrhundert herab, der zweite versucht die schwäbische Selbstkritik von ihren schwachen Anfängen bis zur Gegenwart vorzuführen. Aus dem ersten erklingen die Stimmen Hartmanns von Aue, des Humanisten Heinrich Bebel, G. Stäudlins, Chr. Dan. Schubarts, Schillers, Hölderlins, Timoth. Spittlers, G. Schwabs, Wilhelm Hertz', Karl Plancks, denen die Stimmen J. J. Mosers, Hegels, Schellings,

Hermann Kurz', Vischers, D. F. Strauss', Ed. Pfleiderers, Theobald Zieglers und vieler anderer entgegenklingen. Schliesslich erweist der Vergleich der Stimmen doch in der Hauptsache, dass die gebildeteren und hervorragenderen Schwaben recht gut gewusst haben, dass sich neben den eminenten Vorzügen der schwäbischen Art und Bildung Weltlosigkeit, Versessenheit und Stagnation herausgebildet hat, dass die gepriesene Gemütstiefe vielfach zur konventionellen Gemütlichkeit und Gemächlichkeit geworden ist, dass die Selbstzufriedenheit und das beschränkte Behagen in kleinen Verhältnissen, die Schwerfälligkeit und der Mangel an schöner Form der rühmlichen Pflege des Individuellen, der geistigen Vertiefung, der Phantasiefrische und dem energischen Zug zur rücksichtslosen Erkenntnis der Wahrheit, zur Kritik im besten Sinne, Eintrag getan und Hemmnisse bereitet haben. — An den Streit über die Zusammengehörigkeit der deutschen Schweiz mit Deutschland, der sich an die Nürnberger Rede des Berner Professors Ferdinand Vetter knüpfte und in dem die Äusserung, dass die deutsche Schweiz geistig, wissenschaftlich, literarisch, künstlerisch eine deutsche Provinz bleibe, und der Ausspruch: „wir freuen uns, dass wir deutschen Schweizer nicht wie ein Teil des niederdeutschen Stammes mit der politischen Abtrennung vom Reiche auch die sprachliche und kulturelle vollzogen haben", als Landesverrat oder Byzantinismus angefochten wurde und völlige Stürme hervorrief, knüpft Vetters Schrift „Die Schweiz — eine deutsche Provinz. Meine Nürnberger Rede und ihre Folgen" (Berlin, H. Walther. 1902. 70 S. M. 1,00) an, die der Verfasser als ein Bekenntnis und eine Abrechnung bezeichnet, und deren Aktenstücke seltsame Zeugnisse zur Völkerpsychologie sind. Dass irgendein Mensch von Urteil und Bildung sich auf den Standpunkt der Baslerin stellen könne, die im urwüchsigsten Deutsch erklärt: „Mir Schwizer sin aber kaini Dütsche", hatte man bis zum Eintritt des Vetterschen Falles für unmöglich halten müssen, wenn man sich nicht früherer Vorkommnisse, z. B. des Züricher Sturms beim Siegesfest der Deutschen in Zürich (1871), erinnert hätte. Nachdem es aus völligem Missverständnis der V.schen Rede zu so unliebsamen Szenen, wie sie in Bern, und zu so unglaublichen Angriffen, wie sie im grössten Teil der schweizerischen Presse sich abgespielt haben, gekommen ist, muss man mit Th. Mommsen, der die unzeitige politische Nervosität der Schweizer mit Recht beklagt und doch einigermassen entschuldigen möchte, sagen: „In solcher Anerkennung sollten wir Nachbarn dem Berner Bären sein unzeitiges Brummen nicht weiter nachtragen. Dass und wie wir zusammengehören, wissen die deutschen Schweizer und wissen wir auch." — Zum Humor der Sache gehört auch, dass ungefähr um die gleiche Zeit, wo der Sturm gegen Vetter entfesselt ward, von E. Ermatinger und E. Haug ein deutsch-schweizerisches Dichterbuch verbreitet ward (**7518**), in dem nicht in schweizerischer Mundart, sondern in gutem Hochdeutsch lyrische, lyrisch-epische und erzählende Beiträge von Silvia Andrea, Alfred Beetschen, Fritz Bopp, K. A. Burgherr, Karl Engelberger, Emil Ermatinger, Clara Forrer, Gustav Gamper, Victor Hardung, Jakob Christoph Heer, Robert Julian Hodel, Fridolin Hofer, Emil Hügli, Alfred Huggenberger, Isabella Kaiser, Meinrad Lienert, Hans von Matt, Franz Oderwatt, Arnold Ott, Carl Spitteler, Christian Tarnuzzer, Adolf Vögtlin, Lila Wenger-Ruutz, Maria Wyss, Ernst Zahn dargeboten werden, ein Musenalmanach, der besser als alles andere erweist, dass die deutsche Schweiz in geistiger Beziehung allerdings eine Provinz des grossen Reiches der deutschen Sprache, Literatur und Wissenschaft bleibt, und dass es so wenig eine schweizerische Dichtung gibt, als eine österreichische, oder doch nur in dem Sinne gibt, wie man auch von einer schwäbischen oder holsteinischen Dichtung sprechen kann. —

---

b) Briefwechsel, Tagebücher, Memoiren.

(IV, 1b = N. 7565—7944.)

Arthur Eloesser.

Allgemeines. — Diplomaten, Hofleute und Militärs. — Politiker. — Gelehrte. — Dichter und Schriftsteller: Herder, Bettina von Arnim, W. von Humboldt, E. T. A. Hoffmann, Therese Huber, Wilhelm Müller, Eduard Mörike, D. F. Strauss, Franz Grillparzer, Friedrich Hebbel, Adolf Stahr, Peter Rosegger, Berth. Auerbach, Karl Gutzkow, Henriette von Schwachenberg (Hoffmann von Fallersleben), Gottfried Keller und Theodor Storm, R. Hamerling, Heinrich Seidel, A. Schafheitlin. — Theaterleute: Josef Schreyvogel, Emil Devrient, L. Barnay, H. Schöne, R. Tyrolt, A. Wilbrandt. — Kulturhistorisches (Karl Fischer). — Reiseerinnerungen. —

Allgemeines. Die Ungleichheit, mit der die einzelnen Gruppen und Nummern meines Artikels behandelt oder nicht behandelt werden, bitte ich damit erklären zu dürfen, dass dieses Gebiet seinem Stoff nach mit vielen anderen zu-

sammenfällt, wovon besonders das die deutsche Literaturgeschichte umfassende an anderen Stellen erledigt wird. Das in Deutschland allgemein gestiegene Interesse an selbstbiographischen Werken dokumentiert sich durch eine Preisaufgabe „Die Geschichte der Selbstbiographie", die sich zwei jüngere Forscher zu eigen gemacht haben. Diesen erschöpfenden Arbeiten, die ein beträchtliches Stück der Weltliteratur zusammenfassen werden, geht eine nur wenig umfängliche Studie von H. Glagau (7565) voraus, die die Entstehung der modernen Selbstbiographie mit Rousseaus Konfessionen ans Ende des 18. Jahrhunderts verlegt. Als ihr Charakteristikum nennt G. die Beeinflussung durch den Roman; diese romanhaften Bestandteile hat der Historiker auszusondern, wenn er aus der Selbstbiographie eine historische Quelle gewinnen will. Nach Rousseaus Konfessionen als der ersten Seelenbeichte (Augustinus spricht zu Gott, nicht zu den Menschen) behandelt G. den Anton Reiser, der von Moritz als Beitrag zum Magazin der Erfahrungsseelenkunde gedacht war, dann die „Bekenntnisse einer schönen Seele", die Goethe ganz als sein künstlerisches Eigentum zugesprochen werden müssen, und schliesslich die von dem Dichter so hoch bewerteten Mémoires particuliers der Madame Roland. Sie schrieb ihre Erinnerungen angesichts des Schaffotts, um wie Rousseau alles zu sagen, nichts zu verschweigen, und die Héroine de grand style, als die sie von der Welt Abschied nehmen wollte, hat so wenig wie ihr Vorbild sich immer an die schlichte Wahrheit gehalten, was G. aus einem Vergleich mit ihren Briefen leicht erweisen kann. Sonst begnügt sich seine Abhandlung, die namentlich Dichtung und Wahrheit als zu fühlbare Lücke überspringt, mit einem ziemlich dürftigen und nicht voll ausgeschöpften Material. Zum Schluss sucht G. die Gattungen der Memoiren und der Selbstbiographie durch eine Scheidelinie zu trennen, die sich bei umfänglicherer Betrachtung des Gebietes sofort verwischen müsste. Man kann so wenig behaupten, dass die Memoiren, oder was dafür gelten soll, sich romanhafter Verschönerungen enthalten, wie dass die Selbstbiographie als Form der Konfession ausschliesslich nur phantasievolle, künstlerisch befähigte Naturen gereizt hat. —

Den Briefen und Memoiren aus dem Kreise der Fürsten, Diplomaten, Hofleute und Militärs geht wieder die von B. Volz musterhaft herausgegebene Politische Korrespondenz Friedrichs des Grossen voran, die nunmehr bis zu ihrem 28. Bande fortgeschritten ist (7569). Er umfasst die Zeit von Januar bis Juli 1769 und gibt wie immer den minutiösesten Abriss der Staatengeschichte Europas, der auch die geringste Schwankung des Gleichgewichts verzeichnet. Für Friedrich kann überhaupt nichts geschehen, was nicht noch irgendeinen, wenn auch den leisesten, Bezug auf die preussische Politik hätte, und er lässt keinen Faden aus der Hand, der ihm von seinen Geschäftsträgern, sei es in Konstantinopel oder in Zerbst, gereicht worden ist. Die Abneigung gegen England dauert fort, das bei einem Bündnis immer nur der nehmende Teil sein wird, und wie im vorigen Jahre präzisiert er seine Stellung: je ne deviendrai jamais le mercenaire de la cour britannique. Dagegen will er das erneuerte Bündnis mit Russland seinem Nachfolger als wertvollstes Erbe hinterlassen. Seine schwierigsten Bemühungen gelten der Vermittlung zwischen der Türkei und Russland, dem er im Kriege mit Subsidien beizustehen hat, und die polnische Frage muss mit feinster Schonung für seine gefährliche Freundin Katharina behandelt werden. Das Frankreich Ludwigs XV., in dem die Dubarry gegen Choiseul zu regieren anfängt, scheint ihm keiner besonderen Sorge wert: „le royaume d'Eole où les vents soufflent de tous les côtés, et où il n'y a rien de solide". Österreich wird scharf wegen seiner Absichten auf die bayerische Nachfolge beobachtet. Joseph II., der sich unter der Vormundschaft seiner Mutter und unter der Fuchtel von Kaunitz befindet, spielt als Persönlichkeit für seinen königlichen Gegner noch keine Rolle. Sehr zögernd lässt Friedrich sich zu der Zusammenkunft von Neisse bewegen, und vor der Unterredung erkundigt er sich bei seinem Wiener Gesandten nach den Gesprächsthemen, die dem jungen Fürsten am nächsten liegen und seinen Neigungen schmeicheln würden. — Aus Friedrichs Jugendzeit behandelt E. Berner sein Verhältnis während der Küstriner Gefangenschaft zu seiner Lieblingsschwester auf Grund der neugefundenen Stücke ihres heimlichen Briefwechsels (7568). — Die Erinnerungen von Friedrichs des Grossen Nichte Wilhelmine von Oranien (von B. Volz herausgegeben) sind nach Umfang und Art wenig bedeutend (7571). Sie entstanden in Berlin um 1812 während der französischen Fremdherrschaft über die Batavische Republik. Die Prinzessin entsinnt sich ihrer Kindheit zur Zeit des siebenjährigen Krieges, der Flucht nach Spandau, des Aufenthalts in Magdeburg, dann der ersten Begegnung mit dem König, den sie überhaupt erst nach dem Friedensschluss kennen lernte, um bald seine besondere Neigung zu gewinnen. Man weiss, dass er die Kinder seines aus dem Feldzuge schmählich zurückgeschickten Bruders August Wilhelm nach dessen Tode sofort als die eigenen betrachtet hat. Die Darstellung der zum Erzählen wenig begabten Wilhelmine, die sich am liebsten bei ihren Gouvernanten aufhält, reicht über diese ersten Eindrücke kaum hinaus. Ein Plan

de l'ouvrage verzeichnet noch Stichworte für die Weiterführung der Erinnerungen bis zum Jahre 1787. — Bei weitem wichtigere Publikationen betreffen den Prinzen Heinrich, der aus näherer Kenntnis als immer bedeutendere Figur, als eine der begabtesten und interessantesten Persönlichkeiten des 18. Jahrhunderts heraustritt. Eine diplomatische Mission des Jahres 1769 veranlasste die Freundschaft und den Briefwechsel Heinrichs mit seiner Schwester Luise Ulrike von Schweden (**7570**). Herausgeber ist R. Krauel. Friedrich II. hatte sich gegen Russland zum Schutz der schwedischen Verfassung, d. h. zur Stärkung des Adels gegen das Königtum, verpflichtet, und Heinrich war die schwierige Aufgabe zugefallen, die dadurch entstandene Missstimmung der Königin gegen Preussen zu beschwichtigen. Er wird nach dieser Reise ihr Vertrauensmann, ebenso wie der des Sohnes und Nachfolgers Gustav, ein Verhältnis, das diese familiären Briefe bezeugen. — Eine höhere politische Bedeutung kommt Heinrichs Briefwechsel mit Katharina von Russland zu, der nach seinem Inhalt bekannt, jetzt zum ersten Male von R. Krauel im Wortlaut veröffentlicht worden ist (**7572**). Die Kaiserin erbat von Friedrich den Besuch des Prinzen, mit dem sie in der Kindheit schon fast verlobt gewesen war, während seines Stockholmer Aufenthalts. Der „Held" des siebenjährigen Krieges gefiel in Petersburg auch als liebenswürdiger und geistreicher Gesellschafter. In ihrem Briefwechsel lässt sich Katharina wie immer mit anscheinender Sorglosigkeit gehen, während sich Heinrich von Vertraulichkeiten vorsichtig zurückhält, ohne Zurückhaltung nur in der ungemessenen Fülle des Lobes, wovon Katharina nach den Erfahrungen Grimms, Diderots, Friedrichs und Josephs nie zuviel bekommen konnte. Die Korrespondenz geht von persönlichen bald zu politischen Angelegenheiten über, wovon zuerst die polnische Frage behandelt wird. Heinrich befördert auch die Vermählung des Grossfürsten Paul mit Wilhelmine von Hessen-Darmstadt, und nach deren Tode tritt er im Auftrage der Kaiserin als Freiwerber am württembergischen Hofe um die Prinzessin Sophie Dorothea auf. Seit 1777 stockt der Briefwechsel von seiten Katharinas, der wahrscheinlich die Beziehungen des Prinzen zum grossfürstlichen Hause, das sich ganz dem Kultus des grossen Königs widmet, zu intim geworden sind. Eine lebhaftere Aufnahme findet vor dem Bayerischen Erbfolgekriege statt. Es gelingt Heinrich, die Kaiserin am Bündnis mit Preussen festzuhalten, und diese Zusicherung, die er ihr mit grossem diplomatischen Geschick abgewonnen hat, wird von Friedrich einem gewonnenen Feldzug gleichgeachtet. Aber das Ende des kurzen Krieges bedeutete zugleich für ihn das Ende der Freundschaft mit Katharina. Für den in Ungnade gefallenen Prinzen, der die Absichten des Königs nicht mehr vertrat, blieb kein Interesse übrig. Prinz Heinrich versuchte, namentlich durch Grimm, das alte Verhältnis wiederherzustellen. Die Kaiserin lehnte schroff ab; als ihr ehemaliger Freund sich gar zu der Französischen Revolution bekannte, beschäftigte er ihren Spott nur noch als der „Citoyen Henri de Rheinsberg", als der „Démocrate à brûler". — Die Fürstin Pauline zu Lippe (**7577**), geb. Prinzessin von Anhalt-Bernburg, hat Treitschke eine der geistreichsten Frauen ihrer Zeit genannt. Ihr Tagebuch und ihre Briefe an den Vetter Herzog Christian Friedrich von Augustenburg, den Freund Reinholds und Baggesens, den Förderer Schillers, die P. Rachel herausgab, zeigen auch einen klaren Verstand und einen soliden Wirklichkeitssinn, der sich nach dem Tode des Gatten im Jahre 1802 zum Wohl ihres Ländchens sehr zuverlässig bewährte. Das Tagebuch behandelt die Zeit des Rheinbundes, dem die Fürstin als Nachbarin des ihr recht unbequemen Königs von Westfalen beitreten musste, besonders interessant durch die Erinnerung an eine durch politische Gründe veranlasste Pariser Reise, die sie mit Napoleon, Josephine und auch mit Mutter Lätitia in nähere Berührung brachte. Die Briefe stammen zum grossen Teil schon aus der Mädchenzeit, die die Prinzessin von Bernburg unter recht schlichten Verhältnissen in Ballenstedt verlebte. Alle Bewerber werden dem Augustenburger Vetter gemeldet, als letzter und endlich erhörter der Erbprinz von Lippe, worauf dann Nachrichten ziemlich praktischer Natur über Mitgift, Morgengabe, Witwengehalt folgen. Von literarischen Grössen werden hauptsächlich Herder, Lavater, Wieland wegen seines Merkurs besprochen, während Goethe sich keines sympathischen Interesses erfreut. Nach der Übernahme der Regierung empfängt der Briefwechsel einen neuen Inhalt, und der Herzog, seiner Korrespondentin an geistiger Entschiedenheit durchaus nicht gewachsen, begnügt sich meistens, ihre Anschauungen über Staatskunst, Philosophie und Pädagogik zu bestätigen. — Von Eleonore von Bojanowskis Biographie der Grossherzogin Luise von Sachsen-Weimar ist hier schon bei Gelegenheit eines Teilabdrucks die Rede gewesen (**7579**). Durch die Unterstützung Karl Alexanders haben sich der weimarischen Hofdame neben dem dortigen Hausarchiv auch das Kaiserlich Russische und das Staelsche in Coppet geöffnet. Das „zugleich zarte und starke Individuum", das nach den Worten Erich Schmidts in dieser spröden Natur versteckt lebte, bewährt sich auch durch diesen vielfach bereicherten Briefwechsel mit den fürstlichen Ver-

wandten, in dem naturgemäss mehr von Familienangelegenheiten als von literarischen gesprochen wird. — Die leicht skizzierten Tagebuchaufzeichnungen der Frau von Bray (geb. von Löwenstern) geben von dem Berlin der Jahre 1805–6 ein Bild, das mit vielen Zügen Pariser Stimmungen aus den letzten Tagen des Ancien régime wiederholt (7583). Dieselbe Sorglosigkeit gegen die Zukunft, dieselbe Begierde der Zerstreuung und Lockerung der Sitten. — Eine andere Welt, die den Zusammenbruch Preussens und die Freiheitskriege erlebt hat, schildern die Briefe der Familie von Boguslawski (7589). In der Atmosphäre des Berliner Hofes um 1820 gedeihen bürgerlich erzogene und gebildete Menschen von bescheidenen Lebensansprüchen, die ihr Gefühlsleben an Jean Paul nähren. Albertina von Boguslawska, Hofdame der Prinzess Wilhelm, berichtet in wenig aufschlussreicher Weise über einen Besuch bei Goethe und bei der Witwe Schillers. Der Bruder, der mit Felix Mendelssohn befreundet ist, plaudert gern und leicht über Berliner Theaterverhältnisse. Die ganze Familie, dem Kultus der Königin Luise verschworen, empört sich gegen ihre Nachfolgerin, die Gräfin Harrach, die ganz unvermutet neben Friedrich Wilhelm III. als morganatische Gemahlin erscheint. Auch die Politik wird berührt, nach dem griechischen Freiheitskampf namentlich die Unruhen in Petersburg, die von dem jungen Nikolaus erdrückt werden. Ernestine von Wildenbruch, die Mutter des Dichters, berichtet aus Athen und Konstantinopel über die orientalischen Dinge, die sie als Frau des preussischen Generalkonsuls beobachtet. Ihr Nationalstolz leidet an der Rolle, die die Preussen als „arme Landratten" dort neben den seefahrenden Nationen spielen. Die Erscheinungen der Revolution von 1848 reizen ihre legitimistische Gesinnung zu erbitterten Ausbrüchen. — Einen scharfen Kontrast finden diese Äusserungen ernster, anspruchsloser norddeutscher Menschen an den Briefen österreichischer Hofdamen, die in der Reaktions- und Revolutionszeit von verschiedenen, darunter der späteren Fürstin Metternich an die Gräfin Eveline von Sickingen-Hohenberg gehen (7587). Reich sprudelnder Klatsch und Tratsch von Bällen, Liebhabertheatern, Sensationen, Skandalen, viel Aberglaube und Beschränktheit bei ebensoviel Bigotterie und instinktiver Loyalität. Die Politik wird meistens nach dem Kostüm behandelt; Franz Josef sieht im ersten Frack allerliebst aus. Die Sensation des Lola Montez-Skandals wird mit Begeisterung aufgenommen, die Liebesgedichte des „verirrten Greises", dem die spanische Tänzerin wieder die Überzeugung von seiner Mannheit beigebracht haben soll, zirkulieren in der Wiener Hofgesellschaft. Ernsthafter wird der Ton der Komtessen während der Revolution und des ungarischen Freiheitskampfes, und das Interesse geht vom Tischrücken und der letzten Modefarbe zum Feldmarschall Radetzky. — Erzherzogin Sophie von Österreich, in diesen Briefen auf dem Höhepunkt ihres Lebens gezeigt, wie sie ihrem Sohne Franz Joseph die Krone aufsetzt, wird von A. Brandl in einem freundschaftlichen Briefverhältnis mit der Tiroler Dichterin Walpurga Schindl vorgestellt (7588). Sie hat Walpurga im Jahre 1848 auf der Flucht in Innsbruck kennen gelernt und pflegt diese Beziehung in sehr familiären Briefen mit einem mütterlichen Interesse, das an allen Vorfällen im Schindlschen Hause echten Herzensanteil nimmt. Der Herausgeber teilt auch ein Bündel Ritornellen der Walpurga mit, die wohl kaum als „Naturdichterin" bezeichnet werden kann mit diesen sorgfältig gearbeiteten Produkten einer starken, reinen, wenn auch nicht allzu phantasievollen Frauenseele. — Hauptsächlich die preussische Reaktionszeit spiegelt sich in den Aufzeichnungen des feudal-konservativen Pietisten Ernst Ludwig von Gerlach, eine rudis indigestaque moles, die durch Aussonderung und Bearbeitung erheblich gewonnen hätte (7594). Die ältesten Erinnerungen beziehen sich auf die „Maikäferei" in Berlin, die nach den Freiheitskriegen die christlich-konservativen Bestrebungen der Arnimschen Tischgesellschaft fortsetzte. Es folgt die höhere Richterkarriere, die Gerlach nach Naumburg, Berlin, Halle, Frankfurt a. O., Magdeburg führt. Durch alle Veränderungen bleibt seine Anhänglichkeit, die ihn zu Friedrich Wilhelm IV. in Opposition bringt, bei der Evangelischen Kirchenzeitung, bei der Heidenmission, bei Hengstenberg und den verfolgten Lutheranern. Im Ministerium Savigny ist Gerlach mit dem Entwurf der Ehegesetzgebung beauftragt. Gleich seinem Bruder, pflegt er die Freundschaft mit Bismarck, dem er in politischen Dingen immer näher als in kirchlichen steht. Darüber spricht ein interessantes Blatt des Tagebuches vom 25. Mai 1844. „Ich habe die Erinnerung von den damaligen Gesprächen mit Bismarck, dass er immer gegen den christlichen Glauben sprach, aber wie einer, der den eigenen Gedanken los werden will und sich freuen würde, widerlegt zu werden." Gegen Bismarck und Falk führte der alte Pietist, der bei dem Zentrum unterkam, während des Kulturkampfes seinen letzten politischen Hader, unerschrocken und zähe wie alle Gerlachs. — In Bismarcks Nachlass ist als kostbare und schmerzlich vermisste Reliquie die Korrespondenz an seine Frau aus dem deutsch-französischen Kriege gefunden worden (7597). Es sind die Briefe eines Gatten und Hausvaters, der seine welthistorischen Taten, zwischen

denen sie in einem freien Augenblick hingeworfen wurden, auf beste preussische und einzige Bismarcksche Art durchaus ohne Feierlichkeit behandelt. Man hört da, was die Frau besonders interessieren muss, von seinen Anzügen, Pferden und Quartieren, die ihm durch fürstliche Kriegsbummler beengt werden, und wovon nach Bismarcks eigenem Wort in Kriegsbriefen immer die Rede sein muss, auch von Kaffee, Zigarren, Bier und Wein und sonstigen menschlichsten Dingen. Auch die natürliche Sorge um die beiden Söhne, die die Attacke von Mars la Tour mitreiten, spricht trotz allen väterlichen Beängstigungen ohne Gemütsphrase. Der kurze Siegeslauf bis zur Gefangennahme Napoleons, die in wenigen bündigen Strichen von einem Meisterzeichner skizziert wird, fördert Gesundheit, Humor und eine fast übermütige Elastizität der Rede. Dann kommen die sauren Monate der Verhandlungen mit einer Regierung, die keine vollen Garantien bietet, der Beobachtung internationaler Einflüsse und höfischer Zwischenträgereien, der Bearbeitung des Königs wegen der schwierigen Kaisergeburt, als deren Accoucheur sich der gereizte ungeduldige Staatsmann bezeichnet, der Verhandlungen mit den deutschen Diplomaten und Parlamentariern, die das neue Reich zusammenzimmern, und der fortwährenden Reibungen mit den Militärs, die ihn am meisten Nerven und Gesundheit kosten. Bismarck ist gross und unerschöpflich phantasievoll im Schimpfen, eine Fähigkeit, der er sich der Frau gegenüber mit ungezügelter Lust und Unlust ergeben kann. Diesen Kriegsbriefen, von denen sich jedes Wort mit seiner ersten Unmittelbarkeit und derben Frische einprägt, sind noch zehn schon früher publizierte Briefe beigegeben, die hauptsächlich aus dem neu eingerichteten Varzin und der Petersburger Reise des Jahres 1873 stammen. — Bausteine zur Bismarckpyramide, Bekanntes und Unbekanntes, Wichtiges und Unwichtiges mit dem bei Bismarck immer beliebten Anekdotenwesen bringt wieder sein eifrigster Herold H. von Poschinger (7599). — „Ich kann ihn nicht lieben, aber ich muss ihn bewundern mit allen meinen geistigen Kräften.“ So bezeichnet sein Verhältnis zu Bismarck der General und Admiral Albr. von Stosch, auf den sich nach der Entlassung der volle Hass des Kanzlers und seiner Familie geworfen hat (7634). Diese lebhaft und gewandt geschriebenen Briefe und Tagebuchblätter beziehen sich auf mehrere der interessantesten und von der Parteilichkeit verschieden ausgedeuteten Episoden der preussisch-deutschen Geschichte von 1866—72, während die folgenden Erinnerungen von 1872—96, die noch einmal genug Staub aufwirbeln könnten, von dem Nachlassverwalter vorläufig zurückgehalten worden sind. Bismarck schätzte Stoschs Fähigkeiten, ohne sich mit seinem Hang zum Politisieren befreunden zu können, und diese Publikation ist durchaus geeignet, sein Misstrauen zu bestätigen. Stoschs politischer Vertrauter war Gustav Freytag, der den schreiblustigen Offizier als anonymen Mitarbeiter in die „Grenzboten“ brachte. In dieser Eigenschaft hat er jedenfalls noch nicht gegen Bismarck gewühlt, sondern er suchte vielmehr, seinen literarischen Freund, der als das Bismarcksche Wesen Mangel an Ehrfurcht bezeichnete, in das Verständnis seiner Politik und seiner Persönlichkeit tiefer hineinzuziehen. „Bismarck will ein einiges monarchisches Deutschland, und diesem Ziel streben auch Sie zu, also lassen Sie ihn gewähren.“ Stosch war bevorzugter Generalstabsoffizier und Vertrauter des Kronprinzen. Als solchem war ihm, namentlich 1866, seine Stellung gegeben in der Opposition gegen das Hauptquartier und in der Rivalität mit der Armee Friedrich Karl, die im Jahre 1870 mit derselben Kleinlichkeit und Empfindlichkeit auf beiden Seiten fortbestand. Sehr interessant ist sein Brief über die Schlacht bei Königgrätz, der den Kontrast der Stimmungen im Hauptquartier und im kronprinzlichen Stabe schildert. „Unsere Gelehrten im Stabe hatten schon unser Eingreifen auf dem linken Flügel mit dem von Blücher bei Belle-Alliance verglichen; so sicher war man des Sieges . . . Um so erstaunter waren wir, von Boyen die Stimmung im grossen Hauptquartier zu erfahren; der König hatte wiederholt von der Ähnlichkeit der Lage mit der Schlacht bei Auerstädt gesprochen und die Möglichkeit eines Rückzugs ins Auge gefasst.“ Stosch berichtet dann über die Aussöhnung des Kronprinzen mit Bismarck nach dem Siege, bei welcher Gelegenheit er den Kanzler kennen und bewundern lernt, überwältigt von der Klarheit und Grösse der Anschauungen in dem einzigen Manne, der jeden Augenblick weiss, was er will und kann. Später während seiner Tätigkeit im Kriegsministerium mischten sich diese Gefühle, und neben die Bewunderung, die keine Liebe mehr duldet, tritt die Auflehnung gegen Bismarcks Egoismus, Nervosität und Rücksichtslosigkeit. Zwischen diesem und dem Kronprinzen sollte Stosch Anfang der siebziger Jahre im Auftrag des Kaisers eine Annäherung vermitteln, allein der Thronfolger weigerte sich, neben dem Allmächtigen an den Sitzungen des Staatsministeriums teilzunehmen, und die an Stosch von dem alten Kaiser gegebene Anregung hatte nur die Folge, dass der spätere Justizminister Friedberg ausersehen wurde, alle Regierungsangelegenheiten dem künftigen Herrscher in einem wöchentlichen Vortrag zusammenzufassen. — Aus dem anderen Lager des Prinzen Friedrich Karl stammen die von der Sozialdemokratin

Lily Braun herausgegebenen Kriegsbriefe ihres Vaters, des Generals von Kretschman, die mit ihrer verärgerten Kritik in militärischen Kreisen recht unliebsames Aufsehen erregt haben **(7638)**. Kretschman ist ein Offizier von altem preussischen Korn, unliebenswürdig, streng und herb, stolz, rechtschaffen und grosser Nörgler, beschränkt und intelligent zugleich. Die Franzosen sind ihm eine verfaulte Nation von Prahlern und Lügnern, während Preussen die höhere sittliche Weltordnung vorstellt, trotz allen menschlichen Mängeln, die er an den Vorgesetzten gern bemerkt. Seine Sympathie bleibt immer bei den gemeinen Soldaten, und wie Bismarck, hört er nicht auf, dieses kostbare Material zu bewundern, mit dem nur ein sehr schlechter Vorgesetzter schlechte Geschäfte machen kann. Die Kriegsbriefe des Jahres 1866 gehen bis zur Schlacht von Königgrätz, wo der Hauptmann schwer verwundet wird. 1870 wird er dem Stabe des 3. Korps unter dem General Alvensleben zugeteilt, als solcher führt er bei Vionville und Vendôme wichtige Entscheidungen herbei. Nach dem Kriege bleibt ihm die oben etwas anstössige Freundschaft mit dem Prinzen Friedrich Carl, dessen Verdienste wie die Alvenslebens er nie genug anerkannt findet. Beherzigenswert sind die missbilligenden Worte an seine Gattin über die deutschen Frauen, die sich der kriegsgefangenen französischen Offiziere mit übertriebenem Interesse annehmen. „Die deutschen Frauen sind ein Gemisch von Gefühlstölpelei, Halbgelehrsamkeit und nur so viel Charakter, als notwendig ist, um einen gewissen Schein zu bewahren." Den verachteten Franzosen muss er dagegen den Vorzug lassen, dass bei ihnen sogar die Halbwelt noch patriotisch denkt. Der begabte Offizier, der ausser seinem Dienst nur noch der Passion einer populären Soldatenschriftstellerei lebte, konnte seine Karriere nicht bis zur letzten Höhe führen. Er hatte das Unglück, den Prinzen Wilhelm bei einem Manöver zu besiegen, und seine rücksichtslose Kritik, namentlich gegen den Luxus in Kavallerieattacken, dürfte seine Verabschiedung beschleunigt haben. Die anerkennenden Telegramme, die er von dem Kaiser an den Daten seiner beiden Ehrentage erhielt, haben seine Missstimmung vielleicht gelindert, aber nicht beseitigt. —

Unter den selbstbiographischen Dokumenten deutscher Politiker sind die Briefe von Gustav Stüve an J. H. Detmold (herausgegeben von G. Kaufmann) für die Revolutionsepoche beachtenswert **(7659)**. Sie reichen vom März 1848 bis Oktober 1850 und umfassen die Zeit des Märzministeriums, die der Adressat Detmold, Heines Freund und publizistischer Vertrauensmann, als Mitglied der Nationalversammlung und später als hannoverscher Bevollmächtigter zum Bundestage in Frankfurt verbrachte. Sie behandeln die Entwicklung der hannoverschen Verfassung und der deutschen Frage. — Einen hübschen Beitrag zu dieser Zeit aus dem Privat- und Kulturleben bieten die Briefe von Sebastian Hensel, Verfasser der „Familie Mendelssohn" **(7663)**. Der nazarenische Maler ist sein Vater, Rauch und Zelter sind seine Paten. Die Briefe sind zum grössten Teil an die Tante Sarah Dirichlet und den Onkel Paul Mendelssohn gerichtet. Der junge Jean Paul-Schwärmer steigt als Primaner auf die Barrikade, begeistert sich für die Schleswig-Holsteiner, denen er schliesslich doch keine Hilfe bringen darf, zeichnet als Einjähriger recht schnurrige Bilder von noch gar nicht entzopftem preussischen Gamaschendienst. Dazwischen frische Impressionen aus der Landwirtschaftslehre in einem schlesischen Wolldistrikt und an der württembergischen Akademie zu Hohenheim, die von Fanny Dirichlet klug, lebhaft, geistreich beantwortet werden. Moses Mendelssohns Nachkomme wird Besitzer eines ostpreussischen Gutes und während der Gründerzeit unter radikal verwandelten Verhältnissen Direktor der Berliner Markthalle und der Hotelgesellschaft „Kaiserhof". So umfasst diese Korrespondenz mit den autobiographischen Erinnerungen den kulturhistorisch interessanten Kontrast des alten und des neuen Berlin, der Provinzstadt und der Kaiserstadt. — Die Erinnerungen von August Schneegans bringen einen wertvollen Nachtrag seiner „Geschichte des Krieges im Elsass", die sich den Zwang gewisser Rücksichten auferlegt hatte, da Schneegans zur Zeit der Abfassung noch französischer Staatsbürger war **(7665)**. Während der Belagerung von Strassburg leitete er den Courier du Bas-Rhin und als solcher hatte er Gelegenheit, die Entstehung eines elsässischen Partikularismus zu beobachten, der für das spätere Reichsland die Stellung eines neutralisierten Grenzgebiets erhoffte. Die bürgerlich-protestantischen Elemente Strassburgs gingen sogar nach Schneegans' Erinnerungen mit der Idee einer Kommune um, und von Frankreich im Stich gelassen, erwogen sie ernsthaft die Absicht, im Namen der wiederhergestellten „Freien Reichsstadt" mit dem General Werder selbständig zu verhandeln. Die französischen Sympathien zergingen an dem Napoleonischen Lügensystem, und es wäre nach Schneegans' Meinung nicht allzu schwer gewesen, sie mit einer Politik des Vertrauens und der Kraft für Deutschland zu erwerben. —

Unter den Briefen von Gelehrten sind einige Blätter hervorzuheben, die im Jahre 1826 von Jacob Grimm aus Kassel und Göttingen zu J. W. Schlegel ge-

langt sind **(7674)**, herausgegeben von Ludwig Schmidt. Der Germanist nähert sich dem alten Romantiker sehr respektvoll, übersendet seine Schriften, um deren Kritik er ersucht, wie er auch solche von Schlegel empfängt. Ein interessantes Urteil Grimms gilt der Hegelschen Philosophie, die mehr als jede andere „gefesselte Anhänger“ hervorbringt. — Die Erlebnisse des Pfarrhauses in Sottrum haben mit der Gelehrtengeschichte nichts zu tun **(7704)**. Die Memoirenschreiberin Mathilde Pessler ist die Tochter des Pfarrers Büttner, der im Anfang des 19. Jahrhunderts zu Sottrum bei Hamburg ein sehr angesehenes Erziehungsinstitut leitete. Während der französischen Fremdherrschaft und der Befreiungskriege wurde das Pfarrhaus von den Franzosen vielfach heimgesucht, auch von dem Gouverneur Davoust, der sich bei der Pfarrerstochter wegen allzu galanter Annäherung einmal eine Ohrfeige holt. Die letzten recht frisch geplauderten Seiten dieser Jugenderinnerungen gelten den Durchzügen der Befreier, Hanseaten, Lützower, Schweden, Engländer, Schotten, Hannoveraner, die auch als Kosaken und Baschkiren recht exotisch und in fragwürdiger Gestalt auftreten. —

Dichter und Schriftsteller. Herder als Freiwerber wird von G. Jansen in bisher ungedruckten Briefen der Jahre 1775—77 vorgestellt **(7722)**. Er war 1775 in eigentümlicher Mission nach Darmstadt gesandt worden, um seinem früheren Schüler, Prinzen Peter von Oldenburg, gütlich zuzureden, der sich nicht entschliessen konnte, seine Braut, die Tochter des Landgrafen, zu heiraten. Diese Werbung Herders missglückte, nicht zum Schaden der Prinzessin, da sich der geistige Zustand ihres Bräutigams bald als Blödsinn erklärte. Dagegen gelang es ihm und seiner Frau, eine andere Ehe zu stiften zwischen dem oldenburgischen Justizrat Georg und der Tochter des darmstädtischen Geheimrats Hesse, dessen Widerstand von den beiden Freiwerbern nach langem Zureden besiegt wurde. An diesen wie an die beiden Liebenden sind die Briefe des Herderschen Paares gerichtet. — Aus der romantischen Periode sind Briefe von Bettina von Arnim zu verzeichnen, zunächst acht an den Münchener Obermedizinalrat Ringseis und drei an Clemens Brentano ohne beträchtlichen Inhalt **(7740)**. — Ein zusammenhängendes, abgeschlossenes kleines Korpus gewinnen wir durch die Korrespondenz mit Pauline Steinhäuser **(7741)**. Sie ist die Gattin des Bildhauers Karl Steinhäuser, eines Schülers von Rauch, den sie als junge Malerin bei Bettina kennen lernte. Steinhäuser war von der Schriftstellerin ersehen, ihrem berühmten Schmerzenskinde, dem Entwurf zum Goethe-Denkmal, die plastische Existenz zu geben. Die Gunst des Königs sollte das Werk ermöglichen; da sich aber Bettinens Beziehungen zu Friedrich Wilhelm IV. verschlechterten, so musste der Bildhauer mit immer leererem Trost besänftigt und hingehalten werden, nachdem er für sein Modell so viel Geld wie Zeit und Mühe geopfert hatte. Allmählich kommt es zu einem Bruch, auch durch politische und religiöse Differenzen, da der zum Katholizismus übergetretene Steinhäuser die demokratische Freigeisterei der einstigen Vertrauten nicht mehr billigen konnte. — In W. von Humboldts Nachlass hat sein inzwischen verstorbener Biograph B. Gebhardt noch einige Inedita gefunden **(7747)**. Die Minister Dohna, Hardenberg, Bernstorff schreiben an Humboldt über amtliche Angelegenheiten, Gentz über literarische, Niebuhr über den zweiten Band seiner Römischen Geschichte. Ein Brief von Rauch behandelt die Einrichtung des Berliner Museums, besonders die Erwerbung von Skulpturen. Caroline von Wolzogen empfiehlt seiner Aufmerksamkeit ihre Schiller-Biographie kurz vor dem Erscheinen. Zwei sehr interessante Briefe von Herbart in Königsberg beschweren sich über den Hegelschen Despotismus, sie eifern sehr kräftig gegen jede Philosophie, die nicht von der Mathematik und den Naturwissenschaften ausgeht. — Zur Biographie E. T. A. Hoffmanns sammelt Grisebachs Jünger Hans von Müller einige zum Teil noch ganz unbekannte Blätter **(7750)**. Die beiden Briefe an Hitzig aus Bamberg, die die Leidenszeit am Sodenschen Theater schildern, sind von diesem ersten Biographen Hoffmanns schon benutzt worden, ebenso die Bamberger Erinnerungen des Dr. med. Friedrich Speyer, die hier ebenfalls zum ersten Male im Wortlaut abgedruckt werden. Neu erscheinen, neben zwei Klagebriefen aus Bamberg (1809) an den Redakteur Rochlitz in Leipzig und den Musiker Morgenroth in Dresden, zwölf Briefe an Breitkopf und Härtel, wo hauptsächlich von Rezensionen und Vorschüssen die Rede ist, dazwischen von Hoffmanns schwieriger Lage in dem 1813 von den Verbündeten belagerten Dresden, wo der Dichter und Kapellmeister die Erfüllung des mit dem Leipziger Theaterdirektor Seconda getroffenen Engagements erwartet. — Aus dem Besitz der Familie Heyne veröffentlicht L. Geiger einige charakteristische Beiträge zu dem Herzensleben Therese Hubers, die seine 1901 erschienene Biographie an einem wichtigen Punkte ergänzen **(7751)**. Ein Brief Theresens an den Vater Heyne vom Jahre 1793 sucht die neuen Beziehungen zu Huber zu rechtfertigen, die von Forsters toleranter Vornehmheit gebilligt werden. Der Göttinger Professor erweist sich weniger duldsam als der Gatte: „Von jeher hast du deinen Verstand nur angewendet, dich zu

täuschen.“ Und er schiebt der Caroline Böhmer als dem schändlichsten von allen Geschöpfen die Mitverantwortung an den Fehltritten seiner unbeständigen Tochter zu. Ein Brief Hubers an Heyne soll den aufgebrachten Vater umstimmen, besonders durch den Hinweis auf aussichtsvolle literarische Unternehmungen, die dem neuen Bunde eine bürgerliche Existenz versprechen. — Aus dem Nachlass Max Müllers wurde in Chicago ein Tagebuch seines Vaters Wilhelm Müller veröffentlicht, dem einige Briefe an die Gattin, an Fouqué, Tieck und K. M. von Weber beigegeben sind **(7754)**. Die sehr intimen Bekenntnisse des Berliner Tagebuches beginnen am 7. Oktober 1815 als dem 21. Geburtstag des jungen Romantikers, dem Tage der Mannwerdung, des Ritterschlages, und sie reichen bis zum Dezember 1816. Die zarte Schwärmerei dieser Blätter umgibt mit sinnlich-unsinnlichen Werbungen Luise Hensel, vor der er sich wie vor seinem Gott rechtfertigen will. Kein böses Wort, kein böser Gedanke, keine böse Tat soll verschwiegen werden, wozu besonders die leidigen Rückfälle in Sinnlichkeit und Freigeisterei zu rechnen sind. Durch das Tagebuch datiert sich die Entstehung mehrerer meist an Luise gerichteter Lieder, die dem christlichen Romantiker recht mühelos aus der Feder fliessen. Seine unbedingte Begeisterung gilt E. T. A. Hoffmann und Müllner für seine „Schuld“, seine bedingte Fouqué, während Goethe, „der Gesprenkelte“, „das Chamäleon“, ihn durch seine ungreifbare Wechselnatur beunruhigt und empört. An „Dichtung und Wahrheit“ verletzt ihn die Eitelkeit, an den Venetianischen Epigrammen und den Römischen Elegien die heidnische Sinnlichkeit, während seine bewundernde Anhänglichkeit immer wieder zu den Balladen wie zu den Gretchen und Klärchen zurückkehren muss. So stösst ihn auch Meister Gottfrieds Tristan ab, dem er Hartmann von Aue als den Reineren, Frömmeren vorzieht, und sein mystischer Hang ergeht sich mit Jakob Böhme und Novalis. In den beigegebenen Briefen des sechs Jahre älteren Gatten und Familienvaters ist diese Schwärmerei gedämpft, zwischen den sachlichen Berichten über verschiedene Brunnenkuren spricht ein freundschaftlicher Enthusiasmus für den Komponisten des „Freischütz“ und für den in Dresden besuchten Tieck, den Müller als den wirklichen Protektor der deutschen Literatur an Stelle des Weimarischen Usurpators, „des stolzen Hofmannes, treulosen Freundes und undeutschen Schmeichlers“ verehrt. — Die Briefe Eduard Mörikes sind von R. Krauss und K. Fischer zur Feier seines 100. Geburtstages herausgegeben worden **(7756)**. Der Briefschreiber Mörike war seiner Gemeinde nicht mehr unbekannt. J. Bächtold hat die drei Briefwechsel mit Hermann Kurz, Th. Storm und Mor. von Schwind veröffentlicht, und die vordem ungedruckte Masse des Materials, das zum grossen Teil im Goethe-Schiller-Archiv ruht, ist von den Biographen Krauss und Maync schon ausgiebig benutzt worden. Die beiden Herausgeber sind ohne philologischen Vollständigkeitsdrang zu Werke gegangen, sie haben sich wenigstens vorläufig mit einer Auswahl begnügt in der richtigen Erkenntnis, dass nicht jedes aus dem stillen Lebenswinkel des schwäbischen Pfarrers aufgeflatterte Blättchen in einer gedruckten Verewigung erhalten zu werden brauchte. Ungemein reizvoll beginnt es mit den Jugendbriefen aus dem Uracher Seminar und dem Tübinger Stift. Die jungen Theologen treiben dort einen Freundschaftskultus, der die volle Schwärmerei der Empfindsamkeitsperiode geerbt zu haben scheint. Sie bauen sich Hütten in romantischer Lage, um nach rousseauscher Tradition in der Natur zu träumen und zu schwärmen, und Mörike berichtet an Schwester Klärchen mit komischem Ernst über die Räuberspiele der immerhin Zwanzigjährigen. Bei ihm hat sich dieser Spieltrieb bis zum Ende erhalten; er war eine Äusserung seines poetischen Bedürfnisses, der nichts Unpersönliches, Unbelebtes um sich leiden mochte, und so neckt er sich in diesen Briefen mit Dingen, Tieren und Geistern. Mörike war ein Weiser in einem Kinde, wenn der ein Weiser ist, der die Art und Grenze seines Wesens genau erkennt, so dass er nie wider die eigene Natur handeln kann. Schon als Zwanzigjähriger, als er in seiner romantischen Hütte sitzt, bedeutet er Freund Waiblinger im Anschluss an eine bei Novalis gefundene Stelle, dass solches Sorgenfrei ihm mehr als eine kindliche Spielerei gilt. „Eine gewisse Einsamkeit scheint dem Gedeihn der höheren Sinne notwendig, und daher muss ein zu ausgebreiteter Umgang der Menschen miteinander manchen heiligen Keim ersticken, und die Götter, die den unruhigen Tumult zerstreuter Gesellschaften und die Verhandlungen kleinlicher Angelegenheiten fliehen, verscheuchen.“ Aus allen Briefen spricht die klare Selbsterkenntnis von dem unglaublich verzärtelten Gang seines inneren Wesens, das durch den unbedeutendsten Eindruck des Neuen in das quälendste Unbehagen versetzt wird. Dem leicht verstimmbaren, launisch wechselnden Mann war es klar, dass er nicht erst den Harnisch, sondern gleich den Schlafrock zu tragen hatte. So sehr dem jungen Vikar und dem späteren Pfarrer von Cleversulzbach in seiner tieferen Religiosität alles Dogmenwesen widerstrebte, soviel Überwindung ihm etwa die Verwaltung der Kirchenkasse kostete, er hatte sich in dieses Stilleben als das einzige ihm mögliche eingesponnen, das ja, wie er zu Freund Mährlen bemerkt, durchaus

keinen universalen Schriftsteller und poetischen Weltbürger einschränkte. „Wenige aber starke Eindrücke von aussen! — ihre Verarbeitung muss im ruhigen, bescheidenen Winkel geschehen; auf dem ruhigen Hintergrund muss sich ihr Kolorit erhöhen, und die Hauptsache muss doch aus der Tiefe des eigenen Wesens kommen.“ Der zweite Band der Briefe (1904) steht gegen den ersten, der dem Dichter auch als Briefschreiber einen hohen Rang anweist, im allgemeinen zurück. Das gelinde Brausen der Jugendjahre ist vorüber, die Auflehnung gegen den geistlichen Beruf hat sich beschwichtigt. Die Liebe zu Luise Rau, die in den Bräutigamsbriefen aus aller Gefasstheit leidenschaftlich gesprochen hat, ist verblüht, wenn auch nicht tot, und die erste Freude an dem Cleversulzbacher Pfarrhausidyll ist unter dem Druck der Verpflichtungen zergangen. Der meist kränkelnde Mann lässt sich von Mutter und Schwester verwöhnen, hätschelt seine Krankheit als einen Schutz vor den groben Anforderungen des Lebens und setzt den Egoismus der Hypochondrie nicht ohne verschmitzte Zähigkeit durch. Freunde aus grösseren Lebenskreisen, wie Strauss und Vischer, suchen das um seine Existenz gezogene Spinngewebe ohne Erfolg zu zerreissen. Mörike rechtfertigt sich in einem Brief an den treuesten Freund und Amtsbruder Wilhelm Hartlaub, der sich ihm nach der Heirat mit dem katholischen Gretchen von Speeth einige Jahre entfremdete. „Kannst du es glauben, lieber Freund, dass ich hier noch wenig, im Grunde noch nie, was man vergnügt heisst, habe sein können? Wo in der Welt könnte ich auch dieses sein bei stündlichem Mangel an vollem Gesundheitsgefühl? Der Gram liegt überall im Hintergrund, und je lauter die Aufforderung zum Genuss in einem Kreis von Menschen an mich geht, um desto tiefer fühle ich auch, was mir fehlt.“ Solche Lamentationen sind bei Mörike eben nicht häufig; im allgemeinen behandelt er auch seinen krankhaften Zustand mit Humor als einen gewohnten Gast, den er bequem im Bett empfängt, und seine Briefe beginnen gern mit einer komischen Schilderung der Lage, die er bei solchem Besuch anzunehmen hat. Aus lauter kleinen Unbehaglichkeiten hatte sich Mörike in seinem Cleversulzbach eine stille Behaglichkeit zusammengesponnen, die allerdings ihr Ende nahm, als seine Pfarrkinder sich gegen den trägen Seelsorger in sanfte Opposition setzten. Die Übersiedelung nach Stuttgart wurde ihm nicht so gefährlich, wie einige Freunde für ihn fürchteten. „Was faul oder hohl hier ist, berührt oder ärgert mich wenig; des Guten aber und des Neuen, es sei Persönliches oder von Seiten der Kunst etc., ist jedenfalls für einen armen Schlucker so viel da, dass ich bei meiner physischen und geistigen Gebundenheit, bei meiner ängstlich abgemessenen Diät mir eher Mässigung im Genuss des Vorhandenen als sonderliche Billigkeit in Ansehung des Mangelhaften muss befohlen sein lassen.“ Dieser Einsiedler hatte im gewissen Sinn etwas vom Lebemann, weil er tief zu geniessen und das Mass eines jeden Genusses auf seine überfeine Sensibilität einzurichten wusste. So schildert er mit höchster Lebendigkeit einen musikalischen Abend bei Strauss und Agnes Schebest mit „seinem Überschwall von altem Dufte, Schmerz und Schönheit“, der ihn aus dem Don Juan überkommt. Der Aufenthalt in Stuttgart brachte ihm Unterstützungen und Ehrungen vom Hofe, von der Universität Tübingen, von dem weiteren Publikum, dem sein Name erst in den Tagen stockender Produktivität geläufig wurde. Wichtiger waren die literarischen Verbindungen, die er dort anknüpfte oder die vielmehr mit ihm angeknüpft wurden, da der auch in der Korrespondenz immer stiller gewordene Mann nie einem anderen als Moritz von Schwind, dem Zeichner der Schönen Lau, von selbst entgegengekommen ist. Seine Zurückhaltung hatte auch einen guten oder vielmehr bösen Grund, da er selten in der Lage war, die ihm gewidmeten poetischen Gaben mit eigenen Schöpfungen zu erwidern. Storm meldete sich, als alter Verehrer des Lyrikers, leise anklopfend, und als ungestümerer Gast auch Hebbel, der ihm die Nibelungen-Trilogie „wie einen Felsblock durchs Dach“ warf. Über diesen geht ein Wort an Hartlaub voll von tiefer Erkenntnis der entgegengesetzten Natur. „Dieser Hebbel ist ein Glutmensch durch und durch, zugleich von einem schneidenden Verstand, und wo er Liebe, Anerkennung spürt, wie bei mir, nichts weniger als hart und verletzend, wofür er insgemein gilt, vielmehr recht gut und menschlich, äusserst beredt, auf alles mögliche mit gleicher Lebhaftigkeit eingehend.“ Der Briefschreiber Mörike wird mit den Jahren immer sparsamer, die letzte Rechenschaft über seine Beschäftigungen ist nur noch an den nach der Trennung der Ehe wiedergefundenen Freund Hartlaub gerichtet. — Zwölf Briefe von D. F. Strauss an Mörike, die zwischen 1822 und 67 liegen, veröffentlicht H. Maync (**7764**). Beide waren Ludwigsburger Schüler und Tübinger Stiftler, die allerdings bei der Verschiedenheit der Bestrebungen und der Lebensläufe häufig divergieren mussten. Mörike liess sich von dem vier Jahre jüngeren Strauss suchen, er blieb misstrauisch gegen ihn, weil dieser den empfindlichen Freund brieflich stärker lobte als vor anderen oder in der Öffentlichkeit. In einem Schreiben des Jahres 1827 scherzt Strauss über Kerner und seine Somnambule, er empfiehlt Jacob Böhme zur Lektüre, er berichtet über den kranken

Waiblinger, um die Freunde zur Hilfe zu sammeln. Im Jahre 1838 sucht Strauss den einsamen Freund, den er vor dem Einschlafen bewahren möchte, zum Stuttgarter Morgenblatt in engere Beziehung zu bringen, nachdem er schon Cotta für den Dichter engagiert hat. Die Anerkennung des „Sicheren Mannes" geht an Mörike nicht ohne kritischen Vorbehalt gegen kindliche Auswüchse der Phantasie, die er einmal vor F. Vischer gut schwäbisch als „Kinderschlotzer" bezeichnet hat. Grössere Freude erweckt 1856 „Mozart auf der Reise nach Prag", während die Bearbeitung des Nolten 1867 eindringlich widerraten wird. Ein Joseph Haydn unterzeichneter Brief an Strauss, den Mayne seinem Mörike zuschreibt, wurde als schon früher abgedruckter Scherz des württembergischen Prälaten Dr. von Hauber erkannt, was Mayne in der DRs. kurz berichtigt. — Grillparzers Briefe und Tagebücher sind der zwanzigbändigen Ausgabe seiner Schriften von K. Glossy und A. Sauer als Ergänzung beigegeben worden (**7768**). Einige Briefe erscheinen hier überhaupt zum erstenmal, so der Entwurf einer Klageschrift über die Zensur an Kaiser Franz, der zweifellos nie abgehen sollte. Die österreichische Zensur wird mit Napoleons Kontinentalsperre verglichen, sie begünstigt nur den Schmuggel und wirkt ausnahmslos zu Ungunsten der einheimischen Schriftsteller. „Österreich kommt in den Ruf eines neuen Böotien und doch wird gar nicht verhindert, was man dadurch verhindern will." So kühne Sätze schrieb Grillparzer nur an sich selbst. Andere Briefe gehen an seinen Kollegen im Archiv Th. von Karajan. Am 13. Mai 1834, im Begriff, nach London zu gehen, berichtet der Dichter von seiner Pariser Reise und der schmeichelhaften Aufnahme des „premier poète de l'Allemagne". Einige neue Dokumente finden sich über die Geistesstörung des Neffen Karl, für den Grillparzer vor dem Kriminalgericht wie ein gewiegter Psychiater eintritt. Auch kleinere Blätter für die Schwestern Fröhlich werden bekannt gegeben, sie beziehen sich in der Regel auf unbedeutende Angelegenheiten familiärer Natur. Grillparzers Tagebuch ist das Geheimbuch seiner Seele. Ein hypochondrischer Neurastheniker belauert sich, klagt sich an, verteidigt sich, will seine Seele schamlos nackt sehen und sich die Wahrheit sagen, was nicht selten einem Selbsttäuschungssystem gleichkommt. Sein erstes Selbstverhör ist moralischer Natur: Ich habe keinen Freund. Bin ich ein guter Mensch oder nicht? Habe ich nicht alle Anlagen zum Verbrecher, ohne den Mut, es zu werden? Nach Benjamin Constants „Adolphe" bezeichnet er sich als ein „mélange d'égoisme et de sensibilité", aber er gleicht noch stärker mit dieser Art der Selbstanalyse dem gleichaltrigen Stendhal und seinem Unhelden im „Rouge et noir". Die furchtbaren Depressionen seines Lebens, namentlich in den Jahren der künstlerischen Sterilität, quälen ihn auf diesen nur pathologisch zu erklärenden Seiten. Als seinen natürlichen Zustand bezeichnet er ein mit Zerstreuung abwechselndes Brüten, und er überliefert sich der Selbstverachtung. Seine menschliche Kälte ist das Problem, das er immer wieder untersucht: Mich interessiert kein Mensch, kein Genuss, kein Gedanke, kein Buch. Dann ersehnt er irgend einen Schmerz, ein Unglück, das ihn ausser sich bringen und von der Verstandeskälte erlösen könnte. An dem mal de vivre hat Grillparzer noch viel dauernder und peinvoller als ein Stendhal oder Flaubert gelitten, schon weil seine Dichtungen von dieser Nachtseite seines Lebens nichts wissen durften, weil er diese Gespenster nie literarisch, sondern rein als Privatmann behandelt hat, als der kleine Hofkammerarchivbeamte, der vielleicht auch ein Dichter war oder einmal gewesen war. Dies ist das andere Problem. In der Jugend fragt er sich, ob er einmal mehr als ein mittelmässiger Dichter sein wird, und er schaut nach einem Plätzchen hinter Schiller und Goethe, mit dem Bewusstsein, dass ihn etwas Verwandtes auch zu Kotzebue zieht. Niemand hat Grillparzers, des Menschen und Denkers, Wesen schärfer getroffen als er selbst. Er findet sich unbedeutend, er vermisst, was er seinem Feinde Hebbel lassen musste, den sich in einen Gegenstand einbohrenden Tiefsinn, der die grossen Geister und die Narren charakterisiert. Er vermisst bei sich auch die Charaktereigenschaften, die so gut wie geistige Fähigkeiten zu einem bedeutsamen Dichter gehören. Seine Phantasie, seine Herzenswärme fühlt er fortwährend abnehmen, und er behauptet, dass ihn nur zur Sappho und Medea eine innere Nötigung getrieben habe. Selten richtet er sich auf zu dem Stolz seiner Leistungen, wie in der ziemlich allein stehenden Selbstanerkennung: „Für mich gab es nie eine andere Wahrheit als die Dichtkunst. In ihr habe ich mir nie den kleinsten Betrug, die kleinste Abwesenheit vom Stoffe erlaubt." Dann ärgert er sich wieder über seine „Theatereffekte", die er verachtet und doch unfreiwillig immer wieder herstellt. Aus allen diesen Klagen und Anklagen spricht noch vernehmlich der Österreicher, der Wiener, der wo anders noch weniger leben könnte, und mit dieser Stammesart, mit der psychologischen Verfassung seiner Zeit stimmt es auch überein, wenn er sich mit 42 Jahren wie ein Greis vorkommt. Er ist ein hypochondrischer Neurastheniker, der an Willenshemmungen leidet, der ein Leben mit schlechten Erinnerungen und ohne Hoffnungen führt, der sich seinem Talent nicht verwandt fühlt und nicht weiss oder nicht wissen

will, wie er künstlerisch hat zeugen können. — Als Nachtrag zur zwölfbändigen Hebbel-Ausgabe gibt R. M. Werner in vier Bänden die Tagebücher, die bisher nur in der willkürlichen, fehlerhaften Edition Bamberg vorlagen (7774). Damit ist, soweit noch möglich, Hebbels letzter Wille erfüllt, wie er sich bei der Veranstaltung der Gesamtausgabe an den Verleger Julius Campe förmlich und entschieden kund gab. „Weiter wünsche ich, dass auch mein Nachlass, bestehend aus meiner Korrespondenz, meinen Tagebuchaufzeichnungen und meinen Memoiren seiner Zeit hinzukomme. Dieser wird nicht bloss sehr bedeutend sein, sondern er wird auch rasch und allgemein wirken, denn er umfasst die ganze soziale und politische Welt, er kann aber freilich auch erst nach dem Tode erscheinen.“ Ein halbes Jahr nach dieser Erklärung starb der Dichter. Die sämtlichen Werke sollten schnell ins Publikum hinausgehen, daher von den Herausgebern Glaser und Kuh Korrespondenz und Tagebücher zurückgehalten wurden, die letzterer vorläufig für seine Biographie benutzte. Über sein Verhältnis zu Bamberg, der die Tagebücher zuerst veröffentlichte, erstattet der neue Herausgeber einen Rechenschaftsbericht. Wie längst festgestellt, ist Bamberg unwissenschaftlich vorgegangen. Abgesehen von einer vielfach fehlerhaften Abschrift hat er willkürlich gestrichen, sogar vernichtet, und den toten Freund, wo ihm seine Gedanken nicht passten, gemassregelt. R. M. Werner wurde von der Witwe Christine Hebbel mit der Herausgabe einer gereinigten und vervollständigten Ausgabe beauftragt, und auf Antrag Suphans wurde ihm das von Bamberg dem Goethe-Schiller-Archiv geschenkte Original zugänglich gemacht. Sein Ideal war ein unverkürzter Abdruck, bei dem ihm als Korrektor Max Hecker beistand. Das Vernichtete war verloren, dafür konnten kleine intime Mitteilungen, Lesefrüchte, Bemerkungen über Wirtschaftliches wieder eingesetzt werden, wodurch sich der Charakter der Tagebücher als höchst persönlicher und momentan entstandener Dokumente wiederherstellte. Zugunsten dieses privaten Charakters hat Werner auch alle Willkürlichkeiten der Schreibung gewahrt, besonders der Orthographie fremder Sprachen, die Hebbel, wie das Französische und Italienische, früher aus dem mündlichen als aus dem literarischen Verkehr kennen lernte. In der allmählich zunehmenden Sicherheit spiegelt sich der durch materielle Notstände so erschwerte Bildungsgang des Dichters. Als besondere Nachträge gibt Werner eine Brieftasche, zum 50. Geburtstage von Christine geschenkt, aus der wichtigere Notizen in die Briefe und Tagebücher übernommen worden sind, einige lose Zettel wahrscheinlich aus den Jahren 1853 und 54, und ein Notizbüchlein, das auf vier Blättern Gedanken zum Drama verzeichnet. Die Kollektaneen, Gedanken und Erinnerungen setzen, wie es sich gehört, die Zählung der einzelnen Nummern der Tagebücher fort. Auf die Fäden, die zwischen diesen hin- und herlaufen, wird durch Anmerkungen verwiesen. Die neue Ausgabe hat auch das bei Bamberg vermisste Register erhalten, allerdings von so reichlichem Umfang, dass es seine Benutzung nur erschwert. Ein Register kann, wie Werner bemerkt, nur subjektiv sein, es braucht gerade deswegen die Mässigung eines Geschmacks und eines praktischen Zweckbewusstseins, die hier durchaus mangeln. Für viele Überflüssigkeiten mögen zwei Beispiele genannt werden. „Herzschlag“ verweist auf eine von Hebbel zitierte Stelle des Münchhausen, und „Kronleuchter“ auf ein solches Möbel, das er einmal geschenkt bekam. Auf diese Weise ist jedes Substantiv, das irgendwie genannt wird, registerfähig, und das Brauchbare, Notwendige muss aus einer wirren Masse mühevoll herausgefischt werden. — Aus Adolf Stahrs Nachlass veröffentlicht L. Geiger ein Konvolut von Briefen (7781). Die Korrespondenz mit dem Bruder Adolf Stahrs gilt allen möglichen literarischen und politischen Fragen, die der Tag anregt. Mit Julius Mosen wird hauptsächlich über Theater und dramaturgische Angelegenheiten verhandelt. Herweghs Persönlichkeit erweckt staunende Begeisterung, und Bettinens Königsbuch macht die Verfasserin zur „kühnsten Pythia der nächsten Zukunft“. In einem interessanten Brief vom 31. Mai 1851 verleugnet Wagner, mit den Nibelungen beschäftigt, die überwundenen Christlichkeiten seines Lohengrin. F. Vischer als zustimmender Kritiker der Stahrschen Lessing-Biographie verlangt vom Biographen Enthusiasmus, gedämpft durch Ironie. „Lessing war vielleicht nie so sehr Poet als in den Worten, worin er gestand, dass er keiner sei.“ Ein grosser Teil Jungdeutschlands tritt in der Korrespondenz auf, Heinrich Simon, Prutz, Gutzkow, Kinkel und Lassalle, der seinen Heraklit überreicht. Spielhagen erwidert auf eine Kritik der Problematischen Naturen in einem Briefe, der auch eine autobiographische Selbstvorstellung veranlasst. Bei Veröffentlichung der Gesamtausgabe im Jahre 1863 geht von Adolf an Alwin Stahr eine masslose Schimpferei über Heinrich Heine. — Briefe von Rosegger an Auerbach mit wenigen geringfügigen Antworten des letzteren gibt A. Bettelheim (7785) bekannt. Der österreichische Volksdichter eröffnet die Korrespondenz mit Übersendung seiner Schriften, indem er seine Begeisterung für die Dorfgeschichten und „Auf der Höhe“ ausspricht. Er fordert dann Auerbach zur Mitarbeiterschaft an

seinem Volkskalender auf. Eine Entfernung der beiden tritt nach einer Kritik im „Heimgarten" ein, wo Rosegger des Schwabendichters verlorene Naivetät beklagt. Schliesslich wieder nach einem Besuch in Berlin, unter dem Eindruck der Auerbachschen Persönlichkeit, feiert er seinen Genius als weltumfassend und weltliebend. — Briefe Gutzkows an verschiedene Zeitgenossen veröffentlicht H. H. Houben (**7779—80**). Die an Laube beginnen erst mit der Übernahme des Burgtheaters, da aus der früheren Korrespondenz von 1833—49 kein Stück sich erhalten hat. Gutzkow, in ewiger Geldnot, wünscht seine Beziehungen zu dem alten Freunde für seine theatralische Produktion auszunutzen, und Laube bestrebt sich, ihm entgegenzukommen, soweit er als Direktor eines Hoftheaters kann. Die Folge dieser für Gutzkows Auffassung allzu behutsamen Förderung ist eine Erkaltung der Freundschaft, so dass er schliesslich nur noch offiziell mit der Direktion des Burgtheaters verkehrt. Auf einen Annäherungsversuch Gutzkows, der die alten persönlichen Beziehungen wiederherstellen will, fehlt die Laubesche Antwort. Im einzelnen wird verhandelt über Gutzkows Bearbeitung des „Coriolan", über das Lustspiel „Anonym", die „Diakonissin", die später zu einer Novelle wurde, über „Urbild des Tartüffe", „Philipp und Perez", „Otfried" und „Ella Rose". — Hoffmanns von Fallersleben Verhältnis zu Henriette von Schwachenberg beleuchtet H. Gerstenberg durch die Briefe der Freundin, die allein von der Korrespondenz übrig geblieben sind (**7790**). Der Dichter hat in seinen Erinnerungen den Namen nie ausgesprochen, wie sich überhaupt diese Liebesepisode in seinen Erinnerungen etwas verwischt hat oder verwischt worden ist. Auf einer Wanderung mit Wilhelm Hengstenberg lernte der Student Hoffmann auf Haus Hove die geschiedene junge Frau kennen, die wieder den Namen ihres Vaters, eines friderizianischen Offiziers, angenommen hatte. Die reifere Frau lebte dort mit zwei Kindern in geistiger Vereinsamung und ziellos melancholischer Sehnsucht. Hoffmann macht ihr nach der Abreise einen schriftlichen Antrag, der mit verständigen Gründen abgelehnt wird. In seinen Erinnerungen behandelt er diese Episode etwas nach der Schnur, als ob die Liebe sich bald zu einem Freundschaftsverhältnis abgeklärt hätte. In Wahrheit ging es wie öfter unter solchen Verhältnissen. Während der reifende Mann über seine Neigung hinauswächst, beginnt die Frau, ihn zu lieben, und sie bleibt zeitlebens eine Werbende, glücklich, wenn sie überhaupt noch bemerkt wird und helfend für den Angeschwärmten vorhanden sein darf. Hoffmann hat die Fäden mit Bonn und mit Hengstenbergs zerrissen, er geht zu Meusebach nach Berlin, dann als Bibliothekar nach Breslau. Die Briefe und Geschenke der unabschreckbar treuen Frau werden ihm peinlich, und er braucht zwanzig Jahre, um sich zur Übersendung seines oft verlangten Bildes zu bequemen. Eine Wiederannäherung erzwingt die Not im Jahre 1843 nach der Amtsentsetzung, die seine „Unpolitischen Lieder" bestrafte. Er nimmt eine Unterstützung von Henriette oder ihrem zweiten Manne, dem Juristen Voerster, an und willigt auch in ein Wiedersehen, das August 1843 in der Wasserheilanstalt Laubbach bei Koblenz stattfindet. Zwei Jahre später starb Henriette nach schwerer Krankheit in Bonn. Die Beziehungen zu Hoffmann wurden von ihrem Witwer fortgesetzt, indessen haben sich die Briefe der beiden Männer nicht erhalten. — Jacob Bächtolds grosse Keller-Biographie hat noch zwei empfindliche Lücken offen gelassen, nämlich die Korrespondenzen Kellers mit Heyse und Storm. Während die eine noch vor der Öffentlichkeit gehütet wird, hat uns Albert Köster (**7792**) die andere, die Bächtold benutzen, aber nicht abdrucken durfte, im Wortlaut zugänglich gemacht (Buchausgabe 1904). So hat man jetzt erst den Genuss, die beiden Dichter selbst plaudern zu hören, die an der Schwelle des Greisenalters und im sicheren Besitz eines langsam erworbenen Ruhmes in Beziehung treten als zwei ebenbürtige Mächte, die, an die äussersten Pole deutschen Geisteslebens gestellt, so verschieden durch Stammescharakter wie ähnlich durch die reine Auffassung ihres poetischen Berufes sich einmal in gegenseitiger Schätzung nahe kommen mussten. Es geschah auf Veranlassung des gemeinsamen Schleswiger Freundes Wilhelm Petersen, dass Storm zuerst bei dem grossen Kollegen in Zürich anklopfte mit einem Exemplar seiner im Frühjahr 1877 erschienenen Novelle „Aquis submersus" und mit einer Werbung um die Freundschaft des Meisters, der eben den glänzenden Zug seiner Züricher Novellen in der Deutschen Rundschau angetreten hatte. Sehr gegen seine Gewohnheit beantwortete Keller das verehrungsvolle Schreiben sofort, und bald charakterisierte er das schnell zur Vertraulichkeit gediehene Verhältnis mit den sachlichen Auseinandersetzungen über die beiderseitige Produktion in folgendem reizenden Bilde: „Es ist mir übrigens, wenn ich dergleichen an Sie schreibe, nicht zumute, als ob ich von literarischen Dingen spräche, sondern eher wie einem ältlichen Klosterherrn, der einem Freunde in einer anderen Abtei von den gesprenkelten Nelkenstöcken schreibt, die sie jeder an seinem Orte züchten." Als die beiden Meister sich näher traten, befanden sie sich ungefähr an der gleichen Station ihrer menschlichen und poetischen

Existenz. Ein Jahr vorher hatte Keller seinen Abschied vom Amte genommen, und er glaubte nun, genug Werg an „der poetischen Kunkel zu haben, ohne einem schnöden Industrialismus zu verfallen". Auch Storm ging seiner reifsten und reichsten Periode entgegen, die von „Aquis submersus" durch zehn Jahre zur Höhe des „Schimmelreiters" führte, und der Landvogt von Husum trug sich ebenso mit dem Gedanken des Abschieds, nur dass der sorgsame Familienvater diesen Schritt länger als der Junggeselle Keller zu überlegen hatte. Sonst sahen die Abteien der beiden Klosterherren allerdings recht verschieden aus. Während der frühere Staatsschreiber mit der sauren Schwester Regula allein auf dem Bürgli hauste, regierte Storm eine zahlreiche Familie, und wir wissen schon aus seinem zwanzig Jahre älteren Briefwechsel mit Mörike, wie er nicht nur als Gatte, Vater, Sohn, sondern auch Bruder, Schwager, Onkel mit seinem Geschlecht verwachsen war. Es mag dem spröden Dichterkollegen in Zürich nicht immer leicht geworden sein, die verwirrende Fülle der grossen und kleinen Storms, von denen reichlich die Rede ist, in der richtigen Ordnung zu halten, aber brieflich immer urbaner als mündlich gab er sich wenigstens den Anschein, als ob er sich wie ein teilnehmender Onkel in diesen von Zärtlichkeit erfüllten Familienkreis hineinziehen liess. Verlobung, Heirat, glückliches Examen, Weihnachtsfest, die ganze Husumerei wird in nicht immer abwechselnden Bildern von Storm aufgerollt, der hier Fontanes pfiffig boshafte Charakteristik unversehens bestätigt. Den so innig geschilderten Freuden norddeutschen Familienlebens hatte Keller nur seine Schwester Regula entgegenzusetzen, die mit ihrer Tyrannei und Knauserei für manche humoristische Partie herhalten muss. Storm bedauert Kellers Vereinsamung; als er aber mit vorsichtiger Schonung in diese Seele eindringen wollte, die sich aus ihrer Tiefe wohl keinem Menschen ganz und frei erschlossen hat, da wehrte Keller in mannhafter Resignation ab, nur den melancholischen Genuss beschaulicher Einsamkeit zugebend oder, wie er sagt, eines sentimental-friedlichen Müssiggangs, der sich an einem stillen Sonntagnachmittag mit den Erzählungen eines gewissen Storm unterhielt und sich abends zum Schöppchen Wein kehrte. In dem verschiedenen Verhalten der beiden stossen die feinsten Gegensätze aufeinander. Storm ist immer in seinen Stimmungen, die er poetisch ausarbeitet vom sanften Crescendo bis zum leise verklingenden Decrescendo, während Keller über ihnen bleibt und auch die delikatesten Empfindungen aus einer humoristischen Situation hervorgehen oder in ihr enden lässt. Keller behält immer etwas Undurchdringliches, eine an Indifferenz streifende Art von Vertrauen auf die Dinge, die sich selbst entscheiden müssen, wie auch die Kraft seines Lebens sich nicht im Erobern, sondern im Erwerben und Ausharren bewährt hat. Unter seiner Ruhe birgt er eine Sensibilität, die ihn aber nicht vom Fleck bringt, während Storm viel erregter und nervöser scheint, viel begieriger, dem Leben schnell eine geheime Melodie abzulauschen. Der eine nimmt es mehr mit den Augen, der andere mehr mit den Ohren auf, der Bewohner einer grossen Schweizerstadt sieht von seinem Fenster zu den klaren, weissen Formen der Schneeberge, während er den Lärm der Gasse zu überhören geübt ist. Der ländlichere Sohn der niederdeutschen Ebene schaut über die dämmernde Ungewissheit der melancholischen Heide, die die Sehnsucht ins unbeengte Dämmerland hinausführt; dann horcht er wieder unter den vertrauten Bäumen auf das Rauschen der Blätter, die ihm die nahen Heimlichkeiten des Lebens zusingen. Storms musikalische Natur stiess sich zuweilen an der sparsamen Gedrungenheit von Kellers epischem Vortrag, der die Dinge am Schluss einfach stehen liess, wenn sie einmal in Ordnung gekommen waren, und so wünschte er dem Hadlaub einen Akkord von reicherem Ausklang mit vermehrten Küssen und Umarmungen. Als Keller sich an die Umarbeitung des „Grünen Heinrich" machte, verhandelte er weitläufig mit dem Freunde im Vertrauen auf den Geschmack und die technische Erfahrung des feinen Erzählers, der sich zuerst dem ganzen Unternehmen widersetzt hatte. So wenig wie Mörike mit dem Nolten liess er sich durch die Warnung abschrecken, überhaupt spröde gegen alle Einwendungen, die, über technische Erwägungen hinausgehend, an das eigenwillige Walten seiner Phantasie Fragen stellten. Seine Seldwyler Schnurren und Karikaturen, die etwa gegen Storms Geschmack gingen, gab er durchaus nicht preis. „Der Dichter muss auch seinen Spass haben." Und wenn der Freund sich gegen ausgewachsene Grobianismen etwa der „Armen Baronin" kehrte, so zahlte er ihm mit dem unflätigen „Etatsrat" zurück. Nur in eine allgemeine Diskussion über das Wesen der Novelle, die ein angeblicher Ausspruch von Ebers veranlasst hatte, konnte Storm den Freund nicht hineinziehen. Je heftiger er für das Ansehen seiner eigensten Dichtungsgattung eintrat, um so willkommener musste ihm der Bundesgenosse sein, der nach ihm, nach Keller und Heyse die Novelle noch zu neuen Siegen führen konnte. Der grosse Eindruck des „Heiligen" veranlasste Storm, sich bei Keller nach seinem Züricher Landsmann Meyer zu erkundigen. Trotz dem loyalen Verhalten Meyers, trotz seinen höflichen, vielleicht zu höflichen Annäherungs-

versuchen hatte der alte Groller zu dem ihm so oft an die Seite gestellten Kollegen kein Verständnis finden können, und die Antwort musste den Frager befremden. „Es ist ewig schade, dass er mir für den persönlichen Umgang verloren ist. Allein ich bin in diesem Punkte starr und intraitable. Sobald ich am Menschen dieses unnötige Wesen und Sich-mausig-machen bemerke, so lasse ich ihn laufen. Das psychologische Geheimnis ist indessen nicht sehr tief; nur hilft es nichts, dasselbe zu erörtern, und der Mann ist mir auch für eine solche Sektion denn doch zu gut.“ Auch in der Schätzung des Künstlers konnten sich die beiden nicht einigen; Keller zog den Lyriker, Storm den Novellisten vor, wie er überhaupt mit einer allzu engen Auffassung nur das zeit- und stofflose Lied ohne alle epischen Bestandteile billigte. Als Keller seine lyrischen Sachen neu herausgab, nahm Storm an der Redaktion mit seinen feinen und immer gut aufgenommenen Ratschlägen fördernden Anteil, aber nachdem der Band erschienen war, konnte er doch nicht umhin, darauf seine Lieblingstheorie von dem halben Dutzend anzuwenden, das auch den Meistern nur zur Vollkommenheit gelänge. Obgleich Keller selbst von seinen Gedichten nie anders als mit komischer Geringschätzung gesprochen hat, mag ihn doch diese sehr einschränkende Anerkennung tief verletzt haben, so dass seine Briefe an Storm immer seltener und kühler wurden. An dem Einfrieren seiner Korrespondenz war als allgemeiner Grund gewiss auch die missmutige und misstrauische Abgeschlossenheit seiner letzten Lebensjahre schuld, als er sich unter den ersten Altersbeschwerden den „Martin Salander“ abrang, bis die Schaffenskraft versagte und alle poetischen Pläne, darunter auch die so sehnsüchtig gehegten dramatischen, noch vor ihm zu Grabe gingen. Als Storm starb, drückte Keller der Witwe sein Beileid aus; sonst kennt man keine Äusserung seines wortkargen Alters über den fernen Freund, den er nie von Angesicht zu Angesicht gesehen hat. — Briefe R. Hamerlings an K. von Thaler beleuchten die Beziehungen des Dichters zu einem seiner ältesten und günstigsten Kritiker **(7793)**. Sie schreiben sich aus einer begeisterten Kritik her, die Thaler in der Neuen Freien Presse dem „Ahasver“ widmete. Hamerling empfiehlt die zweite Auflage seiner Jugendgedichte, sendet den „König von Sion“, an dem trotz reichlicher Anerkennung die hexametrische Form beanstandet wird, kritisiert mit starker Entrüstung seine anderen absprechenden Kritiker, wobei er sich besonders gegen Laube und Kuh recht masslos gehen lässt. Die Hauptmasse dieser Briefe eines Unzufriedenen, ständig Empörten liegt zwischen 1868 und 70. Wenige Stücke liegen für den Zeitraum von 1872—89 vor, da Thalers Anerkennung immer mehr an Unbedingtheit verloren hat. — Von lebenden Schriftstellern skizzieren H. von Gumppenberg, O. von Leitgeb, K. Martens ihre von Porträts begleiteten Autobiographien im LE., das sich mit solchen meist humoristisch oder ironisch angelegten Skizzen eine ebenso hübsche wie nützliche Spezialität geschaffen hat **(7797, 7799, 7801)**. — Von „Perlin bis Berlin“ nennt Heinrich Seidel, „Lebrecht Hühnchens“ trefflicher Vater, seinen Lebensgang **(7815)**. Er erzählt recht anspruchslos von der Schweriner Schulzeit, von der Lehrzeit in einer Lokomotiv-Reparaturwerkstätte, von einem akademischen Jahr an der Polytechnischen Hochschule zu Hannover, dann wieder nach dem Tode des Vaters, eines mecklenburgischen Pastors, von schwerer Handarbeit in einer Güstrower Maschinenfabrik. Der ersten Novelle erinnert er sich, die, wie üblich, kein Honorar bringt, und der ersten Liebe, die man, wie üblich, nicht heiratet. Seit 1866 in Berlin, rückt er zur höheren Ingenieurkarriere auf, er zeichnet sich beim Bau des Anhalter Bahnhofs und der Stadtbahn aus, um sich von 1882 ab nur noch den Musen zu widmen, die ihn endlich auch ernähren. Friedrich Eggers patronisiert ihn, führt ihn in den Tunnel über der Spree ein, der etwas verfallenen, aber immer noch anregenden Berliner Singschule, die ihn als „Frauenlob“ und eines ihrer eifrigsten Mitglieder aufnimmt. — In drei dicken Bänden gefällt sich A. Schafheitlin **(7816)** mit Tagebuchblättern, die der Form nach wohl an Hebbel erinnern sollen, was sie dem Geiste nach nicht vermögen. Im zweiten Bande skizziert er seinen Lebenslauf durch einen kurzen autobiographischen Bericht des Jahres 1877. Sch. ist 1852 in Pernambuco geboren, als Sohn des aus Konstanz stammenden preussischen Konsuls und einer Angehörigen der französischen Kolonie in Berlin. Seine Jugend verbringt er als Kaufmann in Berlin, Konstanz, Leipzig, Brüssel, Paris, London, dann geht er nach Italien, um dort als unzeitgemässer und verkannter, aber der posthumen Würdigung um so gewisserer Dichter zu leben. Im spartanischen Norden kann er nicht existieren, wo ihn auch das unkünstlerische, materialistische neue Reich abstösst. In Rom entsteht die „Zukunftsphilosophie“, eine lachende Absage an Wagner und Schopenhauer in Form einer dramatischen Satire. Heftig erregt ihn die Erscheinung des verwandten Nietzsche, allerdings nicht ohne Rankünе, weil der ihm seine besten Gedanken weggedacht hat. In diesen Erinnerungen tauchen unter anderen Schack, Lingg, Greif, W. Hertz, Heyse, Bernays von der Münchener Gruppe auf. Der Briefwechsel mit der verstorbenen Braut wird abgedruckt,

wohl etwas zu früh vor der Zeit des vollen Ruhmes, in der uns jedes private Erlebnis von Sch. teuer sein wird. —

Der Vortritt von den Theaterleuten, die immer schreiblustiger werden, gebührt dem guten Genius des Burgtheaters Josef Schreyvogel. Grillparzer wollte dem bedeutenden Dramaturgen, seinem ersten und einzigen literarischen Helfer, durch die Sammlung seiner Schriften ein Denkmal errichten, aber er kam über die Entwürfe zu einer Vorrede nicht hinaus, in denen er seinen Wienern klar machen wollte, welchen Mitbürger sie an dem 1832 von der Cholera Dahingerafften verloren hatten. Man schätzte ihn in Österreich als Thomas oder Karl West, als den mutigen Herausgeber des geistreichen „Sonntagsblatts" oder als glücklichen Bearbeiter spanischer Dramen, aber den Menschen Schreyvogel kannte man nicht, der seine Gaben und seinen Charakter, seinen männlichen Schönheitssinn als würdiger Nachkomme Lessings auf das Theater wandte, dem er Kraft, Gesundheit und im wahrsten Sinne des Wortes das Leben opferte, um schliesslich der autokratischen Willkür eines gräflichen Intendanten geopfert zu werden. Grillparzer hat seine Absicht nicht ausgeführt. Er war nicht der Mann für eine solche Arbeit selbstloser Hingebung, dann hegte er, wie auch die Tagebücher bekräftigen, trotz der offiziell gespendeten Verehrung gegen ihn die geheime Erbitterung des Künstlers, der sich durch die wohlgemeinten Ratschläge einer fremden Individualität aus der eigensten Bahn gebracht glaubte, und schliesslich erfuhr er wohl auch eine starke Ernüchterung vor einem Haufen oft mit unbedeutenden Gegenständen beschäftigter Schriften, in denen die geistige Energie eines anregenden Sprechers nur sehr zerstreut und vom Tage abhängig auftreten konnte. Schreyvogels Tagebücher (7842), von deren Existenz Grillparzer nichts wusste, hat C. Glossy aus den Händen einer Enkelin empfangen, mit Kommentar und Register herausgegeben und mit einer Vorrede begleitet, die das Bild eines der wackersten Mitarbeiter an der österreichischen Kultur auf den dunklen Hintergrund der nachjosefinischen Reaktion setzt. Die Tagebücher gehen von 1810-23, sie umfassen zehn Jahre seiner Wirksamkeit am Burgtheater, so dass man in ihnen von vornherein eine Fundgrube der deutschen Theatergeschichte vermuten sollte. Leider erfüllt sich diese Erwartung nicht, die Glossy gleich in der Vorrede mit einem Warnungszeichen abwehrt. Keine Kulissengeschichten findet man, aber auch keine intimen Mitteilungen über Kunstgenossen, sondern vielmehr eine Art Chronik der inneren Kämpfe eines Menschen, der als ein Schüler der Aufklärung nach Vollkommenheit strebt. Schreyvogel, mit sich allein, bedeutet weniger als seine Talente und Fertigkeiten, er hat nichts von einem Meister in Leben, Kunst und Wissenschaft, er ist ein fleissiger Schüler und erscheint überall, was wohl schon Grillparzer mit der ihm eigenen Reservatio mentalis im stillen dachte, als eine subalterne Natur, die zu keiner Höhe der Menschheit, auch nicht der des höchsten Kunstverstehens und Geniessens zugelassen war. Trotzdem oder gerade deshalb sind diese Bekenntnisse nicht ohne tiefere ironische Bedeutung, sie bergen eine Not banaler Tragik, an der schon mancher gelitten haben mag, ohne sie sich so deutlich schwarz auf weiss einzugestehen, nämlich die Überzeugung von der eigenen Unzulänglichkeit. Der Herausgeber hat diese Tagebücher zu sehr bona fide gelesen, er hat sich von dem Selbstbetrug ihres Verfassers mit betrügen lassen. Schreyvogel erzählt sich selbst auf diesen Blättern, wie er die moralische Vollkommenheit sucht, aber wenn man schärfer zusieht, bemüht er sich um die Lösung eines anderen Problems, nämlich wie man aus einem nur begabten zu einem bedeutenden Mann werden kann, wie man seine Kenntnisse ausbreiten, seine Erfahrungen innerlich verstärken, seinen Charakter abhärten muss, um aus einem Talent etwas Genieähnliches zu werden. Die beiden Arsenale, aus denen er nach dem Zusammenbruch seiner Unternehmungen, namentlich des „Industriekontors", die neuen Lebensfundamente beziehen will, sind Kants Kritiken der reinen und der praktischen Vernunft. Schreyvogel hat einen wahren Köhlerglauben an die Nutzbarkeit eines philosophischen Systems für seine besonderen Zwecke, er steckt durchaus noch in der Anschauung der Aufklärungszeit, dass der Mensch als denkendes Wesen aus vernünftigen Überlegungen konstruiert werden kann. Einmal im Besitz einer Weltanschauung nimmt er sich besondere Muster der Sittlichkeit wie Sokrates, Cato, die Helden des Plutarch und Tacitus, vor allem aber folgt er Benjamin Franklin, der ebenfalls durch solche Tagebücher zur Reife des sittlichen Bewusstseins gelangt ist. Da er sich durch die Beschäftigung mit seinen Vorbildern gereinigt genug glaubt, um ein neues Leben anfangen zu können, erwacht wieder der Ehrgeiz des Schriftstellers in ihm, und er jagt nun durch die Weltliteratur, um den Mangel produktiver Originalität durch einen Vorrat von erworbenen Vorstellungen und Ideen zu ersetzen. Es hätte nicht der Verbindung mit dem Theater, der täglichen Berührung mit seinem Allzumenschlichen bedurft, um die angelernte philosophische Reife vor ihrem eigenen Besitzer blosszustellen. Der Mann, der drei finanziell verwahrloste Theater in Ordnung

bringen musste, hat mehr als mit der reinen und praktischen Vernunft durch sein rücksichtsloses, vorwärts treibendes Temperament ausgerichtet, wenn er auch hinterher seine „schwachsinnige Heftigkeit“ bedauerte und die verletzenden Ausfälle seiner stets bereiten Ironie bereute. Wenn er nach einigen Jahren Theaterleitung trübselig in sein Tagebuch schrieb, dass seine Moralität offenbar zurückginge, so vergass er das tröstliche Gegenteil, dass seine Theater offenbar vorwärts gingen. Seine dramaturgische Tätigkeit hatte Beifall gefunden, das „Sonntagsblatt“ ihm einen Namen gegeben, die Schauspieler und sogar die Regisseure des Burgtheaters fügten sich nach langem Sträuben seiner überlegenen künstlerischen Einsicht, aber vor sich selbst war er ein Schüler geblieben, der das vorgenommene grosse Pensum nicht erledigen konnte. Da begegnete er einer Natur, die alles hatte, was er der seinen mit dem aufrichtigsten Mühen nicht abringen konnte. Es ist klar, dass er den jungen Grillparzer bewundern musste, und ebenso klar, dass sich die Bewunderung, wenn auch nicht mit Neid, so doch mit einem melancholischen Gefühl der Zurücksetzung mischte. Als der geborene Mitarbeiter wollte Schreyvogel an Grillparzers Poesie Kompagnon werden, so dass dieser dem Freunde, dessen Erfahrungen er gern brauchte, nur noch die fertigen Werke brachte. Schon im Jahre 1816 nach einer gemeinsamen Beratung der „Ahnfrau“ schrieb der Mentor in sein Tagebuch: „Ob er es mir danken wird?“ Und nach dem Erfolge der „Sappho“ fand er bei dem von den Damen verwöhnten jungen Genius das Selbstgefühl überwiegend. Dafür beklagte sich wieder Grillparzer in seinem Tagebuch von 1828. „Dieser Theatersekretär Schreyvogel hat mir zum Teil grossen Schaden gebracht ... Er glaubte immer den Kritiker spielen zu müssen, und ich brauchte einen Aufmunterer. So kam ich aus dem Zuge zu produzieren damals, als noch alles vor Lust dazu in mir glühte, und die äusseren lähmenden Verhältnisse gewannen die Oberhand über die gewaltsam zurückgehaltene Kraft. Kritik fand ich genug in meiner Hypochondrie, nebstdem ich die Sache besser verstand, als er.“ Später, als Grillparzer immer mehr vereinsamte und verbitterte, erwachte wieder die Sehnsucht nach der anregenden Aussprache mit dem Freunde, und er gestand sich, dass es nach seinem Tode in ganz Wien keinen Menschen mehr gab, mit dem er so viel Überzeugungen des Geschmacks teilte, und mit dem er sich ohne Langeweile über die wichtigsten Fragen der dramatischen Technik verständigen konnte. — Das Leben Emil Devrients stellt H. H. Houben auf Grund seiner Korrespondenz dar (**7838**). Es ist ein grosses Stück Theater- und Literaturgeschichte. In materieller Beziehung viel weniger als heute begünstigt, bewerben sich die angesehensten Dramatiker um die Unterstützung eines Schauspielers, der zur Zeit des Virtuosentums wie ein Fürst der Bühne auftritt und auch in literarischer Beziehung einen heute nicht mehr möglichen Einfluss ausübt. Devrients persönliche Vornehmheit, überhaupt die kultivierte Form seiner Figur hat ihn vor anmasslicher Überheblichkeit bewahrt. In seinen Dresdener Anfängen erweckt er das Interesse von Ludwig Tieck, das aber bald erkaltet, da der bewunderte Künstler den Ratschlägen des Dramaturgen nicht die nötige Ehrfurcht entgegen bringt. In der Korrespondenz treten alle Dramatiker auf, die zu seiner Zeit eine Rolle oder auch keine Rolle gespielt haben. Benedix meldet sich mit dem „Bemoosten Haupt“, Gutzkow sendet seinen Savage, Werner, Urbild des Tartüffe, im berechtigten Glauben „an das allmächtige Wort“ des gefeierten Virtuosen. Laube empfiehlt seine Monaldeschi, Rokkoko, Struensee, Karlsschüler, Essex; Gustav Freytag folgt mit der Valentine und dem Waldemar, ein grosser Teil des Jungen Deutschlands hofft seine papierene Dramatik durch Devrient in Fleisch und Blut verwandelt zu sehen. Fast alle sind bestrebt, ihre Hauptfiguren seiner auf allen deutschen Bühnen gleich beliebten Persönlichkeit anzupassen, was den Biographen zu einer Erörterung der Wechselbeziehungen zwischen Literatur und Theater veranlasst. Aus dem für das Publikum so aufregenden Handel mit Dawison werden mehrere Schriftstücke veröffentlicht. Dessoir bemüht sich in diplomatischen Verhandlungen um einen Platz an der Sonne neben Devrient bei dem Londoner Gastspiel von 1853. Devrient wird empfindlich gegen die neuen Stars, die ihn und seine weimarische Tradition zu verdunkeln anfangen, aber er bleibt grand seigneur von bester Form gegen alle Kleineren, die seine Hilfe brauchen, und auf Grund dieser Korrespondenz kann er mit Recht von sich sagen, dass ihn selten ein Ansuchender ohne angemessene Hilfe verlässt. — L. Barnays Erinnerungen (**7837**) leisten nicht viel für die Theatergeschichte vom künstlerischen Standpunkt, da der Memoirenschreiber allzu ausschliesslich mit der eigenen Person, mit seinen Freundschaften und Feindschaften beschäftigt ist. Ursprünglich zum Architekten bestimmt, spielt der in Pest geborene Künstler unter dem Pseudonym Louis Lacroix an verschiedenen böhmischen Schmieren, und zwar zuerst die Liebhaber, von denen er schon früh zu den „gesetzten“ und „ersten“ Heldenrollen übergeht. Zwischen zwei Engagements in Mainz und Riga gastiert er ohne Erfolg als Karl Moor im Burgtheater. Im Leipziger Stadt-

theater tritt er unter Theodor von Witte neben Clara Ziegler auf, in Weimar, wo er auch zur Regie zugelassen wird, bedrückt ihn die enge Tradition. Liszt und besonders Rubinstein werden frisch und eindringlich charakterisiert. Barnays grosse Zeit beginnt 1870 in Frankfurt a. M. Seine Hauptrollen sind Uriel Acosta, Hamlet, Holofernes, Egmont und der Narr im Lear. Seine beste Tat ist die Begründung der Genossenschaft deutscher Bühnenangehöriger, die er zunächst durch einen anonymen Aufruf in der Leipziger Theaterchronik anregt. Eine engere Verbindung mit den Meiningern führt ihn auf Gastspielen nach Berlin, Russland, England. Henry Irvings grossartige Lebensweise wird mit Bewunderung gekennzeichnet. „Ein glänzender Kontrakt" fesselt ihn 1875—80 an Pollini in Hamburg. Dann folgt die Wanderzeit des angeschwärmten Virtuosen in verschiedenen Erdteilen bis zur Begründung des Deutschen Theaters in Berlin. Das Verdienst der Anregung wird allein Possart zugeschoben und gegen L'Arronge, der die grossen Sozietäre vertrieben haben soll, eine heftige Polemik geführt. Barnay selbst will in Urlaubs- und Finanzfragen getäuscht worden sein, eine geschäftliche Naivetät, die ihm nicht recht zuzutrauen ist. Die Gründung seines Berliner Theaters (1888) führt ihn natürlich auf den Fall Kainz, hinter dem B. böse Einflüsse vermutet. Der ehemalige Direktor glorifiziert seine Gründung; die ernsthafte Kritik, namentlich Schlenther, war darüber anderer Meinung. In diesen Erinnerungen ist viel von Gagen, Benefizen, Orden und Anerkennungsschreiben die Rede. Namentlich die letzten Seiten wenden sich an den Kaiser mit einem geschmacklosen Byzantinismus, dessen Inbrunst auf gewisse höher gehende Absichten des Verfassers deuten lässt. — Ein ungemein reizvolles Büchlein hat H. Schöne den Liebhabern des Theaters hinterlassen (**7841**). Sein Freund und Nachfolger am Burgtheater H. Thimig zeichnet in der Vorrede das Bild eines unvergleichlich bescheidenen, lauteren und liebenswürdigen Menschen, der mit Ehren in der zweiten Reihe gestanden hat. Schöne spricht von sich selbst nur, soweit er über seine Jugend vor der eigentlichen Karriere zu berichten hat, und die Schilderung der Dresdener Revolution wie seiner Bubenstreiche beweist ein Plaudertalent von entzückendem Humor. Die späteren Erinnerungen des von Laube dem Burgtheater Gewonnenen gelten dem Direktor selbst und dem ehrfürchtig angestaunten Quartett der alten Burgtheatergrössen Anschütz, Löwe, Laroche, Fichtner. Beckmanns gutmütiger Humor wird durch eine selbständige Charakteristik höchst überzeugend analysiert. Eine Schlussbetrachtung wird dem Wesen der schwierigen Soufflierkunst wie der Bedeutung und Eigenart des unentbehrlichen Kastengeistes gewidmet. — Mit humoristischer Gelassenheit erzählt R. Tyrolt die Erinnerungen eines Wiener Schauspielers (**7847**). Zu Rottenmann in der Steiermark als Sohn eines Finanzsekretärs geboren, verlebt T. seine Jugend in Pressburg, studiert in Graz, wo er mit den dortigen Schauspielern und auch mit Rosegger Beziehungen anknüpft. Nach einem Engagement in Olmütz entdeckt er in Brünn seine Begabung für ernstgemütliche und komisch chargierte Rollen. Am Wiener Stadttheater wird der bewunderte Laube sein Freund und Lehrer. Der verkrachten Bühne brachte Mitterwurzer das Glück, neben dem T. als Regisseur tätig war. Ausser diesem werden Zerline Gabillon und die Gallmeyer, Baumeister, Meixner, Sonnenthal charakterisiert. T. begründet seinen Ruf als Darsteller Anzengrubers, sein volkstümlicher Humor baut die Figuren des Meineidbauer, Grillhofer, Hauderer, Schalanther, wie er auch Karlweiss' Gestalten aus dem Wiener Kleinbürgertum dient. Nach einigen Jahren Burgtheater, das ihn fast gar nicht beschäftigt, wird T. eine der Hauptstützen des 1889 gegründeten Deutschen Volkstheaters, von dem er sich 1902 zurückzieht. Für dieses und für Laubes Stadttheater sind seine Erinnerungen wichtige Quellenschriften. Der Schriftsteller T. hat weniger Humor als der Schauspieler; wie die meisten Leute vom Theater bringt er auch viel Überflüssiges wie seine verschiedenen Erholungsreisen, die dem Leser nicht allzu wichtig sein dürften. — A. Wilbrandts Burgtheater-Erinnerungen (**7848**) werden für die Besprechung seiner bald zu erwartenden Memoiren vorbehalten. —

Auf dem Gebiet Kulturhistorisches ist eine Erscheinung von seltener Eigenart hervorzuheben, die „Denkwürdigkeiten und Erinnerungen eines Arbeiters", die Karl Fischer verfasst (**7871**) und der frühere Pfarrer, spätere Sozialdemokrat P. Göhre herausgegeben hat. F. wurde im Alter von einigen sechzig Jahren als Halbinvalide im Anhaltischen entdeckt, wo er bei Verwandten Feld und Gärtchen bestellen hilft. Er hat seine Erinnerungen geschrieben, um sich die Langeweile zu vertreiben, ohne alle literarischen Ansichten und Absichten. Der Mann, der nichts als die Kenntnis der Volksschule und der Lutherbibel sein eigen nennt, hat wahrscheinlich nie eine Zeile aus dem reinen Drang der Phantasie geschrieben, und er fühlt sich wahrscheinlich ebensowenig Schriftsteller wie der ebenfalls unfreiwillig zur Ruhe gesetzte Götz von Berlichingen. F. ist ein Mann von geringem Wissen, der abseits von der Welt der geistigen Kultur gelebt hat. Aber er hat Auge und Ohr

für die einfachen Verhältnisse, die ihm zugänglich waren, und eine geniale Intuition für charakteristische Merkmale. Als Erzähler befolgt er rein instinktiv die Gesetze, die kritischer Kunstverstand als die Grundlagen der Epik anerkennt. Seine Erzählung ist Handlung, die sich selbst darstellt, und die Menschen treten nie anders als in Bewegung auf, durch die sie sich unabsichtlich charakterisieren. Der Mann, der zum ersten Male schreibt, hat bei allen Bildungsmängeln den Vorteil, dass er bisher mit der Hand gearbeitet hat, und so wird alles, was er berührt, handlich und sachlich. Seine inneren Zustände betrachtet er nur in seinen Erinnerungen an die Kindheit. Dieses Kapitel ist poetischer, farbiger, wehmütiger als das der Mannesjahre, und hier tritt er mehr als Dichter denn als Berichterstatter auf. Nur das Kind wird von ihm als Individuum empfunden, das dann im Massenleben, in dem gleichen Zuge von Arbeit, Krankheit, Not mit Millionen von Genossen verloren geht. F. stammt aus einem schlesischen Nest von heruntergekommenen Handwerkern und Bauern, die ihren kleinen Besitzstand nicht mehr halten können und von der Industrie aufgesaugt werden. Er selbst versucht es erst als Bäcker und geht dann als ungelernter Arbeiter an der rheinischen Eisenbahn und einer westfälischen Steinfabrik in die breiteste Schicht des modernen Proletariats ein. F. ist eine Übergangserscheinung zwischen Handwerk und Industrie, ohne das soziale Solidaritätsgefühl, das über ehrliche Kameradschaft hinausgeht, ohne alles politische Interesse, mit den überkommenen Instinkten eines kräftigen Preussen- und Protestantentums, die sich gegen die Sozialdemokratie sträuben. Für sich selbst hat er auch keinen Ehrgeiz, er benutzt nicht einmal die Gelegenheit, Meister zu werden, eine beschaulich bequeme Natur, von seinen Genossen durch nichts unterschieden als durch eine geniale Künstlerlust der Beobachtung, die die Verschmitztheit eines fein verhaltenen Humors kaum eingesteht. Das Pathos ist seinem Realismus ganz fremd, und selbst die Tragik des eigenen Lebens zeigt er nur durch komisch-drastische Situationen. Die moderne Industrie fordert vom Arbeiter immer höhere Leistungen. Der alternde Arbeiter kommt in dem Konkurrenzkampf mit den jüngeren nicht mehr mit und eines Tages lässt er die Arme sinken. Dieser flüchtet noch zur Bibel in der schwersten Stunde, und aus diesem gleichmütigen, geduldigen Menschen schlägt die Verzweiflung eine merkwürdige Ekstase heraus. Der Herr spricht ihm im Traum vor, was er seinen Vorgesetzten zu sagen hat. „Hier Schwert des Herrn und Gideon! Ich will monatlich über hundert Mark verdienen. Hier ist keine Ordnung, hier muss man ja bei der Arbeit verrecken. Wenn du solches tust, so will ich mit dir sein.“ Die Folge dieser von Gott eingegebenen Kritik ist eine Kündigung nach sechzehnjähriger Anstellung. Und nun schreit er seine Empörung in die „Bureaus“ hinein, die ihm die Türen verschliessen, und jedes kräftige Wort wird von den lustigen Maurern daneben mit einem hellen Schlag begleitet. Selbst in der Erinnerung an die bitterste Lebensstunde steht F.s Künstlerschaft noch über seiner Empörung. Dieser „ungelernte“ Schriftsteller ist mit einer natürlichen Stärke der Beobachtung und der Darstellung gerüstet, dass die meisten, die heute die Feder führen, sie niederlegen müssten, wenn sie sich mit dieser primitiven Meisterschaft vergleichen wollten. Und es bleibt die Frage, wieviel berufene Künstlerschaft und Geisteskraft in den lichtlosen Niederungen des Lebens untergehen mag. — Aus der Masse des handschriftlichen Materials von Fischer hatte Herr Göhre zunächst nur einen Band zusammengestellt, dem (1904) ein zweiter (Neue Folge. XVI, 392 S. M. 4,50), nicht minder starker folgte, allerdings mit dem Missverhältnis, dass er den ersten nicht rein fortsetzt, sondern in chronologischer Beziehung häufig in ihn zurückgreift. Dieser zweite kann den ersten nicht ganz erreichen, der durch die feinfühlige, von melancholischer Erinnerung bebende Schilderung der Kindheit seinen poetischen Schimmer erhalten hat, aber in der Darstellung der Mannesjahre ist er ihm wieder ebenbürtig durch den fast durchtriebenen Humor, durch die künstlerische Gelassenheit des Epikers, der Menschen und Dinge ruhig vornimmt und mit der Geduld eines alten Holzschnitzers so lange an ihnen bosselt, bis ihm seine Modelle in bald derber, bald zierlicher, immer sauberer und lebenswahrer Ausführung aus der Hand gehen. Karl Fischer, der immer noch weit davon entfernt ist, sich für einen Dichter oder Schriftsteller zu halten, wenn er Erlebtes und Geschehenes mit der umständlichen Genauigkeit eines alten Chronisten berichtet, hat als reine Phantasiearbeit, wahrscheinlich als einzige seines Lebens, nur den Prolog hervorgebracht, der diesem zweiten Bande vorangeht, obgleich er ursprünglich für das Ganze bestimmt war. Der Herausgeber, der von Fischer ein Vorwort verlangte, um es vorläufig zu unterdrücken, war nicht wenig erstaunt über das krause Zeug, das auf seine Veranlassung aus dem grauen Kopf des Invaliden der Arbeit herausgesprudelt kam. Von der umständlichen und sinnreichen Ausdeutung, die er versucht, scheint mir nur die eine Bemerkung annehmbar, dass in dem ganz populär gehaltenen humoristischen Capriccio ein mittelalterlicher Zug steckt. „Zilentium, Herrschaften, Zilentium! Mit Gunst: Morgen wird gefegt.

Morgen. Die Zeit ist um, der deutsche Michel kommt.“ So beginnt Fischer, und er ruft alles herbei, was in Deutschland lebt, alle Stämme in ihren Dialekten, alle Hochwürden und Konsistorials, alle Doktoren und Mediziner, Juden und Antisemiten, Reichsverweser und Volksvertreter, Gewerker, Arbeiter und Tagelöhner, dass sie ihm zuhören, der als der deutsche Michel kommt, ein neuer Moses, ein neuer Luther oder ein neuer Volkshauptmann. Alle sollen zusammenlaufen, Reiche und Arme, hoch und niedrig, Weise und Unweise, Weltliche und Geistliche, Fürst und Bettler, Junge und Alte: denn sie sollen vor dem Herrn erscheinen. Wenn man schon aus diesem übermütig wehmütigen Aufruf des Verfassers, der sonst mit seiner Persönlichkeit allzu bescheiden zurückhält, etwas Bestimmteres herausdeuten will, so ist es vielleicht die in der Seele eines Abkömmlings schlesischer Pietisten dämmernde Idee der Mystik, dass der Ärmste als des Menschen Sohn an Stelle des Herrn tritt, dass der Ärmste berufen ist, von allen Taten und Gedanken Rechenschaft zu fordern und Gerichtstag zu halten. Nur ausserhalb des eigentlichen Buches und auf fremde Veranlassung hat Fischer eine Idee oder ein Grundmotiv ausgesprochen, sonst hält er sich wieder genau an die erlebte Wirklichkeit, und er zeigt uns ohne jeden Anspruch, nicht einmal auf Mitleid, nur die eigene beschränkte Existenz, die aber für so unabsehbare dunkle Massen ihre typische Geltung hat. —

Die Literatur der Reiseerinnerungen, der Hauptmasse nach Liebhaberei eines unverzagten Dilettantismus, beharrt auf ihrem alten Tiefstand. Aus der älteren Zeit ist ein Neudruck der „Reisen eines Deutschen in England“ von C. Ph. Moritz zu verzeichnen (**7875**). In der Vorrede skizziert der Herausgeber O. zur Linde die philosophische und literarische Disposition des Verfassers zur Zeit der Reise, um dann über die Aufnahme des Werkes in England, über seine Übersetzer, Kritiker und Nachahmer zu unterrichten. — K. A. Böttigers (**7879**) „Memorandumbuch“ über eine Wiener Reise vom 5. August bis 12. September 1811 enthält nur einige ganz flüchtige Notizen, deren Ausgrabung sich nicht rechtfertigt. Hammer-Purgstall, Gentz, Caroline Pichler werden darin hauptsächlich genannt. — S. Graf von Adelmanns an die Familie gerichtete Reisebriefe aus Marokko sind immerhin gefällig und mit der Frische eines Reiters, Jägers und Sportsmannes aus dem Sattel geplaudert (**7883**). — Gewichtiger tritt der Kieler Professor P. Deussen mit seinen Erinnerungen aus Indien auf. Er hat den Vorteil, das Sanskrit zu beherrschen, das ihm auch bald ein Verständnis der populären Umgangssprache des Hindostani verschafft. Der Gelehrte gibt auch nutzbare Winke über Hotelwesen, Reisekosten, Eisenbahnen und anderes (**7887**). — K. E. Franzos' Bilder aus dem Elsass und Thüringen (**7893**) sind mit starker feuilletonistischer Gewandtheit hingeworfen, sie machen mit ihrer runden Sicherheit einen vertrauenswürdigen Eindruck, ausgenommen auf den, der diese Landschaften wirklich kennt. — H. Ganz plaudert über Rumänien wie ein gewiegter Journalist, der schnell zu sehen und wiederzugeben geübt ist (**7895**). Der armselige Bauer erscheint ihm als der eigentliche Rumäne, der Bojar als ein Mischling von undefinierbarer Rasse, der seine Hauptpassionen, Politik, Spiel und Liebe, nach französischem Muster pflegt. Ein Besuch bei Sturza und bei einem hochgestellten Finanzmann veranlassen Unterredungen über Rumäniens Kreditfähigkeit und seine Entwicklung zum Rechtsstaat. Für die Judenfrage schlägt G. eine eigene Lösung vor, wozu ihm die Kompetenz nach einem kurzen Aufenthalt nicht allseitig zugestanden werden wird. — Der baierische Leutnant R. Giehrl hat die China-Expedition im 4. Ostasiatischen Infanterieregiment mitgemacht und darüber einen recht lesbaren, von guten Illustrationen begleiteten Bericht erstattet (**7896**). Recht anschaulich wird ein Ausflug nach Peking mit einem Besuch der Verbotenen Stadt geschildert. Auch die Gefechte mit den Boxern wie die Kameradschaften mit den verbündeten Truppen, namentlich den Franzosen, finden eine lebhafte, bei aller Sachlichkeit kurzweilige Darstellung. — A. Dörings Reise in Griechenland kann zu den besseren Vorbereitungen für den klassischen Boden gerechnet werden (**7889**). Sein Reisejournal ist frei von wissenschaftlichen Prätensionen, und über den antiken Erinnerungen wird das moderne Griechenland durchaus nicht vernachlässigt. D. geht allein zu Pferde von Athen nach Theben, Platää, Leuktra, Thermopylä, dann mit seinem Schüler Dörpfeld nach dem Peloponnes, den Äginetischen Inseln, Kreta, Melos und Troja. Die modernen Griechen werden ihm sympathisch als wissbegierige, gefällige, harmlose Leute, die nur durch die Türken barbarisiert und orientalisiert worden sind. Die Zukunft ihrer Kultur scheint ihm in der Befreiung ihres Nationalcharakters von diesen Jahrhunderte alten Eindrücken der Fremdherrschaft zu liegen. —

c) Die deutsche Literatur und das Ausland.

(IV, 1c = N. 7945—9080.)

Kurt Jahn.

Allgemeines. — Deutsche Literatur im Ausland: Allgemeines und Bibliographisches. — Frankreich: Allgemeines. — Vermittler deutscher Literatur. — Einzelue deutsche Dichter und Schriftsteller in Frankreich. — Gegenwart. — R. Wagner. — Andere Persönlichkeiten. — Philosophie. — Fr. Nietzsche. — England, Amerika: Allgemeines und ältere Zeit. — Klassizismus. Schiller. — Fremde Literaturen in Deutschland: Französische Literatur. — 16., 17. und 18. Jahrhundert. — 19. Jahrhundert. — Wissenschaft. — Französische Schweiz. — Englische Literatur. — W. Shakespeare. — 18. Jahrhundert. — 19. Jahrhundert. — Jüngere Gruppe. — Wissenschaft. — Amerikanische Literatur. — Belgien. — Holländische Literatur. — Italienische Literatur. — Spanien. — Skandinavien. — H. Ibsen. — Russland. —

Allgemeines. Das ungeheure Anschwellen der Bibliographie auf 1100 Nummern macht dem Berichterstatter grösste Selbstbeschränkung in der Auswahl des Bedeutenden zur Pflicht. Das für den Tag geschriebene und mit dem Tage verwehende Wort des Journalisten muss, so oft es auch charakteristische Blicke in die Auffassung der europäischen Völker übereinander eröffnet, vor dem abgewogeneren Urteile des Essayisten zurückstehen, und vor diesem ist der Verfasser umfangreicherer Arbeiten zu berücksichtigen, obwohl gewiss die Länge einer Schrift nicht in geradem Verhältnis zu ihrer Bedeutung steht. Ausserdem entfallen eine ganze Reihe von Schriften, die der engeren Fachliteratur der einzelnen Länder angehören. Was der französische Germanist über Klopstocks Jugend zusammenfassend bemerkt, trägt gewiss auch Züge, die für die französische Auffassung der deutschen Literatur bezeichnend sind; im grossen gesehen, verschwinden diese aber unter der allgemein europäischen Gelehrtenphysiognomie einerseits, mehr noch unter der individuellen des Verfassers. Je mehr eine bestimmte literarische Methode allgemein wird, je mehr sich eine objektive Betrachtung der literarischen Erscheinungen aus ihrer Zeit heraus Bahn bricht, desto weniger vermag eine einseitig nationale Ästhetik das Urteil zu färben oder zu trüben. Die Bemühung nun, Gesetze für die internationalen Beziehungen der verschiedenen Einzelliteraturen zu finden, tritt in den Ländern, die eine vergleichende Literaturwissenschaft als ein neues Studiengebiet pflegen, deutlich hervor. Wegen seiner Weltstellung sei an erster Stelle F. Brunetière genannt, der in Verteidigung seines grossen Corneille die Frage literarischer Abhängigkeit im Zusammenhang zu lösen sucht (Corneille et le théâtre espagnol: RDM. V, 13, S. 189—216). Man fühlt der Arbeit an, dass dem Verfasser mehr auf dem Spiel steht, als bloss der eine Tragiker. Solange die anderen Völker sich begnügten, die französischen Vorbilder ihrer eigenen Schriftwerke nachzuweisen, war die Forschung dem französischen Klassizisten sympathischer als nun, wo andere Literaturen ihren Anteil am französischen Nationaleigentum zu reklamieren anfangen. B. führt die Verteidigung so, dass er den Begriff der Originalität — übrigens ganz im Sinne des Klassizismus — herabsetzt gegenüber dem Stil der Bearbeitung, der Gabe, den Gedanken zum vollwertigen Ausdruck zu bringen; so vermag er Corneilles selbständigen Wert in ganzem Umfange aufrechtzuerhalten, indem er grosse inhaltliche Abhängigkeit zugesteht. Er fasst abschliessend seine Anschauungen in drei Thesen zusammen: 1. Es gibt eine gesamteuropäische Literatur. Die nationalen Literaturen sind nur ihre Einzelmanifestationen. 2. Diese lösen einander so ab, dass sie unter schwer zu bestimmenden Bedingungen die Führung der europäischen Gesamtliteratur übernehmen. 3. Eine dieser Bedingungen scheint das Zusammentreffen nationalster Ausprägung des eigenen Geisteslebens mit den Bedürfnissen des europäischen Geistes zu sein. — Im Sinne Brunetières ist F. Loliés **(7945)** Buch geschrieben, das wir Deutschen einfacher einen Abriss der Geschichte der Weltliteratur nennen würden. Der Franzose steckt sich freilich höhere Ziele als unsere Scherr, Karpeles, und wie sonst die Kompilatoren solcher Bücher heissen mögen. Er will zusammenhängend die einzelnen Schichten der literarischen Entwicklungsgeschichte der Erde darstellen und zieht selbst Azteken und Sumerier in den Kreis seiner Betrachtung. Ein derartiges Buch, das dann freilich mehr eine Thesensammlung sein würde als eine Zusammenfassung gesicherter Ergebnisse, ist gewiss ein Bedürfnis, die beste Grundlage für den Ausbau der Forschung. Sein Plan ergibt sich von selbst: zunächst wären nach Stoff, Form und Behandlung diejenigen allgemein menschlichen Betätigungen literarischen Charakters darzustellen, die eine vergleichende Betrachtung der voneinander unabhängigen primitiven Völker als solche erkennen lässt. Sodann wäre zu untersuchen, welche Formen die fortschreitende Kultur überall — also notwendig, soweit es in diesen Dingen eine

Notwendigkeit gibt — zu entwickeln bestrebt ist. Die grossen, getrennt voneinander sich bildenden Kulturen der Chinesen, Inder, Babylonier, Ägypter, Griechen würden einer derartigen Untersuchung die Grundlagen liefern. Nun erst könnte die Untersuchung über die charakteristischen Verschiedenheiten, die sowohl äussere Bedingungen als innere Veranlagungen der Rassen, der Epochen, der Individuen an dem Bestand dieses allgemeinen Besitzes der Kulturmenschheit hervorbringen, einsetzen. Sodann — doch ich soll nicht von dem Versuch einer wirklich nützlichen, vergleichenden Literaturgeschichte sprechen, sondern von F. Loliés Buch. Da ist nun freilich von der Literatur primitiver Völker nicht die Rede, auch nicht von dem Bestand an Stoffen und Formen, die dem Dichter in diesem oder jenem Jahrhundert zur Verfügung gestanden haben, wenig nur vom Volkslied und weniger von frisch quellenden Kräften. Die Geschichte der Literatur ist allzuoft mit der Geschichte der Bildung verwechselt, und da der Verfasser am liebsten noch eine Kulturgeschichte im Auszuge geliefert hätte und mit Nennung von Namen, besonders exotischen, nicht sparsam ist, so mag man erschliessen, was auf den 383 Seiten der eigentlichen Literaturgeschichte stehen und nicht stehen kann. Das lebendig geschriebene Buch scheint aus einer anderen Zeit und einer anderen Welt zu stammen, etwa von einem rhetorisierenden Geschichtschreiber, einem Isokrateer, oder einem wiedererstandenen und modernisierten Velleius Paterculus. In einem Werke dieser Art kann nicht alles richtig sein, so arge Fehler aber, wie die Ansetzung eines „Hoeldoerlin" nach Heine, waren zu vermeiden, ebenso wie die zahlreichen Druckfehler, besonders in deutschen Namen und Titeln, von denen der angeführte Name nur eine Probe ist. Im Register folgt der gleiche Poet diesmal als „Hoederlin" auf „Hoeckel", den Darwinisten. Das Buch wäre kürzer abzutun gewesen, wenn nicht der Akademiker O. Gréard es freundlich bevorwortet hätte, und das umfangreiche Schlusskapitel eine im eigentlichen Sinn hierhergehörende Studie „Lehren" aus der vergleichenden Literaturgeschichte enthielte. Diese Lehren sind ein erfreulicher Beweis von Erhebung über nationale Eitelkeiten und Beschränktheiten. Der Versuch, die Glanzzeiten der einzelnen Literaturen gegeneinander abzuwägen, ist unterlassen, in der richtigen Einsicht, dass in ihm nationale Vorurteile unvermeidlich zu Worte kommen würden. Wohl aber müht sich der Verfasser, festzustellen, was die einzelnen Völker an besonderen Leistungen, die aus ihrer natürlichen Begabung folgten, zur Gesamtliteratur beigesteuert haben. Der Gedanke, dass einem auserwählten Volke eine bevorzugte Stelle zukomme, wird zurückgewiesen, aber mit Recht unter den modernen Nationen Frankreich der dauerhafteste Einfluss auf die anderen Völker zugebilligt. Nur ist hier die Begründung in historischem Sinne mangelhaft. „Walther von der Vogelweide" einfach als „Schüler der Troubadours" zu bezeichnen, geht nicht an, und aus welcher trüben Quelle mag die Behauptung stammen, dass „im Beginne der Romantik die hervorragendsten Männer Deutschlands und Englands Goërres (so!), Müller, Lachmann, Walther Scott, Southey an der keltischen und französischen Quelle ihren nationalen Genius gestählt hätten"! Dem rhetorischen Charakter des Ganzen ist der Schluss angemessen, der die Entwicklung der Kulturvölker zur höchsten Kultureinheit verheisst und preist. Es ist ein ehrliches Buch, mag der Verfasser mit Montaigne sagen, und deshalb sei es gelobt; alles weitere Lob kann leider nur bedingt gelten. — Mit verwandten Fragen beschäftigt sich F. de Wyzewa (RDM. V, 13, S. 457—68) im Anschluss an ein älteres Buch des gewandten englischen Essayisten Sir Leslie Stephen (Studies of a Biographer, London 1898, 2 Bde.). Er kommt dabei zu dem wenig überraschenden Ergebnis, dass sich nur übertragen lasse, was dem Charakter des fremden Volkes gemäss sei; nur zwei Gattungen von Schriftstellern können daher kosmopolitische Bedeutung erlangen: 1. solche, die aus dem tiefen Grunde allgemeinen Menschentums schöpfen (wofür er Dickens zitiert), 2. solche, die ausserhalb ihres eigenen Landes besseren Boden finden als zu Hause (Beispiele: E. Th. A. Hoffmann, Heine, Cl. Tillier, Ossian). Die den Charakter des eigenen Volkes durchaus gemässen (Hebbel, Grillparzer, die Droste, Luise von François (!), Storm und Keller — ein seltsamer Strauss!) vermögen niemals jenseits der Grenzen zu wirken. Die Vorfragen: der Grad der Rezeptivität der einzelnen Völker und der Wechsel des Internationalismus mit der nationalen Abschliessung der einzelnen in den verschiedenen Epochen sind überhaupt nicht berührt. — Die grundlegende Frage „Was ist vergleichende Literaturgeschichte?" stellt C. M. Gayley in einem im Athlantic Monthly (July 1903) vollständig publizierten Vortrage, den die Transactions (**7947**) im Auszug wiedergeben. Er sucht in diesem Studienzweig, dessen englischen Namen nach ausländischem Vorbilde H. M. Possnet in Umlauf gebracht hat, zunächst wie andere vor ihm das Mittel, die internationalen Beziehungen der Nationalliteraturen zu erkennen. Darüber hinaus möchte er ihn für das Studium der Literatur als eines allgemeinen menschlichen Phänomens ausgebaut wissen. Schliesslich liefert die vergleichende Literaturwissenschaft auch eine Methode zur Unterscheidung von Individuen und

Gruppen: er zieht den Kreis ihrer Arbeiten so weit, dass jede wissenschaftliche Untersuchung über Literatur in ihr Platz finden kann. — Die Bibliographie zur vergleichenden Literaturgeschichte, die L. Jellinek bearbeitet, sei an dieser Stelle nur genannt (7948) zusammen mit F. Baldenspergers (7946) wertvoller Rezension der „Studien" von Louis P. Betz (JBL. 1902 N. 4171, S. 430), die im einzelnen bessert und ergänzt, im ganzen das Geleistete warm anerkennt. Nur der Montégus Aufsatz wird als allzu dürftig beanstandet. — Aus F. Brunetières Essaysammlung (652) stellt sich der Aufsatz „über die europäische Literatur im neunzehnten Jahrhundert" zu unserem Abschnitt. Der geistreiche Verfasser preist das vorige Jahrhundert mit „seinen Goethe und Schiller, Byron und Shelley, Lamartine und Hugo" als den grössten Epochen der Vergangenheit gleichwertig. Das Folgende ist mehr literaturpolitisch als literaturwissenschaftlich gedacht und nur aus diesem Gesichtspunkt zu begreifen, so gleich die einleitenden Ausführungen über das Aufkommen des romantischen Geistes, der als Subjektivismus erklärt, und deshalb auf England zurückgeführt wird. Deutschland sei der Erbe Englands (der Name Herders wird hier nicht einmal genannt!). Frankreich habe dann den eigentlichen Impuls zu dieser Reaktion mit den beiden Büchern La Littérature (1800) der Staël und Chateaubriands „Génie du Christianisme" (1801) gegeben. Eine neue Epoche wird 1850 angesetzt, wo unter dem Einfluss der Naturwissenschaften und der Wiederentdeckung der objektiven Welt der Naturalismus seine Herrschaft antrat, nur zeitweise durch die Vertreter des „reinen Kunstprinzips" angefochten, ein Standpunkt, gegen den B. nicht ohne Scharfsinn polemisiert. Es folgt das Auftreten Ruskins, Ibsens, Dostojewskis auf dem europäischen Schauplatz, als deren gemeinsamer Grundzug das Bedürfnis, sozial zu wirken, aufgestellt wird; Taine, in manchem Sinne der wissenschaftliche Begründer des Naturalismus, bekehrte sich schliesslich zur Anerkennung des ethischen Nützlichkeitswertes als des Kriteriums jeder Schrift. B. fasst vorsichtig sein Votum in die hübsche Antithese, dass von beiden entgegengesetzten Irrtümern, nämlich: eine Schrift sei moralisch genug, wenn sie nur schön sei, oder: eine Schrift sei schön genug, wenn sie nur moralisch sei, der letztere jedenfalls sozial ungefährlicher scheine. So geistreich die allgemeinen Betrachtungen sind, so vollkommen versagt die Kritik im einzelnen. Nach einem für das neunzehnte Jahrhundert sehr anfechtbaren Schema geht er die einzelnen Gattungen durch. Er beginnt beim Drama, dessen steigender Subjektivismus ihm entschieden missfällt: „Überragen Schillers Dramen wirklich unsere Tragödien zweiten Ranges so bedeutend?" Selbst Mussets Theater scheint ihm auf der Bühne lebensfähiger als der „Faust", „Die beiden Foscari" und der „Hernani". Die Zusammenstellung zeigt vielleicht am deutlichsten, wie fern dem klugen Kritiker der Sinn für ursprüngliche Poesie liegt. Der Naturalismus habe nun schon gar kein Glück auf der Bühne gehabt; unbedingt werden nur Ibsen — dessen Schaffen übrigens zum guten Teil Deutschland zugute geschrieben wird — und Richard Wagner der europäischen Literatur zugerechnet. Was das Drama verloren habe, sei der Lyrik zugute gekommen, denn Lyrismus sei Subjektivismus. Auch hier marschiert England an der Spitze, von deutschen Namen fehlen Goethe, Schiller, Hölderlin, Eichendorff, Uhland und andere, von neueren wird nur Richard Wagner genannt. Sodann werden geschickt Kritik und Geschichte mit der Lyrik in Parallele gesetzt, von deutschen Verdiensten ist nicht erst die Rede, weder Ranke noch Treitschke, weder Niebuhr noch Scherer können Europa etwas lehren. Ebenso glaubt B. den europäischen Roman ohne „Wilhelm Meister" und „Wahlverwandtschaften" schildern zu können; vom Werther gehts geradeswegs zu Scott, dann vom naturalistischen zum psychologischen Roman. Als Anhängsel wird die Beredsamkeit als literarisch bedeutungslos abgetan, was vom historischen Standpunkt keineswegs zu rechtfertigen ist. Der Schluss ist allgemeinen Betrachtungen gewidmet. Träger der antiklassizistischen Richtungen war naturgemäss das germanische Element in Europa, deshalb ist es im neunzehnten Jahrhundert führend. Doch habe auch Frankreich grosse Verdienste, unter denen aufgezählt wird, Europa habe erst von Frankreich die Bedeutung des russischen Romans würdigen gelernt! Mit Recht wird die Wichtigkeit der nationalen Basis auch für die moderne Literatur betont und schliesslich das Herankommen einer neuen Literatur gepriesen, die sozial und menschheitfördernd zugleich sein werde; in England herrsche diese Richtung bereits. Und daneben beschäftige die religiöse Frage jetzt und künftig die grössten und tiefsten Geister. — L. Martens' Aufsatz (7951) richtet sich gegen die Überschätzung von Übersetzungen, treuer sowohl als freier. Im Sinne der Zeitschrift, in der M. ihn veröffentlichte, tritt er kräftig für die Erhaltung des Griechischen auf dem Gymnasium ein; er belegt seine Ausführungen mit Übersetzungsproben u. a. nach einer Sapphischen Ode, bei der Goethes unpoetischer Schwager als Typus eines schlechten Übersetzers figuriert. — A. Fouillées interessante „Esquisse psychologique des peuples Européens" (Paris, Alcan. 1903. Fr. 3,50) sei für den nächsten Bericht aufgespart. —

Deutsche Literatur im Ausland: Allgemeines und Bibliographisches. An dieser Stelle sei nur kurz auf die, wie alljährlich, so auch dieses Mal im BBlDBuchh. vorgelegten Aufzählungen der Übersetzungen deutscher Bücher in die wichtigsten Kultursprachen hingewiesen, die schon durch ihren Umfang einen guten Einblick in die Verbreitung deutscher Literatur im Auslande gewähren (**7953a, 7954**).

Frankreich: Allgemeines. C. Mauclair (**7955a**) berichtet über die Aufnahme der ausländischen Literaturen in Frankreich, doch ist sein Bericht, doppelt interessant als der eines mittätigen Franzosen, aus demselben Grund auch mit einiger Vorsicht aufzunehmen. Zunächst hat er als Evolutionist die Tendenz, den Einfluss als ständig wachsend darzustellen, und drückt daher die Bedeutung der deutschen Literatur für die französische Romantik möglichst herunter. Sodann gibt seine Abneigung gegen den Naturalismus Veranlassung, gerade dessen Vertretern ärgste Vernachlässigung des Auslands vorzuwerfen; eine Beschuldigung, die doch höchstens für den Zolaschen Kreis zutrifft, in dem sich allerdings grosse produktive Kraft mit einem starken Beisatz von Bildungslosigkeit vereinigte, während Flaubert und die Goncourts gewiss nicht von den Modernen über ausländische Literatur unterrichtet zu werden brauchten. Neben den Naturalisten sind ihm die Nationalisten für die geistige Isolierung Frankreichs verantwortlich. Eine Wendung wird den Psychologen zugute geschrieben. Seit Bourget und seinen Leuten machten sich nach Meinung M.s eine russische und eine schopenhauersche Strömung geltend. Der letzteren wird Barrès zugerechnet. Seitdem habe man gelernt, fremde Literaturen nicht mehr von dem nationalen, sondern vom Rassenstandpunkt zu betrachten und die Eigenart der germanischen oder slawischen Kunst zu begreifen. Die bekannten Verdienste des „Théâtre libre" und „Œuvre" werden sodann hervorgehoben. Sie haben das Publikum gezwungen, Ibsen und Hauptmann kennen zu lernen, und haben Nietzsche die Wege geebnet. Das Hauptverdienst aber wird für die Symbolisten in Anspruch genommen, deren Arbeit naturgemäss überwiegend der englischen Literatur zugute kam, in der die Unkenntnis der Franzosen am erschreckendsten war. Sodann gedenkt M. anerkennend der Arbeit des „Mercure de France" und der „Revue des Revues", die gewissenhaft über ausländische Literaturen Bericht erstatten, sowie neuerer Bestrebungen des „Temps" und des „Figaro". Harte Vorwürfe erhalten die meisten Zeitungen, vor allem aber die grossen Verleger, die die Gleichgültigkeit des Publikums absichtlich fördern, während es doch die grosse historische Aufgabe Frankreichs sei, die „Auffassungen" der anderen Nationen „in unklarem und rohem Zustand" zu empfangen und sie ihnen „geklärt und geordnet" zurückzugeben. Ob und wieviel von dem schiefen Ausdruck dieser Halbwahrheiten auf Rechnung des Übersetzers kommt, ist schwer zu beurteilen, aber auch was an dem Aufsatz unrichtig ist, ist ebenso belehrend, wie das Wahre. — Einseitigkeiten dieser Zusammenstellung berichtigen sich leicht, wenn man L. Geigers (**7956**) Sammelreferat durchsieht, wenigstens für die mehr literarhistorische als literarische Kenntnis der Franzosen. In dem alten engherzigen Sinn französisch ist von den hier besprochenen Werken von A. Chuquet (**654, 655**), A. Bossert (JBL. 1902 N. 37), V. Basch (JBL. 1902 N. 8219), X. Léon (JBL. 1902 N. 7192) nur P. Bastiers Buch über Goethes Mutter (JBL. 1902 N. 7850), das, abgesehen von Fehlern, die von allzu leichtfertiger Niederschrift zeugen, kleine Ungezogenheiten gegen die Deutschen enthält. — Schliesslich sei an dieser Stelle des neuen Abdrucks von E. Schurés Geschichte des deutschen Volksliedes und volkstümlichen Liedes (**7957**) gedacht, dessen erste Auflage 1868, die zweite 1875 erschienen ist. Ein Hauch von Romantik weht uns erfrischend aus diesen Blättern entgegen, gleich jenem, der die Schriften der ersten deutschen Verkünder der Schönheit unseres Volksgesanges belebte. Eine wissenschaftliche Arbeit ist das Buch nie gewesen und kann heute noch weniger als einst dafür gelten, trotz zahlreicher prächtiger Stellen, unter denen das ganze Kapitel „Goethe" auszuzeichnen ist: hier ist unser Dichter im Herzen seiner Kunst erfasst. Eine schwungvolle Einleitung preist den Erfolg der Bestrebungen seines Verfassers seit 1870, die Wiederbelebung des Gefühls der Franzosen für ihre eigene Volkspoesie. —

Vermittler deutscher Literatur. An der Spitze derjenigen, die Frankreich mit der Literatur ihres Nachbarvolkes bekannt zu machen versucht haben, steht Madame de Staël. E. Daniels (**7960**) widmet nach französischer Quelle ihrem Kampfe mit Napoleon einen Artikel, in den viel von der französischen Überschätzung der doch nicht gerade genialen Verfasserin übergegangen ist, was um so seltsamer berührt, als der Verfasser all das Kleinliche, fast Lächerliche, das der umfangreichen Dame nun einmal anhaftet, kaum zu verschleiern weiss. Seltsame politische Kombinationen in Thiers' Art über den zweifellosen Sieg Napoleons, falls er die französischen Liberalen zu gewinnen verstanden hätte, sind eingestreut. — Für

die Literaturgeschichte kommt auch der kleine Artikel Madame R. Rémusats (7960a) in Betracht, der sich mit jener Mode des ausgehenden achtzehnten Jahrhunderts, die bis in unsere Zeit hinein lebendig geblieben ist, beschäftigt: den plastischen Stellungen, einer Abart der lebenden Bilder, die man auch in Deutschland „Attitüden" zu nennen pflegte. Goethes Bemerkungen über das Aufkommen der neuen gesellschaftlichen Unterhaltung in der Italienischen Reise sind zugrunde gelegt. Es folgt die Schilderung von Miss Harte, Ida Brun, Frau Händel-Schütz, im Mittelpunkt steht hier der tiefe Eindruck, den die junge Brun auf die Dichterin der Corinne gemacht hat. Wenn der kleine Aufsatz Neues auch nicht enthält, so ist die Zusammenstellung der Tatsachen bei der grossen Bedeutung, die diese Mode für die Literatur gewann, zu begrüssen. — Über einen Vorläufer der Frau von Staël in dem Beruf als Vermittler zwischen den benachbarten Literaturen, über Mercier handelt in einem gehaltvollen Aufsatz O. Zollinger (7959). Die Verbreitung der Mercierschen Werke in Deutschland ist ausgiebig untersucht, einzelne Quellennachweise (so für Schillers Don Carlos) werden gegeben, schliesslich Merciers Bemühungen um die deutsche Literatur geschildert. — Von den Arbeiten dieses Abschnittes ist daneben noch die von E. Seillière (7963) über den unglücklichen Ch. de Villers wegen ihrer taktvollen Beurteilung eines schwierigen Problems zu nennen. Der Verfasser hält denen seiner Landsleute, die sich allzugern auf Heines Urteile berufen, wenn sie etwas gegen Deutschland auf dem Herzen haben, den Franzosen de Villers entgegen, der nicht weniger scharf im umgekehrten Sinne Partei ergriffen hatte: zwei Abkömmlinge eines Volkes, die entschieden auf die Seite eines selbstgewählten Adoptivvaterlandes getreten sind, in diesem Punkte verwandt und gleichmässig von den eigenen Landsleuten darum gescholten, wenn es dem deutschen auch erspart geblieben ist, zwischen Ländern, die sich im offenen Kampf gegenüberstanden, wählen zu müssen. S. sucht den Fall de Villers genetisch zu erklären. Voran geht eine kurze Erörterung über die Literatur. Er unterscheidet zwei Perioden im Dasein des ehemaligen Offiziers und späteren Emigranten. Die erste, in der er seinen Beruf noch als den eines Herolds deutscher Kultur in Frankreich auffasst, nicht müde werdend, seine gleichgültigen Landsleute zum Studium des Deutschen aufzurufen. Ihr entstammt sein einflussreiches Buch über Kant (1801), dem die erfolgreiche Preisschrift über die politischen Folgen der Reformation Luthers folgte (1802). Eine interessante Episode bilden die Beziehungen zu Madame de Staël, die seine umfangreichen Kenntnisse zu schätzen wusste; die persönlichen Beziehungen waren freilich bei dem bekannten Charakter der liebebedürftigen Baronin etwas stürmische; sie bewahrte ihm indessen eine nicht immer liebenswürdig beantwortete Zuneigung und suchte, die Enkelin eines Deutschen, den Franzosen seinem Vaterlande zu erhalten. Der Krieg mit Frankreich hatte aber zum endgültigen Bruch de Villers' mit der Vergangenheit geführt. In einer heftigen Schrift erhob er gegen die rohen Ausschreitungen der französischen Truppen bei der Einnahme Lübecks Protest. Er verband dann seine Geschicke mit denen der Universität Göttingen. Leider verstand die wieder eingesetzte hannoversche Regierung nicht, den wertvollen Fremden zu nutzen. Ein brutales Dekret setzte ihn ab und verwies ihn aus der Stadt, wenn man ihm auch seine Pension beliess. Er starb unter dem Eindruck dieser Ungerechtigkeit. S. wägt die Gründe für und wider sein Verhalten mit weit mehr Gerechtigkeit und Ruhe ab, als sie bei uns bei Behandlung des verwandten Heine-Problems von beiden Seiten aufgebracht zu werden pflegt, wobei ihn allerdings die Tadellosigkeit der menschlichen Persönlichkeit de Villers' unterstützt. Leider besitzt S. diese schöne Gerechtigkeit nur für die Vergangenheit, denn seine Meinung, jenes Deutschland, das de Villers seinem Vaterlande vorzog, sei ganz tot und im gegenwärtigen habe man nur die Wahl zwischen „Moltke und Marx", zwischen „Haeckel oder Nietzsche", hat er wohl aus dem „Simplizissimus" geschöpft, jenen ununterbrochenen und in sich gleichen Grundstrom vergessend, der durch die Geschicke der Völker oft unsichtbar, darum nicht weniger wichtig und nicht weniger mächtig stetig dahinströmt. —

Einzelne deutsche Dichter und Schriftsteller in **Frankreich**. Ich beschränke mich auf die wichtigsten Erscheinungen, die eine Verbindung der beiderseitigen Literaturen behandeln, ohne der schätzenswerten Arbeiten zu gedenken, die einzelne Schriftsteller dem Gesichtskreise des eigenen Volkes nahezubringen suchen. In diesem Sinne scheint als erster F. Baldenspergers Aufsatz (Gessner en France: Revue d'histoire lit. de la France 10, S. 437—56) erwähnenswert, da er sich mit dem interessanten Thema beschäftigt, wie ein ziemlich unbedeutender Poet vorübergehend im Auslande einen so gewaltigen Erfolg hat erringen können, dass die Zeit ihm ewiges Leben prophezeite, wenn „Klopstock und Schiller" schon längst der Vergessenheit anheimgefallen wären. Von 1700 bis 1807 währte diese Glanzzeit, dann folgte schnell ein gewaltiger Abfall. Während man früher in der Idylle echtes Landleben in realistischer Schilderung gesehen hatte, ist Fontenelle der erste Theo-

retiker gewesen, der sie als durchaus idealistisch in Anspruch nahm und als ihre wahre Aufgabe „das Leben ausschliesslich in der Liebe“ bezeichnet hatte. Gottsched und J. A. Schlegel haben diese Theorie aufgenommen, die im eigenen Lande nicht ohne Widerspruch geblieben ist. Rousseau hat in der Idylle selbst gegen die „Namensschäfer“ polemisiert. Das Gefühl, dass die Gattung der Kräftigung bedürfe, verbreitete sich schnell, die Zeit hatte genug von der auch auf diesem Gebiete immer fader werdenden Galanterie. Gessner hat das unzweifelhafte Verdienst, diese bescheidene Reform verwirklicht zu haben: er kam, als ein Dichter wie er allgemein erwartet wurde. So wurde er überall mit Freuden aufgenommen; die Kritik lobte ihn, dass er im Rahmen des Natürlichen und Möglichen geblieben sei, und dass er den Kreis der Stoffe verdienstlich erweitert habe; beim breiten Publikum machte die Gefühlsseligkeit und die sittliche Reinheit den Erfolg. Die lebendige Naturbeschreibung half dazu mit. Die Rostocker Übersetzung der Daphnis (1756) war spurlos vorübergegangen, erst Hubers „Tod Abels“ 1759 machte Glück. Es folgen die Idyllen. Für den französischen Text hilft Turgot selbst nach. Der Enthusiasmus wird allgemein, und man bringt gar den guten Gessner selbst, dessen Leben wirklich keine Anflüge von Dramatischem zeigt, auf die Bühne. Er teilte das Schicksal mit seinen Werken, von denen der „Tod Abels“ ebenfalls die Dramatiker beschäftigte. Sein Einfluss reicht weit über das Literarische hinaus, bis auf die Porzellanindustrie. Auf seinem Hauptgebiet sind als Nachahmer zu nennen: Léonard, Berquin, Dorat, Florian, Bernardin de St. Pierre. Des weiteren hat er das Verdienst, die Blicke wieder auf Theokrit gelenkt zu haben, der seinen Vorgängern zu bäurisch erschienen war. In dieser Hinsicht hat noch A. Chenier von ihm gelernt und es ihm gedankt. Auf den Erfolg Gessners gestützt, kündigte Grimm 1762 das Heraufkommen einer „deutschen Mode“ an. Diese erste Anschauung deutscher Literatur führte für eine ganze Zeit zu einer falschen Etikette für den „deutschen Geist“, die erste jener falschen Formeln, von denen die französische Kritik noch mehrere entgegengesetzte gefunden hat, bis sie begreifen lernte, dass eine Wendung, wenn auch noch so geistreich, nicht das Wesen eines reichen Geisteslebens ausdrücken könne. — Über das schon oft behandelte Verhältnis Klopstocks zur französischen Revolution orientiert sehr ausführlich A. Chuquet **(655)**. Wie der Feind der Franzosen zu ihrem Verehrer wurde, ist zu begreifen: war doch die Freiheit von je sein Ideal gewesen, und Freiheitskämpfer schon früher von ihm gepriesen worden, Brutus so gut wie die Amerikaner; seine „Frankenhypothese“ erleichterte ihm dabei den Übergang. Hübsch ist die anschauliche Schilderung der französischen Sympathien seines Hamburger Kreises gelungen; der Barde feierte die Feste der Revolution, die man andächtig beging, gewissenhaft mit. Seine revolutionären Oden werden besprochen, ebenso seine persönlichen Beziehungen zu Franzosen, denen er taktische Ratschläge erteilte. Am 26. August 1792 wurde er Bürger. Nun begann sich in Deutschland die Missbilligung gegen den Frankenfreund zu regen; den eigentlichen Stimmungsumschlag brachte indes erst die Hinrichtung des harmlosen Königs, an deren Verurteilung Klopstock lebhaft teilnahm. Von 1792 datiert seine erste Ode gegen die Jakobiner. Den Glauben an die Menschheit und ein gewisses politisches Interesse hat sich der greise Dichter doch aus dem Schiffbruch seiner Ideale gerettet; er wird nun der Prediger des Friedens, wie in einer Analyse seiner letzten politischen Ode gezeigt wird. Trotz seiner nunmehr feststehenden Anschauung über die Revolution hat er das Bürgerdekret behalten und allen Bemühungen, ihn den Franzosen zu dolmetschen, lebhaftes Interesse entgegengebracht. Den fruchtlosen Experimenten dieser Art ist der Schluss des beinahe 100 Seiten umfassenden Aufsatzes gewidmet. — Von Neuauflagen sei an erster Stelle A. Bosserts freundliches Buch über „Goethe und Schiller“ **(7969)** genannt, das für das Eindringen Goethes in die literarischen Kreise des neuen Frankreich bahnbrechend gewesen ist und dem Zweck, zur Einführung zu dienen, gut nachkommt. — Zu unserem Abschnitt im engeren Sinne gehört L. Morels Aufsatz über die literarischen Abenteuer Clavigos in der Literatur Deutschlands und Frankreichs (Clavigo en Allemagne et en France: Revue d'histoire lit. de la France 10, S. 610 f.) (vgl. **15532**). Goethes Drama wird erst 1781 in Frankreich bekannt, obwohl schon 1774 ein Journal das neue Stück erwähnt und abfällig besprochen hatte. Die Bedeutung von Merciers „nouvel essai“ (1774) für die Aufnahme des bürgerlichen Dramas durch Goethe scheint mir überschätzt, während die Hypothese, dass der Knabe Goethe im Pitaval seines Vaters geschmökert haben könne, mir mehr für die „Mitschuldigen“ als für Clavigo beachtenswert erscheint. In Frankreich konnte das neue Stück nicht allzusehr überraschen, da ein begeisterter Verehrer von Beaumarchais bereits 1774 auch eine Dramatisierung des „quatrième Mémoire“ fertig hatte, das die starken dramatischen Effekte von Beaumarchais' Denkschrift effektvoll ausbeutete. Der Dramatisierte wohnte denn auch mit Begeisterung einer Vorstellung seiner selbst bei, wie er später mit erheblich geringerem Enthusiasmus

auch zufällig bei einer Aufführung des Goetheschen Stückes zugegen war. 1781 erschien die Übersetzung in Friedels „Nouveau Théâtre allemand" und erfreute sich „sympathischer" Aufnahme; es war ja eine Zeit, die langsam die Verdienste des Auslandes zu beachten und achten lernte. Stella, im zweiten Band der gleichen Sammlung, kam als Zélie zuerst auf die Bühne, es folgte unser „Clavigo". Einen Exkurs auf das Gebiet der Lessing-Studien und einen Versuch zur Feststellung des literarischen Stammbaumes von Clavigos Freund Carlos können wir aus guten Gründen übergehen, auch die sonstigen tadelnden Ausdrücke, die vor allem Beaumarchais' Gestalt treffen, gegen dessen historische Persönlichkeit gehalten Goethes Held farblos und unpsychologisch erscheine; wie weit entfernt der Verfasser vom Verständnis des jungen Goethe ist, beweist seine Meinung, dass die Lektüre Racines ihm sehr zu empfehlen gewesen wäre. Die ganze Art der Kritik erinnert an die Art E. Rods, der auch stets verfehlte, worauf es eigentlich ankam. Ein paar interessante Notizen bringt der Schluss: zunächst die Mitteilung, dass der Zensor der Friedelschen Publikation vor seinem Imprimatur bei Beaumarchais anfragte, sodann Bemerkungen über das Nachleben des Goetheschen Dramas in Frankreich in Bearbeitungen und Nachahmungen, schliesslich den Bericht über eine Aufführung des Clavigo im Odéon am 3. Februar 1898, die einen durch Beaumarchais' Exzerpte „verbesserten" Text brachte, was der Conférencier sehr lobenswürdig fand. — Mit Schiller-Aufführungen in Frankreich beschäftigen sich mehrere Arbeiten, zunächst F. Baldenspergers (**7993**) Bemerkungen über die Räuber, sodann ein Grenzboten-Artikel (61, 1, S. 631/2) nach französischer Quelle über Wilhelm Tell, voll des Lobes für Pichats Alexandrinerübersetzung, schliesslich in ihrem Hauptteil auch S. Feldmanns Pariser Brief im Lokal-Anzeiger (**8012**). Da letztere Quelle nicht mehr vielen zugänglich sein wird, gebe ich die wichtigsten Ausführungen wieder. Angeknüpft sind F.s Ausführungen an die zwei deutsch-französischen Erstaufführungen des Winters 1903—4, F. Philippis „Dornenweg", der auch bei ernst zu nehmenden Kritikern ungeteiltes Lob fand (**8022**), an dem natürlich die Darstellerin, die bei dieser Gelegenheit zeitweilig ins Fach der Mütter überging, Sarah Bernhard, grossen Anteil hatte, und A. Schnitzlers „Grüner Kakadu". Zunächst werden die Lessing-Premieren des achtzehnten Jahrhunderts genannt: „Miss Sarah Sampson" (auf dem Privattheater des Herzogs von Ayen in Saint-Germain), dann „Emilia Galotti", 1779 „Minna von Barnhelm", nach „damaliger" Sitte alle drei stark bearbeitet. Den ersten grossen Erfolg hatten am 3. April 1793 die Räuber, die sich bis tief ins neunzehnte Jahrhundert auf dem Repertoire halten. Ihre Bühnengeschichte wird gestreift. Es folgt als erfolgreichstes Stück „Kabale und Liebe", das 1826 eine Zeitlang gleichzeitig auf den Zetteln des Odéon und der Comédie prangte, nachdem es 1825 von einer kleinen Bühne „entdeckt" worden war. Auch Maria Stuart hatte bedeutenden Erfolg, während mit Fiesko, Wallenstein (an einem Abend) und Carlos (noch 1895 im Odéon) nur experimentiert worden ist. Neben Schiller stellt sich als erfolgreichster deutscher Autor Kotzebue, dessen „Menschenhass und Reue" noch 1901 auf dem Repertoire des Odéon stand. Von späteren Dramatikern (die Modernen ausgenommen) haben nur Z. Werners „24. Februar" und Halms „Fechter von Ravenna" die französische Bühne geschaut. – Zur Aufnahme Heines in Frankreich sei E. Faguets Essay (**657, 8000**) genannt, der sich im Anschluss an das bekannte Werk von J. Legras (JBL. 1899 IV 11: 93) über den deutschen Dichter äussert. Mit Recht vermisst er eine Erörterung von Heines literarhistorischer Stellung; was er selbst aber zur Frage beiträgt, ist verfehlt. Er überschätzt den Einfluss der Franzosen auf Heine, den er übrigens bedauert, ausserordentlich; andererseits entdeckt er angeblich deutsche Eigenschaften in Heine, die vor ihm noch niemand gesehen hat: „eine robuste und breite Fröhlichkeit", „eine starke und rauhe Frivolität"; auch seine Polemik gegen Legras' Kontrastierung von Heine und Musset kann nicht fördern. – Wegen ihrer eigenartigen Beurteilung eines interessanten Charakters sei noch A. Chuquets (**655**) „G. Forster" genannt. Der Verfasser meint, Forster sei sehr zur unrechten Zeit gestorben, denn er sei damals als Verwalter der deutschen Rheinprovinz in Aussicht genommen und hätte als solcher gewiss eine ehrenvolle und auch von der deutschen Nachwelt geachtete Rolle gespielt — als Überläufer, Jakobiner und Landesfeind! Den wichtigsten Teil der Ausführungen bildet die Darstellung seines steigenden Interesses an der Revolution bis zur Einnahme von Mainz und sein endgültiger Entschluss, die Sache der Franzosen zu der seinigen zu machen. Forster ist dabei von ziemlich kühlen Erwägungen ausgegangen und nichts weniger gewesen als ein Opfer des Freiheitstaumels. Für die Literaturgeschichte ergibt sich wenig genug, wenn man nicht Karolinens Abenteuer ihr zurechnen will, aber das Bild des revolutionären Paris ist mit wenigen sicheren Strichen getroffen. Forsters Ausgang wird abweichend von der herkömmlichen Anschauung beurteilt: er habe gewiss resigniert, das Ideal in der Revolution zu finden, aber er sei ihr treuer Anhänger geblieben, nachdem die Republik ihn in ihre Dienste genommen. Die ab-

schliessende Schilderung seines Verhältnisses zu Therese wäre wohl besser in die Darstellung der Ereignisse, die oft dadurch bedingt wurden, eingeflochten worden. —

Gegenwart. Von Studien über das Deutschland der Gegenwart und der jüngeren Vergangenheit seien zunächst zwei hervorgehoben, die beweisen, dass man in Frankreich sich ein Bild der kulturellen Strömungen jenseits der Vogesen zu machen sucht. E. Seillière analysiert, oft in ironischem Ton, Chamberlains „Grundlagen" („La religion impérialiste": RDM. 5[16], S. 642/3, 860/1). Hervorzuheben ist eine Berichtigung des Kulturpsychologen (S. 650), die allerdings sehr charakteristisch wäre, wenn sie zutrifft. Andererseits hat S., der Luther ohne weiteres zum Halbslawen macht, kaum ein Recht, selbst Chamberlains gewagteste Hypothesen anzugreifen. Auch der Vorwurf übergrosser Anlehnung an Gobineau ist nicht aufrechtzuerhalten. — Von den mannigfachen Kritikern Beyerleins sei hier der gleiche E. Seillière genannt, da er sich mehr mit dem eigentlich Literarischen im Buche des missvergnügten Vizewachtmeisters beschäftigt, als die meisten anderen, die mir zu Gesicht gekommen sind (Revue de Paris 10, 5 (15. Sept.), S. 363—79). Interessant sind insbesondere die Vermutungen über den Verfasser, an dessen Pseudonymität S. nicht zweifelt, interessant, wenn auch nicht gerade schmeichelhaft für Beyerlein, da sich der Franzose nicht vorstellen kann, dass ein Deutscher die berührten Verhältnisse mit so kühler Objektivität schildern würde: er denkt an einen Polen und hat oft fast das Gefühl, als ob ein Franzose die Feder führe. Er sucht dann die geistige Konstitution des Autors und die Gestalten seiner Schilderung zu analysieren, wobei er besonders die Abkehr aller Guten von der immer tiefer sinkenden Armee als tendenziösen Gehalt des Romans hinstellt. —

Wagner. Eine Einführung in die Wagner-Literatur für die unter seinen Landsleuten, die sich ernstlich mit dem Problem des deutschen Komponisten beschäftigen wollen, versucht G. Sarton (**8015**). Dreizehn Schriftsteller scheinen ihm alle wichtigen Fragen behandelt zu haben: Glasenapp, Dinger, A. Jullien, A. Ernst, H. St. Chamberlain, Brinn' Gaubart, Barthelémy, G. Noussard, M. Kufferath, Schuré, Liszt, Wolzogen, H. Lichtenberger, eine Aufzählung, über die ich mir kein Urteil erlaube. In zweiter Linie folgen dann noch ein paar Listen. Angeschlossen sind an diese Einführung zwei persönliche Meinungen des Verfassers über Wagner: 1. dass er seinem Wesen nach wirklich deutsch sei, was in Frankreich, wo man Nietzsches Paradoxe vielfach allzu wörtlich verstehen möchte, gern bezweifelt wird; 2. dass er Optimist gewesen sei, der nur, wie wir alle, gelegentlich pessimistische Neigungen bezeigt hätte. — E. Schurés hier gelobtes Buch konnte in diesem Jahre vermehrt neu aufgelegt werden (**8016**). —

Andere Persönlichkeiten. Im Zusammenhang mit Sudermanns Kampf gegen die Verrohung der Theaterkritik versucht sich P. Bastier in einem Essay über die deutsche Kritik (**8026**) ohne viel Glück. Zunächst behauptet er, unsere Kritik sei alldeutsch, unduldsam und dogmatisch! Abgesehen von der Unduldsamkeit treffen die Vorwürfe die französische Kritik doch unvergleichlich schwerer, und die Morosität oder Spottsucht der deutschen Kritik ist der im Nachbarlande sehr verbreiteten Allesloberei noch immer vorzuziehen. B. behauptet, man habe in Deutschland Hauptmann und Sudermann als die Neuschöpfer des germanischen Dramas gepriesen. Wann und wo? Ausser bei B. Litzmann ist mir keine derartige Äusserung begegnet. Der Hauptteil des Artikels ist der literarischen Fehde Sudermanns mit seinen überlegenen Gegnern gewidmet, und man muss bekennen, dass dieser Zank sich vor dem Forum des Auslandes nicht gerade erbaulich macht, und dass die gröblichen Anrempeleien, die einzelnen als Höhepunkt kritischer Tätigkeit erscheinen, und an denen doch immerhin weite Kreise in Deutschland Freude haben müssen, im Französischen nicht eben lieblicher klingen. Dazu erlebt Sudermann den Schmerz, als ungeschickter Nachahmer der Franzosen ebenfalls hart mitgenommen zu werden. Harden tritt dabei als Schwurzeuge für die Überlegenheit der französischen Kritik auf. — Abgesehen von der schon besprochenen Übersetzung Philippis, die unter dem Titel „Jeanne Wedekind" über die Pariser Bühne ging, war Schnitzler der deutsche Dramatiker dieses Jahres, wie der des vorigen R. Lothar mit seiner Harlekinade (**8021**), deren Erfolg H. Albert noch einmal bestätigt; er versichert dabei, dass man „die These" des Stückes verworfen habe. —

Philosophie. Es ist bekannt, wie lange und wie heftig man sich in Frankreich der deutschen Metaphysik widersetzt hat. Das hat längst aufgehört, und man versucht auch schon, in populären Schriften die Gedanken unseres Kant zu verbreiten (**8030**). — Interessanter erscheint freilich der leichtere und dem französischen Genius in der Form verwandtere Schopenhauer den Franzosen. A. Bossert gibt an mehreren Stellen Fragmente über Schopenhauers Lehre (**8031, 8032**) und Kunst (**8032a**), die alle Vorteile klaren französischen Prosastils besitzen, wenn sie auch,

reich an Briefauszügen, inhaltlich nichts Neues bieten. Der erste der Artikel führt bis zur Doktorarbeit des jungen Philosophen (1813), der zweite schildert die Epoche beginnenden Ruhms nach dem Erscheinen der Parerga (1852), beide unter dem Gesichtspunkte der Persönlichkeit mehr als des Werkes, der dritte gibt eine feine Stilanalyse, die an Nietzsches Hinweis auf die zwei grossen Stilverwandten Schopenhauers, auf Goethe und Montaigne, anknüpft. —

Das Interesse für Nietzsche ist in Frankreich ausserordentlich gross, wie die Enquete des Vorjahres aufs neue bewiesen hatte (JBL. 1902 N. 4165). Diese Tatsache nimmt F. Blei (**8034**) zum Anlass zu heftigen Ausfällen auf die Deutschen, die von ihrem grossen Landsmann nichts gelernt haben. Die Franzosen haben eben „mehr logische Systematik im Blute, als unsere profundesten Philosophen in ihren Büchern“. Er führt für seine These zwei Schriften J. de Gautiers an „De Kant à Nietzsche“ und „Le Bovarysme“. An zwei Schriftstellern sei die Wirkung besonders deutlich, an R. de Gourmont, dem „beweglichsten und gedankenreichsten unter den neuen Franzosen“, und A. Gide, der sich „der einfachsten Worte und klarer Satzbildungen bedient, damit unter dem nackten [sic] Mantel der Sprache das Leben sichtbar bleibe“. Er verfasste die „Paludes“, ein Buch, „das seinesgleichen in der Literatur nicht hat“, und den „Immoraliste“, der die Frage behandelt, ob der Mensch imstande ist, ohne Schädigung seiner Gemütsruhe ein fremdes Leben zu opfern. „Diese Frage, scheint es, stellt Gide in dem ‚Immoraliste‘, der in Eigensucht und körperlicher Krankheit zur Gesundheit kommt, worüber aber ein Opfer fällt und wir nicht vom Pathos getäuscht werden, denn der ‚Immoraliste‘ ist weder ein Held noch ein Geliebter.“ Blei findet den Stil der Deutschen im allgemeinen schlecht! — N. **8035** ist eine russische Novelle. —

England, Amerika. Die literarhistorischen Bemühungen der Engländer um die deutsche Literatur lassen sich an Umfang nicht mit den entsprechenden Frankreichs vergleichen. Um so mehr tritt Amerika hervor. Freilich hatte auch England im vergangenen Jahr ein bedeutendes Werk mit Robertsons Literaturgeschichte hervorgebracht (JBL. 1902 N. 38), das von A. R. Hohlfeld eingehend besprochen wird (**8042**). Die Gelehrsamkeit und Gründlichkeit des Verfassers ist durchaus anerkannt, einige Einwände sind nicht zurückgehalten. Sie richten sich gegen die Unlebendigkeit der Darstellung und gegen eine Stoffverteilung, die die Individualitäten zerstückt, ohne darum zu einer vollkommeneren Schilderung der organischen Zusammenhänge und zeitlichen Entwicklungsprozesse zu gelangen. Auch hat für H.s Geschmack der Verfasser allzusehr sein Engländertum abgelegt, so dass nicht einmal die besonderen deutsch-englischen Beziehungen eine umfangreichere Darstellung finden als in den deutschen Literaturgeschichten, geschweige denn neue Gesichtspunkte in der Beurteilung hervortreten. — R. Steig erkennt die Verdienste K. Franckes an (**8041**). — Da es nun einmal so herkömmlich ist, hat Wolf von Schierbrand seinem Buch über Deutschland (**8043a**) auch ein Kapitel über Kunst und Literatur eingefügt, die freilich beide zusammen an Umfang hinter dem der Presse gewidmeten Abschnitt zurückstehen müssen. Von Literatur beschäftigt ihn eigentlich nur Hauptmann und Sudermann, von denen ihm dieser der bessere Bühnendichter, jener der grössere Poet scheint; beide werden in engste Beziehung zu Ibsen und Tolstoi gesetzt. Ein paar andere Dramatiker werden genannt: L. Fulda mit dem Talisman, der begreifliches Interesse erregt, M. Dreyer, „Paul“ Hirschfelds „Mütter“ und R. Voss Er erkennt in allen denselben Grundzug des Protestes gegen die herrschenden Mächte wie in der Lyrik Liliencrons und einer Reihe anderer Dichter der neuen Schule, unter denen friedlich nebeneinander Frank Wedekind und H. Seidel aufmarschieren. Vom Roman erwähnt er, was ihm gerade in die Hände gekommen ist: Telmann, Wolzogen, Bierbaum, Kretzer, Tovote, Zapp neben dem bedeutendsten Sudermann. — Eine interessante Aufgabe hat sich J. F. Coar (**8043**) gestellt. Sein Buch ist „ein Versuch, die Elemente demokratischen Denkens in einigen charakteristischen Erscheinungsformen dieser Literatur zu skizzieren . . ., die Entwicklung des deutschen Volkes abzuschätzen nach den Idealen der amerikanischen Demokratie“. Eine Fortsetzung also zu K. Franckes Buch und darüber hinaus, eine ganze Literatur, gesehen unter dem Augenpunkte eines anderen Volkes und anderer Ideale. Natürlich ist, dass er dabei eine ganze Reihe von Individualitäten gar nicht und von anderen nur den Rücken sieht; man muss C. indes nachrühmen, dass er das, was er auffasst, mit scharfem Auge sieht. Das Aufsteigen des patriotischen Gemeingefühls aus nebeneinanderlaufender Familienenge und Weltbürgertum, deren klassischer Vertreter Jean Paul ist, durch Schiller, Werner, Kleist und die Dichter der Befreiungskriege; die Vertiefung des nationalen Charakters durch die jüngere Romantik; sodann der Pessimismus der Restaurationszeit (mit den drei „Einsamen“ Grillparzer, Lenau, Grabbe) zeigen in geschickt entworfenen Bildern charakteristische Vertreter einer Entwicklungsreihe, so wenig ich auch diese Wahrheiten für die ganze Wahrheit

halten möchte. Es folgen Abschnitte über das Erwachen des Bürgertums (Immermann, Hegel, Jungdeutschland) und der bewusste Kampf gegen die Aristokratie mit Heine; sodann die politischen Dichter der vierziger Jahre. Für die Folgezeit scheint mir der Gesichtswinkel viel zu eng: „Sieg der Demokratie über Parteiwesen. Drei demokratische Phasen des poetischen Realismus: Ludwig, Wagner, Hebbel", scheint mir Männer zu vereinigen, die ausser dem Geburtsjahr wenig gemeinsam haben, und in den nächsten Kapiteln „Nationalismus und Sozialismus" (Alexis, Spielhagen, Keller!), „Sozialismus und Individuum" (Wildenbruch, Hauptmann, Sudermann, Anzengruber) ist zuviel Geist aufgewandt, um Männer von einer Seite zu zeichnen, die sie keineswegs am charakteristischsten zeigt. Das Schlusskapitel will „das neunzehnte Jahrhundert im Licht und Schatten des Goethischen Genius" zeigen. Natürlich scheint ihm Goethe der Aristokrat nach dieser Richtung als Bildungsideal gefährlich, doch was er in jenen Versen des Faust, die das Zukunftsbild des tätig-freien Volks entwerfen, niedergelegt hat, enthält auch das demokratische Ideal, dem eifrig nachzustreben der Verfasser das deutsche Volk im Schlussabschnitt eindringlich ermahnt. — Ein paar kurze Notizen zur Geschichte der deutschen Literatur in England gibt G. Herzfeld (8044). Zunächst über J. Chr. Brandes „Gasthof", der 1790 in Covent Garden aufgeführt wurde, sodann über ein englisches Stück, das eine Anekdote von Friedrich dem Grossen behandelt, schliesslich eine Aufzählung von ein paar Stellen einer englischen Zeitschrift, die um die Wende des Jahrhunderts eine gewisse Vorliebe des englischen Publikums für die deutsche Literatur zweiten und dritten Ranges bezeugen. Aus dem Nachlass des Robert Harvey of Catton, des Übersetzers der „Minna", werden Papiere erwähnt, nach denen zu schliessen er noch andere deutsche Stücke übersetzt hatte. — L. P. Betz gibt eine umfangreiche Übersicht über „Deutsches in der amerikanischen Literatur" (8046), indem er von dem energischen Aufschwung des deutschen Gedankens in den Vereinigten Staaten seit 1883 (dem ersten „Deutschen Tag") ausgeht. Die amerikanische Literatur hat sich spät und provinziell gesondert entwickelt seit den Novellen Charles Broockden Browns, des ersten nennenswerten amerikanischen Schriftstellers um die Wende des achtzehnten Jahrhunderts. Den Einfluss, den Deutschland dabei auf sie geübt hat, schildert B. in drei Abschnitten, von denen der erste allgemeine die Bedeutung der Deutschen in Amerika und die Literatur der Deutschamerikaner von K. Follen bis K. Schurz darstellt, der zweite den Einfluss der deutschen Dichter in Übersetzungen von dem auch hier bahnbrechenden S. Gessner (1762, Tod Abels) bis zu B. Taylors Faustübersetzung (1867), und die Einwirkungen dieser Werke auf die amerikanischen Dichter, vor allem H. W. Longfellow gewidmet ist, während der dritte die gelehrte und ungelehrte Beschäftigung mit der deutschen Literatur behandelt. Goethe ist von E. Everetts zuerst in einem Essay den Amerikanern nahe gebracht worden, es folgten Bancroft und Margareth Fuller als Apostel des Dichters, neben die sich als grösster R. W. Emerson stellt. Schiller ist erst durch C. Thomas den Amerikanern recht bekannt geworden, Lessing durch Evans' Übersetzung der Stahrschen Biographie. Heine ist durch Ch. G. Leland kongenial nachgedichtet worden. Nie zu vergessen sei bei der Betrachtung dieser Kulturwirkungen, dass eine grosse Zahl der besten Lehrer der in so bewundernswürdiger Entwicklung begriffenen amerikanischen Universitäten auf deutschen Hochschulen gebildet sei. — Über den genannten Heine-Übersetzer und seine lustigen Gedichte im deutsch-englischen Pennsylvanier-Jargon handelt bei Gelegenheit seines Todes in Florenz A. v. Ende. (8051). — Der erste Jahrgang der reformierten Americana Germanica (8050) beschäftigt sich erklärlicherweise überwiegend mit allgemeinen Fragen, die das Deutschtum in Amerika angehen, im Anschluss an den Deutschen Tag des Jahres 1902, gipfelnd in K. Franckes Festrede „Deutsche Persönlichkeit", aber auch ethnographische, historische, biographische Einzelheiten behandelnd. Leider hat sich in das dem nationalen Zusammenhalt so förderliche Blatt ein Aufruf zu einer Sammlung für Arno Holz eingeschlichen, der, in allen seinen Angaben falsch, entschieden geeignet ist, Deutschland und die Deutschen in den Augen der Amerikaner zu kompromittieren. Es steht da zu lesen, dass das deutsche Pressrecht unmöglich mache, eine öffentliche Sammlung in Deutschland zu veranstalten, und dass man hier den Lehrer Hauptmanns nicht gebührend in Ehren halte. Wie konnte ein solcher Aufruf ohne Wissen des Hauptbeteiligten, für den man soeben in Deutschland gesammelt hatte, erscheinen? — Während sonst Fachschriften, die für die Germanisten ihrer Länder ausschliesslich bestimmt sind, an dieser Stelle übergangen werden, will ich doch nicht verfehlen, auf die ausgezeichnete Bibliographie zur deutschen Literaturgeschichte von J. Scholte-Nollen (288) hinzuweisen, da es ein ähnliches bequemes Hilfsmittel für den deutschen Studenten nicht gibt. Das zu Ergänzungen ganz mit weissem Papier durchschossene Buch enthält zunächst eine fast fehlerlose Chronologie der deutschen Literaturgeschichte von der Gründung der Universität Prag, ausführlicher vom Geburtsjahre Thomas Murners an

bis 1900 herab unter Hinzufügung der wichtigsten Daten der ausländischen Literaturgeschichte; im zweiten Teil folgt, sachlich geordnet, eine kurze „allgemeine Bibliographie“ zur Geschichte und Theorie der Literatur mit kurzen charakteristischen Schlagworten, die ohne allzu grossen Individualismus das allgemeine Urteil der Fachleute richtig wiedergeben, sodann die Bibliographie der einzelnen Autoren in alphabetischer Ordnung mit Aufzählung der wichtigsten Ausgaben und der grundlegenden Werke. Alles für den praktischen Gebrauch eingerichtet, wie schon die Beisetzung der Preise beweist. Einem solchen Buche gegenüber empfindet man mit lebhaftem Bedauern, dass deutsche Gelehrte so selten zur Abfassung von Handbüchern sich herablassen, und dass deshalb die Kluft zwischen der populären Literatur für Anfänger und fürs Volk und den für die Fachgenossen bestimmten Werken so gross ist. —

Klassizismus. C. Searles (8056) formuliert Herders Stellung zum französischen Theater glücklich dahin, dass es mehr die eines Reformators der heimischen, als die eines objektiven Kritikers der fremden Bühne gewesen sei. — J. Goebel (8057) geht dem alten Problem des Herderischen Einflusses auf Goethe nach. Er sieht das, was Goethe seinem ehemaligen Lehrer verdankte, nicht nur in der neuen Einsicht in das Wesen der Poesie, sondern umfassender in einer erweiterten Weltanschauung. Das neue Lebensgefühl, das, abstraktem Denken abgeneigt, die Welt mitfühlend erfassen möchte, sei echt Herderisch, erst durch ihn Goethe zugekommen und habe sein ganzes Denken verändert — sein Denken vielleicht, sein Fühlen schwerlich. Der ganze Vortrag erschien 1904 im GJb. und wird zu diesem Jahre unter „Goethe“ eingehender gewürdigt werden. — Die Artikel aus Chr. D. Schubarts Zeitschriften über Amerika sammelt J. A. Walz (8058), die Legende zerstörend, dass Schubart stets amerikafreundlich gewesen sei, was ja auch nach Massgabe seiner Quellen kaum möglich war. So nimmt sich freilich der bekannte gleichmässige Enthusiasmus, mit dem schnurstracks entgegengesetzte Meinungen verfochten werden, seltsam genug aus. Auf die Fragen der Quellen und der journalistischen Technik geht der Verfasser der fleissigen Arbeit leider nicht ein. — Über Goethes Lebenskunst plaudert ein Artikel (8063), der zum mindesten Interesse an unserem grossen Dichter auch in weiteren Kreisen verrät. — Die englische Goethe-Bibliographie stellt R. Tombo mit gewohnter Sorgfalt zusammen (8059), während ein schätzenswerter Beitrag von S. H. Goodnight Emersons innere Beziehungen zu Goethe klarstellt (8061), ein Thema, das gleichzeitig C. Thomas behandelt (15005), wobei G. mehr das Genetische hervorkehrt, während Th. als selbständigerer Beurteiler auftritt. Die Phasen, die G. aufstellt, sind: 1. Epoche der strikten Ablehnung (Nov. 1834), 2. wachsende Einsicht in die Schönheit und Realität des Dichters, den er deutsch liest (bis 1840), doch unter ständiger Bemoralisierung, 3. Anerkennung des überwältigenden Genius 1845 bei der Lektüre der Representive Men, dabei Nichtbilligung der ausschliesslichen Diesseitigkeit; es ist doch auch sehr charakteristisch, dass Goethe erst als letzter Repräsentant gefunden wurde. Th. bringt mit leiser Kritik doch die grundsätzlichen Irrtümer Emersons zur Anschauung, der das Verhältnis Goethes und Shakespeares zu sich selbst und zur Welt aus vorgefasster Meinung ja geradezu vertauscht hat. —

Während noch immer C. Thomas' Leben Schillers mit verdienter Anerkennung besprochen wird, ruht auch die Beschäftigung mit dem berühmten Vorfahren dieses Werkes, mit Carlyles „Schiller“, nicht. M. Batt (Mod. Phil. I, S. 391/2) weist auf mancherlei Umarbeitungen und Zusätze hin, die das bahnbrechende Buch (1825) gegenüber der ersten Veröffentlichung im London Magazine (1823—24) erfahren hat. — Ob die Übersetzung von H. Düntzers Leben Schillers von P. E. Pinkerton, herausgegeben von N. G. Dole (8073), einem dringenden Bedürfnis des amerikanischen Volkes entspricht, vermag ich nicht zu beurteilen. — R. P. Perring (8075) bespricht eine Analyse der Räuber mit Übersetzungsproben, die ein Dubliner Magazin 1792 nach französischer Quelle gegeben hatte. Mit dem Lobe wird trotz des Mangels der „Unregelmässigkeit“ des Stückes nicht gekargt und von dem gegenwärtig in Mannheim lebenden Dichter das Beste erwartet. — In den englischen Zeitschriften dieses Jahres lässt, soviel ich sehe, die Politik der Beschäftigung mit der Literatur, insbesondere mit ausländischer, wenig Raum. Die Leistungen des glücklich gedeihenden deutschen Theaters in London bespricht Elisabeth Lee (8095) mit grossem Lob, trotz der Einwände gegen das offenbar mittelmässige Repertoire. —

Neben den Beziehungen zu Frankreich und England treten an Bedeutung für die Weltliteratur gegenwärtig die zu den anderen Ländern Europas so sehr in den Hintergrund, dass ich aus Rücksichten des Raumes darauf verzichte, die in der Bibliographie verzeichneten Arbeiten, unter denen keine, die mir zu Gesicht gekommen ist, hervorsticht, hier zu analysieren. —

Fremde Literaturen in Deutschland: Französische Literatur. Von Gesamtdarstellungen sind nur zwei Neuauflagen verbreiteter

Darstellungen von H. P. Junker (8234) und Ed. Engel (8235) zu erwähnen. — Die grössere Literaturgeschichte von H. Suchier und A. Birch-Hirschfeld wird von W. Cloetta (8233) mit wohlverdientem Lobe begrüsst. —

Um so reicher sind diesmal Essaysammlungen vertreten. Da ist zunächst H. Morfs anregender Band „Aus Dichtung und Sprache der Romanen" (8236) der durchaus auch für ein breiteres Publikum bestimmt ist. Über die französische Literatur hinaus greift der sehr anregende Aufsatz „Vom Rolandslied zum Orlando Furioso", der in seiner Ariostschätzung fast ein Prosakommentar zu Goethes schönen Tassoworten wird, und „die Bibliothek Petrarcas". „Die Cäsar-Tragödien Voltaires und Shakespeares" pflegt eine jetzt weniger beliebte Gattung antithetischer Literaturvergleichung, die doch durch die Kontrastwirkungen oft besser geeignet ist, einem Laienpublikum das Wesen individueller Kunst klarzumachen, als die tiefschöpfendste Analyse. Gewisse, wenn auch überwiegend negative Beziehungen zur deutschen Literatur hat ausserdem noch jener „Abbé Bouhours", dem ein Abschnitt gewidmet ist. Da es sich zumeist um ältere Arbeiten handelt, die hier gesammelt sind, erübrigt sich ein Eingehen auf Einzelheiten. — In noch stärkerem Masse trifft das für G. Brandes' neuen Band der Gesammelten Schriften zu (8237), der nur erwähnt sein kann, da man den Verfasser ja schwerlich für die deutsche Literatur in Anspruch nehmen darf. Doch wäre ein völliges Übergehen der Publikation kaum zu rechtfertigen, denn gerade in der Beurteilung der französischen Schriftsteller, mit denen ihn tiefinnere Sympathien verbinden, hat der dänische Kritiker anerkanntermassen sein Bestes geleistet. Nicht in dem Taine gewidmeten Kapitel, in dem die äussere menschliche Erscheinung prächtig herausgebracht ist und sein Werk, soweit es von da aus begriffen werden kann, helle Lichter empfängt (bei der Charakteristik der Revolutionsbände z. B. die Seite des Ordnungsmannes: „es durchzuckte ihn bei jeder Fensterscheibe, die darauf ging"; das ist karikiert, doch treffend) — aber ich glaube, dass diese Darstellung dem Gelehrten Taine unrecht tut, und die Darstellung seiner Bildung scheint oft fehlzugreifen —, auch nicht so in dem, was er über Verlaine und Mellarmé sagt, und was am einzelnen hängen bleibt, als in jenen Skizzen all der französischen Erzähler der letzten Jahrzehnte von Daudet bis zur Marni; das ist alles miterlebt und miterschaut; und der vergleichende Literaturbetrachter wird bei dem weiten Gesichtskreis des wahrhaft internationalen Schriftstellers auch stets auf interessante Parallelerscheinungen und nicht seltene Abhängigkeitsverhältnisse aufmerksam. — Einen reichen Schatz sachlicher Belehrung findet der gleiche Leser in E. Zabels „Zur Modernen Dramaturgie. Studien und Kritiken über das ausländische Theater" (2. Aufl. Oldenburg und Leipzig 1903. 454 S.), ein schätzbares Repertorium fremder Aufführungen auf deutschen Bühnen und mancherlei über Rollenbesetzung und theatralische Eindrücke, was er sich sonst aus den verwehten Zeitungsblättern mühsam zusammensuchen müsste. —

Sechzehntes, siebzehntes und achtzehntes Jahrhundert. Käthe Schirrmacher skizziert mit leichter Hand die glorreiche Geschichte der Comédie française wie auch ihre gegenwärtigen Missstände (8239b). — H. Uehlins Geschichte der Racineübersetzungen (8244) war mir noch nicht zugänglich. Die Verfasser von Dissertationen könnten diese doch wirklich zur Verfügung stellen. — Über Fuldas Übersetzungen Molières und Rostands handelt ein Programm F. Kalepkys (8251), das, im einzelnen die Unterschiede französischer und deutscher Verstechnik durchnehmend, die Lösung der Aufgabe durch Fulda ungemein gelungen findet. — N. 8253 teilt das Schicksal von N. 8244. — Aus den neuen Veröffentlichungen von und über Voltaire sei hier seiner Korrespondenz mit Choiseul gedacht, deren französischer Herausgeber von J. Caro scharf kritisiert wird (8257). Friedrich der Grosse fährt bei dem unfähigen Staatsmann fast ebenso schlecht als bei dem malcontenten Schriftsteller; beider Charaktere gewinnen aber nicht, wenn neue Lichtstrahlen auf sie fallen. — Eine umfangreiche Studie zur vergleichenden Literaturgeschichte liefert Th. Klein unter dem Titel Wieland und Rousseau (8269). Im ganzen ergibt sich das gleiche Resultat wie bisher, dass nämlich die Beziehungen geringe waren, im einzelnen ist manche wertvolle Beobachtung gemacht. Nur in einem Punkte möchte ich dem Verfasser widersprechen: in seiner Auffassung Rousseaus nämlich und seiner Theorien, so vielfach sie auch gegenwärtig vertreten wird. K. versteht Rousseau so, wie er seine Absichten in der Polemik erklärt und umgedeutet hat, nicht in dem Geiste, wie die Schriften geschrieben sind. Es war Rousseaus Methode, wenn ihm die Konsequenzen seiner Thesen gezeigt wurden, jene mannigfaltig zu bedingen und einzuschränken, wobei es dahingestellt sein mag, ob er selbst darüber erschrak, oder ob er nur in der Polemik recht behalten wollte, ohne sich allzuweit vorzuwagen. Will man Rousseaus Theorien darstellen, so wird man sich durchaus an die Schriften halten müssen, die sie rundheraus und unbedingt aussprechen; so hat ihn seine Zeit verstanden, so haben ihn die Jakobiner verstanden, so wollte er verstanden sein;

und so hat ihn auch Wieland gelesen und bekämpft. Die Arbeit zeigt nun diese überwiegend polemischen Beziehungen in den einzelnen Werken, in denen der Deutsche der Anwalt der Kultur gegen die Kulturfeindschaft und des historischen Rechtes gegen die demokratisch-revolutionären Neigungen Rousseaus ist. Die Bewunderung für den Dichter Rousseau (Brief an F. Jacobi, 2. Dezember 1771) scheint nicht ohne Wirkung auf Wielands Produktion gewesen zu sein. K. meint den „Fall Danaë" nur durch Juliens Vorbild erklären zu können. Andererseits ist Wieland sich mit Rousseau einig in der Polemik gegen den Materialismus der Holbachschen Richtung. — Auf P. J. Möbius' Rousseau **(8270)** sei insofern aufmerksam gemacht, als hier das pathologische Bild, das ja in grossen Zügen längst klar war, im einzelnen erörtert ist. — J. F. Nourissons Buch **(8272)** über Rousseau hat den Vorzug, aus dem Lebenswerk des Genfers selbst schöpfend ein umfangreiches Bild seiner Gedankenwelt zu geben. Über die Nachwirkungen enthält es fast nichts, gar nichts über Rousseaus deutsche Bewunderer und Nachahmer. Da der Titel das Gegenteil vermuten lässt, sei hier ausdrücklich darauf hingewiesen. —

Neunzehntes Jahrhundert. Durch sorgfältige Analysen sucht J. Haas **(8274)** die besondere Eigenart der Naturschilderungen Diderots, Rousseaus, Bernardin de St. Pierres und Chateaubriands zu erfassen. Recht ergebnisreich kann eine solche Untersuchung freilich erst im Zusammenhang mit einer Betrachtung des Naturgefühls der ganzen Epoche sein. Das Ausland, für Frankreich also Haller und Gessner von Deutschen, die Malerei (sehr wichtig für Diderot) greifen ein, die Mode (Auswahl der Plätze für Landhäuser, Aussichten, Bäder) und die Lebenshaltung üben Einfluss. In der Weise, wie H. das Thema isoliert, ergibt sich eine gerade, in ihrer Art interessante Linie, die aufs Seltsame und Exotische hinausläuft. Man muss sich nur hüten, sie für die einzige von Rousseau ausgehende zu halten. — Wegen seiner Bestimmung für die grossen Kreise des katholischen Deutschland, die sich für die Ergebnisse der neueren Geschichtsforschung interessieren, sei hier der Chateaubriand von Charlotte Lady Blennerhasset **(8276)** hervorgehoben. Die Aufgabe war eine schwierige. Gemäss den Wünschen der Herausgeber der Sammlung soll das Ergebnis dieser grossen Reihe von Biographien gleichzeitig ein Überblick über die Weltgeschichte und eine Einsicht in die geistige und literarische Physiognomie eines Zeitalters eröffnen. So geeignet nun Chateaubriand in seiner doppelten Stellung als Dichter und Staatsmann für die französische Restaurationszeit zur Lösung dieser Aufgabe ist, so schwierig ist es doch, in noch nicht anderthalb hundert Seiten das schwierigste Problem der neueren Literaturgeschichte, die Romantik, und die unendlich verwickelten Parteiverhältnisse der zwanziger Jahre des vorigen Jahrhunderts übersichtlich darzustellen. Am wenigsten geglückt scheint mir die Schilderung der menschlichen Persönlichkeit Chateaubriands, ein eigentliches „Porträt" ist nirgends versucht, es sind mit einer gewissen Absichtlichkeit nur Einzelzüge gegeben, der recht bedeutende Erdenrest, den der Dichter trug, verflüchtigt sich so. Die Beteiligung an der Politik ist übersichtlich geschildert, wenn ich auch fürchte, dass dem unbewanderten Leser über den royalistischen Parteien der Bourbonenzeit der Kopf etwas schwirren wird; am besten ist die Entwicklung der religiösen Anschauungen des Verfassers des „Geistes des Christentums" gelungen; auch die künstlerischen Verdienste des Buches liegen auf dieser Seite: sehr geschickt sind Pascals Ideen als Krönung und als Kontrast an das Ende Chateaubriandscher Gedankenreihen gestellt und damit ebenso in wirksamster Weise Kritik an dem Romantiker geübt, als dem katholischen Leser ein befriedigender Schluss geboten. Auf die literarischen Anregungen, darunter auch mittelbare deutsche, verweist das Kapitel „die Romantik und Chateaubriand". Bedauerlich ist, dass kein Nachweis über die zahlreichen und zumeist guten Illustrationen vorhanden ist. — M. Kuttner berichtet in zwei Arbeiten **(8283, 8284)** über Quellen zu Merimées „Mateo Falcone" und „Colomba"; für die deutsche Literaturgeschichte ergibt sich nebenher, dass Chamisso für die Korsische Gastfreiheit eine korsische Novelle Prof. Renuccis unmittelbar oder in der Nacherzählung eines englischen Reisenden R. Benson benutzt hat, während seinem Mateo Falcone Merimées Novelle zugrunde liegt. — Auch in allgemein gehaltenen Artikeln wird des Dichters, dessen hundertster Geburtstag in das Jahr 1903 fällt, gedacht, während dem Jubilar des vorigen Jahres, V. Hugo, noch einige Nachkömmlinge gelten. — H. Benzmann referiert mit sehr reichen Proben über neuere A. de Musset-Literatur **(8294)**. — P. Wiegand feiert in verwickeltem Stil Stendhal als Vorläufer modernsten Empfindens **(8303)**, V. Wall **(8307)** bespricht anerkennend die neue Ausgabe Beyles im Verlage E. Diederichs. Mir liegen nur die beiden ersten Bände (Rot und Schwarz. Leipzig. 1901. XX, 400 S. 447 S. M. 6,00) vor. Die Übersetzung von F. von Oppeln-Bronikowski kann fast durchweg gerühmt werden (wann wird aber das abscheuliche „nun wohl", „wohlan" aus den Übersetzungen französischer Schriftsteller verschwinden?), die biographische Einleitung hätte etwas sachlicher ausfallen können;

weder das Wesen Stendhals noch das des Romans sind zur klaren Darstellung gekommen. Dass Taine ein Geistesverwandter und Freund Nietzsches gewesen ist, habe ich hier zum ersten, wohl auch zum letzten Male gelesen. — Eine kleine Abhandlung über Beyle gibt W. Weigand (8302), deren Zweck, anzuregen und verstehen zu lehren, erreicht wird. Einen Versuch freilich, die französische, im Grunde doch unwissenschaftliche Art, Leben und Kunst in getrennte Abschnitte zu verweisen, aufzugeben, hat auch er nicht gemacht. — J. Zeitler begnügt sich mit einer Aphorismensammlung über sein Thema, bei der es ihm nicht so darauf ankommt, ob Vordersatz und Nachsatz einander schnurstracks widersprechen (8306). — Eine kurze und verständige Übersicht über die neuere deutsche und ausserdeutsche Stendhal-Literatur verdanken wir A. Schurig (8304). — Der Jubilar dieses Jahres ist A. Dumas, der Verfasser des Monte Christo, den denn auch die deutsche Presse gebührend würdigt. Was über den literarischen (ja nicht geistigen) Riesenbetrieb zu sagen ist, sagt kurz E. Engel (8311), der auch des einzigen literarisch bedeutenden Ereignisses in dem langen Leben des Romanfabrikanten gedenkt, jener Aufführung des „Heinrich des Dritten" am 11. Februar 1829, die, dem Sieg des „Hernani" um ein Jahr vorausgehend, dem romantischen Drama die Wege ebnete. Auch der Einflüsse des Schillerschen älteren Dramas auf die Phantasie des Franzosen ist gedacht. — Eine kurze Übersicht über die wichtigsten Namen der französischen Literatur seit 1850 gibt J. Zeitler (8316). — Zahlreich sind die grösseren Übersichten über neuere französische Literatur in den Zeitungen und Zeitschriften. Doch scheint in diesem Jahre kein Werk hervorgetreten zu sein, das von irgend einer Bedeutung für die deutsche Literatur zu werden verspräche. — Baudelaire und Verlaine helfen noch immer, unter dem Einfluss der St. Zweigschen Publikationen, die Spalten unserer Blätter zu füllen; das Interesse an den Provençalen lebt ebenfalls fort: H. Morf (8332) sucht jenseits der verbrauchten Formeln das Wesen der Mistralschen Kunst klarzumachen, indem er die „Mirèio" analysiert. Daneben ist die Kunst des Meisters der „Felibrige" gewürdigt, auch ihre Tendenzen auf Dezentralisation und Ablösung von der Hegemonie des Nordens sind berührt. — Den beiden anderen bedeutenden Vertretern der Richtung ist ein kleiner Artikel von M. J. Minckwitz (8335) gewidmet, in dem diese von dem Führer scharf unterschiedenen Individualitäten zu ihrem Recht kommen, der leidenschaftliche Th. Aubanel und der didaktische J. Roumanille. — In auffallender Zunahme ist das Interesse an G. Flaubert, der den weniger kundigen Schichten unseres Volkes in neuen Übersetzungen zugeführt wird. Vermutlich wird dann auch Balzac kommen. Sollten diese vornehmeren Werke den Geschmack an Zolas wirksamerer, aber auch brutalerer Kunst zurückdrängen, so wäre das immerhin ein Erfolg (8336). — Eine Erklärung für das unabhängige Auftreten des Motivs vom Abschiedsgeschenk eines Hündchens unter Liebenden bei Goethe und Daudet aus der Sitte des achtzehnten Jahrhunderts gibt M. Morris (8337). — Die Maupassant-Übersetzungen schreiten beide gleichmässig fort (8341, 8342). — Breiten Raum nimmt in den Besprechungen fremdländischer Literatur in diesem Jahre zum letzten Male E. Zola ein. Einen Versuch, sein Lebenswerk unter grossem Gesichtspunkte abzuschätzen, unternimmt E. Platzhoff-Lejeune (8356). Auf die Geschichte des Erfolges seiner Werke folgt eine Darstellung seiner Theorie; sein Fortschritt auf dem Boden des Realismus über Balzac hinaus wird in der Naturalisierung des Dialogs gefunden. Die Abweichungen von der wirklichen Wirklichkeit erklärt der Verfasser aus seiner italienischen Herkunft, die seine „Hemdärmeligkeit" und seine Neigung zu Hyperbeln begreiflich mache. Diese Übertreibung macht sich schon quantitativ im Umfang seiner Bücher, qualitativ in seinen Schilderungen geltend (vgl. die Selbstverbrennung). Seine grossen Fehler ergeben sich aus ihr: die unglaubliche Flüchtigkeit und Flachheit seiner psychologischen Beobachtung, seine „Vereinfachung" des Menschen, dessen Liebesleben unter besonderer Berücksichtigung der Sexualität alleinherrschend wird. Seine Grösse wird in der ganz unnaturalistischen Begabung der „visionären Phantasie" gefunden, jenem Sinn, aus der toten Natur einen einheitlichen, lebendigen, wirkenden Organismus zu machen. Also sind die Rougon-Macquart, ihrer Absicht nach beurteilt, völlig verfehlt; an die Stelle wissenschaftlicher Naturanalyse stellt sich eine Kette oft höchst gewagter Behauptungen. Für den Beurteiler bleibt nur der künstlerische Eindruck der Einzelschilderung als grosse Erinnerung. Diese Kraft sei in den letzten Werken in deutlichem Rückgang. Über die Persönlichkeit des Dichters weiss der Verfasser auffallend wenig zu geben; auch ohne Klatsch zu reproduzieren, kann man heute schon mehr aussprechen. Seine Bildungslosigkeit ist mit Recht hervorgehoben, ebenso die sehr bezeichnende Tatsache, dass er beim wiederholten Universitätsexamen an der Klippe des Deutschen und der Geschichte scheiterte. Der tretmühlenartige Betrieb seiner Schriftstellerei ist sodann betont und schliesslich das Problem seines Eingreifens in den Dreyfushandel berührt. Der Aufsatz weiss geschickt die gemischten Gefühle, die Zolas so wenig sympathische Erscheinung bei aller Grösse seines engen

Talentes horvorruft, zum Ausdruck zu bringen. — Zolas wesentliche Züge sind nicht schwer zu treffen; so sehen denn die übrigen Nachrufe diesem wohl umfangreichsten einigermassen ähnlich. Hervorheben will ich noch E. Meyer (8353), der zu den hervorgehobenen Zügen noch jenes charakteristische Element der Lehrhaftigkeit hinzufügt, das ja schon dem Angesicht des Schriftstellers sein charakteristisches Gepräge gibt. — Kurzweg den geistigen Vertreter des Proletariats sieht G. Ransohoff (8358) in ihm; die neuesten Romane glorifizieren die Zukunftsideale des Proletariats, seine ganze Anschauungsweise ist die leidenschaftliche Einseitigkeit des erregten Unterdrückten. An der Ehrlichkeit seiner Gerechtigkeitsliebe ist nicht zu zweifeln. Auch das ein sehr berechtigter Gesichtspunkt, der die eigentümliche, aristokratisch Veranlagten so peinliche Ansicht der Dinge von unten, oft aus den Augen des missvergnügten Kammerdieners, erklärt, wenn man freilich diesen Proletarier höchstens als Wahlproletarier oder Proletarier aus Instinkt in Anspruch nehmen darf; und das kann man auf alle Fälle mit mehr Recht, wie ihn als Vertreter der Bourgeoisie hinstellen, was ja auch geschehen ist (JBL. 1902 N. 4258, S. 438). — Als charakteristisches Beispiel der Partei der unbedingten Verehrer sei H. Stümckes kurzer Nachruf genannt (8361). Es heisst unsere Zeit weit überschätzen, wenn man urteilt, dass der Dichter ihrer populären Ideale einen anderen Weg gehen werde, als diejenigen, die den breiten Massen vergangener Jahrhunderte ihre Gedankenwelt im Spiegel vorhielten, als die Lafayette und Richardson. — Um nicht einseitig zu erscheinen, will ich auch eine Rezension von S. S. nennen (8367), in der der Evangelistenroman „Wahrheit“ von imposanter „Einheit und Geschlossenheit“ gefunden wird und Zolas Köhlerglaube an die alle Übel heilende religionslose Schule wegen seines Idealismus gepriesen wird. — Unter dem Titel „Weichenwechsel“ greift G. Brandes P. Bourgets vorjährigen Roman scharf an (8368), indem er den reaktionären Charakter des Buches brandmarkt. — Über P. Loti nicht recht einig geworden ist sich O. Stauf von der March (8373). Er billigt es, dass das moderne kritische Frankreich Lotis des Poeten satt ist. „Die ewige monotone Empfindungsmalerei, die stetige, etwas kokett anmutende Melancholie, das frauenhafte Schmachten nach dem Glauben der Kinderzeit“ genügen ihm zur Erklärung; aber er findet doch trotz aller psychologischen Armut im „Mon frère Yvès“ die grossen Vorzüge Lotischer Naturschilderung, in der er als Nachfolger Bernardin de Saint Pierres und Chateaubriands erfolgreich auftritt. Zum Schluss freut er sich aber doch, dass diese reaktionäre Kunst vor Zolas Macht zurückweichen muss. Die einfache Lösung, dass Loti sich im ganzen ausgeschrieben hat, findet sich in dem kleinen Essay merkwürdigerweise nicht. — Von älteren Dramatikern ist A. Dumas (8382) das Objekt einer umfangreicheren Studie E. Dannheissers geworden, aus der hier nur der Abschnitt „Dumas und Sudermann“ interessiert. Der Verfasser streift mit einem ironischen Blick P. Lindau und H. Lubliner und lehnt B. Litzmanns Verehrung für den Dichter Sudermann verdientermassen ab. Sodann wird die enge Verwandtschaft der ersten Reihe Sudermannscher Dramen mit entsprechenden Werken des Franzosen nachgewiesen. – Als einen Nachfolger von Dumas, wenn auch einen modernisierten, schildert W. Küchler P. Hervieu (8385), gegenwärtig wohl den bedeutendsten Dramatiker Frankreichs, wenn sein Königreich wohl auch nur auf dem Recht des Einäugigen unter Blinden beruht. Auf eine kurze Charakteristik des Romanschriftstellers folgt die Kritik des Dramatikers, dessen Wesen K. aus einem starken Zusatz H. Becqueschen Wesens zur Dumasschen Grundfarbe zu erklären sucht. — E. Rostand beschäftigt noch immer die Gemüter. Der Aufsatz L. Macks ist nicht viel mehr als eine eingehende Inhaltsübersicht des Cyrano (8392). —

Wissenschaft. Das Interesse für Graf Gobineaus Lebenswerk ist wohl noch in starker Zunahme, wie nicht undeutlich die wachsende Zahl der Polemiken beweist. Seltsam berührt unter ihnen die Ola Hanssons (8394), die mit dem naiven Bekenntnis beginnt, dass der Verfasser den Namen des Franzosen zum ersten Male in einem ebenfalls gegen Gobineau gerichteten Buche (des in Deutschland ja gut bekannten E. Seillière) gelesen habe. Trotzdem fühlt sich der Verfasser gedrungen, seine junge Wissenschaft umgehend weiterzugeben. Gobineaus ziemlich zahlreiche schwache Seiten werden an der Hand Seillières blossgelegt; aber H. verfällt wie Seillière sofort ins andere Extrem, wenn er Gobineau und Nietzsche physiognomisch die Abkunft von niederen Rassen von der Stirn abliest; ärgere Schlüsse hat der angebliche Normanne auch nicht gemacht, und mit ironisierenden Analysen wird man das in den Büchern Gobineaus, was schliesslich seine ersten Anhänger gewann, die frappant selbständige Ausdeutung des geschichtlichen Werdens unter ganz neuen Gesichtspunkten, vor denen man bisher die Augen verschlossen hatte, nicht beseitigen. Besser ist's, mit besonnener Kritik zu scheiden, was auf das Konto der barocken Sinnesart des Grafen zu setzen und deshalb zu übergehen, und was von seiner mutigen Anschauung mit eigenen Augen etwa zu lernen ist. — Das Interesse für Taine er-

wachte aufs neue bei der Herausgabe seiner Jugendkorrespondenz, die freilich psychologische Rätsel nicht weiter aufgab. Seine literarische Persönlichkeit und seine Produktionspsychologie — zwei ziemlich weit auseinanderliegende Gebiete — möchte J. Zeitler (8405) darstellen. Er gelangt aber nur bis zu einigen, oft wunderlich ausgedrückten Aphorismen. — Seine Briefe fanden zumeist ungünstige Beurteiler; obwohl die Herausgeberin ausdrücklich darauf hingewiesen hatte, dass auf seinen Wunsch alles Intime fortgelassen sei, wird ihr trockener Ton zumeist hart beurteilt. Ihren biographischen Gehalt excerpiert W. von Wurzbach (8409). — E. Renans philosophisches Drama sucht K. Strecker lebendig zu machen, ohne dass ihm eine Bühnenwirkung gelang (8413). — G. Paris' Tod rief eine grosse Anzahl von Nekrologen hervor, die indessen für unser Kapitel eine geringe Ausbeute bieten. —

Französische Schweiz. E. Platzhoff-Lejeune behandelt eine grosse Reihe von „westschweizerischen Schriftstellern" (wie man jetzt in der Schweiz — freilich, soviel ich sehe, nur in der deutschen — gern sagt, um die Vorstellung einer Schweizer Nation zu erwecken), von denen vorläufig keiner für Deutschland von besonderer Bedeutung ist (8419). —

Englische Literatur. J. Zeitler gibt in Auszügen aus Taines englischer Literaturgeschichte Varietäten des Dichtertypus (8405), ohne übrigens zu des Franzosen höchst individuellen Wertungen eigentlich Stellung zu nehmen. — Auf älteste literarische Beziehungen Deutschlands zu England weist ein interessanter Artikel E. Flügels (References to the English Language in the German Litterature of the first Half of the Sixteenth Century: Modern Philology I, S. 19—20, vgl. 6498), der das Vorkommen englischer Worte in deutschen Büchern der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts nachweist. Als erster zeigt sich Luther gut über englische Verhältnisse orientiert; weilten doch in Wittenberg Engländer wie Robert Barnes (1528—31 und öfter), der Frau Katharina sein Deutsch verdankte, und Schotten wie Alasius, der Luther einen recht schlechten Eindruck vom schottischen Charakter hinterlassen haben muss. Schon Luther erwähnt die Verwandtschaft des Englischen mit dem Deutschen, was S. Münster in seiner Kosmographie (seit 1545) ausführlicher erörtert und belegt. In der Schweiz weilten ja nicht wenige flüchtige Engländer. In K. Gessners berühmtem „Mithridates" (1555) sind diese Beziehungen zum ersten Male klar formuliert. Damals waren auf deutschem Boden, und zwar in einer Kölner Ausgabe Bedas, schon die ersten angelsächsischen Werke gedruckt worden. — Ein Buch über die englischen Komödianten legt E. Herz (8428, vgl. 6124) vor, das an anderer Stelle ausführlicher gewürdigt wird. Hier sei nur hervorgehoben, dass H.s als Erweiterung von Creizenachs älterer Publikation gedachte Schrift sich mehr durch ihre Übersichtlichkeit, als gerade durch Vollständigkeit auszeichnet. — Facharbeiten englischer Philologen wie deutscher Anglisten können hier nicht besprochen werden, doch wird im kommenden Jahr über R. Schoenwerths Buch (8433) noch zu reden sein. —

W. Shakespeare. Aus der umfangreichen deutschen Shakespeare-Literatur sei zunächst R. Hessens Leben des Dichters herausgehoben (8446), da es sich offenbar an das grössere Publikum wendet und ihm die menschliche Persönlichkeit des grossen Dichters vermitteln will. Was über die Stücke gesagt wird, verzettelt sich in Einzelkritik und Einzeldarstellung. Durchaus den breitesten Raum nimmt das Leben des Dichters ein, neben ihm hat nur die Zeitgeschichte Platz, die freilich höchst individuell behandelt ist. Eine Renaissanceerscheinung wie die Königin Elisabeth wird von Gesichtspunkten aus verurteilt, die für sie gar nicht in Betracht kommen. Die Skizze der englischen Literatur und Bühne der Shakespeare-Zeit ist recht lückenhaft und unvollkommen — bleibt das Biographische. Das Material ist sorgfältig verarbeitet, doch sucht der Dichter über den positiven Bestand hinauszugelangen, um ein Bild des Menschen zu geben. Ich glaube: vergeblich. Den Schmerz um den Tod eines Söhnchens kann aus den Dramen nur herauslesen, wer eben weiss, dass Shakespeare ein Kind verloren hat: der Dichter, welcher seine Seele in die eines achtzehnjährigen Mädchens, das in erster Liebe aufflammt, ebensogut verwandeln kann, als in die des greisen, wahnsinnigen, von seinen Kindern ins Unwetter und in die Wildnis gejagten Königs, bedarf nicht der erlebten Anregung; sein Ton ist echt von Natur, nicht als Resonanz; es ist ein hoffnungsloses Unternehmen, aus dem Dichten Shakespeares auf das Leben Shakespeares zurückschliessen zu wollen. Und aus dem entschiedenen wirtschaftlichen Talent des Menschen Shakespeare folgt eben auch nichts anderes, als dass er es besessen, nicht weniger als so ganz anders organisierte Geister wie Goethe und gar Voltaire. Es wird also wohl in der Shakespeare-Biographie dabei bleiben, dass wir ein lückenhaftes und dazu stark kommerziell gefärbtes Bild seines äusseren Lebensganges neben eine Darstellung seiner „Weltanschauung" werden stellen müssen, wozu wir eine Geschichte seiner Formen und ihrer Vorgänger geben können. Eine Möglichkeit, diese Teile zu verschmelzen, sehe

ich nicht, und H. ist sie gewisslich nicht geglückt. — J. Kohler (8449) hat sich die interessante Aufgabe gestellt, die Verbrecher bei Shakespeare als „Typen“ zu betrachten. Er legt dabei ein Schema des Verbrechertums zugrunde, das aufgebaut ist auf die Teilung in „Verbrecher mit sozialem Wesen“ und in „Gewissenlose Verbrecher“ (moral insanity). Den letzteren gehören Edmund, Jago, Cade an, die erste, reicher gegliederte Gruppe, unterscheidet Leidenschaftsverbrecher (aus egoistischen Trieben: Macbeth, Staatsstreichverbrecher Richard III.; aus altruistischen Trieben, Fanatiker: Brutus und Cassius) und Gelegenheitsverbrecher: Othello. Die von Begeisterung für Shakespeares unvergleichliches Genie getragene Darstellung ist überall fesselnd; ob immer zwingend, ist kaum zu bejahen. Es ist doch schliesslich nur eine Betrachtung von einer Seite, und man möchte zweifeln, ob von der Seite Shakespeares — aber das, was für das Buch einnimmt, ist, dass des Dichters Gestalten hier als lebende Wesen behandelt werden, über die man urteilen kann, nicht als Geschöpfe des Dichters, über die er schon selbst das Urteil fertig hat und dem Publikum nun aufdrängen will. — Von F. Th. Vischers Shakespeare-Vorträgen ist der fünfte Band erschienen (8455). Was sie leisten, und wo sie versagen, steht ja längst fest: der literarhistorisch-wissenschaftliche Ertrag ist gering und wird im Fortschreiten der Veröffentlichung immer geringer, Analysen und Zitate werden umfangreicher. „Heinrich VI.“ enthält noch erzählende Teile, „Richard III.“ ist der Abdruck des geglätteten und modifizierten Schlegelschen Textes mit angehängten Bemerkungen, „Heinrich VIII.“ eine kurze Besprechung des Stückes. Dieser Band ist selbst mit den sonst bei V. nie fehlenden geistreichen Bemerkungen recht dürftig ausgestattet. — Die Rezensenten sprechen sich zumeist in diesem Sinne aus. Hier sei nur darauf hingewiesen, dass die Besprechung von R. Fischer (8454) sich auf Conrads Schulausgabe des Macbeth nach dem Text Vischers bezieht. — M. J. Wolffs „Studien und Aufsätze“ (8457) seien hier genannt, da der Verfasser sie „weder für englische Philologen noch für Shakespeareforscher bestimmt“, sondern für „alle, die ein über das Mass einer kurzen Biographie hinausgehendes Interesse an dem Werk und der Person des Dichters nehmen“. Das Buch enthält viel sorgfältige Arbeit in klarer Sprache und könnte wohl weitere Kreise zu tieferer Beschäftigung mit der Literatur anregen, wenn es ihnen nur in die Hände käme. Zu loben ist deshalb die liebevolle Würdigung, die Shakespeares Sonette finden, wenn auch die Erörterungen über die Abfassungszeit etwas breit geraten sind, und eine Geschichte seines Verhältnisses zu seiner dunklen Schönheit trotz allem, was dagegen spricht, versucht wird (S. 53); dafür sind die Gedichte an den Freund und über den Konflikt der Liebe ganz ins Gebiet der Phantasie verwiesen, die den hohen Protektor in einen jugendlichen Freund verwandelt habe. Die Poesie der Sonette kommt dabei leider zu kurz, ebenso wie bei der Behandlung der Frage des Empfängers, die zugunsten Southamptons entschieden wird. Der rivalisierende Poet ist Marlowe, die dunkle Lady unbekannt. Eine Vorliebe, das Abgelegene seinen Lesern nahezubringen, zeichnet das Buch überhaupt aus: Cymbeline und Troilus und Cressida werden einsichtig, wenn auch stark hypothetisch, erläutert. Die Parallele „Brutus und Hamlet“ ist geistreich, hebt aber Brutus zu sehr und scheint mir den Gegensatz zwischen dem Dogmenfanatiker und dem allzu frei über den Forderungen des Tages schwebenden Denker zu verwischen geeignet zu sein. Ein umfangreicher Aufsatz gilt „Romeo und Julia bei Shakespeare, Goethe und Lopa de Vega“. Hier spricht eine zu starke Abneigung gegen den Klassizismus, die auch missbilligende Seitenblicke auf Tasso und Iphigenie nicht unterdrücken kann, wenn sie sich mit Recht gegen Goethes melodramatisierende Verunstaltung und Verwässerung des Romeo wendet. Goethe ist überhaupt verkannt: dass Egmont Führer der niederländischen Bewegung sei, ist falsch, wie alle darauf gebauten Folgerungen, und die Tendenz, das Publikum in seiner Freude am Rohen und Plumpen nicht von der Bühne her zu unterstützen, gründlich verkannt. Goethe hielt eben das Publikum noch nicht für reif genug und fürchtete, man würde nicht das Kunstwerk als Ganzes auffassen, sondern sich an das der breiten Masse Naheliegende halten, wie er das in der Sturm- und Drangzeit schaudernd miterlebt hatte. Entschuldigt kann damit freilich nicht alles in dieser in schwächsten Stunden entstandenen Bearbeitung werden. Weitere Abschnitte behandeln „Mann und Weib“ und „Shakespeare als Schauspieler“, in dem natürlich nur die Lage des Standes erörtert werden konnte. „Shakespeare als Dichter“ sucht auf dem Wege vergleichender Betrachtung eine Bestimmung des Shakespeareschen Genies. Auch hier scheinen mir die anderen Dichter nicht immer scharf genug gesehen, so dass das Bild sich verschiebt: „Dantes Dichtung ist gross durch den hohen Idealismus, mit dem sie die Menschheit zum Unendlichen emporhebt“, als Gesamturteil über den Florentiner, ist zum mindesten einseitig, und ich glaube nicht, dass W. hier die bedeutendste Seite gesehen hat. Ebenso ist die Auffassung Goethes allzusehr auf die Spitze getrieben, in seinen Dramen und Werken viel zu viel „Idee“ gesucht, um den Gegensatz gegen

Shakespeare herauszubringen. Aber trotz allen Widerspruchs sei wiederholt, dass W.s Aufsatzreihe wertvolle Anregungen reichlich enthält, auch für den Literarhistoriker, den er unter seinen Lesern sich nicht gewünscht hat. — Die Einzelstudien sind in den meisten Fällen für unser Thema unergiebig, auch wird man es verstehen, wenn ich auf die Schriften zur Bacon-Theorie, wo E. Engels zahlreiche Widerlegungen (**8484—87**) die Gegner schon quantitativ erdrücken, nicht eingehe. Doch sei auch in diesem Jahr ein charakteristischer Beweis der Lebendigkeit Shakespearescher Gestalten angeführt: sie allein teilen das Glück mit historischen Personen, von Zeit zu Zeit Retter zu finden. Diesmal ist's die widerborstige Käthe, der in H. Jacobson ein posthumer Verehrer ersteht (**8466**). Der erste Teil liest sich ungefähr wie das Plaidoyer eines Staatsanwalts, der Petrucchio des Mordes an seiner Gattin anklagt. Aus dem Vorleben werden alle Beweise zusammengetragen, die ihn als fähig jedes Verbrechens zeigen. Im zweiten Teil sucht der Verfasser diese neue Anschauung, nach der Käthchen die erste nach sittlicher Freiheit strebende moderne Frau darstellt, historisch zu erhärten, hauptsächlich aus der Fortsetzung des Stückes durch Fletcher, der doch nur ein lustiges Gegenspiel gab: nachdem die Männer ihren Spass gehabt hatten, sollten ihn auch die Frauen einmal haben! Teil III möchte die Wurzeln der neuen Auffassung der Frauenrechte bei Shakespeare psychologisch begründen, wobei dem Grossmeister dieser Erklärungskunst G. Brandes mit seiner ganz unhaltbaren Sonett-Theorie bedingungslos Gefolgschaft geleistet wird. Die blonde Mary Fitton ist die schwarze Dame und der Earl of Pembroke der Freund. Als nun dieser die ehemalige Geliebte verliess, floss der ganze Schmerz um ein Frauenschicksal in sein Stück über. Was von dieser ganzen Interpretationsweise, die doch nur auf dem Erstaunen aufgebaut ist, dass bei Shakespeare kaum jemals einer ganz unrecht hat, zu halten sei, habe ich schon im vorigen Jahre ausgesprochen; die Monographie, die Calibans Recht an Prosperos Insel beweisen wird, werden wir aber trotz allen vorbeugenden Widerspruchs auch noch erhalten. Hier sei nur so ausführlich auf das Buch hingewiesen, da es als Musterbeispiel gelten kann, wie man Shakespeare nicht erklären soll. — In einigen Punkten, in der engen Verknüpfung des Dichterlebens mit seinen Werken, ist der vorhergenannten Schrift verwandt die Novelle von A. Freiherrn von Berger „Wie das Wintermärchen entstand" (**8563**), die allerdings nur den Anspruch macht, „Dichtung und Wahrheit" zu sein. Mehr wird der kritische Leser auch nicht sagen können, als: „es wäre hübsch, wenn es so gewesen wäre!" — R. Kohlrauschs Aufsatz (**8508**) ist den Stätten gewidmet, an denen der historisch-mythische Coriolan wirkte, und hat mit Shakespeare nichts zu tun. — Von den Hamletartikeln gehört nur der von A. Fresenius (**8515**) hierher, der über die wohl älteste deutsche metrische Übersetzung des grossen Hamletmonologs durch Moses Mendelssohn in der Abhandlung „Über das Erhabene und Naive in den schönen Wissenschaften" berichtet. Er bringt die ganz gewandte Jambenübersetzung zum Abdruck, ebenso Lessings Prosawiedergabe des gleichen Monologs für die Hamburger Bühne. — Zu Romeo und Julie sei allgemeinen Interesses halber auf R. Davidsohns, des Geschichtschreibers der Stadt Florenz, Aufsatz hingewiesen (**8554**), in dem gezeigt wird, dass die Montague zwar eine Veroneser Familie, die Capulet aber eine Cremonenser Partei gewesen sind, die niemals etwas miteinander zu schaffen gehabt haben, ausser dass sie bei Dante beide als verfallend nebeneinander genannt sind. — Für unseren Abschnitt wichtig ist die mit zunehmender Heftigkeit geführte Fehde um die Übersetzung A. W. Schlegels. H. Conrad und R. Genée sind darüber in eine heftige Kontroverse geraten, die sich hauptsächlich auf dem Boden der AZg. abspielte (**8491, 8492**), aber auch darüber hinaus Wellen aufwarf. — H. Conrad hat auch sonst mehrfach das Wort ergriffen, so im Shakespeare-Jahrbuch (**8441**, S. 179—201). Hier sind seine Einwände folgende: sinnlose Textstellen sind bei A. W. Schlegel zu streichen oder zu bessern, Anakoluthe seien bei dem englischen Dichter seltener als beim Übersetzer, des deutschen Dichters Metrik sei zu glatt. — Auf letzteren Punkt, wo er entschieden im Unrecht ist, versteift er sich auch in den PrJbb. (**8496**). Wie deutsche Jamben sein müssen, hat nun A. W. Schlegel wirklich gewusst, und dass das deutsche Ohr nach Tasso und Iphigenie Dissonanzen unvergleichlich stärker empfindet, als das englische nach Marlowestücken, ist eigentlich selbstverständlich. Viel Freunde hat denn auch im ganzen C. bei seinem Vorstoss nicht gefunden. —

Achtzehntes Jahrhundert. Die für unser Gebiet wichtige Arbeit von Hertha Sollas (**8574**) war mir noch nicht zugänglich. — Von anderen kommt hier G. Herzfelds Aufsatz (**8575a**) über die Quelle von M. G. Lewis „The Monk" in Betracht, da der Verfasser darin nachzuweisen sucht, dass weniger die von Lewis namhaft gemachten Vorbilder massgebend gewesen sind, als der von Grillparzers Ahnfrau her berufene Schauerroman: „Die blutende Gestalt mit Dolch und Lampe . . ." Das würde einen Erfolg dieses obskuren Werkes auf dem Gebiete der

Weltliteratur bedeuten, von dem sich der Verfasser schwerlich hat träumen lassen. — Sonstige Ingredienzen des englischen Gebräus zählt O. Ritter (8575) auf, der auch die Nachwirkungen auf deutschem Boden mustert. — Über Ossians recht primitive Lebensanschauung berichtet H. Jellinghaus (8580), der übrigens in der Annahme der Echtheit der Lieder sehr weit geht. Auf Vergleichung mit der Weltanschauung anderer primitiver Völker lässt sich der Verfasser nur gelegentlich ein, um die Möglichkeit dieses götterlosen schottischen Himmels zu erklären. Bei der grossen Bedeutung des Dichters für das achtzehnte Jahrhundert sind diese Erörterungen, die, mit umfangreichen Zitaten ausgestattet, das Material bequem zur Hand legen, immerhin von Wert. — Von R. Tombos Untersuchung über Ossian in Deutschland (8581) liegen die zwei ersten Abschnitte, die eine sorgfältige Bibliographie und den einleitenden Abschnitt „Klopstock und die Barden“ umfassen, vor. Sehr viel Neues kann natürlich hier noch nicht gebracht werden, doch rückt Gerstenbergs anfangs zweifelnde Stellung gegenüber Macphersons Umdichtung in ein neues Licht. — Da für Th. Chatterton, den Dichter, in Deutschland mindestens ein stoffgeschichtliches Interesse besteht, so sei hier auf Marie Gotheins nüchtern Wahrheit und Phantasie scheidende Arbeit (8586) hingewiesen. —

Neunzehntes Jahrhundert. Das Problem des Byronschen Lebens beschäftigt dauernd deutsche Literarhistoriker und Journalisten. Für erstere ist die Feststellung L. Fuhrmanns (8593) von Interesse, wie gering die Zahl deutscher Bücher gewesen ist, die Lord Byron, sonst ein eifriger Leser, in seiner Jugend gekannt hat. Kaum ein Dutzend kommen zusammen. — F. Melchiors Schrift (8602) konnte ich noch nicht erlangen, sie wird das nächste Mal zu besprechen sein. A. von Barabás (8597) zeigt nur, wie wenig Einfälle nutzen, wenn sie nicht vom Urteil überwacht werden. Der gute Madách erscheint hier als titanischer Geistesverwandter („nicht etwa kleinerer“) von Goethe. — Eine Untersuchung über den Einfluss Byrons auf Grillparzers „Ein treuer Diener seines Herrn“ lieferte L. Wyplel (8604). — R. Sprenger macht auf eine wohl mehr als zufällige Ähnlichkeit zwischen der Schilderung des sterbenden Galliers im Childe Harold IV und Geibels germanischer Schildwache im „Tod des Tiberius“ aufmerksam (8611). — In der bekannten Hendelschen Sammlung erschienen nun auch eine Reihe von Übersetzungen A. Neidhardts (8609—8616); bei Gelegenheit der vorjährigen Publikation des Hesseschen Verlages (8608) untersucht G. Herzfeld in objektiver Weise den Wert der Böttgerschen Arbeiten, mit dem Ergebnis, dass sie von der Lyrik über den Epen hin zu den Dramen sich ständig verbesserten. — Eine amerikanische Dissertation über den Einfluss Deutscher auf Coleridge (8620) blieb mir unzugänglich. — Eine Dissertation von M. Wolf behandelt die Quellen W. Scotts für Kenilworth, zunächst natürlich die historischen (8623), doch weist der Verfasser im Weitergehn auch auf Seni im „Wallenstein“ und auf Wieland den Schmied, der in dem englischen Roman eine seltsame Auferstehung feierte. An der Hand von L. K. Roesels älterer Arbeit zeigt W. noch die Entlehnung aus Egmont, auf die Goethe selbst schon Eckermann hingewiesen hatte. — Weniger Rücksicht auf deutsche Vorgänger Scotts nimmt A. Siebert (8624) in seinen Untersuchungen zu Waverley, obschon in diesem Erstlingsroman manche später verwischte Beziehung noch klar am Tage liegt. Die englischen Vorbilder sind eingehend gewürdigt; man darf aber nie vergessen, dass dies romantisch-historische Abenteuerromane waren, die das historische Genre diskreditierten, während Götz und Wallenstein Kunstwerke sind, die die Möglichkeit halbrealistischer Behandlung historischer Stoffe dartaten. —

Jüngere Gruppe. Da Jerome K. Jerome neuerdings einen Streifzug auf deutsches Gebiet unternommen hat, wird er nicht erstaunt sein, dass man sich auch in Deutschland mit ihm befasst. M. Meyerfeld (8631) sieht in seinen hohen Auflagen nur ein interessantes Kapitel einer Psychologie des Erfolges, zu der er einen Beitrag liefern möchte, indem er ihren Gründen bei einer Reihe von Schriftstellern nachgeht. Als literarische Grösse kann er den beim romanlesenden Publikum, auch Deutschlands, so beliebten Humoristen in keiner Weise anerkennen. — Vom englischen Theater wissen die Referenten nicht allzuviel Erbauliches zu berichten. Doch tritt von den Dramatikern der Gegenwart B. Shaw, der Ire, immer ausschliesslicher in den Vordergrund. — O. Wilde bleibt der Liebling der Schreibenden auch in diesem Jahr. In diesem Sinne charakteristisch ist F. Bleis Charakteristik des Dichters, als des idealen Dandys, den die englische Gesellschaft — nach seiner Meinung gemordet hat, weil sie seiner müde war (8648). — F. P. Greve möchte in einem Essay „die Wege zeigen, wie man Wilde als ein Problem behandeln könnte“ (8647). Er gibt eine ganz kurze biographische Skizze und eine Analyse der Hauptwerke; daneben seine (ziemlich einfache) Kunsttheorie und einen Versuch, ihn literarhistorisch anzuknüpfen; die Verbindung mit den Präraphaeliten scheint mir in der Art, wie G. sie versucht, missglückt. An Stelle dieser Seiten wäre eine kurze

Skizze des Baudelairismus Wildes unterrichtender gewesen. Der Verfasser klagt, dass wir im Deutschen keine Kunstprosa besässen. Wir haben schon eine; wer aber von Wilde einen Satz schreiben kann, wie „Er war kein erstklassiger Künstler", wird sie schwerlich erkennen. — Dem Ruhm folgen die Übersetzungen, von denen uns rührige Verleger eine reiche Fülle vorlegen; die Theater beeilen sich auch, seine Lustspiele vorzuführen, neben dem wirklichen Kunstwerke, der „Salome" **(8666)**, die der Zeit natürlich zusagt. —

Wissenschaft. Von dem lebhaften Interesse für die abgelaufene ethisch-ästhetische Bewegung in England ist auch Carlyle mit emporgetragen worden, wie eine Reihe von Übersetzungen zeigen. In der Hauptsache gilt es jedoch J. Ruskin, dessen Selbstbiographie zugleich in zwei Übersetzungen vorgelegt wird, von denen mir nur die vollständige von Anna Henschke zu Gesicht gekommen ist **(8696a)**. Sie ist durchaus zu loben, nur würden etwas umfangreichere Erläuterungen des seltsamen und fragmentarischen Textes der Verbreitung des Buches ebenso genützt haben, wie eine kurze Übersicht der recht verzwickten Verwandtschaftsverhältnisse. — Von den sonstigen Arbeiten scheint mir Marie Gotheins Aufsatz **(8691)** beachtenswert, in dem die Verfasserin im Anschluss an Charlotte Broichers Buch **(8695)** und die lebhaft getadelte Scheinübersetzung der „Modernen Maler" den Entwicklungsgang seiner sozialen Anschauungen in wirksamer Parallele zu Carlyle zeichnet. Die Frage, warum wohl der englische Kunsttheoretiker so spät in Deutschland bekannt geworden sei, wird richtig dahin beantwortet, dass die deutsche Kunst gerade mit der Abstreifung von Anschauungen beschäftigt gewesen sei, die den Zweck des Kunstwerks ausserhalb desselben suchten. So habe man kein Verständnis für Ruskins Ethisierung der Kunst haben können. Die deutsche Ruskin-Literatur ist hier kurz besprochen. —

Amerikanische Literatur. Der für Literaturvergleichung allezeit ergiebige Longfellow veranlasst Jenny Wieruszowski zu einer kurzen Betrachtung seines „Armen Heinrich", der „Goldenen Legende" **(8700a)**. — Poe hat mit seiner Übersetzung Einzug in Deutschland gehalten und findet nicht geringe Beachtung. L. P. Betz untersucht sein Vordringen in Deutschland **(8701)**. Als seinen Vorboten sieht er Ch. Baudelaire an, wobei er bemerkt, es sei eine gewöhnliche Erscheinung bei der Verbreitung ausländischer Literatur, dass ein Vermittler eines dritten Volkes sich zwischen den unmittelbaren Austausch geistiger Güter schiebt. In Deutschland habe F. Spielhagen zuerst für den grossen Amerikaner Propaganda gemacht und sei der alten Liebe treu geblieben. 1865 gab er Proben in seinen „Amerikanischen Gedichten". Das erste Gedicht übersetzte eine Frau von Hohenhausen (Ende der vierziger Jahre im Magazin), es folgt Strodtmann, seitdem tat sich Hedwig Lachmann hervor. Von Literarhistorikern nennt der Verfasser Ed. Engel, K. Bleibtreu, P. Heyse, E. Stern. Eigentliche Wirkung vermochte der Dichter freilich erst auf die Modernsten auszuüben. Als Zeugen werden V. Charbonnel (Les mystiques dans la littérature présente) und R. Kassner (Die Mystik, der Künstler und das Leben) aufgerufen. — Den breitesten Raum nehmen Erörterungen über Emerson ein, die sich zumeist an H. Conrads im ganzen wohlgelungene Übersetzung, die Diederichs' Verlag mit gewohnter Gediegenheit ausstattete **(8731)**, anschliessen. — Mit Fragen, die auch die deutsche Literatur angehn, beschäftigt sich von den angeführten Arbeiten vor allem C. Thomas **(8729a)**, der bereits oben behandelt ist, und M. Cornicelius **(8715)**, der die Einführung Emersons in Deutschland betrachtet. —

Belgien. Von den Maeterlinck betreffenden zahlreichen Studien sei hier F. Poppenbergs erneuerten Essays gedacht **(8741)**, in dem die Maeterlinck-Stimmung ausgezeichnet zum Ausdruck kommt. — Daneben fallen des Maeterlinck-Übersetzers F. von Oppeln-Bronikowskis Inhaltsangaben **(8756)** einigermassen ab. — E. Zabels Plauderei über den belgischen Dichter **(8758)** sei erwähnt, weil sie von persönlichen Erinnerungen ausgeht. — Die Übersetzung seiner Werke bei Diederichs brachte im laufenden Jahre das neue Drama „Joyzelle", in dem auch die besten Freunde des Verfassers kaum einen Funken seiner Kunst fanden **(8762)**. — Der Erfolg Monna Vannas veranlasste die Aufnahme älterer Stücke in den Spielplan unserer grossen Theater. Zunächst brachte Reinhardts Bühne „Pelleas und Melisande" in prächtiger Ausstattung mit gutem Erfolge **(8763)**, wenn man auch noch nicht sagen kann, dass der Stil für diese Kunst schon richtig gefunden ist. Vorläufig scheint man allzuoft Symbolismus durch geheimnisvolles Flüstern oder hohles Sprechen andeuten zu wollen. — F. Avenarius belehrt im Anschluss an L. Schönhoffs lobende Kritik dieser Aufführung sein Publikum über „unsere" eigene Meinung über Maeterlinck, die natürlich eine ganz andere ist **(8764)**. — Die im ganzen herzlich unergiebige Diskussion über „Monna Vanna" geht dabei fort. Originell erschien mir nur W. Schäfer **(8765)**, der in dem Drama, das er für Maeterlincks bedeutendstes Werk hält, schon eine neue „Freskokunst" entstehen sieht, die bisher

leider gefehlt habe. — H. Meyer-Benfey beschäftigt sich mit dem ethischen Problem (8770), das er mit zwingender Logik gelöst sieht, einschliesslich der Effekte des letzten Aktes mit ihrer Theaterei. — Das Steigen des Ansehens dieses Dichters hat ältere Geistesverwandte mit emporgehoben, wie G. Rodenbach (8779), dessen Hauptwerk nunmehr verdeutscht ist. — J. K. Huysmans verliert dagegen beständig in den Augen seiner ursprünglichen Freunde (8781), da seine Romane in beängstigender Weise an Langweiligkeit zunehmen. Einer der älteren ist dagegen in die etwas bedenkliche Gesellschaft der „kulturhistorischen Liebhaberbibliothek" geraten (8783). —

Holländische Literatur. Das Interesse an der stammverwandten Literatur der Holländer wird lebendig erhalten durch Übersetzer und Darsteller, ohne dass, soweit ich es übersehe, in diesem Jahre Bedeutsames hervorgetreten wäre. H. Heyermans' neuere Stücke haben, nachdem das Erstaunen über die seltene Fähigkeit zur Kleinmalerei nachgelassen hat, wegen der Gewaltsamkeit ihrer Mittel viel an Bewunderung verloren. So verurteilt M. Acher (8794) das „Ghetto" in scharfen Worten, da der Verfasser „den Geist und Sinn des Ghettos" nicht kenne. —

Italienische Literatur. Wie zu erwarten, hat die lebendige Übersetzertätigkeit der Gegenwart sich auch der italienischen Renaissance zugewendet, wobei freilich jedes Verzeichnis dieser Übersetzungen zeigt, dass es nicht ausschliesslich Begeisterung für die Zeit als einer grossen Epoche der Menschheit ist, die Schriftsteller und Verleger sich rüsten hiess, sondern auch Rücksicht auf Allzumenschliches im kaufenden Publikum. Hervorgehoben seien hier, freilich nicht in dem bezeichneten Sinne, die formgewandten Wiedergaben nach Petrarca von J. Kohler (8798a), die sich würdig der nicht geringen Zahl von Übertragungen anschliessen, mit denen in den letzten Jahren die bedeutendsten Sonettisten aller Zeiten und Völker bedacht worden sind. — Über Benutzung italienischer Vorbilder durch Lessing wird besser an anderer Stelle geurteilt werden können (8805). — G. Sacerdote (8852) stellt in anregender Form dar, wie sich Carducci zum Nationaldichter des Italiens der achtziger Jahre entwickelt hat. Auch für unser engeres Gebiet fällt dabei einiges ab: Heine und Carducci werden konfrontiert, V. Hugos und A. Barbiers bedeutender Einfluss werden nachgewiesen; späterhin gewinnt das lebendigere Naturgefühl der deutschen Kunst Einfluss auf den Dichter, der als reinster Klassizist begonnen hatte. Eingelegt ist ein kurzer Abschnitt über die Entstehung der modernen italienischen Metrik aus der entarteten quantitierenden Poesie der Antike, um Carduccis rhythmische Neuerungen klarzumachen: auch hier folgt der Dichter, wenn auch in voller Freiheit, deutschen Vorbildern. — Die Presse und die Zeitschriften beschäftigen sich natürlich am meisten mit d'Annunzio, dessen ausserordentliche Produktivität auch die Übersetzer in Atem hält. K. Vollmöller gab seines Meisters „Francesca da Rimini" (8826), E. Guglia die „Römischen Elegien" (8822); andere streiten, ob er ein wahrer Poet oder nur ein Stellvertreter der fehlenden Poesie sei. — Ein Problem, das die deutsche Literatur angeht, behandelt N. Cantinelli (8818), indem er Gedanken des Zarathustra-Dichters verkörpert in neueren Werken des Italieners wiederfindet. —

Spanien. Seit langer Zeit ist es keinem spanischen Werk mehr gelungen, einen über die Landesgrenzen hinaus wirksamen Erfolg zu erzielen. Das wird auch schwerlich der Lyrik des von O. Hauser hochgepriesenen G. A. Bécquer (was natürlich hispanisierter Becker ist) gelingen, denn übersetzte Lyrik hat wohl noch nie überzeugend wirken können (8836). — Erwähnt sei daneben wegen seiner literarhistorischen Bedeutung ein Neudruck der Übersetzung des Lazarillo von W. Lauser (8833). —

Skandinavische Literaturen. Die Zeiten, als jedes neue aus dem Norden kommende Buch neue Offenbarungen zu bringen schien, sind abgelaufen. Von den beiden europäischen Grössen ist die eine verstummt, der anderen will's nicht mehr gelingen. Die Autoren zweiten Ranges haben ihren Ton gefunden und überraschen nicht mehr. Tiefen Eindruck hat wohl nur Selma Lagerlöfs „Jerusalem" gemacht, das nun vollständig deutsch vorliegt (8870) und die eigentümliche Kunst der Schriftstellerin in reinster Ausprägung zeigt. Sie ist wohl die eindringlichste Schilderin grosser Natur- oder Seelenvorgänge, die Schweden hervorgebracht hat, und sie hat sich für sie einen eigenen, die Dinge bei aller Deutlichkeit seltsam in die Ferne rückenden Stil erfunden. —

Allgemeines. Lulu von Strauss und Torney möchte auf wenigen Seiten die „nordischen Literaturen" von Russland bis Norwegen in ihrer Beziehung auf deutsches Geistesleben mustern (8842). Das wäre nur in grössten Linien möglich; da sich die Verfasserin statt dessen in Schilderungen von Individualitäten verliert, kommt kein rechtes Bild zustande. — „Dänemark in der deutschen Literatur" ist das erste Kapitel von A. Langguths Buch über den Hainbundgenossen Ch. Esmarch überschrieben (8843). Die Biographie geht von

einer Schilderung der literarischen Stellung der Bernstorffs und der dänischen Könige zu den deutschen Dichtern und Schriftstellern aus, um aber bald dem Göttinger Bund sich zuzuwenden und nur noch gelegentlich, nicht prinzipiell, die späteren Schicksale der deutschen Dichter zu streifen, die ihr Los mit dem der dänischen Monarchie verknüpft haben. — Von den neuen Bänden der Gesammelten Werke von G. Brandes war mir vorläufig nur der vierte zugänglich (**8844**) (der zweite ist bereits JBL. 1902 N. 4431a, S. 445 besprochen), dessen erste Hälfte den dritten Teil der skandinavischen Persönlichkeiten, anhebend mit J. P. Jacobsen, enthält. Wenn man das für unseren Abschnitt Wichtige aus den Charakteristiken dieses Bandes kurz zusammenfassen will, so wird man hier, im Gegensatz zum ersten, die nordischen Völker als gelehrige Schüler ihrer älteren Landsleute, vor allem aber der Franzosen finden; sehr bezeichnend ist dafür Jacobsens Bekenntnisbrief über seine literarischen Ideale (2. Mai 1877), in dem übrigens interessanterweise neben Flaubert auch Beyle genannt ist. Das gleiche Interesse für Frankreich begegnet bei E. Brandes, S. Schandorph, W. Dinesen („nicht ein Tropfen deutscher Kultur in seinem Wesen") und Arne Garborg, während die deutsche Literatur diesen Schriftstellern zumeist Reminiszenz aus der Schulzeit bleibt. Das Ergebnis für unseren Abschnitt ist daher gering. — Die schwedische Lyrik zog die Augen Deutschlands bei Gelegenheit des Todes von K. Snoilsky auf sich, des hervorragenden patriotischen Dichters, dem auch G. Brandes einen Essay gewidmet hat. Mathilde von Leinburg stellt ihn neben Tegner und Runeberg als dritten Grossen in der Literatur Schwedens hin (**8850**). — In einer Übersetzung versucht M. Dauthendey den Deutschen des seltsamen Sören Kierkegaard seltsames Tagebuch eines Verführers nahe zu bringen (**8859**). — J. Lies siebzigster Geburtstag ist in Deutschland wenig beachtet worden, obwohl man im Norden seiner allerseits mit verdienter Dankbarkeit gedachte (**8862**). Das ist verwunderlich, denn neben Björnsons Bauernnovellen ist Lie gewiss der in den weiten Leserkreisen Deutschlands bekannteste nordländische Erzähler. — P. Levin sieht in ihm den echten Familiendichter im besten Sinn, aber doch nicht ohne die charakteristischen Mängel des Hauspoeten, seiner Enge und seiner Härte gegenüber den aus ihr Hinausstrebenden (**8861**). — In die Reihe der ins Deutsche Übersetzten rückte, auf einen bedeutenden Erfolg hin, plötzlich Karin Michaelis ein, deren psychologische Analysen trotz ihrer Feinheit und der Schlichtheit ihres Tones im Tiefsten packen. Die Kritik sucht sich in ihrer Weise mit der neuen Erscheinung abzufinden. Von der persönlichen Seite fasst Adele Schreiber (**8872**) Buch und Verfasserin; sie ist auch in der glücklichen Lage, eine kleine Selbstbiographie wiedergeben zu können, die sie von der Dichterin erhielt. Einen Versuch, den nicht allzu schwer erkennbaren literarischen Zusammenhang aufzudecken, aus dem ihre letzten Erzählungen stammen, hat auch sie nicht unternommen. — Der starke Bühnenerfolg Björnsons klingt noch in diesem Jahr vernehmlich nach. Unter seinem Eindruck unternahm es denn wohl auch Cläre Greverus Mjöen, Ch. Collins etwas breite und wiederholungsreiche Biographie ungekürzt ins Deutsche zu übertragen (**8883**). Das mit sehr hübschen Abbildungen, wie Porträts und Landschaften, reich ausgestattete Buch gehört überwiegend der nordischen Literaturgeschichte an. Hier sei hervorgehoben, dass die in den fünfziger und sechziger Jahren sich vollziehende Neuorientierung der skandinavischen Völker auch in Björnsons Leben deutlich hervortritt. Der Zusammenhang mit der älteren norwegischen Literatur, vor allem mit Wergeland, ist glücklich dargelegt, das Ausland bleibt fast ganz ausser Rechnung. Der erste Band reicht bis 1856, der Zeit des Durchbruchs des echten Björnson. Ein Schlusswort sucht die beiden grossen Norweger in Parallele zu stellen. — Mancherlei Übersetzungen älterer und neuerer Dramen möchten die günstige Strömung benutzen, um mit dem jüngsten Bühnenerfolge die öffentliche Meinung zu gewinnen, aber „Über unsere Kraft" beschäftigt doch noch die meisten. E. Keller (**8901**) erläutert es in einer Art populären Kommentars. Von „Land und Leuten" ausgehend, durch breite Analysen von Handlung und Menschen fortschreitend, kann das Heft wohl denen, die den berührten Menschen- und Gedankenkreisen fern stehen, ganz gut dienen, trotz mancher Missverständnisse, so des merkwürdigsten, dass Lessing in der Kunst „ein Vergnügen" gesehen habe, was in dem behaupteten Sinne natürlich ganz irrig ist. Dafür hätte der Autor aber auch nicht E. Steigers ungemein mässiges „Werden des neuen Dramas" aufschlagen sollen, sondern etwa die Hamburgische Dramaturgie Stück 77. —

H. Ibsen. Mit dem Augenblick, wo sich Ibsen vom Theater zurückzog, tritt er auch in unserem Abschnitt in die Reihe derer zurück, die nur historisch nach ihrem Einfluss auf die deutsche Literatur gewürdigt werden können. Deshalb sei hier zunächst eines bibliographisch-kritischen Versuchs von E. Wolff gedacht, in dem die deutsche Ibsen-Literatur seit 1872 gemustert ist (**8902**). Diesen Reichtum überblickend, vermag man erst recht zu empfinden, was der grosse Zweifler

den Deutschen gewesen ist. Wer getraute sich zu ermessen, in wievielen Herzen der kommenden und der gegenwärtigen Generation hier Keime gesät worden sind, die vielleicht in vollständiger Umbildung noch aufgehen werden? Neueres ist kaum hinzugekommen, abgesehen von einigen Rezensionen älterer Werke, auf die einzugehen allzuviel Raum beanspruchen würde. Ebenso seien alle die Arbeiten übersprungen, die sich mit dem Problem Ibsens und seiner Werke beschäftigen, da sie mit unserem Thema nur in loserem Zusammenhange stehen. Doch sei der Wunsch K. Eisners (8925) hervorgehoben, in der Gesamtausgabe auch die Zeitungsartikel des jugendlich-radikalen Ibsen abgedruckt zu sehen (dafür hätten nach Meinung des Rezensenten einige Rezensionen wegbleiben können!), natürlich nicht etwa, um unter dem Strich des Vorwärts die Leser mit ihnen zu erbauen, sondern um der Ibsenschen Entwicklung willen; offenbar aus denselben Gründen nimmt er den Dichter energisch gegen Schlenthers Behauptung in Schutz, dass Ibsen Preussen-Deutschlands Recht gegen Frankreich später besser gewürdigt habe. Die Schmach, Bismarcks Grösse verstanden zu haben, darf auf dem „geheimen Mitverschworenen der proletarischen Revolution" natürlich nicht sitzen bleiben. Mancher politische Journalist sollte, bevor er aus Parteiinteresse einen grossen Autor in den Parteikarren spannt, unter dem Gesichtspunkte des Tatwam Asi einmal die Rolle der Journalisten bei Ibsen studieren und E. insbesondere sich die Frage vorlegen, ob die Herausgeber nicht etwa vergeblich versucht haben, sich Ibsens frühere Arbeiten zu verschaffen, bevor er so leichtfertig kritisierte. — Von den die Literaturvergleichung berührenden Werken sei nur erwähnt, dass K. M. Brischar zwischen „Brand" und „Faust" nur Gegensätze finden kann, wobei nicht verschwiegen werden darf, dass er zumindest den Faust ganz einseitig ansieht (8931). — Den Brief über die deutsche Uraufführung von Ibsens „Gespenstern" (8934) habe ich mir nicht verschaffen können. — Die Berliner Aufführung des Peer Gynt ist natürlich nur ein interessantes Experiment gewesen, da das Publikum sich nicht recht in den Helden finden konnte (8935). — A. Garborgs „Paulus", ein Versuch, einen konsequenten Nachfolger Christi, besser noch Tolstois, auf die Bühne zu bringen, misslang, da dem Wortreichtum der Hauptperson das Interesse des Publikums nicht gewachsen war (8938). — Die Kette der Strindbergschen Schriften läuft vor unseren Augen in E. Scherings Übersetzungen rastlos vorbei (8946—8951). — Ihn gegen Ibsen auszuspielen, blieb Jacques Hegener vorbehalten (8940), da auf die Dauer das Persönliche über das weniger Persönliche siege! „Mit beinahe antiker Einfachheit und Grösse begreift er die geheimnisvolle Antipathie zwischen den Geschlechtern . . ." usw. — F. Poppenbergs Rezension (8952) gilt nicht „Rausch", sondern „Gustaph Adolph". Sie zeigt das nicht unbedeutende Wollen des Stückes, dem nur kein rechtes Ausdrucksvermögen entsprach. —

Isländische Literatur. Hier ist nicht der Ort zu einer Kritik von E. Mogks bedeutender Darstellung der norwegisch-isländischen Literatur, die in diesem Jahre als Sonderdruck nach der zweiten Auflage von Pauls Grundriss erschienen ist. Nur schweigend übergangen sollte sie nicht werden (8959). —

Russische Literatur. Seit Turgenjews Bekanntwerden hat das Interesse für unsere östlichen Nachbarn eigentlich von Jahr zu Jahr zugenommen und sich auch auf die Vorläufer ausgedehnt. Für die lebendige Literatur kommen diese freilich nicht mehr in Betracht. Für sie beginnt Russland mit Tolstoi und Dostojewski, die in einer kritischen Parallele von D. S. Mereschkowski aneinander „als Menschen und Künstler" gemessen werden (8974). Das scharfsinnige Buch, offenbar von dem Willen diktiert, neue Massstäbe für die beiden grossen Russen zu schaffen, könnte wohl auch in Deutschland zur Berichtigung des Urteils über Tolstoi beitragen. Der Verfasser sieht in Tolstoi, dem Menschen, eine Art Onkel Jeroschka (jener prächtigen Gestalt des „Kosaken"), der in heiterer Lebensfreude die Dinge nimmt, wie sie ihm entgegenkommen. Dementsprechend sieht er denn auch in seiner gegenwärtigen Lebensführung nur einen verfeinerten und gesteigerten Epikureismus, der auf alles verzichtet, was ihm innerlich nichts mehr bietet. Dieses Leben stehe in lächerlichem Kontrast zu den religiösen Forderungen des Tolstoischen Christus, und der Bruch habe sich in dem Augenblick vollzogen, als Tolstoi nicht, wie es seine Überzeugung verlangte, Besitz und Familie als heimatloser Pilger und Lehrer verliess, sondern ein nach den gewandelten Bedürfnissen seiner Natur verändertes Leben im eigenen Kreise fortsetzte. Ganz anders erscheint ihm die Einheit von Leben und Weltanschauung in Dostojewski, so oft auch die Natur bei dem zügellosen Temperament des Epileptikers durchbrach. An diesen ersten Teil schliesst sich eine feine Analyse der Kunstmittel beider Dichter, die sehr reich ist an wertvollen Einzelbeobachtungen, leider aber nur wenig mit Vergleichen verwandter Schriftsteller arbeitet, so dass das wichtige Kontrastbild zumeist fehlt und der Fortschritt dieser künstlerischen Betrachtungsweise über die anderer Schilderer nicht überall deutlich wird. Das Buch

schliesst mit einer Gegenüberstellung der beiden europäischen Grössen Russlands und einem trüben Blick auf seine literarische Gegenwart. — Neben so tiefgründigen Betrachtungen stellt sich die deutsche Tolstoi-Literatur einigermassen kläglich dar. Aufgefallen ist mir in ihr nur ein, übrigens lückenhafter und von Irrtümern keineswegs freier Aufsatz Alma von Hartmanns (8982a) durch ein Loblied auf den Wert des Fanatismus, das wohl in deutscher Sprache bisher noch nicht erklungen ist. — Die in ihrer hübschen Ausstattung so gefällige Gesamtausgabe der Tolstoischen Schriften im Verlage von Diederichs hat eine Reihe von neuen Bänden und Neuauflagen gebracht, die sich durch die gute Lesbarkeit der Übersetzung wie ihre Vorgänger auszeichnen. Sie wurde von H. Diez mit verdienter Anerkennung besprochen (8986). — Neben Tolstoi ist natürlich Gorki das Objekt zahlreicher Artikel, da ja in diesem Jahre der ungewöhnliche Erfolg des „Nachtasyl" die öffentliche Aufmerksamkeit auf diesen jüngsten Kyniker lenkte. Man ist sich in der Bewunderung des Werkes beinahe einig, und zwei Übersetzungen der gesammelten Erzählungen suchen das Wasser des Erfolges auf ihre Mühlen zu lenken. — A. Kerr widerspricht und kann mit einem geschmacklosen Wortspiel in dem russischen Menschenfreund nur einen „Dumas fils der Verwahrlausten" sehen (9010). —

Mit der polnischen Literatur beschäftigt sich ein Versuch von A. Weiss (9023), der auf eine Skizze der Schriftstellerei von A. Mickiewicz einen bibliographischen Versuch über die Übersetzungen polnischer Literatur ins Deutsche folgen lässt. —

Auf Deutschland wollen von den Literaturen anderer Völker, soweit ich sehe, nur noch zwei Übersetzungen aus dem Indischen wirken (9065, 9066), die sich beide zum Ziel gesetzt haben, Kalidasas unsterbliche Sakuntala der lebenden Bühne zu gewinnen. — J. Hertel hat ebensoviel Lob für L. von Schröders Bühnenbearbeitung, als scharfen Tadel für den gleichzeitigen Versuch M. Möllers (9067). —

Lyrik. 1902.

(JBL. 1902 IV, 2 = N. 4554—5126b.)

H. A. Krüger mit einem Nachtrag von H. Nohl.

Stoff- und Motivgeschichte. — Anthologien. — Liedersammlungen für engere Kreise. — Einzelne Dichter. — Schwäbische Romantik: Friedr. Hölderlin, E. Mörike. — Annette von Droste. — M. von Strachwitz. - Religiöse Dichtung. — Niederdeutsche Dichter: H. Allmers. — F. Hebbel. — N. Lenau. — F. Stelzhamer, A. Trabert. — Zeitgenössische Dichtung. — Jüngere Gruppe. — R. Dehmel. — G. Falke. — C. Flaischlen. — St. George. — A. Holz. — W. Holzamer, L. Jacobowski. — F. Lienhard, Frida Schanz. — Sammelrezensionen. — Volkslieder und volkstümliche Gedichte: Rabenaasstrophe, H. Harries. — J. J. Reithard. — Lyrik der Jahrhundertfeier. — Das deutsche Lied im 18. Jahrhundert, J. R. Zumsteeg, J. F. Reichardt. — Stoff- und Motivgeschichte. — G. A. Bürger. — Politische Lyrik von 1840. — A. F. Graf von Schack. — Th. Storm. — N. Lenau. — O. J. Bierbaum. — D. von Liliencron, A. Mombert. —

Zur Stoff- und Motivgeschichte liefert C. W. Peter (4566a) indirekt wohl einige Beiträge, indem er bekannte und unbekannte Lieder und Reimereien über allerlei Getier zusammenstellt und nach den Gegenständen zu ordnen sucht. Der gewählte Titel „Die Tierwelt im Lichte der Dichtung" ist jedoch unberechtigt für eine solche Anthologie, die sich wenig über das Niveau der Schulfibeln erhebt, übrigens auch in bezug auf Illustration. —

Mit einigen „neuen Anthologien deutscher und französischer Lyrik des 19. Jahrhunderts" beschäftigt sich R. Dohse (4568a) und lehnt „Die deutsche Lyrik des 19. Jahrhunderts" von Th. von Sosnosky wie vor ihm schon C. Busse und L. Weber energisch ab, da die grossen Talente, wie C. F. Meyer, Mörike, Hebbel und Keller, zu kurz gekommen sind gegenüber vielen kleineren Modegötzen. Als bessere Sammlungen erscheinen D. (und wohl mit Recht) die „Neuere deutsche Lyrik" von C. Busse und die „Deutsche Lyrik der Gegenwart seit 1850" von Ferdinand Avenarius, zwei Werke, die nur der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts gerecht zu werden suchen. — Im Auftrage und unter Mitwirkung der literarischen Kommission der Hamburgischen Lehrervereinigung zur Pflege künstlerischer Bildung hat J. Loewenberg (4569a) eine Anthologie erscheinen lassen, die sich zur besonderen Aufgabe gestellt hat, diejenigen neueren Liederdichter, die in den landläufigen Lesebüchern und Sammlungen fehlen oder zu wenig gewürdigt worden sind, „Schule und Haus", insbesondere der „reiferen Jugend" nahezubringen. Wenn der Herausgeber sich selbst und seine Freunde, z. B. Avenarius und Otto Ernst, mit je sieben Gedichten (gegenüber Heyse mit drei, Schönaich-Carolath mit zwei) zur Geltung zu bringen sucht, so teilt er diesen Mangel an Urteil mit den meisten Anthologieherausgebern. Wenn ferner gerade F. Avenarius

(4570) diese Loewenbergsche Sammlung besonders herausstreicht, so ist mit einem solchen Freundeslob, noch dazu im „Kunstwart“, der sich auf die Künste des Cliquentums sehr wohl versteht, der Wert der L.schen Anthologie keineswegs bewiesen. Auch für die rasche Verbreitung sprechen mancherlei andere Umstände stärker mit (z. B. die gute Ausstattung und der trotzdem sehr billige Preis) als gerade die Auswahl der Lieder und der Dichter, unter denen M. G. Conrad und I. Kurz zugunsten Wertvollerer hätten wegfallen können. —

Unter den Liedersammlungen für engere Kreise pflegt das Brauchbare gewöhnlich das Allbekannte, das Besondere recht oft etwas Geschmackloses zu sein. B. Maydorns (4590) „Deutscher Sang. Liederbuch für Sprachvereine“ bildet keine Ausnahme. Lieder, wie N. 74: „Das Tunkenlied“, 75: „O deutscher Sprache Reinlichkeit“, 76: „Fremdwortsklage“ und andere zeigen wieder einmal deutlich, zu welchen Verirrungen die Vereinsmeierei führen kann, mögen die Ziele eines solchen Vereins von Haus aus noch so trefflich sein. Die Angaben über Verfasser usw. sind unzulänglich, z. B. weiss M. nicht einmal, dass der berühmte „Rückblick“ („O alte Burschenherrlichkeit“) 1826 von Eugen Höfling gedichtet wurde. —

Über einzelne Dichter hat K. Th. Gaedertz (4632) anlässlich des neunundachtzigsten Geburtstages seines Oheims Heinrich Gaedertz allerlei dankenswertes Material zusammengetragen und veröffentlicht. Unter „Neues vom Vater Arndt“ sind mehrere Briefe, die als Beiträge zu einer Biographie von besonderer Wichtigkeit sein dürften. G. hat Finderglück, so entdeckte er die verloren geglaubte eigenhändige Niederschrift von Arndts berühmtem Liede „Was ist des Deutschen Vaterland?“ sowie mehrere interessante Zeichnungen und Bilder aus der Arndtschen Familie. — Durch Hoffmanns von Fallersleben (4679 und 4680) einzigen Sohn Franz ward K. Th. Gaedertz damit betraut, allerhand Neues aus Hoffmanns Nachlass mitzuteilen, insbesondere die Beziehungen des Dichters zur Familie von Meusebach aufzuhellen. Der Geheime Oberrevisionsrat Dr. Karl Hartwig Gregor Freiherr von Meusebach, den bereits Wendlers Briefwechsel mit den Gebrüdern Grimm als geistig bedeutenden Mann offenbarte, zeigt sich in den hier veröffentlichten Briefen als ein ungemein sympathischer, vornehm denkender und treuer Freund Hoffmanns. Auch die vorübergehende Neigung Hoffmanns zu der anmutigen Tochter Meusebachs, Karoline, (des Dichters „Arlikona“) und die vergebliche Werbung wird durch diese Briefe klargestellt. — Der Aufsatz von K. Th. Gaedertz (4699) über Geibels Jugendliebe, Cäcilie Wattenbach, bringt nur Ergänzungen zu des Verfassers Geibelmonographie. — Was Gaedertz endlich über Heinrich Kruse (4748) zu dessen achtzigstem Geburtstag schreibt, ist ohne Bedeutung. — Mit den Gefühlen eines begeisterten Napoleonverehrers betrachtet P. Holzhausen (4631) „Napoleons Tod im Spiegel der zeitgenössischen Presse und Dichtung“. Über ein Urteil, das nicht unbefangen von Napoleon als Gesamterscheinung, sondern von dem gestürzten und misshandelten Napoleon auf St. Helena ausgeht, wird sich streiten lassen; in der Bewertung der zeitgenössischen Gedichte auf den Tod des grossen Korsen wird man mit dem Verfasser, der fleissig gesammelt hat, übereinstimmen müssen. Von den ausserdeutschen Liedern stellt H. Manzonis Ode am höchsten, die übrigens auch Goethes lebhaften Beifall fand. Unter den Poeten deutscher Zunge ist Grillparzer dem tragischen Schicksal Napoleons am gerechtesten geworden. —

Schwäbische Romantik. Friedrich Hölderlins Schicksalslied im Hyperion, das einen Brahms wie einen Klinger schöpferisch angeregt hat, unterzieht F. Diederich (4641) einer eingehenden und feinsinnigen Analyse, die zu dem Verständnis des ebenso eigenartigen wie unglücklichen schwäbischen Dichters mancherlei beisteuert. — Seinen Landsmann Mörike vergleicht H. Ilgenstein (4646) eingehend mit Goethe. Im vornehmen Masshalten, innerhalb der „mittleren Sphäre der unmittelbaren Empfindung“, in der Vorliebe für das Idyll, für naiv realistische Frauengestalten, in einer ähnlichen Stellung zur Romantik, in der gemeinsamen Auffassung von der Kunst als einem Heiligtum findet I. eine Verwandtschaft der menschlichen und künstlerischen Natur beider, zu der eine äussere Beeinflussung Mörikes durch Goethes Werke und Weltanschauung hinzukam. Vielleicht war der Kausalnexus jedoch umgekehrt; das Übernehmen Goethescher Motive und Stoffe, das Anpassen an den Goetheschen Stil war bei Mörike bisweilen recht bewusst, wie I. im letzten Kapitel auch leise andeutet. Das dürfte den Wert des schwäbischen Dichters übrigens nur steigern, freilich nicht bis zu dem Urteil I.s: „Mörike ist der einzige deutsche Lyriker, der einen Vergleich mit Goethe wirklich bestehen kann.“ Auch seine Anschauungen über die Romantik wird I. revidieren müssen, sie sind noch zu sehr von der Pseudoromantik befangen. — Massvoller und richtiger urteilt O. Harnack (4645) über Mörike. —

Im „Lotsen“ unterzieht K. H. Strobl (4666) die Auswahl und Charakteristik der Gedichte von Annette von Droste, die W. von Scholz besorgt hat, einer kurzen Besprechung. Des Herausgebers Behauptung: das Verbindende zwischen der modernen Kunst und der Dichtung der Westfalin sei ein stimmungsgewaltiger Impressionismus,

erscheint St. gar zu äusserlich; denn das Ringen, das sehnsüchtige Suchen der neuen Romantik nach einem neuen Gott (trotz aller Errungenschaften der modernen Naturwissenschaft) sei das eigentlich Gemeinsame. Scholz wie Strobl vergessen über ihren geistreichen Künsteleien, dass eine echte, grosse Kunst, wie die der Droste, jederzeit etwas Lebendiges zu bieten hat, was eine Gemeinsamkeit ermöglicht. —

In sehr eingehender Weise, mit philologisch schulgerechter Methode und einem auf gründlichen Studien fussenden, besonnenen Urteil sucht A. K. T. Tielo (4689) der Dichtung des Grafen Moritz von Strachwitz gerecht zu werden. Wenn ihm das nicht völlig gelungen ist, so liegt es sicherlich nicht begründet im Mangel an Quellenmaterial oder an Fleiss; eher hat ein gewisser Überfluss an beiden die Übersicht des Verfassers über seinen Stoff beeinträchtigt und die Konzentrierung auf die Hauptsachen verhindert. Wie in zahllosen modernen Dissertationen gehen die grossen Gesichtspunkte im Gewühl des Zettel- und Notizenkrams dem übereifrigen Verfasser verloren; das allzu reiche Detail überwuchert, ja erstickt das Wesentliche, die wuchtige Gesamtwirkung bleibt aus. Auch die Einteilung der vier Hauptkapitel ist nicht glücklich und leistet ermüdenden Wiederholungen Vorschub (vgl. I und IV). Endlich fehlt zu oft der Nachweis des Zusammenhangs zwischen Poesie und Leben des Dichters; die Kultur der Zeit und die Persönlichkeit des Dichters mussten sich schärfer voneinander abheben. Der besondere Wert der Arbeit dürfte in der genauen Analysierung und der vorsichtigen Kommentierung von Strachwitz' „eigentlicher Lyrik" (II) liegen, ferner in der Erschliessung neuer wichtiger Quellen, insonderheit des Archivs des Berliner literarischen Sonntagsvereins, des berühmten „Tunnels über der Spree", dem die Abhandlung auch zugeeignet ist. Warum Tielo Strachwitz als Oberschlesier (S. 4) anspricht, ist mir unerfindlich. Peterwitz, das Heimatschloss Strachwitz' bei Frankenstein, liegt ebenso klar in Mittelschlesien wie Schweidnitz und Breslau, wo Strachwitz seinen Studien oblag. — Ein kurzer Hinweis auf denselben Dichter von P. Friedrich (4688) ist ohne Belang. —

Die religiöse Dichtung war von jeher ein Stiefkind für die untersuchende Forschung zünftiger Literarhistoriker, und nicht immer waren die Theologen so glücklich veranlagt, so gründlich orientiert und so vorurteilslos, um das poetische Moment neben dem religiösen zu seinem vollen Rechte kommen zu lassen. Friedrich Nippold (4711) bringt für sein weitausgreifendes Werk „Das deutsche Christuslied des 19. Jahrhunderts" ein warmes Interesse und eine erstaunliche Belesenheit mit, aber der streitbare Vorkämpfer des Evangelischen Bundes ist nicht immer in der Lage, der sehr wertvollen katholischen Christusdichtung unbefangen gegenüberzustehen. Wie kurz und ungerecht wird z. B. Eichendorff (S. 285) abgetan; die herrlichen Lieder „Ruhe der Nacht", „Weltlauf", „die Flucht der heiligen Familie", „Nachtgruss", „Ergebung", vor allem das herrliche „Morgengebet" gehören zu den schlichtesten und keuschesten Christusliedern unserer Literatur, es sei denn, dass man den Begriff des Christusliedes enger fassen will, als N. es durchgängig tut. Die Beurteilung Zinzendorfs am Eingang der Arbeit ist ebenfalls ungerecht, mindestens einseitig. Der Dichter des „Jesu geh voran auf der Lebensbahn" und „Christi Blut und Gerechtigkeit", zweier Lieder, die N. ebensowenig anführt wie das prachtvolle Hochzeitslied Zinzendorfs „Kron und Lohn beherzter Ringer", ist der Meister des Christusliedes, der auch auf seine Entwicklung im 19. Jahrhundert noch starken Einfluss gewonnen hat. Gerade Novalis, den N. so hoch stellt, ist nur als Schüler des Grafen ganz zu verstehen, ein Punkt, den schon Busse in seiner Dissertation übersehen hat. Gewiss hat jener viel Geschmackloses gedichtet wie alle stark improvisatorischen Dichter. (Z. B. in den Singstunden der Brüdergemeine [nicht Gemeinde, wie N. schreibt] entstanden zahllose solcher Augenblicksprodukte, die dann kritiklos aufgezeichnet wurden.) Das vielgesungene Gemeinschaftslied „Herz und Herz vereint zusammen" schreibt N. irrtümlicherweise dem Sohne Zinzendorfs zu, dem frühverstorbenen Christian Renatus. Vielleicht denkt hier N. an die Strophe: „Die wir uns allhier beisammen finden", die Christian Renatus zum Verfasser hat. Am wenigsten ist N. der letzte Teil seines sonst sicherlich dankenswerten Buches gelungen; hier fehlt jede Übersichtlichkeit, und auf Vollständigkeit können die wenigsten Kapitel Anspruch machen. Die flüchtige Heranziehung des „Christusbildes in der bildenden Kunst als Parallele zum Christuslied" wirkt eher verwirrend als bereichernd. —

Unter den Dichtern Niederdeutschlands lenkte H. Allmers bei seinem Tode besondere Aufmerksamkeit auf seine bescheidene, aber liebenswürdige Dichtung. Heinrich Hart (4739) widmet dem Marschendichter einen warmen Nachruf, der verdientermassen mehr der prächtigen Persönlichkeit als dem epigonenhaften Poeten gilt. —

B. Patzak (4746) beschäftigte sich in seiner Dissertation eingehend mit Hebbels Epigrammen, ohne sonderlich Neues zutage zu fördern. Der erste Teil „Zur Entstehungsgeschichte der Hebbelschen Epigramme" ist wertvoller als der zweite

Teil über „die Eigenart“ derselben. Dem Verständnis dieser knappen Epigrammkunst dient eine breite Auseinandersetzung des Inhalts keinesfalls. —

Die Hundertjahrfeier von Lenaus Geburtstag zeitigte eine grosse Zahl von Artikeln und Schriften, von denen jedoch nur wenige eine wirkliche Bereicherung der Lenauliteratur darstellen. Dazu gehört vor allem Adolf Wilhelm Ernsts Studiensammlung über „Lenaus Frauengestalten“ (4792). Es werden behandelt Lenaus Mutter, Bertha Hauer, Lotte Gmelin (Schilflieder), Sophie Schwab, Emilie Reinbeck, Sophie Löwenthal, Karoline Unger, Marie Behrend. E. hat die neuerschlossenen Quellen, insbesondere die Tagebücher von Lenau, Emilie Reinbeck und Marie Behrend, sorgfältig studiert und auch mancherlei neues Material benutzen können, dessen Herkunft allerdings nicht immer angegeben ist. Die Darstellung hält die kluge Mitte zwischen nüchterner Wissenschaftelei und anregender Unterhaltungsweise. — Psychologisch sucht L. Greiner (4803) Lenau zu erfassen, indem er von seinem Verhältnis zum Tode als einem rein negativen ausgeht. — C. von Klenze (4816) behandelt in einer englisch-amerikanischen Publikation des Dichters Naturauffassung, ein Thema, das bald darauf weit verständnisvoller und glänzender von dem grossen Geographen F. Ratzel (AZg[B]. 1903, N. 218—20) untersucht worden ist. — In populärer Form feiern F. Lampadius (4818), F. Lienhard (4819), J. E. Poritzky (4828), O. Stoessl (4834) und andere das Andenken des deutsch-ungarischen Lyrikers. — Sein Landsmann A. Müller-Guttenbrunn (4822—24) protestiert mit Recht gegen die lächerliche Anmassung der Magyaren, Lenau für sich zu reklamieren, und stellt fest, dass des Dichters Geburtsort Csatat (angeblich ungarisch „Deine Schlacht“) ursprünglich Csadad (unerklärbar) heisst und vor 135 Jahren von lothringischen Bauern gegründet worden ist. Noch jetzt zählt dieser Ort ausser zwei magyarischen Beamten 3120 deutsche Einwohner. — Der Nervenarzt Dr. C. F. v. Vleuten (4837) erklärt Lenaus Geisteskrankheit als eine zweifellose Paralyse, und zwar in der Form einer erworbenen Defektpsychose. Im Gegensatz zu Lombroso bestreitet V., dass vor dem entscheidenden Anfall vom Spätherbst 1844 sich Spuren beginnender Geisteskrankheit in Lenaus Gedichten nachweisen lassen. Das zumeist angezogene Gedicht „Traumgewalten“ (1838) bildet keinen Beweis; denn es schildert nur einen jener Traumzustände, wie sie Neurastheniker oft ängstigen. —

Bald nach Lenaus hundertjährigem Geburtstage feierte man in Österreich den des liebenswürdigen Dialektdichters Franz Stelzhamer. M. Burckhard (4871), dem schon die ersten Bogen der noch unvollendeten Stelzhamer-Biographie von Anton Matosch vorlagen, würdigt Stelzhamer insbesondere als Heimatpoeten. — Zwei Briefe des Dichters an Julius von der Traun sind ohne Belang (4876). — Der Lyrik des als Politiker bekannten Adam Trabert widmet F. Eichert (4877) einen warmherzigen Artikel aus Anlass des achtzigsten Geburtstags und betont den starken Persönlichkeitsgehalt in Traberts Dichtungen. —

Der zeitgenössischen Dichtung wird die Kritik der Zeitgenossen stets mehr oder weniger befangen gegenüberstehen. Erst die Entfernung schärft den Blick für die Hauptlinien. Mit redlicher Mühe sucht bereits H. Landsberg (4909) in seiner ersten Hälfte den Hauptsachen gerecht zu werden und das störende Detail nach Gebühr zu übersehen. Vielleicht geht er in dieser Tendenz zu weit, wenn er Nietzsche schlechthin als „den Propheten einer neuen Kultur“ hinstellt; wenn er behauptet, „der deutsche Naturalismus der achtziger Jahre scheiterte an der Unreife der künstlerischen Behandlung“, und „die Lyrik nach Goethe war epigonenhaft ideal geworden, nachdem sie eine soziale Epoche durchschritten hatte“. Das L.sche Buch ist reich an geistreichen Feuilletonblitzen, aber es geht seinem Thema nicht systematisch auf den Grund. Eine genaue Charakteristik Nietzsches fehlt, und die Analyse seiner Werke ist ebenso flüchtig wie die der zeitgenössischen Literatur. Das ganze Kapitel IV „Die neue Lyrik“ erscheint stark auf Nietzsche hinkonstruiert. Wenig glücklich ist auch der Exkurs über die „Kunst der Zukunft“ in Kapitel V, das unter vielen subjektiven Behauptungen einige so gewagte Sätze aufstellt wie: „Heute wird uns die seit langem dämmernde Erkenntnis, dass mit dem gleichen Recht für alle, mit dem allgemeinen Wahlrecht, der allgemeinen Schulbildung (!) wenig gewonnen und allzuviel verloren ist, immer deutlicher bewusst. Jede höhere Kultur muss aristokratisch sein, d. h. sie muss auf einer geschlossenen Kaste (!) gesetzgebender höherer Naturen beruhen, deren Evangelium die Masse gläubig annimmt.“ Das ist künstlerischer Katholizismus, zu dem man nur dann kommen kann, wenn man — wie es bei Nietzsche leider meist geschieht — einzelne Thesen herausreisst aus dem Ganzen und daraufhin ein System baut. Nietzsche ist als eine lebendige Quelle zu geniessen, auf Flaschen darf man sie nicht ziehen. —

Unter der „jüngeren Gruppe“ fallen Busse und seine Schüler durch eine grosse Geschäftigkeit auf, sich nach berühmten Vorbildern gegenseitig Unsterb-

lichkeitsbriefe auszustellen, und doch klingt ein leiser Zweifel an ihrer gegenseitigen Bedeutung als wehmütiger Unterton in all diesen Besprechungen. — H. Benzmann (4946) gibt mit der einen Hand und nimmt mit der anderen. H. Bethge und M. Bölitz gehören nach seiner Meinung nicht zu den Grossen, Originellen, Übermodernen, Symbolisten, Epigonen usw., aber „beide haben von allen diesen Kategorien etwas und haben dennoch ihre eigne Note". Bei Bethge spiegeln sich die Romantiker, Novalis, Eichendorff, Storm, so deutlich wie Dehmel, Evers, Falke, ja Stephan George. Bei Bölitz klingt Busse und Liliencron mitunter deutlich heraus, und seine sozialen Lieder enttäuschen B. Den Nachweis der „eignen Note" bleibt B. leider schuldig. — Recht skeptisch steht P. Witkop (4955a) der Entwicklung C. Busses gegenüber. „Wir haben Busse manches zu danken, aber wohl nichts mehr von ihm zu hoffen", das ist der Schlusssatz und Tenor der Betrachtung. Der blinden Überschätzung des sicherlich frischen und anmutigen Talents Carl Busses folgt eben jetzt die sehr naheliegende Enttäuschung und Unterschätzung. Eine gerechte Würdigung wird eine spätere Zeit bringen. —

Auch das Urteil über Dehmel schwankt noch erstaunlich hin und her. A. K. T. Tielo (4961) gibt ein solches Schwanken sogar für seine eigenen Eindrücke von vornherein zu, will jedoch eine Mitte finden zwischen der Verhimmelung von Servaes, Möller-Bruck, Schäfer, Conrad, Falke, Liliencron und der schroffen Verurteilung, in der sich Busse, Biese, Arent, Otto Ernst und Bartels gefallen. Den Menschen Dehmel stellt T. höher als den Künstler, in dem „eine ganz barbarische Geschmacklosigkeit mit feinstem artistischen Vermögen streitet". Nur in „Jesus der Künstler", „Der Arbeitsmann", „Die Harfe" zeigt sich eine volle Rundung. Populär kann Dehmel nie werden, seine Gemeine bleibt das artistische jüngste Deutschland. — Besonders wertvoll ist eine Würdigung Dehmels von S. Simchowitz (4962), weil eine Antwort R. Dehmels (4963) mit ihr verbunden ist. Dehmel wünscht nicht als Komplementärerscheinung zu Liliencron hingestellt zu werden, verwahrt sich dagegen, überwiegend Mystiker zu sein („bin mindestens im gleichen Grade Rationalist"), bestreitet, einen stärkeren Einfluss von Nietzsche erhalten zu haben, und erkennt als seine Vorgänger zwar Verlaine, Strindberg, auch Lenau und Hebbel, nicht aber Baudelaire und Przybyszewski an. —

Weit positiver als Dehmel und seiner „trüben Liebe" steht A. K. T. Tielo (4968), Gustav Falke gegenüber, der nach des Verfassers Meinung „von allen lyrischen Neutönern" die grösste Popularität erobert hat, ja sogar die „Alten" bestimmte, die neue Kunst als Kunst anzuerkennen. T. ist nicht blind dagegen, dass starke Bande Falke mit Goethe, Uhland, Eichendorff, Mörike und Storm verbinden, zieht jedoch aus diesen Beobachtungen nicht die notwendigen Konsequenzen. Falke hat nicht durch seine neuen Töne gewirkt und verblüfft, wie z. B. Liliencron (der übrigens doch weit populärer geworden ist), sondern durch seine versöhnende Stellungnahme zwischen alt und neu sich eine grosse Gemeine aus beiden Lagern gewonnen. —

Unter die still Schaffenden, die im lauten Getümmel des Alltags nicht recht zur Geltung kommen, rechnet H. Benzmann (4971) Cäsar Flaischlen, der als Stimmungskünstler seinesgleichen sucht. —

In einer umfangreichen systematischen Abhandlung bemüht sich K. Zwymann (4976), die Poesie Stephan Georges als die mustergültige hinzustellen. Unter dem Schein einer zwingenden mathematischen Beweisführung verhüllt Z. geschickt seine Künsteleien, die ein gespreizter und manierierter Stil nicht sympathischer macht. So heisst es z. B. in Kapitel III „Das Verfahren": „Die bezielte Nötigung, bei dem Georgeschen Gedicht das Schönheitsgefühl in hohem Masse zu haben, wird dann gegeben sein, wenn zwei Voraussetzungen zutreffen. Die erste Voraussetzung besteht darin, dass wir ein sich auf alle Kunstwerke beziehendes und auch für den Nichtgeniessenden anwendbares Gesetz aufstellen, welches die Abhängigkeit der Erregung des Schönheitsgefühls von gewissen Eigenschaften der Gegenstände angibt. Die zweite Voraussetzung besteht darin, dass wir dartun, dass das Georgesche Gedicht diesem Gesetze in hohem Masse entspricht. Nach dem Gesagten werden wir in dieser Schrift in einem ersten Teil ein sich auf alle Kunstwerke beziehendes Schönheitsgesetz aufstellen und in einem zweiten für die einzelnen Arten der Kunstwerke, welchen das Georgesche Gedicht angehört, die sachlichen Merkmale der in dem Gesetze verwendeten Begriffe angeben müssen. Da nun ein Dichtwerk erschöpflich aus Wörtern besteht, so muss das aufzustellende Gesetz auf Wörter bezogen werden, wenn es auf das Georgesche Gedicht angewendet werden soll." Zum Schluss konstatiert Z., dass er „jeden, der überhaupt ein Kunstwerk als Kunstwerk geniessen kann, dazu genötigt habe, das Georgesche Gedicht als grosses Kunstwerk zu geniessen", und zwar als „Bedeutungskunstwerk, als Schallkunstwerk und als Knüpfungskunstwerk". Z. ist als Ästhetiker ebenso Artist wie St. George als Poet. —

Nicht minder überschwänglich als Zwymann feiert Ria Claassen (Sozialistische Monatshefte. Berlin. 1902. Heft 1. Januar) Stephan George als den Dichter der Sicherheit und Befreiung für unsere neue Sehnsucht, für unser zukunftgärendes Leben ein Wecker, ein Helfer, ein Erfüller. Mit der hymnenhaft verstiegenen Sprache der Verfasserin kontrastiert des öfteren ein hilfloses Undeutsch, wie es sich übrigens auch mitten unter den kunstvollsten Versen des Dichters findet. —

Kaum mehr Besonnenheit zeigen auch die Propheten, die Arno Holz für den Allah der modernen Poesie halten und ausrufen. Für A. Bartning **(4982)** ist Holz einer der Sterne am Literaturhimmel, die noch leuchten werden, wenn alle Raketen von heute verpufft sind. Holz ist ihm der Schöpfer einer neuen „Lyrik, die auf jede Musik durch Worte als Selbstzweck verzichtet und rein formal, lediglich durch einen Rhythmus getragen wird". Ein Wollender ist nur nicht immer auch ein Könnender, und es bleibt abzuwarten, ob der Versuch, zu einer derartigen Lyrik zu gelangen, als etwas anderes angesehen werden darf als ein interessantes, jedoch missglücktes Experiment. — Ausführlicher sucht K. H. Strobl **(4984)** die wichtige Stellung von Holz in der jüngstdeutschen Bewegung klarzustellen, indem er auf die Begründung des „konsequenten Naturalismus" in der epischen, dramatischen und lyrischen Dichtungen eingeht. In Holz' unbändiger Rücksichtslosigkeit will St. „eine wahrhaft Neues zeigende Progonennatur" gewahren, gerade das Schweigen des Dichters gilt ihm als ein Beweis seines unermüdlichen Arbeitens an sich selbst. Leider ist Holz sich nicht treu geblieben, sondern zum Reim und zum konventionellen Drama zurückgekehrt und hat damit auch seine eigenen Propheten ad absurdum geführt. —

W. Holzamer, einem der Allerjüngsten, widmet H. Benzmann **(4988)**, der vielgeschäftige Entdecker neuer Talente, einen eingehenden Artikel. Während Holzamer in seinem ersten Gedichtbuch „Zum Licht" noch unter dem merklichen Einfluss C. F. Meyers und Falkes steht, konstatiert B. nach einer begeisterten Empfehlung des Romans „Peter Nockler", dass Holzamer in seinem dritten Gedichtbuch „Carnesie Colonna" nunmehr einen neuen, wenn auch nicht eigenen Stil gefunden habe, der an Dante erinnert. Aus dieser „Dichtung voll süsser, schwerer Melancholie" hebt B. als besonders gelungen die Gedichte „Wiedergeburt", „Auf Cypern" und „Ferne" hervor als „Phantasiedichtungen im grossen Stile der Vision". — Mit Recht ironisiert G. Brandes **(4990)** bei Gelegenheit eines übrigens auch übertreibenden Nachrufs (L. Jacobowski gewidmet) die jetzt in Deutschland grassierende „Liebe zu allen aufkeimenden Talenten, wie sie anderwärts selten zu finden ist". Jacobowskis Roman „Werther der Jude" und seine letzte, etwas reichlich reflektierende Gedichtsammlung „Leuchtende Tage" stellt B. am höchsten, „Loki" erscheint ihm dagegen stillos. —

Mit besonnenem Urteil tritt A. Stern **(5005)** an F. Lienhards Gedichte heran, erinnert an seine Verwandtschaft mit Robert Burns, warnt den Dichter vor der jetzt vielverbreiteten Neigung deutscher Poeten zur Reflexion und zur rednerischen Breite und hebt als besonders vollendete Lieder „Seelenwanderung", „Hochlandsdorf", „Gänseliesel", „Die Schmiede", „Glaube" und andere hervor. — Um ein gut Teil dicker trägt C. Busse **(5010)** auf, wenn er als Herausgeber der „Neuen deutschen Lyriker" Alfons Paquet „Genie-Anlagen" zuspricht, „wie sie nur wenigen eigen waren", und Adolf Holsts erste Gedichtsammlung „ein Buch voll singender und klingender Verse" nennt, deren „vertrautem Zauber man sich schwerlich" entziehen könne. — Frida Schanz glaubt H. Benzmann **(5058)** gegen den Vorwurf, eine „Familienblattdichterin" zu sein, verteidigen zu müssen. Sie sei eine stets ehrliche und tiefe, wenn auch nicht eigenartige Künstlerin, überdies eine „reflexionäre Natur". —

Auf der kritischen Höhe dieser sich sogar eingehend mit Einband, Papier usw. befassenden Empfehlungsplauderei stehen die meisten „Sammelrezensionen" **(5064—80)**, die für den Tag und unter dem Eindruck des Tages geschrieben sind. —

Volkslieder und volkstümliche Gedichte. Die berüchtigte Rabenaasstrophe, die soviel überflüssigen Staub aufgewirbelt hat, wird von W. Nelle **(5094)** und G. Hoffmann **(5095)** dem jungdeutschen Literaten Friedrich Wilh. Wolff, der sie 1840 unter dem Zeichen † in die „Schlesischen Provinzialblätter" (Bd. 112, S. 359ff.) einschmuggelte, persönlich zugeschrieben. Der Beweis ist freilich nicht zwingend, da er nur auf einem on dit basiert. Als sicher darf aber gelten, dass diese Parodiestrophe auf die lutherische Rechtfertigungslehre niemals in einem alten Gesangbuch (auch nicht der Brüdergemeine) gestanden hat und vor 1840 nicht nachzuweisen ist. — Des Dichters der preussischen Königshymne, des Flensburger cand. theol. Heinrich Harries, gedenkt E. Nosca **(5112)** anlässlich seines hundertsten Todestags mit einer kurzen Biographie und einer Probe („Der Scherenschleifer") aus seinen 1804 durch Gerhard Holst gesammelten Gedichten. — Bereits unter die Rubrik der Musikgeschichte und nicht mehr der Lyrik gehören die Abhandlungen M. Zengers **(5119)** und L. Hirschbergs **(5121)**. —

Leider hat Herr Krüger den Jahresbericht aus Gesundheitsrücksichten nicht zu Ende führen können, es sei deshalb zur Ergänzung noch auf einige wichtigere Erscheinungen hingewiesen. —

Aus den Jahren 1900 und 1901 sind zwei Arbeiten nachzutragen. R. Hunziker erinnerte an J. J. Reithard (Reithard, ein schweizerischer Balladendichter: ZüricherZg. 1900. N. 317—22). Er ist einer der politischen Dichter aus der Erregung nach der Julirevolution in der Schweiz, neben Fröhlich, mit dem er die schroffe Wendung vom Radikalismus zur Reaktion gemein hat, neben Follen, Tanner, ein Freund von Bitzius und S. Frey; auch der junge Keller tritt schon auf. H. sucht seinem schwankenden Charakter und seiner Gelegenheitspoesie positive Züge abzugewinnen, doch war der Rahmen der Zeitung zu eng. Er verspricht eine Biographie, wertvoller wäre noch eine Darstellung der ganzen Zeit, die H. gut zu kennen scheint, aus der alle diese Persönlichkeiten, die sich so irrational und subjektiv geben, und die doch so typisch sind, ihren Sinn bekämen, denn hier ist der Hintergrund mehr als der einzelne. —

An das ganze wunderliche Jahrhundert-Treiben, nun so lange schon vergessen, mahnt noch einmal das freundliche, unterhaltsame und gründliche Büchlein P. Holzhausens: Der Urgrossväter Jahrhundertfeier (L., Avenarius. 1901. 160 S. M. 2,80), (JBL. 1901 IV 2:55), ein Abdruck aus der Beilage der AZg. Es hat seinen Wert auch neben Sauers Sammelwerk, schon weil es überhaupt mehr die Jahrhundertfeier im allgemeinen als bloss die Lyrik darstellt. Man vermisst den Vergleich mit der Feier unserer Zeit, der wohl einige Jahrhundertgedanken hätte anregen können und die Lektüre noch besinnlicher gemacht hätte, der das immer Wiederkehrende — wie das hübsche Kapitel über 1800 oder 1801 zeigt — geschieden hätte von dem Originalen. —

Wohl die wichtigste Erscheinung unseres Berichtsjahres (1902) ist M. Friedlaenders dreibändiges Werk: Das deutsche Lied im 18. Jahrhundert (**4555**), das Resultat einer langen Sammelarbeit, die auf diesem Gebiet, mehr als auf jedem anderen, von besonderem Wert ist. Es will ein möglichst vollständiges und anschauliches Bild der im 18. Jahrhundert entstandenen Liederkompositionen sowie ihrer dichterischen Unterlagen geben und ist im wesentlichen eine chronologisch geordnete Bibliographie, in der der I. Teil die Kompositionen von 1650—1800 angibt und beschreibt, der II. Teil die Liederdichtungen von 1710—1800 in ihrer Wirkung auf und in der Musik bis zur Gegenwart darstellt. Eine Einleitung, die weiter ausgreift, behandelt die Geschichte des Liedes und ist am wenigsten gelungen, weil ihr die Ergebnisse mangeln. Um so wertvoller ist das Unternehmen als Ganzes und vor allem im einzelnen. Es gibt Auskunft über die Kompositionen, ihre äussere und innere Gestalt, ihre Texte, wie oft sie komponiert sind, über die ästhetischen Anschauungen der Komponisten, soweit aus ihren Vorreden ersichtlich, über ihre Wirkung und ihre Biographien. Ein ganzer Band Neudrucke bringt vergessene Stücke wieder und zeigt bekannte in ihrer ursprünglichen Gestalt. Das Buch ergibt auch auf diesem Gebiet die unendliche Übermacht des Ausdrucks der deutschen Musik über den der deutschen Dichtung. Es wird die nächste Unterlage sein für jedes Studium, das die Wechselbeziehung dieser beiden Künste, wo und in welcher Weise auch immer, zu untersuchen unternimmt — eine Aufgabe, die immer dringender wird —, es kann auch ein erster Führer sein durch die Entwicklung der ästhetischen Theorien dieser Kunstseite. Von dem Genuss, den eine Vertiefung in die historische Fülle dieser Bände bringt, braucht hier nicht gesprochen zu werden, ebensowenig kann auf Einzelheiten, an denen das Werk reich ist, eingegangen werden. Nur eines sei noch gesagt, weil es auch die Jahresabgrenzung der Bände miterklärt, dass auch F. die Literarhistoriker wieder auf die dichtenden Komponisten des 17. Jahrhunderts weist, die sich, wie Schütz „allzu bescheiden" sagt, ihren Text zusammenraspelten, die Hasler, Franck, Albert, Krieger. Ist doch diese Arbeit noch nicht einmal für Bach geleistet, und doch würde sie für eine grosse Periode unserer Dichtung und einen ganzen Kunststil wesentliche Gesichtspunkte zutage fördern. — Friedlaender selbst nennt mit schöner Wärme die Monographie L. Landshoffs über J. R. Zumsteeg (**5115**), die, wenn sie in ihrem musikalischen Teil fertig sein wird — wie schon der Anhang, der die ersten Gesänge Zumsteegs in ihrer Abhängigkeit vom Melodrama Bendas behandelt, zeigt —, für das Verständnis des Liedes im 18. Jahrhundert von Bedeutung sein wird. Einstweilen ist vollständig nur die Biographie, aber mit ihrer eingehenden Darstellung der Württemberger Verhältnisse, der Karlsschule, der Freundschaft Zumsteegs mit Schiller, dann mit den Tübinger Dichtern Conz, Reinhardt, Stäudlin, auch für nicht musikalisch Interessierte von grossem Reiz. Im Verlage Dreililien hat L. eine Auswahl Zumsteegscher Lieder herausgegeben. Es sei in diesem Zusammenhang auf einen nicht genug zu lobenden Versuch, der kürzlich am Grauen Kloster in Berlin gemacht wurde, hingewiesen, solche älteren Kompositionen der Schule durch den Chor respektive Einzelgesang vorzuführen. — Von W. Paulis Arbeit über

J. F. Reichardt (5116), die auch durch Friedlaender angeregt ist, liegt leider nur der kurze Dissertationsabdruck vor. —

Für die Stoff- und Motivgeschichte ist noch A. Wünsches Aufsatz über die Pflanzenfabel (4566) zu nennen, der in grosser Ausführlichkeit ihrer Entwicklung durch die vorklassische, klassische und nachklassische Zeit nachgeht, eine Einteilung übrigens, die kaum zu empfehlen war, weil sie nicht aus der Sache stammt und der Entwicklung dieser Gebilde nicht gerecht werden kann. Für die wunderlichen Formen, die die Vorliebe für eine Spezialität annehmen kann, sei folgender Satz zitiert: „Besonders berührt es schmerzlich, dass Goethe und Schiller sie nicht der Aufmerksamkeit gewürdigt haben.“ Die Untersuchung geht nicht tief genug, es wäre, zumal im Hinblick auf die Tierfabel, mehr zu finden gewesen: eine wirkliche Entwicklung des Stoffs und der Form dieser Produkte, ihrer Kunstpsychologie usw. Die scharfe Beobachtung des Pflanzenlebens, die W. in den Fabeln findet, kann ich nicht erkennen; gerade, wenn er konstatiert, dass immer nur die hervorragendsten Pflanzen genommen werden, ihr Kreis sich mit der Zeit immer mehr erweitert — was sicher aus anderen Gründen als Naturbeobachtung geschah und amüsant zu verfolgen wäre —, dass das Motiv meist Rangstreitigkeit ist, wird der Mangel an Natur in diesen Sachen deutlich. Die Geschichte der Fabel ist ein altes Desiderat, wer sie unternimmt, wird einiges Material bei Wünsche finden. —

Als Ergänzung zu Sahrs Arbeit über G. A. Bürger als Lehrer der deutschen Sprache gibt E. Ebstein (4609) aus dem deutschen Göttinger Vorlesungsverzeichnis einen Überblick über die zehnjährige akademische Lehrzeit Bürgers. Neben Ästhetik, zum Teil im Anschluss an Eberhards Theorie der schönen Wissenschaften, ist sein Hauptkolleg Philosophie des Stils; der Titel erscheint in den verschiedensten Formen, meist wird die Lehre des Geschäftsstils besonders angekündigt. Einmal liest er praktische Logik; was darunter zu verstehen, zeigt ein anderes Kolleg über „Logik und Ästhetik zusammen als gemeinschaftlich überall ineinander greifendes Organon zur Erkenntnis des Wahren und Schönen“. Später kommt dazu empirische Psychologie, Geschichte der schönen Wissenschaften, 1787—88 die Vorlesung über Kant, die Bürger neben Reinhold und Born als einer der ersten hielt, 1792 wird auch einmal angekündigt ein Versuch des Unterrichts zur hannoverschen Dienstverwaltung. Übersehen wird sich diese Epoche Bürgers besser lassen, wenn die Vorlesungen methodisch herausgegeben sind. Auch hier fordert E. die kritisch-historische Gesamtausgabe. —

Das Buch von Ch. Petzet (4672) über die politische Lyrik von 1840 bis 1850 ist weniger ein wissenschaftliches als ein nationales Unternehmen, arbeitet weniger mit ästhetischen als historischen Gesichtspunkten, aber als ein gutgeschriebener, ziemlich vollständiger Überblick wird es auch dem Literarhistoriker willkommen sein. Das Kapitel über Geibel findet in dem Aufsatz von B. Litzmann (4701) eine Parallele, ohne dass Neues beigebracht würde. —

In der DRs. 111, S. 436 (JBL. 1902 N. 199) spricht F. Laban von ungelesenen Büchern als Zeichen der Zeit, neben Heyses Leopardi vor allem von Schacks Übersetzung der Strophen, „der philosophischen Schnaderlhüpfel“, des Omar Chijam. Ob sie in der neuen Gestalt in der Cottaschen Handbibliothek (4709a) dem Fluch des Makulaturwerdens entgeht? ob ihr Nichtgelesenwerden wirklich in dem Sinne L.s ein Zeichen der Zeit ist? der das Buch gegen den Zarathustra ausspielen möchte! —

Der Aufsatz O. Frommels über Storms Weltanschauung (4750) entnimmt sein Material weniger der Lyrik als den Novellen, behandelt übrigens auch weniger die Weltanschauung Storms als sein Verhältnis zur christlichen Religion und was mit ihr zusammenhängt, und für die Maxime, dass solche Untersuchungen stets verfehlt sind, bildet dieser Aufsatz keine Ausnahme. —

Eine Sammelrezension über die Lenauliteratur in Gestalt einiger allgemeiner Bemerkungen, die sie in einigen Punkten zusammenfassen und ergänzen, gibt O. F. Walzel (4838). Ausgehend davon, dass 1802 auch die Werke von Novalis erschienen, stellt er Lenau neben ihn, als den, der die von jenem mehr nur als Problem und Spekulation gesehene Naturanschauung zu dichterischer Erscheinung brachte, der in romantischem Sinn eine neue Mythologie durch seine Naturbeseelung schuf, nur dass er sie nicht benutzte, um die Welträtsel zu deuten, wie die Romantiker sie metaphysisch nahmen. In dieser freien dichterischen Verwendung romantischer Ideen stehe er neben Heine, bei dem diese Mythologie aber nicht echt, sondern Dekoration sei. Ein zweiter Punkt ist das Verhältnis Lenaus zu Byron. W. zeigt, dass, während die Zeitgenossen in Lenau stets den Weltschmerzpoeten und Byronschüler sahen, die neuere Literaturgeschichte diesen Zusammenhang am liebsten ignorierte, mit Recht, soweit es darauf ankommt, die Lenau eigene Note auszusprechen, doch dürfe auch das Band, das Lenau im Bewusstsein seiner Zeit mit Byron verband, nicht zerschnitten werden. — Die beste Biographie Lenaus ist ohne Frage das kleine Büchlein E. Castles (4786),

das seinen Stoff in knappster Form — aus der Not hat C. wirklich eine Tugend gemacht — nicht bloss kritisch untersucht, sondern auch selbständig vergeistigt bringt. Misslungen ist eigentlich nur das Einleitungskapitel, das gar zu summarisch und abrupt, ausserdem nur wie ein Tor vorgeklebt ist, ohne Beziehung zu der Biographie und der Biographie zu ihr, die solcher allgemeinen Einleitung den Sinn gibt. Es herrscht leider noch so wenig bewusste Klarheit über die Formen der Biographie. R. M. Meyer wundert sich, dass Castle für das Kapitel über Amerika den Roman Kürnbergers nicht herangezogen hat, was allerdings merkwürdig ist, da E. Castle ihm einen ebenso genauen wie umsichtigen Sonderaufsatz gewidmet hat (4788). —

Zum Schluss sei noch von L. Webers Abweisung der Lyrik Bierbaums (4950) gesprochen — er lobt seine burschikose Drolligkeit und liebenswürdige Lustigkeit, zeigt aber, wie wenig selbständig diese Lyrik im übrigen ist, und wendet sich schroff gegen die sinnliche Seite der Bierbaumschen Kunst, die, statt zu beseelen, verleiblicht —, und von den beiden interessanten Essays G. Kühls über Liliencron (4999) und Mombert (5008), die tiefer gehen, als man in solchen Dingen gewohnt ist. K. sieht in Liliencron den Künstler, der die verschiedenen künstlerischen Triebe des Naturalismus, der Romantik und des Symbolismus harmonisch in sich vereinigt; weiterhin zeigt er aber, dass diese Tendenzen bei Liliencron mit Notwendigkeit eine aus der anderen hervorgehen, das phantastische Element aus der naturalistischen Tendenz, die Symbolik aus seinem Impressionismus. Hätte K. mehr historisch gedacht, würde er in der Kunst Liliencrons leicht den letzten Typus des ewig jungen Abenteurerromans erkannt haben, in dem alle die Züge, die K. aus verschiedenen Tendenzen hier subjektiv vereinigt findet, immer beisammen gewesen sind, alles, was uns zufällig scheint, seinen künstlerischen Sinn hat. Es seien hier diese Merkmale, so wie sie K. nennt, einfach nebeneinander gestellt: die naturalistische Sprache, die Freiheit von der Regel, die Plauderweise seiner Prosa, das vom Hundertsten ins Tausendste Kommen, das En passant als künstlerische Technik, der Reichtum des Wortschatzes, der Mangel an psychologischem Tiefblick und an Sinn für Entwicklung, das Episodenhafte, immer nur Momente, die Charaktere feste Typen, dafür lauter Gegenwart und Unmittelbarkeit. K. benutzt den guten Ausdruck, der tiefer ist, als er vielleicht denkt: „Die Distanz ist eine geringere, die Perspektive eine andere". Der Subjektivismus dieser Poesie des Eindrucks, die ethische Lebensauffassung des Bruder Liederlich mit dem „Sichausleben in den Zufälligkeiten des Lebens", das Spielen mit den Formen, die Häufigkeit der Invektive, die künstlerische Unebenheit als Stilnotwendigkeit, das sind gute Beobachtungen K.s, die sich vervollständigen und erweitern liessen, und deren Einheit eben nicht psychologisch direkt, sondern nur historisch beizukommen ist, wo sich dann in diesem modernen Menschen, an dem nur die Lyrik original ist, die uralte Struktur zeigt, in der das Willkürlichste zugehörig erscheint. — Auch über die viel schwerer zu fassende Kunst Momberts sagt Kühl (5008) Treffendes, über dies Gestalten und machtlose Zusehen, wo alles ohne Willen geschieht und nie bis zu Ende, über die Anschauungslosigkeit und jüdische Raumlosigkeit dieser Phantasie, die er mit den Visionen eines Daniel vergleicht, über das ewig Reflektorische in diesem Dichten — „sein Selbstbewusstsein stört ihn wie ein Ungeziefer aus den entrücktesten Traumphantasien" —, das immer halb bleibt, weil es, was es mit dem einen Auge schaut, mit dem anderen besieht, schliesslich über seine grauenhafte Perversität. —

Lyrik. 1903.

(IV, 2a = N. 9081—9940.)

Herman Nohl.

Allgemeines. — Stoff- und Motivgeschichte, Anthologien. — Übersetzungsliteratur. — Landschaftliche Sammlungen. — 18. Jahrhundert: F. W. Zachariä; F. G. Klopstock. — Anakreontiker: J. W. L. Gleim, Göttinger Hain. — G. A. Bürger. — Ch. F. D. Schubart. — 19. Jahrhundert: F. Hölderlin; Ed. Mörike; Wilh. Müller. — A. Graf von Platen. — J. Mosen. — Anette von Droste. — Politische Lyrik von 1840—50. — Hoffmann von Fallersleben. — Andere Dichter desselben Zeitraums. — Lyrik einzelner Länder: E. Geibel. — M. Greif, P. Heyse, W. Jensen, V. Blüthgen, C. Weitbrecht. — H. Vierordt, J. Lohmeyer. — Th. Storm, G. Keller. — Österreich: H. von Gilm. — F. Grillparzer. — Uffo Horn. — N. Lenau. — H. Lorm. — F. Stelzhamer, F. Sauter. — A. Stifter, H. Swoboda. — Schweiz: C. F. Meyer. — Lyrik der Gegenwart: Allgemeines. — Einzelne Dichter: O. J. Bierbaum. — C. Busse. — R. Dehmel. — A. Mombert. — D. von Liliencron. — G. Falke. — Prinz Emil Schönaich-Carolath. — A. Holz. — W. Holzamer. — B. von Münchhausen. — Frauenlyrik. — Carmen Sylva. —

Vom Jahresbericht über die Lyrik wird heutzutage niemand erwarten, viel Erfreuliches zu hören. Die Gründe für unser lyrisches Elend werden in der Literatur

immer wieder besprochen. aber es wird doch mehr nur in einzelnen Erscheinungen als in seiner Gesamtheit und seinem inneren Zusammenhang mit der Totalität der Zeit begriffen. Für uns handelt es sich noch im besonderen um den Tiefstand eben dieser Literatur über die Lyrik selber. Auch hier sind die Verhältnisse zu kompliziert, um mit einigen Zügen erfasst werden zu können. Es sei hier nur auf zwei wesentliche Beziehungen hingewiesen. Zunächst die wirtschaftlichen. Sie haben allmählich ein ruhiges Sich-Vertiefen in die Sache fast unmöglich gemacht. Verleger und Redakteure glauben das Publikum nur mit dem „Aktuellen“ locken zu können, und die Schriftsteller sind froh, an solchen äusseren Anlässen den sicheren Faden für ihre Erwerbsarbeit zu haben. So entsteht eine Tagesliteratur, die keinen anderen Zweck hat, als die augenblickliche Neugierde zu befriedigen und in deren fürchterlicher Ausdehnung die wertvolleren Erscheinungen kaum zu finden sind. So kann es kommen, dass selbst ernsthafte und gute Bücher als Fragmente erscheinen müssen, damit sie den betreffenden Jahrestag nicht verpassen, und so hat der grösste Teil der literargeschichtlichen Arbeit einen kalenderhaften Zug bekommen, was denn eigentlich die Auflösung des historischen Denkens bedeutet. Diese gewerbsmässige Pietät wandert von Tauf- zu Sterbeschmaus, von Geburtstag zu Geburtstag, die besten Kunden sind die Toten, der Fünfzig- und Sechzigjährige wird gefeiert, der Siebzigjährige am liebsten von Jahr zu Jahr begleitet, und der Kranke muss froh sein, wenn die Totengräber das Grab für ihn nicht schon im voraus fertig haben. Zu der Pietät kommt das Eintreten für die Verkannten, Verlästerten und Vergessenen, kommt schliesslich das Entdecken neuer Talente. Ich weiss wohl, dass das Anwachsen dieser Literatur wie der Jubiläumsliteratur auch einen rein durch die historische Lage unserer Dichtung bedingten Sinn hat, aber wer sich durch die vielen Zeitschriften hindurchgelesen hat, wird sich eines Misstrauens dieser Begeisterung gegenüber nicht erwehren können. —

Das Zweite ist dann der Bruch, der zwischen der modernen Produktion und der ernsthaften, wissenschaftlichen Literaturbetrachtung entstanden ist. Ein wirkliches fruchtbares Denken ist nun einmal ohne den Zusammenhang dieser beiden nicht möglich. Die Literatur über die moderne Lyrik hat aber, von Ausnahmen natürlich abgesehen, die Jugend selber in die Hand genommen, und die unreife Art, die für diese in unserer Zeit so besonders charakteristisch ist, erscheint hier mit allen ihren Fehlern fast noch gesteigert. Nicht bloss, dass das bacchische Rasen in den anderen immer wieder Götter sieht, und in diesen Rhapsodien, die nur mit Grössenverhältnissen wie denen des Faust, Dantes und der Neunten Symphonie arbeiten, jeder Massstab, wenn nicht jeder Sinn verloren geht, diese Essays sind sich, alles verkündeten Subjektivismus ungeachtet, in Methode, Stil und Resultat bis zum Ekel ähnlich. Der wissenschaftlichen Literaturgeschichte wiederum fehlt der praktische Antrieb, sie arbeitet mit den alten Methoden, und die theoretischen Ergebnisse, die die moderne Produktion in ihrer Sehnsucht nach dem Neuen immerhin zutage fördert, wirken nicht auf sie ein; neue Mittel des Verständnisses aus sich selber hat sie nicht ausgebildet, und so beschränkt sie sich zumeist auf eine Erinnerungsliteratur höheren Stils und auf Verwertung neugewonnener Quellen, entdeckter Nachlässe usw. Das ist, wie gesagt, das allgemeine Bild. Es hat einen traurigen und schäbigen Zug; im einzelnen muss man natürlich viel wirkliche Treue und manchen neuen Gedanken anerkennen. Im Folgenden wird, um den Bericht nach dem Wunsche der Redaktion kurz zu halten, nur das Wesentliche genannt; gehört auch vielleicht manches Erwähnte nicht dazu, so sollte der Bereitwilligkeit der Zusendung doch entsprochen werden. —

Allgemeines. E. von Sallwürk (**9082**) verlangt im Zusammenhang mit der Bewegung für eine ästhetische Erziehung in der Schule neben der bisher zu einseitig betonten Augenbildung mit Recht eine Änderung in dem gewohnten Betrieb des Unterrichts zum Verständnis der Lyrik. Wenn dagegen bei ihm wieder die Musik für die Schule „ziemlich ausscheiden“ soll, so ist darauf zu sagen, dass gerade sie der Sache nach — da sie Gemeinschaft verlangt, einen Lehrer braucht, und doch in der besten Wirkung von diesem unabhängig ist — am leichtesten in der Schule geübt werden kann, wie denn ein Chor fast immer mehr oder weniger gelingt, was bei jedem anderen ästhetischen Unterricht zweifelhaft ist. Ein Eingehen auf den Aufsatz S.s lohnte sich überhaupt nicht, wenn er sich nicht so autoritativ gäbe und für die lyrische Bildung im allgemeinen so charakteristisch wäre. Der Ausgangspunkt ist ganz richtig. S. will an die Stelle der bisher beliebten Interpretationen, früher der moralischen, jetzt der historischen, eine wirklich künstlerische setzen, die in der Erkenntnis von der Freiheit der Kunst das Gedicht aus Kunstgesetzen erklärt, und er bekämpft die jedes Kunstgefühl auflösende intellektuelle Manier, das Werk, statt es geniessen zu lehren, zu registrieren in das „rechts und links der Zusammenhänge“. Statt prosaischer Wiedererzählung und des Vergleichs mit einer prosaischen Darstellung, wenn sie nicht ästhetischen Rücksichten dient, verlangt er Erklärung aus dem Aufbau des Gedichts und Aufzeigung der poetischen Gesetze, aus denen das

Gedicht seine Form gewonnen hat. So weit wäre alles gut, leider bringt S. nur zur „Beleuchtung dieser Forderung" Interpretationen von Mörikes „Um Mitternacht" und Liliencrons „Hoch weht mein Busch", die von Missverständnissen wimmeln und an Prosa auch nicht viel zu wünschen übrig lassen. Z. B. erklärt er die zweite Strophe von Mörikes Lied folgendermassen: „Aber die Mutter hat mehr zu denken als ihre kleinen Kinder. Der vergangene Tag, den sie nie grüssen darf, füllt ihr heimliches Sehnen: ihr klingt des Himmels Bläue süsser noch. Doch wie sie träumt, plaudern sich die Wasser in Schlaf; mit einem schweren Klang tönt das Lied aus: vom Tage" usw. So muss der Aufbau des Gedichts bei ihm gerade das entgegengesetzte Gesicht bekommen, als richtig ist und schon aus der reinen Klangwirkung hervorgeht, wie ihm jede Komposition des Liedes gezeigt hätte. Und das Gesetz? „Nach dem [!] Gesetz der Poesie tritt das malerische Bild in Momente der Handlung auseinander." Da wären wir wieder bei Lessing! Der Eindruck des Gedichts ist denn für S. auch schliesslich der eines Gemäldes, was als Beitrag für eine beschreibende Psychologie nicht uninteressant ist, zumal wenn dieser Eindruck so deutlich wird, wie S. ihn bei dem Liliencronschen Gedicht beschreibt: „Nach dem Stilgesetz der Poesie ist ein Schlachtbild in einzelne Handlungen zerlegt, aber der Gesamteindruck bleibt der eines Gemäldes: im Vordergrunde trocknet ein Ritter sein Schwert, ihm zur Seite liegt ein toter Kämpfer, im Hintergrunde sprengen Reiter davon." Das ganze Geschehen des Gedichts mit seinem hinreissenden Verlauf, seinem Reichtum an Situationen, seinem Kontrast an Leidenschaften, die in den letzten zwei Versen „Und lachend trockne ich mein Schwert An meines Pferdes schwarzer Mähne" so prächtig zusammengenommen und abgeschlossen werden, ist als Kunstmittel für ein herzlich gleichgültiges Bild verstanden, ganz abgesehen davon, dass die fliehenden Reiter mit keinem Wort im Gedicht genannt sind. — Eine interessante Anregung bietet trotz ihrer Einseitigkeit und ihrer mangelnden Durchführung die Studie J. K. von Hoesslins (9083): Gedankenmelodien. Geschrieben zur theoretischen Rechtfertigung der Kunstmittel eines Stefan George, hat sie doch eine allgemeine Bedeutung. H. unterscheidet vom naturalistischen Ausdruck, dessen Mittel äussere Lebensabbildung und dessen psychologischer Grund unser assoziatives Nacherleben sei, eine andere Form des Ausdrucks, die „tiefer noch, hinter dem assoziativen Leben" unmittelbar redet, und die er die Gedankenmelodien nennt. Wie die Töne durch ihre Schwingungsdauer, können uns auch alle anderen Vorstellungen, Farben, Bilder und Gedanken Empfindungseindrücke verschiedener Intensität erregen. Die in einem Eindruck unbewusst enthaltenen Vorstellungen, wie H. mit einer intellektualistischen Psychologie sagt, „bestimmen die Intensität, also Höhe des Eindrucks". Von hier aus interpretiert er Georges „Umkreisen wir den stillen Teich". Der Reiz dieses Gedichts besteht ihm in den ungehörten musikalischen Intervallen zwischen den Bildern, die eben durch ihre Abstandsbeziehungen eine rein seelische Melodie erzeugen. Die Gemütsbewegungen in ihrem Verlauf erscheinen losgelöst von jedem stofflichen Inhalt und von ihm aus angesehen unmotiviert, aber unsagbar ausdrucksvoll. Die Beschränkung der Ursache des Eindrucks auf ein blosses Mehr oder Weniger an Vorstellungen ist charakteristisch für die abstrakte Kunst, die H. vertritt, und es ist nur konsequent und entspricht der Willenlosigkeit der modernen Dichtung im allgemeinen, dass er den Rhythmus als ein analoges Ausdrucksmittel nicht gelten lassen will. Der Zweck des Rhythmus ist für ihn „sinnliche Vereinheitlichung, Schönheit" und trägt die Gefahr in sich, den Ausdruck zu verflachen; die Theorie vom Rhythmus, die Arno Holz vertritt, und die der Rhythmik unserer modernsten Musik entspricht, will das gerade Entgegengesetzte sagen, bedeutet aber auch ihrerseits den völligen Verzicht auf die Äusserung einer positiven Willensenergie. Zum Verständnis seiner Gedanken vergleicht H. noch die Kerkerszene des Urfaust mit der späteren Bearbeitung und findet auch hier eine Erhöhung des Gehalts dadurch, dass zwischen die naturalistischen Äusserungen, die durch ihre psychologische Wahrheit vollständig genügen würden, solche musikalische Zwischenvorstellungen eingeführt sind. Wer sich die subjektive Seite der lyrischen Form verständlich zu machen sucht, wird durch H.s kleinen Essay angeregt werden; zu einem vollen Resultat könnten seine Gedanken allerdings nur führen, wenn sie mit einer besseren Psychologie und einem vollständigeren Kunstgefühl an der historischen Entwicklung der Lyrik durchgeführt würden. —

Zur Stoff- und Motivgeschichte. A. Schaab (9092) kennt einen Zustand zwischen Wachen und Schlaf, den er das „Nachtgefühl" nennt. Die eigene Psychologie dieser Stunde ist fein empfunden, nur bekommt sie bei ihm einen metaphysischen Sinn, als ob sich in ihr die Welt der Seele in einer Weise offenbare, die der Tagesklarheit des bewussten Lebens nicht bloss nicht zugänglich, sondern auch unfasslich wäre; und als Ergebnisse dieses gleichsam somnambulistischen Zustandes versteht er eine Reihe unserer schönsten und unschuldigsten Gedichte. Es ist auch das ein Zug der modernen Lyrik, die moderne Form des Enthusiasmus des 18. Jahr-

hunderts, der in verwandter Weise die ganze Produktion Momberts bezeichnet, bei dem man sich auf Kerner beruft, und der, wieder anders gewendet, die Klänge aus dem Jenseits der Clara Eysell-Kilburger (9878) mit allen ihren Folgen erzeugt hat. Es ist die Verwechslung der aus höchster gesunder Kraft fliessenden und völlig klaren Schaffensart, mit einem willenlosen, pathologischen Zustand, aus dem diese Leute das Geniale hervorbringen wollen. — Wie wenige sich heute über das Wesen der Produktion klar sind, zeigten die Antworten auf eine Rundfrage, die die Redaktion der MBllDL. im Anschluss an den Aufsatz V. Blüthgens (9879) über die mediumistischen Gedichte seiner Frau veranstaltete, und die mit ihrer Bereitwilligkeit, auf diese metaphysische Produktionsmethode einzugehen, als Zeitdokumente beachtenswert sind. Die Kritik J. Hegners (9880) bringt nur eine im Ton verfehlte Verhöhnung. — Von grosser Fruchtbarkeit scheint mir ein Versuch von F. Avenarius — dessen Verdienst um das Verständnis der Lyrik nicht bloss bei dieser Gelegenheit zu loben ist —, den lyrischen Ausdruck nach den einzelnen Seiten des Lebens zusammenzustellen (9088, 9091), der schliesslich zur Herausgabe einer Anthologie (9116) geführt hat, die im Gegensatz zu der mehr oder weniger geglückten literarhistorischen Absicht, die Lyrik in ihren einzelnen Repräsentanten möglichst charakteristisch und vollzählig vorzuführen, die Gedichte nach dem Gegenstand ordnet, um „das Sein selber im Spiegel der Kunst" zu zeigen. „Nicht dem Lernen, dem Leben sollte das Buch dienen." Es ist das auf dem künstlerischen Gebiet eine parallele Erscheinung zu der Bewegung der Philosophiegeschichte, wieder die objektive Seite der Probleme mehr zu betonen, und diese sachliche Betrachtung ist besonders interessant und wirkt, wie die Sammlung vorliegt, fast überraschend bei den so vorzüglich subjektiven Emanationen der Lyrik und gegenüber der gewohnten Art, sie im Genuss auf die Persönlichkeit des Dichters zurückzubeziehen. Von allem neuen Reiz, den diese Gedichte durch diese Zusammenstellung bekommen, von der künstlerischen Gesinnung und dem Ethos, das das Buch mit seiner Objektivität mitteilt, abgesehen, hat es, wie A. wohl weiss, auch für die Literarhistorie eine fruchtbare Seite, weil sein Prinzip einen Zugang zum Verständnis der lyrischen Form möglich macht, der im Gegensatz zu dem Wege Hoesslins von der Sache aus zu nehmen ist. Die Gliederung des Buchs ist in unserer Bibliographie zu finden, sie ist durchgeführt bis zu den einzelnen Gedichten, so z. B. in dem Kapitel Nacht, von der Abenddämmerung bis zur Morgenröte, doch ohne pedantisch zu werden, wie denn auch die Reihenfolge der Kapitel von ästhetischen Wirkungen aus bedingt ist. In bezug auf die Auswahl hat man sich zurückzuhalten, Wertloses ist kaum dabei, und die nächsten Auflagen werden von selbst erweiterte. Ein Freund des Morgens wird ihm liebe Lieder vermissen, auch fehlt der einfache Lebensgenuss, der dem Buch einen Ton mehr geben würde und in einem „Hausbuch", das wie das alte Gesangbuch als Lebensbegleiter gedacht ist, unserer Lebensanschauung gemäss nicht zu fehlen braucht. Den wesentlichen Teil des Inhalts stellen neben Goethe Mörike, Hebbel, Storm und Groth, Keller und Meyer, die uns in ihrer geistigen Geschlossenheit eine vielgeschmähte Zeit heute in eigenem Glanz sehen lassen. Die Bilder helfen das Naturgefühl steigern, und der musikalische Leser wird fast bei jedem dieser Lieder eine oder gar mehrere Melodien hören. — Zu erwähnen wäre von Anthologien an dieser Stelle noch die Auswahl K. E. Knodts (9152), die unter dem Titel: „Wir sind die Sehnsucht" das Grundgefühl und die innerste Tendenz der modernen Dichtung zum Ausdruck bringen will, und die sympathische Sammlung der Hefte des deutschen Spielmanns (her. von E. Weber) (9123), die einen glücklichen nationalvolkstümlichen Ton vertreten. —

Unter der Übersetzungsliteratur ist besonders beachtenswert ein geistreiches Büchlein J. M. Stowassers (9106), des bekannten Wiener Philologen, der im Anschluss an Wilamowitz, dessen realistische Anschauung des Griechentums und seine Übersetzungstheorie, die Behauptung vertritt, dass in den antiken Distichen der Anthologie weniger Kunst- als Gelegenheitspoesie, Augenblicksformen zu sehen seien, für die der Deutsche die entsprechende Form im Vierzeiler habe, und zwar, weil die griechischen Distichen Volkskunst seien, im dialektischen Vierzeiler, und weil schliesslich der österreichische Dialekt der einzige lebendige sei, schlankweg im Schnadahüpfl. Diese These wird mit so viel Geist und Frische verteidigt, die Durchführung zeigt so viel Können, philologisches und poetisches, dass man, zwischen Ernst und Scherz gehalten, dem Verfasser auch das Gewagteste glauben möchte. Wird doch nicht bloss eine ganze Reihe von derartigen Distichen der Anthologie in witziger Weise übertragen, sondern auch umgekehrt Schnadahüpfl, Volkslieder usw. ins Griechische und Lateinische, ja am Schluss prasselt gar ein solches Thema wie ein Feuerwerk in die Variationen von 26 verschiedenen griechisch-lateinischen Stilarten auseinander. — A. Vogels altklassischer Dichterhain (9108) ist in 2. Auflage erschienen, und zwar, weil dem Herausgeber leider in bezug auf die Auswahl der

Texte wie der Übersetzungen keine Ausstellungen zu Ohren gekommen sind, unverändert. Der geistige Besitz des Gymnasiasten, wie er nach diesen zwei Bänden erscheint, wird dem „realistisch gebildeten Leser“, fürchte ich, wenig Eindruck machen. Man vermisst auch die Namen der Übersetzer. — J. Kohlers (9112) freie Nachdichtungen aus Petrarcas Sonettenschatz vertreten eine Gattung poetischer Arbeit, die für den, der sie ausübt, ganz unterhaltsam, für den Genuss von Petrarca aber ebenso gleichgültig ist wie für die deutsche Poesie. —

Landschaftliche Sammlungen. Zur Zentenarfeier des Aargaus hat die Literarische Gesellschaft Aarau (9131) die Dichter des Aargaus seit dem Mittelalter bis in die Gegenwart mit kurzen Beiträgen zu einer stolzen Reihe zusammengestellt. — Sympathisch ist auch der Kreis von Dichtern, zum Teil Lehrern, die der Literarische Verein des Westens (9134) in die Öffentlichkeit bringt. — Die Anthologie jungdeutscher Lyrik (9149) ist hoffnungslos jungdeutsch und zeigt kaum einen persönlichen Ton. — Die landschaftlichen Sammlungen wie die Liedersammlungen für engere Kreise, im wesentlichen Fachpoesie, haben fast immer einen freundlichen Zug; so minderwertig das meiste ist, was sie bringen, sie repräsentieren eine gute Summe gesunder Gefühle, und wer sich die Mühe nimmt zu suchen, wird auch manches Ursprüngliche und Echte in dieser anspruchslosen Literatur finden. G. Biedenkapp (2611) weist auf einige dieser Fachdichter, die „wirklich Erlebtes und bitter Empfundenes, aber nicht Anempfundenes“ bieten, hin, auf Heinrich Kämpchens Bergmannslieder „Aus Schacht und Hütte“, Friedrich Winkes „Zieglerlieder“, auf das Deutsche Gärtnerliederbuch und das Liederbuch für deutsche Gastwirtsgehilfen usw. — Fachdichter in ihrer Art sind auch die Poeten, die H. Ostwald (9156) in seiner Sammlung „Lieder aus dem Rinnstein“ vorführt, die die Schicksale des heimatlosen Vagabunden besingen. O. sieht in ihnen die moderne Form des alten Vagantenliedes, das sich von den Sentimentalitäten, die die Mitte des 19. Jahrhunderts für diese Gattung hervorgebracht habe, durch den Fond erlebter Realität unterscheide. Es war verdienstlich, auf diese Spezialität einmal hinzuweisen, die Bedeutung, die O. in ihr sieht, kann ich nicht finden. Mit den alten Wanderliedern sind sie nicht zu vergleichen, weil diese doch für einen bürgerlichen Stand bestimmt waren, während diese Poesie die des gewerbsmässigen Vagabundentums sein will. Übrigens wird mancher, wo O. echte Töne hört, oft nur eine reflektierte, protzende Verlumptheit erkennen. Eine neue Erscheinung unter diesen Dichtern ist mir der Deutsch-Amerikaner Martin Droescher, auf den O. auch sonst hinweist (oder Drescher? siehe „Tag“ 1902, N. 295, FZg. 1903, N. 24). —

Bevor wir die einzelnen Erscheinungen der Literaturgeschichte behandeln, sei hingewiesen auf K. Leimbachs grosses Sammelwerk (618), von dem Band 13 erschienen ist; die entsprechenden Kapitel sind in unserer Bibliographie bei den einzelnen Dichtern jedesmal erwähnt, ebenso wie die Aufsätze aus dem Buche A. Sauers (628), die für unseren Abschnitt in Frage kommen. —

18. Jahrhundert. O. Ladendorf (9189) ist zu danken für die Neuausgabe zweier gegen Gottsched gerichteten Gedichte von F. W. Zachariä, „dem Gedächtnis des Herrn von Hagedorn gewidmet“ 1751 und „Die Poesie und Germanien“ 1755, die für die Kämpfe und die noch immer nicht vollständig dargestellte ästhetische Bewegung jener Jahre wertvolles Material enthalten. Es wäre sicher auch instruktiv, im deutschen Unterricht diese Gedichte vorzulegen. —

Die Literatur, die Klopstocks Todestag erzeugt hat, wird an anderer Stelle besprochen, ihr Ergebnis ist hauptsächlich Klopstocks historische, aber nicht mehr lebendige Bedeutung, wie denn jetzt leicht für solche Jubilare der Gedenktag den eigentlichen Totenschein ausstellt. F. Avenarius (9226) zeigt das nach seiner Art praktisch, indem er ihn neben Claudius stellt. Während Klopstock die Gestaltungsfähigkeit der Phantasie gefehlt habe, habe Claudius die darstellende deutsche Sprachkunst zuerst wieder belebt und sei darum neben dem jungen Goethe der Schöpfer der deutschen Lyrik zu nennen. A. sieht hier zu einseitig nur die eine Form lyrischer Äusserung; was er sonst über Klopstocks historische Stellung sagt, ist nicht ohne Interesse. Andere machen Klopstocks „Höherschrauben“ der Gefühle, wie es sich in seiner Form und im Gehalt seiner Sachen äussert, dafür verantwortlich, dass er dem realistischen Ton der Gegenwart widerstehe, was doch nur für einen Teil der Gegenwart gilt, da ein anderer hier wesentliche Züge mit ihm gemein hat. Ich denke, sein Schwung ist unsterblich, und wo er bei jungen Menschen gleiche Ideale trifft, wird er immer wieder unmittelbar wirken mit seinem entschiedenen, stürmischen Ethos, wie es in seiner Rhythmik arbeitet, und seinem Auflösen der Wirklichkeit in das Wogen überwältigender Gefühle, das, in seiner Art einmal zugegeben, eine noch immer unerreichte Form in seinen Oden gefunden hat. — W. Nelle (9198) behandelt ihn als Kirchenliederdichter. Hier zwang der Gemeindegesang den sonst so ungeschichtlichen Mann, auf die älteren Formen einzugehen und den verhassten Reim

zu verwenden. Erst in der zweiten Sammlung brachte er dann doch zwölf reimlose Lieder, von denen denn auch keines in den Gemeindegesang aufgenommen wurde. Sein schrankenloser Subjektivismus, der sein ganzes Leben und Dichten charakterisiert, vermochte schliesslich überhaupt nicht wirklich gemeindemässig zu werden, wie denn auch seine Gedichte, im Gegensatz zu Gellerts gleichzeitig erschienenen, nicht vertont wurden, weil sie zu sprechlyrisch waren. Bezeichnend ist, dass sich Klopstock fast ausschliesslich der machtvollsten Versmasse der reformatorischen Zeit bediente, und dass inhaltlich die meisten seiner Lieder — von denen, die noch heut im Gesangbuch stehen, mit zwei Ausnahmen alle — Sterbelieder sind, Todes- und Auferstehungsgedanken fast in keinem fehlen. N. geht auch kurz auf die Folgen seines Vorbilds für die Produktion und vor allem für die Umarbeitung der alten Lieder ein und erinnert schliesslich an Klopstocks Vorreden zu der Sammlung von 1757, in deren Definition vom Wesen des Gottesdienstes als Anbetung und ihrer liturgischen Konzeption eines Wechselgesangs von Gemeinde und Chor er modernste Bestrebungen divinatorisch ausgesprochen findet. Wie sich Klopstock eine solche religiöse Feier dachte, hat er hinreissend in der Ode „Die Chöre“ (1767), „Goldener Traum, du, den ich nie nicht erfüllt seh'“ geschildert; es ist N. zu danken, dass er diese Beziehung der Ode zu Klopstocks liturgischem Ideal gesehen hat; merkwürdig ist, dass gerade die zweite Sammlung, an der Klopstock damals arbeitete, keine solchen Wechselgesänge enthält, während sich in der ersten Sammlung eine ganze Reihe finden. — V. Hertel (**9196**), der auch auf dieses Verdienst Klopstocks um den Wechselgesang aufmerksam macht, gibt die einzelnen Gedichte mit dieser Kunstform an. — Das Leben der Karoline Rudolphi, der Freundin Klopstocks, von O. Rüdiger (**9203**) soll nach M. Koch zeitgeschichtlich interessant, aber gar zu ausführlich sein. —

Anakreontiker. In zwei zusammengehörigen Aufsätzen gibt R. Sokolowski (**9204, 9202**) im Anschluss an seine Dissertation, die dem Aufleben des altdeutschen Minnegesangs in der neueren deutschen Literatur zunächst nur in der Wissenschaft bis 1759 nachgegangen war, eine Darstellung der ersten Versuche der poetischen Nachahmung, erst vor Bodmer bei Moscherosch, Philander, Hoffmannswaldau, Dietrich von Stade, dann bei Bodmer, Lange, Renner und schliesslich vor allem bei Gleim. Die Arbeit bringt, weil ihr die allgemeinen Gesichtspunkte fehlen, wenig mehr als Material. —

Gleims Todestag schenkte den Zeitungen Tagesartikel (**9206—20**). — Genauer eingegangen muss werden auf die Erweiterung, die unsere Kenntnis des Göttinger Dichterbundes auf Grund neu erschlossener Quellen für zwei seiner Mitglieder, Ch. H. Esmarch und Sch. H. Ewald, bekommen hat. A. Langguths (**9223**) stilles angenehmes Buch will aus dem in den Literaturgeschichten bloss als Statisten figurierenden Esmarch ein aktives Mitglied des Hains machen. Mit Recht sieht L. in dem „Bund“ nicht bloss ein poetisches Kränzchen, sondern auch eine ethische Vereinigung zur Erhöhung der Idealität des Lebens, zur Pflege vaterländischer und politischer Gesinnung, wie sie Klopstock und die Seinen verstanden, und unter diesem Gesichtspunkt bekommt auch wohl Esmarch seine Bedeutung für den Bund, als einer seiner tüchtigsten Charaktere. Dazu kommt noch, dass er durch sein Verhältnis zum Vaterhaus Boies — er hatte dort seine Jugend verbracht — und durch seine Treue eine wichtige Stellung innerhalb der persönlichen Beziehungen der Genossen Boie und Voss einnimmt. Wenn L. ihm aber auch eine literarische Bedeutung, und zwar eine wesentliche (S. 7), zusprechen will, so befindet er sich wohl in dem häufigen Irrtum, in den die Entdecker eines neuen Individuums in dem schönen Gefühl seiner Einzigartigkeit leicht verfallen, wobei mir hier noch ausserdem problematisch ist, ob die Verse, die L. abdruckt, wirklich alle von Esmarch sind. Das Material, das L. benutzen konnte, besteht zunächst aus einem Stammbuch mit Eintragungen sämtlicher Bundesbrüder, die ihre Gesinnung übersehen lassen. Meist sind es Klopstockzitate, nur Bürger schrieb schon damals 1773: Es ist alles ganz eitel. Zur Erinnerung an verstorbene Freunde hat auch Esmarch selbst Verse hineingeschrieben; aus L.s Bemerkungen wird nicht deutlich, welche von ihm und welche von anderen stammen, so ist gleich die Strophe S. 52 aus Klopstocks Frühen Gräbern. Dazu kommen andere Inedita, ein Brief Closens an Esmarch über den Besuch Klopstocks in Göttingen, ein Gedicht des Hofmeisters der Stolberge Clauswitz, den man bisher als Dichter nicht kannte. Von 1774 an ist Esmarch in Kopenhagen als Hofmeister im Haus des Finanzministers Stemann. Für diese nächsten zehn Jahre ist ein Tagebuch erhalten in elf Konvoluten fast Tag für Tag berichtend, voll interessanter Einzelheiten über das dänische Leben in jenen Jahren, das für unsere Literatur so bedeutend war, voll biographischer Beziehungen der Boie, Voss, Stolberg, Gerstenberg, Campe, Friederike Münter usw., auch voll interessanter Urteile über die zeitgenössische Dichtung. Wie andere Bundesbrüder, hat auch Esmarch den Beruf gewechselt — er war eigentlich Theologe

— und wurde Zollverwalter in Holtenau. Neben seinem Verhältnis zu den Göttingern läuft ein besonderes zu Zoëga; die Briefe Zoëgas an ihn waren ja aus Welckers Biographie schon bekannt, L. hat noch fünf Briefe Esmarchs an Zoëga gefunden und druckt sie ab. Auch in dieser Freundschaft wirkt Esmarchs einfache Treue wohltuend, überhaupt seine bescheidene sachliche Existenz, die sich besonders charakteristisch im Tagebuch äussert, gegenüber der Übertreibung der anderen. 50 Silhouetten, darunter drei von Goethe, schmücken das Buch und lassen die ganze historische Welt jener Tage lebendig werden. — M. Berbigs Aufsatz **(9224a)** ist aus lokalgeschichtlichem Interesse entstanden, aber auch sonst beachtenswert. Schack (= Jacques) Hermann Ewald war ein poetisch tätiges Mitglied des Hains. Das älteste seiner noch erhaltenen Gedichte ist von 1765; er trat damals — wahrscheinlich durch seine Poesie, denn von einem Studium in Erfurt hat B. nichts ermitteln können — in Beziehung zu Riedel und gab anfangs 1772 auf dessen Veranlassung ein Bändchen Oden heraus, was ihm bei den Göttingern den Eingang nicht erleichterte. Er kam in jenem Jahre nach einem Versuch, in Gotha als Advokat zu leben, nach Göttingen als Mentor des gothaischen Bürgermeistersohns Schulthes. Wie die Bundesbrüder, mit denen er wohl durch einen der Gothaer, vielleicht durch Gotter, zusammenkam, zunächst über ihn dachten, ist bekannt, er gewann aber bald eine bessere Stellung. Mit Hölty, J. M. Miller las er gemeinsam Englisch, an den Sonnabendsitzungen nahm er regelmässig teil und legte sich ein Album für die Gedichte an, die ihm am besten gefielen. Auf 106 Quartseiten enthält die wichtige Handschrift 44 Gedichte, worunter acht bis jetzt nicht bekannte. Wenige Tage nach der Gründung des Hains, bei der er selbst nicht zugegen war, reiste er ab. Die Abschiedsszene kennt man aus Vossens Brief. Die Abschiedsode Vossens mit den Unterschriften der Brüder ist erhalten, und B. druckt sie mit der Ode, die Ewald beim Auseinandergehen des Nachts gesprochen hatte, ab, ebenso einen Abschiedsbrief Bürgers. In Gotha hat er dann bald angefangen als freier Literat zu leben. Briefe zeigen, dass er in Beziehung mit den Göttingern blieb, Boie besuchte ihn. Voss' spätere Besuche sind bekannt. Auf Ewalds weitere Wirksamkeit braucht hier nicht eingegangen zu werden, er gründete und redigierte verschiedene Zeitungen, seine literarischen Arbeiten sind zunächst Übersetzungen, dann literarhistorische und philosophische Abhandlungen, auch zwei Dramen. 1783 nahm er ein Amt als Registrator an. Seine späteren Gedichte hat er fast ausschliesslich für die Freimaurerloge verfertigt. B.s fleissige Arbeit gibt die genaueren Angaben über seine Schriftstellerei. — Der Aufsatz von F. Avenarius über Claudius **(9226)** ist schon oben erwähnt worden, anzumerken sind noch eine volkstümliche Biographie O. Brüssaus in der Sammlung der Kirchenliederdichter **(9225)** und eine Auswahl seiner Gedichte durch P. Remer in den Volksheften Jacobowskis (Berlin, M. Liemann. M. 0,10).

Eine Reihe von Notizen zur Bürger-Biographie bringt E. Ebstein **(9227)**. Eine Stammbucheintragung Bürgers für Leisewitz vom März 1771 zeigt die älteste Fassung der Strophe: Der Geist muss denken usw. Aus Cramers Menschlichem Leben VII. Stück zieht E. für eine künftige Neuauflage der Strodtmannschen Sammlung den Brief Bürgers an Cramer über das Fertigwerden seiner Leonore hervor. Aus einer Notiz von Chr. Fr. D. Schubart ist ersichtlich, dass auch Bürger an einem Volksgedicht über Friedrich den Grossen gearbeitet hat (1772). — E. Blümel **(9235)** gibt einen Bericht von der Weihe des Bürger-Denkmals in dessen Geburtsort Molmerschwende. Aus den Reden sind bemerkenswert die Erörterungen L. Schröders über Bürgers Geburtstag und über den Namen Molmerschwende. Wohl der Poesie zuliebe hat Bürger behauptet, unter den Neujahrsgesängen von 1748 geboren zu sein und auch sonst als Geburtsjahr 1748 angegeben, während der urkundliche Eintrag des eigenen Vaters den 31. Dezember 1747 nennt. Ebenso stammt die falsche Form Molmerswende von Bürger selber her. Sein Einfluss ist hier so stark gewesen, dass es ein Pfarrer des Dorfes 1827 fertig bekam, auf Grund der Bürgerbiographien diese Schreibart trotz des Widerspruchs der Dorfbewohner als die amtliche durchzusetzen. Sch. erklärt die häufige Endung der Ortsnamen im Harze -schwende = rode. An anderer Stelle wendet er sich auch gegen die Lagebezeichnung von Molmerschwende als „im Halberstädtischen, oder in der Herrschaft Falkenstein", als längst veraltet und missverständlich. — Die Quelle von Bürgers „Penelope" fand O. Ritter **(9241)** in de Saint-Lamberts Epigramm „La nouvelle Pénélope". —

Die Vorgeschichte der Ernennung Ch. F. D. Schubarts zum Stadtorganisten in Ludwigsburg gibt mit allen Einzelheiten nach den Akten J. Giefel **(9247)**. —

19. Jahrhundert: F. Hölderlin. Vor der Lektüre von H. Eschelbachs „Diotima" **(9287)** ist zu warnen. — H. Ilgensteins **(9289)** Zusammenstellung von Nietzsche und Hölderlin bringt, weil ohne ruhige historisch-psychologische Analyse unternommen, nicht die hier möglichen Resultate. —

Die Mörike- Literatur ist, angeregt durch die beiden Biographien von K. Fischer und H. Maync, besonders gross. J. Minors Rezension über die beiden

Bücher (9291 und 9294) spricht das allgemeine Urteil aus. In einer 2. Auflage wird Mayne die kleinen Fehler seines schönen Buches leicht ausbessern, die Lücken hoffentlich ebenso leicht ergänzen können. — K. Fischer (9292) hat als Ergänzung seiner Biographie ein Buch über die Werke Mörikes herausgegeben und empfindet diese Trennung gerade dem Buche Maynes gegenüber als notwendig. Wir werden wohl umgekehrt urteilen müssen und nur bedauern, dass der Nachlass nicht vollständig in Maynes Hände gekommen ist. In der Vorrede und auch sonst wendet sich F. gegen den literarhistorischen Vergleich, und weil er das leider mit einer Spitze gegen Mayne tut, so kann man nur sagen, dass er nach seinen eigenen historischen Urteilen, die A. Köster mit Recht rügt, allerdings nicht genug Methode und Kenntnisse dazu besitzt. Das Buch geht nach einem modernen Prinzip von einer allgemeinen Anschauung von Mörikes Genie, seinen Anlagen und seiner Bildung aus, um zunächst sein Schaffen im allgemeinen, seine Ausdrucksmittel usw. zu bestimmen und dann die einzelnen Werke zu betrachten. Soll das von Erfolg sein, so muss dieses Schema die Beweglichkeit des Lebens haben, jedem neuen Individuum gegenüber neue, aus ihm entwickelte Kategorien hervorbringen; jedenfalls gehören ausgearbeitetere psychologische und ästhetische Begriffe und Methoden dazu, als F. anwendet, der mit seinen paar Rubriken nichts Wesentliches erfassen kann und schliesslich doch in der biographischen Methode stecken bleibt, die aber, so losgelöst von der Biographie, auf die nur immerfort verwiesen oder die im Auszug wiederholt wird, abstrakt und blutleer wirkt und eigentlich völlig resultatlos ist, weil sie weder zu einer begrifflichen Feststellung, noch zu einer vollen Anschauung führt. Was das zweite Buch, „die lyrischen und epischen Gedichte", hauptsächlich Neues bringt, fände seinen Platz besser in einer kritischen Ausgabe, der Rest ist zumeist eine prosaische Wiedererzählung des Inhalts mit Angabe des Metrums und seiner Wirkung. Das dritte und vierte Buch behandeln die Prosadichtungen und „Dramatisches und Übersetzungen". Wertvoll ist hier der Abschnitt über Lucie Gelmeroth, in dem F. den Inhalt des Romanfragments angibt, in dem die Novelle stehen sollte, und ein Stück abdruckt, und der über den Nolten mit der Darlegung, welchen Anteil Klaiber an der Redaktion hat. Ein Sachregister fehlt. — Den Beziehungen Mörikes zu München geht R. Krauss (9315) nach, ohne eigentlich Neues zu bringen. — Der letzte ästhetische Massstab für Mörikes Leistungen ist bei allen Darstellern, auch in der Charakteristik der Lyrik Mörikes von H. Benzmann (9297), immer wieder Goethe. Der Vergleich hat ohne Frage seinen guten Sinn, verlangt aber, wenn er zu mehr als einem dunklen Gefühl führen soll, eine schwierige Arbeit, in der eigentlich die Handhaben für solchen Vergleich erst zu schaffen wären, die dann allerdings auch weiter benutzt werden könnten. — H. Ilgenstein (9293) in seiner Abhandlung Mörike und Goethe hat auch hier nicht ruhig historisch und sachlich analysieren können, so dass sein Unternehmen auch hier nicht das mögliche Resultat gebracht hat. H. Mayne verweist ihn auf die von ihm in seinem Buch schon erwähnten Randbemerkungen Mörikes zu Goethes Werken. — Der Tod von Clara und Margarete Mörike, der Schwester und der Frau des Dichters, die so gegensätzlich im Leben, nun im gleichen Jahr, 28 Jahre nach dem Tode des Dichters, starben, brachte viele Nekrologe. Der wichtigste unter ihnen ist der von E. Eggert über Margarete Mörike (9309), der mit ruhigen Worten für die Frau eintritt. Die Biographen, die beide der Schwester verpflichtet waren, hätten sich wohl nicht Mühe genug gegeben, ihr gerecht zu werden. Sie hat diese Darstellungen leider noch lesen müssen; „ein verletzender Steinwurf ist es freilich", schrieb die alte Frau, „der mich noch treffen sollte, ehe ich austrete aus dem Leben." Für die Tatsachen bringt E. nicht viel Neues, aber das Licht und die Schatten fallen anders, und wenn er am Schluss fragt: „und Clara Mörike?" und ihr Verhalten mit dem der Schwester C. F. Meyers vergleicht, so wird man hinter dem Satz Maynes: „Clara schloss sich ihnen natürlich an" ein schweres Lebensproblem fühlen, das Clara nicht klug genug und Mörike nicht energisch genug war zu lösen, und an dem schliesslich die Frau, die das Unheil schon vor der Hochzeit wiederholt ahnte, am schwersten und lange Jahre hindurch zu tragen hatte. E. konnte die Briefe Mörikes an Margarete benutzen und druckt Stücke daraus ab, ebenso einige unbekannte Gelegenheitsgedichte, eine abweichende Fassung der „Göttlichen Reminiszenz" usw. — Die für die Mörike-Freunde wertvollste Publikation des Jahres ist die Herausgabe seiner Briefe durch Karl Fischer und R. Krauss (9316). Der I. Band, der vorliegt, reicht von 1816–1840. Das Buch will weniger ein wissenschaftliches als ein menschliches sein und enthält darum aus dem Reichtum der Mörike-Briefe nur eine Auswahl. Der Genuss wird sich auch kaum mehr verlangen, obwohl doch wieder jeder einzelne Brief, den man dann an anderer Stelle findet, so entzückt, dass man ihn auch in die Sammlung wünschte, so den Brief an die Braut mit dem Gespräch über Napoleon, den Krauss im Zeitgeist veröffentlichte (9324). Diese Briefe mögen wohl einen grossen Teil seiner poetischen Kraft verbraucht haben, sie zeigen alle Schönheiten seines Stils, zugleich aber auch seine Schwäche, und viele

haben eine leise Enttäuschung bei der Lektüre empfunden und bei allem Reichtum seiner beweglichen Phantasie und seines Gefühls etwas Ähnliches wie seinen berühmten „Rettich“ vermisst. Der Band enthält 153 Briefe, die, abgesehen von denen an Mutter und Geschwister, hauptsächlich gerichtet sind an die Jugendfreunde Waiblinger (8), Hartlaub (32), Mährlen (21), später dann an Luise Rau (38) und H. Kurz (16). Kurze orientierende Einleitungen sind den einzelnen Abschnitten vorausgeschickt, die Briefe sind chronologisch geordnet, so dass man fast jede leise Wendung seines Lebens bemerken kann. Bei wenigen Dichtern lässt sich der ganze innere Zusammenhang auch der geistigen Struktur so sicher und vollständig fassen, wie aus diesen Briefen der Mensch und Dichter Mörike. Hoffentlich lässt eine kritische Ausgabe seiner Werke nicht zu lange auf sich warten. — Die Briefe Mörikes an Waiblinger sind auch für die Kenntnis dieses unglücklichen Menschen von Bedeutung. Im Hochland (9335) wird er von P. Friedrich als der gepriesen, der mit seinen Gedichten Italien „mehr als Platen, Kopisch, ja Goethe“ erschlossen habe. —

Zu der Darstellung Wilhelm Müllers von J. J. Hatfield in der Deutschen Rundschau (März 1902) liegt jetzt das ihr zugrunde liegende Material vor, das Ph. Sch. Allen und J. T. Hatfield (9332) von der Witwe Max Müllers bekommen hatten: das Tagebuch und 34 Briefe; ausserdem eine Ergänzung in Gestalt von 15 Briefen (9333), die H. mit erklärendem Text abdruckt. —

Ein gutes Buch ist das von R. Unger (9350) über Platen in seinem Verhältnis zu Goethe, so leid es einem tut, dass der Verfasser sich das Thema einer Entwicklungsgeschichte Platens so merkwürdig eingeschränkt hat. U. glaubte an diesem Verhältnis ein wesentliches Symptom zu haben, an dem er den Gang von Platens geistiger und künstlerischer Bildung ablesen könnte, in Wahrheit aber war doch gerade Goethe für Platen zeitlebens in jeder Hinsicht eine fremde Erscheinung, und so kann man sich bei der Lektüre des Gefühls nicht erwehren, dass der Stoff durch diese Einstellung vergewaltigt ist. Innerhalb dieser verquerten Perspektive aber gibt U. eine schöne Darstellung von Platens ästhetischer Entwicklung, besonders gut im III. Kapitel die Geschichte von dem Einfluss Wagners, und es wäre wünschenswert, dass er die Entwicklungsgeschichte Platens noch einmal, aber aus ihren eigensten Kräften und in vollständiger historischer Breite zu schildern unternähme. —

J. Mosens hundertster Geburtstag bringt eine Reihe vergeblicher Klagen über die unverdiente Vergessenheit des tüchtigen Mannes. Ich verweise vor allem auf L. Geigers Aufsatz (9360), der mit Recht von ihm sagt, dass er mehr durch den Inhalt als durch die Form gewirkt habe, und seine auch in der „Matratzengruft“ nicht erlahmende Lebensfroheit preist. — Der Kunstwart (9369) stellt ihn als Lyriker mit Bartels zwischen Müller und Mörike. — Reinhardt Mosen im Hochland (9359) verspricht eine Biographie seines Vaters und druckt Bruchstücke von Briefen von ihm an A. Stahr von 1845 ab, in denen Mosen sein Verhältnis zu Immermann als den Gegensatz von Gegenwart und Romantik in einer für die Geistesgeschichte und die Geschichte der Dramaturgie interessanten Weise bespricht. —

Mit seiner behenden Feder hat C. Busse (9371) ein Leben der Droste geschrieben. Er hofft mit seiner Psychologie auch dem Literarhistoriker etwas zu geben, mir will aber scheinen, als sei die Innerlichkeit dieser Frau seiner Art am letzten zugänglich, und seinem Stil ganz unmöglich, sie auszusprechen. —

Politische Lyrik von 1840—50. Das Buch von Ch. Petzet (9379) wird viel besprochen und trotz mancher Unrichtigkeiten und Lücken als ein anregender und dankenswerter Überblick gelobt. —

H. Gerstenberg (9384) gibt im Anschluss an frühere Ausführungen eine Darstellung der Beziehungen zwischen Hoffmann von Fallersleben und Henriette von Schwachenberg. In seiner Biographie hat Hoffmann ihren Namen nie genannt, jetzt, wo die Briefe vorliegen, lässt sich das Verhältnis übersehen. 22jährig kam Hoffmann auf einer Studentenfahrt, die er während der Ferien von Bonn aus nach Wetter, wo der Vater seines Freundes Hengstenberg Pastor war, unternommen hatte, ins Haus Hove, in dem Henriette als Witwe mit zwei Kindern, einem alten Vater und einem alten Hauslehrer lebte. Der junge Mensch verliebt sich in sie und wirbt um ihre Hand; sie weist ihn ab, um sich nachher um so stärker nach ihm zu sehnen, als seine Gefühle für sie längst erloschen sind. Die meisten ihrer Briefe stammen aus dieser Zeit, wo sie immer neu um seine Freundschaft bittet, Hoffmann wenig oder gar nicht antwortet und ihr schliesslich eines Tages, wohl in der Ungeduld, ihre Gefühle nicht erwidern zu können, und auch sonst in Breslau geplagt, so unfreundlich schreibt, dass sie schweigen muss. Als er dann viele Jahre später wegen seiner „Unpolitischen Lieder“ in Gefahr geriet, kam ihm die treue Frau, damals wieder verheiratet, mit Trost und Unterstützung zu Hilfe. Hoffmann hat sie dann auch wieder in Haus Hove besucht und ist lange über ihren Tod hinaus ein Freund des Mannes geblieben. Mit Hoffmanns dichterischer Entwicklung steht Henriette in keinem Zusammenhang, wie denn über-

haupt nicht die Liebe, sondern Heimat und Vaterland ihn zum Dichter gemacht haben. —

Andere Dichter desselben Zeitraums. Die Gedichte des Deutsch-Amerikaners E. Mühl (9396), eines von denen, die in den vierziger Jahren auswanderten, sind, wie sie in seinem hinterlassenen Tagebuch und in den verschiedenen Jahrgängen seiner Zeitungen stehen, gesammelt worden und sollen später veröffentlicht werden. Der Aufsatz erinnert kurz an seine Tätigkeit im Staat Missouri, besonders in Hermann, als Kämpfer für deutsche Sprache und Schule, für religiöse und politische Freiheit, für die Abschaffung der Sklaverei, und ist als Einblick in die Bewegung und in das deutsche Leben Amerikas in den Jahren um 1848 nicht uninteressant. —

Lyriker einzelner Länder. Die Anklänge an Horaz bei Geibel, seinen Einfluss und die innere Verwandtschaft der beiden Dichter hat H. Tiedke (9437) mit Liebe verfolgt. —

M. Greifs (9443) Neue Lieder und Mären finden dankbare, wenn auch des ungleichen Werts der Masse des Gebotenen sich bewusste Beurteiler. — P. Heyses Wintertagebuch (9449) wird begrüsst. — Für W. Jensens zu wenig bekannte Lyrik tritt neben anderen der Kunstwart ein (9451). — Victor Blüthgen wird zu seinem 60. Geburtstag von A. K. T. Tielo (9544) als eine Nuance neben Jensen und Geibel gefeiert. — Der Reihe dieser Männer gehört auch C. Weitbrecht (9601) an, dessen gesammelte Gedichte als edle Frucht eines reichgebildeten und männlichen Lebens vorliegen. Glücklich ist die Mischung von chronologischer und sachlicher Anordnung unter den Stichworten Jugendstimmen, Bunte Bilder, Zeit und Zorn, Am Lebensmittag, so dass man über dem Subjekt nicht die Welt und über dem Erlebten das erlebende Individuum nicht vergisst. Am wenigsten gelungen dünkt mich die streitbare Seite seiner Lyrik, die, wo sie konkret wird, nicht poetisch ist, zumeist aber, weil ohne fühlbaren Gegenstand, nicht wirkt. —

H. Vierordts „Meilensteine" (9604) sind Erinnerungsgedichte an alte und neueste Tage. — E. Reichel (9605) zeigt das „stille Bilderbuch" an und feiert den Dichter als einen Plastiker des lyrischen Ausdrucks. — J. Lohmeyer wird überall als einer unserer Besten betrauert (9566—73). —

Der von A. Köster herausgegebene Briefwechsel zwischen Storm und Keller (9526) wird besser in der Buchausgabe besprochen. —

Österreich. Der neuen Gilmausgabe gegenüber bedauert C. Busse das in die Welt Schicken solcher Heimatpoeten dritten Ranges (9624), während die Deutsche Heimat (Heft 26: Eine neue Gilmausgabe) sie freudig begrüsst. —

Bei Reclam hat A. Zipper nach seiner Gesamtausgabe eine Auswahl der Gedichte Grillparzers herausgegeben (9627), die Ausgabe M. Neckers liegt mir nicht vor (9626). —

Die erste wirklich literarhistorische Darstellung bekam Uffo Horn durch W. von Wurzbach (9637). Horn hat seine Bedeutung als Dramatiker und Novellist; seine Gedichte, meist Gelegenheitsverse, sind ohne grossen Wert. Er gehört in die Reihe der deutsch-böhmischen Dichter des vormärzlichen Österreichs, wie Ebert, Meissner, Hartmann, Stifter, ist aber, wie aus W.s Untersuchungen hervorgeht, nur der Sprache nach deutsch, der Gesinnung nach, wenn auch hin und her schwankend, ein Tscheche. Sein Ottokar ist das tschechische Gegenstück zu Grillparzers Werk. —

Noch immer melden sich Stimmen zum Lenaufest. Die Besprechungen der Lenauliteratur des vergangenen Jahres vermissen die erschöpfende Biographie. Castles Buch wird stets anerkannt, Sterns als wertlos, Geskys und auch Klenzes Arbeiten als zu sehr blosse Zusammenstellung bezeichnet. G. A. Mullfingers (9661) Arbeit über Kürnbergers Roman und sein Verhältnis zu Lenaus Amerikareise wäre mit E. Castles sorgfältigem Aufsatz (JBL. 1902 N. 4788, 5254) zu vergleichen. —

H. Lorms Tod (9669—75) bringt den Nachruf der Achtung für diesen unglücklichen, aber starken Menschen. —

Zu F. Stelzhamers hundertstem Geburtstag erscheint nachträglich noch eine biographische Skizze R. Plattensteiners (9700), die aber ausser einigen Bildern des Dichters nichts Neues enthält. — Für den verbummelten F. Sauter tritt A. Rössler (9696) ein. —

Jugendgedichte A. Stifters (9704) von biographischem Wert druckt A. Schlossar ab, die Gedichte H. Swobodas (9705), eines der deutschböhmischen Kämpfer, haben nur unter diesem Gesichtspunkt für einen weiteren Kreis Interesse. — Zu den in jedem Jahre wiederkehrenden Erscheinungen gehört auch ein Feuilleton über die Frau von Hörmann (9890). —

Schweiz. M. Oeftering rühmt das Anregende des Kraegerschen Buchs über C. F. Meyer (9714). — Aus dem Aufsatz G. Heines (9713) ist nichts zu lernen. — Dass C. Busse (9711) auch Meyers strenge künstlerische Gesinnung und

sein durchgearbeiteter Stil ganz fremd sein muss, wird hier erwähnt, weil es nicht angeht, dass einer in solcher Weise, wie B. es getan hat, mit diesem grossen Menschen verfährt. — Eugen Wolff (C. F. Meyer, ein protestantischer Dichter. Berlin, Georg Nauck. 1903. 16 S. M. 0,30) zeigt in Meyer einen der Dichter des „stilvollen Realismus", den die suchende Gegenwart, im Blick durch den Naturalismus geschärft, als ihre Erfüllung erkenne, und lässt seine Dichtung erwachsen aus den drei Tendenzen der Renaissance mit ihrer Lebensfülle, der Reformation mit ihrem christlich-evangelischen Gewissen und einem deutsch-nationalen Gefühl unter der Wirkung der grossen historischen Bewegung in Deutschland und Italien, die ihm den Blick für die treibenden Kräfte der Weltgeschichte eröffnete. —

Lyrik der Gegenwart: Allgemeines. „Zur modernen Lyrik" betitelt W. Holzamer ein lesenswertes Bekenntnis voll anregender Gedanken (9727). Er sucht die einzelnen Züge, die, teils zerstreut, teils verbunden, die moderne Produktion kennzeichnen, zu verstehen. Der Naturalismus hat nur ein selbstverständliches Prinzip wieder zur Anerkennung gebracht: die Unmittelbarkeit, Freiheit der Subjektivität, Loslösung von einer allgemeinen Empfindungsskala. Das waren neue Werte mehr für die Kritik als für die Kunst, denn eben in jener Zeit lebten Hebbel, Keller, Meyer und Mörike, die sie realisierten, und die man bei dem Angriff vergass. Und das stofflich Neue wäre von selbst gekommen, wie es denn bei Liliencron ohne irgendeinen theoretischen Zusammenhang mit der naturalistischen Bewegung sofort erscheint. So hatte der Naturalismus die Funktion, den Zusammenhang der Kunst mit dem Leben wiederherzustellen. Das moderne Leben zeigt aber eine Gespaltenheit, für die H. wie Hunderte vor ihm die zu mächtig gewordene Intellektualität verantwortlich macht; nun sucht der Mensch die Ganzheit wieder, weniger Erkennen, als Einheit im Fühlen und Erkennen und das Einssein mit der Lebensgestaltung. „So ist die Sehnsucht die Nährkraft der modernen Lyrik — sie musste es werden, wenn das Leben ihre Wurzel sein sollte." Die oben erwähnte Sammlung Knodts „Wir sind die Sehnsucht" wäre ein Beleg dafür. Den Symbolismus sieht H. nicht bloss als einen Gegenschlag gegen den Naturalismus an, sondern er habe doch seinen Grund auch darin, dass die Phantasie zu schwach war, das Leben, das der Naturalismus ergreifen wollte, zur Kunst zu bilden. Sein Prinzip, dass nicht der Vorgang an sich gilt, sondern die Deutung, die man ihm gibt, ist wie das des Naturalismus eine Selbstverständlichkeit; diese Deutung muss sich aber unmittelbar von selbst ergeben. „Der Symbolismus vergass, dass alle Kunst Symbol ist, und dass seine Beziehungen um so weiter und mannigfaltiger werden, je tiefer unser Erleben ist." Er kaprizierte sich auf die dunklen Seiten des Seelenlebens, was, wenn nicht auf Unsinn, so auf einen seelischen Naturalismus hinausläuft, der immer unappetitlicher wird, je exakter er ist, und für die künstlerische Form völlig versagt. Auch zum Verständnis des Formalismus muss man wieder vom Leben ausgehen. „Es ist der Einklang mit der groben Wirklichkeit wieder nicht herstellbar gewesen", und so geht man an ihr vorbei in ein Traumland, und statt der Souveränität des Lebens erscheint die der Kunstmittel. In bezug auf die Technik der Lyrik scheint H. eine gewisse Ruhe des Besitzes und der Sicherheit eingetreten zu sein, „Experimente dominieren nicht mehr". Für den Gehalt aber müsse das Leben die Weiterführung übernehmen. „Je höher wir das Leben in uns erhöhen, um so höher erheben wir die Kunst." Der Sinn seines neuen Idealismus ist eine „neue Lebenswahrheit", wenn ich H. recht verstehe, ein unmittelbares Gefühl und Erfüllen aller Beziehungen von Welt und Leben, in denen der einzelne steht, eine religiöse Empfindung, die aber nichts Transzendentes aussagt, sondern die ganze unmittelbar nahe und zarteste Wirklichkeit. Mit Recht sieht H. in dem Verhältnis von Kunst und Leben das treibende Moment in den verschiedenen poetischen Richtungen, es wirkt aber nicht bloss so automatisch, sondern ist, als bewusste und theoretisch formulierte Lösung, bei den einzelnen Parteien vorhanden. In keiner Zeit wohl sind so alle Möglichkeiten, die Funktion der Kunst zu bestimmen, ausgesprochen worden wie heute. Das führende Ideal ist allerdings, wie in der philosophischen Bewegung der Begriff des Lebens, so in der poetischen der einer Lebenskunst, aber auch der ist vieldeutig genug, und H.s Antwort auch nur eine Lösung; sie ist religiös bestimmt und sucht Frieden, Trost, Andacht, die der Kunstwartpartei ist ästhetisch, die F. Lienhards ethisch bestimmt usw. H. denkt sich die Kunst als unmittelbaren Ausfluss aus dem Leben, wenn nur das Leben erst geheiligt sein wird, andere stellen sie mehr in den Dienst des Lebens; die einen halten nur für nötig, den realen Reichtum und die tatsächlich vorhandenen Ideale künstlerisch auszusprechen, andere arbeiten mit der Sehnsucht und stellen das zukünftige Leben dar. Im ganzen ist zu hoffen, dass allmählich eine auf den historischen Mächten fussende, aber kraftvolle und klar in die Zukunft schauende Gesinnung die Oberhand behält. — Die künstlerische Kritik von Avenarius und seiner Partei ist bekannt genug; im Türmer rechnet F. Lienhard (9732) mit der

lyrischen Produktion des Jahres ab. Leider hat er die Gefahr solcher Sammelrezensionen gar zu wenig vermieden, dass das Zufällige gelobt wird, weil es eben vorliegt, und mit dem Tadel, der die Talente trifft, das Lob für irgendwelche Dichterlinge nicht kongruiert. Liliencron habe so kraftvoll und frisch eingesetzt, sei aber unter dem Einfluss des Impressionismus immer leichtfertiger und unter dem der modernen Entartung sittlich noch verwahrloster geworden, als er von Natur sei; ein künstlerischer und ethischer Charakter mache eine umgekehrte Entwicklung durch. Dehmel treffen sehr harte Worte, als in allen Gemütsinstinkten verwirrt und als das Muster eines verbohrten, suchenden und doch immer um dumpfe Erotik spürenden Decadent, der bei seinen bisweilen sehr vergeistigten und durchdachten Bildern doch nie zu einem natürlichen Stil komme. Mit Recht sieht Lienhard Dehmels erotische Mystik als zukunftslos an. C. Busses „flotte Sicherheit" und Henckells „stürmische Rhetorik" werden auf die Tiefe des Lebens verwiesen, Vierordts klares geschlossenes Kunstbild wird gerühmt, aber ihm wie auch Weigand und Friedrichs wird vorgeworfen, dass sie keinen Rückhalt in starken Erlebnissen haben. Der „Kreis um Stephan George" ist vertreten durch W. von Scholz; seinen „Spiegel" mit seinen erdachten Gedichten nennt er das Muster eines abstrakt modernen Versbuches: dumpfe Empfindung und verworrene Wortfügung. Seine positiven Namen sind, abgesehen von Maurice von Stern und Frida Schanz, die mit Einschränkung gelobt werden, Lulu von Strauss und Torney mit ihren Balladen und Gustav Renner. — Auf den Streit zwischen Avenarius und Lienhard braucht hier nicht eingegangen zu werden (9824—25), wenn auch gesagt werden muss, dass der Kunstwart in seinem guten Recht war. Die Kritik L. Webers ist treffend, aber bei einem ethischen Typus, wie Lienhard ist, ist das Wollen und der ehrliche Versuch, es zu erfüllen, schon an sich ein Verdienst, solange das Wollen wirklich ein aufrichtig ethisches bleibt. — Auch ein anderer Streit braucht hier nur berührt zu werden, den R. Schaukals Aufsatz (9729) „Lyrische Zeichen der Zeit" hervorgerufen hat, in dem er nicht ohne Grund das Überhandnehmen der Nur-Literaten als den Krebsschaden für die moderne Produktion bezeichnete. — Unter dem Titel „Poesie der Marsbewohner" verspottet P. Zschorlich in der Zeit[W]. (S. 593/8), die „lyrischen Herrenreiter" der „Avalunhefte, Aram, Rilke, Piper, Michel, Lautensack, Scholz, Bodmann und Greiner". „Es ist, als ob ein Pegasus an uns vorbeigaloppierte, dessen Stall in einer andern Welt steht." — Th. von Sosnosky (9739) erinnert an eine Reihe seiner Meinung nach nicht genug beachteter Lyriker, vor allem an Fontane und Jensen, nicht ohne Grund, doch fällt er in den häufigen Fehler, sie auf Kosten anderer zu loben, z. B. Mörikes. — R. Maurer (9731) charakterisiert die Mehrzahl der katholischen Dichter als Nachromantiker. Erst die Bewegung der 80er Jahre hat auch hier einen Fortschritt gebracht; von Kraliks Erneuerung der alten Mysterien hofft M. eine Verdrängung der üblichen Gelegenheitsreimereien, von den Jüngsten nennt er Ph. Witkop und M. Herbert, warnt den ersteren aber, den auch Lienhard bereits als zu formenglatt empfindet, vor dem Schicksal Busses, was Witkop, der im vorigen Jahr selber gegen Busse zu Felde zog, besonders schmerzlich empfinden wird. —

Einzelne Dichter. A. Matthes (9751) zeigt Bierbaum als einen Dichter, der, von den bildenden Künsten kommend, nur scharf umrissene Situationen und fertige Bilder zu geben vermag, der aber immer versagt, wenn er einen Vorgang abwickeln, eine Stimmung in ihrem Verlaufe darstellen soll. Seine Technik sei dementsprechend oft blosse Agglutination zu Wortgebilden, ja zu ganzen Gedichten, seine Verse melodielos, aber oft durch Lautsymbolik usw. wirkend. Natürlich ist solche Art notwendig „kurzatmig" und „leicht geziert", zum Fabulieren, zum Drama und Epos fehlt alles. Trotzdem will M. am Schluss Bierbaum seiner Bedeutung nach neben Heine stellen, was er dadurch erreicht, dass er Heine kleiner macht — denn „Heine wird meines Erachtens heute noch in vielen Kreisen überschätzt". —

Sehr hart geht H. Brandenburg (9759) mit C. Busse um wegen seiner leichtfertigen Produktion im Dichten und Beurteilen, und der Literarhistoriker, der sich bei Busses unglaublicher Fruchtbarkeit immer wieder an ihm ärgern muss, hat kaum Grund, ihn in Schutz zu nehmen, und kann nur bedauern, dass ein wirklich talentvoller Mensch sein Können so zerrinnen lässt. —

Richard Dehmels unleugbare grosse Bedeutung für die Entwicklung unserer Lyrik wird auch von seinen Gegnern anerkannt, doch wird auch von den Jüngeren „seine bis zum Prostituierenden gesteigerte Nacktheit des Gefühlslebens" und die dumpfe Unklarheit seines erotischen Lebensgefühls immer mehr als unangenehm empfunden. E. Schlaikjer bespricht sein neuestes Buch „Zwei Menschen" (9769), lobt einzelne Verse als meisterhaft, wendet sich aber leidenschaftlich gegen die ewige Erotik, als ob es keinen weiteren Inhalt für das männliche Dasein gäbe, und gegen das Chaotische seines Denkens: „Dehmels Kunst krankt an Willensfäulnis", und er sieht schliesslich Grössenwahn in Dehmels Glauben, mit diesem Buch, das er „Roman

in Romanzen" nennt, die seit Goethe und Byron gesuchte Form des modernen Epos gefunden zu haben. —

In dieser Steigerung jedes kleinen Schritts und jeder neuen Nuance zu Weltepochen liegt wirklich ein besonderes Kennzeichen der modernen Dichtung und der Literatur, die sie erzeugt. Am komischsten äussert sich das der Traumpoesie A. Momberts gegenüber. H. Benzmann spricht geistreich über seine Kunst als Erlebnis-Entwicklungskunst (9827). Seine Poesien seien seelische Erlebnisse subjektivster Art, Traumbilder, Halluzinationen in direkter Wiedergabe. „Also in gewisser Beziehung ist diese Kunst naturalistisch, weil sie die Flucht der Empfindungen und Vorstellungen genau so wiedergibt, wie sie die Seele empfand und sah." Zugrunde liegt dem ein metaphysischer Monismus, der im Glauben an das Alleinschöpferische des unbewusst vegetativen, noch kaum vom Willen gezügelten Trieblebens ganz still hält, um willenlos den Offenbarungen dieses Abgrunds, wie sie die Phantasie traumhaft spiegelt, zu folgen, wo dann bloss Geschautes und als Symbol Empfundenes unfassbar durcheinander schwebt. Wohl sieht auch B. in dieser Poesie werdende, keine vollendete Kunst, aber er will die schöpferische Individualität, den „Nennwert" Momberts feststellen, und da spricht er nicht nur von der Ursprünglichkeit, Schönheit und Tiefe seiner Symbole, was in gewissen Grenzen zuzugeben wäre, sondern am Schluss heisst es — es ist vom „Denker" die Rede: „Der Sonnenschein einer neuen Welt, einer neuen starken Freudigkeit, die gestaltet und gestaltet, geniesst und geniesst, liegt über dem Buch. Ein neuer kosmischer Humor begrüsst die alte Erde, die wiederum einmal ihr Antlitz entschleiert zu haben scheint und jugendlicher denn je gen Himmel lacht." — Weit drastischer noch sind die wilden Phrasen H. Reinharts (9828) mit ihrer ungeheuerlichen Metaphysik und Psychologie einer „naturalistischen Mystik", wie Georg Misch diese Art einmal bezeichnet hat, die in dem Satz gipfeln: „Und so steht denn Mombert heute auch um ein beträchtliches über Heine, denn er ward zum Allseher und Allkünstler, wie wir ihn seit den Propheten, den Barden und den Mystikern des Mittelalters kaum mehr gehabt haben ... Von Liliencron, dem Lebenskünstler, über Dehmel, den Weltkünstler, führt der Weg zu ihm." Für diese sphärische Perspektive, fürchte ich, werden wenige das Organ haben; R. erwartet denn auch von den „biederen Deutschen" diesem „orientalischen" Geiste gegenüber, den er, wie viele andere, in Momberts Poesien tönen hört, nichts Besseres, rechnet aber auf eine persische oder chinesische Übersetzung. —

Als von einem der interessantesten Repräsentanten der gegenwärtigen deutschen Literatur spricht P. Besson über Liliencron (Un réaliste allemand contemporain. Detlev de Liliencron. Le Havre. 1903. 31 p.). Er gibt eine geschickte Analyse seiner Werke, besonders der Kriegsnovellen und der Gedichte, die in bezug auf Ziele und Mittel, Form und Gehalt die Hauptzüge nicht verfehlt. —

G. Falkes einfache und ehrliche Lyrik wird zu seinem 50. Geburtstag, der ihm von der Stadt Hamburg einen jährlichen Ehrensold von 3000 Mk. brachte, viel besprochen. Er ist einer von den wenigen modernen Lyrikern, die keine Gegner haben. In seiner autobiographischen Skizze (9787) wehrt er sich gegen eine literarhistorische Bestimmung und spricht mit schönen Worten über Liliencron als den, an dem sein Talent so spät erst sich entzündet und der ihn dann auch „entdeckt" habe.—

Prinz Emil Schönaich-Carolath wird von G. Schüler enthusiastisch gepriesen (9853), H. Benzmann (9851—52) stellt Schönaich neben Dichter wie Avenarius, Fitger und Saar, die zwischen Alten und Modernen stehen, weil entweder ihre Technik oder ihr Gehalt nur einseitig modern ist. Schönaich erinnert ihn an Heine und Byron, er sei aber in seiner Technik ganz modern und wirke wie Falke und Liliencron unmittelbar, weil seine Empfindungen nicht in den Reflexionsformen oder glatten Versen der Epigonen sich zeigen, sondern als prägnante Anschauung, einfach und natürlich. Ihn trenne von der Moderne seine romantische Gefühlsweise. Die Entwicklung, die B. in seiner Weltanschauung feststellt, kontrastiert seltsam zu dem, was andere über ihn sagen. — In seiner autobiographischen Skizze (9855) gibt Schönaich kurz die wichtigsten Daten seines Lebens. 1852 in Breslau geboren, kam er früh nach Italien, mit 15 Jahren dann nach Wiesbaden. Uhland, Eichendorff und Chamisso waren damals, als er anfing zu dichten, seine Lieblingsdichter und sind es noch heute. 1870 war er in Zürich, wo er Scherr und Kinkel hörte; dann Offizier im Elsass, ohne sonderliche Begeisterung. Seine Eltern starben, bald gab er auch seine Stellung auf und machte weite Reisen, in deren Verlauf seine Erstlingsbücher erschienen. Seit 1887 verheiratet, lebte er erst im Ausland, jetzt in Haseldorf a. d. Elbe. Die Skizze schliesst mit einem Preis des Hasses: „Es gibt leider vieles, das zu hassen ist, von der Vergewaltigung unserer Sprache durch die sogenannte neue Rechtschreibung bis zum brutalen Materialismus, in dem breite Schichten unseres Volkes dahinsumpfen; von der Überbürdung der Jugend durch unnützen Lehrstoff, von der entsetzlichen Gleichgültigkeit

weitester Kreise so manchen brennenden Fragen der Nächstenliebe gegenüber bis zu den finsteren, unsauberen Gewalten der Selbstsucht, der Gesinnungslosigkeit, des Kastengeistes, die im deutschen Vaterland offene Tafel halten." „Es gibt einen Hass, der das Herz läutert und es zur Liebe tüchtig macht." —

R. Schaukals Aufsatz über Arno Holz (9808) wendet sich gegen sein Prinzip des Sachrhythmus zugunsten der Form, durch deren einseitige Betonung Schaukal wenigstens den Dilettantismus zu beseitigen hofft. Das Maskenspiel von Arno Holz wird viel verspottet. —

Die Artikel von H. Benzmann (9815) und P. Leppin (9816) über W. Holzamer behandeln mehr den Romandichter als den Lyriker. In dem Gedichtbuch Carnesie Colonna wollen beide nicht den vollen Ausdruck des ganzen Menschen und der ganzen Kunst Holzamers sehen. Unter den Romanen halten sie Peter Nockler für den besten. —

Das „Ritterliche Liederbuch" von B. von Münchhausen (9832) liegt mir in zweiter Auflage vor. Nach Strachwitz' Vorbild, nur etwas jünger in jedem Sinne, sind die Lieder frisch, aber in der immer gleichen Form eintönig. —

Frauenlyrik. Anna Brunnemanns (9869) ruhige Worte über die Frauenlyrik sind wohl zu unterschreiben: dass das Interesse an ihr zunächst mehr stofflich gewesen, weil man das Geheimnis der Frauenseele in ihr offenbart glaubte, welches sich dann zumeist als Exzentrizität herausstellte; dass das Echte, Reife der modernen Frau überhaupt in der Lyrik noch nicht so Gestalt gewonnen habe, wie im Roman, und in der Lyrik eigentlich noch immer die Droste das Vorbild sei. — E. A. Regener (9871) unterscheidet, abgesehen von den Auswüchsen der M. Bruns, Marie Madeleine und Else Lasker-Schüler, zwei entgegengesetzte Kreise in der Frauenlyrik, die zierlichen Talente, bei denen weniger ein Charakter, als ein poetisierendes Gefühl dichtet, und die Persönlichkeiten, die in jeder Zeile etwas Ganzes geben. Zu den ersteren rechnet er Frida Schanz, Anna Ritter, Klara Müller und geringere, zu den anderen Adelheid Stier, die nur zu schwer unter der Reflexion trage, ein Fehler, der noch erkältender bei Alberta von Putkamer wirke, die Janitschek, vor allem aber als die beiden vornehmsten und mächtigsten Ricarda Huch und Isolde Kurz. Mit Recht fordert er für die Huch die Anerkennung ihres eigenen Stils. — H. Bethge (9891) hält aber Ricarda Huchs Gedichte für nicht so wertvoll wie ihre Romane, in denen auch die lyrischen Momente ausdrucksvoller seien. —

Schliesslich noch ein Wort über die Biographie der Carmen Sylva von Mite Kremnitz (9917). Als die Mitarbeiterin der königlichen Dichterin, versehen mit dem reichsten Material, hat sie ein interessantes Buch schreiben können, an dem die Unbefangenheit und Sachlichkeit der Auffassung nicht das Schlechteste ist. Enthusiastische Freunde der Königin werden es enttäuscht aus der Hand legen, weil sie auch hier den Menschen mit seinem Widerspruch finden. Die genaue Kenntnis Rumäniens und des rumänischen Hofes, die zahlreichen Briefe der Königin, andere intimste Dokumente, auch Briefe von Kaiser Friedrich, damals noch Kronprinz, der Einblick überhaupt, den man in zwei deutsche Fürstenhäuser, das Neuwieder und das der Hohenzollern tut, und der ein edles Geschlecht zeigt, machen das Buch auch für weitere Kreise als die Verehrer der Dichterin Carmen Sylva wertvoll. —

Epos.

a) Von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis zu Goethes Tode.

(IV,3a = N. 10388—10618.)

Rudolf Fürst.

Allgemeines. — Stoffgeschichtliches. — Epos: F. G. Klopstock: Gedenkschriften; Briefe; Werke. — J. H. Voss. — Ch. A. Tiedge. — K. L. M. Rathlef. — Ernst Schulze. — Roman: Aufklärungszeit. — Ch. M. Wieland: Biographien und Charakteristiken; Briefe; Werke. W. Heinse. — Andere Dichter der Aufklärungszeit: K. Ph. Moritz, Müller von Itzehoe. — Sturm und Drang. — Erzählungen: A. F. E. Langbein. — Zeitalter der Romantiker: Jean Paul. — H. von Kleist. — E. Mörike, H. Zschokke. —

Allgemeines. Über die Anfänge der deutschen Jugendliteratur im 18. Jahrhundert handelte L. Göhring (10391). In Basedow erstand den Deutschen eine „selbständige Parallelerscheinung" zu Rousseau. Die deutsche Jugendliteratur erwuchs aus drei Wurzeln: den englischen Wochenschriften, den französischen Lehr- und Lesebüchern nach Art der Madame Le Prince de Beaumont und aus der deutschen

Literatur selbst. Deutsche Wochenschriften — die erste erschien 1731 in Hirschberg — beschäftigten sich mit der Belehrung der Eltern und der Unterhaltung der Kinder, 1772 gab Adelung die erste deutsche Kinderzeitung („Leipziger Wochenblatt für Kinder“) heraus, der eine Flut von Nachahmungen folgte. Schulmänner verfassten nach französischen Mustern Lehr- und Lesebücher für Kinder, zunächst von sehr fraglichem Wert; das Kinderlied fand einen Begründer in Ch. F. Weisse, der auch mit seinem Abc- und Lesebuch, sowie als Herausgeber des „Kinderfreund“ mit Erfolg unter die pädagogischen Schriftsteller ging, ohne zunächst das Niveau dieser Literatur zu heben. Basedow, Rochow, der Rousseauschüler Salzmann, vor allem Campe und später durch Basedows Einfluss Weisse selbst zeigten grösseres Verständnis für das wirkliche Bedürfnis der Kinder. Campes „Kinderbibliothek“ ragt aus der Dutzendware hervor „wie ein Felsen inmitten flacher Sandbänke“. Der erste aber, der es wagte, gegen die „superklugen und moraltriefenden Kindergeschichten anzukämpfen“, war Herder. Campe, der Nachdichter des „Robinson“, hat zunächst die grössere Kindererzählung reformiert, aber auch er wollte seine kleinen Leser nicht nur unterhalten, sondern ihnen auch möglichst viel Grundkenntnisse beibringen, recht viel Gelegenheit zu sittlichen Anmerkungen, zu tugendhaften Empfindungen bieten. Gegen das Empfindsamkeitsfieber bringt er schlichte Reiseschilderungen in Anwendung. Biographien hervorragender Männer haben Schlözer und andere den Kindern erzählt. Auch religiöse, moralisierende und Erbauungsschriften werden nun für Kinder hergerichtet, doch „entartete das religiöse Lied unter den plumpen Händen mancher Kinderschriftsteller zur ausgesprochenen Karikatur“. Besonders schlimm stand es überhaupt um die Kindergedichte, „fast immer war die Kinderdichtung nur das Spülicht der deutschen Lyrik“. Humor fehlte völlig und fand sich um jene Zeit nur bei Campe. Aber die Wertlosigkeit dieser Kinderlyrik wurde noch durch die nach französischem Muster neu belebten Kinderschauspiele übertroffen, die in den sechziger Jahren an Stelle der alten Schulkomödie traten. In einem Anhang werden drei Kinderdichter vorgeführt: Wilhelm Hey, ein kräftiger Fabeldichter, Hoffmann von Fallersleben, der so prächtige Kinderlieder geschrieben hat, echte Kinderlieder, deren Quelle das Volkslied ist, und Friedrich Güll, unerschöpflich in echt kindlichen Liedern, Sprüchen, Rätseln. G.s Büchlein, mit Temperament verfasst, wird auch durch die überall reichlich eingestreuten Proben, sowie durch bibliographische Verzeichnisse wertvoll. Es leidet mitunter an Hypertrophie von Bildern und Gleichnissen und an zweifelhaften Wortformen (S. 13 „speite“; S. 89 „schulisch“). —

Stoffgeschichtliches. H. Blümner (NJbbKlAltGL. 11 [nicht 6, vgl. Bibliographie]) **(10393)** verfolgt das Motiv von Amor und Psyche polemisch-kritisch durch die Weltliteratur. Wieland hat den von Apulejus überlieferten Stoff in verschiedenen seiner Dichtungen bruchstückweise verarbeitet. Ihm wird das Motiv zu einer symbolischen Geschichte der menschlichen Seele und ihres Verhältnisses zum Körper; so gerät er in Zwiespalt zu dem alten naiven Märchen. Ernst Schulze (1819) hat sich Wielands Art in Sprache, Aufbau, Darstellung mit grossem Geschick angeeignet, doch keine allegorische Umdeutung vorgenommen. Der Leipziger Konrektor Johann Christ. Elster (1851) hat das Märchen des Apulejus um einige in lateinischer Sprache selbstverfasste Szenen bereichert und die so entstandene neue Dichtung in deutsche Hexameter übertragen. In Hamerlings „Amor und Psyche“ (1882), einer im grossen und ganzen frei erfundenen Dichtung, findet der gelehrte Verfasser neben Anlehnungen an Apulejus noch Reminiszenzen an Denkmale, Wandgemälde, Reliefs. Ausdruck und Sprache dieses Gedichtes stellt er höher als Empfindung und Komposition. Die eigenartigste und von Apulejus am weitesten entfernte Psyche-Dichtung stammt von einem Modernen, Hans Georg Meyer (1899). B. gibt von dieser wie von den anderen Dichtungen ausführliche Inhaltsangaben. — Über die Psyche-Dichtungen von Schulze, Hamerling und Meyer berichtete auch F. Weidling **(10495)** in einem eigenen Schriftchen. Seine ästhetischen Werturteile sind etwas unsicher. Überdies findet er, dass Hamerling, „der unvergängliche Meister“, sich enger an die Quelle (Apulejus) anschliesst als Schulze. Bei der Verherrlichung H. G. Meyers verlässt ihn jede Kritik. — Das Motiv vom „Bergmann von Falun“ verfolgte K. Reuschel **(10394)**. Als Quelle nimmt er G. H. Schuberts Schrift „Von den Nachtseiten der Naturwissenschaften“ (1808) an. Eine grosse Anzahl von Autoren hat die Gestalt des verunglückten Bergmannes, dessen wohlerhaltene Leiche nach Jahrzehnten wieder ans Tageslicht kam, zu künstlerischer Gestaltung gereizt. Unter ihnen sind Achim von Arnim, J. P. Hebel, F. Kind, Paul Graf Haugwitz, A. F. E. Langbein (dessen Ballade fehlt bei Jess JBL. 1902 N. 4226), E. T. A. Hoffmann (Quellen: Novalis, „Heinrich von Ofterdingen“ 25. Kap., Hebel, Kind, Rückert „Goldene Hochzeit“, Arnim, eine Reisebeschreibung von Joh. Friedr. Ludwig Hoffmann; der Verfasser geht teilweise über Ellingers Untersuchungen hinaus), Gustav Pfizer, L. Kossarski (gegen St. Hock wird Hebel, nicht Schubert als Kossarskis Quelle festgestellt), Hugo von Hofmannsthal

(dramatisches Fragment), F. von Holstein (Oper, von Hoffmann beeinflusst), Friedrich Hebbel (Anklänge im 1. Aufzug, 2. Szene von „Siegfrieds Tod"), Georg von der Halde (Kiel 1902). Auch auf den geschichtlichen Untergrund der Überlieferung kommt der Verfasser zu sprechen. — Über Gespenstergeschichten schrieb B. Diederich (**10395**) ein erstaunlich dickes Buch. Dieses von jedem System und jeder Methode freie Werk birgt als Kern eine Anzahl verschwenderisch gedruckter Gespenstergeschichten von Mérimée, Kipling, Immermann, Dickens, Mordtmann, Gogol, Lie, Bulwer, Turgenjew und einigen anderen, die zum grösseren Teil so primären Quellen wie Reclams Universalbibliothek entnommen sind. Zwar sind dem belesenen Autor die Grundsätze, nach denen ein so ungeheueres Stoffgebiet betrachtet werden müsste, nicht fremd, allein er versäumt durchweg, seine Gedanken zu Ende zu führen. Nach einem höchst flüchtigen geschichtlichen Überblick wendet er sich der — hier ganz überflüssigen — Frage nach der „Wahrheit von Gespenstergeschichten" zu, die nach dem Satz „Gewisses weiss man nicht" erledigt wird. Ganz verunglückt ist der Gedanke, den Gespensterspuk nach Dichtungsarten einzuteilen und dem Leser nacheinander die Gespenster des Romans, des Dramas, der Novelle, der Versdichtung zuzumuten. Zudem stützt er sich bei aller Belesenheit auf ein unzulängliches Material, er vernachlässigt wichtige Gebiete, wie die Spukliteratur des 18. Jahrhunderts, der Romantik, die Literatur, die sich an gewisse Formen des Volksglaubens, an einzelne Landschaften und Berufskreise knüpft, und er versäumt es, sich mit dem Übernatürlichen überhaupt abzufinden. Wertvoller ist der Abschnitt, der der Technik der Gespenstergeschichte gewidmet ist. Das Wesentliche des mit fabelhafter Papierverschwendung gedruckten Buches hätte überhaupt in einem Vortrag „Zur Technik der Gespenstergeschichte" Raum gehabt. (R. Fürst: LE. 6, S. 405/8.) —

Epos. Klopstocks hundertster Geburtstag hat eine Flut von Gedenkschriften und Gedenkaufsätzen gezeitigt, die jedoch zur Einleitung einer Klopstockrenaissance nicht besonders geeignet erscheinen. G. Ellinger (**10407**) fand, dass Klopstocks Bestrebungen zur Vermählung der Antike mit dem christlich-germanischen Geist durch das Schaffen Schillers und Goethes künstlerisch wirksam geworden seien, dass sein Hinweis auf Deutschtum und germanische Vorzeit den Romantikern fruchtbare Anregung geboten habe, dass seine Oden noch auf Platen und Hölderlin gewirkt hätten, ohne dass freilich der gealterte Dichter den Zusammenhang zu erkennen vermochte. E. kommt ferner auf Klopstocks Versuche zur Errichtung einer deutschen Akademie in Wien zu sprechen, deren tief gehende Wirkung bei äusserer Erfolglosigkeit Goethe bezeugt. Ganz modern erscheint Klopstock in seiner Geringschätzung des Regelzwanges, in den die Kritiker die Poesie einzuschnüren suchen, in seiner Warnung vor der Nachahmung fremder Muster. Klopstock hat sich durch seine eigensinnige Abkehr von den Zeitgenossen und ihrer Kunst selbst um die beste Nachwirkung gebracht. Die Bedeutung des „Messias" liege in der tiefen Sehnsucht nach dem Lande der Schönheit, in der Abkehr von der Sprache des nüchternen Verstandes, der kleinlichen Alltagssorgen. E. wünscht die Veranstaltung eines gut kommentierten Auszuges aus dem „Messias", um dieses Gedicht neu für die Gegenwart zu erobern. — E. M. Harms (**10415**) sieht hingegen die Bedeutung des „Messias" in dem „Nahebringen lange begrabener höchster Güter, nämlich des positiven Glaubens, der positiven Liebe zu Gott, zu den Brüdern, zum Vaterland und dessen Sprache". — Als Vertreter des religiösen, gut evangelischen Geistes wird Klopstock auch von J. Püschmann (**10435**) in seinem volkstümlichen, recht unbedeutenden Schriftchen gefeiert. Als Zweck dieses Schriftchens wird angegeben, „diejenigen Dichtungen Klopstocks, die auch für unser Geschlecht noch Wert und Interesse haben, in gruppenweiser Zusammenstellung darzubieten und damit weiteren Kreisen des deutschen Christenvolkes zugänglich zu machen". Doch ist auch für diesen Endzweck der Ton des Verfassers viel zu pedantisch und pastorenhaft. — O. Wentorf (**10443**) legt die kritische Sonde an Klopstocks Erscheinung. Er lässt ihn vorwiegend als Lyriker gelten, gibt aber zu, dass wir auch seiner Lyrik wegen ihrer religiösen Ekstase, ihres Begeisterungsrausches, der Empfindungen stammelnder Liebe ziemlich ferne stehen. Er möchte den „Messias"-Sänger weder grob abtun noch als ewiges Ideal hochhalten. Als Sprachgewaltigem zollt er ihm absolute Anerkennung und nennt ihn den Grössten nach Luther und vor Goethe. Klopstock bereicherte die Sprache durch edle Bildungen, machte sie wohllautend und geschmeidig zum Ausdruck zarter Gefühle, kräftig und stolz, gab ihr einen Wohlklang und Rhythmus, eine musikalische Wirkung, die sich mit der Bibel oder Goethes Prosa messen kann. Dass er die Sprache von den Fesseln des Reimes befreien wollte, dass er den freien Rhythmus auf den Schild hob, gibt seiner Prosodie ein modernes Moment. Als Klopstocks schönstes Liebeslied wird die Ode „Das Rosenband" bezeichnet. W. meint, dass Klopstock nur mehr eine Lektüre für Gelehrte sei, dass der „Messias" kein Herz mehr entzünde; trefflich aber seien Klopstocks Epigramme. Die fortdauernde Bedeutung

des Dichters liege darin, dass er deutsches Selbstbewusstsein gelehrt, deutsches Selbstgefühl gemehrt habe. — J. V. Widmann (**10444**) wendet sich gleichfalls der Frage nach Klopstocks Nachruhm zu. Auch W. meint, dass das Lebendigste an Klopstocks Nachlass seine Oden seien, und dass er vorbildlich gewirkt habe, als ein Dichter, der den Mut seines eigenen Pathos hatte, ein geistiger Arbeiter. dessen Hingabe an ein grosses Werk ihm nach dem Worte Schillers die Würde des Dichters sicherte. Aus dem „Messias" scheinen ihm manche Teile, wie z. B. der achte Gesang, noch geeignet, bei entsprechender Vermittlung auch auf ein modernes Publikum zu wirken. Klopstock ist auch für diesen Verfasser die vorbildliche Erscheinung eines Dichters, der an sich glaubt und seiner Lebensaufgabe bis ans Ende treu bleibt. — Über einen kurzen Briefwechsel von Meta, Klopstocks erster Frau, mit Samuel Richardson berichtete ein Anonymus (**10456**). Meta schrieb an Richardson vier Jahre nach ihrer Vermählung die Geschichte und den Verlauf ihrer Liebe zu Klopstock und schloss mit der für sie verhängnisvollen Erklärung, dass sie sich Mutter fühle (Abdruck aus Morgenbl. 1807 N. 85). — O. Rüdiger (**10458**) überschätzt die Bedeutung von Karoline Rudolphi, der er ein rührend unbeholfenes Buch von 263 Seiten voll Beobachtungen und Wahrheiten von seltener Trivialität widmet, und prunkt zu sehr mit dem Schweisse, den die Götter vor seine Mühe gesetzt haben. Es genügt, hier festzustellen, dass diese von Pietismus und Aufklärung beeinflusste Mustererzieherin und schwache Poetin im Hamburger Kreise der Reimarus mit Klopstock in Beziehungen trat und auch literarisch von ihm beeinflusst wurde. Ein so abgebrauchtes Zitat wie das vom weise verschweigenden Meister des Stils (S. 216) darf man aber nicht falsch anführen. —

Klopstock-Briefe. Ein Kunststück von einiger Bedenklichkeit leistete A. Kohut (**10476**). Von sieben „ungedruckten" Briefen, die er der Liberalität der Handschriftenabteilung der Königlichen Bibliothek in Berlin zu verdanken vorgibt, stehen nicht weniger als vier in der bekannten auch von K. erwähnten, von Lappenberg herausgegebenen Briefsammlung (Braunschweig 1867). Es sind die an Herder adressierten, bei Lappenberg die Nr. 133, 207, 215, 222. Der letzte ist jener längst bekannte Brief, in dem Goethe „ein grosser Nehmer" genannt wird. Bei den Briefen N. 207 und 215 variiert das Datum bei Lappenberg und jenes bei Kohut um einige Tage. Aber was will das bei einem Forscher wie K. bedeuten, der erklärt, die Korrespondenz umfasste 24 Jahre, nämlich von 1773—1797, und dabei seelenruhig vier Briefe aus dem Jahre 1799 abdruckt! Natürlich wird man die behauptete handschriftliche Provenienz der anderen Briefe und der Ode, die Klopstock bei Rücksendung des Bürgerdiploms an die französische Nationalversammlung dichtete, mit berechtigtem Misstrauen aufnehmen. — R. Priebsch (**10477**) veröffentlichte Briefe aus der Korrespondenz des greisen Dichters mit Johanna Margarete Sieveking geb. Reimarus aus dem Besitz der Enkelin der Adressatin. Klopstock liebt in diesen Blättern gemütliche Alte-Herren-Scherze und zeigt sich sehr interessiert für die Vorlesung seines „Messias" in Schulpforta, spendet auch den jugendlichen Vorlesern wertvolle Medaillen; auch zur Textkritik der Ode „Unbekannte Seelen" wird einiges geboten, und ein rührender Brief Fritz Stolbergs wird erwähnt. — Über allerhand merkwürdige Reliquien aus dem Klopstock-Hause berichtete A. Obst (**10478**), darunter auch über ein Poesiealbum, vermutlich aus dem Besitz von Klopstocks zweiter Frau oder deren Tochter. Es finden sich hierin Oden Klopstocks von so starken Abweichungen im Texte, dass man an eine frühere Redaktion glauben kann, auch solche Oden, die sich in der Gesamtausgabe (angeblich) nicht finden, ferner Sprüche Klopstocks, vielleicht dem „Messias" entnommen. Ausserdem enthält das Album so viele Exzerpte aus fremden Dichtern, dass sie für die Geistesbildung von Klopstocks zweiter Frau rühmlichst Zeugnis ablegen — vorausgesetzt, dass die Eintragungen von ihr selbst herrühren. —

Werke. J. G. Stark (**10480**) liess ein Büchlein erscheinen, das die Inhaltsangabe sämtlicher vierundzwanzig Gesänge des „Messias" vermittelt. — J. Pawel (**10483**) bot Beiträge zu Klopstocks Zeitmessung. Klopstock habe den Begriff des Tonausdrucks geprägt, der das Resultat des Wohlklanges sei, den Wohlklang selbst rechnet er zu den Ausdrucksmitteln der Sprache. P. zeigt in langen Reihen von Beispielen, durch welche Mittel der Tonausdruck oder der Wohlklang erzielt wird (Verwendung bestimmter Beiwörter, bestimmte Gruppierung der Lautzeichen, Alliteration, Assonanz). Neben dem Tonausdruck bildet die Bewegung der Worte, der Zeitausdruck, „ein besonderes melodisches Element der Klopstockschen Zeitmessung". Man spricht, nach seiner Überzeugung, die langen Silben länger aus, wenn der Inhalt mehr Zeit erfordert, die kurzen kürzer, wenn der Inhalt sehr eilen heisst — ganz abgesehen von Konsonantenhäufung und Vokaldehnung. Die Bewegung der Worte dient ihm zu ganz bestimmter Äusserung des Sinneseindruckes, vielfach auch des Gemütseindruckes. Zum Zeitausdruck tritt der Tonverhalt, der Beschaffenheiten der Empfindung und der Leidenschaften ausdrückt. Durch die Wahl bestimmter Versfüsse, des Trochäus statt des Daktylus, des Spondeus an Stelle des Trochäus und umgekehrt drückt

Klopstock besondere Feinheiten des Inhalts aus. Gleiche Wirkungen übt er durch die Anwendung einsilbiger Versfüsse. P. belegt seine Thesen jedesmal durch zahlreiche Beispiele. —

Über J. H. Voss und seine geplante Berufung von Jena nach Würzburg, sowie über die Verhandlungen, die schliesslich zu der Installierung in Heidelberg führten, veröffentlichte P. Cauer (**10487**) auf Wunsch eines Urenkels des Dichters einen noch ungedruckten Brief in zwei Entwürfen. Wie C. mit Recht bemerkt, ist der Brief charakteristisch für gewisse Universitätsverhältnisse der Zeit, sowie für den praktischen Sinn des norddeutschen Bauernsohnes, der ihn auch im Verkehr mit den Geheimräten nicht verliess. —

Ein Anonymus (**10491**) wies darauf hin, das Ch. A. Tiedge sein Lehrgedicht „Urania" nicht aus innerem Erleben, sondern aus sachlichem Denken gestaltete; „und zwar aus dem Denken eines anderen, Kants". „Was das 1801 erschienene Werk dem damaligen Deutschland so wertvoll machte, war zum Teil dieser populärphilosophische Inhalt, der dem Leser Kants Lehre so leicht nahe brachte und das seelische Bedürfnis nach rationalistischer Klarheit stillte". Unter seinen sonst stark sentimentalen Liedern verdienen die kräftigen Gesänge aus der Zeit der Freiheitskriege Erwähnung. —

An den Epiker Ernst Lorenz Michael Rathlef, den Verfasser der „Serklaide", einer „von der Belagerung Magdeburgs ausgehenden und mit der entscheidenden Schlacht bei Breitenfeld sich endigenden Handlung" Lemgo, Meyer 1788 (fehlt bei Goedeke) erinnerte E. Ebstein (**10492**) und wies Bürgers Einfluss im Metrum nach. —

Mit Ernst Schulzes „Bezauberter Rose" beschäftigte sich eine fleissige Dissertation von A. Silbermann (**10494**). S. ist mit Franzos der Meinung, dass die Preisausschreibung von Brockhaus 1816—17, die dem Dichter wenige Tage vor seinem Tode den ersten Preis einbrachte, keineswegs erst den Plan des Gedichts verursachte, sondern nur beschleunigend auf dessen Vollendung einwirkte. Schon im poetischen Tagebuch vom 16. Januar 1816 finden sich zwölf Stanzen, die sich nur als Einleitung zur „Bezauberten Rose", jenes zum Preise der Adelheid Tychsen bestimmten Gedichtes, auffassen lassen. Wahrscheinlich war das Gedicht schon vor dem 15. Juli, dem ihn so tief niederdrückenden Todestag seiner Jugendfreundin Thekla Schieck, gewiss aber vor dem 15. September fertig. Nur in der Schlussstrophe konnte er der Freundin gedenken. In einem zweiten Abschnitt geht S. auf das Verhältnis Schulzes zu den Schwestern Tychsen ein. Auch hier hat erst Franzos in der Beurteilung von Schulzes Charakter die richtige Spur gefunden. Erst die Neigung zu den Schwestern Tychsen, zur früh verstorbenen Cäcilie und später zu Adelheid, hat den tändelnden Don Juan geläutert. Eine bizarre Gefühlsvermengung hielt ihn Zeit seines Lebens im Banne der Toten wie der Lebenden. An der Hand des Tagebuches werden alle Phasen seiner alles verdrängenden Leidenschaft zu dem kühl-freundlichen und koketten Mädchen und die bisweilen recht unerquicklichen Beziehungen zum Hause Tychsen verfolgt. Adelheid lebt in all seinen Gedichten, auch in dem begonnenen grossen religiösen Epos. Das Rosenmotiv, dem ein dritter Abschnitt gewidmet ist, hängt teilweise mit Adelheids Blumenliebe zusammen. In den Akten der philosophischen Sozietät in Göttingen befindet sich zwar eine gelehrte Abhandlung Schulzes „De Rosis lusus", auch hat er sich in anderen Schriften mit der Rose, ihrem Kultus, ihrer Heilkraft usw. beschäftigt, doch scheint für dieses Motiv kein eigentlich literarisches Muster vorzuliegen. —

Roman: Aufklärungszeit. M. Landau (**10496**) frischte die Erinnerung an die Persönlichkeit des Samuel Richardson auf und wies auf die literarischen Wirkungen seiner Romane hin. Er nennt den Vater des Familienromans geschwätzig und weibisch in seiner ganzen Art; dabei dem modernen Realismus verwandt, ein wahrscheinlich treuer Schilderer der englischen Zustände und Sitten jener Zeit (obgleich er die höheren Schichten der Gesellschaft nicht gekannt hat und nie aus England hinausgekommen ist), bei aller moralischen Absicht mitunter auch Anstössiges und Überderbes nicht vermeidend. Von Richardson stammt die Tränenseligkeit und das epidemische Weinen. —

Ch. M. Wieland. Ungemein reichhaltig und zum Teil auch inhaltsreich war in diesem Jahr die Wielandliteratur. Zur Biographie und Charakteristik liegt einiges Neue vor. W. Feldmann (**10501**) beschäftigte sich mit Wieland als Sprachreiniger. Wieland war unermüdlich bestrebt, seine Sprache zu vervollkommnen. Sein Muster war zunächst Adelung, von dem er sich später in einigen Punkten schied. Besonders war ihm Adelungs Begrenzung des Hochdeutschen zu enge. Von Lessing und anderen wegen Sprachmengerei getadelt, hat er schon 1773 bei der Neubearbeitung des „Agathon" eine Reihe von Fremdwörtern verdeutscht oder abgestossen. Campes „Sprachjakobinismus" hält er

für irrig, will aber sein „Wörterbuch“ zur Verdeutschung gern um Rat fragen – ausser bei solchen Fremdwörtern, „für die er sein Leben zu lassen bereit ist“. Wieland fand unabhängig von den Fremdwörterbüchern eine ganze Reihe vortrefflicher Verdeutschungen, hielt aber zunächst noch manches Fremdwort, das er später übersetzte, für unentbehrlich (Attitüde, brigieren) und missbilligte viele zünftige Verdeutschungen (Sinngedicht, Lotterbett). Manche spätere Verdeutschung Wielands verrät aber seine geänderte Weltanschauung, so wenn er für „illiberal“ „knechtisch“ setzt und statt „amüsieren“ „das Volk seine Leiden vergessen machen“. Bei der Bearbeitung seiner Werke in den neunziger Jahren ersetzte er hunderte von Fremdwörtern durch Eigenbildungen, die zum grossen Teil die Verdeutschungen der Sprachreiniger von Beruf übertreffen. — Einen eingehenden Vergleich zwischen Wieland und Rousseau zog T. Klein **(10502)** und polemisierte dabei gegen Kochs, Loebells, Cholevius' Untersuchungen über diese geistige Gemeinschaft. Er weist nach, dass Rousseau schon in Wielands Schweizer Zeit dessen Gedanken beeinflusst hat. (Pläne zu „Theano“, „Pygmalion“). Im „Agathon“ finden sich viele bewusste und selbst verkünstelte Anlehnungen an Rousseau, besonders die Figur des St. Preux hat auf den Helden eingewirkt, ebenso die „schöne Seele“ der Julie, der character indelebilis, den keine Verfehlung aufheben kann, auf die Danae. Auch Rousseaus Philosophie wird hauptsächlich polemisch im „Agathon“ erörtert, z. B. Rousseaus erster „Discours“ über den Nutzen der Künste hinsichtlich der Moral; Übereinstimmung findet sich in manchen Fragen der Metaphysik, z. B. in dem Erweis des Daseins Gottes durch das subjektive Gefühl, im Schluss von der Zweckmässigkeit des Weltgrundes auf den Intellekt des Urhebers, oder in der Ethik des Hippias, in seiner egoistischen Nützlichkeitsmoral. Ähnliche Beeinflussung wird sehr gründlich und scharfsinnig für eine Reihe von Werken Wielands gezeigt. „Die Grazien“, „Die Dialogen des Diogenes von Sinope“, „Die Beyträge zur geheimen Geschichte des menschlichen Verstandes“ werden als Randglossen zu Rousseaus état primitif nachgewiesen. Gegen Rousseaus These, der Abfall von der Natur sei die Ur- und Erbsünde, lehrt Wieland, Kunst und Kultur sei die Natur selbst in bewusster Vollkommenheit, der Mensch müsse sein eigener zweiter Schöpfer sein. Die Entstehung der Sprache stellt sich Wieland in ähnlicher Weise als Entwicklung aus dem Schrei vor wie Rousseau, wenngleich er Rousseaus dummen eichelfressenden Urmenschen ablehnt; erst Herder erkannte die Sprache als Produkt der menschlichen Seelenkräfte. In seinen Betrachtungen über J. J. Rousseaus „ursprünglichen Zustand der Menschen“ geht Wieland nicht gewissenhaft mit Rousseaus Text um, wie er sich auch in der satirischen Schrift „Über die von Rousseau vorgeschlagenen Versuche, den wahren Stand der Natur des Menschen zu entdecken“ wenig um den „Emile“ kümmert und in der polemischen Schrift „Über die Behauptung, dass ungehemmte Ausbildung der menschlichen Gattung schädlich sei“ Rousseau missversteht, aber doch in Rousseaus Hauptforderungen einstimmt. „Der goldene Spiegel“ ergeht sich dann nicht mehr in Betrachtungen über die werdende Gesellschaft, sondern gibt in stillschweigendem Widerspruch zu Rousseau die Geschichte eines fertigen Staates. Auch hier geht Wieland nicht immer mit der erforderlichen Feinheit auf die Gedanken seines Gegners ein. Sein Heilmittel ist der Idealfürst, während im „Contrat social“ das Volk im Mittelpunkt steht. Wieland ist vom ewigen Recht der Despotie ebenso fest überzeugt, wie Rousseau vom Gegenteil, vom souveränen Gesamtwillen. Wieland zeigt sich hier als Anhänger der aufgeklärten Despotie, nicht, wie Seuffert annahm, der konstitutionellen Monarchie. Ks. Ausführungen gehen in die Tiefe und nuancieren mit Feinheit. — Ebenso gab sich auch J. Steinberger **(10505)** mit der Darlegung des Einflusses von Lucian auf Wieland, dem ja schon andere mit Erfolg nachgespürt haben, ausserordentliche Mühe. Er weist genau nach, wann und wie sich Wieland mit Lucian beschäftigt hat, wie Wielands Lucianübersetzung entstand, und welche Hilfsmittel (Übersetzungen ins Französische und Englische) ihm vorlagen, endlich wie lange die Beschäftigung Wielands mit Lucian anhielt und wann sie erlosch. Mit grosser Geduld geht St. sodann die ganze lange Reihe von Wielands Schriften durch, um mit anerkennenswerter Scharfsichtigkeit deutlichere oder verschwommenere Spuren Lucianischer Werke und Lucianischen Einflusses, sei es in formaler oder stofflicher Beziehung, sei es in Hinsicht auf die Motive festzustellen. Wieland stand zu Lucian zunächst im Verhältnis des sorgsamen Lesers. Er weiss sich als ein dichterischer Proteus im grossen und ganzen seinem Einfluss zu entziehen; wenngleich er für zwei Schriften, „Combabus“ und „Das Urteil des Paris“, den Stoff direkt dem Lucian entlehnt, viele andere Motive auf Lucian hinweisen, so wirft er sich immer wieder ganz plötzlich einem anderen Führer in die Arme. Ein steigender Einfluss von „Don Silvio“ bis „Dschinnistan“ ist nicht nachweisbar, die bedeutendsten Werke, wie „Agathon“, „Idris“, „Oberon“, bleiben von Lucians Einwirkung ganz frei. Am deutlichsten lässt sich Lucians Einfluss, der 1764, 1769—70, 1780 am grössten ist, an Werken erkennen, die keinen Lucianischen Stoff behandeln,

aber unbewusst Lucianische Spuren tragen, z. B. „Die Abderiten". Schriften von Lucians Art, wie „Die Lustreise in die Unterwelt", „Die neuen Göttergespräche", haben von Lucian nicht viel mehr als die Einkleidung. Aber auch nachdem Wieland zum Zwecke der Übersetzung den ganzen Komplex der Schriften Lucians durchgearbeitet hatte, lässt sich eine stetige Abnahme von Lucians Einfluss nicht verkennen. Die Ursachen liegen in den Zeitverhältnissen der neunziger Jahre wie im Gefühl persönlicher Übersättigung und innerer Überwindung des alten Autors. St. stellt sodann einen Vergleich der beiden literarischen Persönlichkeiten an. Es besteht zwischen beiden, wie schon andere hervorgehoben haben, bei ähnlichen Zeitverhältnissen eine geistige Verwandtschaft; sie treten beide gegen den Pietismus ihrer Zeit auf, wenden sich beide gegen die unspekulative Philosophie. In der Stoffwahl ist Wieland vielseitiger als Lucian, der jede politische Satire vermeidet und sich gern auf die niedere Erotik beschränkt; Wieland ist eben nebenbei noch von modernen Franzosen, besonders Voltaire, beeinflusst. Zweifellos haben Lucian und Wieland aber auch viel Gemeinsames: ihre Stellung zur Religion ihrer Zeit — Lucian bekämpft nur den Anthropomorphismus — ist ganz verwandt, sie haben beide Vorliebe für die Totenwelt, für die psychologische Erfassung historischer Gestalten. Seinen Stil, den weiten Periodenbau, die vielen rhetorischen Fragen hat Wieland zwar gewiss nicht von Lucian. Doch hat er einzelne Stilmittel, so bei der Einleitung und dem Abschluss von Abschnitten, das synthetische Verfahren bei Schilderungen u. a. von Lucian gelernt. Auch den eigentümlich dramatischen Dialog Lucians wendet Wieland nur zeitweilig an, sein Dialog ist technisch von dem Lucians verschieden und wirkt mit anderen Mitteln, Wieland hat stets mit den Schwierigkeiten der Form zu kämpfen und kommt über das rein disputierende Gespräch nicht hinaus. St. schliesst mit dem Satz, Lucians Erbe habe sich nicht in Einzelheiten zersplittert, sondern durchziehe als ein Hauch Wielands Gedankengang. —

Briefe. Elf Briefe Lavaters an Wieland bot H. Funck **(11508)** und beleuchtete die näheren Beziehungen beider Männer. Zwei der Briefe sind aus dem Germanischen Museum in Nürnberg, die anderen sind Kopien aus Lavaters Nachlass, der in Zürich aufbewahrt wird. Zehn sind aus den Jahren 1775, 1776, einer, recht kühl im Ton, aus dem Jahre 1796. In den Briefen wendet sich Lavater sehr freimütig gegen die schlechte Behandlung Herders im „Teutschen Merkur", nennt es aber andererseits eine Schande des Jahrhunderts, dass „Agathon" in der Leipziger „Bibliothek" nicht rezensiert wurde, und ist überhaupt auf die Literatur und ihr Wesen schlecht zu sprechen. Über Goethes Berufung nach Weimar und Wielands Versöhnung mit Goethe freut er sich. Er wünscht weder von Wieland gelobt zu sein, noch will er, dass ihn dieser an seinen Feinden räche. Allerlei Gemütliches erzählt er aus seinem Heim und von seinem Weibchen, das kein „Was-Sie-befehlen-Weib", aber auch kein „Nein-Weib" sei. Besonders hoch schätzt er Jakob Böhme. — Ein noch unveröffentlichter Brief Wielands an einen seiner Onkel von 1788 zeigt bei äusserer Devotion viel Selbstgefühl und einige Ironie **(10507)**. —

Werke. O. Fischer **(10512)** berichtete über Gerstenbergs kritische Tätigkeit an der Hamburgischen Neuen Zeitung, dem einzigen Blatt, das zu Lessing hielt, in den Jahren 1767—71. Ein alter Gegner Wielands, hat er in der Hamburger Zeitung den Dichter des „Agathon" zunächst freundlich behandelt, ja, mit Rousseau und Fielding verglichen. Doch wurde Wieland immer übermütiger, Gerstenberg immer zurückhaltender und schliesslich in der Besprechung des „Sokrates mainomenos" direkt feindselig. — Eine Dissertation von G. Kuhn **(10514)** aus dem Jahre 1901 befasste sich mit „Idris und Zenide" als Beitrag zur Erkenntnis der Sprache Wielands in seinen epischen Dichtungen. Für die Sorgfalt, die Wieland auf den sprachlichen Ausdruck verwendete, ist es charakteristisch, dass in der zweiten Ausgabe von „Idris" (1796) nicht weniger als 40—57 vom Hundert der in der ersten Ausgabe (1768) vorhandenen Stanzen geändert wurden. Was Wieland mit diesen Änderungen im einzelnen bezweckte, ist dem Verfasser seinem eigenen Geständnis nach nicht überall klar geworden; er weist auf grammatikalische und metrische Verbesserungen, auf die Entfernung unästhetischer, ungebräuchlicher, banaler Ausdrücke, altertümlicher Formen hin, auf das Streben, alles dem Sprachgebrauch genau anzupassen, aber auch auf die honnêteté publique Rücksicht zu nehmen; ferner auf Versuche, Verstösse wider die logische Entwicklung der Handlung, Widersprüche zu tilgen, alles zu vereinfachen und zu verdeutlichen, weiteren Leserkreisen verständlich werden. K. findet gleichwohl auch in der so verbesserten Auflage noch viel Schwulst, Bizarrerie, Übertreibung, wenig Tiefe in der Seelenschilderung; dabei aber Gewandtheit bis zur Meisterschaft im sprachlichen Ausdruck. Diese Gewandtheit versagt aber, wenn Wieland das Innenleben seiner Menschen schildern soll; nur für die rein sinnliche Liebe findet er den entsprechenden sprachlichen Ausdruck. Der Verfasser ist, wie er selbst zugesteht, ziemlich unsicher betreffs der feineren Intentionen seines Helden,

dabei von anderen, wie H. Roetteken, abhängig. So gibt er auch kein einheitliches Bild von Wielands Stil, sondern einzelne an sich nicht üble Beobachtungen. Auffallend ist K.s Schreibart von Fremdwörtern, z. B. „Symtom", „Konjungtiv", „Polysyntheton" und „Asyntheton". — Über Wielands „Pervonte" haben zwei Forscher, F. Muncker und B. Seuffert, gehandelt. F. Muncker (**10518**) zweifelt, dass der „Pentamerone" des Basile tatsächlich Wielands Quelle gewesen sei. Vielmehr hat Wieland den Auszug, den die „Bibliothèque universelle des romans" des Grafen Tressan (1777) gebracht hatte, benützt. Dafür spricht die Namengebung, die Charakteristik der Personen in ihrem Inneren und Äusseren, zahlreiche Einzelzüge wie der ganze Gang der Handlung. Auch dort, wo sich Wieland von der französischen Vorlage entfernt, folgt er nicht dem Italiener. M. weist auf die stilistischen Unterschiede zwischen Wielands Dichtung und dem Märchen des Neapolitaners hin, nimmt aber freilich, wenn ihm Übereinstimmung zwischen Basile und Wieland begegnet, eine Wesensverwandtschaft beider Poeten, nicht eine bewusste Benützung der Quelle an. Weiters wendet sich M. der sorgsamen sprachlichen und metrischen Ausfeilung und Durcharbeitung zu, die Wieland der ersten Ausgabe angedeihen liess, und dem völlig neuen Schluss, den Wieland, unabhängig von den Vorbildern, für die Ausgabe von 1796 frei erfand. Aus einem ungedruckten Briefe Herders geht hervor, dass dieser die psychologische Vertiefung in dieser letzten Ausgabe veranlasste. Endlich wird noch auf die Aufnahme hingewiesen, die die Dichtung gefunden, auf die Einwirkung, die sie ausgeübt hat. Verschiedene noch ungedruckte Damenbriefe an Wieland, besonders solche der Sophie La Roche, den handschriftlichen Schätzen der Dresdener Bibliothek entnommen, werden als Anhang geboten. — Auch B. Seuffert (**10519**) weist auf die „Bibliothèque universelle des romans" hin, kennzeichnet aber das Verhältnis dieses Auszuges zu Wieland knapper und deutlicher als Muncker. Auch erkennt er Wielands selbständige Arbeit in höherem Masse an. Wieland wollte nicht wie seine Quelle der rohen Natürlichkeit dauernden Sieg verleihen, sondern dem Liebespaar erst zu einem Zustand der Idealität verhelfen, auf dass durch dessen Glück die ganze Umgebung erfreut und belebt werde. Ähnlich wie M. gibt S. die Entstehungsgeschichte des „Pervonte", übt er die Textkritik aus, macht er auf die psychologische Vertiefung des Schlusses von 1796 aufmerksam, zitiert auch den gleichen Brief Herders an Wieland und ein ähnlich beratendes Schreiben des Prinzen August von Gotha. S. hebt hervor, das Wieland stofflich und der Auffassung nach weit über seine Vorlage hinausgeschritten ist, den Figuren des Märchens menschliche Eigenart eingehaucht, die märchenhaften Vorgänge mit Stimmung erfüllt, durch das Hervortreten mit seiner Person sich seinen eigenen Stil gebildet hat. — Eine Dissertation von O. Vogt (**10521**) beschäftigt sich mit dem „Goldenen Spiegel" und Wielands politischen Ansichten. V. betont die politischen Ursachen und Wirkungen des Romanes, legt die verschiedentlichen Anspielungen auf die politischen Verhältnisse der Zeit, besonders in Deutschland und Frankreich, dar, setzt die Einwirkung Rousseaus auf das Buch auseinander — ziemlich in Einklang mit Klein, der im „Goldenen Spiegel" eine Art „Contreimitation" von Rousseaus Staatskunst sah — und macht auf einige Quellen aufmerksam (S. 18, 22f.), doch ist er geneigt, mit Seuffert das ganze Buch als eine einzige grosse Kontamination anzusehen, deren einzelne Fäden bis 1759 zurückreichen und sich im ganzen Entwicklungsgang des Dichters aufspüren lassen. Der letzte Anstoss ging aber nicht von Hallers „Usong", sondern von Merciers „L'an 2440" aus. Als formale Muster werden „Tausendundeine Nacht" und — mit Mayer — Crébillon nachgewiesen. Wielands politische Ansichten werden aus dem Buche abgeleitet: seine Vorliebe für die „Diagonal-Linie der goldenen Mitte", für das langsame Korrigieren, sein Verständnis für das historisch Gewordene, seine Abneigung, „eine Partei gleichsam zu heiraten". Seine Polemik gegen Rousseau zeigt sich in seinen Ansichten über Ursprung, Wesen und Zweck des Staates. Er spricht dem Menschen Geselligkeit als segensvollen Naturtrieb zu, bezeichnet die Familiengründung als die Voraussetzung für den Begriff Allgemeinheit, stimmt aber für Sonderung der Stände und eine starke Zentralgewalt. Als teleologischer Naturphilosoph sieht er in der Natur nur einen Faktor des menschlichen Glückes. Im Gegensatz zu Rousseau gibt er ferner dem Grossstaate den Vorzug vor dem Kleinstaat und stellt Rousseaus „Volkssouveränität" die „Unmündigkeit der Masse" entgegen. Der Republikaner von einst wünscht ein patriarchalisches Verhältnis zwischen Fürst und Volk, der Theokratie nachgebildet; da er jedoch dem Volk immerhin eine Art von Vertretung zugesteht, so steht er auf dem Boden einer Übergangsform vom despotisme éclairé zur konstitutionellen Monarchie, der er sich mehr und mehr nähert. Zu dieser Haltung hat die französische Revolution (vgl. **10523**) beigetragen. Er bleibt dabei, dass regiert werden muss, aber nicht das Recht des Stärkeren, sondern das Gesetz Gottes im Menschen soll regieren; die Menschenrechte werden iure divino vom Volk ererbt; so kommt er allmählich zum Begriff des Staatsbürgertums; zu Forderungen, wie

freie Meinungsäusserung, Denk- und Gewissensfreiheit der Untertanen. Aber er wendet sich gegen die absolute Gleichheit, die nur nach Mass des Staatszweckes gewährt werden dürfe. In der Frage der Volksbildung nähert sich Wieland den Erziehungsgrundsätzen Rousseaus, obgleich ihm Wissen nur einen relativen, keinen absoluten Wert bedeutet. Die eigentliche Erziehung hat nur bei den oberen Ständen, besonders also bei den Prinzen, einzusetzen, nur die talentvollsten Kinder der niederen Stände sollen auf Staatskosten höheren Unterricht empfangen. Volkswirtschaftlich ist er als Physiokrat oder eigentlich als Eklektiker vom Schlage der Justi und Sonnenfels, von der Bedeutung des Bauernstandes durchdrungen. Er ist für freien Wettbewerb des Handwerkes, gegen die Monopole, für Vereinfachung des Steuersystems, gegen die grossen Städte und für eine möglichst starke Bevölkerung. Er hängt der Vernunftreligion, der „natürlichen Religion" des reinen Deismus an, die aber dann als Staatsreligion gelten und vor destruktiven Elementen (Mönchstum) geschützt werden soll. Er ist tolerant, kosmopolitisch, aber doch vaterländisch empfindend. — Vogts Ergebnisse werden zum Teil durch eine überaus fleissige Dissertation von H. von Koskull (10523) aus dem Jahre 1901 vorweggenommen. Dieser Forscher beschäftigt sich mit Wielands Aufsätzen über die Französische Revolution. Er kennzeichnet zunächst Wielands politisches Ideal vor Ausbruch der Revolution, wie dies eben nach Vogts Ausführungen festgelegt wurde, und legt eingehend dar, wie diese Meinungen durch die französischen Vorgänge, die Wieland dem „Moniteur", der „Gazette nationale" und dem „Journal de Paris" entnahm, verändert wurden. Ursprünglich, besonders in den Dialogen zwischen Walter und Adelstan, der Revolution hoffnungsfreudig und sympathisch gegenüberstehend, wird Wieland schon nach der Erteilung der „Menschenrechte" besorgt. Doch ist er noch 1790 in optimistischer Stimmung, da ihn die Aufhebung der Klöster entzückt, und er nimmt die Nationalversammlung gegen A. L. Schlözer in Schutz. Die Abschaffung des Adels empört ihn, er nimmt nun einen unparteiischen Standpunkt ein, wünscht aber, dass Deutschland von solcher Art Freiheit bewahrt bleibe. Der Tod Mirabeaus bedeutet für Wieland jene völlige Abkehr von der Sache der französischen Revolutionäre, den die Greueltaten bei Klopstock, Lavater, Schiller bewirkten; doch auch das Treiben der französischen Emigranten verletzte ihn. Der Sturz des Königtums findet ihn ruhig, aber in der Überzeugung, dass die Demokratie für ein so grosses Staatswesen sich nicht bewähren könne. Gegen die Mainzer Klubbisten wendet er sich ebensosehr wie gegen die Reaktion, die nach der Eroberung von Mainz durch die Preussen eintrat. Die von Robespierre gegebene Konstitution nennt er ein aus Tyrannei und Anarchie zusammengesetztes Machwerk; für Charlotte Corday zeigt er durchaus nicht blinde Begeisterung, und als die Mächte intervenierten, wünscht er, dass die französische Republik von ihnen anerkannt werde, dass diese aber die von Ludwig XIII. und XIV. eroberten Länder wieder zurückerstatte. Mit wahrer Prophetengabe empfiehlt der deutsche Dichter den Franzosen einen Diktator aus fremdem Geschlecht als letztes Heilmittel, so dass ihm von einem englischen Minister vorgeworfen wurde, er habe, von den Illuminaten beeinflusst, für Bonaparte Stimmung gemacht. Er blieb denn auch ein Bewunderer Napoleons. K. hat die zahlreichen kleinen Merkuraufsätze Wielands mit grosser Sorgfalt durchgenommen und sich völlige Klarheit über Wielands Quellen verschafft. Er betont Wielands besonnene und unbeeinflusste Haltung gegenüber der französischen Revolution und seine genaue Vertrautheit mit jedem Ereignis der Zeitgeschichte. — Einer sonderbaren Mystifikation, die sich der übermütige junge Wieland mit dem Altmeister Gottsched erlaubte, glaubt O. Ladendorf (10524) auf die Spur gekommen zu sein. Ein Bruchstück von Wielands „Sonnenhymne" erschien in Gottscheds „Das Neueste aus der anmutigen Gelehrtenrepublik". L. hat nun in Gottscheds Briefwechsel S. 448ff. einen C. S. von A—m unterschriebenen, vom 14. September 1753 datierten Brief gefunden, in dem er eine von Satire und Ironie gepfefferte Bewerbung Wielands um die Mitarbeit an dem „Neuesten", also eine gründliche Mystifikation Gottscheds erblickt. Der Briefschreiber hebt Gottscheds Verdienste in den Himmel, beschimpft den „Messias" und behauptet, dass ihm dieses neue Heldengedicht und dessen Nachahmungen den deutschen Hexameter gründlich verleidet hätten. Erst des Herrn von Schönaichs trefflicher „Hermann" habe ihn wieder aus seiner Schlafsucht aufgerüttelt. Durch all dergleichen Schmeicheleien liess sich Gottsched blenden, druckte das Gedicht mit Behagen ab und beanstandete nur durch Fettdruck einzelne Wendungen und Ausdrücke. Die im „Neuesten" mitgeteilte Fassung ist ein Rest der ursprünglichen ersten Handschrift der „Sonnenhymne"; natürlich haben Gottscheds Ausstellungen die Umarbeitung in keiner Weise beeinflusst. —

W. Heinse. E. Sulger-Gebing (10535) gab zur Erinnerung an Heinses 100. Todestag ein Büchlein heraus, das in das lose Gewand des Vortrages gekleidet ist. Er sieht Heinses besondere Bedeutung in seinen Leistungen als Kunstschriftsteller,

der entgegen den Lehren der führenden Trias, Lessing, Winckelmann, Mengs, die endliche Überwindung der Antike, die Rückkehr zur Natur empfahl, der mit seinem Satz von der Unerlernbarkeit der Kunst neben den Sturm und Drang der Goethe und Herder trat. Im Gegensatz zu Goethe reift ihm in Italien ein Werk des Sturmes und Dranges, Ardinghello. Auch dieses Werkes Hauptwert sieht S.-G. in den Abschnitten über bildende Kunst. Absonderlich ist des Verfassers zusammenfassendes Urteil, Heinse sei keiner der ganz Grossen in der Kunst, weil ihm die der Grösse seines Talentes entsprechende Grösse des Charakters fehlte. — Auch G. Gugitz (**10525**) feiert Heinse als Vorkämpfer gegen die offizielle Kunstreaktion, als Kampfgenossen eines Herder, als einen der ersten, der die Notwendigkeit einer nationalen Kunst erkannt hat, also als Vorläufer der Bestrebungen, die erst in Barbizon, dann in Worpswede ihr Heim aufschlugen; als Vorläufer jener, die für die Kunst die Forderung aufstellen, dass sie in ihrer Form unbeschränkt bleibe. Er ahnte die Bedeutung der Farbe, die Bedeutung des Malerischen gegenüber dem Formalen. Besonders der Landschaftsmalerei, die Lessing als seelenlos ausschied, hat Heinse die ihr gebührende Stellung, über der Geschichtsmalerei und selbst über dem Porträt, angewiesen. Auch gegen das Kopieren, das Modellzeichnen hat Heinse entschieden Stellung genommen und für das verpönte „Hässliche" eine Lanze gebrochen. Er sah die moderne Kunst mit all ihren Aufgaben voraus, überwand den Klassizismus durch einen charakteristischen nationalen Stil, half den Sieg der Farbe über den Karton vorbereiten. — K. Sturm (**10534**) sieht nach alter Manier in Heinse nur einen der Verwegensten und Tollsten unter den Stürmern, dessen Ideal die Entfesselung der Sinnlichkeit war, einen talentvollen Sohn seiner Zeit, aber durchaus keinen vorwärts weisenden Genius. An die Romane wird ein ziemlich pedantischer Massstab gelegt, dagegen werden Heinses Verdienste um die Entwicklung der Kunst ungefähr in gleicher Weise wie von Sulger und Gugitz anerkannt. — H. Heinz (**10530**) berichtigte einige irrtümliche Daten, die Sturm älteren Kompendien nachschrieb, und suchte eine heillose Verwirrung zu lösen, die Sturm durch sein Missverstehen einer Bemerkung von Gervinus mit der Person von Heinses Reisegenossen angerichtet hatte. — Das Buch von K. D. Jessen über Heinses Stellung zur bildenden Kunst (**10529**) fand das Lob von R. Steig. Doch vermisste dieser Kritiker die Erörterung der Frage, inwieweit Heinse in seinen Schriften selbst als bildender Künstler verfuhr. Heinses Werke, herausgegeben von K. Schüddekopf, Band 4—6 (**10537**) wurden von O. F. Walzel sehr freundlich beurteilt. Aus dem textkritischen Anhang zum „Ardinghello" ergibt sich vieles für die Entwicklungsgeschichte des Romans Wichtige. —

Andere Dichter der Aufklärungszeit. Die Reisebriefe, die Karl Philipp Moritz 1782 aus England an seinen Freund Fr. Gedike in Berlin schrieb, gab O. zur Linde (**10546**) neu heraus. Sie sind von Interesse für die Kultur beider Völker, der Engländer und der Deutschen, um jene Zeit und bieten viel Hübsches über Verkehrsmittel, Bevölkerungsmenge, Strassenbeleuchtung, Vergnügungen. Einrichtungen wie der Bürgersteig, die Schaufenster, die Firmentafeln, die Kopierpresse, die Parlamentsreporter imponieren dem Berliner Konrektor nicht wenig; dagegen entrüstet er sich schon über die bescheidenen Anfänge der Reklame, die er in London kennen lernt. Ihm geht das Herz auf, da er die patriotische Stimmung erkennt, die alle Schichten der englischen Gesellschaft eint, da er die blühenden frei erzogenen Kinder sieht. Neben all diesen Lichtseiten beobachtet der enthusiastische deutsche Aufklärer nur wenige dunkle Punkte: die Influenza, die Anfänge der Bazillentheorie, Alkoholismus, Antisemitismus, vordringliche Prostitution, grobe Wirte auf dem Lande, ein unerzogenes Theaterpublikum und — Hurra-Rufen. Des Herausgebers kritischer Apparat leidet an übergelehrter Undeutlichkeit. — A. Brands Buch über Müller-Itzehoe (**10547**) lobte M. Oeftering. Nur wünschte er eine schärfere Scheidung der drei Gruppen im zeitgenössischen Romane, der Lohenstein-, der Nicolaigruppe, zu der Müller zu zählen ist, und der Sturm und Drang- oder Werthergruppe. Auch Wezel hätte mehr Beachtung finden sollen. Ferner macht Oe. die Entdeckung, der Strassburger Schulvorstand K. Brülow sei der grösste deutsche Dramatiker vor Lessing gewesen. —

Sturm und Drang. Das „Wertherfieber" beschäftigte R. Hamann (**10550**). H. erklärt den Erfolg von Goethes Roman aus dem Umstand, dass er allgemein menschliche Gefühle, nicht bloss Gefühle der Zeit auslöste. Eine Frucht dieses Erfolges war das allgemeine Streben, es Werthern gleich zu tun, sich mit ihm zu identifizieren. Adolf Grimm gab ein Rezept, wie man zum Werther werden kann; natürlich blieb man vielfach im Äusserlichen stecken, aber ernstere Naturen empfanden es als wirklichen Schmerz, es Werthern nicht gleich zu tun können. Werthers Individualismus wurde das Evangelium der Genieperiode, Werther galt als Protest gegen kühle Berechnung und pedantische Lebensführung; Hang zur Einsamkeit, Liebe zur Natur, Widerwillen gegen jede bürgerliche Beschäftigung wurde nach Werthers Vorbild das

Schibboleth einer neuen Schule. Durch die Nachahmung dieser Art mit dem Selbstmord zum Schluss suchte man der Ehre des Genies teilhaftig zu werden. Dichter wie A. C. Stockmann und Lenz, Denkernaturen wie Merck waren ganz von der Gestalt und dem Geschick Werthers eingenommen. Die Jugend der Zeit, Schubart, Heinse, H. L. Wagner, Wieland standen ganz im Banne Werthers; freilich wurde später aus manchem Paulus ein Saulus. Beruht die Wirkung jeder Dichtung auf Autosuggestion, so gründet sich die Wirkung des Werther auf eine Autosuggestion höchsten Grades, wie sie nur ein konzentrierter Naturalismus hervorrufen kann. — Einen Neudruck des „Rheinischen Mostes“ nebst Hottingers Farce „Menschen, Tiere und Goethe“, sowie Wagners „Konfiskabeln Erzählungen“ als Anhang besorgte M. Desceltes (10552). Seine Einleitung ist, vielleicht unter dem Druck irgendeines äusseren Zwanges, zu einer bis zur Dunkelheit geheimnisvollen Synthese geworden. —

Erzählungen. Die Schrift von H. Jess über A. F. E. Langbein (10563) fand E. Petzet etwas überlastet mit müssigem Detail. Er ist in der Lage, zwei noch ungedruckte Briefe Langbeins bekannt zu machen. Ein anderer Rezensent findet, dass Langbein durch Jess in seiner kulturgeschichtlichen Bedeutung unterschätzt werde. —

Zeitalter der Romantiker: Jean Paul. J. Minor lobte das Buch F. J. Schneiders (10574) über Jean Pauls „Fibel“ und „Komet“ bedingt. Bei der Kühle, mit der der Verfasser die beiden Altersdichtungen beurteilt, fehle der innere Anlass, sie zu monographischer Darstellung herauszugreifen. M. wendet sich gegen Schneiders Versuch, Jean Paul für unoriginell auszugeben, weil er ihm einige Vorbilder nachzuweisen vermochte, und den „Komet“ in Anschluss an „Don Quixote“ zu Ende zu dichten. M. findet die Methode der Summierung fremder Einwirkungen immer bedenklich, weil sie gar zu sehr vom Zufall, von mehr oder weniger genauer Kenntnis des Werkes, von präziser oder schlaffer Funktion des Gedächtnisses abhängt. Um die Ordnung des Nachlasses habe sich Schneider ein Verdienst erworben, doch hätte er besser getan, die Notizen einfach geordnet zum Abdruck zu bringen, statt eine in ihrer Länge ermüdende Entstehungsgeschichte zu geben. — Die Beurteilung des von P. Nerrlich herausgegebenen Briefwechsels Jean Pauls mit seiner Frau und Christian Otto (10577) sei an der Hand der Besprechungen von R. M. Meyer und O. F. Walzel nachgetragen. Es werden 110 Briefe Jean Pauls an Otto (davon 23 ungedruckte) aus den Jahren 1790—1809, 5 an Otto und Osmund von 1812—18, 90 aus Jean Pauls Briefwechsel mit seiner Frau und seinem Schwiegervater (davon 42 ungedruckte), ein ungedruckter Brief an Ernestine Voss, ein ebensolcher an die Tochter Odilie geboten. Die Briefe sind nach den Originalen in der Berliner Königlichen Bibliothek und im Goethe- und Schiller-Archiv gegeben, jene, die der Herausgeber im Original nicht gesehen hat, sind durch besonderen Druck hervorgehoben (9 Briefe und 5 Briefstellen). Försters arge Ungenauigkeiten und eigenwillige Abänderungen wurden nach Kräften gut gemacht. Meyer macht auf den sentimentalen Zynismus, die rosenfarbene Menschenbeurteilung, die „anthropogonistischen Zurüstungen“, die kulturgeschichtlich wichtigen Schilderungen des Hoflebens aufmerksam, ferner auf Bemerkungen zur Technik des Romanes und auf politische Urteile. Das Register, der kritische Apparat, der Kommentar werden gelobt. — Als Dichter der Frauen wird Jean Paul von einem Anonymus gefeiert (10576), als einer, „der den schon aufhorchenden Frauen verkündete, dass der Raub einer weiblichen Ehre so viel bedeutet, wie der Raub einer männlichen Ehre“. Der Verfasser verschweigt übrigens nicht, dass Jean Pauls frauenfreundliche Theorien nicht in rechter Übereinstimmung mit seiner Praxis standen, dass er ein grilliger, launenhafter Verlobter war, dass er in seinen Neigungen beständig schwankte, bei den Frauen unbedingte Anbetung seines Ichs suchte und aus einem wenig rücksichtsvollen Gatten endlich etwas wie ein verheirateter Junggeselle wurde. — Nachzutragen wäre eine Abhandlung von J. Volkelt über „Die Kunst des Individualismus in den Dichtungen Jean Pauls. Halle, Niemeyer. 1902“. (Sonderabzug aus: „Philosophische Abhandlungen. Gedenkschrift für Rudolf Haym“ [JBL. 1902 N. 255]). V. vermisst bei Jean Paul, dem Dichter von Idyllen und Romanen, die Fähigkeit des einfachen, durchsichtigen, anschaulichen Erzählens. Dagegen bedeutet die Kunst Jean Pauls eine grosse Bereicherung der Stimmungen; in seinen Weltstimmungen tritt das Element der Sehnsucht, der Zug ins Unaussprechliche hervor. Kein Dichter wohl übertrifft ihn in der Umwandlung eines philosophischen Untergrundes in feierliche, entrückte, seherhaft gesteigerte Leben-, Natur- und Weltstimmung. Den Errungenschaften der klassischen deutschen Dichtung hat er einen aus der Tiefe des damaligen deutschen Geisteslebens stammenden und von ihm gesättigten Humor hinzugefügt, einen Humor, der eine Ausweitung und Vertiefung der Probleme nach der Seite der Weltfragen bedeutet, wie sie selbst den englischen Humoristen, seinen Vorbildern, nicht gegeben war. Als Künstler des Individualisierens ist er ein Meister im Erfinden individueller Lagen und Vorgänge. Seiner individualisierenden Charakteristik wird

eine ausführliche Untersuchung gewidmet. Jean Paul ist ein Seelenzergliederer, während Goethe ein Seelenbeobachter war; seine Individualisierungskunst ist zudem eine stimmungs- und phantasiemässige. Obgleich seine Menschen in die Wogen seines Gefühles und seiner Phantasie hineingeworfen erscheinen, sind sie dennoch von scharfgeprägter Eigenart. Er wählt seine Menschen mit Vorliebe aus dem Kreise der Einfältigen, Bedrückten, Beschränkten und weiss eine Fülle „menschlicher Verkümmerungen, Wucherungen, Einhausungen und Verdumpfungen, Wunderlichkeiten und Schnörkeleien" ausfindig zu machen. V. setzt sich entschieden für die Berechtigung des Sentimentalen, Weltflüchtigen in der Kunst ein. Bei Jean Paul vollends hat das Sentimentale niemals flach rührseligen Charakter, seine Gestalten werden bis in ihre unausschöpflichen Tiefen zu künstlerischer Ausprägung gebracht. Er ist aber nicht nur der Schöpfer sentimentaler, sondern auch felsenharter Menschen. Von grandioser Eigenart sind seine Humoristen mit dem „Weltanschauungshintergrund", sind die kühnen Synthesen in seinen Charakteren (hingebungsvolle Weichheit und strotzende Naturkraft; pessimistische und optimistische Weltanschauung). V.s Ausführungen leiden unter einer schleppenden Ausdrucksweise, einer Überfülle von Hinweisen, Retardierungen, Wiederholungen. —

Heinrich von Kleist. In der Besprechung der von E. Wolff besorgten Ausgabe von Kleists „Kohlhaas" **(10588)** macht R. Schlösser auf eine von Chr. Hamann verfertigte, bei Grote in Berlin 1902 erschienene, von C. Böhling und P. Thumann illustrierte „freie und zeitgemässe Bearbeitung" der Meisternovelle aufmerksam. Herr Hamann wünscht, „den zerhackten Satzbau des Originals durch einfacheren zu ersetzen, das Familienleben des Helden mit volleren Farben auszumalen und so einen mildernden Gegensatz zu den vielen düsteren Bildern des Originals zu gewinnen". Man muss Sch.s Entrüstung über solchen Vandalismus vollauf teilen (vgl. auch **10586**). —

Ed. Mörike. H. Maync **(10595)** teilte nach fünfzehn von ihm genau beschriebenen losen Blättern, die im Weimarer Goethe- und Schiller-Archiv erhalten sind, eine noch unbekannte Erzählung Mörikes mit, die zwischen 1843 und 1851 entstanden ist: „Die Geschichte von der silbernen Kugel oder der Kupferschmied von Rothenburg". Interessant für Mörikes Arbeitsweise ist die Beschreibung verschiedener Notizenzettel, auf denen der Dichter mit sich spricht, Fragen stellt und beantwortet, Quellenuntersuchungen anstellt, kleine Züge zur Erhöhung des Zeitkolorites notiert. — Verschiedene Briefe an Mörike werden gleichfalls durch H. Maync **(10591)** mitgeteilt. Hervorzuheben sind die Briefe von Berthold Auerbach. Dieser bittet den getreuen Freund und Landsmann, das „Barfüssele" durchzusehen, bevor es in die Gesamtausgabe aufgenommen wird, und Mörike hat diesen Liebesdienst auch prompt ausgeführt. Freudestrahlend meldet ein andermal der gutmütige Auerbach, dass Mörike von Simrock der bedeutendste lyrische Dichter seit Goethe genannt werde. Ähnliche Korrektordienste wie für Auerbach hat Mörike auch für Hebbel geleistet, von dem einige Briefe mitgeteilt werden. Hebbel rechnet sich 1857 zur alten, nicht zur neuen Schule, verwahrt sich gegen die Karikaturen, die Freund und Feind von ihm in Literaturgeschichten und Monographien entwerfen, wendet sich aber auch gegen die lackierte Phrase, den Klingklang, der die Deutschen zu modernen Italienern machen wolle, ohne dass sie einen Metastasio gehabt hätten. Weiters kommen noch Robert Franz, Ludwig Richter, Adolf Stahr, Friedrich Th. Vischer zu Wort. Vischer wurde durch Mörikes Vermittlung nach der Heimat, an die Universität in Tübingen und das Polytechnikum in Stuttgart zurückberufen, war aber mit den Bedingungen zunächst nicht ganz einverstanden. Schliesslich wird auch noch ein Brief Mörikes an Stahr geboten. Der Dichter dankt dem Kritiker warm für seine Anzeige der „Idylle am Bodensee". — Die Briefe Mörikes an seine Braut (AZg[B]. N. 121, 122, 129, 130, 134, 135, 140, 141) mögen hier wenigstens Erwähnung finden. — Desgleichen ein Buch von M. Schneiderreit **(10607)** über H. Zschokke, das über Zschokkes Weltanschauung, seine metaphysischen, politischen und wirtschaftlichen Ansichten allzu gründlich belehrt. —

b) Von Goethes Tod bis zur Gegenwart.

(IV, 3b = N. 10614—11505.)

Georg Pfeffer.

Epos: Stoffgeschichtliches. — Übersetzungen. — Ältere Periode: J. V. von Scheffel. — R. Hamerling. — F. W. Weber. — W. Hertz. — Modernes Epos: R. Dehmel, F. Lindheimer. — **Roman und Novelle:** Allgemeines. — Ästhetisches. — Stoff- und Motivgeschichte. — Zeit- und Tendenzroman: ältere Periode: Allgemeines. — G. Freytag. — Gegenwart: F. A. Beyerlein; W. von Polenz. — Historische und kulturhistorische Erzählungen: H. Kurz; C. F. Meyer; A. Sperl. — Volkstümliche Romane und Dorfgeschichten: Allgemeines. — Ältere Zeit: B. Auerbach; J. Gotthelf; F. Stelzhamer; A. Stifter. — Gegenwart: Süddeutschland: R. Bredenbrücker. H. Hansjakob: P. Rosegger. — Norddeutschland: G. Frenssen; E. Frommel. — Plattdeutsche Dichter: F. Reuter. — **Jugendschriften:** Allgemeines und Sammlungen. — **Romanschriftsteller und Novellisten der Gegenwart:** ältere Gruppe: Th. Fontane; G. Keller; F. Kürnberger; A. Pichler; F. von Saar; Th. Storm. — Jüngere Gruppe (H. Bertsch, C. Flaischlen, C. Hauptmann). — **Frauendichtung:** Allgemeines. — Ältere Gruppe: Anette von Droste. — Jüngere Gruppe. — **Sammelrezensionen.** —

Epos: Stoffgeschichtliches. Von den stoffgeschichtlichen Arbeiten des Berichtsjahres beruhen die von H. Blümner (10615) und die von Maria Brie (10618) auf eingehenderen Studien, während die anderen (10614, 10616—17) nur Skizzierungen bieten. —

Übersetzungen. W. A. Hammer (10619) spricht August Dührs niederdeutscher Ilias- und Odyssee-Übersetzung seine Anerkennung aus. Dührs Leistung verdiene auch vom Standpunkt des Germanisten aus gewürdigt zu werden. —

Ältere Periode. J. V. von Scheffel musste von seinen Verehrern verschiedene Male in Schutz genommen werden. So greift Anton Breitner (10623a), der Gründer des Scheffelbundes und Scheffelmuseums, einen Artikel R. Bunges im 12. Scheffeljahrbuch an, und F. Dahn (10624) bezeichnet Heyses Bemerkung von den „verhängnisvollen Folgen" des Trinkens für Scheffel als „hässliches Geklatsch". — E. Heyck (10626), als Amtsnachfolger Scheffels in Donaueschingen dazu wohl imstande, bringt eine Schilderung von Scheffels Bibliothekarzeit und sucht die Nichtvollendung des Wartburgromans intimer zu erklären: Die Unruhe, dem Grossherzog von Weimar seine Verpflichtung nicht erfüllen zu können, sei der Grund für die Nichtvollendung gewesen. — Wiewohl die meisten der damals offen gebliebenen Fragen heute genügend gelöst sind, behält August Sauers (10631) Gedenkrede zu Scheffels Tod, 1886, infolge ihrer begeisternden Wärme ihren Wert. — Eine eigentliche Förderung hat die Scheffelforschung im Berichtsjahre nicht erhalten. —

Die wichtigeren R. Hamerling betreffenden Publikationen berühren sein Verhältnis zur Kritik. H. H. Houben (10652) veröffentlicht u. a. einen Brief Hamerlings an den Kritiker Gutzkow, und K. von Thaler (10653) teilt eine Reihe an ihn gerichteter Briefe mit, die sehr charakterisch für Hamerlings — oft einseitige — Beziehungen zur Kritik sind und manchen wertvollen Aufschluss über seine Auffassung und Beurteilung literarischer Persönlichkeiten und Erscheinungen geben. —

Der Jesuit M. Kohlsdorfer (10662) behandelte sehr ausführlich F. W. Webers Dreizehnlinden, während E. Wasserzieher (10663) als Nichtkatholik den ersten Versuch machte, einen Führer durch Dreizehnlinden zu geben. —

Das schon JBL. 1902 N. 5372 erwähnte Büchlein von R. Weltrich über W. Hertz fand zwei kurze anerkennende Besprechungen (10664), einen verspäteten Nekrolog schrieb M. Wallberg (10665). —

Modernes Epos. Eingehende und gar verschiedene Besprechungen wurden R. Dehmels Roman in Romanzen „Zwei Menschen" zuteil (10687). Während Karl Hoffmann das Werk wohl zu hoch wertet und J. Bab sich noch begeisterter äusserte — er verspricht sich von der Form dieses Romans bahnbrechende Wirkungen —, trifft wohl H. Meyer-Benfey mit seiner Kritik das Richtige: Dichterisch gestaltet sei nur die Erotik; was darüber hinausgehe, seien nur dürftige Andeutungen. Einen Fortschritt gegen die früheren Gedichte Dehmels erkennt M.-B. nicht an. Manche psychologische Unmöglichkeit wird treffend nachgewiesen. — Ein anderer Roman in Versen, F. Lindheimers (10688) „Karl Roland" erfuhr ebenfalls eine ganz verschiedene Beurteilung. Der überschätzenden Besprechung J. V. Widmanns (JBL. 1902 N. 5383) schloss sich C. Marburger an, während R. Weitbrecht das Werk „eine im ganzen ziemlich verworrene und unklare Geschichte" nennt und die seltsam verschnörkelte Form richtig erkennt. — Die Rezensionen der übrigen Epen (10690—93) brachten ebensowenig wie die Sammelrezensionen (10694—95) etwas Erwähnenswertes. —

Roman und Novelle: Allgemeines. Rudolf Fürst (10696) gibt ein anziehendes Bild von der Entwicklung des deutschen Romans im 19. Jahrhundert. F. konstatiert mit Recht „eine ungewöhnliche Bereicherung der epischen

Literatur im Laufe des Jahrhunderts", in der er, wie Alfred Klaar für das Drama, zwei Hauptströmungen erkennt: die Lust am Fabulieren und die Freude an der Charakteristik. Der Bildungsroman der Romantiker, den F. als aristokratisch charakterisiert, wurde von dem Zeitroman, der einen demokratischen Zug enthält, in den dreissiger Jahren abgelöst, was eine neue Technik notwendig machte. Die bedeutsamste Entwicklung nahm der Zeitroman bei G. Freytag, der den „kosmopolitischen Radikalismus durch den nationalen Liberalismus" verdrängte. Die historische Romandichtung, die gleichfalls in der Romantik wurzelte, erlebte erst mit W. Hauff ihren eigentlichen Beginn und in Scheffels Ekkehard ihren Höhepunkt. Ebenso ist der humoristische Roman dem romantischen Stamm entsprossen. Die „Moderne" erhielt die volklichen Einflüsse aus dem eigenen Lande, die literarischen Anregungen aus der Fremde. —

Ästhetisches. Von den zu diesem Kapital gelieferten Beiträgen verdient A. W. J. Kahles **(10701)** Aufsatz besondere Beachtung, weil er einen der wundesten Punkte im neueren Roman, das Unsittliche, berührt. Gerade allerneueste Romane beweisen, wie recht der Verfasser hat, wenn er sagt: „Die Romanschriftstellerei ist traurigerweise auch der Mode unterworfen, deren Ursprung nur meisthin in dem verdorbenen Geschmack des Publikums liegt. Das Publikum verlangt zumeist in der geschmacklosesten und frivolsten Weise nach Sinnlichkeit." Demgegenüber müsse sich der Romanschriftsteller von der Mode frei machen und nicht immer die sinnbetörende Macht des Ehebruchs die Lösung bringen lassen. — Th. Klaiber **(10703)** bespricht die mannigfachen Motive und Erwägungen, denen die Namen im Roman ihre Entstehung verdanken, doch will sein Aufsatz nur eine Anregung sein. — Die Redaktion der Kölnischen Volkszeitung **(10704)** verteidigt sich gegen engherzige Leser, die auch in der Auswahl der Feuilletonromane den katholischen Blättern immer noch den alten Inferioritätsstandpunkt zumuten, und P. von Schönthan **(10705)** zieht in treffender Weise gegen den Stil des Zeitungsromans zu Felde. —

Zur Stoff- und Motivgeschichte war mir nur R. Fürsts vernichtende Kritik von B. Diederichs **(10710)** Buch über Technik und Literatur von Gespenstergeschichten zugänglich. —

Zeit- und Tendenzroman: Ältere Periode: Allgemeines. H. Driesmans **(10721)** hat sich nur auf eine Auswahl der grossen Erziehungsromane beschränkt und nennt in einer Anmerkung noch eine Reihe von Romanen, die für eine Besprechung in grösserem Rahmen passen. — Eine sozialistische Kunst schlechthin ist nach der Ansicht R. Thurows **(10723)** nicht vorhanden und auch nicht möglich, solange wir in einer nichtsozialistischen Gesellschaft leben. Anfänge zu einer sozialistischen Kunst gäbe es allerdings, vor allem im Roman. — Th. Klaiber **(10724)** sieht die besprochenen Romane als Zeugnisse dafür an, „wie unsere Zeit sich nach einer Frömmigkeit sehnt, die nicht für vergangene Zeiten und ihre Bedürfnisse zugeschnitten ist". —

Wichtige Dokumente für den Charakter des Menschen Gustav Freytag bringt die Auslese aus den zahlreichen Briefen Freytags an das Haus S. Hirzel, die A. Dove **(10732)** veranstaltet hat und die eine Reihe von längeren Besprechungen **(10728, 10731, 10733—35)** zur Folge hatte. Die Briefe bringen weder zum biographischen Stoff noch zu der Geschichte von Freytags literarischem Schaffen erheblich Neues bei; aber was diese Korrespondenz so wertvoll für den Freytagforscher macht, ist die Unmittelbarkeit ihrer Konzeption. Sie wurde frei von Manier und ohne die Absicht der Veröffentlichung geführt. —

Gegenwart. Der schnell berühmt gewordene und rasch wieder vergessene Roman „Jena oder Sedan" von F. A. Beyerlein **(10744)** wurde fast überall erörtert, aber mehr in Leitartikeln politisch-militärischen Inhalts als in literarischen Würdigungen. B. selbst wandte sich in der „Zukunft" gegen einen Teil seiner Kritiker, um sich gegen den Vorwurf tendenziöser Verzerrung und Sensationssucht zu wehren. Die objektive Analyse des Romans von M. Muret **(10747)** sei hier nur kurz erwähnt, und auf Ludwig Geigers **(10746)** Besprechung, in der Beyerleins Roman als ein gedankenreiches Buch mit einer Fülle schöner Einzelheiten, als eine mutige Tat, nicht aber als Dichtung oder als abgeschlossenes Kunstwerk gewertet wird, sei besonders hingewiesen. —

Der Tod des „Agrarromanschriftstellers" W. von Polenz veranlasste eine grosse Reihe von warm gehaltenen Artikeln **(10749—59)**. Fast alle Nekrologe erkannten Polenz' Streben nach sozialer Versöhnung an und priesen in ihm zuerst den Ethiker und dann erst den Dichter. In H. Ilgensteins **(10753)** Aufsatz beanspruchen die Vergleiche mit Zola und Sudermann und die Urteile Th. Fontanes und Tolstois über Polenz besonderes Interesse. —

Historische und kulturhistorische Erzählungen. Der Ablauf der dreissigjährigen Schutzfrist für die Werke von Hermann Kurz und der 50jährige Geburtstag von Isolde Kurz boten R. Krauss **(10797)** Anlass, über

Vater und Tochter eine gemeinsame literarische Studie zu schreiben. Von besonderem Interesse ist darin die Entstehungs- und Schicksalsgeschichte des grossen kulturhistorischen Romans „Schillers Heimatjahre“, dessen ältesten Entwurf H e r m a n n F i s c h e r (10798) an anderer Stelle mitteilt. F. konstatiert, dass er im wesentlichen schon denselben Zusammenhang der Fabel zeigt wie der ausführliche Roman. —

Unter den Arbeiten, die das Berichtsjahr über C. F. M e y e r brachte, beansprucht B e t s y M e y e r s (10808) inhaltreiches Buch einen Platz für sich. Das Buch beruht nicht auf einer unkritischen Aufzeichnung der Erinnerungen, sondern die Schwester Meyers, mit historischem Sinn und bedeutendem Weitblick ausgestattet, legt hier ein in jeder Hinsicht ergreifendes Zeugnis von dem Leben und Schaffen des Bruders ab. Dass es auch in diesem Buch viele „ich glaube“ und „ich getraue mich nicht zu entscheiden“ gibt, ist nur ein Beweis für die Objektivität der Verfasserin, denn nach ihrem eigenen Geständnis hat sich der Dichter nicht einmal gegen die Schwester über seinen Lebenslauf und seinen Charakter geäussert. „Wie und warum er Dichter ward“, das will sie namentlich erzählen, und so bleibt denn das dritte Kapitel, das über die Arbeitsziele und die Arbeitsweise des Dichters handelt — ein Kapitel, bisher noch von niemandem erörtert — das bedeutendste des ganzen Buches. Für den Literarhistoriker ist ferner wichtig die Schilderung der Beziehungen zu G. Keller und das Kapitel über den Entwurf des Hohenstaufendramas, dessen dichterische Absichten die Schwester einfacher auffasst als Ad. Frey. Die nicht selten aufgeworfene Frage: warum schrieb Meyer keine Dramen? wird hier dahin beantwortet, dass das eingehende und langsame Lösen des pychologischen Problems in seinen Personen keinen Raum und keine Freiheit liess für die „vermittelnde Kunst des begabten Schauspielers mit ihrer Zaubermacht über die Geister“. — J. S a h r (10809) beschäftigt sich mit dem Verhältnis Meyers zum Deutschtum und legt dar, dass der Dichter zwar in seiner ersten Lebenshälfte romanischem Wesen zuneigte, seit der Gründung des neuen Reichs aber sich mehr und mehr zum Deutschtum bekannte. — Nicht so einseitig wie O. Frommel und Th. Laissle (vgl. JBL. 1902 N. 5291 und 5293) nimmt E u g e n W o l f f (10810) Meyer als einen protestantischen Dichter zum Gegenstand eines Vortrages. —

Von A. S p e r l meint H. H a r t w i g in der Besprechung seines Werkes „So war's“ (10817), dass er zu den Berufenen gehöre, „die die nicht mit Unrecht in Misskredit geratene historische Erzählung mit künstlerischer Eigenart wieder zu Ehren bringen“. —

V o l k s t ü m l i c h e R o m a n e u n d D o r f g e s c h i c h t e n : A l l g e m e i n e s. Eine Kunstwartnotiz (10828) bringt interessante Enthüllungen über das Entstehen der Schundromane und weist nachdrücklich auf die Gemeinheit der ganzen Geschäftssache hin. —

Ä l t e r e Z e i t. A. B e t t e l h e i m (10832) teilt fünf bisher ungedruckte Briefe R o s e g g e r s an B. Auerbach mit, die mit den von Rosegger im Heimgarten, Maiheft 1903, veröffentlichten Briefen Auerbachs an ihn in deutlicher Weise das innige Verhältnis der beiden Dichter zueinander widerspiegeln. — Ebenfalls von A. B e t t e l h e i m (10833) rührt die Veröffentlichung von Auerbachs Entwurf zu einem Volksblatt, 1842: „Der neue rheinländische Hausfreund“. Über die Nichtausführung des Planes kann Bestimmtes nicht mehr nachgewiesen werden. —

Über die Beziehungen J. G o t t h e l f s zu J. J. Reithard schrieb R. H u n z i k e r (10845) unter Benutzung von vortrefflichen Quellen ein wertvolles Büchlein. H., der schon verschiedentlich J. J. Reithard behandelt hat, spricht im ersten Abschnitt über das bis dahin noch nicht erwähnte Verhältnis zwischen Gotthelf und Reithard und verfolgt das Entstehen der Freundschaft und ihre Entwicklung bis zur Entfremdung, für die er die inneren Gründe angibt und nur Reithard allzusehr verteidigt. Der zweite Abschnitt bringt elf Aufsätze von Reithard über Gotthelf und seine Werke und der dritte einen Teil des erhaltenen Briefwechsels. — Das Erscheinen dieses Büchleins benutzte F. V e t t e r (10849) zu einer Charakteristik beider Männer. —

Ohne höhere wissenschaftliche Ansprüche erheben zu können, bietet das Buch von R. P l a t t e n s t e i n e r (10867) über F. S t e l z h a m e r eine kurze biographische und literarische Skizze zur Einführung in die Dichtungen dieses österreichischen Dialektdichters. —

Die Zunahme der Verehrer eines bekannteren Österreichers, A. S t i f t e r s, konstatiert R. F ü r s t (10869) mit froher Genugtuung. — Zwei Aufsätze von L o u i s e H a c k l und O. N a f e (10871 und 10877) beschäftigten sich mit der Heimat Stifters im Böhmerwald. — Die Besprechungen, die Stifters „Nachsommer“ (10889) fand, müssen, da sie mir nicht zugänglich waren, nach dem „Literarischen Echo“ zitiert werden. A. H a u f f e n kam im Anschluss an Urteile von Hebbel, Nietzsche, Rohde usw. zu einer neuen Würdigung des Romans, W. K o s c h nennt von lebenden Autoren Joh. Schlaf, W. Weigand und vielleicht auch Frenssen Stifters geistige Schüler, und R. M. M e y e r

gewann aus erneuter Beschäftigung mit Stifters „Nachsommer" diesen Eindruck: „Es sind recht bedenkliche Längen darin und nicht immer göttliche Längen. Das Buch ist vielleicht das unmodernste, das sich heute denken lässt. Trotzdem kann ich nicht leugnen, dass ich von dieser ersten vollständigen Lektüre einen starken Eindruck empfangen habe." —

Gegenwart: Süddeutschland. In der Übersicht über die Tiroler Dorfdichter stellt H. Bischoff (10896) den wenig bekannten Richard Bredenbrücker als deren bedeutendstes Talent hin. Bei der Charakterisierung tritt er der Vergleichung Bredenbrückers mit Zola entgegen: in erotischen Dingen sei Bredenbrücker so zart und keusch wie nur irgend ein Dorfdichter der alten Schule. — Ein gleich willkommenes Buch schrieb derselbe H. Bischoff (10901) über H. Hansjakob, wobei die allgemeine Übersicht über die Entwicklung der Dorfdichtung und Hansjakobs Verhältnis zu ihr literarhistorisch wichtig ist. —

Ausser den herkömmlichen Geburtstagsaufsätzen über den 60jährigen P. Rosegger gab es im Berichtsjahre einige bedeutsame Beiträge zur Roseggerliteratur. Das prächtig illustrierte Buch von Hermine und Hugo Möbius (10931) bringt im ersten Teile eine Zusammenfassung des rein Tatsächlichen aus dem Leben des Dichters, wobei ausser Roseggers eigenem autobiographischen Material auch persönliche Erinnerungen als Quelle gedient zu haben scheinen. Der zweite Teil, die Werke Roseggers, ist vom Standpunkt eines überzeugten Anhängers des Dichters behandelt. — Tiefer und wissenschaftlicher freilich ist das Werk von E. Seillière (10944) aufgebaut. Zum erstenmal wird hier Rosegger von einem Ausländer vom philosophischen und ethischen Standpunkt aus einer eingehenden kritischen Betrachtung unterworfen. Zunächst wird in dem Buche der eigentümliche steirische Volksstamm in grossen Umrissen gezeichnet. Dann beschäftigt sich S. in feinsinniger Weise mit Roseggers Dichtung, wobei er — als Katholik — dem religiösen Moment sein besonderes Interesse zuwendet. Und den religiösen Anschauungen Roseggers widmet S. dann noch ein eignes Kapitel und fällt mit einer vornehm zarten Objektivität sein Urteil. — Mit diesem letzteren Thema, Roseggers Glaube, beschäftigt sich das Buch von A. Pöllmann (10937). Der Benediktinermönch kommt freilich zu anderen Resultaten als Seillière. Roseggers religiöses Bekenntnis wird rundweg „als das Produkt einer die Zeitströmung fürs eigne Ich geschickt benutzenden Federindustrie" erklärt, oder „Rosegger ist nichts weniger als ein Gottsucher; er ist bloss ein Himmelssucher und zwar einer vom krassesten Kaliber, ein Ichsucher von jener Sorte, die mit dem Hedonismus den Stoizismus verbinden — aus Hedonismus." „Die Absicht, den katholischen Priesterstand in den Kot zu ziehen, tritt uns fast aus jedem Kapitel des Gottsuchers entgegen." Doch genug — das Buch ist der Ausfluss der religiösen Intoleranz eines sonst sehr intelligenten Schriftstellers. — Weit gröber urteilt ein ungenannter Zisterzienserpater (10947) über Rosegger: „Weil er aber in den meisten seiner Schriften nicht bloss grobsinnliche Erotik, sondern den wohlfeilen Spott mit dem Heiligen treibt und hierdurch nicht nur unwahr und unpoetisch, sondern vollends destruktiv für jene Kreise wird, auf die ein Volksschriftsteller vor allem sein Auge richten muss, kann Volk und Jugend vor seinen Schöpfungen nur gewarnt werden." —

Norddeutschland. Die Literatur über Gustav Frenssen und seinen Roman „Jörn Uhl" (vgl. JBL. 1902 N. 5562—78) nahm im Jahre 1903 einen geradezu beängstigenden Umfang an, so dass F. Avenarius (10975) die Frage: Haben wir eine Frenssenmode? ruhig bejahen konnte. — Ob K. Brandt (10978) mit seiner „Kärrnerarbeit", wie er von seinem Buche sagt, allen Frenssenverehrern und dem Dichter selbst einen Dienst erwiesen hat, ist zweifelhaft. Der, der in Dichters Landen gerne wandelt, wird sicherlich nicht danach greifen. Immerhin muss gesagt werden, dass die gegebenen Bilder gut sind, und dass der verbindende Text — nur allzu reich an Zitaten — einen bemerkenswerten Beitrag zu Frenssens Heimatkunst und Heimatliebe bildet. — Das Bild, das Otto Frommel (10979) von Frenssens bisheriger Tätigkeit entwirft, hält die Mitte zwischen einseitigem Lob und Tadel. — J. Löwenbergs (10982) Broschüre ist vom Standpunkt eines Anhängers des Dichters geschrieben. Sie sucht den beispiellosen Erfolg des „Jörn Uhl" durch seinen dichterischen Wert zu erklären, und da wird vor allem — was andere getadelt — die Darstellung gerühmt. Nicht richtig ist wohl der Satz, dass ausser Liliencron keiner sei, der uns so wie Frenssen in der Schilderung des Einzelgefechts, des Einzelerlebnisses eine so anschauliche, umfassende Darstellung der ganzen Schlacht, ja des ganzen Krieges gibt. — Der viel gerühmten Gravelotteschilderung im „Jörn Uhl" stellt K. Bleibtreu (10997) seine eigene in der Schlachtdichtung „Gravelotte" gegenüber. Nicht unschöne Plagiatriecherei treibe ihn dazu, sondern er wolle nur an den Pranger stellen „die lächerliche unwissende Ungerechtigkeit, welche derlei zu etwas Besonderem und erstaunlich Originalem aufbläst, während das

nämliche längst vorhanden war". — Der unerhörte Erfolg des „Jörn Uhl" veranlasste L. Berg (10995) zu einer Studie über die Psychologie des Büchererfolgs, die zum Teil recht erquickende Wahrheiten über Publikum und Kritiker enthält. — Mit ruhiger Würde hebt W. Gittermann (11001) die Mängel von Frenssens Buch heraus, und mit Recht hält er den gewaltigen Erfolg des „Jörn Uhl" für die Wirkung einer gewissen Hypnose. — Gegen Gittermanns Ausstellungen verteidigt A. Bonus (10998) den Dichter, wendet sich aber auch heftig gegen Auswüchse der Frenssenmode. — Ebenso veranlasste Gittermanns Aufsatz R. Schaukal (11010) in „Sachen Jörn Uhl" das Wort zu ergreifen, allerdings in viel schärferer Tonart, als es Gittermann getan hatte. — Die anderen Beiträge, die mir zugänglich waren (11004–6, 11009, 11011), ergingen sich in zum Teil recht einseitigem Lob. —

Über E. Frommel schrieb Th. Kappstein (11022) ein liebreiches Buch, das von C. Busse (11020) eingehend gewürdigt wurde. Ist das Buch auch nur ein ganz persönliches Werk, so kann doch auch der Literarhistoriker, namentlich aus dem Kapitel „Frommel am Schreibtisch", vieles holen. Was in dem Leben des Mannes so viel galt, das tritt auch in der Arbeit des Dichters hervor: der Humor, der dem Leser eine reinere Weltanschauung vermittelt. —

Plattdeutsche Dichter. Für F. Reuter wurde nichts wesentlich Neues beigebracht. F. Dernburg (11032) redet der Errichtung eines Denkmals auf dem Hausvogteiplatz das Wort. — H. Walter (11037) berichtet von Reuter-Anekdoten, die in Eisenacher Bürgerkreisen kursieren. — O. Vogel (11045) hat die gutgemeinte Absicht, dem Dichter neue Freunde zu erwerben, aber sein Büchlein wirkt wegen des panegyrischen Phrasenschwalles abstossend. —

Jugendschriften: Allgemeines und Sammlungen. E. J. Walther (11056) nimmt einseitig für H. Wolgast und dessen ausschliesslich ästhetischen Standpunkt glühend Partei und wirft der Gegnerschaft — natürlich — Fanatismus vor. — Gegen Wolgast und O. Ernst polemisiert P. Sydow (11057), der bei der Wertung der Volks- und Jugendlektüre auch das religiöse und patriotische Moment betont haben will. — H. E. Steigenbrecht (11062) bekämpft die Tätigkeit der Hamburger „Jugendschriften-Warte", und V. Blüthgen (11068) weist das Jugendschriften-Verzeichnis des Hamburger Lehrervereins zurück. — In einem Artikel der Beilage der „Kölnischen Volkszeitung" (11066) werden einige Kataloge von Schülerbibliotheken auf „katholikenfeindliche" Bücher hin durchmustert, und es wird gejammert, dass z. B. C. F. Meyers „Jürg Jenatsch" und „Der Heilige", Kellers „Leute von Seldwyla", Rosegger und Auerbach auf manchen Schülerbibliotheken angeschafft wurden. —

Romanschriftsteller und Novellisten der Gegenwart: Ältere Gruppe. A. Eloessers (11095) interessanter Beitrag zur Jugendgeschichte Th. Fontanes fand bereits JBL. 1902 S. 473 seine Besprechung. — A. Heilborn (11096) beschäftigt sich mehr mit dem Landschaftlich-Kulturellen als mit dem Literarischen. —

Von den G. Keller betreffenden Beiträgen stand mir nur der Artikel von F. Rosenberg (11129) zur Verfügung. R. stellt fest, dass es ein Irrtum von Jak. Baechtold war, die Thais-Legende als Quelle der Kellerschen anzusehen. In Wirklichkeit habe Keller eine Legende benutzt, die sich im zweiten Bande der Kosegartenschen befindet. —

Über F. Kürnberger brachte auch das Jahr 1903 manches Interessante. G. A. Mulfinger (11131) stellt auf Grund einer Detailuntersuchung und des Nachweises der Quellen, aus denen Kürnberger schöpfte, fest, welche einzelnen Züge der Verfasser des Romans „Der Amerikamüde" den Erlebnissen Lenaus verdankt. Weder die Annahme, dass Kürnberger nach dem Jahre 1848 von Lenaus Freunden in Wien Mitteilungen über des Dichters Aufenthalt in Amerika empfangen habe, noch die andere, dass er von Lenaus Braut, Maria Behrens, oder deren Verwandten ein Tagebuch oder sonstige schriftliche Mitteilungen über die Amerikareise empfangen habe, ist richtig. „Was Kürnberger aus Lenaus amerikanischem Aufenthalt in seinen Roman mit aufnahm, konnte er allein aus den Biographien, die vor dem Abschluss des Romans erschienen waren, entnommen haben". — L. Rosner (11132) berichtet über das Verhältnis Kürnbergers zu Samuel Engländer und teilt einige bisher ungedruckte Briefe aus den Jahren 1865—73 an Engländer, den General Haug und dessen Gattin mit. —

V. Dollmayer (11136) gibt neben den biographischen Notizen eine ziemlich eingehende Studie über den literarischen Entwicklungsgang A. Pichlers. —

Einen grösseren Essay widmete A. Bartels (11144) dem 70jährigen F. von Saar, für dessen Bekanntwerden auch im Norden Deutschlands er sorgen möchte. — Ella Hruschkas (11146) Arbeit wurde schon JBL. 1902 N. 5538 kurz charakterisiert. — G. J. Harmuth (11149) gibt Vorstudien zu einer grösseren Arbeit über das Landschaftliche bei Saar, deren Besprechung bis zum Erscheinen der ganzen Arbeit aufgespart bleiben mag. —

Die Lücken, die der von Jakob Baechtold veröffentlichte Briefwechsel G. Kellers aufweist, füllt A. Köster (11152) durch die Veröffentlichung des Briefwechsels zwischen Th. Storm und G. Keller zu einem guten Teil aus. Der Briefwechsel umfasst nur ein Jahrzehnt, die Jahre 1877—1887. Da im Mittelpunkt die beiderseitigen Dichtungen stehen, so tut sich uns manche neue Kenntnis auf, namentlich für die Würdigung Storms, dessen Briefe an Zahl und Umfang die Kellers weit übertreffen. Persönliches über andere enthalten die veröffentlichten Briefe nur sehr wenig, es wurde vielleicht vom Herausgeber absichtlich unterdrückt. Die Erläuterungen, die K. beigibt, sollen in erster Linie zeigen, „wie die wechselseitigen Anregungen der beiden Dichter gewirkt haben, wie einer auf die Werke des andern Einfluss gewonnen hat" (vgl. Abschnitt IV 1b zu N. 7792). —

Jüngere Gruppe. Eine ungewöhnlich günstige Aufnahme fand das Buch von H. Bertsch (11201) „Die Geschwister". A. Geiger nennt es eine „Offenbarung aus der Volksseele", und H. A. Krüger sucht in seiner Besprechung den Nachweis zu führen, dass es ein grosser Verlust gewesen wäre, wenn man dieses Buch nicht veröffentlicht hätte. — Andere Romane von A. Bock (11207), J. J. David (11210), O. Enking (11211) und Novellen von O. Ernst (11212) veranlassten Besprechungen, aus denen nichts Bemerkenswertes hervorzuheben ist. — Etwas zu anspruchsvoll nennt sich das Buch von G. Muschner-Niedenführ (11216) über C. Flaischlen „ein Beitrag zu einer Geschichte der neueren Literatur". Als ein solcher kann dies Buch schlechterdings nicht gelten. Überreich mit Zitaten und Leitworten ausgestattet, bringt es keine wirklich greifbaren Belege für die selbständige Kunst und die neuen Ziele Flaischlens. Wenn M. auch in keiner Weise den Dichter durch Schematisierungen festlegen will, so hätte er doch ein eindrucksvolleres Bild von seiner Persönlichkeit und seiner Kunst geben müssen. Allerdings will ja der Verfasser nach seinem eigenen Bekenntnis mit seiner Schrift nur „erläutern", um auch in weiteren Kreisen des Publikums und der Kritik, vielleicht auch nachstrebender Künstler, ein Verständnis für Flaischlens Bestrebungen zu wecken. Das Einstellen des Dichters in die historische Entwicklung und in die gegenwärtige Literatur soll für eine spätere Schrift aufgespart werden. — Carl Hauptmann war Gegenstand mehrerer Artikel. M. Jacobs (11219) rühmt als die erfreulichen Seiten von Hauptmanns Talent: Heimatfreude, inniges Versenken in die schlichten Mysterien der Natur, Einfühlen in das Reich der primitiven Empfindungen. — E. Kalkschmidt (11220) bespricht den Roman „Mathilde" und die novellistischen Studien „Aus Hütten am Hange" und findet in dem zusammengedrängten Fluss des Geschehens eine bezeichnende Fähigkeit des Dichters. — Die gleiche hohe Anerkennung spricht W. Miessner (11221) aus, und C. Clausen (11223) betont vor allem die ständige Entwicklung, in der Hauptmann sich befindet. — Von den Beurteilungen, die W. Hegelers Roman „Pastor Klinghammer" (11230) fand, ist A. Geigers Studie am ausführlichsten. Während G. dem Buch, über dessen Entstehen Hegeler selbst (11229) genau berichtet, einen sehr hohen Platz anweist, steht ihm A. Eloesser ablehnend gegenüber. — Mit viel Verständnis würdigt P. Leppin (11237) die anmutige Kunst von W. Holzamer, dessen verschiedene Romane (11238—39, 11241) freundliche Zustimmung fanden. — Von dem in Moskau lebenden Romanschriftsteller Gerhard Ouckama Knoop gibt R. Schaukal (11253) neben einer biographischen Skizze ein literar-psychologisches Porträt. — In einem andern Aufsatz (11255) vergleicht er ihn mit Stendhal: im Stil unverkennbar stark von Goethe beeinflusst, sei er als peinlicher Psycholog am ehesten diesem Franzosen vergleichbar. — Während H. Manns „Die Göttinnen" (11266) eine im ganzen günstige Aufnahme fand, erfuhr sein Roman „Die Jagd nach Liebe" (11267) durch A. Danegger eine gründliche Abfertigung. — Carl Enders (11278) widmete dem Dichter der Rheinländer, E. Muellenbach, eine bemerkenswerte literarische Würdigung. — Der schlesische Volksschullehrer H. Stehr, ein eigenartiger, noch von wenigen gekannter Künstler, wird von O. Wilda (11302) der „kühnste und tiefste Seelenanalytiker, den Deutschland gegenwärtig besitzt", genannt, selbst G. Hauptmann (11304) erkannte Stehrs Künstlertum unumwunden an. — Von J. Wassermann gab K. W. Goldschmidt (11317a) eine Charakteristik, und Hildegard Hulden (11318) betont in ihrer objektiv gehaltenen Studie, dass Wassermann eine Dichterpersönlichkeit sei, die nicht nur dem Judentum entstamme, sondern auch in ihren Schöpfungen einen „spezifisch jüdischen Einschlag in markanter Ausprägung" hervortreten lasse. — Zwei umfassende Essays, von W. Holzamer (11324) und von H. E. Kromer (11325), beschäftigten sich in anziehender Weise mit dem tiefgründigen W. Weigand. —

Frauendichtung: Allgemeines. H. Benzmann (11329) findet, dass sich in den modernen Frauenromanen mehr die gegenwärtige Kultur, das Seelenleben der Menschen und die neuen Bestrebungen der Frau widerspiegeln als

in den von Männern verfassten Romanen. Zu den wenigen Dichterinnen, die zugleich originelle Künstlerinnen sind, zählt er Clara Viebig und Ricarda Huch. —

Ältere Gruppe. Eine Kritik des Buches von C. Busse (**11332**) über Anette von Droste im „Literarischen Echo" (W. von Scholz: LE. 6, S. 1064/5) nennt die Arbeit eine wertvolle Bereicherung der Drosteliteratur und findet den Vorzug dieser Biographie gegenüber denen von Hüffer und Kreiten vor allem darin, dass B. die Gestalt der Dichterin ehrlich und deutlich zeichnet, ohne Vertuschung und Schönfärberei. Zur ästhetischen Beurteilung der Droste bringe er jedoch nichts wesentlich Neues. —

Jüngere Gruppe. Einen neuen Typus in der Frauenliteratur sollen nach Anna Schapire (**11369**) die Werke von Elisabeth Dauthendey bedeuten, da sie als künftiges Menschheitsideal eine Art „psychischer Hermaphrodisie" verkündeten. — Eine recht dürftige Charakteristik des Schaffens von Marie von Ebner-Eschenbach gibt K. J. Hentschel (**11374**). — M. Necker (**11376**) verfolgt das Interesse der Dichterin für die Künstlerpsychologie in ihren einzelnen Werken und widmet namentlich dem neuesten Roman „Agave", worin das tiefste Problem der Künstlerpsychologie behandelt werde, eine eingehende, warme Besprechung. — Aug. Sauers (**11378**) Aufsatz, der aus einem Vortrag entstanden ist, will nach den vorzüglichen Arbeiten Hofackers, Bettelheims und Neckers nichts Neues und Unbekanntes über die Dichterin vorbringen; er gibt ein vortreffliches Bild von dem Entwicklungsgang der Österreicherin. — Kurt Aram (**11384**) widmet Ilse Frapan und ihren Werken eine längere Besprechung. Er rühmt ihre künstlerischen Qualitäten, betont aber, dass sie in der literarischen Behandlung der Frau manchmal „das ruhige Blut und die künstlerische Contenance" verloren habe. Das ist z. B. auch der Fall in ihrem sensationellen Roman „Arbeit" (**11385–87**). — Adele Gerhards (**11389**) Roman „Pilgerfahrt" fand weiterhin interessante Besprechungen (vgl. JBL. 1902 N. 5676). So weist M. Kronenberg (**11390**) auf eine neue künstlerische Behandlung desselben Problems hin, wo der Konflikt ausschliesslich innerlich gefasst werde, und wo es sich dann um das sehr tief gehende Problem der Treue handle. — Das Hinscheiden der Malwida von Meysenbug veranlasste eine grosse Zahl von Nekrologen (**11408–11420, 11422**), die zum Teil nur persönliche Erinnerungen zur Veröffentlichung brachten. S. Münz (**11414**) bespricht die Beziehungen der Meysenbug zu den Zeitgenossen, und sein Nekrolog in der „Neuen Freien Presse" (**11415**) lässt der Besprechung der römischen Jahre einen ziemlich weiten Raum. — Nach einem längeren Exkurs über die Heimatkunst bezeichnet A. F. Krause (**11458**) Clara Viebig als deren bedeutendste Vertreterin. Der Umstand, dass sie in keinem ihrer Romane die moderne Frauenbewegung behandle, stelle sie in einen gewissen Gegensatz zu den übrigen Vertreterinnen der Frauendichtung. — Ihr Roman „Vom Müller-Hannes" (**11461**) findet nicht den vollen Beifall von E. Kalkschmidt. Er meint, dass das papierne Leben das wirkliche in dieser reichlich breiten Geschichte sehr überwiege. —

Sammelrezensionen. Die Sammelrezensionen des Berichtsjahres (**11468–11505**) brachten die verschiedenartigsten Zusammenstellungen und Würdigungen, die jedoch hier keiner weiteren Besprechung bedürfen. —

Drama und Theatergeschichte.

(IV, 4 = N. 11506–12880.)

Jonas Fränkel.

Gesamtdarstellungen. Die Kritik, die H. Reichs „Mimus" (**11700**; vgl. **2678**) bei den engeren Fachgenossen gefunden, gehört nicht hierher. Dagegen sei R. M. Meyers Besprechung gedacht, die sich insbesondere mit der Methode und den allgemeinen Tendenzen des Werkes auseinandersetzt. Reich überschätze

die Originalität der Griechen und setze die aller anderen — heissen sie auch Shakespeare — herunter; er verwechsle die Begriffe „mimisch" und „volkstümlich", wodurch ihm vieles, was ein allgemein menschliches Gut ist, als Wirkung des Mimus erscheine; das πρῶτον ψεῦδος der ganzen, in vieler Hinsicht so fruchtbaren Untersuchung Reichs erblickt M. in der Überspannung der geographischen Idee. — S. Friedmann (11513) hat den zweiten Band seiner Geschichte des deutschen Dramas im neunzehnten Jahrhundert herausgegeben; ich vermochte aber seinen Inhaltsangaben und Räsonnements auch diesmal (vgl. JBL. 1902, S. 498) nichts Erspriessliches abzugewinnen; bemerkt sei daher nur, dass ein Fünftel des Buches allein Wildenbruch gewidmet ist. —

Dramaturgie: Allgemeines. W. Harlan (11578) legt ein „System der Dramaturgie" vor, das er nur, weil er glaubt, der Ton seines Lehrbuches sei „einigermassen lustspielmässig" geraten, eine „Schule des Lustspiels" nennt. Der grundlegende Teil ist der Psychologie des Zuschauers gewidmet und untersucht die Spannungsgefühle; auf ihm baut sich dann die zweite Hälfte des „Systems" auf: die Analyse des Spiels auf der Bühne. An Stelle der früheren Einheiten stellt H. die „Einheit der Machtfrage" als ein Dogma auf und glaubt damit das Grundgesetz nicht bloss aller bisherigen, sondern auch aller zukünftigen Dramatik aufgefunden zu haben. — Mit dem Wesen des Tragischen befasst sich H. Bahr in einer dialogisierten Abhandlung (11563; als Buch bei S. Fischer, Berlin, erschienen. 151 S. M. 2,50). Er interpretiert die aristotelische Auffassung der Tragödie durch Zugrundelegung moderner Anschauungen von der Hysterie. Die Tragödie befasst sich immer mit Gefühlen, die einer niedrigeren Kulturstufe eigen gewesen, als es diejenige ist, auf der sich die Menschheit befindet. Um den unter der Maske der höheren Form der Kultur schlummernden Trieben die Möglichkeit zur Entladung zu verschaffen, auf dass sie nicht durch Zurückhaltung schädlich werden, werden sie durch die Tragödie geweckt und heilsam „abreagiert". In den meisten Menschen von heute sind jene Triebe, mit denen sich die Tragödie beschäftigt, abgestorben, und die Kultur ist ihnen zur zweiten Natur geworden. Die Tragödie und die „Gefühlskur", die sie zur Aufgabe hat, haben somit heute keine Berechtigung mehr und bedeuten eine veraltete Gewohnheit. An ihrer statt postuliert Bahr eine Kunst, die der höheren Form der Entwicklung diene, nach der die heutige Menschheit ringt; diese neue Kunst soll eine untragische sein. —

Zur Technik des Dramas. W. Kirchbach (11554) wendet sich gegen die Auffassung der dramatischen Technik als eines Systems von bindenden Regeln, sowie gegen die begriffliche Lostrennung der Technik vom eigentlichen Prozess des Schaffens. In jedem Falle des Schaffens sei das Finden der Ausdrucksform der Inhalt der schöpferischen Gemütsbewegung selbst; es gebe auch keine feststehende, für alle Zeiten giltige Technik, vielmehr enthalte die Bühne immer neue Darstellungsmöglichkeiten. — Auch R. Lothar (11561) betont den Wandel der dramatischen Technik und weist darauf hin, wie die dramaturgischen Gesetze, die noch Freytag als unumstösslich hingestellt hat, heute kaum mehr in Geltung stehen. Freytags Schema, das die Phasen der Handlung, als des wichtigsten Materials im Drama, ordnen wollte, erscheint uns heute veraltet. Als obersten Grundsatz der neuen Dramaturgie könne man den Satz aufstellen: das Drama zeigt die Entwicklung der Charaktere im Stoss und Gegenstoss der Handlung; die Handlung als solche ist nur Mittel zum Zweck. Daneben sehe das heutige Drama seine Hauptaufgabe in der Herausarbeitung der „Stimmung", der musikalischen Behandlung des dramatischen Tones. Auch in bezug auf die Aktzahl sei mit der Überlieferung gebrochen worden; das „grosse Stück" habe heute drei oder vier Akte. Als die am meisten charakteristische Form des heutigen Dramas hebt L. den Einakter hervor; er unterscheidet zwei Typen des Einakters: einmal werden die Vorgänge, gegen die Natur des Einakters, gehäuft, dann bleibe kein Raum für psychologische Motivierung übrig, und die Form laufe Gefahr, in böse Theatralik auszuarten, wie in Vergas „Cavalleria rusticana"; für die andere Art sei das Maeterlincksche Stimmungsbild bezeichnend, wo aus der Psychologie der Umgebung der Gedanke des Dichters herauswachse. Dieser Typus, der lyrische, sei auch immer der ästhetisch wertvollere. Die Technik des Einakters ist von Ibsen stark beeinflusst worden; der Einakter ist immer ein Endkapitel, auf den knappsten Raum zusammengedrängt. — Das Wesen des Zufalls im Drama definiert R. M. Meyer (11530) als die unberechtigte Vordringlichkeit räumlicher oder zeitlicher Umstände. Raum und Zeit in bestimmter Individualisierung sind unumgängliche Mitspieler in jedem Drama, aber sie dürfen nur durch die Personen hindurch wirken. Allerdings gibt M. zu, dass es auch Fälle geben kann, in denen das an sich Zufällige für das Drama aufhört zufällig zu sein. —

Stoffgeschichtliches. Rudolf Schwartz' Esther-Monographie (JBL. 1893 I 10:35; 1897 I 10:36; 1899 I 7:73) führt ein Aufsatz von R. Krauss (11705) über das Reformationszeitalter hinaus fort; er nennt aus dem Jahre 1760 ein anonymes

Schauspiel in Alexandrinern und mit Chören „Die einsiedliche Esther“, betrachtet Goethes Schönbartspiel und Gotters Drama, gedenkt eines anonymen, 1796 in Lüneburg gedruckten Schauspiels und gelangt zu Grillparzers Fragment; auch die katholischen Bearbeitungen werden genannt: ein anonymes fünfaktiges, 1875 in Münster i. W. erschienenes Stück, eines von S. Herrmann (Brumath 1885), ferner von Kaspar Kuhn (Augsburg 1891), Gebhard Tress (Kempten 1893) und Matthes Haase (1892); Georg Engels „Hadasa“, 1895 erschienen, verknüpft die Scheherasadefabel mit der biblischen Geschichte. Zum Schluss werden die jüdischen Purimfestspiele gestreift. — A. L. Jellinek (**12276**) zählt die dramatischen Bearbeitungen der Sage vom armen Heinrich auf; er nennt Uhlands Plan, die Dramen von K. L. Kannegiesser (1836) und J. von Weilen (1860; der Aussätzige ist hier in einen Blinden umgewandelt, ferner von Franz Bonn (Schauspiel für Kinder) und Hans Pöhnl (Volksbühnenspiel) und aus allerjüngster Zeit die Dramen von Carl Schultes, Hans Hanau und Hans Erdmann. — Von der überaus feinsinnigen Dissertation F. Gundelfingers (**11707**) fällt für unser Kapitel verhältnismässig wenig ab. Hingewiesen sei aber doch auf die Interpretation des Shakespeareschen Julius Cäsar (S. 58ff.), die Ausführungen über v. Borcks Übersetzung (S. 88ff.) und über die Dalbergsche Bühnenbearbeitung (S. 95ff.). Analysiert werden Gottscheds Cato (S. 81f.) und Bodmers Cäsar-Tragödie (S. 102ff. „ein historisches Pamphlet in dialogischer Form“). Einen Übergang von der Karikatur des Tyrannen zu einer menschlichen Auffassung durch Herder bilden zwei Szenen von Gottl. Meissner, im „Theaterjournal für Deutschland“ 1776 veröffentlicht; die Tragik wird hier zum erstenmal in Cäsars Seele verlegt: die Tragik einer grossen Natur, die alles, was sie erstrebte, erreicht hat. Herder, in den „Ideen“ Cäsars Wesen am tiefsten fassend, liefert in seinem Drama zur Musik „Brutus“ einen rhapsodischen Auszug aus Shakespeares „Cäsar“. Goethes Strassburger Plan wird erörtert; Goethe hätte seinen Cäsar im Gegenteil zu Shakespeare werden lassen und ein Symbol des Tatmenschen geschaffen. Grillparzers Plan „Die letzten Römer“ wird gestreift. Die Cäsar-Dramen des 19. Jahrhunderts erscheinen wertlos, so: die dramatische Phantasie „Des Helden Geist“ von Schreyvogel, der auch einen fünfteiligen Tragödien-Zyklus „Roms Untergang“ mit Cäsar als Hauptperson geplant hat, Eduard Arnds „Cäsar und Pompejus“, Oswald Marbachs „Brutus und Cassius“ und S. Lublinskis „Imperator“. — Mit grosser Belesenheit bietet H. Stümcke (**11709**) eine kritische Übersicht über Dramen, in denen der Grosse Kurfürst (Kap. II—VI), König Friedrich I. (Kap. VII), Friedrich Wilhelm I. (Kap. XIX) und Friedrich der Grosse (Kap. IX—XVIII) auftreten; am Schluss ist eine chronologisch geordnete Bibliographie beigegeben. — S. Simchowitz (**11709a**) meint, Jesus in dramatischer Behandlung könne nur eine Tragödie des Genies abgeben; alle Schwierigkeiten einer solchen seien auch einer Jesustragödie eigen; ein rascher Blick fällt auf die Bearbeitungen durch Albert Dulk („Jesus der Christ“ 1865), Elise Schmidt („Judas Ischarioth“ 1851; vgl. **12391—92**) und Rich. Wagners Plan; Hebbel ist der einzige, der den Stoff durchaus mythisch gefasst hat. — H. Gaehtgens zu Ysentorff (**11712**) mustert deutsche Napoleondramen. Er verzeichnet 51 Stücke, gewiss keine übermässige Ausbeute, im Vergleich zu der Riesenzahl von 596 französischen Napoleondramen, die L. Henry Lecomte bis zum Jahre 1899 gezählt hat. Er gruppiert sie in: I. Spott- und Tendenzdramen: das anonyme republikanische Trauerspiel „Deutschlands Schicksal am Ende des 18. Jahrhunderts“ 1799, Kotzebues „Der Flussgott Niemen und noch Jemand“, „Noch Jemands Reiseabenteuer“, „Noch Jemands Rasereien auf Korsika“ und die „Possen, die Zeit beachtend bey Gelegenheit des Rückzuges der Franzosen“ 1813, vom Verfasser Kotzebue zugeschrieben, die beiden Napoleon-Stücke von Rückert und ein verlorenes Gelegenheitsdrama von Geibel; II. Liebesdramen, die Napoleons Verhältnis zu Josephine Beauharnais behandeln: eine „Josephine“ von Ludwig Eckardt, in Wien in den sechziger Jahren einmal aufgeführt, ein Lustspiel in drei Aufzügen vom Jahre 1877 „Der Gebieter der Welt im Hauskleide“ von Emanuel Bozdeck (nur im Manuskript vorhanden), Karl v. Heigels „Josephine Bonaparte“, Bleibtreus „Schicksal“, Bahrs „Josephine“, „Der kommende Mann“ von Carry Brachvogel und Oskar Mysing (1901 als Manuskript gedruckt) und „Josephine“ von S. Aschner (in „Zwei Einakter“ 1902); ferner Dramen, in denen Napoleons Verhältnis zu anderen Frauen geschildert wird: Richard Voss' „Wehe den Besiegten“, Karl Biesendahls „Stern des Korsen“ mit dem besonderen Vorspiel „Napoleon am Niemen“, Paul v. Ebarts „Edmée“, aus einem Roman dramatisiert (Manuskript), und Ferdinand Bonns und Thilo v. Trothas Kompaniewerk „Edles Blut“ (ebenfalls Manuskript); III. St. Helena-Dramen: ein anonymes Stück „Napoleon auf St. Helena. Ein zweiter Προμηθεὺς δεσμώτης“ (1838), ein gleichnamiges von C. G. Kahlbau (1855), Robert Griepenkerls „Auf Sanct Helena“ (nach Montholons „Captivité de Sainte-Hélène), Hermann Unbescheids Melodrama mit Chören „Bonapartes Tod“, Michael Emirows „Napoleons Ende“, Arnold Otts „St. Helena“ (Manuskript) und H. A. Revels „Lätitia Bonaparte“, ferner Grillparzers nur im Titel

aufbewahrter Plan „Die drei Krebse von St. Helena"; IV. dramatisierte Geschichte in den Werken von Grabbe, Luise Gutbier (1870), Otto Harnack (1881), Friedrich Karl Schubert und Ludwig Dreyer (beide 1882), ferner Gustav Felix' „Moskau 1812" und Paul Friedrichs „heroische Trilogie" (vgl. **12138**); V. Dramen, in denen Napoleon als Episodenfigur auftritt (Bleibtreus „Weltgericht", Otto Sievers' „Waterloo", Otto von der Pfordtens „1812") mit der besonderen Gruppe von Luisendramen, die die Zusammenkunft in Tilsit zum Mittelpunkt wählen, nämlich die Stücke von: Hans v. d. Mark (1892), Fritz Volger (1883), Karl Schulz (1874), Gustav Körner (1888), Fritz Schawaller (1891), Bernhard Liebermann (1893), Mathilde von Gellhorn (1895), Albert Gemoll (1892) und die lebenden Bilder mit epischen Einlagen, die Johanna Baltz (1894) komponiert hat. — Paul Holzhausen (**11713**) in seiner Besprechung nennt noch ein nachträglich erschienenes Drama von Fritz Wichmann „Bonaparte und Bourbon" und ein Stück von O. F. Gensichen „Michael Ney", in denen Napoleon als Episodenfigur eine bedeutende Rolle spielt. — In ihrer Untersuchnng über „Savonarola in der deutschen Literatur" berührt Maria Brie (**11717**) aus dem 18. Jahrhundert das ganz in der Auffassung des Aufklärungszeitalters sich bewegende Drama Joh. Fr. E. Albrechts „Familie Medicis in ihren glänzendsten Epochen" (1795) und analysiert dann von den dramatischen Bearbeitungen des Stoffes im 19. Jahrhundert die folgenden: Joseph von Auffenbergs „Der Prophet von Florenz" (1838), Peter Lohmanns „Girolamo Savonarola" (1856), auch die spätere Fassung, vom Jahre 1875, berücksichtigend, Richard Vossens „Savonarola" (1878), ferner die auf Nietzsches Renaissance-Auffassung basierenden Dramen von Wilhelm Uhde und Wilhelm Weigand. Kurz gestreift wird Gottfried Kellers durch Bächtold überlieferte Idee einer Tragödie „Savonarola", sowie die Dramen von Ludwig Keller (1900), Karl Hepp (1898), Ernst Hammer (1899), Helene von Willemoes-Suhm und Raimund von Leon (1902). Im Gegensatz zu Frankreich und England, wo Savonarola in den Renaissance-Szenen von Gobineau und dem Roman George Eliots „Romola" lebt, hat der Stoff in der deutschen Literatur bisher seine endgültige dichterische Gestaltung nicht gefunden. — In einer Studie über das Motiv des Blinden im Drama betrachtet Anna Pötsch (**11718**) Sudermanns „Glück im Winkel", Ernst Rosmers „Dämmerung", d'Annunzios „Tote Stadt" und Maeterlincks „Les aveugles" und „L'intruse" und erinnert an die Gestalt des Teiresias bei Sophokles, an Gloster in „König Lear" und Jolanthe in „König Renés Tochter" von Henrik Hertz. —

Drama des 18. Jahrhunderts. Zur Geschichte der Sturm- und Drangzeit wäre O. Fischers (**11762**) Untersuchung über Gerstenbergs Rezensionen in der Hamburgischen Neuen Zeitung zu nennen; doch soll sie im nächsten Bericht zusammen mit Fischers Neuausgabe der Rezensionen besprochen werden. — Zu Kotzebue bringt R. Schlösser (**11951**) einiges bei. Den undatierten Brief Schillers über die „Deutschen Kleinstädter" bei Jonas Nr. 1915 setzt Sch. auf den 2. März 1802 an und macht Mitteilung von einem unbekannten Schreiben Kotzebues an Kirms vom 28. Februar gleichen Jahres in derselben Angelegenheit. —

Drama des 19. Jahrhunderts. Studien zu F. Hölderlins „Empedokles" verspricht W. Böhm (**11776**); vorläufig bringt der Dissertationsdruck nur einen Teil seiner Untersuchung der Handschriften, die auf der Königl. öffentlichen Bibliothek zu Stuttgart aufbewahrt werden. —

Heinrich von Kleist wurde eine eindringliche medizinisch-psychologische Untersuchung durch S. Rahmer (**11784**) zuteil. R. wendet sich gegen das Hervorkehren des Pathologischen bei Kleist. Er weist die insbesondere von Sadger behauptete hereditäre Belastung als grundlos zurück. Morris' Deutung der Würzburger Reise wird hinsichtlich der aufgestellten Diagnose, die neuropathologische Veranlagung voraussetzt, verworfen; R. vermutet, es habe sich um ein angeborenes Leiden gehandelt und die Kur habe in einem chirurgischen lokalen Eingriff bestanden. Im Zusammenhang damit teilt R. über Kleists Begleiter auf der Reise, Ludwig v. Brockes, biographische Daten mit und druckt aus dessen bereits von Zolling eingesehenem „Tagebuch" den Entwurf eines entscheidenden Briefes an Kleist ab, aus dem der Inhalt der ihm vorausgegangenen brieflichen Beichte des Dichters deutlicher, als bis dahin angenommen wurde, hervortritt. Die Zeit von Kleists Rückkehr nach Berlin bis Ende 1803 wird als wichtige Übergangsperiode, als eine Zeit des Sturmes und Dranges betrachtet, die innere Kämpfe und Wirren erzeugt; Kleist besteht aber diese im Grunde normale Entwicklungskrankheit glücklich und geht innerlich gefestigt und gereift aus ihr hervor. Im weiteren Verlauf gelingt es R., auf Grund von Angaben des Generals von Hüser in dessen „Denkwürdigkeiten", Kleists Zugehörigkeit zu einer geheimen militärischen Verbindung zum Zwecke einer Erhebung gegen die französische Herrschaft nachzuweisen und hiemit den Ausflug aus Königsberg, der zu Kleists Gefangennahme vor Berlin führte, in Zusammenhang zu bringen. Für die letzten Jahre Kleists schliesst sich R. eng an Steig an. Hinsichtlich des Selbst-

mordes tritt R. der Annahme einer krankhaften Zwangsidee als Motivs entgegen und erblickt dieses vielmehr in der keinen Ausweg lassenden Situation zwischen zwei Frauen: Henriette Vogel und Maria von Kleist. Doch ist R.s Kombination der Ehescheidung der letzteren mit der Katastrophe vom Wannsee inzwischen durch Minde-Pouets Feststellungen in Erich Schmidts Kleist-Ausgabe (Bd. 5, S. 491) zerstört worden. Bei Betrachtung der Dichtungen Kleists spricht sich R. gegen die psychopathologische Interpretation aus, zeigt, wie ungerechtfertigt es vom medizinischen Standpunkte sei, die bei Kleist oft ins Ungemessene gesteigerte Gefühlsäusserung als ein krankhaftes Symptom zu betrachten, und betont, dass Kleists keusche Sinnesart sich gerade in seiner Behandlung sexueller Probleme manifestiere. Ausser den bereits erwähnten tatsächlichen Mitteilungen bringt R. ferner noch biographische Daten über Ernst von Pfuel sowie Nachträge über Kleists Beziehungen zu Henriette Hendel-Schütz (s. JBL. 1902 N. 5832), macht auf einen Artikel Boettigers in der Dresdener Abendzeitung vom 15. Dezember 1819 über Kätchen aufmerksam und druckt schliesslich ein autobiographisches Schriftstück von Kleists Grossvater väterlicherseits sowie eine, inzwischen durch Minde-Pouet (a. a. O. S. 441 und 493) berichtigte Stammbucheintragung des jungen Kleist ab. — Bei Besprechung von „Kleists Berliner Kämpfen" **(11788)** äussert O. F. Walzel Bedenken gegen den von Steig eingenommenen Standpunkt zugunsten der Partei der preussischen Junker; er beruft sich auf Treitschkes Urteil über die Opposition des märkischen Adels wider Hardenbergs Reformen und sträubt sich dagegen, in Kleist den unbedingten Partisan einer rückschrittlichen politischen Partei zu erblicken, so lange nicht unzweideutige Zeugnisse hierfür vorliegen — wenn er auch im allgemeinen die Solidarität der Romantiker und der preussischen Junker im Kampfe gegen Hardenberg zugibt und zu ihrer Erhärtung zwei Zeugnisse beibringt: den Brief Schleiermachers an den Freiherrn v. Stein vom 1. Juli 1811 sowie Arnims Brief an Goethe vom 28. Mai 1810. Steigs Ergebnisse zusammenfassend, gruppiert W. die Beiträge der Abendblätter nach den Mitarbeitern; auch die schwierige Frage der Deutung der Chiffern wird von W. erörtert. — G. Minde-Pouet weist darauf hin, dass der von Steig **(11789)** mitgeteilte Druck des „Kriegslieds der Deutschen" (s. JBL. 1902 S. 485) schon durch Erich Schmidt in der Vierteljahrschrift für Literaturgesch. II, S. 303 bekannt gemacht wurde, spricht sich gegen das von Steig aus dem „Preussischen Vaterlandsfreund" abgedruckte und für Kleist in Anspruch genommene „Rosen-Sonett" aus und lehnt auch Kleists Autorschaft für die beiden Schriftstücke aus den Hamburger „Gemeinnützigen Unterhaltungsblättern" ab. — Zu Kleists Jugendbriefen legt Paul Hoffmann (StVLG 3, S. 332 ff.) minutiöse Forschungen vor und publiziert **(11795)** eine amtliche Erklärung Kleists (jetzt als N. 158 im 5. Bande von E. Schmidts Ausgabe), sowie ein gelegentlich eines Aufenthaltes Ulrikes auf dem Gute ihres Schwagers entstandenes, von unbekannter Hand herrührendes Manuskript: „Was mir Ulrike Kleist im Jahre 1828 in Schorin über Heinrich Kleist erzählte" **(11791)**; es beginnt mit Kleists Eintritt in die Beamtenlaufbahn und bricht mit seiner Niederlassung in Prag ab. Gleichzeitig bringt Hoffmann ein Blatt aus dem Nachlasse der Frau Auguste von Schoenfeldt geb. v. Pannwitz, ebenfalls auf Ulrikes Erzählungen zurückgehend, auf Kleists ersten Pariser Aufenthalt sich beziehend, zum Abdruck, ferner eine Aufzeichnung von Louise von Zenge, Wilhelmines Schwester, aus dem Jahre 1831 über die ihr während eines Aufenthaltes in Thun geglückte Auffindung des Kleistbildes. — Die Handschrift der „Familie Ghonorez" hat E. Wolff **(11802)** in Druck gegeben, Zollings Versehen vielfach richtigstellend; was gegen seine in der Einleitung wiederholten Argumente für den ausschliesslich in der „Familie Ghonorez" vorliegenden echten Kleisttext vorzubringen ist, findet man jetzt in Erich Schmidts Kleist-Ausgabe (1905), Bd. 4, S. 285 f. Im Anhang teilt W. Lesarten mit, die sich aus der Kritik des handschriftlichen Textes ergaben, sowie Varianten der von E. Kilian für die Karlsruher Bühne vorgenommenen Einrichtung. — E. Kilian **(11803)** selbst wünscht in seiner Anzeige des Wolffschen Abdrucks, dass das eingebürgerte deutsche Kostüm beibehalten und die deutschen Namen künftig in den Ghonorez-Text an Stelle der spanischen aufgenommen werden. Wolffs masslose Übertreibungen bei Aufzeigung der Abweichungen der gedruckten Redaktion werden auch von Kilian zurückgewiesen. — Dem historischen Prinzen von Homburg geht M. Osborn **(11815)** nach und schildert die für seine Zeit merkwürdig vielseitige praktische Sozialpolitik, die der Prinz auf seiner Besitzung in Neustadt an der Dosse entwickelt hat. — O. Pniower **(11816)** untersucht die historischen Quellen des Homburgdramas und kommt zu dem Ergebnis, dass Kleist mehrere Werke benutzt hat, aus denen er sich einzelne Motive für seine Dichtung geholt hat. Als Hauptquelle weist P. Merians Theatrum Europaeum nach, woher Einzelheiten, wie die Erwähnung der dem Oberst Hennings in der Schlacht zugewiesenen Aufgabe (v. 248 ff.) und die Schilderung des Dankgottesdienstes mit seinen Begleitumständen, stammen. Daneben nutzte er Friedrichs des Grossen „Mémoires

pour servir à l'histoire de la maison de Brandebourg", der allein das Motiv von den in den Sümpfen aufzureibenden Schweden enthält. Bei Friedrich dem Grossen findet sich auch die Erzählung von dem Konflikt mit dem Kurfürsten, sowie die Sage von dem Opfertode des Stallmeisters Froben, welche beiden Motive der König, wie P. vermutet, möglicherweise den Memoiren seines Kammerherrn, Baron von Pöllnitz, obwohl sie damals noch nicht gedruckt waren, entlehnt habe; beide Motive waren zur Zeit, da Kleist an sein Drama ging, bereits als unhistorisch erwiesen. Manches, wie die falsche Nachricht vom Tode des Kurfürsten, kann Kleist durch seine militärischen Freunde, wie Rühle und Pfuel, zugeflossen sein: ein solches Gerücht war nämlich verbreitet, wenn auch nicht auf brandenburgischer, sondern auf schwedischer Seite. — Dass der Grosse Kurfürst bei Kleist nicht als der Grossherzige und Edle gedacht ist, vielmehr als ein pedantischer Autokrat, der in der Ausführung seiner innersten Ansichten und Neigungen nur dadurch gehemmt ist, dass Zeit und Umstände sich ihm nicht eignen, offen und frei ein Tyrann zu sein, sucht A. Matkowsky **(11814)** begreiflich zu machen. Kleists Dichtung wolle den Kampf der Jugend gegen das in Formalismus und Rechthaberei erstarrte Alter darstellen. —

E. Petzets **(11979)** Ausgabe des dramatischen Nachlasses von Platen hat mehrere ausführliche Besprechungen erfahren: alle sind über die ärmliche Ausbeute an künstlerisch bedeutsamen Stücken einig. A. Köster **(11979)** und O. F. Walzel **(11980)** begrüssen gleichwohl die Publikation der zahlreichen Fragmente, weil durch sie sowohl wie durch die Tagebücher das Menschliche an Platen uns näher gerückt wird. Das den dramatischen Entwürfen und den vollendeten Dramen Gemeinsame erblickt Köster in ihrer Anlage entsprechend den Opern damaligen Stils: von hier aus ist ihm insbesondere der Entwurf zu „Lieben und Schweigen" interessant, hingegen erscheint ihm Petzets Versuch, von Platen eine Brücke zu Wagner zu schlagen, gewaltsam. — A. Fries **(11978b)** hat eine umfangreiche Sammlung von Materialien zu vergleichenden Studien an Platen veröffentlicht, deren erster Teil dem dramatischen Nachlasse gewidmet ist. In der ihm eigenen, übertreibenden Art reiht er rein äusserlich Stellen aus Goethe und Schiller an solche aus Platen an. Fruchtbarer sind die Bemerkungen zu einzelnen Dramen, insbesondere zu Charlotte Corday; unter Heranziehung von „Marats Tod" sucht F. den Jugendplan aus dem erhaltenen Szenar zu entwickeln; auf eine Erwähnung des Jean Paulschen Aufsatzes über Charlotte Corday in Platens Tagebüchern (1. Juni 1815) wird hingewiesen. — In O. Greulichs **(11978a)** Abhandlung sieht R. Schlösser mehr eine Vorarbeit zu einer vollwertigen Behandlung von Platens Literaturkomödien als eine Lösung der Aufgabe und vermisst ein tieferes Eindringen in die geistige Entwicklung des Dichters; er verweist auf F. Reuters Schrift „Drei Wanderjahre Platens in Italien" (vgl. JBL. 1901 IV 2:85), die dem Verfasser entgangen ist. —

W. Deetjens **(11983)** Arbeit über K. Immermanns „Kaiser Friedrich den Zweiten" konnte ich mir auch diesmal nicht verschaffen. Ich gebe ihren Inhalt nach der ausführlichen Analyse von E. Sulger-Gebing wieder. Das erste Kapitel bietet einen Überblick über die Hohenstaufendramen; das zweite gibt eine Vorgeschichte des Immermannschen Werkes, bespricht des Dichters Plan eines Hohenstaufenzyklus und sein freies Verhältnis zu dem historisch gegebenen Stoffe; das dritte Kapitel verfolgt die Entstehungsgeschichte des Dramas von dem ursprünglichen Plan, der mitgeteilt wird, über zwei verschiedene Fassungen bis zu der endgültigen, im Jahre 1828 erschienenen; das vierte Kapitel befasst sich mit der Technik, das fünfte mit der literaturgeschichtlichen Stellung des Dramas. Shakespeares Einfluss, den Scherer behauptet hat, wird geleugnet, dagegen die Nachwirkung Schillerscher Dramen, insbesondere Wallensteins und der Braut von Messina, betont. Von der Aufnahme des Dramas bei den Zeitgenossen und Immermanns späterem Verhältnis zum Stoffe seiner Dichtung berichten die beiden Schlusskapitel. Beigefügt sind zwei ungedruckte Briefe an Immermann über sein Werk (von Hormayer aus München vom 22. Januar 1829 und von Kanzler Müller aus Weimar vom 6. März desselben Jahres) und Bruchstücke der früheren Fassungen aus dem Goethe- und Schiller-Archiv. In diesen erblickt denn auch S.-G. den Hauptwert der Deetjenschen Arbeit. — W. Deetjen **(11982)** selbst liefert in Auszügen aus Briefen des Verlegers Schultz und des Historikers Friedrich Kohlrausch an Immermann, die sich im Goethe- und Schiller-Archiv befinden, einen Nachtrag zu seinem Buche. — Von A. Leffsons **(11981)** Monographie über den „Alexis" lag im Berichtsjahre nur ein Teil, als Dissertationsdruck, vor. —

Die Literatur über Grabbe knüpft fast ausschliesslich an E. Grisebachs **(11996)** Ausgabe der Werke an. Diese selbst ist von J. Minor besonders eingehend besprochen worden. M. spricht sich zunächst im allgemeinen gegen die Anwendung der Methoden der alten Philologie auf kritische Ausgaben neuerer Autoren, hingegen für die Grisebachsche Art der Herausgabe aus. An der Grabbe-

Ausgabe hebt er jedoch den Mangel an sicheren Normen für die Textbehandlung hervor. An Beispielen wird nachgewiesen, wie Grisebach in zweifelhaften Fällen den Text ändert, ohne für den Sprachgebrauch und die metrische Technik des Dichters über die nötigen Belege zu verfügen, und ohne dass sich seine Änderungen in jedem Falle vor einer tiefer dringenden Kritik rechtfertigen lassen. M. bemängelt ferner den Abdruck der Rezensionen aus dem Düsseldorfer Tageblatt nach der Blumenthalschen Ausgabe, da doch ein Zurückgehen auf den ersten Druck sich empfohlen hätte, ferner noch andere Versehen, und verzeichnet eine lange Reihe von Druckfehlern. Unter den Briefen wird derjenige an Goethe (im Goethe-Jahrb. 5, S. 133 veröffentlicht) vermisst und der Verzicht auf den Abdruck der Briefe an Grabbe bedauert. In der Grisebachschen Biographie erscheint M. die Ausgleichung der Härten und das Streben, das Komplizierte als harmlos darzustellen, symptomatisch: es sei ein Rückschlag gegen die Vorliebe einer früheren Generation am Wühlen in „genialen Blössen". — Auch A. Ploch (**11993**) macht auf den fehlenden Brief an Goethe aufmerksam und trägt ausserdem zwei Fragmente aus Briefen an Gubitz nach, von diesem in seinen „Erlebnissen" (Berlin 1868, Bd. II, S. 253ff.) publiziert: vom 22. Dezember 1827 und vom 7. März 1828; im letztern kündigt Grabbe seinen „Don Juan und Faust" in fünf Akten an. P. vermutet Grabbe als Verfasser der am gleichen Tage wie das Datum des ersten Briefes in Gubitz' „Gesellschafter" erschienenen enthusiastischen Rezension der „Dramatischen Dichtungen", während Köchy, den Grabbe als Verfasser nennt (an Kettembeil, 13. Januar 1828), dessen Niederschrift nur überarbeitet hätte. Aus dieser Rezension hebt P. die Bemerkung hervor, Grabbe habe sich selbst in der Person des Herrn Mollfels („Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung") verspottet. Grabbes spätere Werke erfuhren im „Gesellschafter" eine ablehnende Kritik durch den Dr. Schiff, an dem der Dichter später im „Cid" Rache nahm. W. Bormann in seiner Anzeige befasst sich ebenfalls hauptsächlich mit den Briefen und bemerkt, dass die Briefe 26 und 27 an Tieck, beide vom gleichen Tage (29. August 1823) datiert und zuerst von Holtei publiziert, ihrem Inhalte nach unmöglich zugleich an den Adressaten abgeschickt sein können; mit Recht vermutet er in einem dieser Briefe bloss ein aufgesetztes Konzept. Ein Verzeichnis der Adressaten wird schmerzlich entbehrt; in der Biographie wäre eine reichlichere Verwertung der Briefe erwünscht. B. zeigt, wie diese Briefe in die Abgründe der Grabbeschen Seele blicken lassen; man erkenne aus ihnen, dass Grabbe wohl anderes zum Verhängnis geworden als der Trunk. — Auch H. Reinhold (**11991**) und K. Holm (**11992**) — letzterer ohne die Grisebachsche Ausgabe zu kennen — betonen die ausserordentliche Wichtigkeit der Briefe für die Erkenntnis des Menschen Grabbe. — Züge aus den Briefen wie aus den Werken verwertet F. Poppenberg (**11994**) zu seinem Grabbe-Porträt (jetzt in „Bibelots", Leipzig 1904, Julius Zeitler), das die Mischung aus Höchstem und Niedrigstem in diesem Dichter, aus Genie und Groteske, aus Heroentum und niedrig versumpfter Alltäglichkeit aufzeigt. Grabbe forciere seine Einbildungskraft und überschlage sich selbst in verwegenen Exzentriks; in seinen Räuschen ist aber immer Bewusstheit, selten die grosse Ekstase strömender Hingebung. In seiner Mischung aus Berechnung und Zynismus und in dem Kolportage-Scharlatanmässigen, das ihm eigentümlich ist, erinnert er an Frank Wedekind. — M. Eimer (**11988**) zieht eine Parallele zwischen Grabbe und Byron. —

Hebbel wurden mehrere ästhetische Untersuchungen gewidmet, die in das Zentrum seines Schaffens dringen wollen und zu den letzten grösseren Hebbel-Publikationen gehören, die noch nicht auf Werners historisch-kritischer Ausgabe fussen. E. A. Georgy (**12015**) sucht nach dem Ideengehalt der Hebbelschen Dramen. Er stellt den Satz auf, die Idee eines Kunstwerkes müsse sich in einen Ausdruck von schlagender Kürze fassen lassen, und so findet er denn folgende Formeln für Hebbels Hauptwerke: die „Judith" ist eine Tragödie des Handelns, die „Genoveva" ist die Versinnlichung der Idee der reinen, über das Einzelerkennen hinausgehenden Anschauung, in „Maria Magdalena" ist die Idee der Masslosigkeit, in „Herodes und Mariamne" die Idee der Innerlichkeit oder des reinen Menschentums, in „Agnes Bernauer" die Idee der Opferung des Einzelwesens dargestellt; im „Gyges" sah schon Hebbel die Idee der Sitte ausgedrückt, und für die Idee der „Nibelungen" prägt Georgy die Formel: „Durch Dienen zum Werden". — Das Ganze der Hebbelschen Weltanschauung und Ästhetik versucht A. Scheunert (**12034**) als ein philosophisches System darzustellen. Er entwickelt es hauptsächlich aus dem Vorwort zu Maria Magdalena und der Schrift gegen Heiberg. Hebbels Weltanschauung wird als ein Pantragismus bezeichnet: eine Synthese von ethischem (Fichte), ästhetischem (Schelling) und logischem (Hegel) Pantheismus. Der Pantragismus bildet das Zentrum des Hebbelschen gesamten Denkens; von metaphysischer Seite aus ist es ein transzendenter Pantragismus: der Weltprozess an sich ist eine Tragödie, die sich aus Milliarden kleiner, partieller Tragödien zusammensetzt. Die pantragische

Weltanschauung, welche im ersten Teil aus Hebbels Aussprüchen herausdestilliert wird, wird im zweiten Teil auf Hebbels Ästhetik angewandt. Das Drama kommt durch eine symbolisierende Betrachtungsweise zustande, welche in der Vielheit der Menschheit die Einheit der Idee erblickt und dadurch einen Frevel an der Menschheit und eine Auflösung des Einzelnen in die Idee konstruiert. Hebbels Theorie wird am Beispiele der „Maria Magdalena" erläutert und besonders sein Schuldbegriff illustriert; hierbei wird die Inkongruenz von Symbol und zu Symbolisierendem als für Hebbels Dichtung charakteristisch nachgewiesen. Spezielles und Technisches aus Hebbels Ästhetik wird hierauf expliziert, ebenso seine Anschauungen über die Entwicklungsepochen des Dramas und über die Tragödie der Zukunft. Aus der Ästhetik der Tragödie folgt dann die Ästhetik der Komödie und die der Tragikomödie. Der dritte Teil behandelt Hebbels Ansichten über Lyrik und Musik, der vierte seine Sprachphilosophie; abgetrennt in einem „fünften Teil" werden dann Hebbels Aussprüche über die „innere Form" betrachtet. In einem Anhang werden zuletzt noch Belege für die Verwandtschaft Hebbels mit Solger und dem späteren Schelling beigebracht. In seiner Anzeige betont R. M. Meyer, wie nach Hebbel das Kunstwerk mehr noch eine Notwendigkeit für die Gesamtwelt als für den einzelnen Dichter bedeute und wie Hebbel mit dieser Auffassung schärfer, als es Scheunert darstellt, gegen die grössten Poeten stehe. — Speziell mit Hebbels Dramaturgie befasst sich an der Hand der kritischen Schriften, der Tagebücher und des Briefwechsels eine Dissertation von R. Grafen von Schwerin (**12037**). Durch Aneinanderreihung Hebbelscher Aphorismen werden in drei Kapiteln mit zahlreichen Unterabteilungen Hebbels Ansichten von der Idee, dem Stoff und der Form des Dramas dargelegt. Eine wertvolle Hebbel-Bibliographie (S. 107—129) ist angehängt; ein Hebbel-Register wird angekündigt: es ist uns inzwischen durch Werner geschenkt worden. — Von R. M. Werners monumentaler Hebbel-Ausgabe lagen im Berichtsjahre die erste und zweite Abteilung abgeschlossen vor. Die Schlussbände der „Werke" (**12044**) bringen eine Fülle bisher unbekannten oder von Kuh in die Werke nicht aufgenommenen Stoffes. Band IX bietet aus der Wesselburener Zeit Aphorismen des jungen Hebbel, die Werner aus dem Nachlass des Kirchenspielvogts Mohr besitzt, und Beiträge aus dem Dithmarser und Eiderstedter Boten; ferner Hebbels Kritiken aus den Protokollen des Hamburger Wissenschaftlichen Vereins mit dem bedeutsamen Aufsatz über Körner und Kleist, die beiden historischen Schriften „Geschichte des dreissigjährigen Kriegs" und „Geschichte der Jungfrau von Orleans", die „Korrespondenznachrichten" aus München für das Cottasche Morgenblatt, sowie das nach der Rückkehr aus München für Gutzkows Telegraphen niedergeschriebene „Gemälde von München". Von dem Inhalt dieses Bandes stand bisher kein einziges Stück in Hebbels Werken. Im Vorwort gibt Werner auf Grund der Protokolle eine ausführliche Schilderung des Wissenschaftlichen Vereins, analysiert die beiden historischen Schriften und weist Weilen gegenüber nach, dess Hebbel für die „Geschichte der Jungfrau von Orleans" trotz seiner eigenen Erklärung nicht das Originalwerk von Charmettes als Quelle benutzt hat (damals verstand er noch kein Französisch), sondern Fouqués Bearbeitung; aus den Büchern von Görres und Fouqué hat Hebbel ein drittes geschaffen. In Bd. X druckt Werner weitere Kritiken Hebbels aus dem Wissenschaftlichen Verein ab, die ihm nachträglich zugegangen sind und denen sich in Bd. XII, S. 398 noch ein letzter Beitrag anschliesst; die „Reiseeindrücke", die Kuh in seine Ausgabe aufgenommen hat, um einige Pariser Tagebuchblätter aus Kühnes „Europa" vermehrt; es folgen Hebbels Berichte aus dem Wiener Revolutionsjahre an die Augsburger Allgemeine Zeitung, die schon H. Krumn ans Licht gezogen hat, sowie sein Bericht über die Reise der Wiener Schriftstellerdeputation an den Kaiser nach Innsbruck aus der „Constitutionellen Donauzeitung", wozu unter den Lesarten ein kürzerer vorläufiger Bericht aus Linz mitgeteilt wird; weitere Wiener Briefe aus späterer Zeit: für die „Illustrierte Zeitung" und für Strodtmanns „Orion" (letzterer schon in Kuhs Ausgabe) schliessen sich an; endlich bringt der Band auch die Telegraphen-Aufsätze (gegenüber Kuhs Ausgabe bereichert um die bedeutsame Kritik über Alexanders Fischers „Masaniello", um zwei polemische Artikel sowie um zwei kurze Anzeigen, bei denen Hebbels Autorschaft nicht sicher steht), die Rezension von Heines „Buch der Lieder" und ein kurzes fragmentarisches Blatt aus dem Nachlass. In seiner Einleitung schildert Werner ausführlich Hebbels politische Tätigkeit im Jahre 1848 und erklärt Hebbels Stellung zur Politik aus dessen Weltanschauung. Unter den Lesarten wird zur Ergänzung des Hebbelschen Aufsatzes über die Wiener Schriftstellerdeputation Otto Prechtlers umfangreicher Bericht aus Frankls Sonntagsblatt abgedruckt, ferner werden als Nachtrag zu Bd. VI Stimmen der Wiener Blätter über die Verfassungsfeier im Kärntnertortheater, zu der Hebbel den „Prolog zum 26. Februar 1862" gedichtet hat, und die Abweichungen der Handschrift des Gedichtes verzeichnet. Bd. XI und XII setzen die kritischen Arbeiten fort. Werner

gibt Kuhs Gliederung in Rubriken auf und führt, die Zeitpunkte des jeweiligen Erscheinens berücksichtigend, eine streng chronologische Anordnung durch. Neu sind in diesen Bänden neben einigen unsicheren Stücken: Hebbels Wallensteinkritik (aus der Beilage zur Wiener Zeitung), sein programmatischer Aufsatz bei Übernahme der Feuilletonredaktion der Österreichischen Reichszeitung, eine Selbstanzeige des Durchfalls seines „Rubin" im Burgtheater, ein Bericht über kunstgeschichtliche Vorlesungen am Wiener polytechnischen Institut, ferner Bücheranzeigen aus dem Wiener „Wanderer", darunter eine über Pichlers „Lieder der Liebe", dramaturgische Aphorismen aus des Freiherrn v. Gall „Central-Organ für die deutschen Bühnen", darunter eine Charakteristik des Goetheschen „Tasso" **(12043)**, ein Stammbuchblatt (aus dem „Deutschen Stammbuch"), eine Notiz über Frau Hebbels Gastspiel in Weimar im Jahre 1861 und eine Anzeige zweier antijüdischer Schriften (beides aus der „Illustrierten Zeitung"); der biographische Aufsatz über Feuchtersleben erscheint hier ungekürzt (bloss mit Weglassung der eingelegten Blätter aus Feuchterslebens Nachlass), die Besprechung der Laubeschen Aufführung des Richard III., vermehrt um einen ausführlichen Bericht über die Darstellung (bei der Dawison den Richard spielte) und die Kritik des „Urbild des Tartüffe" mit dem von Kuh gestrichenen Ruf nach einer Aufführung des „Zerbrochenen Krugs" im Burgtheater. Aus dem Nachlass bringt Werner eine Fragment gebliebene Analyse der Grillparzerschen „Ahnfrau", das Fragment einer Kritik des „Uriel Acosta", ein längeres Bruchstück aus einer geplanten Abhandlung über die „Österreichische Poesie" und Hebbels Urteil über 63 Novellen für ein Preisausschreiben des „Österreichischen Lloyd". Unter den Lesarten sind abgedruckt: Heibergs Angriff auf Hebbel, der die Broschüre „Mein Wort über das Drama" hervorgerufen hat, in Hebbels eigener Übersetzung, die sich im Nachlass erhalten hat, Hebbels redaktionelle Bemerkungen im Feuilleton der „Reichszeitung", Entwürfe aus dem Nachlass zu einem vierten Artikel gegen Bodenstedt sowie zu einem Aufsatz über Schopenhauer, schliesslich mehrere Notizen aus der Illustrierten Zeitung und ein Blatt von Hebbels Hand mit Zensuren der Preisnovellen. Der XII. Bd. enthält noch eine gemeinsame Einleitung, die den Kritiker Hebbel charakterisiert, ausserdem ein Nachwort des Herausgebers, das die Prinzipien der Ausgabe zusammenfasst, ferner Nachträge, darunter eine Selbstbiographie Hebbels vom Jahre 1845 aus dem Besitze Meyer-Cohns **(12043)**, ein Verzeichnis aller zu Hebbels Lebzeiten erschienenen Drucke seiner Werke, sowie ein sorgfältiges Register der Werke und Namen. — Als „Zweite Abteilung" sind im gleichen Jahre die Tagebücher **(12041)** ausgegeben worden. Zum erstenmal wird uns hier der vollständige, authentische Text der Hebbelschen Aufzeichnungen vorgelegt, soweit sie nicht durch Bambergs Hand beschädigt oder gar vernichtet worden sind. Über den Zustand der Originale berichtet Werner in der Einleitung, in der er die Bedeutung der Tagebücher charakterisiert und den verstärkten Eindruck des Momentanen betont, den sein Abdruck bietet. Die Abschnitte sind durchnumeriert und in den Anmerkungen unter dem Text Hebbels Änderungen des Wortlauts gewissenhaft verzeichnet. Als Ergänzung zu den Tagebüchern wird im IV. Bande ein Heft „Collectaneen, Gedanken und Erinnerungen" aus den Jahren 1861—63 abgedruckt, ferner Hebbels letzte Brieftasche und eine Reihe loser, zufällig erhaltener Notizblätter. Den Abschluss des Ganzen bildet ein umfangreiches Hebbel- und ein Namen- und Sachregister (S. 359—472). Eine willkommene Tafel der Daten aus Hebbels Leben ist dem IV. Bde. vorangestellt. — Die von R. Specht **(12046)** besorgte Hebbel-Ausgabe, die sich durch verständnisvolle Einleitungen auszeichnet, ist wegen des Versuches einer ideal-chronologischen Anordnung der Gedichte (in Bd. I) bemerkenswert; Bd. VI bringt aus dem Cottaschen Archiv Hebbels Briefe an Georg v. Cotta und die Cottasche Buchhandlung, die inzwischen in Bd. V und VI der Dritten Abteilung der Wernerschen Ausgabe aufgenommen worden sind. — Der von R. Specht **(12039)** veröffentlichte Brief Hebbels ist jetzt mit richtiggestelltem Datum in Werners Ausgabe als N. 407 abgedruckt. — H. Mayne **(12031)** publiziert zwei Briefe Hebbels an Mörike: vom 21. September 1857 und vom 20. Februar 1858; mit dem ersteren Briefe begleitet Hebbel die Sendung seiner Gedichte an Mörike, der andere ist eine verspätete Antwort auf Mörikes ausführliche Beurteilung derselben. Hebbel verteidigt darin sein Epigramm „Auf einen vielgedruckten Lyricus" und erwähnt seines Operntextes „Der Steinwurf oder Opfer um Opfer" mit ähnlichen Worten wie im Tagebuch N. 5627. Leider ist die Publikation Werner beim sechsten Briefband entgangen. — N. **12032** war mir nicht zugänglich. — Im Anschluss an Bd. V der „Werke" hat R. Petsch **(12047)** ausführlich den „Moloch" analysiert, während H. H. Houben (JBL. 1902 N. 5882) den IX. Bd. eingehend besprach und betonte, wie sehr sich Hebbel in seiner Bearbeitung der Geschichte des dreissigjährigen Krieges auf Schiller stützt, und dass sich oft sogar die Gedankenfolge einzelner Sätze auf Schiller zurückführen lasse. — Zu den dramatischen Fragmenten des V. Bandes hat A. Fries **(12048)** Parallelstellen, meistens aber bloss ähnlich klingende Worte aus Schiller,

Shakespeare, Goethe, Lessing, Kleist und Klopstock gesammelt. R. M. Werner in seiner Anzeige rügt das Chaotische und Unzusammenhängende dieser Publikation und die ungenügende Vertrautheit ihres Verfassers mit den vorausgegangenen Arbeiten. Er gibt die Beeinflussung des jungen Hebbel durch Schiller zu, spricht aber den Wunsch aus, dass bei einer künftigen Untersuchung das allmähliche Zurücktreten fremder Einflüsse mit dem Erstarken der inneren Selbständigkeit Hebbels aufgezeigt werden möge. — B. Patzaks (**12064**) Arbeit über Hebbels Epigramme wird von R. M. Meyer als unzulänglich beurteilt; nur für die Entstehungsgeschichte der Epigramme habe P. wichtiges Material beigebracht. R. M. Werner hingegen bezeichnet sie als ganz ergebnislos. Hebbels Epigramme bieten ein ungewöhnlich günstiges Material zur Erforschung des dichterischen Umbildungsprozesses, weil wir meist in der Lage sind, die Keime in den Tagebuchnotizen oder brieflichen Äusserungen nachzuweisen. Doch gerade dieser wichtigste Teil der Arbeit von P. ruht meist auf unsicherer Grundlage. An einer langen Reihe von Beispielen tut Werner das Unkritische und Flüchtige von P.s Aufstellungen dar. Noch unbefriedigender erscheine der zweite Teil, der meist statt einer Charakteristik lediglich eine Prosaisierung der Epigramme biete. — K. Blind (**12056**) weist auf das Missverständnis hin, das Hebbel wie andere beim Gygesstoff geleitet habe. Die Geschichte ist eine thrakische, nicht eine griechische. Und aus den thrakischen, dem Germanentum verwandten Charakteren des Gyges und der Rhodope erklärt er (im Anschluss an Herodot, bei dem auch die Königin nicht Rhodope heisst: vielmehr ist es der Name einer thrakischen Buhlerin des Bruders der Sappho) den eigentlichen dramatischen Konflikt, der unter Griechen unmöglich gewesen wäre. —

Aus den Nachlass-Aphorismen Otto Ludwigs (**12072**) hat die Tochter des Dichters eine Auslese getroffen und in vier Abteilungen herausgegeben: Allgemeines zum Leben, Allgemeines zur Kunst, Zur Dichtung, Zur Politik; in der dritten Abteilung finden sich einige Aussprüche über das Drama und den dramatischen Dichter, S. 137f. eine Betrachtung über Shakespeares Frauen. — Die Entstehung der Erbförster-Tragödie studiert E. Sieburg (**12068**) an der Hand der Nachlassmanuskripte. In dem Trauerspiel „Die Waldburg", Anfang 1845 niedergeschrieben, liegen, worauf schon Erich Schmidt hingewiesen hat, die ältesten Wurzeln des „Erbförsters". Diese Tragödie wird vom Verfasser analysiert, und hierauf werden an zwölf Manuskriptheften, die jedesmal eine höhere Stufe der Fortbildung bedeuten, die Wandlungen untersucht, die der Stoff der „Waldburg" durchmacht, bis er im „Erbförster" mündet. Schon bei der zweiten Bearbeitung wird das Stück in die Zeit des Bauernkriegs verlegt und eine neue Fabel gebildet; das Rechtsmotiv tritt in den Vordergrund und der Titel „Jagdrecht" wird bestimmt. In den späteren Phasen tritt als Held an Stelle des früheren Braupachters ein Förster, der sich den Wildschützen beigesellt. „Die Wildschützen" heisst denn auch das geplante Stück in den letzten Bearbeitungen, die zum Erbförster" überleiten. Im letzten Teil wird vom Verfasser der Einfluss der „Jäger" von Iffland in stofflicher wie in technischer Hinsicht betrachtet. —

P. Legband (**12081**) berichtet über die erste Aufführung und Aufnahme der „Journalisten" von Freytag in Breslau und in Karlsruhe; am letztern Ort unter Eduard Devrient am 2. Januar 1853. — Von einem ungedruckten Robertdrama der Birch-Pfeiffer „Robert der Tiger. Grosses romantisches Schauspiel in drei Aufzügen nebst einem Vorspiel in einem Aufzuge", das im Jahre 1832 in Wien und Pest aufgeführt wurde, berichtet E. Horner (**12390**) an der Hand von Bäuerles Theaterzeitung. —

Österreich: 18. Jahrhundert. Mit dem Faustdichter Paul Weidmann beschäftigt sich eine gründliche, wichtige archivalische Funde verwertende Studie von R. Payer von Thurn (**11772**). Als Weidmanns Geburtsjahr wird das Jahr 1746, als Todesjahr 1801 nachgewiesen. Auf der Universität wird der Einfluss Sonnenfels' als entscheidend hervorgehoben, dem Weidmann später auch als Beamter unterstellt war. Ausführlich werden Weidmanns Schicksale im Staatsdienst geschildert und eine Reihe interessanter amtlicher Eingaben und Bittschriften an Franz II. mitgeteilt; auch die Beziehungen zum Burgtheater werden aktenmässig dargelegt und ein Brief Weidmanns an Brockmann vom Jahre 1789 mit Bedingungen für die Aufführung seiner Stücke publiziert. Weidmanns Gesamtwerk lässt sich schwer feststellen, weil der grösste Teil seiner Bücher anonym erschienen ist. Payer zählt deren 76 und ist in der Lage, Weilens Aufstellungen in der neuen Ausgabe von Goedekes „Grundriss" und die Ludwig Fränkels in der ADB., die sich auf Register, die von Weidmann selbst nach 1771 veröffentlicht wurden, aufbauen, vielfach zu ergänzen. Die bei Goedeke V, S. 330f. unter Joseph Weidmann aufgeführten Stücke: 2, 3, 6, 7 sowie das Lustspiel „Der Advokat oder Wer wird wohl den Prozess gewinnen?" werden auf Grund eines Zettelkatalogs der Bibliothek des Burgtheaters Paul Weidmann zugewiesen; ferner weist Payer aus Protokollauszügen, die auf

Zensurakten basieren, und aus einem Bücherverzeichnis in Weidmanns Verlassenschaftsakte die folgenden Werke nach: die Sammlung „Moralische Erzählungen", Leipzig 1795, einen Band „Oden" und eine fast an romantische Produkte gemahnende Satire: „Der Eroberer, eine poetische Phantasie in fünf Kaprizzen", Wien und Leipzig 1786, die sich gegen den aufgeklärten Despotismus richtet, obwohl Weidmann in einer Reihe von Stücken als einer der eifrigsten Verfechter josephinischer Ideen auftritt („Der adeliche Taglöhner" 1780, „Der Fabrikant oder Das war ein fürstlicher Zeitvertreib" 1789, „Die Folter oder Der menschliche Richter" 1773, „Der Missbrauch der Gewalt" 1778). Von Weidmanns historischen Jugenddramen wird besonders „Stephan Fädinger oder Der Bauernkrieg" (1781), der auf den Spuren des Goetheschen „Götz" wandelt, eingehend betrachtet. Ein Jahrzehnt später hat ein anderer Österreicher, Benedikt Dominik Anton Cremeri, in seinem 1792 in Linz erschienenen Stücke „Der Bauernaufstand ob der Enns" das Thema des Bauernkrieges wieder aufgenommen, jedoch mit Verschiebung der Tendenz zugunsten der Legitimität. In Weidmanns Vorrede zu „Stephan Fädinger" bemerkt Payer Anklänge an Schillers Rede „Die Schaubühne als eine moralische Anstalt betrachtet". Seine grossen theatralischen Erfolge verdankte Weidmann besonders den beiden Lustspielen: „Der Bettelstudent" und „Die schöne Wienerinn" (beide 1776); für die ausserordentliche Popularität des ersteren werden mehrere Belege beigebracht und Joh. Friedr. Schinks Besprechung der „Schönen Wienerinn" und dessen Charakteristik Weidmanns aus Schinks „Dramatischen Fragmenten" abgedruckt. Ausführlich werden hierauf die Geschicke des Weidmannschen „Faust" untersucht, von dem Payer ein Exemplar besitzt — neben den Exemplaren des Freien Deutschen Hochstifts und der Bibliothek des British Museum das dritte bekannte. Lessings Anwesenheit in Wien im Jahre 1775 wird zu dem noch im gleichen Jahre erschienenen Drama in Beziehung gesetzt und die Möglichkeit eines direkten Einflusses seitens Lessings aufgestellt. Die bekannten Zeugnisse für Weidmanns Autorschaft werden rekapituliert und neue mitgeteilt. Exkurse über die Gestalt des Ithuriel, in teilweisem Anschluss an O. Hachtmann (JBL. 1902 N. 5800), und über Austriazismen in der Sprache des „Faust" sind beigegeben. — Eine andere wertvolle Untersuchung von R. Payer (**11773**) ist der Weidmannschen „Merope", 1772 erschienen, gewidmet. P. zeigt, wie Weidmann, Lessings Kritik in der „Hamburgischen Dramaturgie" folgend, Voltaires und Maffeis Modernisierungen verwirft und sich eng an die Fabel des Hyginus anlehnt. Als der wichtigste Punkt dieser Bearbeitung erscheint die Wiederherstellung der antiken Voraussetzung, dass Merope die Gattin des Mörders ihres ersten Gatten ist; dann, dass Telephontes aus ihrer ersten Ehe stammt und nach Messene kommt, um den Tod seines Vaters zu rächen, wodurch eine Hamlet-Situation geschaffen wird: hier wie in anderen Punkten berührt sich Weidmann mit der Merope des Conte Torelli (1589 und 1598). Ein Wiener Nachdruck der Gotterschen „Merope" vom Jahre 1775, der Schlösser entgangen ist, wird verzeichnet. —

19. Jahrhundert. Für die Grillparzer-Forschung ist jetzt durch A. Sauer (**11831**) im Goedeke eine sichere bibliographische Grundlage geschaffen. — A. Sauer hat im Berichtsjahre auch seine verstreuten Grillparzer-Aufsätze und Reden (**11833, 11842, 11852** und **11943**) gesammelt; einen dieser Aufsätze, über Katharina Fröhlich, macht D. Jacoby (**11851**) zur Vorlage seiner Skizze über Kathi. — H. Sittenbergers (**11834**) Biographie ist mir nicht zugegangen. — Grillparzers Briefe und Tagebücher liegen jetzt, von C. Glossy und A. Sauer (**11864**) herausgegeben, in zwei Bänden vor. Bd. I bietet die Briefe (284 Nummern), gegenüber der Hauptmasse in Bd. I und II des Grillparzer-Jahrbuchs noch bedeutend vermehrt um zerstreut gedruckte und bisher unbekannte Briefe, unter den letzteren viele an Katharina Fröhlich und die besonders charakteristischen an Joseph Pollhammer aus den letzten Lebensjahren des Dichters. Auch die Tagebücher (Bd. II) erscheinen gegenüber dem Abdruck in Bd. III des Grillparzer-Jahrbuchs vermehrt, andererseits wurden Stellen, die bereits von Sauer in die Werke aufgenommen worden sind, hier ausgeschieden, so dass sich die vorliegende Publikation als eine Ergänzung der fünften Cottaschen Ausgabe der Werke darstellt. Die Anmerkungen im zweiten Bande (S. 143—296) schöpfen aus den Schätzen des Grillparzer-Archivs und aus amtlichen Quellen und bieten eine Fülle biographischen Materials, dessen Durcharbeitung der Forschung vorbehalten bleibt; unter anderm sind hier auch vielfach Briefe an Grillparzer und Entwürfe zu Grillparzers eigenen Briefen abgedruckt. — Den psychologischen Gehalt der Tagebücher hat besonders feinsinnig F. Poppenberg (**11866**) umschrieben, während H. Rau (**11844**) in einem Buche, das sich hauptsächlich auf den Tagebüchern aufbaut, den Prinzipien des Barsdorfschen Verlages gemäss Grillparzer vom Gesichtspunkte der Homosexuellen betrachtet und die Werke des Dichters ausschliesslich aus dessen Sexualität erklären will. A. Bettelheim in seiner Anzeige will R.s Buch nicht grundsätzlich ablehnen, er weist vielmehr darauf hin, dass das Thema der Physis Grillparzers noch von keinem rechten

Seelenkenner berührt worden sei;, die Franzosen, Sainte-Beuve und Taine z. B., begnügen sich in ihren Darstellungen nicht mit dem gedruckten oder handschriftlich vorliegenden Material. — A. Beetschen (11846) stellt, hauptsächlich aus den Reisetagebüchern, Grillparzers Aussprüche über allerhand Opernaufführungen zusammen. — Über die buchhändlerischen Schicksale von Grillparzers Werken, über seine Honorare, seinen Verkehr mit dem Verleger Wallishausser und die Verhandlungen nach seinem Tode wegen einer Gesamtausgabe berichtet C. Glossy (11857) in einem Aufsatz, der die Buchhändler- und Schriftstellerverhältnisse im vormärzlichen Österreich beleuchtet. Aufschlussreich sind besonders G.'s Mitteilungen über das Verhältnis der Theaterdirektionen zu Autoren und ihren Werken und über den Schleichhandel mit Theatermanuskripten in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Das Burgtheater hat erst am 28. Februar 1844 Tantiemen eingeführt; bis dahin liess in Wien bloss das Theater in der Josephstadt die Autoren an den täglichen Einnahmen partizipieren. Von Grillparzers Werken liess die Cottasche Buchhandlung während der Schutzfrist ihres Verlagsrechtes, nach Glossys Mitteilung, 1304000 Bände drucken. — Im Berichtsjahre war die Schutzfrist abgelaufen, und eine Flut von Gesamt- und Einzelausgaben ergoss sich über den Buchhändlermarkt. Von diesen sei hier die einbändige Ausgabe der Deutschen Verlagsanstalt wegen der Einleitung von J. Minor (11874) hervorgehoben. — Auch eine Reihe grösserer Abhandlungen über einzelne Dramen sind zu verzeichnen. J. Kohm (11889) hat seine früheren Studien über die „Ahnfrau" (vgl. JBL. 1901 IV 4 : 312) wieder aufgenommen und das erste Manuskript der „Ahnfrau" abgedruckt, leider unkritisch, ohne die Lesarten und die bedeutsamen Randbemerkungen Schreyvogels, die vielmehr in der unmethodischen und breitgesponnenen Analyse K.s, in den Anmerkungen zu dieser und im Vorwort zum Abdruck verstreut sind. A. Sauer führt in seiner Besprechung („Grillparzers Ahnfrau und die kritische Gesamtausgabe seiner Werke" Zeit^W. 37, S. 18/9) aus, Kohm überschätze den ästhetischen Wert der ersten Fassung auf Unkosten der reiferen Umarbeitung; er übertreibe die Fehler und Flüchtigkeiten, die Grillparzer bei der raschen Umgiessung seines Werkes unterlaufen sind. Auch in der Quellenfrage habe sich Kohm verrannt. S. weist auf seine früheren Ausführungen hin, wonach Grillparzer den Stoff der Ahnfrau zuerst in Form eines Romans behandeln wollte; die Annahme eines Romans als Quelle sei daher berechtigt, folglich auch der von L. Wyplel (s. JBL. 1900 IV 4: 372 und 373) vorgenommene Vergleich; er hebt das Mangelhafte der Publikation hervor und plädiert für die Veranstaltung einer kritischen Gesamtausgabe, wodurch allein eine weitere Verzettelung des Grillparzerschen Nachlasses verhindert werden könnte. J. Minor (11891) widerlegt die hauptsächlichsten Punkte, die Kohm zugunsten der Ur-Ahnfrau aufstellt. Er tut dar, dass weder der junge noch der alte Grillparzer an dem Schicksal überhaupt oder an dem Müllnerschen Schicksal im besonderen Anstoss genommen habe, ja der junge Grillparzer vermisst sogar im Macbeth die konsequente Erfüllung der Hexenprophezeiung an Banquo. Man handelt aber überhaupt gegen die Intention des Dichters, wenn man das Schicksal in der „Ahnfrau" zu analysieren sucht. Das Schicksal soll nur als dunkle Ahnung, stimmungerregend, im Drama empfunden werden; und in der Kunst, mit der Grillparzer das Indefinible als glaubhaft darzustellen vermocht hat, liegt das Unterscheidende zwischen ihm und Müllner. Auch Kohms Deutung der Erscheinung der Ahnfrau als einer blossen Halluzination wird von M. verworfen, der darauf hinweist, dass Grillparzer zwischen leibhaften Gespenstern auf der Bühne und Visionen der handelnden Personen genau unterschieden wissen wollte. Die auf Schreyvogels Rat hin vom Dichter vorgenommene Änderung, wodurch die Nachkommen der Ahnfrau als die Frucht ihrer Sünde hingestellt wurden, und die Grillparzer später Schreyvogel zum Vorwurf machte, wird von Minor verteidigt. Grillparzer habe die Ahnfrau mit dem Schicksal der handelnden Personen so eng verflochten, dass Schreyvogels Rat nur konsequent war; nur hat Grillparzer in der Eile der Ausführung diese Verflechtung mit deutlicher Unlust und flüchtig hergestellt. — In einer Analyse der „Sappho" geht O. E. Lessing (11933) von Grillparzers Geständnis aus, er habe den Plan seiner Dichtung in der Mitte geändert. In der zweiten Szene des dritten Aktes sieht L. diesen Punkt, an dem der Dichter den ursprünglichen Faden verloren hat: der seelische Konflikt, auf den das Drama ursprünglich angelegt war, wandelt sich hier zum Intrigenspiel, zum Kampf gegen die Nebenbuhlerin; aus der Künstlertragödie wird eine Liebesintrige. Dieser zweite Plan wird aber auch nicht konsequent durchgeführt, vielmehr nimmt der Dichter im letzten Akt mit der Rede des Rhamnes die Künstlertragödie wieder auf und gliedert sie an das eingeschobene Liebesdrama an. Die Katastrophe erscheint weder vom Standpunkte des ersten noch von dem des zweiten Planes motiviert; für den Ausgang des zweiten Planes konstruiert L., im Hinblick auf die letzten Verse Sapphos an Phaon, eine Situation wie die in der Goetheschen Iphigenie: wie Thoas findet auch Sappho zuletzt die Kraft, zu entsagen. — Zu der Pantheonausgabe der Hero-Tragödie hat

H. von Hofmannsthal (11924) eine poetische Einführung geschrieben, aus der die folgende Stelle angeführt werden möge: Sehet hier „für immer das Trauerspiel der Liebe sich erneuern, das einzige: denn neben diesem erscheint ‚Romeo und Julie' nur als irgendein Trauerspiel des Lebens, worin Liebende zugrunde gehen". — In einer Analyse von „Der Traum ein Leben" gibt St. Hock (11937) eine Psychologie des Traumlebens und zeigt, wie der Dichter persönliche Traumerlebnisse in seiner Dichtung verwertet hat. — R. Krauss' (11897, vgl. JBL. 1902 N. 6116 und S. 496) Ergänzung des Esther-Fragmentes erfuhr mehrfache Besprechung. J. Prölss rühmt dem Ergänzer das gewissenhafteste Studium der Absichten Grillparzers nach, wenn auch sein poetisches Können für die kaum lösbare Aufgabe, die Gestalt Esthers im Geiste Grillparzers zu vollenden, nicht ausreichte. A. Klaar (11898) vermisst in der Motivierung jene zarten Vermittlungen, die für Grillparzer so charakteristisch sind. Durch das Ganze, das K. relativ befriedigend findet, gehe doch der Kampf zwischen dem redlichen Versuch, Grillparzers Stil zu finden, und der sich aufdrängenden Art des herkömmlichen Jambenstils. Auch M. Koch betont den Abstand, der zwischen der Arbeit des Dilettanten und der des Dichters besteht, lobt aber immerhin den Takt und die Geschicklichkeit von Krauss, während Th. Mauch nach der Aufführung in Stuttgart der Bearbeitung eine Wirkung auf der Bühne abspricht. —

Aus Rudolf Lothars Besitz veröffentlicht C. Glossy (11959) Bauernfelds Aufzeichnungen über seinen Theaterbesuch in den Jahren 1828 und 1829 und seine dramatische Lektüre in der gleichen Zeit. Glossys kundige Anmerkungen verzeichnen die Daten der Erstaufführungen der besprochenen Stücke am Burgtheater. — H. Bahr (11954) meint, Bauernfelds Dialog sei nicht dem Salonton der Wiener jener Zeit nachgebildet, er sei vielmehr in den Kulissen des Burgtheaters aus der Berührung norddeutscher Schauspieler mit österreichischen entstanden und von einem Publikum, das um einen neuen Akzent für eine eben erst entstehende Gesellschaft verlegen war, gierig aufgenommen worden. — Die Nummern 11958 und 11960 waren mir nicht zugänglich. —

Eine vorzügliche Raimund-Ausgabe hat E. Castle (11971) veranstaltet; sie bringt Raimunds für Bäuerles Theaterzeitung aufgezeichnete Selbstbiographie, seine Gedichte, Dramen, Einlagen in fremde Stücke und Theaterreden. Den einzelnen Dramen sind die für sie bestimmten Lieder und Repetitionsstrophen sowie Pläne angeschlossen. Der Abdruck der Dramen geht auf den Wortlaut der ersten, von Vogl besorgten Ausgabe zurück. In seiner vorzüglichen, gewissenhaft gearbeiteten Einleitung (126 Seiten) gibt Castle eine Skizze der Entwicklung der Wiener Volksbühne, eine Biographie und Charakteristik Raimunds und eine Analyse seiner Stücke. Wertvoll sind auch die Bilderbeigaben: je ein Bildnis nach Kriehuber und Schwind und des letzteren Zeichnungen: Raimund als Aschenmann und die Krones als Jugend. — Von Raimunds Tod und den Schicksalen seiner Schädeldecke erzählt der Arzt H. Rollet (11967), der einst bei der Obduktion der Leiche zugegen gewesen. Die Knochenschale war ursprünglich von dem Obduktionsarzt für das pathologische Museum des allgemeinen Krankenhauses in Wien bestimmt gewesen, ist aber der Toni Wagner ausgeliefert worden, nach deren Tode sie mit anderen Raimund-Reliquien von der Wiener Stadtbibliothek erworben wurde. — Der Bericht des Wiener Buchhändlers A. Einsle (11962), der einst nach dem Tode der Toni Wagner Raimunds Manuskripte erwarb, ist von der VossZg. aus der „Österr.-Ung. Buchhändler-Korrespondenz" Juni 1890 wieder abgedruckt worden. —

Mit dem deutsch-böhmischen Schriftsteller Uffo Horn (1817—1860), dessen Nachlass von dem „Verein für die Geschichte der Deutschen in Böhmen" publiziert werden soll, beschäftigt sich eine Abhandlung von W. von Wurzbach (12009). Das erste Drama, mit dem der 18jährige auf der Prager Bühne debutierte, war „Hořimir", das aber später der Verfasser zurückgezogen hat. Ein Jahr nachher (1836) verfasst er zusammen mit dem älteren Prager Schriftsteller Wolfgang Adolf Gerle (dem er nachmals in der Novelle „Die beiden Studenten" ein Denkmal gesetzt hat) das Lustspiel „Die Vormundschaft", das von Cotta mit einem Preis ausgezeichnet wird. Das nächste Lustspiel „Der Naturmensch" verfasst er ebenfalls in Gemeinschaft mit Gerle, lässt es aber nicht drucken. 1838 übersiedelt Horn nach Wien; hier entsteht das einaktige dramatische Gedicht „Camoens im Exil", das Saphir gewidmet ist, an dessen „Humoristen" er mitarbeitet. Horns Verehrung für den portugiesischen Dichter bezeugen ferner ein unter dem Titel „Abschied" in „Libussa" 1854 erschienenes Fragment eines Epos, das Camoens verherrlichen sollte, und eine freie Umdichtung von Camoens' Sonetten, die sich im Nachlass befindet. In Wien entsteht auch das Lustspiel „Molière" und ein offenes Schreiben an Gutzkow, veranlasst durch dessen Kritik des Lenauschen „Savonarola". Gleich dieser erscheint auch eine andere Schrift Horns bei Campe in Hamburg, wohin er sich Ende 1839 begibt, nämlich das Pamphlet: „Der österreichische Parnass, bestiegen von einem herunter-

gekommenen Antiquar", das W. gegen anderweitige Zuweisungen für Horn in Anspruch nimmt. Seit 1843 ist er wieder in Böhmen, an Klars „Libussa" beteiligt" und als lyrischer, dramatischer und novellistischer Dichter viel hervortretend. Von den Dramen dieser Zeit wird das Trauerspiel „König Otakar" (1845), das im Gegensatz zu Grillparzer den König als einen tschechischen Nationalhelden feiert (vgl. JBL. 1902 N. 5773), eingehend besprochen. 13 Jahre nach dem Erscheinen der ersten Auflage unterzog der Dichter sein bis dahin in vier Auflagen verbreitetes Drama einer Bühnenbearbeitung, in der es 1858 in Linz aufgeführt wurde. Gleichzeitig mit „König Otakar" entstand ein zweites Trauerspiel, „Katarina Cibo", das aber ungedruckt blieb. 1853 entsteht in Prag ein historisches Lustspiel „Die Prätendentin", das ebenfalls das Licht der Öffentlichkeit nicht erblickte, während ein anderes Lustspiel „Sie muss einen Mann haben" 1857 nur als Manuskript gedruckt, dann aber vom Dichter kurz vor einer geplanten Aufführung in Prag wieder zurückgezogen wurde; das Stück behandelt die Geschichte der Mlle. de la Force, die von la Bruyère in den „Caractères" unter dem Namen Césonie verewigt wurde. In Horns Nachlass befinden sich u. a. ein schon in der Wiener Zeit in Angriff genommenes fünfaktiges Trauerspiel „Benvenuto Cellini" und zwei fertige Schauspiele: „Der Rabbi von Prag" und „Die Fürstin von Savello". Ausführlich wird von Wurzbach auch Horns novellistisches Schaffen berücksichtigt. —

N. **12198**, die Briefe von Anzengruber bringt, konnte ich mir leider nicht verschaffen. — In K. Schönherrs **(12217)** „Sonnwendtag" findet F. Poppenberg wohl „kirchfelderische" Gesinnung, nicht aber die Kunst Anzengrubers. Auch J. Hart verficht den Satz: Anzengruber ist Dramatiker, Schönherr Theatraliker. —

Neueres Drama. Auf die zahlreichen Besprechungen von P. Heyses „Maria von Magdala" sowie auf die Erörterungen aus Anlass des Berliner Verbotes **(12098—12106)** sei nur kurz hingewiesen. — Als charakteristisch für die Epigonendichtung bezeichnet W. Rath die äussere Ähnlichkeit zwischen A. Wilbrandts „Timandra" **(12126)** und Heyses „Maria von Magdala": beide Male wird der hohe Ernst einer Welttragödie von der Laune eines Weibchens abhängig gemacht. Bei Gelegenheit der Timandra-Aufführung charakterisiert F. Poppenberg den Dichter. Wilbrandt wandle immer gern an den Scheidegrenzen, wenn neue Welten geboren werden und alte in Trümmer gehen; aber er ist immer nur ein Arrangeur der Weltanschauung, er verkleinlicht das Schicksal durch die alltäglichen Haus- und Theatermittel billiger Intrigenverwicklung. Doch hat Wilbrandt nichts gemein mit jenen, die die Weltgeschichte mit ironischen Augen auf ihre Tragikomödien ansehen. Die bewussten Blasphemisten haben innerlich doch wenigstens Stil in ihrem Verkleinerungsspiel. —

C. Spittelers **(12122a)** Aufsatz über J. V. Widmann sei auch hier gebucht, weil er über Widmanns Jugend wertvolle Mitteilungen enthält. —

Modernes Drama. Gerhart Hauptmanns „Armer Heinrich" **(12271)** fand im weiteren Verlaufe der Debatte verschiedenartige Beurteilung. Während O. Pniower die rationalistischen Züge als störend hervorhebt, finden andere gerade hierin das eigentliche Verdienst Hauptmanns. F. Poppenberg betont, Hauptmann habe des armen Heinrich Glück, Fall und Auferstehung nicht als ein Schicksal voll inneren Zusammenhangs gestaltet, sondern habe es in locker aneinandergereihte Situationen aufgelöst; und in diesen gebe er bloss die Resultate seelischer Entwicklung, nicht aber die Entwicklung selbst, die Übergänge. Das Mirakel aber am Schluss wird gegenüber der natürlichen Begründung aller seiner Voraussetzungen als Stillosigkeit empfunden. Auch A. Kerr (wie die weiteren Rezensionen jetzt in „Das neue Drama". B., Fischer. 1904. 312 S. M. 5,00) meint: dreiviertel Naturalismus, und der Schluss als Mirakel, das gehe nicht. Die ganze Sage vom armen Heinrich sei nicht erneubar. Er bemerkt, dass Hauptmann dadurch, dass er die Opferung und Heinrichs Verzicht nicht auf die Bühne bringen wollte, diesen tatsächlichen Gipfel der Sage mit dem Moment der Opferforderung Heinrichs vertauschen musste. — Von „Rose Bernd" **(12285)** meint A. Kerr bei aller Bewunderung des menschlich Ergreifenden auch an diesem Hauptmannstücke, der Dichter habe wie so oft die zweite Niederschrift statt der letzten Revision gegeben. Er findet Empfindsamkeiten im Ausdruck, auch technisch Anfechtbares. Er stellt Hauptmanns Abkehr von der blitzartigeren Technik fest, die er in den „Webern" und noch in „Fuhrmann Henschel" geübt hat. Auch F. Poppenberg (Türmer VI, 3, S. 332/5) bemängelt die Technik, glaubt, die ganze Handlung bedeute bloss einen Fall, nicht die Offenbarung eines Schicksals, hebt jedoch die Zeichnung der Frau Flamm als einer neuen Gestalt in Hauptmanns Werk hervor, die ihn an die Menschen der Ebner-Eschenbach erinnert. — Im Dezemberheft der „NDRs." hat Hauptmann zwei im Jahre 1898 entstandene Akte eines biblischen Dramas „Das Hirtenlied", das die Geschichte der Rahel behandelt, veröffentlicht. A. Kerr **(12281)** äussert sich über das Fragment: „Etwas Holderes als den ersten Akt hat Hauptmann nie geschrieben." — In der „Versunkenen Glocke" — so berichtet M. Heimann

(„Malersaugen", Zeit^{W}. 35, S. 257) — gab es anfänglich eine bedeutungsvolle Szene zwischen dem Meister Glockengiesser und einem Gesellen. Der Gesell, ein strebsames christliches Ding von einem Menschen, macht sich an den Meister, der auf den Tod liegt, und möchte von ihm hören, welche geheime Kunst ihm geholfen habe, seine Glocken so zu giessen, dass ihresgleichen keine im ganzen Lande tönten. Heinrich verrät das Geheimnis: er habe keines seiner frommen Werke schaffen können, wofern er nicht dazu ein Scheiblein Höllenfeuer genommen habe. Anfangs entsetzt sich der Gesell vor der Todsünde, dann aber möchte er doch gar gern wissen, woher man dieses Scheiblein Höllenfeuer holen könne. Und Heinrich antwortet ihm: „Da sieh du zu." —

In Hofmannsthal **(12303)** sieht H. Ubell einen jener grossen österreichischen Barockkünstler, die die toten antiken Motive voll Leidenschaft verlebendigen; er weist auf Hofmannsthals Bearbeitung der Goetheschen Unterhaltungen („Erlebnis des Marschalls von Bassompierre") und auf das vor mehreren Jahren veröffentlichte Bruchstück einer Bearbeitung der „Alkestis" des Euripides hin. Gegenüber dem lauten Sturm gegen die „Elektra" zeigt U., dass die Hofmannsthalsche Dichtung der des Sophokles genau so selbständig gegenüberstehe, wie diese den Elektra-Tragödien des Äschylos und des Euripides, die ihr vorangegangen waren; aber sie schliesst sich ihr in wichtigen Punkten enger an als die Sophokleische ihren eigenen Vorgängerinnen. A. Kerr sieht in der „Elektra" in erster Linie eine artistische Tat. Für Hofmannsthal sei der alte Stoff nur ein Vorwand; für ihn komme bei dem Stoff das Herausbringen einer Farbe weit mehr in Betracht als dessen Inhalt. — H. von Hofmannsthal **(12305)** selbst hat in einer besonderen Publikation genaue Anweisungen für das Bühnenbild, die Beleuchtung in den einzelnen Phasen des Stückes, sowie für die Kostüme veröffentlicht; dem Charakter der Dichtung entsprechend, ist jedes falsche Antikisieren, jede ethnographische Tendenz verbannt. —

Die vier unter dem Sammeltitel „Totentanz der Liebe" erschienenen Dramen von St. Przybyszewski **(12230)** werden von W. von Scholz analysiert. Ihre Abfassung möchte Sch. um zehn Jahre zurückdatieren (was denn für eines der Stücke „Das grosse Glück", das in den neunziger Jahren in der „Gesellschaft" erschienen ist, richtig ist) wegen der deutlich fühlbaren Einflüsse von Strindberg, Ibsen und Maeterlinck, obschon das Einwirken des letzteren zu jener Zeit merkwürdig wäre. Der durchsichtige Parallelismus der Geschehnisse, auf dem die Dramen aufgebaut sind, wird bemerkt, doch erscheint dem Rezensenten dieser Parallelismus — wenigstens in dem ersten Stück, dem „Goldenen Vliess" — nur als eine zwecklose Wiederholung, indem ihn der Dichter nicht zu einem grossen dramatischen Kontrast ausgebaut hat. Hier erblickt Sch. den Zusammenhang mit der naturalistischen Zeit, die die dramatischen Mittel als vermeintliche Bühnenmittel verachtete und aus ihren Werken auszuscheiden bemüht war. —

A. Schnitzlers „Schleier der Beatrice" **(12343)** ist im Berichtsjahr im Deutschen Theater aufgeführt worden. Während F. Poppenberg in der Dichtung nur eine ornamentale Stilisierung der Motive aus dem „Anatol" sieht, wird sie von A. Kerr als das stärkste aller Schnitzlerschen Werke begrüsst. Und M. Harden meint am Schluss einer ausführlichen Analyse: Das Stück hat viele Mängel; die Fülle der Motive entstelle die Architektur des Werkes; dennoch ist das Drama nicht nur das beste, das diesem Dichter gelang, es ragt auch über fast alles hin, was seit langen Jahren im deutschen Sprachgebiet reifte. — Im „Reigen" **(12337)**, der im Berichtsjahre publiziert wurde und eine weitläufige Debatte hervorrief, erblickt F. Salten **(12340)** das entscheidendste Buch in Schnitzlers Entwicklungsgang; es bedeute einen Abschluss der Epoche, die mit „Anatol" begann. S. hält die beiden Bücher nebeneinander: der „Anatol" ist vollgestopft mit Aphorismen, Sentenzen und geistreichen Bemerkungen; im Reigen fehlen sie, er ist dafür voll angewandter Erkenntnis und prunkloser Weisheit des Lebens. Im „Anatol" ward die Pose verherrlicht, ward Abgötterei mit der Subtilität kleiner Nuancen getrieben; im „Reigen" wird auf all das verzichtet. Sogar auf die Technik erstrecke sich der Unterschied: das Jugendwerk ist ein loses Nebeneinander kleiner Szenen, das Werk des gereiften Mannes gibt sich als eine geschlossene Einheit. —

Auf die im bibliographischen Teil verzeichneten Kritiken über H. Sudermanns „Sturmgeselle Sokrates" **(12353)** sei hier nur verwiesen. —

Volksschauspiel. Ein Passionsspiel, das im 18. Jahrhundert in Freising gespielt wurde, weist F. J. Völler **(12584)** nach, ebenso aus dem gleichen Bezirk etliche weltliche Spiele, von denen eines, ein Singspiel „Die Dorfkirchweihe oder die zween Schullehrer", zum Abdruck gebracht wird. — F. Marti **(12431)** bespricht ausführlich das für die Zentenarfeier der Entstehung des schweizerischen Kantons Aargau bestimmte Festspiel von G. Fischer. —

Theater. Über das Wesen des Theaters, der Schauspielerkunst, der Regie hat F. Gregori **(11520)** eine Reihe lehrreicher Abhandlungen veröffentlicht und

gesammelt. — H. Bahrs (11516) „Rezensionen“ bieten eine gewissenhafte und anregende Wiener Dramaturgie der Jahre 1901—1903. — Das Buch von R. Kohlrausch (11514) gibt der Regie bei Aufführung klassischer Dramen vielfach wertvolle Winke. —

Theatergeschichte. E. Consentius (12570) berichtet von einer im Jahre 1803 von den Mitgliedern des Berliner Nationaltheaters mit Iffland an der Spitze eingebrachten Vorstellung an die oberste Behörde mit der Forderung, den Zeitungen die Theaterkritik zu verbieten. — Zur Geschichte des Wiener Theaters sind mehrere Arbeiten von A. von Weilen (12604, 12610 und 12616) erschienen, die ich mir aber nicht verschaffen konnte. — J. Minor (12609) gibt eine statistische Übersicht über die Aufführungen und Rollenbesetzungen in den „Geschwistern“ und der „Laune des Verliebten“ am Burgtheater bis Ende März 1903. — Elisabeth Mentzel (12627) entwirft in knappen Umrissen eine Geschichte des Frankfurter Theaters, das Jahrhundert der ersten städtischen Bühne (1782—1882) besonders berücksichtigend. —

Theaterleute. H. H. Houben (12701) hat eine umfangreiche Biographie Emil Devrients veröffentlicht und dessen Korrespondenz aus dem Nachlass zum Abdruck gebracht: 295 Briefe von und an Devrient, wovon den Hauptteil der Briefwechsel mit Gutzkow bildet. Eine Tafel der Gastspiele Devrients und ein Register sind beigegeben. — Von den vielen Döring-Gedenkartikeln sei derjenige von R. Genée (12712) hervorgehoben, der Persönliches aus seinem Verkehr mit dem Künstler erzählt und über Dörings Mitwirkung bei der Aufführung von zwei Lustspielen Genées im Schauspielhause: dem „Wunder“ und „Schleicher und Genossen“ berichtet. — O. Schiff (12758) teilt Fragmente aus Briefen Holteis an Weinhold mit, die sich — es sind ihrer 86 — auf der Stadtbibliothek in Breslau befinden und über die Grazer und Breslauer Jahre Holteis (1854—1876) erstrecken. — J. Schreyvogels Tagebücher hat C. Glossy (12811) in zwei Bänden veröffentlicht und mit einem Kommentar bereichert, der besonders im zweiten Bande, welcher mit Schreyvogels Eintritt ins Burgtheater einsetzt, eine unendliche Fülle theatergeschichtlichen Materials beibringt. Ein Personenregister und ein Register der Theaterstücke sind angehängt. In der Einleitung, die vielfach amtliche Berichte verwertet, gibt G. eine Skizze von Schreyvogels Entwicklungsgang. Er schildert die Schicksale der von Alxinger im Verein mit Schreyvogel und anderen herausgegebenen „Osterreichischen Monatsschrift“, in der u. a. Schreyvogels Trauerspiel „Die eiserne Maske“ erschienen ist, berichtet von Schreyvogels literarischen Plänen nach der Rückkehr aus Jena, die schliesslich zur Begründung des „Sonntagsblattes“ führen; eingehend wird dann besonders seine Berufung ans Burgtheater und seine dramaturgische Tätigkeit daselbst behandelt; sein grösstes Verdienst ist die Bildung eines klassischen Repertoires; Goethe, Schiller, Shakespeare, Calderon werden durch ihn auf das Burgtheater verpflanzt. G. geht auf Schreyvogels Bühnenbearbeitungen ein, und seine Schilderung erweitert sich hier zu einer knappen, aber zuverlässigen Geschichte des klassischen Dramas in Wien. Auch Schreyvogels schriftstellerische Tätigkeit als Karl August West wird von G. betrachtet, und schliesslich werden zeitgenössische Urteile mitgeteilt. —

Geschichte der Oper.

(IV, 4a = N. 12881—13402.)

Alfred Heuss.

Oper: Ältere Zeit. — R. Keiser. — Händel. — J. Holzbauer. — Gluck. — Neuere Zeit: Mozart; andere Komponisten des 18. Jahrhunderts. — E. Th. A. Hoffmann. — Weber. — Marschner. — Meyerbeer. — F. Lachner. — P. Cornelius. — A. Gyrowetz. — Lortzing und Nicolai. — Wagner. — Opernkomponisten der Gegenwart. — Operette. —

An die Schwelle der älteren Operngeschichte führen die Arbeiten des Italieners Angelo Solerti (12904). Ich möchte über diese Forschungen ausführlicher im Bericht über das Jahr 1905 reden, weil sie in diesem Jahre in ihrem wichtigsten Teil und bedeutend weitergeführt unter dem Titel „Gli albori del melodramma“ in Buchform erscheinen. — „Le origini del melodramma“ (12905) enthalten eine Menge neuer zeitgenössischer Berichte über die Oper; auch über sie

soll später berichtet werden, da sie ebenfalls teilweise in das genannte spätere Werk übergegangen sind, das dann aber vor allem auch in zwei Bänden die Texte der ersten dramatischen Schöpfungen im Neudruck vorlegt. Es müsste manches zweimal gesagt werden, weshalb hier die Besprechung besser unterbleibt. — Von H. Goldschmidts Arbeiten „Studien zur Geschichte der italienischen Oper im 17. Jahrhundert" **(12908)** ist im vorigen Jahrgang die Rede gewesen. Eine neue Arbeit beschäftigt sich mit dem „Ritorno d'Ulisse" von Claudio Monteverdi. Es handelt sich hier um ein etwas rätselhaftes Werk des grössten Musikdramatikers des 17. Jahrhunderts, und zwar aus seiner letzten Schaffensperiode, aus der wir einzig die „Incoronazione di Poppea" besitzen. Auf Grund textlicher Unterschiede mit dem Textbuch hat Emil Vogel, der Biograph Monteverdis, die Ansicht ausgesprochen, dass die in der Wiener Hofbibliothek erhaltene, doch anonyme Partitur des „Ritorno d'Ulisse" schwerlich von Monteverdi herrühre, liess aber vorsichtig den Schluss offen, dass sich ein sicheres Resultat erst nach genauerer Untersuchung herausstellen liesse. Der Erfolg war aber, dass sich seither kein Mensch mehr um die Partitur kümmerte, die schon Ambros, ohne von den Skrupeln Vogels geplagt zu werden, als Werk Monteverdis in seiner Musikgeschichte betrachtet hatte. Nun hat G. unbedingt das grosse Verdienst, an die Untersuchung von neuem getreten zu sein, und er berichtet darüber in dem genannten Aufsatz, wobei er zu dem Resultat kommt, dass die Oper wirklich von Monteverdi sei. Die Beweisgründe beschäftigen sich allerdings nur mit den Zweifeln Vogels, die G. unbedingt beseitigt haben dürfte. Die Probe auf den Meister, auf die Musik selbst verheisst G. in seinem zweiten Band seiner „Studien usw.". Ich hätte den ganzen Vorgang nicht so ausführlich erzählt, wenn er nicht einigermassen für die Musikwissenschaft charakteristisch wäre. Man stelle sich folgendes vor: Monteverdi ist anerkanntermassen der grösste Musikdramatiker des 17. Jahrhunderts. Die Kenntnis stützt sich fast einzig auf zwei grosse Werke, den „Orfeo" aus dem Jahre 1607 und die „Incoronazione di Poppea" von 1643. Alles andere ist verloren gegangen. Nun kennt man noch ein Werk, ebenfalls aus der Periode, der wir seine reifste Oper, eben die Poppea, verdanken; die Autorschaft dieses Werkes wird durch rein äussere Gründe von einem vortrefflichen, aber rein bibliographisch geschulten Gelehrten in Zweifel gezogen, und damit scheint das Schicksal des Werkes besiegelt. Beinahe zwanzig Jahre galt dasselbe als die Komposition irgendeines italienischen Komponisten, niemand kümmerte sich darum. Etwas derartiges wäre in der Literaturgeschichte wohl durchaus unmöglich, selbst wenn es sich nicht um einen Meister ersten Ranges handelte. Dabei liegt die Partitur auf einer der besuchtesten Bibliotheken. — Mit Monteverdis „Orfeo" beschäftigt sich auch eine Arbeit von A. Heuss **(12908b)**. Dieses Werk Monteverdis ist schon seit langem bekannt, berühmt in erster Linie wegen seiner vielen eingestreuten Instrumentenstücke und der dabei angewandten Instrumentation, die vor allem Monteverdi einen ungeheuren Nimbus in der Musikgeschichte verschafft hat. Die Arbeit beschäftigt sich in erster Linie damit, den seelischen Gehalt dieser Instrumentalstücke und ihre dramatische Zusammengehörigkeit mit dem Werke selbst aufzudecken, eine Aufgabe, die einmal gemacht werden musste, um Monteverdi auch auf diesem Gebiete als einen von innen heraus schaffenden Meister zu zeigen. Der „Orfeo" ist in instrumentaler Hinsicht durchaus ein Ausnahmewerk; er gehört zu den Rätseln, auf die die Geschichte keine eigentliche Antwort gibt, weshalb man sich in erster Linie an das Genie Monteverdis halten muss. Der Meister verwendet die Instrumentalmusik in einzelnen, zwischen den Gesang geschobenen Stücken zur Darstellung vor allem innerer Vorgänge; er lässt die Instrumente „sprechen". Teilweise durch ihre formelle Anlage hängen die Instrumentalstücke dieses Werkes mit den venetianischen Opernsinfonien zusammen, die ebenfalls A. Heuss **(12908c)** einer Betrachtung unterzieht. Die Opernsinfonien der Venetianer sind in ihrer besten Zeit Programmsinfonien, sofern sie ihre Anregung vornehmlich der Oper entnehmen, mit dieser in geistigem Zusammenhang stehen. Der Programmcharakter der Ouvertüre tritt bei diesen Sinfonien überhaupt zum erstenmal in der Geschichte der Musik auf, und wahrscheinlich — beweisen lässt sich dies nicht — nicht auf dem Wege der Spekulation wie im 18. Jahrhundert, sondern rein aus der natürlichen Vorstellung, dass ein instrumentales Vorspiel aus dem Ideenkreis des Werkes zu schöpfen habe. Es wird ferner interessieren, zu erfahren, dass diese Sinfonien kein feststehendes Tongefüge aufweisen, sondern mit der Form frei schalten, wie es in diesem Masse erst die sinfonischen Dichtungen des 19. Jahrhunderts wieder aufgebracht haben. Nach welcher Seite hin die Instrumentalstücke des „Orfeo" wie die venetianischen Opernsymphonien für die Instrumentalmusik Bedeutung haben, gehört nicht hierher. — Wenigstens mit ein paar Worten sei auf den Aufsatz von Felipe Pedrell **(12908d)** aufmerksam gemacht, teilweise deshalb, um einige prinzipielle Bemerkungen daran zu knüpfen. Spanien hat auch in der Musik eine

grosse Periode aufzuweisen, die kaum geringer sein dürfte wie die der Literatur und Malerei. Aber es ist sehr misslich, wie wenig wir noch vor allem von der Entwicklung der spanischen Tonkunst und der Rolle wissen, die sie in der allgemeinen Musikgeschichte spielt. Zwar ist schon manches von den grossen spanischen Komponisten herausgegeben, aber es fehlt uns durchaus noch an einer gründlichen Einsicht, wie die spanische Tonkunst gerade in Zeiten beschaffen war, in denen nicht Namen von Weltruf eine Kenntnis der Verhältnisse einigermassen nahe legen. Das heutige, geistig so zurückgebliebene Spanien stellt denn auch überaus wenig Musikgelehrte ins Feld, manche der wenigen Arbeiten sind zudem in spanischen Zeitschriften erschienen, so dass man selbst von den bisherigen Resultaten gerade auch in Deutschland noch wenig Notiz genommen hat. P. ist einer der verdientesten spanischen Musikgelehrten, und seine Arbeit über die einheimische Musik im spanischen Theater des 17. Jahrhunderts ist ein Zeugnis dafür, wie sehr Spanien in einer Zeit allgemeiner Umwälzung in der Musik vollständig auf eigenen Füssen steht. P. kann an der Hand glücklicher Funde beweisen, dass sich Spanien durchaus nicht von der neuentstandenen italienischen Oper abhängig zeigte, sondern vielmehr dieser etwas Eigenes, Traditionelles entgegensetzen konnte, so dass die italienische Opera in musica erst im 17. Jahrhundert einzudringen, aber nicht festen Fuss zu fassen vermochte. Das einheimische Theater, das Schauspiel mit Musik verband, wird bis auf Juan del Encina (1468?—1534) zurückgeführt und tritt im 17. Jahrhundert mit dem noch heute üblichen Namen „zarzuela" auf, die eine szenische Darstellung bedeutet, in der Gesang und Deklamation abwechseln. Es sei an dieser Stelle einzig noch darauf verwiesen, dass die Musik zu gewissen Stücken Calderons, Velez de Guevara usw. sich erhalten hat. Ein Hauptgewicht legt P. auf die literarische Beweisführung, dass sich aus Zitaten Calderons selbst nicht, wie bisher angenommen, der Beweis einer Abhängigkeit Spaniens von Italien in musikalischer Beziehung führen lasse, was eine Frage von prinzipieller Bedeutung ist, die allgemeines Interesse hat. Jedenfalls werden Forscher der Zeitalter Lope de Vegas und Calderons die Arbeit P.s lesen müssen. Eine Kritik über die Musik in diesen spanischen Stücken führt an dieser Stelle zu weit. Hervorstechend ist der starke Liedcharakter. Ein Stück wie N. 13 der Beilagen: Si de Amarilis könnte beinahe zu der deutschen Liedkomposition dieser Zeit gehören. Jedenfalls darf daran erinnert werden, dass die Musik dieser szenischen Theater, so reizende Blüten sie teilweise trieb, niemals die dramatische Kunst im eigentlichen Sinne gefördert hatte; über Kleinkunst kommen wenigstens die zahlreichen Proben P.s nicht hinaus. — Von einem längeren Aufsatz W. Nagels **(12907)** ist zu berichten, dass er Bekanntes für ein grösseres Publikum rekapituliert, nicht immer einwandfrei, worüber ausführlicher zu reden nicht eigentlich lohnen würde. —

Eine Notiz von E. Kreusel **(12909)** über Reinhard Keiser könnte berechtigtes Aufsehen erregen, wenn ihre Angaben einer Kritik standhielten. In dem Tagebuche eines Militärpfarrers Bruns ist von einem Johannes Kaiser, der „ehedem Musik- und Theaterdirektor in Hamburg" war, die Rede. Er sei in Spandau mit diesem Pfarrer von 1740—42 gefangen gewesen (warum, wird nicht gesagt), dann wieder in Freiheit gesetzt worden. Weitere Nachrichten fehlen wieder. Die Notiz ist von K. völlig ohne Kritik in die Welt gesetzt worden. Dass statt Reinhard der Vorname Johannes heisst, hat nicht so viel auf sich, wenn es aber in dem Tagebuch heisst, Keiser sei katholisch gewesen, hingegen zum Luthertum übergetreten, um dadurch eher die Freiheit zu erlangen, und dass ihn der Militärpfarrer wieder zu seinem ursprünglichen Glauben bekehrt habe, so sind das Signalements, die mit einigen andern auf Keiser nicht im geringsten passen. Ein Blick in Voigts Biographie des Meisters in der Vierteljahrsschrift für Musikwissenschaft (1890) hätte die Unhaltbarkeit der Notiz sofort bewiesen. —

Händel muss man aus zweierlei Gründen in einem Kapitel über die Oper behandeln. Selbst wenn Händel nicht beinahe ein halbes Hundert Opern geschrieben hätte, so müsste man ihn wegen seiner Oratorien in einer Geschichte der Oper oder besser des musikdramatischen Stils berücksichtigen. Denn seine Oratorien sind dramatische Schöpfungen und vor allem von diesem Gesichtspunkt aus zu betrachten. Es muss hier aber noch ungemein aufgeklärt werden, bis weitere Kreise von den Händelschen Oratorien einen einigermassen klaren Begriff haben. Ein Aufsatz von F. Volbach **(12911)** sucht dieszu tun, leider aber nicht besonders glücklich und mit Aufstellung alt-neuer Ansichten, die eher verwirren. Es verwundert dies, da V. um die Händelsache bedeutende Verdienste hat. Als moderner Künstler geht V. von Wagner aus, um an dessen absprechendem Urteil über das Oratorium als einer „naturwidrigen Ausgeburt", einer Zwitterschöpfung zwischen musikalischem Drama und Konzertwerk anschliessend, die Frage zu untersuchen, wie weit das Händelsche Oratorium dem „hellsichtig gemachten Auge unserer Zeit" standzuhalten vermöge. Eine

genaue Untersuchung, was Wagner ausser dem „Messias“ und dem „Israel in Ägypten“ noch gekannt hat, hätten vor allem Wagners Urteil beleuchten können. Was Wagner von Händel kannte, und in welcher Weise er es vor allem kannte, hätte die Stellung Wagners wohl als durchaus berechtigt erscheinen lassen. V. definiert nun das Oratorium als ein „dramatisches Epos“ und fragt, ob eine solche Gattung nicht auch ihre Berechtigung habe. Damit sind wir aber gerade so weit wie vorher, denn ein dramatisches Epos ist ein Widerspruch, der sich durchaus nicht behebt, und mit dem wenig mehr erreicht wird als neue Unklarheit. Ganz verwirrt wird aber der Gegenstand durch die Charakterisierung des Oratoriums, wenn V. sagt, dass dem Oratorium, um ein Drama im modernen Sinne zu sein, gerade die Hauptsache, der die Handlung bestimmende und sie führende Held, fehle. Der Held der Oratorien sei nur scheinbar der Träger der Idee des Werkes, der Leiter der Geschicke sei vielmehr der unsichtbar waltende Gott, Jehova. Zur ersten Ansicht ist zu bemerken, dass dies gar nicht immer zutrifft, und am besten beweisen dies Beispiele. Man denke an das Oratorium Saul. Hier handelt es sich um die Geschichte eines gross angelegten Menschen, der durch Neid, von dem seine Verblendung herrührt, nach unabweislichen Gesetzen seinem Verderben entgegengehen muss; es ist eine Handlung, die sich Hunderte von Malen in der Weltgeschichte wiederholt, weil die Verhältnisse durchaus menschlicher Natur sind. Saul fällt nicht, weil es Gott so beliebt, sondern weil er sich sein Schicksal selbst geschmiedet hat. Fast alle Oratorientexte Händels sind von derart geistig hochstehenden Männern geschrieben, denen es niemals eingefallen wäre, in naiver Weise den lieben Gott walten zu lassen. So findet selbst ein König Belsazar nicht deshalb seinen Untergang, weil er antijüdisch gesinnt ist, sondern weil er sittlich so verkommen ist, dass er den Gott einer fremden Nation verhöhnt. Dass ein Höheres unsichtbar über dem Ganzen waltet, ist doch keine Spezialeigenschaft des Händelschen Oratoriums, indem man dies ja vor allem in der Tragödie der Griechen antrifft. Und ohne Herbeiziehen des Griechentums kommt man bei den Händelschen Oratorien nicht aus, die vielleicht die grossartigsten Denkmäler der Renaissancebewegung sind. Wie in aller Kunst, darf man in erster Linie nach dem allgemein Menschlichen forschen. Und hierin gehören die Oratorien zu den glücklichsten Schöpfungen der Literatur überhaupt. Bewertet man von hier aus, so wird die Frage, ob die Oratorien noch modern sind, weniger Kopfzerbrechen machten, und man wird auch sagen können, dass diese Werke stark in die Zukunft weisen, mögen sie gerade mit dem augenblicklichen Ideal musikdramatischer Darstellung übereinstimmen oder nicht. Da wir heute von einer Händelbewegung reden können, die langsam, aber sicher fortschreitet, so durfte auch an dieser Stelle kurz die Rede sein, vor allem deshalb, weil der Händelbewegung eine grosse kulturelle Bedeutung beizumessen sein wird. —

Die Neuausgabe einer deutschen Oper, des „Günther von Schwarzburg“ von Ignaz Holzbauer (12915) hat für deutsche Kultur- und Literaturhistoriker ein ganz bestimmtes Interesse. Es ist in dem Bericht des letzten Jahrgangs von der Stellung Deutschlands zur Oper im 17. und 18. Jahrhundert die Rede gewesen, von den vielen Versuchen, eine deutsche, nationale Oper zu begründen, die dann aber alle fehlschlugen. Sie stocken nach dem Fall Hamburgs auch eine ganze Weile, und zwar interessanterweise nicht in der Theorie, sondern in der Praxis. Man kann schon in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts von einer deutsch-musikalischen Partei reden, die die deutsche Musik mit aller Entschiedenheit gegen die italienische ausspielte. Schon im Jahr 1749 hatte Scheibe den deutschen Komponisten einen Text „Thusnelda“ angeboten, der aber unkomponiert blieb. Die Komponisten stellten sich nicht ein. Um die gleiche Zeit setzt dann auch das deutsche Singspiel ein und arbeitet einer deutschen Oper erheblich vor; besonders weckt aber auch das aufblühende Schauspiel das Nationalgefühl und damit auch das Verlangen nach einer deutschen Oper. Diese Frage kommt denn auch dieses Mal von der literarischen Seite, und damit ist die deutsche Oper vor ein neues Forum gestellt und gewinnt dadurch erhöhtes allgemeines Interesse. Bekanntlich ist es Wieland mit seiner Alceste in der Komposition Schweitzers, der hier schöpferisch vorzugehen sucht. Dass aber auch Dichter wie Wieland versagten (Goethes spottende Kritik über die Alceste ist bekannt), zeigt eben nur die Schwierigkeit für die Deutschen, endlich einmal zu etwas Eigenem auf diesem Gebiete zu gelangen. Nach Weimar ist es Mannheim, das einen weiteren Versuch macht, und das in Frage kommende Werk ist der Günther von Schwarzburg (1776), dessen Text der Dichter Anton Klein verfasst hatte. Die Bedingungen standen in musikalischer Beziehung wieder günstig; Holzbauer war ein Komponist, der als voll anzusehen ist. Aber textlich versagte der Versuch auch in diesem Falle, und nichts zeigt drastischer, dass die Schöpfung einer deutschen Oper vom Dichter abhängig war. Das Urteil H. Kretzschmars, der die Oper herausgab, wird hier besonders interessieren, da ein solches nur von einem Manne gefällt werden kann, der mit der Textliteratur dieser Zeit vertraut ist. „Als Dramatiker ist Klein nur ein sklavischer

und schülerhafter Nachahmer des Metastasio. Von ihm hat er die Einmengung der Liebe in die Politik, die Entwicklung der Handlung durch Intrigen statt durch Konflikte, ihre Spannung durch Missverständnisse, Verkleidung und andere altvenetianische Motive, von ihm die Exzesse in Güte und Bosheit, die in den Gestalten Günther und der Asbertha, eines richtigen italienischen Opernteufels, verkörpert sind, von ihm auch die philanthropischen Schönredereien des Dialogs. Auch die Form mit der scharfen, schematischen Scheidung von Aktion und Gefühlsleben, mit den langen Betrachtungen aus lyrischen Episoden an falscher Stelle, stammt von Metastasio und den Italienern. Klein karikiert stilistische Vorzüge seines Musters. Aus den Akzenten der Empfindung, die Metastasio ungekünstelt in die Rede einstreut, ist ein Wald von Ausrufungszeichen geworden, die Schönheit der Sprache hat sich in ein Übermass von Pathos und Ekstase, die klassische Kürze der Sätze und Tendenzen in Unklarheit und Unverständlichkeit gewandelt. Vor allem hätte Metastasio einen Günther handelnd vorgeführt, Klein lässt ihn, wenige Stellen ausgenommen, nur deklamieren und überzeugt uns von seiner Grösse nicht durch den Augenschein, sondern nur durch Berichte." In der Geschichte der Oper ist heute das Werk bekannt, besonders durch das glänzende Urteil Mozarts über die Musik. Worin deren Bedeutung besteht, und welch nachweisbaren Einfluss sie auf Mozart (nämlich auf dessen Zauberflöte) ausgeübt, interessiert an dieser Stelle weniger. Man findet darüber treffliche Auskunft in der Einleitung K.s zu diesem Werk, die auch eine aktenmässige, wertvolle Biographie Holzbauers enthält. —

Über Gluck ist ein wichtiger Aufsatz von H. Kretzschmar (**12918**) erschienen, der nach den verschiedenen Seiten anregt und auf Lücken in der Gluckbiographie aufmerksam macht. Der Aufsatz gibt einen scharfen Überblick der Entwicklung Glucks und macht vor allem darauf aufmerksam, was Gluck der Wiener Oper mit ihren zwei Hauptkomponisten, J. Fux und C. A. Badia, mit ihrem strengen, alten Stile zu verdanken hat. Ferner ist es Wien, das die Gluck innerlich verwandten Komponisten Jomelli, Perez, Trajetta begünstigt, und ferner wird in dieser Stadt von einem Mann wie dem Grafen Algarotti der Gedanke ins Auge gefasst, mit der neapolitanischen Solooper zu brechen. All diese Hinweise sind überaus wertvoll, weil dadurch verständlich wird, wieso Gluck eigentlich so spät zu seiner Reformarbeit gelangte. Eine wichtige Frage hat durch ein im Jahr 1904 erschienenes Werk, Wotquennes Thematisches Verzeichnis der Werke Glucks, eine andere Beleuchtung erfahren wie in diesem Aufsatz und der übrigen Gluck-Literatur. Die Oper „Telemacco", die sich musikalisch durchaus als Reformwerk darstellt, stammt nicht, wie bis dahin angenommen, aus dem Jahr 1750, zwölf Jahre vor dem ersten Reformwerk „Orfeo ed Euridice", sondern aus dem Jahre 1762, wodurch sich ihr musikalischer Charakter ohne weiteres erklärt. Bis dahin war es ein Rätsel, wie Gluck schon so lange vor seinem ersten Reformwerk zu einer Musik wie der des Telemach gelangte, und gerade K. betont überaus scharf den hohen musikalischen Wert dieses Werkes. Die heutige Kenntnis der Sachlage beweist aber gerade, wie richtig er das Werk beurteilt hatte, da er ihm trotz der frühen Datierung eine so hohe Bedeutung zugemessen hatte. Im übrigen erinnert der Aufsatz an die seltenen Aufführungen Gluckscher Werke, was in einer Zeit der intensiven Wagnerpflege verwundern muss, da die beiden Meister im Grunde gleiche Prinzipien vertraten und Gluck die Wagnersche Schule, die bis dahin noch wenig Positives leistete, stützen könnte. — Der im übrigen unbedeutende Aufsatz S. von Hauseggers (**12916**) über Gluck findet hierfür die Gründe in der ganzen Haltung unserer Opernbühnen, die im Gegensatz zu den Konzertinstituten den materiellen Vorteil im Auge haben müssen. Daran ist viel Wahres, der Grund liegt aber auch in Gluck selbst, da er nach dem heutigen Musikgefühl zu wenig intensiv, in seiner Musik nicht durchgreifend genug ist. Sein im Verhältnis zu Männern wie Mozart und Beethoven, ja, vielleicht sogar Weber weniger starkes Musikertum hat der Verbreitung der Gluckschen Werke immer etwas im Wege gestanden. Die Operngeschichte des 19. Jahrhunderts trüge wohl ein etwas anderes Gesicht, hätte Gluck über eine so starke musikalische Potenz wie Wagner verfügt. —

Mit der Rubrik „Neuere Zeit" mehrt sich die Anzahl von Büchern und Aufsätzen bedeutend, um so geringer aber ist die wissenschaftliche Ausbeute. Männer wie F. Dubitzky und K. M. Klob (**12921—12921a**) wissen viel zu wenig, um positive Beiträge zur Entstehung und Geschichte der komischen Oper zu geben. Besonders K.s Beiträge sind wissenschaftlich grösstenteils abzuweisen. — Genannt dürfen aber die ebenfalls hierher gehörigen „Studien zur Entstehungsgeschichte der romantischen Oper" von E. Schmitz (**12968—69**) werden, da sie auf das Material selbst gehen, zwar nicht eigentlich Neues bringen, aber doch über den Begriff „Opernromantik" im weiteren Sinne, als gewöhnlich der Fall ist, orientieren. Textlich vorbereitende Werke findet Sch. ganz richtig schon im deutschen Singspiel, so in Hillers

„Lisuart und Dariolette“, er hebt musikalisch den Anteil des Melodrams hervor, fasst Mozarts „Don Juan“ von der ganz richtigen Seite, wenn er sagt, dass es sich hier um Romantik handle, die sich aber nur auf einen sehr kleinen Teil des Werkes (die Geisterszene) beziehe. Sehr dankenswert ist das genauere Eingehen auf Spohrs „Faust“, der als vollblütiges romantisches Werk textlich und besonders musikalisch anzusehen ist und auf Weber von tiefem Einfluss war. Diese Betonung von Spohrs Faust ist nicht unwichtig, da man selbst in vielen musikhistorischen Werken, selbst in dickleibigen Musikgeschichten des 19. Jahrhunderts, lesen kann, dass der Freischütz die musikalische Romantik begründet habe. In der Wahl der Baritonstimme für die Titelpartie ist Spohrs Faust sogar grundlegend für viele spätere romantische Opern geworden, unter denen Marschners Heiling, und Wagners Holländer und Klingsor die bekanntesten sind. —

Von den vielen Aufsätzen über Mozart können nur wenige berücksichtigt werden. Mozart ist immer noch eine Art Sensationsobjekt, von dem gern Geschichtchen erzählt werden. Wesentlich Neues erscheint über das Wichtigste, seine Werke, nicht, denn auch die Mozart gewidmeten Organe (Mozartgemeinde; Internationale Stiftung: Mozarteum in Salzburg; Mozartgemeinde in Berlin) sind keine Organe, die ernstlich für die Wissenschaft in Betracht kommen. Der spezielle Mozartbiograph wird sie aber dennoch nicht umgehen können, da sich dann und wann Mitteilungen finden, die für die Lebensgeschichte des Meisters einige Wichtigkeit haben. Aus diesem Grunde kann etwa auf den Teil „Mozartiana“ in dem Jahresbericht der Internationalen Stiftung **(12925)** mit dem Abschnitt „Frankfurter Konzertzettel Mozarts 1790“ aufmerksam gemacht werden, der aber auch wieder nur die Bestätigung einer seit 1891 gemachten Mitteilung in bezug auf Mozarts Frankfurter Konzert bringt. Ferner bringt der Jahresbericht den Schluss der Mitteilungen über Mozart- und andere Porträte im Mozartmuseum in Salzburg. — Bei dem in der Bibliographie angeführten Aufsatz Friedr. von Hauseggers (nicht Siegfried, der nur der Herausgeber des Buches ist) „Mozart in Dresden und Doris Stock“ **(12927)** handelt es sich um einen Irrtum, da er einen allgemein gehaltenen Artikel „Mozart“ betrifft. Über die mannigfachen Aufsätze Hauseggers sollen bei Besprechung der Wagnerschen Schriften einige allgemeine Bemerkungen gemacht werden. Im übrigen sei ausdrücklich das Geständnis gemacht, dass es mir unmöglich war, aller Aufsätze gerade auch über Mozart habhaft zu werden, denn was musikalische Zeitschriften betrifft, lassen eben bei der Unmenge von Zeitschriften (ungefähr 150 musikalische lassen sich gut zusammenbringen) selbst musikalische Fachbibliotheken einen im Stich. — Als auf wichtigere Erscheinungen sei auf D. F. Scheurleers Artikel „Mozartporträts“ **(12934)** verwiesen, der 1906 in Buchform erschienen, allgemeiner zugänglich ist, über dreiundzwanzig Bildnisse Mozarts, und zwar über die Herstellungsart und Aufbewahrungsart der Originale usw. sehr gründliche Mitteilungen macht. Da die Bilderkunde heute sich immer mehr zu einer Wissenschaft entfaltet, so darf die Publikation nicht übergangen werden. Häufig sind die Aufsätze über Inszenierungs- und Auffassungsfragen Mozartscher Werke, besonders über „Don Juan“. Solche Fragen sind während des ganzen 19. Jahrhunderts gestellt worden, so dass es falsch wäre, sie einzig unserm durch Wagner so geschärften Gefühl für das Dramatische zuzuschreiben, mögen sie auch dadurch neue Nahrung erhalten haben. Besonders die Literatur über „Don Juan“ ist kaum überblickbar, und es mögen heute viele Fragen wieder auftauchen und in ihrer Art beantwortet werden, die früher schon in Angriff genommen waren. — Den Aufsatz von A. Fitger **(12945)** „Mozarts Don Juan“ möchte ich aber nicht ganz übergehen, weil er einige wirklich beachtenswerte Inszenierungsvorschläge enthält. Die wichtigsten betreffen das Finale des ersten und zweiten Akts. F. schlägt vor, das erste Finale auf dem Tanzboden des Wirtshauses und nicht in Don Juans Schlosse spielen zu lassen. Das hat in der Tat vieles für sich. Es ist, wie F. sagt, unwahrscheinlich, dass der Don Juan die Bauern „auf das Parkett seiner Säle einlade“, und ebenso unwahrscheinlich, dass diese Bauern ihn wegen einer Zudringlichkeit gegen ein Mädchen aus seinem eigenen Hause verjagen. Man könnte noch hinzufügen, dass Don Juan Zerline wohl in ein Gemach seines Schlosses entführt hat, wo ihr Schrei nicht ohne weiteres von einer tanzenden Gesellschaft gehört worden wäre. So gäbe es noch mancherlei Gründe, die für diese Inszenierung sprechen. Das zweite Finale denkt sich F. in einem möglichst prachtvollen Festsaal mit glänzender Gesellschaft, obgleich Da Ponte Don Juan mit zwei Frauenzimmern allein sein lässt. F. operiert mit so guten Gründen, er beschreibt die Szenerie und das Arrangement so deutlich, wobei wesentlich ist, dass vieles aus der Musik heraus erklärt wird, dass nur zu wünschen wäre, dass diesen Vorschlägen nähere Beachtung geschenkt würde. Denn gerade das zweite Finale dieses Werkes wird durchaus nicht einwandfrei auf unsern Bühnen gegeben. — Ein Neues brachte dieses Jahr in der „Zaide“, einem Werke Mozarts, mit dem nur engere Mozartkenner vertraut waren; durch eine Neu-

bearbeitung und seine Aufführung im Wiener Hoftheater ist man wieder auf das Werk aufmerksam geworden, wenn auch keine Aussicht vorhanden ist, dass es dem Repertoire einverleibt wird. „Zaide“ ist ein Übergangswerk Mozarts. Noch 1780 in Salzburg auf einen Text Schachtners komponiert, gelangte es nie zur Aufführung, im Grunde hauptsächlich deshalb, weil die „Entführung“ Mozarts eine schwächere und dazu noch „ernsthafte“ Operette gar nicht hätte aufkommen lassen. Der Bearbeiter der Operette ist Rob. Hirschfeld, der in dem Artikel „Mozarts ‚Zaide‘ in der Wiener Hofoper“ **(12957)** ausführlichen Bericht ablegt. Vollständig erneuert wurde der Dialog, ferner wurden einige andere Stücke (besonders aus „König Thamos“) verwendet. Da alle Stücke aus der gleichen Periode stammen, so gibt das Werk, das Nummern enthält, die des reifen Mozart vollständig würdig sind, ein einheitliches Bild der Mozartschen Schaffensperiode in der letzten Salzburger Zeit. —

In der Rubrik „Andere Komponisten des 18. Jahrhunderts“ sei wenigstens auf die Rostocker Dissertation H. Lewys **(12965a)** über Neefe mit ein paar Worten verwiesen. Neefe verdiente schon lange eine eingehendere Würdigung, da er einesteils als Lehrer Beethovens, dem er u. a. das wohltemperierte Klavier Bachs vermittelte, andernteils als einer der früheren Komponisten von Singspielen und Melodramen eine nicht unwesentliche Rolle in der Musikgeschichte spielt. — Frz. Staub, mit „Weiteren Beiträgen zur Biographie J. B. Schenks“ **(12967)** vertreten, hat im Jahre 1900 eine erste kleine Arbeit über den liebenswürdigen Komponisten des „Dorfbarbiers“ geschrieben, die vor allem den Zweck haben sollte, Österreich auf diesen seinen Komponisten wieder aufmerksam zu machen. Schenk war eine Zeitlang Beethovens Lehrer, und zwar neben Haydn, ohne dass es dieser wissen sollte. Auch aus diesem Grunde ist Schenk, der zu den durchgebildetsten Musikern Wiens gehörte, nicht unwichtig. Sein „Dorfbarbier“ ist in seiner Art ein Meisterwerk. Die „Beiträge“ bringen einiges Material, das bei einer historischen Arbeit (St. ist kein musikalischer Fachmann) mit Nutzen verwendet werden wird. —

E. Th. A. Hoffmann erregt seit einiger Zeit wieder das erhöhte Interesse besonders der Musikschriftsteller, das vollständig berechtigt ist. Allmählich wendet man sein Augenmerk auch auf den Komponisten Hoffmann, den man bis dahin über dem geistvollen Musikschriftsteller beinahe ganz vergessen hatte. Indes soll über den Musiker Hoffmann in einem späteren Jahrgange die Rede sein, weil sein Hauptwerk „Undine“ in einem Klavierauszug zugänglich gemacht wurde. Mit diesem Werk, d. h. seinem Text, beschäftigen sich mehrere Publikationen **(12975—76)**, die insofern in das Gebiet der Literaturgeschichte gehören, als Fouqué bekanntlich selbst seine Dichtung zu dem Operntext bearbeitete. In der Geschichte der Oper kommt man bei Betrachtung des Textes von Fouqué, mit dem Hoffmann überaus einverstanden war, ohne einen Vergleich mit Lortzings Operntext nicht herum. Man sieht da erst recht, welch ausgezeichneter Theaterpraktiker dieser Lortzing eben war, und wie frei er mit der Fouquéschen Dichtung umging. — In der immer mehr anwachsenden Hoffmann-Literatur darf E. Istel nicht vergessen werden. Im Jahr 1899 erschienen, von H. vom Ende besorgt, die musikkritischen Schriften Hoffmanns (leider nur lückenhaft, doch sind wir immer noch auf diese Neuausgabe angewiesen), worauf Istel besonders in der Frankfurter Zeitung kräftig und wiederholt für den Musikschriftseller Hoffmann eintrat und entschieden das Interesse für den „Kapellmeiser Johannes Kreisler“ weckte. 1900 erschienen dann bekanntlich „Sämtliche Werke“ in der Ausgabe E. Grisebachs (JBL. 1900 IV 10:88), doch macht E. Istel **(12972)** mit Recht darauf aufmerksam, dass Grisebach von einem Vorurteil befangen gewesen sei, als er in seiner Ausgabe die musikliterarischen Arbeiten sowie die Operntexte wegliess. Hoffmann wurzelt am tiefsten in der Musik, und seine musikkritischen Aufsätze sind derart für ihn wichtig, dass man Hoffmanns Bedeutung ohne sie nicht voll erkennen kann.' Seine Erklärungen musikalischer Werke (die bekannteste ist die über Beethovens c-moll-Sinfonie) können insofern als mustergültig angesehen werden, als Hoffmann durchaus auf Grund der Partitur dem Wesen der einzelnen Sätze nachspürt und auf diese Art nach dem gedanklichen Kern forscht, kurz, er treibt praktische Ästhetik, musikalische Hermeneutik, wie man neuerdings (Kretzschmar) die musikalische Auslegekunst bezeichnet hat. Damit steht Hoffmann unbedingt höher als Schumann, der bei seinen zwar überaus poetischen Erklärungen oder besser Umschreibungen von Musikstücken keinen energischen Versuch macht, seine Ergüsse im einzelnen zu motivieren. Mit der Affektenlehre des 18. Jahrhunderts steht Hoffmann noch in sichtbarer Verbindung. — Die von H. von Müller, der sich der Hoffmann-Forschung seit einigen Jahren ausschliesslich gewidmet hat **(12974)**, herausgegebenen Briefe in seinem Aufsatz „Aus E. Th. A. Hoffmanns Musikerzeit“ bieten manches Interessante, doch führt ein Eingehen zu weit. — Die von H. von Müller **(12977)** abgedruckten Singspiele sind der „Renegat“ und „Faustina“. Von beiden ist nur wenig erhalten, von Faustina nur zwei kleine Szenen. Dieses Stück wäre wohl das interessantere geworden, da

das Milieu (Faustina ist die berühmte Sängerin am Dresdener Hofe, die Gattin des Komponisten Hasse) mit dem Gegensatz von Deutschtum und bevorzugten Italienern interessant ist. —

In der heutigen Weber-Literatur steht die Euryanthe im Vordergrunde, indem sich da Versuche, dieses textlich misslungene Werk auf diese und jene Weise zu retten, immer wieder erneuern. Der Dramaturg ist dieses Jahr H. Stephani (**12982**). Die Vorschläge, die beinahe unmögliche Handlung der unglückseligen Helmina von Chézy glaubhafter zu machen, sind recht scharfsinnig und ohne dem Werk grosse Gewalt anzutun, aber wirklich retten lässt sich das Werk nun einmal nicht. —

Der kleine Artikel von M. Steuer „Heinrich Marschner“ (**12987**) ist einem Buch, das den Titel „Zur Musik“ (**9971**) trägt, entnommen. Das Buch bietet nicht gerade viel; jedenfalls hätte gar manches wegbleiben können, da unter diesen gesammelten Aufsätzen vieles Zufällige, vom Tag Diktierte sich befindet, so dass vor allem die wissenschaftliche Ausbeute gering ist. Der Verfasser (gest. 1905) war in seinen Anschauungen konservativ, doch nicht ohne moderne Anwandlungen, die oft stärker zum Ausdruck kommen als sich der Verfasser bewusst war. So sieht er (der Aufsatz ist 1895 geschrieben) in dem gesprochenen Dialog der Marschnerschen Opern etwas, dem unser an das Musikdrama gewöhntes Ohr sich immer mehr entfremdet. Das wird nun aber schwerlich der Fall sein, da die Gegenwart immer klarer zeigt, dass das Musikdrama für die Deutschen eben doch in erster Linie die Ausnahmeschöpfung eines Wagner war, und dass die Zukunft der Oper vielleicht gar nicht auf diesem Gebiet liegt. Noch liegen in Werken, wie die Zauberflöte, Fidelio, Freischütz, zu markante Werke der Dialogoper vor, die das Gefühl für das gesprochene Wort in der Oper noch unabsehbare Zeiten wach erhalten werden. Daran liegt es nicht, wenn speziell die Marschnerschen Opern im Spielplan zurückgedrängt worden sind. —

Die Meyerbeer-Literatur befasst sich zu einem guten Teil mit einer Ehrenrettung des Komponisten Meyerbeer, was seinen Grund vor allem darin hat, dass seine Hauptwerke nicht umzubringen sind. Theoretisch lässt sich Meyerbeer gut beikommen, so dass die Urteile, vor allem Wagners und Schumanns, auch heute noch ihre Berechtigung haben, die Praxis rechnet aber mit dem Komponisten der Hugenotten nach wie vor. Ein kleineres Buch des berühmten englischen Philosophen Herbert Spencer „Facts and Comments“ befasst sich in einem Kapitel mit Meyerbeer, und der französische Gelehrte Lionel Dauriac (**12991**) hat dieses benützt, um in seinem kurzen Aufsatz „Herbert Spencer et Meyerbeer“ nachdrücklichst für die Bedeutung Meyerbeers einzutreten, ohne dass aber sonderlich viel dabei herausgekommen wäre. — Einiges neue Material für die Biographie Meyerbeers geben die „Meyerbeer-Forschungen“ W. Altmanns (**12988**), die vor allem in der Kommentierung einiger Briefe des Komponisten bestehen. Es geht hieraus einmal hervor, dass Meyerbeer überaus klar sich bewusst ist, dass seine für Italien komponierten Opern für die Berliner Hofbühne, die sich um diese bewarb, nicht taugen würden, weshalb er eine Aufführung verweigert. Es fällt dabei manches für die damalige Opernpraxis Interessante ab, wie dass ein Londoner Theater „die Schamlosigkeit gehabt, die einzelnen mit Klavierbegleitung im Stich erschienenen Stücke (von „Robert der Teufel“) von anderen arrangieren und instrumentieren zu lassen“ usw. Die weiteren Briefe zeigen vor allem auch, dass Meyerbeer ein Herz für die Orchestermusiker besass und der Generalintendanz der Berliner Kgl. Schauspiele Vorschläge unterbreitete, die Kammermusiker besser zu stellen. Überhaupt steht Meyerbeer als Mensch wohl makellos da, und D.s Urteil: „Car si Meyerbeer ne fut pas un grand musicien, il fut, quand même, un vrai grand homme“, ist etwas mehr als nur eine schöne Redensart. — J. G. Prod'hommes „Die Hugenotten-Premiere“ (**12995**) ist aus Anlass der 1000. Aufführung des Werkes in der Pariser Grossen Oper (1903) entstanden (die Erstaufführung fand am 29. Februar 1836 statt). Gounods „Faust“ hat trotz seines viel späteren Datums (1869) bereits 1300 Aufführungen erlebt. Der Aufsatz teilt auch einiges über die Entstehung des Werkes mit; so wurde der vierte Akt, der weitaus das Bedeutendste der ganzen Meyerbeerschen Kunst darstellt, am stärksten umgearbeitet, und zwar wegen des Sängers Nourrit. Ausser einigen Anekdoten sind auch einige Skizzen mitgeteilt, die für die spezielle Meyerbeer-Forschung von Interesse sind. —

Franz Lachner gehört heute so ziemlich unter die vergessenen Komponisten, die hundertste Wiederkehr seines Geburtstages (geb. 3. April 1803) verhalf ihm in den Musikzeitschriften zu kurzer Auferstehung. Indessen sind die Aufsätze kurz und nicht tiefer eingehend. Ich hebe den von M. Zenger (**13003**) hervor, weil er einer der ausführlichsten ist. Für die Oper kommt Lachner durch seine „Katharina Cornaro“ in Betracht, die einst zu den berühmtesten grossen Opern im Pariser Stil gehörte. Lachner war einer der grossartigsten Dirigenten seiner Zeit,

vor allem von Werken Beethovens, den er noch persönlich kannte. Z. weist mit Recht darauf hin, dass Lachner durch die ausgezeichnete Schulung des Münchner Orchesters Wagner indirekt die Wege geebnet habe. —

Die Aufsätze über Peter Cornelius sind alle in dem Ton liebenswürdiger Freundschaft gehalten; es gibt wohl keinen neueren Komponisten, der von den Musikschriftstellern zärtlicher behandelt würde wie der Schöpfer des „Barbier von Bagdad". R. Batka befasst sich (13009a) etwas ausführlicher mit dem „Cid", weist auf die Höhepunkte des Werkes hin, das aber trotz aller einzelnen Schönheiten niemals durchdringen wird. Im allgemeinen können die Aufsätze an dieser Stelle übergangen werden. Der Aufsatz von E. Istel (13008) deutet vor allem auf Cornelius' Übersetzertätigkeit Berliozscher Werke hin, die ganz bedeutend ist. Zu weit gegriffen ist das Urteil, dass Berlioz von „dämonischem" Einfluss auf Cornelius gewesen sei. Die beiden waren denn doch zu verschiedene Naturen, als dass dies trotz aller Begeisterung des Jüngeren vor dem Älteren hätte möglich sein können. —

E. von Komorzynskis (13010) Aufsatz über O. Ludwig bringt Literaturhistorikern nichts Neues, da in erster Linie Urteile von dieser Seite zitiert werden. Dass Ludwig eine „fragmentarische Natur", „ein halber Musikus, ein halber Tragikus" war, ist hinreichend bekannt, ebenso, dass Ludwig in der Vereinigung von Musik und Dichtkunst das Ideal erblickte. An musikalischen Werken hat Ludwig Opern, Lieder, Ballette und ein Requiem geschrieben. —

Das Interesse für Wagner und seine Werke erklärt einen Aufsatz K. Meys (13012) über A. Gyrowetz' „Hans Sachs-Oper", an die auch die Musikgeschichte nicht mehr dachte. Das Manuskript des Werkes, von dem man (nach den Mitteilungen M.s) nicht weiss, ob es jemals aufgeführt, trägt die Jahreszahl 1834 und befindet sich in Dresden. Textlich fusst es nicht auf dem Deinhardsteinschen Schauspiel (Wien 1828), wie Lortzings Hans-Sachs-Oper, obgleich Gyrowetz in Wien lebte. Das befremdet einigermassen, besonders da auch der Textdichter nicht bekannt ist. M. gibt eine dramaturgische Inhaltsangabe des Stückes und spricht sogar die Vermutung aus, dass Wagner damit bekannt geworden sei. Die Musik sei ziemlich unbedeutend, was sicher der Fall ist, wenn die andern Stücke nicht bedeutender sind als die mitgeteilte Romanze. —

Die Lortzing-Rubrik kann dieses Jahr ruhig übergangen werden, wie auch die über Nicolai, da für die Wissenschaft nichts Wesentliches abfällt. W. Altmann (13025a) veröffentlicht einen Brief Nicolais an Graf Redern, den Generalintendanten der kgl. Hofoper zu Berlin, in dem sich Nicolai um die erste Kapellmeisterstelle bewirbt und dabei ein kurzes Curriculum vitae gibt, das man mit Dank liest. —

Über die Wagner-Literatur sind im letzten Jahrgang einige Bemerkungen allgemeiner Art gemacht. Hier durchzukommen, fällt immer schwerer, da die Flut der Aufsätze und Bücher eher noch im Wachsen als im Abnehmen begriffen ist. Wenn die meisten Aufsätze auch in Musikzeitungen erscheinen, also sich an ein begrenztes Publikum wenden, so ist doch auch die Zahl allgemein gehaltener Zeitschriften, die Aufsätze über Wagner bringen, nicht gerade klein, steht aber dennoch wohl kaum in einem Verhältnis zu den Aufsätzen in musikalischen Fachorganen. Im allgemeinen darf man aber wohl sagen, dass gerade das allgemeine Interesse für Wagner der Musik die Tore mancher Zeitschriften geöffnet und ihr Hausrecht verschafft hat. Sache der Musikschriftsteller wird es sein, dieses spezielle Interesse für Wagner geschickt auch auf andere Gebiete der Musik hinüberzuleiten und warm zu halten. So rührt denn teilweise die Menge der Aufsätze daher, dass immer breitere Schichten über Wagner orientiert werden, wozu auch das Ausland sein Publikum stellt. Das erklärt die Physiognomie eines grösseren Teils der Wagnerliteratur; sie will orientieren, ein zahlreiches Publikum über Wagner und sein Werk unterrichten. Es ist also reine Bedarfsliteratur, die keinen Anspruch erhebt, Neues zu bringen, dafür aber viele Gedanken in weitere Kreise trägt. Das muss man immerhin berücksichtigen, wenn man über diese Literatur urteilt und über ihre Qualität den Kopf schüttelt; Popularisierungsbestrebungen sind von einer anderen Seite zu beurteilen als allgemein künstlerische oder wissenschaftliche. Indessen darf gerade bei der Wagnerliteratur nicht vergessen werden, dass die Sensation eine grosse Rolle spielt. Unverbürgte Anekdoten, sogenannte Erinnerungen, höchst unwichtige Briefe usw. nehmen einen Raum ein, der füglich für Besseres verwendet werden könnte. Wenn Kurt Mey (13032) in „Wagnerliteratur und Museum" den Vorschlag macht, die Österleinsche Wagnerbibliothek zu vervollständigen, und an die Verleger die Bitte richtet, ihre Bücher nach Eisenach einzusenden, so ist dies auch deshalb ein nur halbes Beginnen, weil die Buchliteratur ein nur unvollständiges Bild gibt. Vollends von einer „kulturellen Mission" zu reden, ist wieder eines der vielen Schlagworte, die ein Unternehmen populär machen sollen. Eine Wagnerzentrale wäre ja sicher wünschenswert,

wozu aber gleich die Öffentlichkeit damit behelligen! Wie verhältnismässig leicht wäre es für Bayreuth gewesen, das Österlein'sche Unternehmen fortzusetzen, indem es einen Bibliothekar eingesetzt hätte, der die Bücher eingefordert hätte, wie es bei Redaktionen der Fall ist. Man hätte diese Zentrale von Eisenach nach Bayreuth verlegen können, und Bayreuth wäre dadurch ein neuer Anziehungspunkt geworden. Schade, dass man an derlei Dinge in Bayreuth nicht zu denken scheint. — Was alles unter dem Namen Wagner segelt, nämlich durchaus Unverbürgtes, zeigt W. Tapperts „Blague-Literatur“ (**13034**), worin eine ganze Reihe unsinniger und unmöglicher Erlebnisse, die Wagner gehabt haben soll, zusammengestellt sind, wobei einzig wundernimmt, dass sich selbst grosse Tageszeitungen zur Kolportierung bereit fanden. —

Gesamtdarstellungen. Im übrigen kann der Wagnerabschnitt dieses Jahr kurz behandelt werden, da Bedeutendes nicht vorliegt. Ein Werk wie C. F. Glasenapps grosse Wagnerbiographie (**13035**) steht biographisch auf derart festem Grund, dass man nur dankbar sein darf, die Darstellung von Wagners Lebensgeschichte in derart fleissigen und aufopfernden Händen zu wissen. Es existiert bekanntlich keine Biographie eines grossen deutschen Mannes, die so ausführlich behandelt wäre, weil keine so früh begonnen und auf breiteste Grundlagen gestellt wurde, wie das Werk von G. Die Neuauflagen der einzelnen Bände enthalten wesentliche Ergänzungen, so dass man immer zu diesen greifen muss, um auf der Höhe zu stehen. — Ein altbekanntes Buch ist auch das von E. Schuré „Le drame musical: Richard Wagner, son œuvre et son idée“ (**13036**), dessen erste Auflage schon zu Wagners Lebzeiten erschienen ist (1875) und mit Recht gute Sympathien geniesst. — Was H. Fuchs mit seinem „R. Wagner und die Homosexualität (**13038**) will, zeigt schon der Titel. Man hätte erwarten können, dass das Buch sensationelles Interesse erregen würde, was aber nicht der Fall war. Die mir bekannten Kritiken vorurteilsloser Männer wiesen es glatt ab. — Gust. Levys „R. Wagners Lebensgang in tabellarischer Darstellung“ (**13039**) (erst 1904 erschienen) ist einzig deshalb interessant, weil man sieht, welche Hilfsmittel geschaffen werden, um Wagners Leben übersichtlich vor sich zu haben. Das Büchlein ist gründlich gearbeitet, was mit Hilfe der Glasenappschen Biographie kein sonderliches Verdienst ist. Als charakteristisch darf gelten, dass über Minna Planer keine Geburtsdaten gemacht sind, obgleich das Jahr 1815 als ziemlich sicher gilt. Aber diese Frau interessiert ja auch weiter gar nicht! —

Charakteristiken und Würdigungen. Der zwanzigste Todestag Wagners zeitigte eine ganze Menge Aufsätze, die ein bisschen Rückschau zu halten sich vornahmen. Die Urteile fallen dabei nicht allzu verschieden aus, insofern die Frage, ob z. B. Wagners Reformwerk wirklich ausgeführt worden sei, im allgemeinen verneint wird. Auf die Aufsätze näher einzugehen, hat aber wirklich keinen Zweck. In der Bibliothek keines Wagnerianers fehlt wohl W. Tapperts „Richard Wagner im Spiegel der Kritik“ (**13067**), die heute tatsächlich teilweise eine „Gemütsergötzung“ bedeutet. Neben sehr vielem rein Schmähendem und deshalb nicht Witzigem findet sich unter den Urteilen so manches echt Satirische, dass darüber selbst Wagner, der für gute Satire sehr empfänglich war, gelacht haben dürfte. Manches ist dabei geradezu von Hass diktiert, und insofern war mir das Büchlein immer interessant. Wenn der Hass, den das bayerische „Vaterland“ gegen Wagner empfand, für die Rheintöchterszene im „Rheingold“ das Wort „Hurenaquarium“ erfindet, so ist das immerhin ein wirklicher Witz, und der Sänger Heinr. Vogl zeigte sich nicht auf der Höhe der Situation, wenn er, da seine Frau eine der Rheintöchter sang, Klage wegen Ehrenbeleidigung seiner Frau erhob. Wie tief die Erregung auf beiden Seiten Wurzel schlug, sieht man aus solchen Vorkommnissen drastisch. T.s Sammlung verliert etwas an Wert dadurch, dass auch nicht besonders scharfe Ausdrücke (besonders aus der neueren Zeit) aufgenommen sind; es finden sich deshalb Männer in dem Büchlein verzeichnet, die auch keinen Augenblick an der Grösse Wagners gezweifelt haben. — Die vielen in der Bibliographie verzeichneten Aufsätze von Friedrich von Hausegger (**12916, 12927, 12981, 12989, 13057, 13071, 13117, 13124, 13156, 13177, 13184, 13191, 13198, 13219, 13282**) sind alle einem Buche, das sich etwas tiefsinnig „Gedanken eines Schauenden“ betitelt, entnommen. Es ist nach dem Tode H.s, des bekannten Ästhetikers und Verfassers des Werkes „Die Musik als Ausdruck“ erschienen, und zwar von seinem Sohne, dem Dirigenten und Komponisten Siegmund von Hausegger, herausgegeben. Der erste Teil des Buches, der uns einzig angeht, enthält unter dem Titel „Von lebendiger Kunst“ eine grosse Reihe Aufsätze vermischten Inhalts, in erster Linie über Richard Wagner. Die Aufsätze waren meistenteils Gelegenheitsarbeiten für Zeitungen und Zeitschriften, erfüllten als solche ihren Zweck, wären aber — und das gilt fast von allen — viel besser ihrem Schicksal überlassen, d. h. nicht gesammelt worden. Die Aufsätze wenden sich an ein Laienpublikum, klärten für die damalige Zeit in dankenswerter, d. h. enthusiastischer Weise (die für damals ganz die richtige Form war) insbesondere

über Wagner auf, können aber heute nicht mehr in tieferem Sinne interessieren. Hausegger hat das besondere Verdienst, schon früh gerade in Österreich für Wagner eingetreten zu sein, und das wird ihm die Geschichte nie vergessen. Aber was in diesen gesammelten Aufsätzen sich befindet, ist in künstlerisch tiefgehender und vor allem in wissenschaftlicher Beziehung heute doch so ziemlich überholt. Aufsätze, wie „Grétry“ und „Rousseau“, beinahe sämtliche (meist kurze) Kritiken über ältere und neue Opern usw. sagen zu wenig, als dass sie einen Neudruck lohnten, zeigen überdies, dass H. in bezug auf moderne Produktion nicht auf der Höhe stand. Da stehen, was positiven Gehalt anbelangt, z. B. die Kritiken Hanslicks unendlich viel höher. Oder wenn uns (S. 14, in dem Aufsatz „Zum Tode des Meisters“) gesagt wird: „Wagners Schöpfungen lassen die Frage nach Spezialkenntnissen, welche zu ihrem künstlerischen Genusse erforderlich wären, nicht offen. Sie bieten sich dem naiv Geniessenden dar. Wer sich ihnen hingibt, der erfährt ohne jede vordringliche Vermittlung zwischen Produzenten und Konsumenten ihre volle Wirkung und ihren ganzen Wert“, so begreift man einzig nicht, warum denn Wagner (der sich übrigens ebenfalls dieser Täuschung hingab) sein ganzes Leben hindurch sein Werk mit erklärenden Schriften umgab, und warum der ganze grosse Wagnerschriftstellerstand eigentlich existiert, warum H. selbst in seinen Aufsätzen die Werke Wagners zu erklären sucht, sich auch bemüht, selbst über seine Bayreuth-Eindrücke klar zu werden. Bei einer knappen Respektvermeldung vor diesem, ohne den Willen des Autors herausgegebenen Buch H.s wird man es bewenden lassen müssen. Der zweite Teil des Buches, „Kunstlehre“ betitelt, enthält Aufsätze rein ästhetischen Inhalts und wiegt bedeutend schwerer als der erste. Doch gehört seine Besprechung nicht an diese Stelle. — Dass sich auch Aufsätze gegen den übertriebenen Wagnerkultus wenden, ist eine natürliche Folge. Sie rühren dabei durchaus nicht immer von Männern her, denen das Wagnersche Kunstwerk nicht sympathisch wäre, sondern im Gegenteil von solchen, denen es heiliger Ernst mit ihm ist. Es gehören hierzu ausser den Nummern **13068**, **13069** auch Aufsätze, die in anderen Rubriken zu finden sind. Eine Gefahr für Wagner selbst darf man in der massenhaften Aufführung seiner Werke sehen, die unbedingt dazu dienen muss, die Wirkung gerade der grossen Werke allmählich abzuschwächen. Zwar liegt die Zeit hinter uns, die in dem Wagnerschen Musikgefühl das normale erblickte und von hier aus an andere frühere Werke trat; aber gerade die in den Zeiten stärksten Wagnerschen Fühlens nicht unterdrückbare ältere Musik weist auf die Gefahren hin, die ein allzu starker Wagnerkultus in sich birgt, nämlich vor allem die der Übersättigung. —

Die Rubrik „Erinnerungen“ bietet durchaus keine Ausbeute, hingegen etwas mehr die folgende „Einzelne Abschnitte aus Wagners Leben“. W. Altmanns „R. Wagner und die Berliner Generalintendantur“ (**13079**) bringt direkt Beiträge zur Biographie, um die selbst der fleissige Glasenapp nicht herumkommen wird, da er die Registraturen der Opern von Berlin und auch andern Städten nicht benutzt hat. — A. befasst sich mit Berlin; die in Frage kommenden Werke, um deren Aufführung es sich handelt, sind der „Fliegende Holländer“ und „Tannhäuser“. Es lässt sich daraus gar manches entnehmen: Wagner war damals (Brief von 1841) noch sehr bescheiden, wenn er schreibt, man könne zu dem (nicht abendfüllenden und noch nicht beendeten) Holländer noch ein kurzes Ballett oder sonst ein kleines Stück geben. Ein Brief Meyerbeers an die Intendantur zeigt, wie dieser für Wagner eintrat. Die ganzen Verhandlungen wegen Aufführung dieses Werkes und später des „Tannhäuser“ sind mitgeteilt, worauf einzig verwiesen sei, da an dieser Stelle die Registrierung zu weit führen würde. — Der „Roman Richard Wagners“ von A. O. von Pozsony (**13080**) ist unverfänglicher als sein Nebentitel „Herzensgeschichten des Kompositeurs“ vermuten lassen könnte. Er steht zu einem guten Teil auf biographischem Boden, schmückt selbstverständlich vieles aus, ist aber — und das dürfte der Grund sein, warum das Buch keinerlei Aufsehen erregte — nicht sensationell, nicht phantasievoll genug geschrieben. An und für sich ist Wagners Leben selbst schon ein Roman, so dass man gar nicht viel zu tun braucht, um daraus einen wirklichen Roman zu machen. Wir wissen aber zu viel von Wagner, als dass sich Romane à la Polko zimmern liessen. —

Persönliche, literarische und musikalische Beziehungen. Was sich hier findet, geht fast alles die engste Wagnerbiographie an, Neues, d. h. solches, was wirklich neue Aufschlüsse über den Künstler und Menschen Wagner geben würde, ist selten zu konstatieren. Wer insbesondere all die Menge Briefe Wagners an diese und jene Leute liest, mit denen er zu tun hat, stösst auf viele musikalische Geschäftsbriefe, die allmählich sehr ermüdend wirken. In den etwa Dutzend Briefen Wagners an Apt (**13082a**) kommt kaum ein Satz vor, der einem nicht in dieser oder jener Form bekannt wäre. — Wichtiger sind die Briefe an F. Feustel (**13089**), die die Anknüpfungen, überhaupt die Verhandlungen mit Bayreuth enthalten. Hierfür von Wichtigkeit, stellen sie ebenfalls in erster Linie Geschäftsbriefe vor. —

Der Brief Wagners an Ottomar Beta (**13086**) bringt einige Bemerkungen über dessen Buch „Deutschlands Verjüngung" und den Ratschlag, dass der Autor sein Buch lieber Bismarck widmen möchte. — In Batkas „R. Wagner und H. Gottwald" (**13090a**) sind ebenfalls einige bis dahin unbekannte Briefe Wagners mitgeteilt, die an den Prager Musiker Gottwald gerichtet sind, der gelegentlich bei einer Aufführung von Wagners Faust-Ouvertüre (1855) energisch für das Werk eintrat und, wie B. berichtet, es auch eingehend besprach. Der Brief Wagners ist nicht uninteressant, weil daraus hervorgeht, dass die Ouvertüre eigentlich gegen seinen Willen veröffentlicht wurde und es „Torheit und unzurechtfertigender Leichtsinn sei, unsern Taktschlägern und Publizisten eine Komposition dieser Art, in welcher sich Stimmungen und Anschauungen ausdrücken, zu denen jene nun und nimmermehr kommen können, so ohne allen Schutz und ohne jede Sicherung eines nur erträglichen Verständnisses hinzugeben." — Das Verhältnis zu König Ludwig II. während der Jahre 1864 und 1865 hat S. Röckel in dem Buche „Ludwig II. und R. Wagner" (**13094**) ausführlich dargestellt und sich, da er vieles Neue bringt und den Gegenstand mit grossem Ernst behandelt, ein bedeutendes Verdienst erworben. Vielleicht hätte Wagners Beteiligung an der Politik etwas schärfer herausgearbeitet werden können, denn dass hierüber selbst engste Freunde Wagners den Kopf schüttelten und sich ihre Gedanken machten, sieht man vor allem aus Briefen von Peter Cornelius, die allerdings erst 1905 herausgegeben wurden. Seinen Wert besitzt das Buch besonders durch Beigabe von Briefen Ludwigs II. und sonstigen Dokumenten, die über das einzige und grossartige Verhältnis der beiden Männer ein helles Licht werfen. Für nüchterne Menschen sind allerdings diese Briefe nicht, nichts vermag aber die ganze faszinierende Gewalt Wagners klarer zu zeigen als die Freundschaft, die der junge König diesem Künstler entgegenbrachte. Die Wagnerbiographie zählt das Buch zu den wichtigeren Werken. — Die Aufsätze über verstorbene Anhänger Wagners, wie über Porges, Muncker, Reichmann, können hier übergangen werden, wie auch die ganze Rubrik „Lokale Beziehungen". Von A. Steiners Arbeit über „Richard Wagner in Zürich" (**13118**) ist der letzte Teil erschienen, der die Jahre 1855—1858 behandelt. Das im letzten Jahr über die Publikation gefällte Urteil kann auch diesmal mit gutem Gewissen wiederholt werden. Nicht ohne Interesse ist die Arbeit durch Beigabe des Porträts der Züricher Freunde Wagners, die man nirgends so leicht zusammenfinden dürfte. —

Wagners geistige Persönlichkeit. Hier sei besonders auf das Buch von O. Hartwich „Richard Wagner und das Christentum" (**13130**) aufmerksam gemacht. Einige Bemerkuugen allgemeiner Art findet man schon im letzten Jahrgang dieser Berichte (S. 516). Den Anlass bot damals ein Vortrag von Laudien (JBL. 1902 N. 6653). Hier dagegen hat man es mit einer viel umfangreicheren Schrift des in der religiösen Literatur bekannten Pastors Hartwich in Bremen zu tun, der in seinem Buch eine, wie man es nennen kann, prinzipielle Untersuchung des Wagnerschen Erlösungsgedankens gibt. Das Buch bringt den Beweis, wie eminent stark Wagners Ideen gerade religiös geschulte Männer anzuziehen vermögen, und wie manches hier in der Zukunft noch zu erwarten ist. Es ist nicht leicht, Wagner auf seinen religiösen Kreuz- und Querzügen zu verfolgen und sich vor allem die Lust nicht verleiden zu lassen, dies zu tun. Hier vermögen die Prosaschriften eher zu verwirren, als klar zu weisen, während seine Werke, ihr philosophischer Kern, überaus einheitlich sind. Das wichtigste und vor allem nützlichste Kapitel H.s ist deshalb „Das Erlösungsproblem in den Musikdramen", wo in einer Schärfe der Wagnersche Erlösungsgedanke herausgearbeitet ist, dass der Verfasser mit Recht behaupten darf, er fülle mit dieser Schrift eine Lücke in der Wagnerliteratur aus. Allerdings geht er zu weit, wenn er sagt, man scheine sich des Zusammenhanges noch nicht bewusst geworden zu sein, in welchem die einzelnen Musikdramen mit der jeweiligen religiösen Entwicklungsstufe ihres Schöpfers stehen (S. VI). Klarheit erzielt die Schrift durch Aufstellung der zwei Begriffe „Naturrecht" und „Vertragsrecht", die durch Wagners ganzes Denken und Fühlen gehen. Soviel ich weiss, hat das Buch keinen sonderlichen Eingang gefunden, wenigstens nicht in allgemeineren Kreisen. Nichtsdestoweniger handelt es sich um eine der Schriften über Wagner, die tatsächlich ernst zu nehmen sind. Die Entwicklung der Bedeutung Wagners, speziell in religiöser Beziehung, wird man nur mit Interesse verfolgen können. — Guido Adler, Professor der Musikwissenschaft an der Universität Wien, weist in „R. Wagner und die Wissenschaft" (**13125**) auf die Irrtümer hin, die Wagner besonders in seinen historischen Exkursen über Musikgeschichte unterlaufen sind, die aber immer noch gläubig (es soll auf ein frappantes Beispiel noch verwiesen werden) nachgebetet werden. Es handelt sich hierbei um nackte Tatsachen, gegen die sich niemand verschliesst, der die Geschichte der Musik kennt. Dass dazu Otto Kunz mit „Beckmesser am Katheder" zu antworten suchte, ist eines der Charakteristika des übertriebenen Wagnerkultus, über die man selbstverständlich zur Tagesordnung schreitet. —

Wagnerfeier, Wagnerdenkmal, Wagnermuseum. In Berlin wurde 1903 das Wagnerdenkmal Eberleins enthüllt. Diese Berliner Angelegenheit hat ungemein viel und zwar recht unnötiges Aufsehen erregt, nämlich durch die ganze Art der Veranstaltung, bei der sich der Kommerzienrat Leichner in den Vordergrund stellte, wozu er durch seinen grossen pekuniären Beitrag für die Ausführung des Denkmals sich berechtigt glaubte. Es hiesse der ganzen Angelegenheit, die in Tageszeitungen und Zeitschriften mit einer Art Wonne ausgeschlachtet wurde, zuviel Ehre antun, wollte man sie nochmals ausführlicher zur Sprache bringen. Indessen hat sie auch eine literarisch-künstlerische Seite, die in der Frage: „Wie ist Richard Wagner vom deutschen Volke zu feiern?“ zum Ausdruck kommt. H. Thode **(13134)** hat sie zuerst aufgeworfen und mit ihrer Beantwortung eines der charakteristischen Dokumente für die heutige Bayreuther Auffassung Wagners an die Hand gegeben. In Kürze heisst sie: Alle frühere Kunst, mit Ausnahme der der Griechen, d. h. des griechischen Dramas, ist eine Vorbereitung auf diejenige Wagners. Folglich hat das Fest das Bedeutendste an dichterischen und musikalischen Werken zu bieten, was die Literatur aufweist, natürlich mit besonderer Berücksichtigung gerade dessen, was Wagner besonders zugesagt und was er gekannt hat. Th. sucht dies damit klar zu machen, dass er einen Abriss der Kunstgeschichte (Dichtung und Tonkunst) in durchaus Wagnerscher Beleuchtung gibt, wobei dann all die durchaus unhaltbaren Ansichten Wagners z. B. über die Entstehung der Oper, der Sinfonie, der Sonate wieder hervorgebracht werden, mit deren Beseitigung eine ernste Wissenschaft schon seit Jahrzehnten bemüht ist. Man muss sich sogar sagen lassen, dass erst Wagner „die richtige Beantwortung“ der Frage nach dem Wesen und der Entstehung der Oper gegeben hat. Wenn solche Dinge von einem Manne der Wissenschaft wie Th. noch im Jahre 1903 in grosse Mengen des Volkes (der Vortrag wurde in der Philharmonie zu Berlin gehalten, in der „Musik“ gedruckt und dann noch separat verbreitet) getragen werden, da darf man billig nicht erstaunt sein, wenn ernste Männer sich der Bayreuther Gedankenwelt entfremden, so dass man dahin kommen wird, das Kind mit dem Bade auszuschütten. Th.s Feier-Programm (es umfasst zehn Abende) wurde da und dort heftig angegriffen, so von K. Storck unter dem gleichen Titel **(13135)**, der insbesondere den Gedanken einer Vorbereitung der früheren Kunst auf Wagner zurückweist, im übrigen den Vorschlag macht, eine Wagnerfeier mit unentgeltlichen Festspielen für minder Bemittelte zu veranstalten, ein Gedanke, der auch anderwärts, z. B. bei P. Zschorlich „Das Wagnerdenkmal in Berlin“ **(13145)**, wiederkehrt. Die ganze Rubrik ist im übrigen durchaus unfruchtbar. —

Von den „einzelnen Briefen“ **(13147—55)** ist keiner derart, dass Kreise der Jahresberichte damit behelligt zu werden brauchten. —

Werke: Allgemeines. Auf O. Weiningers, des so schnell durch sein Buch „Geschlecht und Charakter“ bekannt gewordenen Schriftstellers, kurzen Aufsatz „Über den Gedankengehalt der Werke R. Wagners“ **(13158)** sei insofern verwiesen, als W. überaus stark für Wagner eintritt und ihn geistig und künstlerisch hoch einschätzt. — H. von der Pfordtens „Handlung und Dichtung usw.“ **(13159)** ist einer der zahlreichen Führer durch Wagners Werke, und zwar einer der beliebtesten. — H. Tomicichs „Von welchem Werke Richard Wagners fühlen Sie sich am meisten angezogen?“ **(13160—61)** ist eine der Rundfragen, die heutzutage zur Landplage geworden sind. T. bezweckt nicht mehr und nicht weniger als „ein literarisches Monument, eine kulturgeschichtlich wichtige Augenblicksaufnahme des gegenwärtigen Standes der Wagnerbewegung unter den „Ersten und Besten der modernen Welt“. Die Ersten und Besten haben aber meistens gar nicht geantwortet, weil sie sonst ihre beste Zeit zur Beantwortung solcher Fragen verwenden müssten. Da nun also die Auswahl unter den „Ersten und Besten“ einigermassen dürftig ausfällt, so hat auch das Resultat der statistischen Zusammenzählung nur bedingten Wert. Da aber das Resultat zutage gekommen ist, welches man erwarten konnte, nämlich, dass „Die Meistersinger“ das beliebteste Werk des gebildeten Deutschlands sind, so kann man es immerhin anführen. Würde man in weiteren Kreisen forschen, so wäre Lohengrin das erkorene Werk, worüber die Theaterstatistiken ein viel genaueres Urteil geben als jede künstliche und deshalb sehr anfechtbare Statistik. Die Theaterstatistik lehrt aber auch (Deutscher Bühnen-Spielplan 1904—5 z. B.), dass von den späteren Werken Wagners die „Meistersinger“ an vorderster Stelle stehen. Unter den Antworten fallen nicht allzu viele als besonders interessant auf, so dass man die Lektüre sehr bald satt hat. — Der Aufsatz von P. Schubring „Die Natur bei Richard Wagner“ **(13167)** ist eine glückliche Untersuchung, wie Wagners Gestalten aus der sie umgebenden Natur herauswachsen. Die Werke (die Untersuchung wird an dem Ring der Nibelungen und Parsifal angestellt) seien Naturgedichte, in denen „die redenden Menschen mit den stumm sich auswirkenden Elementen eine unauslösbare Einheit bilden“. „Die Natur ist stets im höchsten Sinne beteiligt,

sie webt ihr Spiel in das Spiel (sic) der Götter und Menschen." Es ist das ein überaus interessantes Thema, und es ist zu bedauern, dass Sch. nicht etwas mehr Vergleichsmaterial herbeizieht (einzig aus Schillers Tell). Es hätte das Sch.s Resultat auch im weiteren Sinne bestätigt, nämlich, dass bei keinem grossen deutschen Dramatiker die Natur eine derartige Rolle spielt wie bei Wagner. Gerade von hier aus begreift man auch, warum Wagner auf die Natürlichkeit der Szene ein derartiges Gewicht legte. Musikalisch liessen sich Sch.s Untersuchungen in ähnlichem Sinne ergänzen. Mit Händel und Beethoven ist Wagner der grösste Komponist reicher Naturschilderungen. —

Tannhäuser. Hier sind die Aufsätze W. Golthers (**13173**) und G. Münzers (**13174**) über die beiden Tannhäuser-Ausgaben zu nennen, die sich insofern ergänzen, als der eine die dichterische, der andere die musikalische Seite in Betracht zieht. Es handelt sich dabei um die Frage, ob der ursprünglich deutsche oder der aus der französischen Bearbeitung zurückübersetzte Tannhäuser für die Aufführung zu empfehlen sei. Münzer entscheidet sich für die erste, Golther für die zweite Fassung, für die sich auch Wagner selbst entschieden aussprach. Auf den Bühnen selbst haben wir eine Übergangsform, und es ist Golther wohl zuzustimmen, dass man entweder den „Ur-Tannhäuser" oder aber die Bearbeitung aus letzter Hand wählen solle. —

Lohengrin. Mit diesem Werk befassen sich in ernster Weise Aufsätze von R. Batka (**13176**) und von R. Petsch (**13178**). Die Aufsätze Batkas sind, was noch bemerkt werden möge, einem Buch „Kranz" entnommen, das eine Sammlung der wichtigsten Aufsätze des bekannten Musikschriftstellers enthält, die denn auch manches bieten, was über das Tagesinteresse hinausgeht. B. sieht das Problem darin, dass Lohengrin, nicht Elsa, die Schuld an dem Bruche trägt, weil Lohengrin den Gralsritter nicht in sich zu überwinden vermochte, und er ferner, unkundig der Psychologie des Frauenherzens, die Unklugheit begeht, in der Brautgemachszene mit den Worten: „Dein Lieben muss mir hoch entgelten usw." Elsa unbewusst geradezu zu beleidigen. Das ist sehr fein gedacht, vielleicht zu fein, als dass es sich wirklich so verhielte. Petsch beantwortet die Frage gerade umgekehrt, insofern es für Lohengrin eben ganz unmöglich sei, auf Erden eine ihm ähnliche göttliche Seele zu finden. Elsa ist der Liebe, wie sie Lohengrin verlangt, in gesteigerten Augenblicken (erster Akt) fähig, „sobald aber die Not vorüber ist, erlahmen der Seele Flügel und das ‚Allzumenschliche' tritt in seine Rechte". Dass Batkas Darlegung viel psychologisch feiner ist, ist klar; man wird sich bei ihm aber daran stossen, ob es auch im Plane Wagners war, dass Lohengrin sein Gralsrittertum wirklich überwinden wollte. — M. Steuers Schrift „Die erste Aufführung des Lohengrin" (**13180**) bietet den Abdruck eines Referates von Lobe über die Weimarer Uraufführung (28. August 1850) in der Musikzeitschrift „Signale", das zeigt, wie der bekannte Theoretiker sehr warm für das Werk eintrat und sehr verständige Worte der Beurteilung zu finden wusste. —

Tristan und Isolde. Das Ausführlichste hierüber aus diesem Jahre stammt von H. Porges (**13185**), dessen noch zu Lebzeiten Wagners verfasste und von diesem sehr warm aufgenommene Arbeit von H. von Wolzogen in den „Bayreuther Blättern" herausgegeben wurde. Wagner lobt besonders die Darlegung des zweiten Aktes. Ein näheres Eingehen versagt sich hier; als Tristanstudie wird die Arbeit ihren bleibenden Wert behalten. — Ebenso kann auf die unter N. 13181 angeführten Tristan-Aufsätze hier nur verwiesen werden, da jedes Eingehen auf diese psychologisch so bedeutende Schöpfung breitere Darlegungen mit sich führen würde. —

Die Meistersinger von Nürnberg. Hier sei die Schrift von R. Petsch „R. Wagner. Die Meistersinger" (**13195**) besonders deshalb genannt, weil sie den Beweis liefert, dass Wagners Schöpfungen in rein dichterischer Beziehung sich den Platz erobert haben, um neben den Werken anderer „deutscher Dichter des 19. Jahrhunderts" „für Schule und Haus" erläutert zu werden. Dass dies ein Fortschritt im Wagnerschen Sinne ist, bedarf keines Beweises, denn eine der wichtigsten Wagnerfragen wird sein, dass die geeigneten Dichtungen gerade auch einmal in der Schule erklärt werden, weil dies der Weg ist, um auch Wagners Musik verstehen zu lernen. Denn diese Erfahrung dürfte jeder gemacht haben, dass für Erschliessung der Wagnerschen Musik Kenntnis und Verständnis der Dichtung gerade Wunder leisten, und dass selbst nicht sonderlich musikalische Menschen zu der Musik rasch eine Stellung finden. Mit den „Meistersingern", die überall auf realem Boden bleiben, den Anfang zu machen, ist sicher das Richtige, und die Zeit ist vielleicht nicht mehr so fern, in der in den oberen Klassen von Gymnasien dieses Werk gelesen und erläutert wird. Das Verständnis für Wagner gerade schon in der Jugend zu erwecken, wird sicher wichtiger sein als sämtliche Parsifalfragen. An die engeren Wagnerianer wird man sich dabei allerdings nicht halten dürfen,

denn diese würden mit ihren exaltierten Hymnen auf Wagner die Sache nur verderben. Die Schrift von P. ist klar und sachlich und auf den Standpunkt der allgemeinen Bildung gestellt. —

Der Ring des Nibelungen. Über dieses Werk, das der Interpretation sowie der Inszenierung die meisten Schwierigkeiten bietet, erscheinen alljährlich eine grössere Menge Aufsätze und auch grössere Arbeiten. Bei all den vielen Interpretierungen sich an das zu halten, was Wagner selbst über dieses Werk gesagt hat, erscheint hier das Nächstliegende, und S. Röckels „Was erzählt R. Wagner über die Entstehung seines Nibelungengedichts und wie deutet er es?" **(13200)** kommt diesem Bedürfnis entgegen. Es handelt sich aber um nichts Neues, da die betreffende Schrift nichts weiteres als die in dem Briefwechsel zwischen Wagner und August Röckel enthaltenen Äusserungen über das Nibelungengedicht enthält. Diese können aber, obgleich sie von Wagner kommen, nicht durchaus als bindend gelten, weil sie aus den 50er Jahren stammen, Wagner aber während der Komposition noch sehr viel in die Musik legte, woran er bei Abfassung seiner Briefe an Röckel sicher gar nicht dachte. Aus diesem Grunde dürfen diese Briefe nur mit einiger Vorsicht als Quelle benutzt werden. — Von den übrigen Aufsätzen über dieses Werk seien noch die von Moritz Wirth „Das Spiel der Darsteller im ersten Akt der Walküre" **(13206)** und „Die Tischszene, Tür und Baum in der Walküre" **(13207)** genannt. W. ist in seiner Art der scharfsinnigste Wagnerschriftsteller, sein Bestreben, aus der Musik die allersubtilsten Dinge zu lesen, geht aber so weit, dass kaum ein Mensch ihm in seinen Interpretationen voll zustimmen wird. Aber die Methode W.s, die Musik auf ihre feinsten Bewegungen, Klangfarben usw. zu prüfen, hat insofern viel für sich, als sie das Musikhören und -geniessen sehr stark auch unter die Verstandestätigkeit stellt. Das wäre an und für sich ein sehr gesundes Prinzip und würde dem nebelhaften Musikfühlen einen Stoss versetzen. Die rein verstandesmässige Methode W.s geht aber in dieser Beziehung unbedingt zu weit. Bei dem Aufsatz „Die Tischszene usw." handelt es sich einzig um einige überaus scharf durchdachte szenische Vorschläge, gegen die man nicht viel einzuwenden haben wird; der zweite Aufsatz „Das Spiel der Darsteller usw." geht auf die Entwicklung der Handlung in der ersten Szene der Walküre und auf die Psychologie der Personen in einer Weise ein, die dem Leser eine Menge neuer Aufschlüsse gibt. —

Parsifal. W. Tapperts Aufsatz „Das Gralthema in Richard Wagners Parsifal" **(13222)** weist nach, dass das betreffende Thema aus dem katholischen Kirchengesange stammt, und dass es ausser von Wagner und Mendelssohn (in seiner „Reformationssymphonie") von verschiedenen Komponisten benützt worden ist. —

Die Parsifalfrage ist gerade in diesem Jahre besonders stark ventiliert worden, als New York eine Aufführung des „Parsifal" projektierte und dann (1904) auch durchführte. Die Rechtsfrage geht uns hier nichts an. Dass die Aufführung in ihrer Art ein „Raub" war, ist wohl nicht zu bezweifeln. Wichtiger ist die Frage, ob Bayreuth sich nach Ablauf der 30jährigen Schutzfrist das Werk reservieren kann, wozu es eines besonderen Paragraphen im Gesetzbuch bedürfte. Die Folge waren ein „Parsifalbund" und viele Erörterungen in der Presse. Die Meinungen sind ziemlich verschieden und kommen besonders im Jahr 1904 zum Ausdruck. H. von Wolzogens „Bayreuth und sein Parsifal" **(13259)** verdient hierbei hervorgehoben zu werden, weil W. die Gründe, dass Parsifal nur Bayreuth gehöre, am reinsten entwickelt. Es hat beinahe etwas Rührendes, wie dieser in der Wagnersache ergraute Schriftsteller immer wieder zur Feder greift und ihm längst Geläufiges einer so vielfach anders denkenden und fühlenden Welt mitzuteilen sucht. Kurz ausgedrückt, wird die Parsifalfrage von Bayreuth aus als eine Probe auf das deutsche Volk aufgefasst. Wann wird „sein künstlerisches Empfinden und Verständnis so weit herangebildet sein, dass man aus seiner Mitte nicht mehr den vielstimmigen Ruf des Egoismus vernimmt: Ich will den Parsifal haben, sondern die einstimmige Erklärung: Bayreuth soll den Parsifal haben". Im allgemeinen verhält man sich ziemlich ablehnend gegen das angestrebte Monopol Bayreuths für dieses Werk, was in einer Reihe von Aufsätzen zum Ausdruck kommt. Darüber ist man sich nun so ziemlich einig, dass Bayreuth selbst bei Preisgabe des „Parsifal" seine Anziehung und damit seine Wirkung nicht verlieren wird, was der rege Besuch von Aufführungen der anderen Werke, die auf allen Bühnen gegeben werden, deutlich zeigt. Der „freie" Parsifal wird im Gegenteil das Verlangen nach dem Bayreuther Parsifal um so lebhafter steigern. Insofern bliebe nur das Argument der „Entweihung" durch Aufführung des Werkes auf gewöhnlichen Bühnen als stichhaltig. Und auch hier lassen sich viele Stimmen vernehmen, die in der „Entweihung" kein genügend stichhaltiges Moment erblicken, dass der „Parsifal" auf Bayreuth beschränkt bleibe. Dass besonders unsere grossen Bühnen durch Wagners Wirken und das Vorbild Bayreuths manches gewonnen haben, darf nicht unberücksichtigt bleiben. Ein Vorschlag (ich weiss nicht, ob er

original ist, er verdient aber angemerkt zu werden) P. Zschorlichs in dem Aufsatz „Parsifalomanie" (Zeit 4, S. 724/9) geht sogar dahin, dass Bayreuth das Werk schon jetzt frei gebe, aber nur unter Bedingungen, die eine würdige Aufführung verbürgen, ferner nur bei besonderen Gelegenheiten, an Weihnachten, Ostern oder am Karfreitag. Der Gewinn wäre, dass das Werk schon 1913 im deutschen Volke Wurzel gefasst hätte und es keine „Repertoire-Oper" werden könnte. Denn Bayreuth könnte gerade jetzt noch mit den einzelnen Bühnen Kontrakte auf beliebig viele Jahre abschliessen. Auch haben wir ausser dem „Parsifal" Werke, die durch ihren weihevollen Charakter sich ganz von selbst zu Festtagswerken ausgebildet haben, wie Bachs Matthäuspassion, die fast ausschliesslich in der Karwoche aufgeführt wird. Das sensationelle Interesse am „Parsifal" wird sich legen, sobald er überhaupt einmal in die Welt eingeführt ist. Und ferner hat man kunsthistorisch ein gewisses Recht, zu erfahren, wie der „Parsifal" die Probe in der grossen Welt besteht. Es gibt eine grosse Anzahl edelster Werke, die eine Menge Verstümmelungen ertragen mussten und gerade dadurch ihre Lebensfähigkeit bewiesen. Und noch etwas ist es, womit Bayreuth nicht ganz unbedenklich operiert, nämlich mit dem Begriff „deutsches Volk". Noch nicht allzuviele von dem deutschen Volk haben den „Parsifal" in Bayreuth kennen gelernt und sie finden deshalb keinen zwingenden Grund, für ihn einzutreten. Denn eintreten für eine Sache kann man nur dann, wenn man sie auch wirklich kennt. Das deutsche Volk im weiteren Sinne hatte noch keine Gelegenheit, das Werk kennen zu lernen, und dennoch verlangt man von ihm, dass es sein Urteil im Sinne Bayreuths abgebe. Wolzogen hat auf diese Frage die stereotype Antwort: Der ausserbayreuthische Parsifal wäre eben gar nicht der rechte Parsifal. Da müsste man wieder von vorn anfangen und sagen, dass auch ein weniger vollendet dargestelltes Werk seine grosse Wirkung ausüben kann, da diese nicht allein von einer guten Aufführung abhängig ist. Wäre dies der Fall, so wäre eine Menge grosser Werke geradezu zugrunde gegangen, weil die Möglichkeit halbwegs einwandfreier Aufführungen gar nicht gegeben war. Dennoch drückten sie sich, selbst in entstellter Form, allmählich durch und übten, was das Wichtigste ist, ihre Wirkung aus. Da die Parsifalfrage in den nächsten Jahren disputiert wird, so waren einige prinzipielle Bemerkungen auch an dieser Stelle notwendig. —

Was die Opernkomposition der Gegenwart betrifft, so wäre es verfehlt, auf all die Aufsätze auch nur mit einigen Worten einzugehen. Über jede neue Oper kann man so viele Urteile hören, als Besprechungen vorliegen. Man muss hier warten, bis die Zeit genügend gesiebt hat. Deshalb sei einzig auf einige allgemeine Aufsätze aufmerksam gemacht, so auf R. Batkas „Die moderne Oper" (**13260**) und Leop. Schmidts „Das Opernwesen der Gegenwart" (**13262**). Batkas allgemeine Charakteristiken, besonders über die ältere Oper (z. B. „Die alte Oper wollte ihr Publikum unterhalten und mühelos geniessen lassen"; oder „die alte Oper hatte niemals die Absicht gehegt, die Wirklichkeit zu schildern" — die komische Oper des 18. Jahrhunderts beruht vielmehr gerade auf dieser Absicht und wählt die Wirklichkeit als schärfsten Trumpf gegen die Renaissanceoper), sind oberflächlich und sagen vor allem wenig; einzig geben sie ein allzu bequemes Mittel, recht drastisch zwischen früher und jetzt zu unterscheiden. An derlei Dinge darf man sich nicht stossen, sondern muss sich an manche der von gesundem Blick zeugenden Bemerkungen über moderne Opern und Operverhältnisse halten. Die wichtigsten Opern seit Wagner passieren Revue. — Ein der Wissenschaft Dienste leistender Artikel ist W. Altmanns Studie „Spontini an der Berliner Oper" (**13330**), deren Wert in den beigegebenen Dokumenten besteht, die über das Verhältnis Spontinis zur Intendanz und auch zu König Friedrich Wilhelm IV. wertvolle Auskunft geben. Hat auch Spitta schon das Aktenmaterial benützt, so ist doch A.s Veröffentlichung dankenswert, da verschiedenes in der Stellung Spontinis zur Berliner Oper klarer wird. A. stellt sich bei der Beurteilung Spontinis wohl etwas zu einseitig auf den deutschen Standpunkt, auf die Seite des Grafen von Brühl, und denkt zu wenig daran, wie schwer auch für Spontini die Stellung sein musste. Es ist wohl ein etwas starkes Wort, dass Brühl, wenn ihm nicht Spontini aufgezwungen worden wäre, die Berliner Oper zur ersten des damaligen Europa gemacht hätte, oder dass Spontini „doch jedenfalls ein recht guter Dirigent gewesen" sei. — Wissenschaftliche Beiträge enthalten R. Krauss' Arbeiten über die Stuttgarter Oper: „Stuttgarter Opernkomponisten im Zeitalter König Friedrichs" (**13350**) und über „Die württembergische Hofoper unter Jomelli (**13351**), die mir leider nicht zu Gebote standen, aber teilweise aus späteren Publikationen des Verfassers bekannt sind. —

Aus der Rubrik „Operette" kann E. Urbans Artikel „Die Wiedergeburt der Operette" (**13390**) hervorgehoben werden, weil er eine gute Kenntnis neuer französischer Operetten offenbart, für die man dankbar ist. Wenn U. energisch auf Offenbach verweist und von ihm Rettung aus der Operettenmisere erhofft, so

wird man ihm im allgemeinen nur zustimmen können. U. denkt dabei speziell an eine Berliner Operette mit Männern wie B. Zepler, H. Holländer und P. Lincke. Ob uns aber von Berlin aus von diesen Männern das Heil erblühen wird, ist doch mehr als zweifelhaft. Der echte Berliner verfügt ja sicher über einen guten Witz, aber bisher hat sich weder in der Lustspiel- und Schwank-Literatur noch in der Operette gezeigt, dass etwas künstlerisch höher Stehendes in schöpferischer Beziehung aus der Stadt fragwürdiger Couplets zu erwarten ist. Zu einer Operette im Offenbachschen Stil bedarf es aber vor allem grösserer politischer Freiheit, als sie in Deutschland anzutreffen ist. Wenn schliesslich U. die Operette der Zukunft als Hilfsmittel zur Wagnertrennung benützen will, so lässt sich hier sagen, dass die Operette und ihr Publikum von dem Wagnerschen Musikdrama so sehr getrennt sind, dass von einem Einfluss der Operette auf die übrige Musikproduktion und das Musikpublikum wohl kaum jemals die Rede sein kann. —

Didaktik.

(IV, 5 = N. 13408—14228.)

Eduard Spranger.

Popularphilosophie: 18. Jahrhundert (M. Mendelssohn, J. G. Hamann). — 19. Jahrhundert: W. von Humboldt; E. M. Arndt, R. Wagner, H. von Stein. — Gegenwart (J. B. Staub). — Didaktische Literatur der Gegenwart: Essaysammlungen. — Verschiedenes. — O. Weininger. — Aphorismen. — Weltanschauung und ihre Geschichte. — Naturwissenschaft. — Darwinismus. — Religiöse Weltanschauung. — Allgemein-religiöse Probleme. — Babel- und Bibelstreit. — Christliche Theologie. — A. Kalthoff. — Katholizismus. — Jesuitismus. — Reformkatholizismus. — Protestantismus. — Reformreligionen (Theosophie, Buddhismus, Freimaurerei). — Gesellschaft für ethische Kultur. — Freidenkertum. — Kulturströmungen der Gegenwart: Allgemeines. — Rassentheorie. — Nationalismus. — Judentum. — Imperialismus und Amerikanismus. — Wirtschaftliches und soziales Leben. — Arbeiterfrage. — Anarchismus. — Frauenfrage. — Strafverfahren. — Historische Literatur: Friedrich der Grosse, Markgräfin Wilhelmine. — Zeitalter der Befreiungskriege. — F. von Gentz. — Gründung des Deutschen Reiches. — Kaiserin Elisabeth. — Bismarck. — Grossherzog von Baden, R. von Delbrück. — Neueste Zeit. —

Die Nummernzahl dieses Abschnittes in der Bibliographie hat sich seit dem vorigen Jahre verdoppelt. Von einer Einheitlichkeit der Gegenstände kann noch weniger als früher die Rede sein. Wohl aber zeigt diese Jahresausbeute das Bild eines unendlich regen geistigen Lebens, eines Schaffens, Forschens und Suchens auf allen Kulturgebieten. Durchgehende und beherrschende Grundzüge, die auf das Werden einer grossen Gesamtanschauung schliessen lassen, werden sich uns beim Überblick über diese Erzeugnisse unserer Zeit, die durch die Ausdrücke „subjektivistisch" oder „individualistisch" nur sehr negativ charakterisiert wird, an recht wenigen Stellen darbieten. Daher dürfte wohl niemand weniger als der Referent des vorliegenden Kapitels versucht sein, die Versicherungen der verschiedensten Autoren, dass mit ihren Büchern nun endlich der Tag der definitiven Wahrheit angebrochen sei, ohne weiteres ernst zu nehmen. Um so mehr aber ist er bemüht, allenthalben das Stück Realität, das für den einzelnen Autor in dem Ausschnitt seiner persönlichen Arbeiten und Erfahrungen lebendig geworden ist, herauszuempfinden und ihm gerecht zu werden. Dass er dabei — auch aus äusseren Gründen — seinerseits ebenfalls an subjektive Schranken gebunden bleibt, bedarf keiner Erwähnung. —

Im historischen Teil, der nur einen verhältnismässig geringen Raum in dem Abschnitt Popularphilosophie einnimmt, überwiegt diesmal keine einzelne Persönlichkeit, abgesehen etwa von der Lavater-Nachlese. Wohl aber sind für das 18. Jahrhundert zwei verdienstliche Monographien zu verzeichnen. Mendelssohns Ästhetik ist von L. Goldstein (13409) eingehend und sorgfältig dargestellt worden. Die Substanz des Buches bildet eine chronologische Analyse der ästhetischen Schriften Mendelssohns; im übrigen ist mehr auf seine Fortwirkung (Lessing, Herder, Kant, Schiller), als auf seine Vorgänger Gewicht gelegt worden. Durch diese Anlage hat das Werk als historische Leistung nicht gewonnen, wie auch das zweite, hier zu erwähnende die Fähigkeit vermissen lässt, einen historischen Hintergrund zu zeichnen. Es gehört unerlässlich zur Komposition solcher Werke, dass sie uns mit der Begriffswelt und der Geisteslage in dem Gebiet und Zeitraum, die sie behandeln,

vertraut machen. G. verfügte durchaus über das erforderliche Material, aber er hat es in philologischer Weise in lauter Einzelheiten verstreut, so dass wir zuletzt keine Gesamtanschauung erhalten. In der Einzeluntersuchung aber bringt die Schrift viele wertvolle Resultate, so über Mendelssohns Verhältnis zu Burke und Home, seine Theorie der Illusion, sein Verhältnis zu Winckelmann usw. Auch manche falsche Datierungen deckt der Verfasser auf, so z. B. S. 94 bezüglich des Aufsatzes „Zufällige Gedanken über die Harmonie der inneren und äusseren Schönheit" (WW. IV), der unmöglich 1755 entstanden sein kann, sondern in die Zeit um 1778 gerückt werden muss. Eine zusammenhängende Orientierung wäre für Shaftesbury und Baumgarten wohl angebracht gewesen. Gut hingegen sind die Parallelen zu Schillers „Briefen über ästhetische Erziehung". Denn das Wertvolle dieser ganzen historischen Betrachtung — was wohl noch mehr hätte hervorgehoben werden können — liegt ja darin, dass sie die Entstehung eines Zwischenreiches zwischen dem Denken und der Sittlichkeit zeigt, die Entdeckung der Welt des Gefühls von der Ästhetik aus, die bis zur Romantik und Schleiermacher hin die Anschauungen beherrscht. Mendelssohn gehört zu den ersten, die die Selbständigkeit der Ästhetik sahen und doch zugleich ihre eigenartigen Beziehungen zu den Aufgaben der ethischen Bildung zu knüpfen wussten. — Ein weiteres Thema aus dieser Zeit, das dringend der Bearbeitung bedurfte, hat H. Weber **(13413)** in Angriff genommen. Sein Buch ist philologisch sorgfältig gearbeitet und verbreitet an entscheidenden Punkten über die persönlichen und philosophischen Beziehungen J. G. Hamanns zu Kant willkommenes Licht. „Hamann war Kant gegenüber die übermächtige Persönlichkeit, an innerer Erfahrung unvergleichlich reicher — man müsste denn Kants erkenntnistheoretische Nöte mit Hamanns ‚Höllenfahrt der Selbsterkenntnis' in eine Linie stellen wollen." Es wäre zu wünschen gewesen, dass W., von diesem zentralen Punkte ausgehend, den grossen typischen Gegensatz beider Naturen im Zusammenhang entwickelt hätte; wir vermissen die Schilderung des Ganzen, die Gegenüberstellung des inkorrekten, ahnungsreichen Genies und des von positiver Wissenschaft erfüllten Rationalisten; der Religiosität und des Moralismus. Von hier aus hätte sich unmittelbar das Verständnis dafür ergeben, dass beide notwendig aneinander vorbeidenken mussten. An ihrer Auffassung von Natur und Geschichte hätte sich das ganze, wunderbar divergente Spiel ihrer Gedanken, wie W. wohl gesehen hat, entwickeln lassen. Demgegenüber bedeutet der Nachweis, dass nur auf Hamanns Seite von einem Freundschaftsverhältnis die Rede sein kann, recht wenig, und auch er ist dem Verfasser meines Erachtens nicht überzeugend gelungen; schon die S. 95 angeführten Stellen sprechen gegen eine eigentliche Zuneigung. Die zuerst sich aufdrängende Frage, ob nicht in der „Kritik der Urteilskraft" gewisse von Hamann inspirierte Anschauungen nachwirken, hat W. leider nicht untersucht (vgl. S. 113f., 122). Hingegen gibt er bei der Erörterung der Sprachphilosophie Hamanns wichtige Bemerkungen und hebt mit Recht hervor, dass Hamann unter Sprache (offenbar im gnostischen Sinne) ebenso sehr das Sprechen Gottes im Weltall meint als den Wiederhall dieser Sprache im menschlichen Sprechen, dass sie für ihn eine Einheit von Offenbarung, Überlieferung und Vernunft ist. Das Buch ist jedenfalls eine belangvolle und dankenswerte Vorarbeit, wenn es auch nicht als abschliessende Behandlung des Problems gelten kann. — Der Behauptung H. Stephans **(13414)**, dass Hamann unmittelbar Schleiermacher vorbereite und so in nahen Beziehungen zur modernen Theologie stehe, wird sowohl von Weber (s. oben) wie von P. Kühn **(13416**: „die Magi aus dem Morgenlande") widersprochen. —

Zum 19. Jahrhundert wird bereits W. von Humboldt gezählt, obwohl die im ersten Bande der neuen, von A. Leitzmann besorgten Berliner Akademieausgabe **(13454)** befindlichen Schriften sämtlich noch dem 18. Jahrhundert angehören (1785—1795). Diese Ausgabe verspricht in jeder Beziehung eine Musterleistung zu werden. Die grosse Fülle ungedruckten Materials, die von W. von Humboldt noch vorlag und besonders der Abteilung „Briefe" zugute kommen wird, ist teilweise schon in den neunziger Jahren mit den sorgfältigsten Anmerkungen von Leitzmann gesondert publiziert worden. In der vorliegenden Gesamtausgabe aber ist der philologisch-kritische Apparat mit grossem Geschick auf das Notwendigste beschränkt worden, so dass die Übersichtlichkeit nirgends leidet. Nur ganz wenige Schriften des jungen Humboldt sind von ihm selbst unmittelbar veröffentlicht worden. Ihre grosse Bedeutung besteht also nicht in der literarischen Wirkung auf die Zeitgenossen, sondern, abgesehen von der Spiegelung seines persönlichen Verhältnisses zu Goethe, Schiller, F. A. Wolf usw., in ihrem symptomatischen Werte. Humboldt, der alle modernen Tendenzen: die historische Auffassung, die Kantische Philosophie, die neue Ästhetik, Politik und Religionstheorie früh in sich aufgenommen hat, ist nächst Schiller derjenige, der Kant im Gegensatz zur Identitätsphilosophie nach der psychologischen Seite fortbildet und in seiner ästhetisch fundierten Humanitätsidee neben Fichte ihn ethisch vollendet. Dass wir das Werden dieses ganzen Gedankenkreises

nunmehr eingehend verfolgen können, hat um so grössere Bedeutung, als diese Ideenkomplexe durch Humboldts spätere Tätigkeit als Reorganisator des höheren Unterrichtswesens Gestalt gewannen und die philosophische Grundlage des humanistischen Gymnasiums im 19. Jahrhundert wurden. Der Aufsatz „Über die Religion“, der nur teilweise in die (leider noch immer lückenhaften) „Ideen über die Grenzen der Wirksamkeit des Staates“ übergegangen ist, ist ein höchst wichtiges Dokument für die psychologische Gabe dieses Mannes, der ja persönlich keineswegs tief religiös veranlagt war, so fest ihm der Unsterblichkeitsglaube jederzeit stand; er antizipiert in gewissem Sinne Schleiermacher. Die Skizze „Über die Gesetze der Entwicklung der menschlichen Kräfte“ zeigt neben den „Ideen über Staatsverfassung“, wie weit die geschichtsphilosophischen Anschauungen des Autors der Akademierede „Über die Aufgabe des Geschichtschreibers“ zurückreichen. Ferner finden wir interessante Arbeiten über die grossen Themata, die Humboldt sein Leben lang beherrschten: die Theorie der Bildung des Menschen und die vergleichende Anthropologie. Die letztere leitet bereits über zu seinen Versuchen, den Geist eines Zeitalters psychologisch zu charakterisieren, die in der neuhumanistischen Auffassung des griechischen Altertums gipfeln. („Skizze über die Griechen“ = „Über das Studium des Altertums usw.“ Vgl. meinen Aufsatz in der NatZg. 16. Febr. 1906.) — Gleichzeitig mit diesem ersten Bande sind Bd. X und XI (= Bd. 1 und 2 der Abteilung II) erschienen, in denen B. Gebhardt, der Verfasser des Buches über „W. von Humboldt als Staatsmann“, die wichtigsten politischen Denkschriften Humboldts zunächst aus den Jahren 1802 bis 1813 vorlegt **(14074)**. —

Bei Ernst Moritz Arndt ist, abgesehen von dem empfehlenswerten, für die Jugend bestimmten Buch von W. Baur **(13455)**, an einen temperamentvollen Aufsatz R. Hayms **(605)** zu erinnern, der, im Todesjahr Arndts 1860 entstanden, alle Vorzüge des glänzenden Stilisten aufweist, freilich auch die ihm mit Treitschke gemeinsame stark Fichtisch-ethische Wendung der historischen Auffassung. Arndt wird dort glücklich als eine Mischung Lutherischen Geistes mit dem Steins charakterisiert. — Von den beiden Schriften über Richard Wagner, die in unser Gebiet fallen, verdient das geistvolle Buch des Pastors O. Hartwich **(13474)** Aufmerksamkeit, auch deshalb, weil es uns die vom Klassizismus errungene Einsicht wieder einmal nahe bringt, dass eine Weltanschauung nur in künstlerischer Produktivität erwächst. Es verfolgt den Erlösungsgedanken Wagners, den es im wesentlichen mit der Lehre Christi gleichsetzt, durch die einzelnen Werke hindurch und gelangt zu dem Resultat, dass Wagner Christ war in einem grossen Sinne. Ob freilich die Zurückführung dieser Erlösungsidee auf die Empörung des „Naturrechtes“ gegen das „Vertragsrecht“ die ganze Tiefe der Wagnerschen Konzeption erschöpft, möchte ich sehr bezweifeln. Es gibt eine Sehnsucht nach Erlösung von sich selbst, die als ethische Erfahrung weit tiefer greift als die Auflehnung gegen das Konventionelle; und für die christliche Gedankenwelt trifft diese Charakterisierung erst recht nicht zu. Es ist unverständlich, dass ein Mann, der das Leben kennt, seinen Gehalt in diese absolut flüssigen, längst überwundenen Kategorien zu fassen hofft. Es spricht daraus H.s grosse Fremdheit gegenüber dem Sinne des geschichtlichen und noch mehr des staatlichen Lebens. Auch Wagner hatte davon nur eine sehr einseitige Auffassung. Sein Werk ist getragen von dem grossen individualistischen Drange des schaffenden Künstlers, es ist Kampf und Produktivität, nicht ein Verständnis suchendes Hingeben an die Realität, wie es dem Philosophen eigen wäre. Daraus erklärt sich zum Teil das Fremdheitsgefühl, das wir den Wagnerschen Menschen gegenüber behalten, und die Tatsache, dass sein Schaffen nur ein Ferment in dem geistigen Dasein unserer Zeit ist, nicht aber — wie man gesagt hat — Ausdruck des modernen Menschen überhaupt. Seine Befreiungstat liegt in der Veredlung und Erhöhung des einzelnen Menschen, sei es auch in absolutem Widerspruch mit der vorgefundenen Umgebung. Man vergleiche damit den Universalismus im Faust. Gleichwohl glaube ich nicht, dass Wagner den Kampf um die Lebensmöglichkeit, wie er sich in Geschichte und Staat ausprägt, ganz so niedrig angeschlagen habe, als ihn H. trotz seiner Reservate im Schlusskapitel bewertet. Eine tiefere Orientierung über Wagners Geschichtsphilosophie, sein Berührtsein von Fichtes und Schopenhauers Gedanken zugleich, wäre dringend erwünscht. — Was H. Brunnhofer **(13473)** über Wagners Geschichtsphilosophie bringt, will nur eine Reihe subjektiver Eindrücke wiedergeben. — H. von Stein, für den der Gedanke, dass die Welt eine moralische Bedeutung habe, dass es der Drang sei, der sie geschaffen habe, den Kern der Lebensanschauung bildete, steht zu dem Wagnerschen Kreise innerlich und äusserlich in naher Beziehung. Der tief religiöse Untergrund seines geistigen Lebens, die Überzeugung, dass Lösungen des Welträtsels nicht gelehrt, sondern nur erlebt werden, dass die Kunst allein den Ausdruck für diesen tiefsten Gehalt des Menschendaseins besitze und so den Menschen über sich selbst erhöhe, zeigen ein Gemüt von seltener Tiefe,

Schönheit und Originalität. Es war ihm nicht vergönnt, diesen Reichtum in einem gereiften Lebenswerk zu gestalten. Aber er hat in H. St. Chamberlain und F. Poske (13475) sowie Paul Friedrich (13476) Interpreten gefunden, denen der Sinn für das Ganze seines Wollens aufgegangen ist. —

Unter den Popularphilosophen der Gegenwart begegnet uns in einer umfangreichen Publikation die merkwürdige Gestalt des philosophischen Schuhmachers J. B. Staub (13494). Man mag über seine wissenschaftlichen Ideen, seine Bekämpfung der Newtonschen Gravitationslehre und seine Stellung zum Flugproblem denken, wie man will; jedenfalls bedeuten diese Briefe ein schönes menschliches Dokument und geben Einblick in eine bei allen Stürmen des Lebens sich gross und erhaben bewährende praktische Philosophie. Auch ein schwermütiger, echt poetischer Reiz ist diesen Blättern eigen. —

Die didaktische Literatur der Gegenwart wird von den Essaysammlungen eröffnet; mit ihnen beginnt bereits die Buntheit unseres Abschnittes. In erster Linie sind zwei Werke zu erwähnen, die aus der herrschenden wissenschaftlichen Philosophie hervorgegangen sind. Während Windelbands Präludien die neukantische Richtung vertreten, stellt sich in R. Eucken (13508a) der vielleicht allein schöpferische, systematische Kopf der Gegenwart dar. Seine Philosophie, deren Anhängerschaft in Deutschland, England und Amerika beständig wächst, ist eine Philosophie der Tat, die durch innere Willensentscheidung den einseitigen Gegensatz von Intellektualismus und Naturalismus überwinden und ein einheitliches, personales Geistesleben heraufführen will. Sie ist ein grosses Zeichen der Gesundung unserer Zeit vom blossen Ästhetizismus, ein Symptom für das Wiedererwachen schaffensfroher Kräfte und für eine energische Hinwendung zu Innerlichkeit, Geschichte und Religion. Diese Gedankenkreise sind von Eu. in zahlreichen grossen Werken gestaltet worden. Hier liegt uns eine Sammlung von kleineren Aufsätzen vor, die vorzüglich geeignet sind, in die Denkweise ihres Autors einzuführen. Ich greife besonders die beiden Aufsätze zur Religionsphilosophie: „Die Stellung der Philosophie zur religiösen Bewegung der Gegenwart“ und „Der moderne Mensch und die Religion“ heraus. Eu.s Philosophie, die weit über blosse Begriffswissenschaft hinausreicht, hat eine ausgesprochen religiöse Wurzel, wie er denn auch der eigentliche Führer der herrschenden religionsphilosophischen Bewegung geworden ist. Religion ist für ihn die tatsächliche Eröffnung und Aneignung eines neuen Lebensprozesses, d. h. der Durchbruch jener neuen, höheren geistigen Wirklichkeit im Subjekt, nicht eine Lehre und ein Wissen. Sie beruht auf einem „Entweder—Oder“, das Entscheidung fordert. Sie ist also nichts Zufälliges und Vergängliches, sondern ein Notwendiges, Universales und Ewiges. Natürlich erscheint auch sie nur in der Zeiteinkleidung; eben deshalb aber ist sie der historischen Wandlung nicht enthoben, sondern muss der neuen Stellung des Subjekts zu Welt und Leben gerecht werden. Vor allem kann sie nicht in Gegensatz zur modernen Kultur treten, sondern muss, bei aller Selbständigkeit, ein positives Verhältnis zu diesen Werten gewinnen. — Die in zweiter Auflage vorliegenden Präludien W. Windelbands (13527), ein Muster stilistischer Klarheit, können als der klassische Ausdruck eines bestimmten Standpunktes, nämlich der an Kant und Fichte orientierten Normenphilosophie gelten. Freilich enthalten ihre bloss erkenntnistheoretischen Voraussetzungen gar nicht die Möglichkeit, darauf eine inhaltliche Weltanschauung zu begründen; schon der Persönlichkeitsidee bemächtigt sich Windelband zu Unrecht; denn Persönlichkeit ist mehr als ein Inbegriff von Normen. Überhaupt lässt sich aus der Tatsache des Pflichtbewusstseins keine Weltanschauung ableiten, sondern umgekehrt: die Pflicht wurzelt bereits in einer ausgesprochenen Stellungnahme zum Leben. Die ganze Magerkeit dieser sonst so geistvollen und scharfsinnigen Philosophie kommt in der religionsphilosophischen Skizze: „Das Heilige“ zum Ausdruck, die ausser der Goetherede neu hinzugefügt ist. Sie zeigt eigentlich nur, was Religion innerhalb des Windelbandschen Systems bedeuten kann, nämlich wiederum ein Normbewusstsein, nicht aber, was sie als Lebenstatsache ist und leistet. — Die übrigen Werke dieses Abschnittes gehören der populären Philosophie an. Hervorzuheben ist die Sammlung der Grenzbotenaufsätze von C. Jentsch (13515), die zwar in der philosophischen Beweisführung keinesfalls genügt und auch nicht gerade als „ein Leitfaden durch die Widersprüche des Lebens“ gelten kann, aber durch den Gegensatz zu Ed. von Hartmann, durch einen sympathischen Wirklichkeitssinn und eine vielfach selbständige Auffassung historischer und politischer Dinge (Konfessionenfrage!) wertvoll wird. — Kann man hier das Urteil: „nicht doktrinär, sondern realistisch“ fällen, so tritt uns in der Übersetzung der politischen Aufsätze des Synod-Präsidenten K. P. Pobedonoszew (13523) eine ausgesprochen reaktionäre Doktrin entgegen. Wir mögen geneigt sein, die russische Lage zu sehr nach unseren Verhältnissen zu bemessen und die Bedeutung des theokratischen Momentes zu unterschätzen. Dennoch bleibt die abschreckende Zeichnung des Parlamentarismus

grenzenlos einseitig und ohne überzeugende Kraft. Noch charakteristischer aber ist die Verurteilung der Volksschule, unter der sich der Autor nichts denken kann, als den Versuch, die „Herrschaft des Syllogismus“ über das Volk zu verbreiten und der segenvollen Beharrungstendenz entgegenzuwirken. Freilich, ein Staat, der so wenig ideelle Kräfte in seine Volksschule hineinzulegen wüsste, würde mit diesem Versuch kein Glück haben. Es fehlt ihm eben gänzlich das kraftvolle Selbstbewusstsein und die moralische Potenz einer schöpferischen Institution. Übrigens ist die Übersetzung dieses symptomatisch höchst interessanten Buches unter aller Kritik schlecht. — Ein dritter Politiker, der hier zu erwähnen ist, fasziniert uns in der Auswahl, die H. Meyer-Benfey aus seinen Schriften gibt, fast noch mehr durch seine glänzende ästhetische Begabung als durch seine sympathischen, warmherzigen politischen Überzeugungen. F. Naumanns (13520) Kunstbesprechungen — meist seiner Zeitschrift „Die Zeit“ entnommen — gehören zu dem Allerfeinsinnigsten, was mir bekannt ist. Zugleich zeigen sie in ihrer Kürze eine stilistische Vollendung, eine Ruhe und Klarheit des Ausdrucks, die ihnen einen fast klassischen Wert verleiht. Ich halte diese Auswahl für ein Unternehmen, das die grösste Verbreitung verdient, weil es den modernen Geist einmal nicht bloss suchend, sondern in bewusster Vollendung und Sicherheit zeigt, so dass man dieser Lektüre einen wahrhaft bildenden Wert zuschreiben darf. — Neben diesen Politikern und den beiden Naturphilosophen W. Bölsche (13506—7) und K. Lasswitz (13519), die die Resultate der modernen exakten Naturwissenschaft zum Gegenstand eines halb philosophisch, halb poetisch gemeinten Phantasiespieles machen, bringt dieser Abschnitt Gedankensammlungen sehr allgemeiner, gelegentlicher und zufälliger Art. Diese Ideen, die meist zwischen den beiden Grundfragen der modernen Zeit, der sozialen und der individualistischen, oszillieren, repräsentieren meist einen zweifelhaften Wert. Als Aphorismen sind sie zu weit ausgesponnen und als Essays zu wenig zu Ende gedacht. — Einiges Anregende wird man bei dem Goethepropheten Huch (13514) und bei W. W. Krug (13518) finden. — Anspruchslose, wirklich dem Alltagsleben entnommene Betrachtungen in hübscher Form und mit gesund pädagogischer Tendenz bietet den Frauen Tony Schumacher (13525). — Sehr unklare Gedanken bringt D. Norden (13521) unter dem Titel „Marotten“. Er wirft hier Dinge, die unter dem Namen der historischen Idee, der sozialpsychischen Strömung, der Nachahmung (Tarde) und des Milieus (Taine) lange Gegenstand einer wissenschaftlichen Behandlung sind, mit solchem zusammen, was in der Tat den Namen Marotten verdienen und eine ernstliche Betrachtung seitens des Sozialpsychologen lohnen würde. — Im Namen Goethes wird uns jetzt mit Vorliebe der „Individualismus“ gepredigt. Die Hinneigung zu einer so abgegriffenen, unbestimmten Phrase erweckt kein Vertrauen zu diesen angeblichen „Lebensführern“, die in der Regel da stehen geblieben sind, wo Goethe anfing. Was uns H. Kjölenson (13517) vom „neuen Menschen“ zu predigen hat — in revuenhaftem Stil und mit einer aus Romanen und literarischen Erzeugnissen zusammengelesenen Lebenskenntnis —, dürfte für diese Anschauungsweise, die sich wiederholt als „auf der Höhe der Zeit stehend“ bezeichnet, besonders charakteristisch sein. Dabei sind die Formeln immer noch besser als ihre inhaltliche Durchführung. „Aufgabe dieses Buches ist es, den Hunger nach Glück zu stillen.“ „Einer der am häufigsten vorkommenden Giftpilze einer wohligen Seelenstimmung ist die Politik.“ „Der neue Mensch wertet alles von dem Standpunkte des Nährwertes für das Herz.“ „Das Geschlechtsverhältnis muss zum zentralen Lebensverhältnis gemacht werden.“ Dieser waschlappige Eudämonismus endet in der Forderung, dass Heinemanns „Goethe“ das Familienbuch werde und jährlich eine „Massenwanderung nach Weimar“ zum Zweck des Goethekultus stattfinde. Armer Goethe! —

„Verschiedenes“ ist in der Tat die geeignete Bezeichnung für den folgenden Abschnitt. Von den Büchern O. Spielbergs (13539a/b) ist besonders das zweite ein eigenartiges Erzeugnis. Es enthält eine Mischung von Christentum und Sozialreform, von Nietzsche und Anarchismus, von Humor und strenger Bitterkeit, von Realismus und verträumten Idealen, deren ganze Unklarheit besonders deutlich wird, wenn man S. 104 liest: „Die Welt muss auf Treue und Rechtschaffenheit beruhen, sonst ist sie nicht des Lebens wert,“ während S. 105 der Mord von Angehörigen, die Ärgernis und Unfrieden veranlassen, gerechtfertigt wird. Gleichwohl liegt ein moralischer Ernst in diesen Blättern, den man anziehend nennen muss. — Ferner erwähne ich den „Literarischen Karneval“ von Kory Towska (13543b), eine temperament- und geistvolle Satire auf die Modernen und Modernsten aller Künste, die besonders durch das hervorragende Reimtalent T.s eine erheiternde Wirkung ausübt. — In ganz anderer Richtung liegen drei Schriften, die aus dem Kreise des Giordano Bruno-Bundes hervorgegangen sind. Zunächst der Vortrag, den der Bruder Gerhart Hauptmanns, der Dichter Carl Hauptmann (13531), in dieser Vereinigung gehalten hat. Es ist

mehr ein künstlerisches, als ein rein philosophisches Bedürfnis, das in dieser Rede wie in den beiden anderen Werken zum Ausdruck kommt. Man ist unzufrieden mit der Lage der Kultur, man empfindet ihre nüchterne Realität (besonders auch die Naturwissenschaft) als Fessel und zieht sich zurück auf ein träumerisches Land der Phantasie. So sind es Rousseausche Töne, die uns hier entgegenklingen. Was in uns gehemmt und erdrückt ist, soll wieder frei werden. Der volle Mensch, die reine Natur, der Mensch als Naturwesen: das sind die Formeln, in denen sich diese Ausführungen bewegen. Ihr Hintergrund ist die Weltanschauung des monistischen Naturalismus, der Allbeseelungsgedanke. Gewiss ist uns diese Sehnsucht nach Natur, Ursprünglichkeit und Daseinsgenuss verständlich; durchzieht sie doch immer wieder die Menschen des modernen Kulturlebens. Aber es liegt auch eine Gefahr darin: nämlich die Gefahr, diese ganze gegebene Kulturlage für ein Werk der Verblendung und Verirrung zu halten, während sie doch nichts anderes ist, als die in langer Arbeit mit innerer teleologischer Notwendigkeit entstandene Schöpfung desselben Menschen, der ihr heute so verständnislos gegenübersteht und sie in blanco verleugnet. Mit anderen Worten: es ist die Gefahr, den Menschen und seine Lebensbedingungen für andere zu halten, als sie in Wirklichkeit sind, den Blick einseitig auf sein Phantasieleben zu richten, statt auf den harten Kampf mit den Realitäten, der ihn auf die Stelle geführt hat, die er heute einnimmt und nicht ohne Gefährdung seiner Lebensmöglichkeit aufgeben kann. Darum liegt auch in den Bestrebungen dieser monistischen Richtung das Bedenkliche, dass man um seiner Sehnsucht willen sich seinen Pflichten entzieht und sich entwurzelt, statt sich zu befreien. Die Verständnislosigkeit dieser Kreise für staatliche, geschichtliche, kirchlich-religiöse und soziale Dinge kann man sich nicht leicht gross genug denken. — Einen weiteren Anhänger des Monismus finden wir in dem Übersetzer Giordano Brunos, dem Juristen L. Kuhlenbeck (13536), der seine philosophischen Aufsätze etwas anspruchsvoll „Im Hochland der Gedankenwelt" betitelt. Es ist merkwürdig, dass diejenigen philosophischen Autoren, die sich in der Einleitung bescheiden als Dilettanten bekennen, sich in der Darstellung selbst etwas darauf zugute tun, als wenn es ein ganz spezielles Verdienst wäre, in der Philosophie Dilettant zu sein. So würde es dem K.schen Buche nur zur Zierde gereichen, wenn die Ausfälle gegen den „Gelehrtenpöbel", die „Gehirnmenschen", die modernen Philosophen, die ihm allesamt als „quantité négligeable" gelten, und die er nicht kennt, fortgeblieben wären. K. weiss vermutlich nicht, dass diese Leute zum Teil längst vor ihm seine Hochgedanken zur Darstellung gebracht haben, oder, wenn sie andere Gedanken haben, es vielfach deshalb der Fall ist, weil ihr Denken über seinen Standpunkt und seine Irrtümer bereits hinausgewachsen ist. Von einer Beweisführung philosophischer Art kann ja in diesem Werke, das — an G. Bruno und Du Prel anknüpfend — die individualistische Monadologie mit dem Monismus und der Entwicklungslehre verschmilzt, nicht die Rede sein. Es ist mystische Metaphysik mit allen charakteristischen Kennzeichen bis zur Präexistenz, Selbstschöpfung und Eigenwahl der Eltern durch das Kind. Aber wir wollen gerecht sein und die Vorzüge dieses dilettantischen Produktes nicht verschweigen. Sogleich im ersten Kapitel besticht die richtige und moderne Fassung des Wahrheitsbegriffes, die (wie Eucken) mit dem blossen Intellektualismus bricht und die Wahrheit eines Standpunkts im Sinne eines Sich-Bewährens, einer heroischen Tat auffasst. So wenig dieser Gedanke kritisch entwickelt wird, so sympathisch berührt er als Träger einer optimistischen, aktiven und idealistischen Weltanschauung, die energisch gegen allen Materialismus wie alle blosse Begriffsphilosophie ankämpft. Sie ruht auf der Grundanschauung, dass Dasein Bewusstsein ist, und denkt sich das Verhältnis des Weltsubjektes zu den individuellen Subjekten (wie Lessing) als das Verhältnis des Vorstellenden zu dem Vorgestellten. Schliesslich klingt diese individualistisch-heroische Weltanschauung, wie es natürlich ist, in eine ästhetische Weltanschauung aus. — Ganz verwandte Grundanschauungen, die aber statt an die Monadenlehre Brunos an Fechners Allbeseelungsgedanken anknüpfen, durchziehen Bruno Willes „Offenbarungen des Wachholderbaumes" (13572). Wenn Else Hasse (13573) dieses Werk einen Weltanschauungsroman nennt, so kennzeichnet sie damit seine Schwäche: es ist, wie man auch über seine Einzelheiten denken mag, als Kunstform verfehlt. Es wirft uns hin und her zwischen Dichtung, Philosophie und ethischen Betrachtungen. Als Dichtung zeigt es im einzelnen herrliche Schönheiten; den schwermütigen Zauber der märkischen Kiefernlandschaft in allen ihren Nuancen, das Leben der Wälder, der Seen, der Moore hat hier ein empfängliches Gemüt reizvoll vor uns ausgebreitet. Das ist wirkliche Poesie, ein vielfach ebenbürtiges Seitenstück zu Leistikow. Auch die romanhafte Handlung, die hineinverwoben ist, enthält Szenen von wirklich dichterischer Kraft; aber dann begegnen uns andere Situationen, die geradezu geschmacklos sind, über die nicht der leiseste Schimmer von Poesie und der Schonung der Schönheit ausgebreitet ist. Nicht entfernt aber ist es dem Autor gelungen, diese Dichtung nun selbst zum Träger der

Weltanschauung zu machen und die Handlung gleichsam zum konkreten Symbol bestimmter Ideen zu gestalten, sondern das läuft tendenziös nebenher; es gipfelt in dem Protest eines dichterischen Gemütes gegen die moderne Naturwissenschaft, die unser Weltbild entseelt hat. Gewiss ist es nötig, uns immer wieder daran zu erinnern, dass die positivistische Fragestellung der mechanischen Naturwissenschaft nur eine Abstraktion ist, aus der niemals ein Weltbild als Ganzes und als Einheit hervorgehen kann. Aber wie geschieht dies hier? Erstens wird in diesem Buche ungeheuer viel geträumt; die masslose Verschlafenheit des Helden wird ausgenützt, um die seltsamsten Offenbarungen zu enthüllen. Da schwinden denn bald alle Grenzen und Schranken; jede feste Linie der Realität verschwimmt, und uferlos fast scheint das Meer dieser entfesselten Phantasie. Offenbar geht dieses Bodmertum über das künstlerisch Wertvolle hinaus. Nichts ist so bezeichnend, wie der sehnsüchtige Seufzer Merlins: „O du magische Ferne mit deiner köstlichen Unbestimmtheit! Ja, nicht greifen! Nur ahnen! Nur mit schwebender Seele berühren!" Aber der Dichter verfolgt keineswegs rein poetische Ziele, und diese Abschweifung ist verhängnisvoller: er möchte seine Träumereien plausibel machen, er sucht in lang ausgesponnenen Diskussionen Beweise, Wahrscheinlichkeiten, Analogien, Gründe. Damit werden wir in ein unsicheres Schwanken zwischen Phantasie und Wissenschaft hineingeführt; wir schweben nicht frei im Reich des Poetischen, aber wir stehen auch nirgends recht auf dem Boden der Realität. Wollten wir auch von der einseitigen Blickrichtung absehen, so könnte diese Mischung uns doch niemals eine Weltanschauung geben, die Lebensführerin werden könnte. Weltanschauung ist nie ohne Phantasie, Einheitsstreben und Erhebung; aber wertvoll wird sie nur durch Anerkennen der Realitäten; das ist Philosophie. Unsere Sehnsucht andererseits lassen wir uns gern vom Dichter deuten; aber man soll uns dann, während wir in dieser Sphäre schweben, nicht mahnen, unsere Schulden zu bezahlen. Es gibt Romane, die in künstlerischer Verklärung der Wirklichkeit zugleich Weltanschauungswerte enthüllen; zu ihnen zähle ich den vorliegenden nicht. Glücklicher hat F. van Eeden in seiner Erzählung „Der kleine Johannes" das gleiche Problem behandelt und zur Lösung gebracht. Auch hier mag man über die Kunstform streiten: unzweifelhaft aber ist sie einheitlicher und befriedigender. Der Buchschmuck von Fidus versöhnt übrigens mit vielen Mängeln des Willeschen Romans. —

Einsam für sich steht hier ein Buch, das mit Recht das ungeheuerste Aufsehen erregt hat: O. Weiningers „Geschlecht und Charakter" (**13542**). Ein inkalkulables Werk, dem ich an dieser Stelle nicht entfernt gerecht zu werden hoffen kann, das Werk eines 22jährigen (vgl. N. **13543**, Vorwort), der, kaum 24 Jahre alt, seinem Leben freiwillig ein Ende machte. Es ist töricht und flach, eine solche Erscheinung mit dem Schlagwort „unwissenschaftlich" abzutun. Sie ist nicht unwissenschaftlicher als etwa die Antizipationen unserer grossen Metaphysiker. Der einleitende, mehr naturwissenschaftlich-biologische Teil kann ja entschieden nicht als zu Ende gedacht gelten. Gleichwohl gehören die Begriffe der Bisexualität (Mischung des männlichen und weiblichen Prinzips in jedem Individuum sowohl in physiologischer wie in psychologischer Hinsicht) und der sexuellen Zwischenstufen durchaus zu den wissenschaftlich diskutierbaren Fragen. Dann folgt im 2. Hauptteil zunächst eine allgemein-psychologische Erörterung, die im Kampfe gegen die kläglichen Ansprüche der experimentellen Empfindungspsychologie, das Ganze des Seelenlebens zu erklären, mit Dilthey zu der Forderung einer Psychologie der höheren Geistesphänomene, des Ichs und des Charakters fortschreitet. Diese Charakterologie oder, wie W. auch sagt, theoretische Biographie, ist ja gewiss noch sehr in den Anfängen, und bisweilen kommen ihm Zweifel an ihrer wissenschaftlichen Möglichkeit überhaupt (S. 276, 270f., 166), aber ebenso gewiss ist es, dass sie gerade durch W. die allergeistvollsten Förderungen empfängt, dass er neben vielem einzelnen über das Verstehen, die sog. Heniden, den Zusammenhang von Gedächtnis und Genie usw. auch Anregungen zu einer Werttheorie gibt, die zwar noch einseitig bleibt, aber deshalb nicht falsch und nicht entbehrlich ist. Es muss mit allem Nachdruck hervorgehoben werden, dass wir es mit einem tiefsinnigen, gelehrten, geradezu rätselhaft belesenen Autor von sicherem Urteil und unbestreitbarer Besonnenheit zu tun haben; aber mehr als dies: mit einem Menschen, der, frei von Frivolität, das Leben mit ethischem Ernst und einer fast puritanischen Andacht sieht, an dessen Lauterkeit, hochidealer Weltanschauung und Religiosität kein Zweifel möglich ist. Und doch — wer den Inhalt des Buches kennt, weiss, dass man es mit steigendem Widerwillen, fast mit Ekel zu Ende liest. Woher dieses Rätsel? Sollte ihm von der Methode des Verfassers aus beizukommen sein? Sie ist unstreitig im höchsten Masse anfechtbar. Zunächst schon fällt es auf, dass die erwähnten psychologischen Typen für ihn reale platonische Ideen werden, aus denen er gelegentlich a priori deduziert (S. 415, 444); der männliche Typus (M) und der weibliche (W) sollen angeblich nichts sein als abstrakte Betrachtungsweisen, ebenso die Grundtypen des Weibes: die Mutter und die Dirne; in

Wahrheit aber schiebt sich ihm dem Begriffe des absoluten Weibes immer das wirkliche Weib unter (S. 241). Schon das erweckt Verdacht; es kommt dazu, dass die psychologische Typisierungsmethode kein Recht gibt, die polaren Begriffe einander auch ethisch gegenüberzustellen. Man ist daher geneigt, die Weltanschauung W.s dafür verantwortlich zu machen. Auch bei diesem Buche empfiehlt es sich, wie bei vielen, dass der Referent es umgekehrt schreibt, d. h. die letzten Kapitel als den eigentlichen Ausgangspunkt und den Weg dahin nur als nachträgliche Konstruktion ansieht. W. ist Kantianer seiner Metaphysik nach, vielleicht noch mehr Anhänger einer dualistischen, symbolischen Emanationslehre, die das Materielle als Entartungserscheinung des Geistigen und den Sündenfall als das zentrale Weltproblem betrachtet (S. 384 f., 393, 406, 421, 429, 467). Dies erscheint nun im Kantischen Schema, aber so, dass allein M ein geistiges Wesen ist, allein eine Seele besitzt, erfüllt ist von den Werten der Logik und der Ethik, frei, unsterblich, im Dienste der Idee, während W ganz Naturwesen, ganz Sexualität ist, ohne Seele und Ich, alogisch, amoralisch (nicht antimoralisch, aber gemein), anästhetisch, verlogen, unfrei wegen seiner grenzenlosen Suggestibilität und Imprägnierbarkeit durch den Mann, allein bedacht auf den Koitus und im Dienste einer Idee, der Kuppelei. Ich kann das hier nicht ausführen; ich will auch nicht erörtern, ob diese Auffassung die notwendige Folge der einseitigen Kantischen Psychologie und Ethik, vielleicht schon der platonischen Weltanschauung ist. Jenen Gedanken will ich nicht unbedingt ablehnen, obwohl ein W. unbekannter Vorgänger, W. von Humboldt, der den Kantischen Gegensatz von Stoff und Form (S. 396) auch bereits mit dem von W und M identifizierte, daraus keineswegs materialistische Konsequenzen für die Auffassung der Frau zog. Aber dass diese Metaphysik nicht das erste in W.s Anschauung ist, wird einem klar, wenn man sieht, wie künstlich er jeden scheinbar idealen Inhalt des Weibes als Hysterie zu eliminieren strebt. Das Weib soll nun einmal nur Tier sein, es kann kein eigenes Verhältnis zu den transszendenten Werten des Mannes haben. Dieser hat eine transszendentale Psychologie, das Weib nur eine empirische; er einen intelligiblen Charakter, sie keinen (S. 269, 297). W ist eine Funktion von M (S. 460). Ja, selbst die Liebe (die nach W. nichts Sexuelles ist) ist blosse Selbstprojektion der männlichen Ideale, ohne jedes reale Substrat im Weibe (S. 324 f.). Ich meine, diese fanatische Bekämpfung eines uralten Menschenglaubens ist nur zu bezeichnen als eine tiefgehende, rätselhafte pathologische Entartung. Deshalb wirkt das Buch so furchtbar, dass man nach seiner Lektüre an allem Wert des Lebens zweifelt, dass der Verfasser selbst nicht mit dieser Einsicht weiterzuleben vermochte. Im Schlusskapitel dringt eine Ansicht durch, die dem Werke unorganisch und inkonsequent aufgeheftet ist: die Forderung, dass der Mann im Weibe den Menschen achten müsse, dass er es nicht (wie es eigentlich immer will) nur als Mittel brauchen dürfe, sondern es durch absolute Keuschheit zu erlösen verpflichtet sei. Also lebt doch etwas Menschliches im Weibe (S. 461 ff.); wenn nun dies Etwas, warum nicht mehr, warum nicht die geistige Welt, an die wir bisher geglaubt haben, sollte sie auch dem Kantischen Schema gerade nicht einzuordnen sein? Lieber diese extrem männliche Philosophie preisgeben als das Weib überhaupt. Dass W. das letztere konnte und musste, ist die geheimnisvolle Tragik seiner Veranlagung, die weder durch seine ethisch-symbolische Metaphysik, noch durch irgendwelche empirischen Eindrücke zu erklären ist. Dies wollen wir mit aller Energie festhalten, deshalb aber auch die Wirklichkeit nicht verhimmeln, sondern die vielen grossen und feinen Wahrheiten, die W. — diesmal den Frauen — sagt, nicht vergessen und sein Buch so pädagogisch-ethisch auslegen, wie es dem gesunden Teil seines Geistes sicher am liebsten gewesen wäre. —

Im Abschnitt Aphorismen sind mir zwei wertvolle Gaben aufgefallen, von O. Ludwig **(13560)** und F. Thor. Die nachgelassenen Gedanken des ersteren zum Leben, zur Kunst, zur Dichtung und zur Politik zeigen den denkenden Dichter, dessen Dramen Charakterdramen, dessen Novellen Charakterschilderungen sind. „Ich betrachtete das Leben (und konnte nicht anders) als ein grosses Drama und war zufrieden, wenn die Leute nicht aus der Rolle fielen, und hatten sie einmal ihren Charakter recht total in einem Zuge gezeigt, vergass ich über der theoretischen Freude den meiner Persönlichkeit sonst unangenehmen Eindruck." Wahrheit der Poesie, Realistik der Menschenkenntnis sind beherrschende Gedanken in diesen Blättern, die auch ein Licht auf die Religiosität des Dichters fallen lassen. — F. Thor **(13563)** kämpft im wesentlichen gegen die einseitig intellektualistische Deutung des Lebens. „Nur mit dem Gefühl und im Gleichnis lässt sich das Leben erfassen." Die Frage: „Auf welchen neuen Gipfel hat sie dich gehoben?" entscheidet ihm über den Wert einer Schrift. — V. Gredlers Spruchformspäne **(13554)** sind Sprichwörter in metrischer Form mit hinzugedichteten Reimzeilen. —

Den würdigen Eingang zu dem Abschnitt Weltanschauung und ihre Geschichte bildet R. Euckens **(13579)** grosses historisches Werk über „Die

Lebensanschauungen der grossen Denker", von dem im Berichtsjahre die fünfte Auflage erschienen ist. Es bedarf keiner Erwähnung mehr, wie gerade bei Eu. das Substantielle, das Tiefgründige der Lebensfragen überall im Vordergrunde steht. Die Vergangenheit wird hier von einem Mann gedeutet, der selbst in einer zersplitterten Zeit um eine Weltanschauung gerungen hat. Deshalb geht persönliches Leben durch diese Geschichtsauffassung; wir sehen die Geschichte eines Kampfes (vgl. auch **13581**), nicht eine blosse Evolution. — Einen Einblick in moderne Kämpfe eröffnet B. Litzmanns Studie über die Weltanschauung G. Hauptmanns (**13587**), in der er die „Einsamen Menschen", die „Versunkene Glocke" und den „Armen Heinrich" behandelt. Er findet in diesen Werken das reflektierte Ringen um zwei Grundprobleme: um Befreiung vom eng-bürgerlichen Anschauungskreis und um Befreiung des höchsten Kunstschaffens, das in seiner eigenen Welt voll intensivster Lebensoffenbarungen schwebt. Das Leid um das Scheitern eines solchen Ikarusfluges findet im „Armen Heinrich" einen versöhnenden Ausklang. — Anders stellen sich vom streng theologischen Standpunkte G. Mayer (**13580**) und Blau (**13588b**) zu dem Ringen des modernen Geistes. Für sie sind es Mächte der Finsternis, die über der Gegenwart walten; freilich bleiben sie von den Problemen selbst in gemessener Entfernung. — Einen seltsamen Weg weist E. H. Schmitt (**13588a**) der Gegenwart. Für ihn liegt in der Gnosis die lange verkannte, aber allein gültige Wahrheit. Er unterbaut deshalb seine eigene Anschauung mit einer detaillierten Geschichte der gnostischen Ideen, deren erster Band vom alten Ägypten bis zum Manichäismus reicht. Die Kirchenlehre gilt ihm als Entstellung ihres tiefen Gehaltes; er verfolgt sie wie den Staat mit grimmigem Hass. Den wissenschaftlichen Wert seiner Darstellung werden nur Fachleute nachprüfen können. Man geht aber wohl nicht fehl, wenn man den Kreis derjenigen nur für klein hält, denen in dem Getriebe einer diesseitigen Kultur jene mystischen Spekulationen wegweisende Lebenswerte bedeuten. —

Ganz andere Ansprüche sind es, die in den speziellen Teilen auf den Plan treten. Zunächst die moderne Naturwissenschaft. Dass sie auch auf dem Gebiet der Kulturwissenschaften Eroberungen zu machen bestrebt ist, zeigt L. Woltmanns (**13591a**) Untersuchung über den Einfluss der Deszendenztheorie auf die Lehre von der politischen Entwicklung der Völker. W. gehört durchaus zu den massvolleren Verfechtern dieses Anspruchs, und seine Aufstellungen sind keineswegs durchaus abzulehnen. Aber wissenschaftliche Schärfe geht seinem Buche ab. Es zeigt mit entschiedenster Deutlichkeit, wie wenig noch in der ganzen Biologie von Gesetzen die Rede sein kann. Noch steckt alles in Einzelbeobachtungen, Kombinationen, Hypothesen; einige heuristische Regeln von beschränkter Anwendbarkeit, mehr vermag ich in diesen Entwicklungs„gesetzen" noch nicht zu sehen, eine methodisch richtige Grundkonzeption, die es aber nun erst einmal auf eigenem Gebiete durchzuführen gilt, ehe man von „biologischen Grundgesetzen der Kulturentwicklung" reden kann. Vor allem herrscht eine gänzlich unwissenschaftliche Verwirrung über die Unterschiede des Physischen und Psychischen. W. ist sich dieses Hauptproblems nicht in vollem Umfange bewusst; er folgt hier den populären Vorstellungen, die natürlich keine wissenschaftliche Einsicht bedeuten. Denn aus der Vererbung des Nervensystems z. B. folgt nichts für die Vererbung geistiger Eigenschaften, ehe nicht das Abhängigkeits- und Funktionsverhältnis beider (das man nicht leugnen wird) so bestimmt ist, dass ein eindeutiger Schluss von einem auf das andere im einzelnen möglich wird. In Wahrheit wird hier im wesentlichen mit rein psychologischen Kategorien gearbeitet; man gibt sich aber den Anschein, als ob man sie allein oder vorwiegend vom Physischen aus verstehe. — Es trifft sich gut, dass ich diesem verfrühten Versuch sogleich eine im höchsten Grade wissenschaftliche und kritische Schrift von M. Ettlinger (**13589a**) anreihen kann, die mit methodischer Schärfe und Besonnenheit den Nachweis führt, dass von der Deszendenztheorie die psychologische Einsicht nicht gefördert wird. E. verhält sich zu der Grundidee keineswegs ablehnend, er gibt das Abhängigkeitsverhältnis zwischen der physischen Organisation und der psychischen Leistung im Prinzip zu; nur betont er, dass alles, was wir vom Psychischen wissen, allein aus der Selbstbeobachtung stammt, und dass unsere Kenntnis der Tierseele noch in den allerersten Anfängen steckt. Die Art seiner Beweisführung ist sehr instruktiv und bietet einen sehr wertvollen, scharfsinnigen Beitrag zur Tierpsychologie. Die Biologie wird nie vorwärts kommen, wenn sie nicht den Unterschied der physiologischen und psychologischen Betrachtungsweise streng im Auge behält und zu einer methodisch scharf umgrenzten Theorie bezüglich des psycho-physischen Problems gelangt. — Das Bewusstsein, von einer Welt ungelöster Probleme umgeben zu sein, geht den Naturforschern vielfach in auffallender Weise ab. A. Ladenburgs (**13592**) in Kassel gehaltener Vortrag ist ein schwer zu begreifendes Zeugnis für den Mangel an allgemeiner Bildung und philo-

sophischem Sinn. Abgesehen von den vielen Unrichtigkeiten (wie z. B., dass die Freiheitsbewegung des 18. Jahrhunderts im Zusammenhang mit den Naturwissenschaften stehe, während Jellinek nachgewiesen hat, dass sie ursprünglich in religiösen Gedankenkreisen wurzelt), von der dürftigen Skizzierung selbst der Naturwissenschaften, fehlt hier jede Spur von Beweisführung, von innerer Geschlossenheit, von psychologischem Verständnis. (Weshalb L. beständig Psychiologe sagt, ist auch nicht ersichtlich.) Ironie des Schicksals ist es, dass auch dieser Vortrag schliesslich in christlich-ethischen Gedanken ausklingt. Wie diese mit der Naturwissenschaft in Zusammenhang stehen, hat L. leider nicht gezeigt; es wäre schön gewesen, hätte er uns auch unser sittliches Bewusstsein naturwissenschaftlich demonstriert; so leider stört es die Einheit. Der Vortrag ist das theologische Ärgernis des Berichtsjahres geworden. Trotzdem hat sich keine allzu grosse Literatur an ihn geknüpft, und die Gegner haben durchgängig leichtes Spiel mit ihm gehabt. — Mit Recht hebt Udeis (**13597**), offenbar Katholik, die Lückenhaftigkeit der Kenntnisse und den Mangel an klarer, logischer Denkfähigkeit hervor, während A. Greve (**13595**) unter anderen Zeugnisse dafür beibringt, dass die grossen Begründer der modernen Naturwissenschaft zugleich religiös und zum Teil überzeugte Christen waren. Der vornehme Ton der letzten Broschüre berührt sympathisch. (Vgl. auch 13615.) Vorfälle wie diese werden übrigens die Theologie immer wieder betreffen, solange sie nicht entschlossen mit dem Intellektualismus bricht. —

Während die Deszendenztheorie mindestens als wissenschaftliche Forschungsmaxime anerkannt ist, findet der eigentliche Darwinismus (Kampf ums Dasein, Prinzip der natürlichen Zuchtwahl) immer mehr Gegner. Man spricht von seinem Sterbelager (E. Dennert **13603**). Immer mehr setzt sich die Ansicht durch, dass unter Annahme der heutigen geologischen Verhältnisse und selbst nach dem, was wir von den früheren wissen, eine Vererbung erworbener Eigenschaften im allgemeinen nicht stattgefunden hat. Damit aber fällt das Prinzip der natürlichen Auslese, mögen auch Variabilität, Vererbung, Anpassung usw. bis zu einem gewissen Grade unbestritten bleiben. Der Haeckelstreit hat auch nicht gerade dazu beigetragen, den Ruf besonnener Forschung auf jener Seite zu vermehren. Obwohl im Berichtsjahre die „Welträtsel" als Volksbuch erschienen sind (**13611**), ein von F. Paulsen (**13617**) zur Genüge charakterisierter Vorgang, obwohl Haeckels unermüdlicher Gegner E. Dennert (**13615**) diesen bis in seine persönlichsten Eigenschaften hinein durchleuchtet hat, soll die Frage hier nicht mehr aufgerollt werden. Ist sie doch von Anfang an weniger ein wissenschaftliches, als ein sozialpädagogisches Problem gewesen. —

Zur religiösen Weltanschauung führt bereits hinüber die Schrift von E. Franz (**13623**), die trotz ihrer Schwerfälligkeit Beachtung verdient. Sie hebt die zentrale Bedeutung des Wunders für ältere Formen der Religiosität mit feinem Verständnis hervor, um dann zu zeigen, dass diese illusionistische Religiosität, die auch heute noch in der katholischen Kirche oder in Björnsons „Über die Kraft" nachwirkt, überwunden werden muss von einer Wirklichkeitsreligion. Aber auch der Intellektualismus ist eine religiös verwerfliche Stellung: „Dem Intellektualismus erscheint als Illusion nicht nur, was der Wirklichkeit nicht entspricht, sondern alles, was über die Wirklichkeit hinausgeht." Es bedarf einer grossen Lebenshypothese, auf der man Leben, Lebensinhalt und Lebensglück aufbaut. Die Bibel muss im öffentlichen Leben der Religion wieder mehr zurücktreten. F.s Schlussruf: „Kümmert euch mehr um die Kirche!" ist in der Tat angebracht in einer Zeit, wo die Gebildeten mit vornehmem Gesicht den Austritt erklären, weil sie nicht das Ihre getan habe. Was habt ihr denn für die Kirche getan, dass sie nicht hinter der Zeit zurückbleibe? Es ist ein gesunder, sympathischer Zug, der durch das Buch geht. Voll warmer ehrlicher Begeisterung sucht es die Versöhnung des Christentums mit der wirklichen Welt, die Begründung der Religion innerhalb der wirklichen Welt. — Wir betreten hiermit das Gebiet der religiösen Weltanschauung und der positiven Religion, auf dem unsere Bibliographie ein reges und vielseitiges Leben zeigt. Wie sehr in unserem Kulturkreise diese ganze Sphäre ausschliesslich von christlichen Gedanken beherrscht wird, zeigt eine Prüfung der Bücher, die unter dem Titel „Allgemeines. (Wesen der Religion)" aufgeführt sind. Es ist unmöglich, sie von der speziell christlich-theologischen Arbeit zu trennen. Um also die Einheitlichkeit des Bildes nicht zu beeinträchtigen, erwähne ich sie im einzelnen weiter unten bei den Schriften zur Geschichte und Bedeutung des Christentums. —

Unter den allgemein-religiösen Problemen der Gegenwart steht die Frage: Glauben und Wissen noch immer oben an. Der Naturforscher E. Dennert (**13650**) hat im Berichtsjahr eine eigene Zeitschrift unter diesem Titel begründet, deren Tendenz aus dem Untertitel hervorgeht. Der erste Halbband weist namhafte Mitarbeiter auf. Der Aufsatz von F. Ratzel daselbst: „Freunde, im Raume wohnt das

Erhabene nicht" zeigt, dass uns das Unendliche durch unsere Wissenschaft nicht näher und nicht ferner gerückt ist, als den Menschen in den Dämmerzeiten der Kultur. — Ganz gleiche Ziele, nämlich eine Versöhnung von „Bibel und Naturwissenschaft", erstrebt E. Dennerts selbständiges, so betiteltes Werk (**13652**). Ob statt „Bibel" nicht besser „Christentum" oder „religiöse Weltanschauung" zu sagen gewesen wäre, ob der Verfasser nicht bisweilen an biblischen Auffassungen festhält, die religiös sekundär sind, will Referent hier nicht erörtern. — Vom katholischen Standpunkt behandelt V. Cathrein (**13651**) das Problem Glauben und Wissen. Der Standpunkt C.s ist im wesentlichen neuthomistisch; von hier aus korrigiert er den protestantischen Wissensbegriff, von hier aus erscheint ihm selbst Kant als Nominalist, und so gelangt er schliesslich zu dem alten katholischen Resultat der wesentlichen Harmonie zwischen Glauben und Wissen. Das interessante Buch, das manche Schwächen des Protestantismus aufdeckt und uns in eine Welt absolut gewisser Gemütsverfassung blicken lässt, zeigt eine bemerkenswerte Kenntnis der modernen Philosophie und evangelischen Theologie. — Demgegenüber eröffnet das vom orthodoxen Standpunkte geschriebene Buch F. Hashagens (**13654**) einen charakteristischen Einblick in die Notlage der lutherischen Kirche sowohl in den Problemen der Lehre wie der Organisation. —

Auch auf den Babel- und Bibelstreit will ich hier nicht näher eingehen. Die im ersten Vortrage rein assyriologischen Erörterungen von F. Delitzsch (**13659—60**) haben sich im zweiten Vortrage auch auf theologische Fragen (Offenbarung, Inspiration, Entstehung des Monotheismus usw.) eingelassen. Der dadurch entfesselte theologische Sturm hat sich auch im Berichtsjahre nicht gelegt, ja er wurde durch die Stellungnahme des Kaisers (**13684—84**) neu entfacht. — Die orthodoxe und liberale evangelische Theologie, die jüdische Theologie (z. B. **13668**), die Laienwelt und endlich, in A. Jeremias (**13667**), die assyriologische Wissenschaft mit gleichzeitig streng gläubiger Tendenz haben dazu das Wort ergriffen. Delitzsch hätte das gleiche Schicksal auch auf ganz anderen Gebieten erleben können: sein Standpunkt ist nicht Ergebnis, sondern Voraussetzung: er steht auf dem Boden der antisupranaturalistischen, historisch-kritischen Wissenschaft. Diese geht vom Menschen aus und untersucht seine Erlebnisse, unter Umständen auch die Offenbarungserlebnisse. Die orthodoxen Theologen aber gehen von Gott aus und bestimmen den Offenbarungsbegriff in so verschiedener und zum Teil künstlicher Weise, dass Delitzsch sich wohl auch nach Lektüre sämtlicher Gegenschriften noch nicht darüber klar geworden sein wird. Der ganze Abschnitt beweist übrigens, wie schnell solche Streitfragen vergessen werden. Religiös war diese nur von ganz untergeordneter Bedeutung. —

Die christliche Theologie ist in unserem Geistesleben die angefochtenste, zugleich aber die interessanteste Wissenschaft. Sie bedarf in gleicher Weise der Auseinandersetzung mit dem historischen, wie mit dem naturwissenschaftlichen Moment unseres Wissens. Vor allem ihr ausgesprochenes Wurzeln in historischen Fakten stellt ihr eine Fülle eigenartiger Probleme. Es ist der eigentümliche Charakterzug des 19. Jahrhunderts, das ja vielfach das historische genannt wird, diesen Rückgang auf die positiv-historische Anknüpfung, auf die historische Religion und den geschichtlichen Christus vollzogen zu haben, während im 18. Jahrhundert der Glaubenswert historischer Tatsachen immer tiefer sank und die lebendige Persönlichkeit Christi sich schliesslich in ein blasses moralisches Symbol oder religiöses Normalbild verflüchtigte. Die Theologie des 19. Jahrhunderts hat richtig erkannt, dass ihre veränderte Stellung zur Geschichte, die im wesentlichen durch Ritschl systematische Bedeutung erlangte, dringend Rechtfertigung in einer bestimmten Theorie der Geschichtsauffassung forderte. In erster Linie E. Troeltsch hat dieses zentrale Problem mit Bewusstsein erfasst. In das Berichtsjahr gehören seine Aufsätze: „Was heisst Wesen des Christentums? (Christl. Welt N. 19, 21, 23, 25, 29 [eine geniale Studie]) und „Moderne Geschichtsphilosophie" (ThRs. N. 1—3). — Auch A. Harnack (**13692**) hat in einem populären Vortrage, der jetzt in fünfter Auflage vorliegt, zu dieser Frage theoretisch Stellung genommen. Es ist natürlich, dass er sie auf diesem Raume nicht erschöpfen konnte; aber abgesehen hiervon, bewegen sich seine Ausführungen noch vielfach — vielleicht ungewollt — in halb Hegelschen Kategorien, die für ihn als praktischen Historiker nicht mehr massgebend sind. Insofern hat das konkrete Beispiel, das er in seinem „Wesen des Christentums" gegeben hat, weit tiefer gewirkt, und zwar gerade als methodisch originelles Unternehmen, weniger durch seine einzelnen Aufstellungen, die noch vielfach diskutiert werden. — Drei Werke sind es, die ich hier an den Anfang stellen möchte, weil sie auf verschiedenen Wegen zu verwandten Resultaten gelangen, die mir als die immer entschiedener hervortretenden Grundzüge der modernen Theologie erscheinen: W. Bousset, „Das Wesen der Religion, dargestellt in ihrer Geschichte", H. Weinel, „Jesus im 19. Jahrhundert" und F. Naumann, „Briefe über Religion". Gemeinsam ist ihnen der Bruch mit dem Intellektualismus und der historische Grund-

zug: das Haften an dem geschichtlichen Jesus und seiner einzigartigen religiösen Bedeutung, die durch keine weitere Entwicklung in den Hintergrund gedrängt werden kann; gemeinsam aber auch das moderne diesseitige Weltbild, auf Grund dessen sie allen Supranaturalismus, wie die einmalige, als Wunder zu bewertende Offenbarung, die Stellvertretung, die Doppelnatur und eine Reihe weiterer Dogmen, denen der spezifisch religiöse Wert für unser gegenwärtiges Empfinden abgeht, offen preisgeben; und gemeinsam endlich das dritte, dass sie auch in Jesu Ethik das Zeitgeschichtliche von dem bleibend Vorbildlichen trennen und den religiös-ethischen Bedürfnissen und Problemen der Gegenwart einen umgestaltenden Einfluss auf das Christentum einräumen. Im letzten liegt dann zugleich die entschiedene Betonung der kulturbejahenden Seite des Evangeliums. W. Boussets **(13625)** gemeinverständliche, klar durchdachte Vorträge entrollen vor uns zunächst ein Bild der geschichtlichen Hauptformen der Religion, um dann das Wesen und die Zukunft des Christentums zu erörtern. Er sieht den Kern des Christentums in einem Personleben, das noch mächtig und lebendig in unser Leben hineinwirkt; es ist Innerlichkeit, selbst die sakramentalen Gedanken sind nur ein Tribut an die umgebende heidnische Welt. Schon die Reformation hat Keime und Ansätze entwickelt, die im ursprünglichen Evangelium nur kaum erkennbar angedeutet waren; aber weil sich seit der Reformationszeit die Gesamtstruktur des menschlichen Lebens in entscheidender Weise geändert hat, bedarf es auch heute einer Fortentwicklung. Und das Neue der Gegenwart ist dies: die Entstehung einer selbständigen, auf sich ruhenden Kultur. Das Christentum kann nicht dem modernen Leben seine Existenz nehmen, es zum Selbstverzicht zwingen wollen. Also bedarf es einer modernen Auffassung der Person Christi, einer Auffassung, die den gegenwärtigen Kulturaufgaben wie dem gegenwärtigen Weltbilde zur Stütze zu werden vermag. Obwohl wir also sein Evangelium nicht einfach abschreiben, sondern neu erwerben, bleibt seine Gestalt das „Höchste und Vollendetste, was der Menschheit auf ihrem langen Wege geschenkt war, die Krone unsres Daseins, der Führer unsres Lebens, dem kein anderer Führer zur Seite steht". Nur zum Träger einer ausschliesslichen Offenbarung können wir ihn nicht machen: für uns ist alles göttliches Wirken. Und so schliesst B.s historischer Überblick mit der Erkenntnis: Glaube ist immer Kampf, Arbeit, Neuerwerben, Weiterbilden. — H. Weinels Buch **(13713)** stellt sich eine höchst dankbare Aufgabe. Der Verfasser gehört vielleicht noch selbst zu den Weiterwachsenden; so wird er diesem Werke in späteren Ausgaben, deren es viele finden möge, eine immer vollendetere Gestalt geben und das historische Material bereichern. Er behandelt — mit Recht für den ihm vorschwebenden praktisch-theologischen Zweck — nur die nachhegelsche Zeit unter den in der Bibliographie angegebenen fünf Gesichtspunkten. Mit schönen Farben malt er die Fülle und Lebendigkeit dieser mächtigen Gestalt, die mit unverkürzter Wirksamkeit, nach allen Seiten ihren Reichtum spendend, auch durch das 19. Jahrhundert hindurchschreitet. Jesus ein religiöser Genius, nicht ohne Kampf mit der Sünde und dem Zweifel, — das ist die Auffassung, die den Verfasser dabei leitet. Die Formel wird vielleicht durch die Analogie mit dem ästhetischen Gebiet, dem sie entnommen ist, etwas störend wirken. (Vgl. N. 13542, S. 446ff.). Ihr Sinn aber, wie er hinter all den verschiedenen Formeln der Ritschlianer liegt, ist der Glaube an die einzigartige Tiefe und Lebensenergie einer Persönlichkeit, die absolut unausschöpfbar ist, wie das Leben selbst. Darin liegt ihre Vorbildlichkeit. „Im sittlichen Leben gibt es nur ein Überwältigtwerden von dem Ideal" (S. 292ff.). Im einzelnen bringt W.s Schrift viel Interessantes. Die Anknüpfung der im zweiten Abschnitt behandelten Auffassungen an den politischen Liberalismus ist wohl nicht ganz deutlich herausgekommen. Sehr richtig aber ist es dann, dass er Jesus nicht als blossen Sozialreformer überhaupt gelten lassen will. Wie W.s Auffassung im ganzen das richtige Bild zu der verzerrten Ansicht Kalthoffs bringt (S. 42, 53, 169), so auch darin, dass er den rein religiösen Quell, der hier mit elementarer Macht emporsprudelt und alles Leben durchdringt, entschieden in den Mittelpunkt stellt. Ein neuer Gottesglaube und ein neues Menschentum, das ist Jesu Hinterlassenschaft, die weit über ihre zeitgeschichtlich bedingte Entstehung hinaus fortwirkt. „Das ist die religiöse Frage: das Bangen um das Leben, das Suchen nach einem ewigen Werte des Lebens, das keine Wissenschaft und Kunst, keine soziale Arbeit und keine Kultur stillen kann." Aber nun auch nicht buddhistische Selbsterlösung ist der Sinn der christlichen Lehre, sondern über den Schmerz und die Qual hinweg ein Arbeiten an der Kultur, das zur Herrschaft über sie führt. So wendet sich Religion an den ganzen Menschen; sie ist Erlebnis der Welt im universalsten Sinne. Durch das ganze Buch geht ein grosser Zug, ein wohltuendes Feuer; es gehört zu den wertvollsten Gaben dieses Abschnitts. — Und endlich, von gleich unschätzbarem Werte: F. Naumanns „Briefe über Religion" **(13628)**. In N.s Entwicklung tritt uns das charakteristische „Und dennoch" mit besonderer Deutlichkeit entgegen. Er hat früher an „Jesus den Volksmann" geglaubt. Diese soziale Deutung des

Evangeliums hat er in Palästina selbst (eigentlich zu Unrecht) verloren. Was er gewonnen hat, ist mehr, für ihn wie für uns: es ist die absolut offene, klare, mutige Stellungnahme des modernen Menschen zu Christus. Nichtloskönnen und Überihnhinausmüssen, — das ist die eigenartige Mischung, das verwickelte Grundgefühl, das er mit der meisterhaften Durchsichtigkeit seines klassischen Stiles vor uns ausbreitet. (Ich benutze bereits die dritte Auflage 1904. 90 S.) „Jesus steht noch gross und klar über aller unserer Geisteskultur.“ Aber unser Weltbild hat sich geändert; dadurch ist eine Fülle religiöser Gefühle heimatlos geworden. Unsere Aufgabe ist es, ihnen aus dem neuen Besitz einen neuen Gegenstand zu geben. (In ihrem blinden Hass gegen den Störenfried Naturwissenschaft haben die Theologen selten daran gedacht, einmal ihren positiven religiösen Wert zu entwickeln.) Immer mehr setzt sich die Erkenntnis durch, dass Gefühle relativ ewiger sind als Begriffe. „Ich bin mir bewusst, trotz voller rückhaltloser Anerkennung der modernen Weltauffassung, noch genau das innere Grundverhältnis zum Leben an sich zu haben, wie meine Vorväter.“ „Die Seelenzustände dauern länger als die Lehrformen.“ Trotzdem ist unser Christus ein anderer als der des Mittelalters etwa. Das Evangelium war galiläisch; es wusste nichts von unserer Kultur, von unserer sozialen Not und Arbeit. Deshalb kann Jesus in diesen Dingen nicht unbedingt Helfer für uns sein. „Nicht unsere ganze Sittlichkeit wurzelt im Evangelium, sondern nur ein Teil derselben.“ „Überall ist Christentum ein Teil des Lebens, nicht das ganze Leben selbst.“ An dem Evangelium der Armen müsste unser Wirtschaftsleben, das nun einmal auf der Grundlage des Kampfes ruht (hiergegen A. Harnack [**13629**]), zugrunde gehen und damit unsere Zukunft, unsere Kultur, unser Leben. Aber es gilt, dies natürliche Leben, das sich nicht beseitigen lässt, immer tiefer mit christlicher Sittlichkeit zu durchdringen, den Staat, der an sich nicht christlich ist, mit einem solchen Ferment zu erfüllen. Diese Stellungnahme wird dem Verfasser von orthodoxer Seite als entmutigter Bruch mit dem Christentum gedeutet werden. In Wahrheit ist sie das mutige Bekenntnis zu einem Wege, der in den Widersprüchen des Lebens nun einmal der einzige ist. Und die dahinter liegende Frage: Kann man aus dem religiösen Leben heraus eine ganze Kultur gestalten, oder ist Religion etwas, das nur in und mit diesem realen Leben wird und wächst? empfängt schon dadurch ihre Entscheidung, dass Religionen, die uns imponieren, immer die Blüte einer Kultur sind, die reich an Kämpfen, Zielen und Arbeit ist. — An die Besprechung dieser drei Werke knüpfe ich eine Rückverweisung auf die oben bereits erwähnten, ganz in dieser Linie liegenden religionsphilosophischen Gedanken R. Euckens (**13508a**) und einen Überblick über die in der Bibliographie erwähnten abweichenden Standpunkte. Euckensche Einflüsse zeigt z. B. die Schrift von Ch. Rogge (**13698**), die aus der Betrachtung der gegenwärtigen Lage des Christentums zu zuversichtlichen Erwartungen für eine Vertiefung und Neugeburt des christlichen Geistes gelangt. Der Verfasser entscheidet sich gleichfalls für die Zurückstellung des religiös Indifferenten und für eine Betonung der sozialen Aufgaben. — Eine eigentümliche Sonderstellung unter den heutigen Ritschlianern nimmt noch immer J. Kaftan ein, dessen „Christlicher Glaube“ (**13714**) in der dritten Auflage vorliegt. Er hat im Berichtsjahr in der Monatsschrift „Deutschland“ (Bd. 2, S. 313—335) einen Aufsatz: „Das Wesen des Christentums“ erscheinen lassen, der zwar die meisten der oben zusammengefassten modernen Grundzüge auch zeigt — so z. B. Erlösung von der Welt und Arbeit an der Welt als untrennbar gleichwertige Bestandteile der „ethischen Erlösungsreligion“ hinstellt und dem Intellektualismus absagt —, dabei aber den Supranaturalismus, den Ritschlschen Offenbarungsbegriff und die Zweinaturenlehre streng festhält. Nach ihm ist das Christentum nicht aus einer natürlichen Entwicklung des Geistes hervorgewachsen, sondern „wie keine andere ausser ihr eine geschichtlich-positive Religion, bleibend an einen als übernatürlich vorausgesetzten Ausgangspunkt in der Geschichte angeknüpft“. — In der Abhandlung „Das Kreuz Christi“ wendet sich Joh. Lepsius (**13695a**) gegen das Überwiegen der gefühlsmässigen Deutung der Religion im 19. Jahrhundert und gegen ihren Agnostizismus. Für ihn ist die Religion etwas Dreidimensionales, Verstand, Wille, Gefühl gleichmässig Betreffendes, und er versucht nun, die im Kreuz Christi symbolisierte Anschauungsweise zu entwickeln. In ähnlichem Sinne wendet er sich (**13695**) gegen das, was er Harnacks Nomismus nennt, und (**13697**) gegen die unbegründete Preisgabe der biblischen Weltanschauung. — Die Behauptung der Irrationalität des religiösen Erlebens ist es ja überhaupt, die den orthodoxen Richtungen den grössten Anstoss gibt. Sie möchten greifen und schauen und freuen sich ihrer absoluten Gewissheit, unbekümmert um moderne Zweifel und Kämpfe. Der Protestantenverein, dem man im allgemeinen doch keinen Antirationalismus nachsagen kann, hat es in Hamburg glücklich so weit gebracht, dass Pastor M. Glage (**13709**) ausrufen muss: „Es handelt sich um nichts Geringeres als zwei Religionen“ und energisch den Austritt der neuen Richtung aus der Hamburgischen Landeskirche fordert. — In

anderem Sinne wendet sich der Reformkatholik Joseph Müller **(13751 a)** in seinen „Apologetischen Vorträgen" gegen den modernen Agnostizismus und die von Ritschl inaugurierte Zurückführung des religiösen Erkennens auf Werturteile. Harnacks Standpunkt des Erlebens findet er „untergeistig", schon weil er die einheitliche Natur des Menschen zerreisse und breche. Er ruft Euckens und Volkelts Sehnsucht nach der Wiedergeburt des ganzen Menschen als Zeugen auf. Mir scheint, dass diese Denker seinen Rationalismus, der den Glauben „beweisen", „dem Verstand plausibel machen" will, ebensowenig billigen würden wie den Gefühlsmystizismus, um den es sich doch auch bei Ritschl und Harnack nicht handelte. In den Gottesbeweisen jedenfalls hat M. nicht mehr Erfolg als die Unzähligen, die vor ihm auf diesem Weg gescheitert sind. Warum hat man aus der Geschichte der Scholastik und des Rationalismus nicht gelernt, dass die Gewissheit und Wahrheit eines religiösen Standpunktes in keinem (wie auch bestimmten) wissenschaftlichen Verfahren seine Analogie hat? — Endlich erwähne ich hier eine Reihe von christlichen Zeugnissen: Die Schrift von Karl Müller **(13636)**, die die Grundlinien der christlichen Lebensanschauung unter dem Gesichtspunkte der Rechte und Pflichten des Christen entwickelt, und die Sammlungen von religiösen Aussprüchen **(13634–35)**. —

So verschiedenartig alle hier erwähnten Stellungen zum Christentum sind, eines ist ihnen gemeinsam: die Anknüpfung an die geschichtliche Person Jesu Christi. Jede einzelne ist überzeugt und bestrebt, den historischen Christus zu besitzen, ob sie nun durch kritische Textbehandlung der Bibel oder durch metaphysische Erwägungen zu ihm gelange. Ja, selbst Weinel (s. oben 13713), der doch die Wandlungsfähigkeit der Jesusbilder in so helles Licht rückt, meint zum Schluss, ein in den Grundzügen getreues historisches Bild von ihm entwerfen zu können. Referent hält diese Aufgabe weder für lösbar noch ihre Lösung für wünschenswert. Jesus lebt nur in den mannigfachen Spiegelungen, die seine gewaltige Person in den verschiedenen Zeiten erzeugt. Er geht gleichsam mit jeder ein neues, absolut individuelles Freundschaftsverhältnis ein. Mögen auch einzelne Züge von ihm durch historische Kritik absolut sichergestellt sein; Bedeutung gewinnen sie erst im Ganzen seines Werkes, und dessen Interpretation wird mit der Richtung und Vertiefung der einzelnen Zeiten wechseln. Nun aber ist im Berichtsjahre der Bremer Prediger A. Kalthoff mit einer Theorie hervorgetreten, die in dieser Beziehung weit radikaler ist als alle früheren Anschauungen, wennschon die Evangelienkritik (etwa in Bruno Bauer) ja immer deutlicher gezeigt hatte, wie minimal die absolut historischen Bestandteile am Jesusbilde sind, wie sehr es allenthalben die programmatischen Deutungen und Interpretationen späterer Zeiten überwuchert haben. K. bestreitet die persönliche Existenz desjenigen Christus, von dem wir unsere Lehre ableiten, überhaupt und erklärt es für das πρῶτον ψεῦδος der Reformation, die Autorität der Bibel über die der Kirche gestellt zu haben, während doch die Bibel nichts sei als das kanonisierte Programm eben jener Kirche, nicht aber ein historische Absichten verfolgendes Dokument. Man muss an K.s Ansichten scheiden seine eigenen religiösen Überzeugungen **(13631)**, auf die ich hier nicht näher eingehen will — und seine historischkritischen Grundsätze, deren Gerüst von sehr einfacher Konstruktion ist **(13700, 13706)**. Während er persönlich an Nietzsche haftet, sieht er die Vergangenheit unter dem Lichte der zweiten Geistesmacht der Gegenwart: dem soziologisch-sozialistischen. Mit grosser Selbstverständlichkeit akzeptiert er Lamprechts methodischen Grundgedanken: Geschichte kann nur sozialpsychologisch verfahren, und die Methode wird zugleich zum Resultat: Persönlichkeiten sind immer getragen, sie sind nirgends im eigentlichen Sinne Schöpfer. Marxist hingegen ist K. so wenig oder so viel wie Lamprecht: er betont überall das Wirtschaftliche und Soziale, ohne es aber für die dominierende Grundsubstanz des Kulturlebens zu halten; hierin vertritt er vielmehr wie Lamprecht die Gleichwertigkeit aller Kulturfaktoren, den sozialen Monismus (Stammler), was denn beide in der Praxis manchmal etwas aus den Augen verlieren. Dies ist die Brille, womit K. sieht, und sie zeigt ihm naturgemäss nichts andres, als worauf sie eingestellt ist. So gross ist die Bedeutung der Methoden in den Geisteswissenschaften, und zwar deshalb, weil jedes Verfahren zugleich Ausdruck einer bestimmten psychologischen Theorie ist. Das Christentum muss als soziale Erscheinung begriffen werden; so auch seine Entstehung. (Diesen Gedanken in richtigerer Form hatten schon Schleiermacher und Ritschl zum Grundprinzip gemacht.) Die auf der entgegengesetzten, der individualistischen Geschichtsauffassung beruhende Leben-Jesu-Theologie hat zu immer negativeren Resultaten geführt; die Person des historischen Christus ist in der Durchforschung der Dokumente in immer ungewisserem Nebel entschwunden. K. will den Versuch im kopernikanischen Sinne umkehren: er will die Evangelien usw. nehmen als das, was sie nun einmal unanfechtbar sind, als den kanonischen Ausdruck der in der Kirche der ersten Jahrhunderte lebendigen Tendenzen. (Dieser Weg hat unzweifelhaft Berechtigung und Fruchtbarkeit neben dem

andern!) Diese Kirche war eine soziale Organisation: der Zusammenschluss der armen und unterdrückten, besitzlosen und rechtlosen Klasse gegen den furchtbaren römischen Kapitalismus. Nach Italien weisen alle in den Evangelien geschilderten wirtschaftlichen Verhältnisse. Zu diesen römischen Momenten aber gesellen sich ein jüdisches: die messianische Erwartung, und ein griechisches: das dualistische Weltbild der platonischen und neuplatonischen Philosophie, aus dem z. B. die (nur den Charakter der Kirche ausdrücken sollende) Zweinaturenlehre stammt. Der Christus der Evangelien ist nichts als der auf dem Boden dieser sozialen Grundgedanken von der dichterischen Phantasie immer individueller ausgestaltete Vereinsheros, ein Typus, ein Programmmensch, nämlich die religiöse Verkörperung des Kommunismus, der allenfalls mit falscher und willkürlicher Chronologie an irgendeinen der zahllosen Jesus angeheftet worden ist, die in Palästina am Kreuz gestorben sein mögen. Die Zeugnisse der Profanschriftsteller sind meistens nachträgliche Fälschungen, die Evangelien selbst reden von dem Christus, nicht von Jesus von Nazareth, und haben offenbar die christlichen Verhältnisse der trajanischen oder noch späterer Zeit im Auge. Aus dieser Zeit und Umgebung heraus sie zu interpretieren, ist einfache Forderung der modernen historischen Kritik. Verfehlt aber ist es, dahinter nach einem geschichtlichen Urevangelium suchen zu wollen; denn die Absicht des Evangeliums ist keine historische, sondern eine programmatische, symbolisierende (vgl. die Zusammenfassung in N. 13706, S. 90 f., 122). Daraus folgt, dass wir unter den Bedingungen unserer Zeit das Recht und die Pflicht haben, einen neuen Christustypus, ein neues Symbol zu schaffen, in dem die Ideale unserer Zeit zum Ausdruck kommen. Dies hat denn K. auch in zahlreichen anderen Schriften ohne historische Skrupel getan. Das Schlagwort der „autonomen Persönlichkeit“, das heute so oft begegnet, zeigt dann, wie wenig K. sich die entscheidenden Einsichten der geschichtlichen Betrachtung zu eigen gemacht hat, wie sehr er einfach konstruktiver Rationalist etwa im Sinne der „Religion innerhalb“ geblieben ist, trotz seiner „modernen“ Geschichtsauffassung (vgl. N. 13700, S. 19, 82 und N. 13706, S. 6, 134 ff.). Die Kritik wird zunächst die berechtigten Seiten dieser neuen Wendung rückhaltslos anerkennen, nämlich die Berechtigung, die Evangelien einmal prinzipiell ganz vom Standpunkte ihrer Entstehungszeit (falls diese feststellbar!) anzusehen und dabei die sozialen und wirtschaftlichen Faktoren im Umfange der modernen Einsicht in ihre Bedeutung energischer zu betonen. Sie wird sich auf eine philologische Nachprüfung im einzelnen nicht einlassen können, wobei jedoch zu bemerken ist, dass man solche umwälzenden Grundkonzeptionen zunächst wissenschaftlich fundiert, ehe man sie in einer populären Schrift von neunzig Seiten ins Publikum wirft. Dass K. die bereits geleistete philologische Arbeit der kritischen Theologie in keiner Weise ausreichend benutzt hat, steht fest. Aber entwurzelt werden kann diese Auffassung nur an ihrem Wurzelpunkte, und das ist eben die sozialpsychologische Theorie, aus der die neue „Sozialtheologie“ hervorgehen soll. K. nennt das Christentum eine soziale Bewegung grossen, ja grössten Stiles, „zu der eine elementare Kraftentfaltung einer aufwärts ringenden, unterdrückten Menschenklasse den Anstoss gegeben, die dann im weiteren Verlauf eine so gewaltige historische Metamorphose durchgemacht, dass das Gewordene, die katholische Kirche, auf den ersten Blick als das direkte Gegenteil seines eigenen Ursprungs erscheint“. „Die Geschichte dieses Kampfes, das ist die Geschichte Christi.“ So gefasst, erscheint diese Bewegung als eine Hülse ohne Inhalt. Es gibt nichts bloss Soziales; woher kam ihr der geistige Gehalt? Woher kommt es, dass hier nicht eine unterdrückte Klasse nach Macht und Reichtum strebt, dass nicht eine neue soziale Klasse, sondern eine Kirche mit einer religiösen Lehre voll tiefsten Inhaltes entsteht? An sich könnten vielleicht religiöse Gedankenbildungen einen rein sozialen Ursprung haben; aber irgendwer muss sie aussprechen. Geschichte und psychologische Menschenforschung zeigen uns gerade, dass solche Kämpfe immer in einer Seele, in einem grossen, gewaltigen Leben durchgerungen werden müssen, ehe die träge Masse folgt, die zwar unter den gleichen Daseinsbedingungen, aber ohne Kraft zu geistiger Selbstbefreiung lebt. Demgegenüber versagt die schematische, sozialpsychologische Geschichtschreibung. [Vgl. des Referenten im Berichtsjahre erschienene Einleitung zu „Huttens Briefen an Luther“ (**6465**). Eine solche Persönlichkeit ist so sehr Bedürfnis, dass man sie allerdings dichten müsste, wenn sie nicht da wäre. Gerade die Tatsache des Personifizierens zeigt die tiefe psychologische Notwendigkeit, grosse Bewegungen aus wirklichen, historischen Menschen abzuleiten, Gedanken gleichsam wieder konkret zu machen. Was ist denn nun früher: das Personifizieren oder die Person? Die Beweise K.s reichen nicht hin, in diesem Falle ihre Existenz zu widerlegen. Sie war eben so überragend, dass sie die vielen verwandten Erscheinungen sieghaft überstrahlte. Ihr Geist war es, der sich nachher mit all jenen Tendenzen verband. — R. Steck (**13702**) hat recht: An ihr ist „alles Einzelne unsicher; das Ganze ist dennoch über jeden Zweifel erhaben.“ Was Kalthoff (s. oben) als

seinen Vorzug betrachtet, sein Glaube an unverbrüchliche historisch-soziale Gesetze, ist in Wahrheit eine höchst mangelhafte Psychologie und führt dahin, dass er die für alle Zeiten gleich grosse Bedeutung der Persönlichkeit unterschätzt (Vgl. N. 13706, S. 98). In dieser Hinsicht ist H. Weinels Buch (13713, S. 169 f., s. oben) die treffende psychologische Korrektur, unendlich realistischer als diese Doktrin. Die Evangelien sind mehr als der „Ausdruck des christlichen Gemeindebewusstseins"; sie geben den Eindruck eines lebendigen Menschen wieder, freilich in immer subjektiver und variierter Spiegelung. Sein Kern ist ein religiöses Leben, seine Lehre eine religiöse Botschaft; darin lag allezeit ihre Kraft wie ihre Einseitigkeit. Und deshalb ist die katholische Kirche nicht eine soziale Reaktion gegen das römische Imperium, sondern etwas absolut Neues, ein neuer Inhalt, keine blosse Gemeinschaftsform! —

Die Literatur des Katholizismus wird durch zwei Momente fast durchgängig charakterisiert: einerseits das unverhohlene Bewusstsein, in der eigentlichen Kulturarbeit zurückgeblieben zu sein, andererseits das Gefühl glücklicher Sicherheit und Entschiedenheit in kirchlichen Dingen gegenüber dem Protestantismus. Der Sprecher des Katholizismus auf dem Kölner Katholikentage und in der Görresgesellschaft, G. Frhr. von Hertling, spricht es offen aus: „Wir sind zurückgeblieben, wir haben uns überflügeln lassen" (**13731a**). Er fordert daher von der letztgenannten Gesellschaft, die wissenschaftliche Arbeit der Katholiken zu steigern und besonders die Heranbildung zahlreicherer Kräfte für die Universitäten zu fördern. Derselbe Ton klingt durch die andere Rede (**13731**); aber sie zeigt auch den Grund des Zurückbleibens, wenn sie besonders diejenigen Arbeitsgebiete empfiehlt, wo Kollisionen mit Weltanschauungsfragen (also der Kirchenlehre) ausgeschlossen sind. Als Stärke der katholischen Wissenschaft stellt er hin die Einheitlichkeit von Glauben und Wissen, den Zusammenhang mit einer 2000jährigen Vergangenheit und die Sicherheit der Prinzipien im christlichen Glauben; als Schwäche die Vereinzelung der Gelehrten, die Zaghaftigkeit und Kleingläubigkeit. — Die Kundgebung des Freiburger Buchhändlers Waibel (**13731d**) zeigt gleichfalls, dass man sich im allgemeinen Wettbewerb zurückgeblieben fühlt; hier wird die Schuld auf mangelnde Rührigkeit der katholischen Verleger zurückgeführt, die übrigens durch die Erfahrungen unsres Verlages nicht bestätigt wird. Das Zurückstehen in der literarischen Produktion aber wird man nicht leugnen können. — Ähnliche Eindrücke treten uns auch bei M. Lorenz (**13730**) entgegen. — Andererseits zeigt der zweite Band der Lebensbilder hervorragender Katholiken von J. J. Hansen (**13723**), dass es an hervorragenden geistigen Kräften im 19. Jahrhundert nicht durchaus gefehlt hat. — Wichtige Beiträge zur Geschichte des Katholizismus enthält die grosse Sammlung der Hirtenbriefe des Bischofs W. E. von Ketteler-Mainz (**13731g**); besonders sei hier auf die Dokumente verwiesen, die sich auf das Vatikanische Konzil und den Kulturkampf beziehen. Auch zur Schulfrage finden sich wichtige Quellen in der Sammlung. — Aus dem Gebiet der Polemik nenne ich an erster Stelle die Wiener Vorträge des Jesuiten V. Kolb (**13721a**) über die Glaubensspaltung, die Katholizismus und Protestantismus nach ihren einzelnen Seiten gegenüberstellen und sich viel mit Harnack und Delitzsch, andererseits mit Stöcker beschäftigen, welch letzterer als Anwalt des guten Prinzips behandelt und grossen Beifalls gewürdigt wird. Die kirchliche Notlage des Protestantismus wird scharf geschildert: „Der Protestantismus gibt sich auf, ob er eine Einheit der Lehre fordert oder nicht. Fordert er keine, so zerfällt er; fordert er eine Einheit, dann kehrt er zurück zum katholischen Prinzip der Lehrgewalt und zerstört die Grundlage der freien Forschung, auf der er steht." Sehr richtig beobachtet; aber der Verfasser vergisst, dass diese Frage keine rein dogmatische ist, sondern vor allem eine ethische, und dass moderne Kultur und protestantische Ethik in der Wurzel zusammenhängen. Ohne schwere Kämpfe ist der Protestantismus freilich nicht; auch dies ist eben sein Prinzip. Aber in den Quietismus katholischer Anschauungen kann er nicht zurück, wenn er auch wollte. Immerhin ist es dankenswert, dass ihm hier von einem geistvollen, kenntnisreichen und gemässigten Manne sein Spiegelbild in katholischer Auffassung vorgehalten wird. — Auch die streng katholisch-orthodoxen Einigungsbestrebungen M. Steigenbergers (**13731c** und **13778a**) bestehen im wesentlichen in der Aufdeckung gegenwärtiger Nöte und Schwächen des Protestantismus. — Heftiger sind die Angriffe von seiten der Protestanten, so die Streitschrift des Karlsruher Historikers A. Böhtlingk (**13731f**) gegen den Freiburger Erzbischof, der gegen seine erste Broschüre: „Auf der Fahrt nach Canossa" den Schutz des Gerichtes angerufen hatte, und die Sammlung von Aufsätzen des Juristen F. Thudichum (**13731b**) gegen Orden und Klöster, die anlässlich der Bestrebungen der klerikalen Partei in Baden entstanden sind und Wesen, Entstehung, vermeintlichen Nutzen der Orden einer scharfen, negativen Kritik unterziehen. —

Am heftigsten tobt noch immer der Kampf um den Jesuitismus. In vierter Auflage liegt die Kampfschrift von W. Beyschlag (**13744**) vor, eine kurze, auf die Quellen zurückgreifende Orientierung über Geschichte und Wesensart des Ordens und ein energischer Protest gegen die Wiederzulassung dieser Erbfeinde des jungen Deutschen Reiches. — Noch mehr in die Einzelheiten geht der Angriff von J. Lanz-Liebenfels, der das Problem auch nach der Seite der deutschen Stammesgeschichte, der nationalen und sexuellen Frage verfolgt (**13742**). Der Titel zeigt, was den Kern der Schrift ausmachen soll: der Nachweis, dass der Jesuitismus im 19. Jahrhundert einen Vernichtungskampf gegen den nationalen, liberalen und toleranten süddeutschen Welt- und Ordensklerus geführt habe. So richtet sich der Warnungsruf des Verfassers auch an die Katholiken selbst. Obwohl Referent zu der tatsächlichen Charakterisierung der Jesuiten, die hier allerdings tiefschwarz ausgefallen ist, keine Stellung nehmen kann und will, lässt sich der Schrift ein energischer Idealismus und mancher richtige Blick nicht absprechen. — Von P. Graf von Hoensbroechs Tendenzwerk über das Papsttum (**13739**) ist der zweite Band erschienen. — Gleichzeitig aber ist gegen diesen wütendsten Gegner des Ultramontanismus unter dem Namen Pilatus (**13740**) ein Laie und Nichtkatholik (laut Vorwort) aufgetreten, der sich die Aufgabe stellt, Hoensbroech tatsächliche Unrichtigkeiten nachzuweisen und im Anschluss hieran eine „objektive Wertung der katholischen Moral" zu geben. Das sehr umfangreiche Buch (22 Briefe), dessen Ton wiederholt in das Familiäre hinabsinkt, beschäftigt sich u. a. besonders mit der Beichte, dem Probabilismus und dem Zölibat. —

Den Reformkatholizismus hat Sohm als einen Nachkommen des liberalen Katholizismus bezeichnet. Man könnte ihn auch als eine Regung des demokratischen Prinzips innerhalb der Kirche charakterisieren, in der sich ja das monarchische Prinzip im 19. Jahrhundert mit äusserstem Radikalismus durchgesetzt hat. Er ist im wesentlichen eine wissenschaftliche Bewegung, ein sich regender Drang nach freier, aufrichtiger Forschung. Einen Überblick über diese Bewegung in Deutschland, Frankreich und Italien gibt H. Holtzmann (**13760b**) mit besonderer Rücksicht auf die kritischen Auffassungen des Urchristentums und der Petrusfrage, wie sie in den Werken dieser Theologen zutage getreten ist. — O. Pfleiderers (**13753**) Aufsatz ist eine stark negative Kritik des Buches von Ehrhard: „Der Katholizismus und das 20. Jahrhundert". Um so überraschender ist es, wenn Pf. die Möglichkeit offen lässt, dass diese Bewegung wächst und zu einer neuesten Reformation führt, die die Gleichgesinnten beider Kirchen zu einer neuen, reinen, undogmatisch-christlichen Glaubensgemeinschaft vereint. Dafür fehlen alle Unterlagen. — Dass eine Annäherung des Reformkatholizismus an den Protestantismus für alle Zeiten ausgeschlossen ist, gibt denn auch Joseph Müller (**13751b**), dessen „Apologetische Vorträge" (**13751a = 13710b**) oben bereits erwähnt wurden, unzweideutig zu erkennen. „Der Protestantismus ist überhaupt keine einheitliche Genossenschaft mehr, sondern ein Babel wirrer Meinungen (allerdings mit starken Kulturkräften)." — H. Molenaar (**13755**), ein Vertreter der von Comte ausgehenden positivistischen Menschheitsreligion, wendet sich gegen die Halbheiten in Müllers „Reformkatholizismus" und stellt ihm den Gedanken des Neukatholizismus, d. h. einer universalen Menschheitsreligion, die freilich kein Christentum mehr wäre, gegenüber. — Der Bischof M. F. Korum (**13760a**) endlich warnt seine Diözese vor dem Geist der neuen Irrlehre. —

Auf den Protestantismus gehe ich hier im einzelnen nicht weiter ein, da die oben besprochenen grossen Hauptwerke der christlichen Theologie durchgängig auf protestantischem Boden erwachsen sind und die gegenwärtigen Tendenzen dieses Bekenntnisses hinreichend zum Ausdruck bringen. Nur auf F. Naumanns (**13787**) Andachtensammlung, das praktische Gegenstück zu den in N. 13628 (s. oben) entwickelten theoretischen Gedanken, möchte ich hier noch einmal hinweisen, sowie auf die zahlreichen Dokumente des Interesses, das dieser eigenartige Geist allseitig findet. — So schildert L. Curtius (**13784**) sein Ausgehen von der Anwendung der christlich-ethischen Postulate auf die sozialen Kämpfe des Tages, seinen inneren Fortgang zu einer grosszügigen, von starkem Optimismus getragenen Politik. „Politik ist durch ihn wieder eine grosse Aufgabe geworden, weil er sie mit grossen Gedanken erfüllt hat." —

Auch die Reformreligionen berühre ich nur kurz; im Verhältnis zur wissenschaftlichen Theologie ist ihnen meist ein erhebliches Plus an Selbstbewusstsein und ein jeden Vergleich ausschliessendes Mindermass an Leistungen eigentümlich. Sie leiden zum Teil an einer schattenhaften Einseitigkeit, zum Teil an der Geschichtslosigkeit, die allem Religiösen nun einmal tödlich wird. Indische Einflüsse zeigt die Theosophie, die überhaupt alle Zeichen des Religionssynkretismus an sich trägt. Menschenverbrüderung, Okkultismus, mystische Erhebung und Erfahrung, Botschaften aus der Astralwelt — darin sind die Hauptgegenstände der internationalen Theo-

sophischen Gesellschaft gekennzeichnet: man vergleiche F. Hartmanns Schrift (13795). — Rein christlich theosophische Spekulationen über die Trinität usw. versucht K. von Lechler (13798). — Über den seit der indischen Renaissance auch in Europa höchst einflussreichen Buddhismus orientiert das klassische Werk von H. Oldenberg (13809) und die kulturhistorische Studie von J. Silbernagl (13810). — Die freimaurerische Literatur ist durch den rührigen Diederich Bischoff vertreten. In seiner Schrift über den sozialethischen Beruf der Freimaurerloge (13813 a) entwickelt er den grossen Erziehungsgedanken, der die Gedankenkreise des Maurertums beherrscht, wennschon er sich mit den Zeiten wandelt und die Kenntnis der jeweiligen gesellschaftlichen Lage voraussetzt. Die Arbeit am Menschheitsbau besteht darin, den Wert des Menschen für den Menschen zu erhöhen. Über die Durchführung dieses Gedankens, der aus der Zeit der Perfektibilitätsidee stammt, aber gewiss heute noch lebendigste Verbreitung verdient, handeln ausführlich das dritte und vierte Kapitel der grösseren Schrift desselben Verfassers (13813). — Vielfach zeigt sich eine Hinneigung zu dem Persönlichkeitsgedanken, wie ihn Johannes Müller in seinem bekannten Organ (13843) vertritt. Eine direkte politische Aufgabe der Logen wird abgelehnt; das Festhalten an der religiösen Seite hält M. wenigstens beim deutschen Freimaurertum für geboten; aber er behandelt sie im ganzen als etwas Indifferentes und will das christliche Bekenntnis nicht zur Bedingung der Aufnahme machen. An diesem Punkte brennt gegenwärtig der innere Kampf des Maurertums. Die andere Richtung behauptet den Ursprung der Logen aus der Lehre Jesu und hält den Bruch mit der christlichen Religion für eine Aufgabe der zentralsten freimaurerischen Tendenzen, die ein weiteres Zusammengehen ausschliesst. — In diesem Sinne ist die Broschüre von F. Holtschmidt (13812) geschrieben. —

Die Gesellschaft für ethische Kultur feierte im Berichtsjahre ihr zehnjähriges Bestehen. Die Rede, die der ehrwürdige alte W. Förster bei dieser Gelegenheit hielt (13820), wird allen Anwesenden unvergesslich bleiben; verband sie sich doch mit der erhebenden Feier seines siebzigsten Geburtstages, die ein Bild von dem weiten Wirken und Schaffen dieses Mannes gab. Die areligiöse Tendenz der Gesellschaft kann freilich keinen Bestand haben, weil man den Menschen nicht für die Dauer auf seine ethischen Ziele isolieren kann. Gleichwohl hat sie im Rahmen ihrer Bestrebungen Gutes gewirkt. Man vergleiche den Überblick von Greg. Koch (13819) und die von R. Penzig redigierte Zeitschrift (13822). —

Unter den Autoren, die dem Freidenkertum nahe stehen, verdient H. Molenaar Erwähnung, der durch die Herausgabe einer Zeitschrift (13838) und zahlreiche Vorträge die Religion der Menschheit, wie sie Comte angebahnt hat, zu verbreiten strebt. Diese Richtung bezeichnet sich ausdrücklich als Positivismus und verteidigt gegenüber dem radikalen Freidenkertum die religiöse Natur des Menschen, lehnt aber das Christentum als überwundene (theologische) Stufe ab und führt als Devise den Spruch: „Liebe die Triebkraft, Ordnung die Grundlage, Fortschritt das Ziel.“ (13841 u. 13838 a). Die „Religion der Zukunft“ kennt keinen Gottesbegriff, sondern beschränkt sich auf den Kultus der Menschheit und ihres Fortschrittes im Sinne Comtes, der auch der Urheber des Zeitschrift-Mottos ist: „Der Positivismus lehrt, dass unser ganzes Dasein der Höherentwicklung der Menschheit geweiht sein soll, und betrachtet daher als das Höchste die sittliche Vervollkommnung, welche vor allem in der Unterordnung der Persönlichkeit unter das Gemeinwohl besteht.“ Die Durchführung dieses Gedankens erfolgt mit grosser Magerkeit; eine tiefere ethische Kraft ist dieser einseitigen Bewegung offenbar nicht zuzutrauen. —

Im allgemeinen Teil des Abschnittes „Kulturströmungen der Gegenwart“ haben wir zunächst einen Versuch, das „Wesen der Kultur“ zu bestimmen. L. Ziegler (13849) ist bemüht, diese Aufgabe auf metaphysischem Wege zu lösen. Er schliesst sich an Schiller, Fichte, Hegel und Schopenhauer, ganz besonders aber an Schelling und E. von Hartmann an, welch letzterer wiederholt der „grösste philosophische Genius unserer Rasse“ genannt wird. Darüber wird man denn wohl auch anderer Meinung sein dürfen. Mit historischen, psychologischen, sozialen Erwägungen hält sich der Verfasser nicht auf; seine Methode ist Dialektik. „Es ist unsere Aufgabe, den Kulturprozess in seinen inneren Stadien zu belauschen, in seinem psychologischen Werden, befreit von aller Besonderheit der Historie“ (S. 10). Hinterher erfahren wir freilich (S. 123), dass die Kulturentwicklung tatsächlich umgekehrt geht, dass alles blosse begriffliche Abstraktion ist, die keine Wirklichkeit hat (S. 97). Nicht gegen die Abstraktion als solche, wohl aber gegen die hier angewandte Art, gegen diese absolut konstruktive, abstrakte Psychologie, die fern abseits steht von all unserem positiven Wissen über die Dinge, muss unbedingter Einspruch erhoben werden; dieses Begriffsspiel ist ohne allen wissenschaftlichen Wert, mag auch des Verfassers Ernst und Geist uns innerlichst erfreuen. Also: Aus

der bewusstlosen Zweckmässigkeit des Naturgeschehens entwickelt sich im Menschen eine Bewusstheit der Zwecke: anfangs als blosse Zivilisation, gerichtet auf die Eudämonie des individuellen, empirischen Ich. Befreiung von dieser Illusion gewährt das erste Stadium, in dem der Geist frei wird: die Betrachtung des ästhetischen Scheines. Darin wurzelt das zweite Stadium: die wissenschaftliche Erfassung der Wirklichkeit, die aber Befreiung nur ist, sofern sie philosophisch ist, d. h. auf den Geist als Totalität geht. Hierin tritt bereits das intelligible Ich hervor: es ist der absolute Geist, der gleichmässig im Menschen und in der Natur seine eigenen Gesetze denkt. Aber im Menschen gelangt er aus dem Zustande der Unbewusstheit in den der Bewusstheit. Nicht mehr das individuelle Ich und das Glück, sondern das unbewusste Selbst und die Hingabe an die Gattungsidee ist nun der Inhalt des Strebens. Im religiösen Stadium endlich kommt es zur realen Erlösung, zur bewussten Realisierung des zuvor unbewussten objektiven Geistes, der zugleich Gott ist. Daraus ergibt sich das Wesen der Kultur, deren Grundlage also zuletzt eine religiöse ist. Ihr Ziel ist die Verwirklichung des Gottmenschen. „Kultur ist die Gesamtheit aller Beziehungen des Menschen zum objektiv daseienden, ewig bewusstlosen Weltgeiste, der im Menschen zum Bewusstsein seines eigenen Willens gelangt, und dessen Richtung den Selbstbefreiungsprozess des unbewussten göttlichen Wesens im menschlichen Bewusstsein und Dasein bedeutet." Also ist die Kultur „der Selbstbefreiungsprozess des bewusstlosen Weltgeistes in dem Bewusstsein des Menschen, seine doppelte Freiheit von den Schranken der Naturabhängigkeit und des nach Glückseligkeit haschenden Egoismus". Man sieht, Z. hat ein eminent starkes metaphysisches Bedürfnis; Rousseau und Schiller sind ihm einseitig, weil sie noch nicht die Schellingsche Geistesmetaphysik besassen. Den Tatsachen gegenüber aber ist diese Metaphysik nicht mehr als ein Gedicht; die Kultur, die wir erleben, ist viel greifbarer als dieser objektive Geist, den wir nicht anders die Ehre haben zu kennen, als er eben in der Kulturarbeit bereits zutage getreten ist. Gegenüber diesem nebelhaften Begriff ist etwa Euckens Arbeitswelt viel realistischer; sie zieht die Faktoren des Staates, der Wirtschaft usw. in weit angemessenerer Weise heran, als es der idealistische Kulturaristokratismus Z.s zugibt. Die eigentliche Grundlage alles Kulturwillens geht Z. erst auf der letzten Seite (190) auf: es ist der Glaube und das Glaubenwollen. Diese grundlegende Lebensenergie schafft sich die verschiedensten Symbole, die abweichendsten Kulturphilosophien, und über diese primäre Wertstellung kommen wir durch keine Metaphysik hinaus. Z.s Theorem ist mager, inhaltslos, unbestimmt gegenüber dem, was ihm als Erleben zugrunde liegt. Man suche also dieses Erleben nach all seinen zahlreichen Richtungen zu analysieren und zur Besinnung zu bringen; darin hat man das Wesen der Kultur, nicht in einer metaphysischen Umschreibung. Ich erwähne zum Schluss, dass Z., wie es fast selbstverständlich ist, stark von der indischen Vedantaphilosophie beeinflusst ist. Von der Gegenwart denkt er zu gering, weil er sich über die Fülle von Kulturaufgaben, die uns gesetzt sind, in seinem einseitigen Geistesaristokratismus und seinem unhaltbaren Dualismus von Zivilisation und Kultur (ebenso unhaltbar, wie der des Ich und des Selbst) täuscht. Sein Urteil über die Naturwissenschaft aber, die die Totalität des Menschen zerstört hat (S. 151), kann man mit Freude akzeptieren. — Wie wenig uns diese metaphysischen Betrachtungen an konkreten Direktiven geben können, merkt man, wenn man aus der metaphysischen Höhe zu den Einzelfragen der Kultur übergeht. Es ist wie ein Sprung. Herbert Spencer, der doch auch ein Philosoph war, verlor die Berührung mit der Wirklichkeit nie. Seine Philosophie verleugnet nirgends die Züge des Liberalismus, ja, des englischen Liberalismus, der das 19. Jahrhundert beherrschte. Wie in Deutschland schon in den siebziger Jahren die beiden Generationen in Treitschke und Schmoller aufeinandertrafen, so entgegengesetzt ist erst recht das beginnende 20. Jahrhundert mit seinem Staatssozialismus — wie J. Weiss **(13851)** mit Recht hervorhebt — jenen alten Tendenzen, die das Spencersche Werk: „Facts and Comments" durchziehen. — Ein Symptom der neuen Zeit ist die beachtenswerte, sympathische Rede des Rektors der Technischen Hochschule in Charlottenburg K. F. Kammerer **(13852a)**. Sie ist nicht blind gegen die Unfreiheit und Unrast der Zeit, aber voll Hoffnung, dass es sich nur um eine Übergangszeit handelt, die noch zu glücklichem Ausgleich gebracht werden wird. Als Wege dazu bezeichnet sie 1. bewusste Massnahmen der Verwaltung, um die Errungenschaften der Ingenieurkunst dem Wirtschaftsleben nicht in katastrophischer, sondern segenvoller Weise zuzuführen; 2. die Erziehung des Volkes zu wirtschaftlicher Einsicht und zum Verständnis für gemeinsinnige Ziele; 3. die Reform der Schule in Richtung auf naturwissenschaftlichen, historischen und kunstpflegenden Unterricht. Möge die Stimme nicht ungehört verhallen! — In manchen Zügen verwandt ist Gustav Schmollers Rede „Über das Maschinenzeitalter in seinem Zusammenhang mit dem Volkswohlstand und der sozialen Verfassung der Volkswirtschaft" (Berlin, Springer. 30 S. M. 0,60).

Sch. zeigt, dass der Einfluss der modernen Technik nicht auf allen Arbeitsgebieten gleich ist, und hebt den Faktor der damit verbundenen Verteuerung hervor. Er geht dann besonders auf die hieraus entstehenden sozialpolitischen Probleme ein: es handelt sich um eine noch nicht abgeschlossene psychologisch-ethische Umbildung des Menschen, um die Einrichtung in dem schönen neuen Hause, die nur dann gelingt, wenn man zunächst besser, klüger und gesitteter wird. —

Die Rassentheorien Gobineaus und Chamberlains werden von O. Hintze **(13855)** einer wissenschaftlichen Erörterung unterzogen, die vom Standpunkte des exakten Historikers das Berechtigte vom Phantastischen zu scheiden strebt. Gobineau nimmt eine reine Urrasse an, Chamberlain denkt sich die Entstehung der Rassen wie die der Arten. Gegenüber der Germanenbegeisterung beider verficht H. die Tatsache, dass der Romanismus in Staat und Kirche, in Bildung und Recht nicht schlechthin der Feind und Verführer, sondern Jahrhunderte hindurch der Erzieher und Leiter des Germanentums gewesen ist. Die Rassentheorie als alleiniges Erklärungsprinzip lehnt er ab. Alle Nationen sind aus Rassenmischung hervorgegangen. „Sie sind überhaupt keine Naturgewächse, sondern Produkte der Geschichte." Die Fata Morgana der germanischen Idee darf uns nicht von einer realistischen, energischen Nationalitätspolitik fortlocken. —

Nationalismus. Auf die Frage „Was ist deutsch?" gibt F. Neubauer **(13885a)** die bei Festreden üblichen Antworten: Freiheit, Treue, Glaube. — Die Bedeutung der grossdeutschen Frage rollt Fr. Guntr. Schultheiss **(13885c)** in einer belehrenden, vielseitigen Betrachtung auf. Seine Erwägung der Lage unserer deutschen Stammesbrüder in Österreich klingt aus in die Mahnung, dass eine Stärkung dieses Deutschtums, wozu ein kleiner Teil der Burenbegeisterung schon genügte, für alle Eventualitäten eine Pflicht unserer Politik ist, wenn sie auch nicht auf direkt politischem Wege erfolgen kann. — Schöne Zeichen von deutschem Nationalitätsbewusstsein in Amerika gibt die Denkschrift des Deutsch-Amerikanischen National-Bundes der Vereinigten Staaten von Nordamerika **(13885b)**, der 1901 gegründet worden ist. Zusammenschluss des Deutschtums in Amerika, Pflege der Beziehungen zu dem Mutterlande und den Alldeutschen, Protest gegen die amerikanische Heuchelei (Sonntagsfanatismus und Temperenzschwindel), Sorge für die Schulen, die Reinerhaltung der Sprache und Geschichtsforschung sind seine Haupttendenzen. Dasselbe Heft der German American Annals bringt einen Artikel: „Eduard Mühl, Ein deutsch-amerikanischer Kämpe für Freiheit und Menschenrechte". —

Die aufgeführte Literatur des Judentums liefert auch in ihrer geringen Ausdehnung den Beweis, dass dieses konservativste aller Völker von keiner geistigen Strömung der Gegenwart unberührt bleibt. Die Beispiele, die ich herausgreife, zeigen den Einfluss der ökonomischen Geschichtsauffassung, des Nationalismus und der Rassentheorie. S. Lublinski **(13886)** deutet die jüdische Geschichte nach den modernen sozialen und ökonomischen Theorien um; er führt diese Auffassung an drei Punkten: beim Prophetismus, bei den Makkabäern und der Entstehung des Christentums durch, das letzte unter Benutzung der Kalthoffschen Ideen. Dass die Juden damals nicht Christen wurden, erscheint dem Verfasser als ein Mangel an entschlossener Erkenntnis der historischen Notwendigkeit(?). Seit Aufhören der Naturalwirtschaft und dem allgemeinen Durchdringen der Geldwirtschaft sind die Juden nach ihm zu charakterisieren als „die betrogenen Betrüger der Naturalwirtschaft". Alle diese Umdeutungen erfolgen sehr glatt und fix und zeigen, dass L. mit positiver Kenntnis der Geschichte nicht zu sehr belastet ist. — Eine vor dem 6. Zionistenkongress in Basel entstandene Streitschrift von A. Nossig **(13901)** wendet sich gegen die Verzögerungspolitik des zionistischen Aktionskomitees. Sie fordert Unterstützung der Auswanderung, unverzüglichen Beginn der Kolonisation in Palästina und seinen Nebenländern (im Gegensatz zu dem ostafrikanischen Projekt) und Schaffung einer Kulturkommission. Erst nach der planmässigen Besiedelung Palästinas soll die Frage der Staatsbildung in die Hand genommen werden. — Eine wissenschaftliche Untersuchung der jüdischen Rasse, beruhend auf Schädeluntersuchung, unter Heranziehung sprachlicher Indizien, ist das Buch von J. M. Judt **(13904a)**, das die Rassenmischung und den Einfluss des Milieus auf die jüdische Rasse auf Grund eines breiten historischen und ethnographischen Materials erörtert. Das Resultat ist dies, dass in der vorchristlichen Epoche eine starke Rassenkreuzung stattgefunden hat, dann aber in Europa keine mehr erfolgt ist; dass die Einreihung der Juden in die Gruppe der semitischen Stämme nur auf der unberechtigten Gleichsetzung der philologischen Klassifikation mit der Rasseneinteilung beruht; und endlich, dass die Juden der alpäisch-himalayischen Rasse am nächsten verwandt sind. — Ich verweise hier auf das Kapitel „Judentum" in dem Buche von O. Weininger **(13542**, S. 409—452), dessen metaphysisch-konstruktive Tendenz ja oben bereits charakterisiert worden ist. Der absolute Jude wird hier in nächste Parallele zum

Weibe gestellt; wie dieses ist er amoralisch, ohne Verhältnis zum Wert, von innerer Vieldeutigkeit, unkeusch und absolut unfromm. Der Verfasser weist dabei auf seine eigene jüdische Abstammung hin. —

Wenn im folgenden Abschnitt der Bibliographie Imperialismus und Amerikanismus gleichgesetzt zu sein scheinen, so ist das nur bedingt richtig. Wie die Reden des Präsidenten Th. Roosevelt (**13908**, besonders S. 33) beweisen, arbeitet Amerika augenblicklich noch energisch an seiner nationalen Abschliessung, sehr im Gegensatz zu solchen Tendenzen, wie sie etwa in N. 13885 b (s. oben) verkörpert sind. Ein idealistischer Patriotismus geht durch diese temperamentvollen Reden, die in der Tat für den amerikanischen Geist typisch sind; eine imperialistische Idee mischt sich nur durch die entschiedene Betonung der Monroedoktrin ein, die Bismarck angeblich eine Frechheit genannt haben soll (vgl. 14104, S. 211). Wenn einer dieser Vorträge den Titel „Das volle Leben" führt, so sieht man, dass dieses Wort für die amerikanische Nation, die wie jede andere, einschliesslich der deutschen, an die Ausschliesslichkeit ihrer Weltmission glaubt, politische Aktivität, Opferfreudigkeit und glaubensvollen, patriotischen Wagemut bedeutet. — Was hier in einer auch für uns vorbildlichen Weise (vgl. A. Franken **13909**) mit klarem, ethischem Ernst ausgesprochen wird, kehrt bei Ch. Ferguson (**13907**) in phantastischer Form, aphoristisch und änigmatisch, wieder. Dieses Buch, an sich ein Muster von Konfusion, Unwissenschaftlichkeit, unmöglichen historischen Kombinationen und positiv falschen Daten, ist interessant allein durch das eigentümliche Lebensgefühl, von dem es durchströmt ist. Akzeptabel ist auch der einleitende Gedanke, dass man die Triebkräfte der Entwicklung nicht von den Protozoen aus, sondern von dem im Menschen am höchsten verwirklichten Fortschrittsdrange aus deuten müsse. Als Grundlage der Kultur wird das Wagnis des Glaubens verkündet, eine ungemein richtige und treffende Charakterisierung. Alles soll nun der praktischen Arbeit an dieser Kultur dienen: das ist der schöpferische, der bejahende Intellekt, demgegenüber der Glaube an den Selbstwert der Wissenschaft ein Zeichen des passiven Intellektes ist, dessen völlige Wertlosigkeit gegeisselt wird. Die Triebkräfte der Kultur sind das Christentum — und zwar als katholisches im eigentlichen Wortsinne — und die Demokratie, deren Freiheitsideal allein in Amerika seine Vollendung empfangen wird. „Der Amerikanismus ist das Entwicklungsprodukt des geschichtlichen Katholizismus." Aber aus der theokratischen Periode tritt die Religion nun in die demokratische. „Demokratischer Katholizismus" ist nun das Losungswort; Religion wird Weltpolitik. Der Sinn der Demokratie ist das Recht des Individuums, das als solches eben Universalität und unmittelbare Beziehung zum Weltsinn in sich trägt. Es ist die Aufgabe der amerikanischen Universität, sich zur Verkünderin dieses weltbewegenden Evangeliums zu machen. „Die Menschen, welche bestimmt sind, die Dinge zu tun, die getan werden müssen, müssen erprobte Glaubenskämpfer sein mit breitschultrigen Seelen, die stark genug sind, sich so fest gegen die Tür zu drücken, dass die Achsen der Weltgeschichte nachgeben". „Die einzige Wahrheit, die das neue Zeitalter kennt, ist die Wahrheit der praktischen Tatsachen." Die Kenner der amerikanischen Verhältnisse werden in diesem Bekenntnis zur Stärkung des Willens durch den Glauben, zur schöpferischen Lebensenergie eine charakteristische Spiegelung wirklicher Tendenzen erblicken. Deutlich bemerkt man hier auch die Wendung zum imperialistischen Universalismus (Katholizismus). „Die geschichtliche Charakteristik des amerikanischen Geistes ist sein Hinausgehen über die Nationalität, seine Universalität" (S. 63). — Vom historischen Standpunkt betrachtet E. Marcks (**13906**) die imperialistische Idee; sie löst nach ihm zwar die liberalistische Epoche der Staaten ab, führt sonst jedoch nur alte politische und wirtschaftliche (merkantilistische) Tendenzen der Kulturstaaten fort. Leider unterlässt er aber, auf die Schwierigkeiten einzugehen, die in dieser plötzlichen Ausweitung des nationalistischen Prinzips liegen. Der Imperialismus der Gegenwart ist nur insofern Problem, als er auch über den nationalen Zusammenhang hinausgehende Staatenbildungen herbeiführen soll. —

Das wirtschaftliche und soziale Leben ist gegenwärtig ein so tiefgehendes ethisches Problem, dass es in der Besprechung der allgemeinen Didaktik einen weit breiteren Raum verdiente, als ich ihm hier geben kann. Die sittliche Seite der Frage behandelt W. Rein (**13911a**) im Schmollerschen Sinne und in Übereinstimmung mit den Tendenzen der Bodenreform, während er sich philosophisch auf Herbarts ethische Ideenlehre, besonders auf die Idee des Wohlwollens, stützt. — Interessant ist die Sammlung von Vorträgen über die Grossstadt (**13913**), die die Gehestiftung anlässlich der Dresdner Städteausstellung veranlasst hat. G. Simmel behandelt die Einwirkung des Grossstadtlebens auf die geistige Verfassung des einzelnen, die dadurch hervorgerufene Mischung von starker Unpersönlichkeit mit höchster Persönlichkeit. Th. Petermann dagegen entwickelt mehr die geistigen Kollektiverscheinungen der Grossstadt (Buchhandel, Presse usw.), und D. Schäfer

und andere die Gestaltung der politischen Anschauungen, die in ungesunder Weise zum Extremen neigen. — An dem grossen Werk W. Sombarts über den Kapitalismus **(13914)** rühmt W. Hellpach **(13916)**, ein Verehrer Wundts und Lamprechts, mit Recht den vertieften psychologischen Standpunkt des Verfassers, wobei er freilich Anschauungen über das Verhältnis von Kausalität und Teleologie im geistigen Leben äussert, die in dieser Form philosophisch nicht haltbar sind. —

Unter dem Titel Arbeiterfrage ist dasjenige Buch zu erwähnen, welches unter den vielfältigen Erscheinungen dieses Berichtsgebietes meines Erachtens allein das Prädikat verdient, dass es von allen gelesen werden muss. Die Erinnerungen des Arbeiters Karl Fischer **(13922)** sind das interessanteste Dokument aus dem Leben des 19. Jahrhunderts, das uns das Berichtsjahr geschenkt hat. Nicht allein, dass hier ein einfacher Mann frei und tendenzlos all die Nöte und drückenden Verhältnisse, den schreienden Jammer des Arbeiters vor dem Eingreifen seitens der Gesetzgebung und der Selbstorganisation schildert, sondern dass es dieser Mann ist, gerade diese reine, klare, zum Spiegel geeignete und an der Spiegelung sich freuende Seele ist, gibt dem Buch den unschätzbaren Wert, dessen pädagogische Bedeutung ich hier nicht entwickeln kann. Abgesehen von diesem grossen zeitgeschichtlichen, ethischen und sozialpolitischen Interesse — der Herausgeber P. Göhre weist mit Recht auf die typische Bedeutung des Falles hin —, wird dieses naturgeschaffene Werk dem Stilisten und Ästhetiker ein Material zu Studien geben, wie es ihm noch nicht zugänglich gewesen sein dürfte. — Ferner erwähne ich zwei philosophisch-theoretische Erörterungen über den Sozialismus, die Beweis dafür sind, dass an Stelle der Dialektik Hegels mit ihrer logischen Notwendigkeit immer mehr Kants ethisches Prinzip die Grundlage für den Sozialismus abgibt. Im Anschluss an Paulsen und Sohm erörtert O. Plantiko **(13927)** die Frage, inwieweit der Sozialismus als ethisches Prinzip bestehen kann. Die Antwort findet P. in der Methode R. Stammlers, die einen absolut allgemeingültigen, formalen Zweck des Gemeinschaftslebens statuiert: die Gemeinschaft frei wollender Menschen. Ich habe mich an anderen Orten mit dieser Methode auseinandergesetzt und möchte hier nur noch einmal darauf hinweisen, dass der (metaphysische) Begriff der Freiheit gegenwärtig die Funktionen des alten Naturrechts übernommen hat. Die Freiheit ist der Ausdruck für die höchsten Tendenzen und Werte des Menschen geworden, die man früher unter dem (immer normativen) Begriff der Natur zusammenfasste. Deshalb bleibt dieser Neukantianismus immer gerade da stehen, wo die Probleme beginnen: denn die Aufgabe ist doch vor allem die, Inhalt, Gesetz und Wertbestimmtheit dieser Freiheit herauszuarbeiten, wäre das Resultat auch nur für die Gegenwart gültig. Mit formalen Massstäben kann man brennende Probleme nicht zur Lösung, sondern im besten Falle zum Bewusstsein bringen. — Dieselbe schattenhafte Unbestimmtheit, getragen von dem Rausch einer sich selbst noch nicht ganz klar gewordenen Begeisterung, finde ich in der Schrift von D. Koigen **(13928)**, die unter Ed. Bernsteins Sanktion in die Welt tritt und im wesentlichen auf den Anschauungen der Marburger Kantschule, daneben auf Windelband-Rickert beruht. Nach einer Charakteristik der gegenwärtigen bürgerlichen Weltanschauungen, die keineswegs ganz treffend, aber als ein Versuch, Typen der Lebensauffassung aufzustellen, sehr interessant ist, wird der Sozialismus als Wirklichkeitsidealismus, als einzige universale Kulturanschauung entwickelt, mit energischer Betonung seiner positiven, aufbauenden und religiösen Seite und unter Ablehnung der blossen Revolutionsmenschen. Der Menschentypus des Sozialismus ist der schöpferische Renaissancemensch, der Mensch des kulturellen Aufschwungs. Referent muss trotz aller gegenteiligen Versicherungen bekennen, dass der Sozialismus hier wieder metaphysisch und spekulativ geworden ist. Und man soll uns nicht glauben machen, dass diese Rückverwandlung noch viel mit dem Sozialismus, den wir als Partei kennen, zu tun habe. Ein solcher Idealismus wäre ihm gewiss zu wünschen, eine solche edle Begeisterung, ein solcher Heroismus — sie sollten, vom ethisch-philosophischen Standpunkt gesehen, eigentlich alle politischen Parteien durchströmen. Um so schlimmer aber ist es mit der anderen Hälfte des Stichworts, mit der Wirklichkeit, bestellt. Um die Kenntnis des wirklichen Menschen und die Wege seiner Umbildungsfähigkeit hat sich K. nicht gekümmert. Er ist enger, aber auch unendlich weiter, als K. es ahnt. Diese Einseitigkeit wurzelt zum Teil in der von Cohen übernommenen Methode, über die hier nicht gestritten werden soll. Und was sittlich höher zu stellen ist, die Entwicklung höchster absoluter Ideale, oder die nüchterne, entsagungsvolle, helfende Arbeit an der hic et nunc gegebenen Realität (die zu studieren dann das erste wäre) — diese Frage dürfte man der ganzen zeitgenössischen Ethik stellen. — Im letzteren Sinne entscheidet sich die Schrift: „Marx oder Lassalle? **(14201)**. —

Über den Anarchismus liegt ausser dem grossen historischen Werk von J. Langhard **(13939b)**, das die Zeit von den sechziger Jahren bis 1902 umfasst,

der Versuch M. Baumanns vor, ihm auf dem Wege der Phrenologie beizukommen **(13939a)**, sowie eine historische Skizze von Th. Wahl **(13939)**, die in die Hauptidee ausklingt: „Der zerstörenden Negation des Anarchismus muss eine christliche Gesellschaft sich selbst als wahrhaft sittliche Tatsache und Position entgegensetzen.“ —

Tohuwabohu herrscht in der Frauenfrage, zu der O. Weiningers oben besprochenes Buch den wichtigsten Beitrag im Berichtsjahre geliefert hat (13542). — Die Verschiedenheit der Ansichten zu kennzeichnen, sind solche Sammlungen von Aussprüchen wie die von J. Reiner **(13967)** nicht übel. — Wie wenig Buddha nach dieser Richtung hin für unsere Kultur Vorbild werden kann, zeigt M. Schreiber **(13968)**. — Else Hasse **(13951a)** will dem weiblichen Prinzip, das sie im wesentlichen in der Stärke des Gefühls, in der Mütterlichkeit und der Liebe erblickt, innerhalb der gegenwärtigen Kultur Raum schaffen. Wenn sie statt der Konkurrenz mit dem Manne Ausbildung der eigentümlichen Fähigkeiten der Frau und damit Entfaltung ihres ganzen Kulturwerts fordert, so betont F. Naumann **(13985**, auch in 13520 [s. oben] aufgenommen) mit Recht, wie wenig der Mann an diesem eigensten Werke der Frauen innerlich schöpferisch mitwirken kann. Aber schliesslich ist ja das Idealbild der Frau in Deutschland, wie Referent meint, nichts absolut Neues. Das Neue kommt diesmal allein und ausschliesslich aus der wirtschaftlichen Notlage, und da ist die Frage wohl berechtigt, ob die Männer, die diese Bewegung vielfach nur mit inniger Trauer sehen, wirklich alles getan haben, um die Frau vor diesen wirtschaftlichen Notwendigkeiten zu schützen, ob nicht ein grosser Teil der Frauenfrage Anklage ist gegen die männliche Kultur, die dieses Problem rechtzeitig nicht einmal erwogen hat und nun obendrein über weibliche Konkurrenz jammert? — Ganz realpolitisch-wirtschaftlich behandelt Lily Braun **(13982)** die Frage. Nach einer sehr schwarz gehaltenen Schilderung der Notstände empfiehlt sie der Arbeiterfrau den Anschluss an die sozialdemokratische Partei und aktivste politische Betätigung im Kampf um ihre Rechte. Dabei beweist sie einen gänzlichen Mangel an Verständnis für die Bedeutung der äusseren Politik. Es scheint geradezu ein Gesetz unseres geistigen Lebens, dass ganze Daseinsgebiete für uns selbstverständlich werden und dann aus dem Bewusstsein herausfallen. Hat der Liberalismus das soziale Problem übersehen, bis es sich energisch meldete, so sieht der Sozialismus nirgends scharf genug das nationale und äusserpolitische (eine Ausnahme 14201, s. oben). — Diese Tatsache raubt auch der Rede von J. Jaurès **(13993)** über den Frieden alle Überzeugungskraft. Rechnungen, in denen nicht nur die Brüche, sondern auch die Hunderter und Tausender vernachlässigt werden, können nicht richtig sein. —

Strafverfahren. Ich schliesse diesen Abschnitt mit dem Hinweis auf das sehr beachtenswerte Buch von H. Leuss **(14023)**, der aus eigensten Erfahrungen unsere Einrichtung des Strafprozesses wie der Zuchthäuser einer scharfen, aber immer besonnenen und belehrenden Kritik unterzieht und Beweise dafür beibringt, wie wenig der Mensch zum Richter und zum Rächer geschaffen ist. Die von ihm entworfenen Schilderungen — ein Gegenstück zu Tolstois „Auferstehung“ — haben bei unseren Kriminalisten, besonders bei von Liszt, die eingehendste Beachtung gefunden. —

Aus der historischen Literatur nenne ich nur die Titel der allgemein interessanten Neuheiten. R. Kosers **(14030)** Meisterwerk über Friedrich den Grossen liegt mit dem zweiten Bande (1756—1786) nunmehr abgeschlossen vor. Es ist ein Muster archivalischer und historischer Forschung, neben dem alle übrigen Darstellungen des grossen Königs veralten und verschwinden werden. — Das Tagebuch der Markgräfin Wilhelmine (erschienen 1810), das auf Grund von Droysens Vorgehen bisher als historische Quelle so gut wie verworfen war, hat R. Fester **(14046)** in einer Gesamtdarstellung des Lebens dieser Fürstin historisch-kritisch behandelt. —

Für das Zeitalter der Befreiungskriege ist wiederum das überragende Werk Max Lehmanns „Stein“ **(14068)**, das im Berichtsjahre bis zum zweiten Bande gediehen ist, vielleicht die grossartigste Leistung unserer gegenwärtigen Geschichtsforschung überhaupt. Man kann an ihm zugleich die Wandlungen des historischen Stils studieren. Jede historische Darstellung stilisiert durch das bloss sprachliche Mittel auch ihren Gegenstand. Während durch Rankes Schriften die mystisch-andachtsvolle Sprache der idealistischen Philosophie geht, während bei Treitschke das Feuer Fichtisch-ethischer Begeisterung lodert, ist L.s Stil fast nüchtern und trocken, archivalisch-geschäftlich, auch wo es sich um grosse geistige und politische Erhebungen handelt: die Geschichte ist sich noch um einige Grade mehr ihres wissenschaftlichen Charakters bewusst geworden, sie hat sich noch weiter vom Persönlichen und Philosophischen losgelöst, um ein reiner Spiegel der Objekte zu sein, und so hat sie auch das gefährliche Mittel der Stilisierung in den Hintergrund gedrängt. — Wertvolles bringen die beiden im Berichtsjahre erschienenen Bände der politischen Denkschriften W. von Humboldts **(14074)**, denen der dritte und letzte

inzwischen gefolgt ist. Der erste behandelt hauptsächlich die Zeit an der Spitze des Unterrichtsministeriums, der zweite die Gesandtschaft in Wien (1810—1813) und die deutsche Verfassungsfrage (vgl. die Besprechungen von F. Luckwaldt in den FBPG. 17, S. 325 ff.; 19, S. 294 ff.); dazu gesellen sich **(14075)** Briefe von Hardenberg, Niebuhr, Gentz, Herbart und anderen. —

Die Abhandlung von O. Ewald **(14076)** über F. von Gentz bringt alle möglichen allgemeinen Gedanken über die Romantik, die zum Teil sehr treffend, zum Teil recht irrig sind; die Staatsauffassung von Gentz kommt dabei keineswegs deutlich genug heraus. Sehr gut aber hebt E. das Widerspruchsvolle in ihr hervor: die Tendenz des immerwährenden Fortschritts und daneben die der notwendigen Beschränkung dieses Fortschritts. — Umfassende Studien über Gentz, die leider durch den Tod vor der Vollendung abgebrochen wurden, hat P. Wittichen gemacht **(14080—81)**. —

Ein historisches Problem von grösstem Reiz ist bereits die Gründung des Deutschen Reiches geworden. Man lernt daran die Schnelligkeit kennen, mit der sich nicht nur Mythen, sondern auch ganze Geschichtsauffassungen bilden. Das Tagebuch Kaiser Friedrichs warf 1888 zuerst ein neues Licht auf die Frage nach Bismarcks Anteil und Stellungnahme. Während bisher im wesentlichen die Bismarcktradition zu Worte gekommen ist, schöpft der inzwischen heimgegangene O. Lorenz **(14095)** vorwiegend aus persönlichen Mitteilungen des Grossherzogs von Baden, des Herzogs Ernst von Gotha und anderer Fürsten. — Dadurch tritt in der Auffassung eine von anderen Historikern (vgl. **14096**) freilich lebhaft bekämpfte Verschiebung ein, die auch F. Naumann **(14105a)** unter dem Titel „Bismarckprobleme" bespricht. Der geistvolle Verfasser knüpft daran allgemeine Fragen über das Thema „wie Geschichte wird", über das künstlerische Moment in der Geschichtsforschung und das Problem der inneren historischen Notwendigkeit, an die er nicht unbedingt glaubt. „Das, was geschieht, hat immer die Wahrscheinlichkeit für sich, dass es geschehen musste." —

Einen liebevollen biographischen Nachruf widmet L. Smolle **(14101a)** der Kaiserin Elisabeth, deren tragisches Ende bei J. Langhard **(13939b**, S. 353—364) ausführlich dargestellt ist. —

Die Literatur über Bismarck, auch die quellenmässige, ist erfreulicherweise noch immer im Wachsen begriffen. Abgesehen von dem historischen und politischen Wert dieser Veröffentlichungen, darf sich das deutsche Volk darüber freuen; Bismarck hat vor Goethe, seinem einzigen Pair im 19. Jahrhundert, den Vorzug, populär werden zu können. Durch all die kleinen Dinge, die etwa der unermüdliche H. von Poschinger **(14104** u. **14123)** an den Tag zieht, geht neben dem grossen auch ein frischer, humorvoller, menschlich interessanter Zug. — Hübsche Anekdoten bringt Th. Bithorn **(14129)**. — Die Sammlungen seiner Reden und Briefe schreiten ebenfalls fort. Die Lücke, die bisher in dem Briefwechsel mit seiner Braut und Gattin bestand, wird durch die Briefe aus dem Jahre 1870—71 **(14141)** ausgefüllt. Man sieht hier den Krieg im wesentlichen durch das Auge des Familienvaters Bismarck; aber bisweilen tritt der grosse historische Hintergrund mächtig hervor: so die Begegnung mit Napoleon, die Frage der Beschiessung von Paris, während der 18. Januar ganz im Schatten bleibt; daneben wieder Züge prächtigsten Humors. — Verdienstlich und willkommen für den praktischen Gebrauch sind solche systematischen Sammlungen, wie die von P. Dehn **(14144)** veranstaltete. Nur sollte man den hässlichen, vom Rembrandtdeutschen aufgebrachten Titel nicht immer wieder variieren. Es wäre zu wünschen, dass D. die Sammlung fortlaufend vervollständigt, und zwar in der Weise, dass alle momentanen, zeitgeschichtlich bedingten Aussprüche fortbleiben, die mitgeteilten aber ein typisches Bild von Bismarcks Grundwesen ergeben — eine freilich nicht leichte Aufgabe, die eine zulängliche Biographie eigentlich schon voraussetzt. — Auch für diese schreiten die Vorarbeiten vielverheissend fort. Die Frage seiner Religiosität und Weltanschauung ist durch die Veröffentlichung der Brautbriefe in den Vordergrund des Interesses gerückt worden. Diesem Gegenstand widmet nun nach Baumgarten, Lenz und Müsebeck F. Meinecke **(14128)** eine tiefeindringende, viel Neues bringende Studie. Er erörtert die Zeit seiner philosophisch-liberalen Weltanschauung, in der er spinozistische Einflüsse wie pessimistische Anwandlungen findet; dann die Religiosität des Kreises, in dem seine Bekehrung zur positiven Gläubigkeit vor sich ging. Die Frömmigkeit der Erweckten und Mystiker nach dem Wiener Frieden, besonders der von Below, Thadden und Blanckenburg, wird eingehend geschildert. —

Beachtung verdienen in diesem Zusammenhang ferner die Reden und Kundgebungen des herrlichen Grossherzogs von Baden **(14145)**, und in der „Deutschen Rundschau" die kurzen eigenhändigen Aufzeichnungen des Ministers R. von Delbrück, die seine Arbeit an der Reichsverfassung und seine Sendung nach München betreffen **(14155)**. —

Neueste Zeit. Eine „Weltgeschichte der Gegenwart“ in Form einer Übersicht der wichtigsten politischen und kulturellen Ereignisse von 1871—1903 unternimmt Albrecht Wirth (**14159**). Er gliedert seinen Stoff folgendermassen: Von Versailles bis Sansibar (1871—84), Aufteilung Afrikas (1884—94), Asiatische Erschütterungen (1894—97), Wachstum der Slawen und Angelsachsen (1897—1900), Hochkonjunktur. Man sieht daraus, dass jeder Gegenwart eben die Gesichtspunkte fehlen, um sich historisch zu betrachten. Immerhin ist es wünschenswert, dass wir nicht den Tageszeitungen allein die Chronikaufgabe unserer Zeit überlassen, sondern sie von Zeit zu Zeit von höherem Standpunkte zusammenfassen. — Sieht man von dem Jahrbuch Th. Schiemanns (**14161**) ab, das diesem Zweck dient, so werden spätere Geschichtschreiber ebenso den Mangel an eigentlichen Chronisten unserer Epoche zu beklagen haben, wie den Überfluss an Memoiren und Impressionen. —

Gelehrtengeschichte.

(IV, 5a = N. 14224—14767.)

Hans Daffis.

Philosophie: Allgemeine Einführungen. — Gesamtdarstellungen. — Philosophie der Gegenwart. — Einzelne Persönlichkeiten: F. E. Beneke; E. Dühring; G. Th. Fechner; L. Feuerbach; E. von Hartmann; G. W. F. Hegel; J. F. Herbart; I. Kant; M. Lazarus; H. Lotze; F. W. J. von Schelling; A. Schopenhauer; W. Wundt; W. Dilthey; R. Eucken; E. Kühnemann; F. Nietzsche. — Theologen: Protestanten; Katholiken. — Historiker und Kulturhistoriker. — Klassische Philologen und Archäologen. — Geographen und Ethnologen. — Nationalökonomen. — Naturforscher. —

Das schon in unserem vorjährigen Berichte festgestellte, sichtlich stärker werdende Interesse an der Philosophie, ihren Problemen, Methoden und Zielen hielt auch in diesem Jahre an. Eine ganze Reihe jener „Einführungen“, die zunächst einmal den Anfänger im allgemeinen orientieren, dann aber auch dem Weiterstrebenden den rechten Weg weisen wollen, ist in neuer Auflage erschienen. Nicht nur F. Paulsens (**14226**) nun schon „klassisch“ gewordenes, schönes Buch, sondern auch die Darstellungen W. Jerusalems und O. Külpes (**14224—25**), die von einem wesentlich abweichenden Standpunkt aus an dieselben Gestalten und Gedankenreihen herantreten, haben sich überraschend schnell eingebürgert. —

Von den Gesamtdarstellungen liegen W. Windelbands beide gewichtige Werke (**14227—28**), sowie des Göttinger Philosophen J. Baumann (**14229**) kleineres Buch von neuem vor. — K. Vorländers Kompendium, das ich im letzten Berichtsjahre hier kurz kennzeichnete, wird noch im LCBl. besprochen (**14230**). Der Referent lobt die gewissenhafte und tüchtige Arbeit, tadelt dagegen das allzu häufige Verweilen bei Nebensächlichem, den nicht seltenen Mangel an Deutlichkeit und das für ein solches Lehrbuch schädliche Hervortreten der individuellen Auffassung des aus der Marburger Schule stammenden Verfassers. — W. Giessler hat sich die interessante Aufgabe gestellt, zu untersuchen, wie sich die neuere Ethik zum Mitleidsphänomen stellt (**14233**). Er zeigt, wie Geulincx, der Weiterbildner der Lehre des Descartes, das Mitleid in den Bereich philosophischer Untersuchung zieht, in ihm aber nur versteckte Selbstsucht sieht, wie auch Spinoza dem Problem nicht gerecht wird, vielmehr erst die englisch-schottischen Emotionisten ihm psychologische Vertiefung geben. In Frankreich gebührt Rousseau das Verdienst, im Gegensatz zu den französischen Philosophen des Eigennutzes auf die Ursprünglichkeit und Selbstlosigkeit des Mitleids hingewiesen zu haben. Für die deutsche Philosophie verfolgt G. die Entwicklung von Christian Wolff, bei Lessing verweilend, über Kant, Fichte, Herbart, Schopenhauer, R. Wagner und Tolstoi einbeziehend, Feuerbach, Hartmann, Nietzsche bis Paulsen und Wundt. Er zeigt, wie die Vertreter rationalistischer Systeme naturgemäss einer tieferen Einsicht in das eigentümliche Wesen des Mitleids fern blieben, zeigt weiter, wie selbst Kant in das Verwerfungsurteil einstimmt, und wie erst Schopenhauer das Mitleid zum allein gültigen Moralprinzip erhebt. Schliesslich stellt er dar, wie die neuere Psychologie zu bestimmen sucht, welche Rolle das Mitleid bei dem Zustandekommen sittlicher Handlungen spielt. — Von dem gross

angelegten Dictionary of philosophy and psychology, das J. M. Baldwin mit einem grossen Stabe von Fachgelehrten, unter ihnen die Deutschen Exner, Groos, Münsterberg und Ziehen, herausgibt **(14232)**, ist der zweite Band erschienen, der von Lea—Z führt. Wenn man den erstaunlich reichen Inhalt mustert, der vielleicht nicht immer ganz glücklich zwischen einem Auskunftsbuch für den Gebildeten überhaupt und einem Hilfsmittel für den gelehrten Forscher schwankt, beneidet man England und Amerika um dieses, auch in typographischer Hinsicht so überaus praktisch angelegte Werk, dem wir in dieser Art nichts an die Seite zu stellen haben, und das vor allem in bibliographischer Hinsicht auch dem deutschen Forscher zu empfehlen ist, da die systematische Bibliographie der Philosophie und ihrer Einzeldisziplinen bei uns noch sehr im argen liegt. —

Die Philosophie der Gegenwart wird auch in diesem Jahre nach ihren einzelnen Problemen wie nach ihrer Gesamterscheinung mehrfach dargestellt. O. Külpes **(14236)** hübscher Versuch, alle die vielfach verschlungenen Probleme und Gedankenreihen, welche die Philosophie der Gegenwart bedeuten, zu entwirren und scharf zu beleuchten, wird von seinem Erlanger Kollegen R. Falckenberg in der DLZ. nach Gebühr gelobt, mit der Einschränkung, dass K. in einigen Abschnitten für sein Publikum (das Büchlein ist aus populären Vorträgen in Würzburger Ferienkursen entstanden) zu hoch gegriffen habe. — Neu ist J. Baumanns Buch **(14240—41)**. Es ist eine Art Rechenschaftsbericht, in dem B. zu den Philosophen der letzten Jahrzehnte Stellung nimmt, den Kern ihrer Lehre herauszuschälen sucht und sie von seinem philosophischen Standpunkt aus kritisch betrachtet. Es ist schade, dass das Werk schriftstellerisch völlig dürr und reizlos ist, eine im Grunde nicht übermässig planvoll aneinandergereihte Sammlung von Notizen, wie sie der Forscher, namentlich der akademische Lehrer, für Universitätsvorlesungen und Übungen anzulegen pflegt. Um „ein Buch zur Orientierung auch für Gebildete" zu werden, wie der Verfasser wünscht, ist es nicht schmackhaft und übersichtlich genug. Ein Verdienst B.s ist es dagegen, auch Männer, wie Carlyle, Ruskin, Taine, Renan, Kierkegaard, Tolstoi, Maeterlinck, welche man sonst in der Regel in unseren Handbüchern vermisst, in den Kreis seiner Betrachtung gezogen zu haben. — Was die Beschäftigung mit philosophischen Gedankenkreisen dem Durchschnittsgebildeten unserer Zeit zu geben vermag, zeigt in interessanter Weise die kleine Studie von F. Mohr **(14234)**. — Als zünftiger Philosoph, der seit Jahren erfolgreich bemüht ist, ein grösseres Publikum mit den Prinzipien und Ergebnissen seiner Wissenschaft vertraut zu machen, nimmt Ludwig Stein auch in diesem Berichtsjahre wiederum das Wort. In drei Arbeiten **(14237—39)** gibt er einen Versuch zur „Psychologie philosophischer Systembildungen". Er scheidet die vorhandenen Systeme in zwei grosse Gruppen von Verstandes- und Gefühlssystemen und ihre Träger in „Erkenntnis- und Bekenntnisdenker" **(14237)**. In einer anderen Studie **(14238)** führt er diesen Gegensatz weiter aus, indem er in scharf umrissenen Profilzeichnungen Spinoza und Leibniz einander gegenüberstellt, sie als die immer wiederkehrenden typischen Vertreter zweier grundsätzlich einander widerstrebender Geistesrichtungen charakterisiert und zu dem Schlusse kommt, dass „das Denken der Gegenwart sich nicht mehr, wie vor einem Menschenalter noch, im Banne Spinozas befindet, sondern unter dem Zeichen von Gottfried Wilhelm Leibniz steht". Die „Krisis" innerhalb der Philosophie der Gegenwart, von deren Betrachtung er ausgeht, führt er schliesslich darauf zurück, „dass die biologischen Probleme, die seit einem halben Jahrhundert im Vordergrund des wissenschaftlichen Interesses stehen, der materialistischen Weltanschauung die stärksten Stützen geraubt haben". In dem dritten und grössten Aufsatz **(14239)** will er beweisen, „dass die vier grossen Epochen unseres philosophischen Denkens jeweilen unter der Vorherrschaft eines bestimmten Denkmittels standen", dass sich „ein gewisser Parallelismus zwischen den logischen Kategorien: Gegenstand, Eigenschaft, Zustand, Beziehung aufzeigen lässt". St. stellt den Leitsatz auf: „Das Thema probandum dieser Untersuchung heisst nun: „Unser bevorzugtes Denkmittel ist der Beziehungsbegriff, und deshalb steuern wir notgedrungen zum Phänomenalismus oder Idealismus zurück." — Auch in diesem Jahre berichtet F. Heman **(14242)** im Türmer-Jahrbuch über Philosophie. Er beklagt zunächst das Fehlen eines „grossen, echten, aus den Tiefen des philosophischen Geistes schöpfenden, die ewigen Ideen intuitiv ergreifenden Denkers" und sucht den Ursachen dieses Mangels nachzugehen. Aber auch die Ansätze und Versuche, durch welche die Philosophie unserer Zeit sich „in der Achtung der Gebildeten zu rehabilitieren sucht" und die vor allem von der Naturwissenschaft herkommen, sind nicht gering zu schätzen, obwohl die „neuen Weltanschauungen wie die Brombeeren im heissen Sommer wachsen". Julius Harts „Zukunftsland" wird als „schwächliche Nachäfferei" Nietzsches, dessen „Wille zur Macht", von H. im Gegensatz zu anderen Stimmen mit einem gewissen reservierten Skeptizismus begrüsst, wird rasch abgetan. Liebevoller

verweilt er bei Siebecks „Goethe als Denker". Königs Buch über Wundt, auf das ich im letzten Berichte hinweisen konnte, wird empfohlen. Ebenso Wundts eigene „Einleitung in die Philosophie", deren historische Betrachtungsweise der kritischen Paulsens gegenübergestellt wird. Zum Schluss wird das Werk des Kieler Botanikers J. Reinke „Die Welt als Tat" als Symptom des Endes der Alleinherrschaft der Naturwissenschaften gekennzeichnet. — Unter dem Titel „Philosophische Wege und Umwege" bespricht auch Th. Kappstein, tiefer eindringend als Heman, eine Reihe von Neuerscheinungen **(14243)**. Zunächst Paul Rées nachgelassenes Werk **(14371)** „Philosophie". K. lässt es als „amüsante Aphorismensammlung" gelten, spricht ihm aber die systematische Geschlossenheit und gedankliche Einheit ab. Dagegen lobt er die wertvolle Arbeit Paul Barths über die Stoa. Die „funkelnde Studie" Eugen Heinrich Schmitts wird in einer neuen Auflage gewürdigt, wie auch die erste Hälfte eines neuen umfassenden Werkes des gleichen Verfassers über die Gnosis. Da Schmitt unter Gnosis nach K. „die Anschauung der Tatsachen unseres eigenen Innern und durch diese und in ihnen die Einsicht in den Zusammenhang der Stufenleiter aller Erscheinungen" versteht, zählt er auch Leute wie etwa Tolstoi, Bruno Wille und die Brüder Hart zu den Gnostikern. Zum Schluss charakterisiert K. das „schmucke, kleine Buch" von A. Riehl „Zur Einführung in die Philosophie der Gegenwart", welches im Vorjahre an dieser Stelle bereits besprochen wurde, die Zusammenstellung der „Grundlinien idealer Weltanschauung", die J. B. Seidenberger, gleichsam als Führer durch Willmanns grosse „Geschichte des Idealismus" vorgenommen hat, den Vortrag Carl Hauptmanns, des Bruders des Dichters, über „Unsere Wirklichkeit", die kleine Schrift von Max Zerbst: „Bewegung", eine unbewusste Huldigung vor dem alten Heraklit, der hier der Stifter einer „neuen Weltanschauung" wird, und schliesslich die deutsche Übersetzung von Paul Emil Levys Schrift „über natürliche Willensbildung", die vielleicht mehr psychotherapeutisch als philosophisch interessiert. —

Einzelne Philosophen. Die Stellung F. E. Benekes zur Kantischen Moralphilosophie untersucht Ad. Löwenberg **(14244)**, ein Schüler Meumanns, in einer Züricher Dissertation. Er spricht in der Einleitung vom Kritizismus in der Beurteilung durch Beneke und der Ersetzung desselben durch den Psychologismus und untersucht sodann in drei grösseren Kapiteln das Wesen und die Begründung des Sittlichen bei Kant und Beneke sowie Benekes Gegnerschaft gegen das Kantische System unter Einwirkung der englisch-schottischen Moralwissenschaft. L. kommt zu dem Ergebnis, „dass Benekes positive Leistungen überall hinter den von ihm selbst aufgestellten Forderungen zurückbleiben". Er glaubte vergeblich, „vermittelst seiner psychogenetischen Interpretation des ethischen Bewusstseins das definitive Moralprinzip gefunden zu haben". Und doch urteilt L. mit Recht, dass Benekes ethischen Untersuchungen selbst in ihren Irrtümern auch heute noch mehr als rein historisches Interesse gebührt. — Eine interessante und willkommene Ergänzung zu Löwenbergs Studie bietet A. Thomsens **(14245)** kleine Arbeit über die Entwicklung der ethischen Theorie Benekes. Th. zeigt, dass Beneke in seinem „ersten Stadium" in der Ethik, was die prinzipiellen Fragen anbetrifft, eine ganz ähnliche Stellung einnimmt wie Kant in seinem sogenannten zweiten Stadium. In seiner Polemik gegen Kant hat Beneke übersehen, dass sich hinter Kants metaphysischer Ethik sein eigenes „objektives Prinzip" zum guten Teil bereits verbirgt, dem er allerdings selbständig einen psychologischen Unterbau zu geben versuchte. —

Zu Eugen Dührings siebzigstem Geburtstag sind die üblichen „Festartikel" erschienen **(14246–48)**. — Gerade kein Festgeschenk ist dagegen die Broschüre von Rudolf Mewes: „Dr. Eugen Dühring als wissenschaftlicher Gladiator und Plagiator" **(14249)**, die sich besonders gegen Dührings physikalische Forschungen und ihre Ergebnisse richtet, die sie fast sämtlich als von Robert Mayer, Helmholtz und Mewes selbst entlehnt bezeichnet. —

Fechners Stellung zum Christentum behandelt E. Dennert **(14251)**. Fechner ist nach ihm „durchaus gottesgläubig", sein Christentum nennt er aber „das Christentum von Gelehrten und von Leuten, die wenig durch Sündenbewusstsein gequält werden". — Mit Fechners Metaphysik beschäftigen sich fast gleichzeitig zwei jüngere Forscher, R. Liebe in einer Strassburger **(14252)** und A. Goldschmidt **(14253)** in einer Würzburger Dissertation, wobei die Ergebnisse Goldschmidts, der durch Stölzle angeregt wurde, von Liebe, einem Schüler Zieglers, schon verwertet werden konnten. Beide Verfasser kommen in ihren sauber gearbeiteten Studien zu ähnlichen Resultaten, beide haben in ihrer kritischen Prüfung von Fechners Metaphysik, sowohl an den Grundlagen wie an dem Aufbau seines Systems Wesentliches auszusetzen, wissen aber im einzelnen das Fruchtbare und Fortzeugende in Fechners Lehre herauszuschälen. —

Nach dem Erlöschen der Schutzfrist für die bisherige Gesamtausgabe von Feuerbachs Werken sind Wilhelm Bolin und Friedrich Jodl daran

gegangen, unter Verwendung seines gedruckten und ungedruckten Nachlasses eine neue würdige, für weitere Kreise bestimmte Sammlung seiner Schriften herauszugeben. Eine „Einführung" bringt jedes einzelne Werk dem Verständnis des Gebildeten nahe, eine Revision der Orthographie, Übersetzung der fremdsprachlichen Zitate und anderes mehr machen es dem Geniessenden zugänglicher. Von einer streng philologischen Textgestaltung ist, in diesem Falle mit Recht, abgesehen worden. Im Berichtsjahre liegen vorläufig erst drei Bände der neuen Ausgabe vor, an die sich eine frohe Erwartung für die weitere und tiefere Fortwirkung Feuerbachs knüpfen darf (**14258–60**). — Die kleine Schrift von F. Engels (**14256**) ist die Neuauflage eines älteren Werkchens. —

Unter den kleineren und grösseren Arbeiten, die sich mit Eduard von Hartmann beschäftigen, um den es nach der papiernen Hochflut des vorigen Jubiläumsjahres merklich stiller geworden ist, sei ein kleiner Aufsatz von A. Korwan (**14266**) hervorgehoben, der auf Anklänge Maeterlincks in seinem Essay „Glück" (im „Begrabenen Tempel") an Hartmanns Begriff des „Unbewussten", auf die schon der Übersetzer jenes Buches aufmerksam gemacht hatte, hinweisend darlegt, wie die Anschauungen der beiden im Grunde, sowohl in ihrem Ausgangspunkte wie in ihren Resultaten, völlig voneinander verschieden sind. — A. Drews (**14269**) gibt in diesem Jahre eine interessante Einzelstudie über Hartmanns Verhältnis zur modernen Theologie. — Rudolf Hayms „Gesammelte Aufsätze" bringen auch einen Neudruck des grossen Aufsatzes über Hartmanns Philosophie des Unbewussten (**14268**). —

C. Varrentrapp (**14271**) teilt in der „Historischen Zeitschrift" zwei interessante Briefe mit, die sich auf Hegel beziehen. Der erste stammt von Johannes Schulze, dem Direktor der Unterrichtsabteilung im preussischen Kultusministerium, und ist an Rudolf Haym, damals noch Privatdozent in Halle, gerichtet. Er knüpft an Hayms ihm übersandte „Vorlesungen über Hegel und seine Zeit" an und bringt gewichtige Bedenken gegen einzelne Auffassungen Hayms vor. Der zweite Brief ist an Johannes Schulze selbst gerichtet und stammt von Ferdinand Lassalle, der bei Übersendung seines „Systems der erworbenen Rechte" Schulze darlegt, aus welchen Gründen er versucht, „die Fahne Hegels" wieder aufzupflanzen. — Einem der interessantesten und aufschlussreichsten Probleme in Hegels Gesamtlehre geht T. Dunlop in einer von Eucken beeinflussten Jenenser Doktorschrift (**14274**) weiter nach. Er will die „Hauptmomente in Hegels Begriff der Persönlichkeit" darlegen und zeigt zunächst, wie dieser Begriff der Persönlichkeit zum „Hauptproblem der Gegenwart" geworden ist, um sodann Hegels Auffassung dieses Problems eingehend zu beleuchten. Nach ihm ist Hegels Verdienst folgendes: Er hat einmal den Begriff der Persönlichkeit zum obersten Prinzip der Welterklärung geeignet gemacht und zum andern „mit bewundernswertem logischen Mut den persönlichen Geist als das definitiv Höchste hingestellt". —

Als eine übersichtliche, gut einführende und methodisch geschickt gearbeitete Studie über Herbarts Leben und Lehre stellt sich W. Kinkels Buch (**14275**) dar. —

Auch der diesjährige (achte) Band der „Kantstudien" (**14276**) ist wieder mit einer Fülle grösserer und kleinerer Beiträge eifrig und erfolgreich um die Erweiterung und Vertiefung unserer Kenntnis von Kants Leben und Lehre bemüht. Ausser den in unserer Bibliographie einzeln aufgeführten Artikeln seien noch die folgenden besonders hervorgehoben: E. Paulsens Bemerkungen über Kant und die Metaphysik, der Aufsatz von Lucka über das Erkenntnisproblem und E. Machs „Analyse der Empfindungen", sowie die interessanten Mitteilungen über Napoleon und Kant sowie Kant und Schiller. — Auf einzelnes (**14282, 14288**) war schon im Vorjahre (JBL. 1902 N. 7212 und 7214) hingewiesen worden, anderes ist schon durch den Titel für den Suchenden genügend charakterisiert. — Besonders wertvoll ist noch aus den Kantstudien die umfangreiche Studie von F. Medicus über Kant und Ranke, die versucht, „der Anwendung der transzendentalen Methode auf die historischen Wissenschaften" nachzugehen (**14296**). — Gleichfalls in den „Kantstudien" ist eine lehrreiche Selbstanzeige H. Webers über sein Buch „Hamann und Kant" (**14294**) erschienen, die in die Lektüre der gediegenen Schrift gut einführt. Der erste Teil schildert ausführlich „Hamann als Freund Kants" und zeigt, wie Hamann zeitlebens Kant Freundschaft erwiesen hat, ohne dass dieses Gefühl von Kant in gleicher Weise erwidert wurde. Der zweite Teil stellt „Hamann als Gegner der Philosophie Kants" dar, charakterisiert zunächst „Hamann als Denker" und stellt schliesslich beide einander gegenüber in der durch Kants Entwicklung gegebenen Reihenfolge. Ein besonderer Teil ist zum Schluss dem Widerspruch Hamanns gegen „die Kritik der reinen Vernunft" gewidmet. W.s Schrift ist in erster Linie darauf berechnet, das Bild Hamanns klar herauszuarbeiten und den oft so dunklen und verschnörkelten Gedankengängen des für die Geschichte der deutschen Literatur so bedeutsamen Mannes nachzugehen. — Ein inhaltsreicher Aufsatz F. J. Schmidts „Kant-Orthodoxie" (**14287**) wendet sich besonders gegen den sogenannten „Neukantianismus", als dessen typischen Vertreter

er Fr. A. Lange ansieht, und fordert eine „Wiederbelebung der reinen philosophischen Erkenntnisart" und ein Zusammenschliessen gegen den „bedenklichen Irrtum derer, welche darauf ausgehen, auch die Philosophie in eine empirische Wissenschaft zu verwandeln". Er gibt den „Schlachtruf" aus: „Vom psychologistischen Positivismus über Kant zur Philosophie zurück und auf dem kritischen Wege vorwärts." — Die Kant-Ausgabe der Akademie der Wissenschaften **(14315)** (JBL. 1902 N. 7228) schreitet fort. —

Unter der Fülle von Gedenkartikeln, die Moritz Lazarus gewidmet sind, seien neben der eindringenden Analyse R. M. Meyers **(14323)** die schlichte Studie L. Herzberg-Fränkels **(14320)**, die liebenswürdigen Erinnerungen G. Weissteins **(14329)** und die interessante Mitteilung von Lazarus' Gattin über sein Verhältnis zur Berliner Kriegsakademie hervorgehoben **(14321)**. —

Eine Erlanger Dissertation F. Walters **(14330)** untersucht die religionsphilosophischen Grundgedanken Lotzes und kommt zu dem Ergebnis, dass „das Hauptverdienst Lotzes bleibt, dass er, und zwar auf ganz neuen Wegen, den Nachweis unternommen hat, dass unser Glaube an einen persönlichen Gott als den Schöpfer aller Dinge in keinem Widerspruch stehe mit den Grundgedanken, zu denen uns eine metaphysische Betrachtung des Weltganzen hinführte". Den bleibenden Wert der Lotzeschen Religionsphilosophie findet W. ausserdem in der kritizistischen Trennung von Glauben und Wissen sowie der Basierung der religiösen Überzeugung auf das sittliche Gefühl. — Über den „Hedonismus bei Lotze und Fechner" handelt eine Berliner Dissertation von Mary F. Fitch **(14331)** mit dem Resultat, dass Lotze, „obgleich im Prinzip Hedonist, doch sowohl in der Fassung, wie in der Durchführung des Prinzips sich den Gegnern des Hedonismus nähert und das Wesentliche ihrer Forderungen sich zu eigen macht". —

Die Neuausgabe von Schellings „Münchener Vorlesungen" **(14332)** wird von dem früh verstorbenen E. Kircher lebendig und eindringlich besprochen. —

Unter den Arbeiten, die sich mit Schopenhauers Lehre und Leben beschäftigen, interessiert zunächst die kleine, stilistisch ein wenig unbeholfene, sachlich aber anschauliche Arbeit H. Dölls über „Goethe und Schopenhauer" **(14338)**. D. wendet sich, frühere Arbeiten Kuno Fischers, Siebecks und Volkelts verwertend, gegen die Auffassung Harpfs (in den Philos. Monatsheften 1885), dass „das deutsche Volk gleichsam erst in Schopenhauers Philosophie vollends das Erbe der wissenschaftlichen Tätigkeit Goethes angetreten habe", wobei allerdings zu berücksichtigen ist, dass Harpf noch nicht den von Grisebach veröffentlichten Nachlass Schopenhauers benutzen konnte. D. tritt für die völlige Selbständigkeit Schopenhauers ein, was das Gedankliche betrifft, weist aber treffend darauf hin, dass der Sprachgebrauch des Philosophen sichtlich von Goethe beeinflusst ist, ein Einfluss, der bei dem persönlichen Verkehr der beiden zur Zeit von Schopenhauers eindrucksfähigsten Jahren (Herbst 1813 — Frühling 1814 und August 1819) wohl verständlich und einer näheren Untersuchung durchaus würdig ist. — In dem Aufsatz Th. Zieglers **(14339)** über Schopenhauer und Nietzsche steht Nietzsche im Vordergrund, Schopenhauer als „einer seiner Erzieher dient gewissermassen nur als Folie, an dem der erstere verständlich werden soll". — Auf R. Hayms tief eindringende ältere Arbeit über Schopenhauer **(14333)**, die in den gesammelten Aufsätzen von neuem abgedruckt wird, sei ausdrücklich hingewiesen. — F. Mauthners Studie über Schopenhauers „Vierfache Wurzel" **(14347)** ist gewissermassen ein persönliches Bekenntnis seiner „Selbstbefreiung von Schopenhauers Begriffen oder Worten", sein zweiter Aufsatz an derselben Stelle **(14346)**, auch dieser eine Frucht seiner sprach-psychologischen Arbeiten, eine Kriegserklärung gegen Schopenhauers „legendarischen Willen". — Eine kleine Mitteilung K. Reuschels **(14348)** gibt interessante Nachträge zu einer grösseren Arbeit Wünsches über „Pflanzenfabeln", indem sie solche bei Schopenhauer (Parerga § 386a, 387, 388) nachweist. —

Ein Aufsatz von Th. Achelis **(14354)** ist eine ausführliche Besprechung von Wundts „Einleitung in die Philosophie". —

Zu Wilhelm Diltheys 70. Geburtstage sind neben kleineren Festartikeln auch grössere Studien erschienen, unter denen diejenige Ludw. Steins **(14357)**, die Dilthey als „Fortsetzer Trendelenburgs und legitimen Erben jener grossen philosophischen Tradition der Berliner Universität, welche Schleiermacher und Fichte zu ihren Begründern, Hegel, Schopenhauer, Beneke und Schelling zu ihren Lehrern zählen durfte", feiert. — Neben Dilthey ist es besonders die geistige Persönlichkeit des Jenenser Philosophen Rudolf Eucken, die im Brennpunkt der Betrachtung steht **(14360—62)**. — Unter den jüngeren Philosophen ist es Eugen Kühnemann, welcher durch die Personalunion von Literarhistoriker und Philosoph besonders fruchtbar wirkt, wie dies auch etwa bei Haym und Dilthey der Fall ist, und dessen literarische Produktion nun nach Methode und Ergebnis eingehend behandelt wird **(14368)**. —

„Nietzsche und kein Ende“ ist der Ruf, der auch dieses Jahr wiederum, und nicht mit Unrecht, erschallt. Th. Ziegler **(14398)** will die „Vielzuvielen“ mit seiner Kritik treffen, die Nietzsche „heute kritiklos auf den Schild gehoben haben, und die morgen die ersten sein werden, die gelangweilt rufen: Nietzsche und kein Ende!“ Aber gerade dann wird nach Z. erst Nietzsches Zeit kommen, wo man die Grösse Nietzsches nicht mehr auf philosophischem Boden sucht. „Nicht sowohl ein grosser Denker ist er gewesen, als vielmehr ein grosser Künstler, ein Künstler der Sprache und ein genialer Darsteller der Rauschgefühle, die ihn beherrschten, und die er auf den Namen des Dionysos getauft hat.“ — In einem gewissen Gegensatz zu dieser Beurteilung Zieglers steht es, wenn sich die beiden gewichtigsten Veröffentlichungen über Nietzsche in dem diesjährigen Berichte mehr mit dem Denker als mit dem Künstler beschäftigen. Das Buch von A. Drews **(14434)**, dessen grosszügiges Werk über Hartmann unser letzter Bericht zu würdigen hatte, ist ausdrücklich „Nietzsches Philosophie“ gewidmet. D. verfolgt zunächst in raschem Überblick Nietzsches äusseres Leben bis zur „Geburt der Tragödie“ und gibt dann in drei grossen, klar disponierten Abschnitten eine Übersicht über seine Werke. Die „erste Periode“ zeigt Nietzsche unter dem Einflusse Schopenhauers und Wagners, die zweite unter dem Einflusse des Positivismus (von „Menschliches, Allzumenschliches“ bis zur „Fröhlichen Wissenschaft“), die dritte nennt er „die Philosophie des freien wollenden Selbst“, wobei besonders anzuerkennen ist, dass D., im Gegensatz zu anderen, die sich um Nietzsche bemüht haben, die früheren Phasen seiner philosophischen Entwicklung nicht zugunsten der letzten kurz abtut. — Ist das Werk von Drews für den tiefer Eindringenden und schon leidlich Orientierten berechnet, so ist das kleinere Buch R. Richters **(14378)** durchaus als eine Einführung für den Fernerstehenden gedacht. So sieht es auch H. Lichtenberger in der DLZ. an: „certainement une des meilleures introductions que nous ayons à l'étude de Nietzsche“. Auch in der Grundauffassung ist Lichtenberger, darin beide im Gegensatz zu Ziegler, mit R. einig: „avec raison il voit en Nietzsche non point un malade ou un dégénéré, non pas même simplement un artiste ou un psychologue, mais un vrai philosophe, un moraliste de grand style“. Mit vollem Recht erhebt er dagegen Einwendungen gegen die Stellung, die R., anders als Drews, dem „Zarathustra“ in der Ökonomie des Ganzen anweist, den er nicht wie R. als Schlussstein gelten lassen will, sondern als „prologue poétique du grand exposé systématique de sa philosophie dernière que Nietzsche voulait donner dans la volonté de puissance“. Auch der Einspruch gegen die Unterscheidung R.s eines „Übermenschen erster Ordnung“ und eines solchen „zweiter Ordnung“ erscheint mir berechtigt. — Auf die übrige, im allgemeinen mehr weit als tief greifende Literatur mag den Interessenten die Bibliographie hinführen. Einiges ist uns, wenigstens in älteren Auflagen **(14435)**, schon aus dem letzten Berichte bekannt, anderes nur ein Teil eines schon an anderer Stelle besprochenen Ganzen **(14383)**. — Auf einzelnes sei aber noch einmal ausdrücklich hingewiesen: F. Spiros **(14387)** gehaltvoller Artikel ist eine etwas nüchterne, aber gerechte Abwägung des Für und Wider. W. Golther **(14406)** gibt eine feinsinnige Darstellung des Freundschaftsbundes Nietzsches mit Rohde, in den uns der Briefwechsel der beiden im Vorjahre so lebhaft einführte; F. Avenarius eine tief eindringende Studie **(14410)** über das Verhältnis zu Spitteler; E. Faguet **(14416)** und A. Lang **(14417)** knüpfen Fäden zu Goethe hinüber und H. Ilgenstein **(14418)** zeigt das Wesensverwandte in Hölderlin, während K. Joel **(14419)** mehr im allgemeinen ähnliche Töne und Farben in der Stimmungswelt der deutschen Romantik nachweist. — A. Langs grössere Arbeit **(14425)** stellt sich die Frage: „Wie urteilt Nietzsche in den Schriften seiner ersten Periode über die moderne und speziell über die deutsche Kultur?“ und sieht Nietzsches Philosophie „als den Versuch eines Irrenden und Irregeleiteten an, der einen Ersatz sucht für den Glauben seiner Kindheit, für die Ideale seiner Jugend“. — Von den „nachgelassenen Werken“, von denen einzelne **(14448)** bereits in zweiter Auflage vorliegen, wird der „Wille zur Macht“ auch noch in diesem Jahre besprochen **(14449** ff.). —

Theologen. Das Wiedererwachen eines allgemeineren Interesses an religiösen und kirchenpolitischen Fragen, das bereits im Vorjahre sichtbar wurde, ist noch deutlicher geworden **(14461** ff.). Was den Protestantismus im besonderen betrifft, so wird R. Seebergs **(14467)** grundlegendes Werk neu aufgelegt und gewürdigt **(14468)**, ebenso erscheint F. Kattenbuschs Darstellung der Entwicklung von Schleiermacher zu Ritschl **(14472)** mit einem Nachtrage über die neueste Zeit. — P. Drews **(14471)** gibt eine Geschichte der deutschen Predigt am Bilde typischer, hervorragender Vertreter von L. von Mosheim bis F. Naumann. Auch hier steht Schleiermacher an überragender Stelle, wie ihm überhaupt unter den einzelnen Persönlichkeiten im Protestantismus die grösste Beachtung nach wie vor sicher ist. Rud. Hayms tief dringende Analyse der Diltheyschen Biographie Schleiermachers wird neu abgedruckt **(14473)**, K. Theile

(14478) stellt Schleiermachers Theologie in ihrer Bedeutung für die Gegenwart dar, L. Goebel (14480) und R. Otto (14481) machen sich um die „Reden über die Religion" verdient. — Neben Schleiermacher stehen besonders H. Baumgarten (14486), E. Frommel (14496—98), G. Kögel (14501), A. Neander (14511—12), R. Rothe (14514—15) im Vordergrund des Interesses. —

Katholiken. Von H. Brücks (14521) grossem Werke ist nun auch der zweite Band in neuer Auflage erschienen. B. selbst wird nach Wesensart und Wirken mehrfach charakterisiert (14523—24). — Nach dem Abschlusse von Friedrichs grundlegendem Werke, das unser letzter Bericht würdigte, ist es nun möglich, der Persönlichkeit J. von Döllingers auch in kleinerem Rahmen gerecht zu werden (14525—26). —

Historiker und Kulturhistoriker. Das schöne Lebensbild, das E. Curtius sich gleichsam selbst geschrieben hat, wird auch noch im Berichtsjahre besprochen und ausgeschöpft (14535—40). — Zu der reichen Literatur, die im letzten Jahre der Tod von F. X. Kraus hervorrief, bringt auch der neue Jahresbericht noch Nachträge (14541—47). — Gross ist die Zahl derjenigen, die an der Bahre Mommsens trauern (14548—93). Neben eindringenderen Charakteristiken von Fachgenossen, Schülern und Freunden aller Länder (besonders hervorzuheben sind die Nummern 14548, 14554—58) fehlt auch das Grabopfer der Tagespresse (14564 ff.) nicht, seine einzelnen Werke werden einzeln gewürdigt, wobei natürlich die „Römische Geschichte" im Vordergrund steht (14585 ff.), als Jurist (14553), Universitätslehrer (14581 ff.), Politiker (14591), ja auch als Lyriker (14593) wird er gefeiert. — Unter den Historikern sind es auch in diesem Jahre L. von Ranke und H. von Treitschke, deren Leben und Lehre die meisten Beiträge hervorgerufen haben (14594—606). — Für die anderen Historiker sei auf die Bibliographie verwiesen (14607—14667). —

Klassische Philologen und Archäologen. Das Wirken Karl Dziatzkos, des langjährigen Göttinger Bibliotheksdirektors, dessen Name auch in der klassischen Philologie, besonders als Terenz- und Plautusforscher, sowie als Kenner des antiken Schrift- und Buchwesens von gutem Klange war, wird, zumal in seinen grossen Verdiensten um das preussische Bibliothekswesen und den bibliothekarischen Beruf, von P. Schwenke (14670) liebevoll geschildert. —

Geographen und Ethnologen. Die Auswahl O. Krümmels (14678) aus den „Klassikern der Geographie" ist wohl geeignet, die Erinnerung an die verstorbenen Führer des Faches zu beleben und in das Studium der lebenden einzuführen, vielfach mit mehr Erfolg, als dies eine mehr oder minder flüchtige Charakteristik oder ein Nekrolog vermag (14679 ff.). —

Nationalökonomen. Aug. Onckens „Geschichte der Nationalökonomie" (14690) wird nach Abschluss des Werkes eingehender zu betrachten sein. — Gerade für den Literarhistoriker, der den ökonomisch-politischen Grundströmungen des neunzehnten Jahrhunderts nachzuspüren wünscht, wird W. Sombarts (14693) geistvolles, anregendes Buch, das die wirtschaftlichen Verhältnisse im grossen Zusammenhang der allgemeinen Kultur betrachtet, warm zu empfehlen sein. — Für die einzelnen Nationalökonomen ist im Berichtsjahre allerlei Biographisches beigebracht worden, zu dem die Bibliographie (14695 ff.) Führer sein mag. —

Naturforscher: Allgemeines. Die Arbeit von L. Darmstaedter und R. du Bois-Reymond (14712) „4000 Jahre Pionier-Arbeit in den exakten Wissenschaften" ist namentlich auch durch ihre ausgiebigen Register ein vortreffliches Hilfsmittel für jeden, der sich auf irgendeinem Gebiet der Naturwissenschaften im weitesten Sinne unterrichten will. Mit Hilfe des Personenregisters kann es für die Gelehrtengeschichte nutzbar gemacht werden. — Unter den einzelnen Forschern stehen Helmholtz, Liebig und Virchow obenan. Das monumentale Werk von L. Koenigsberger über Helmholtz (14722) ist nun abgeschlossen und hat alle Erwartungen, die sich von Anfang an daran knüpften, erfüllt als eine aus der vollsten Beherrschung des weitverzweigten Stoffes stammende glänzende Biographie des Meisters. Das Ganze wird, ebenso wie früher der erste Band, sowohl nach der biographischen wie fachwissenschaftlichen Seite hin, besprochen und im wesentlichen als glänzend gelungen dargestellt. Kleinere Beiträge zur Geschichte von Helmholtz' Leben und Wirken (14723/9) sind eine willkommene Ergänzung. — Zu Liebigs hundertstem Geburtstage erschien eine stattliche Reihe von Gedenkartikeln, unter denen die sachkundigen Arbeiten J. Volhards und G. F. Knapps (14732a, 34, 41, 45) hervorgehoben seien. — Zu der reichen Fülle von Nekrologen und Erinnerungen, die der Tod Virchows im Vorjahre hervorgerufen hatte, treten noch einige Nachträge, unter ihnen wertvolle Beiträge von W. Waldeyer (14752) und W. Ebstein (14754), der ihn als Arzt feiert, während andere Artikel den Pathologen (14755), Volksbildner (14756) und den Historiker seiner Vaterstadt schildern. —

Unter den Studien, die anderen Medizinern gelten (14759ff.), sei die vortreffliche Charakteristik hervorgehoben, die A. Moll (14765) von Krafft-Ebing in seinen Beziehungen zur allgemeinen Psychiatrie und besonders zur Sexualpathologie entwirft. —

Lessing.

(IV, 6 = N. 14768–14823.)

Erich Schmidt.

Leben, Familie, Freunde. – Dramen (Giangir, Faust, Minna, Emilia). – Wissenschaft. – Sprache. –

Leben. Familie. Freunde. Der Ertrag des Jahres ist im ganzen spärlich. Von grösseren Darstellungen trat nur A. W. Ernsts (14769) für „weitere Kreise" „gemeinverständlich abgefasstes" Buch hervor: munter, zum Teil allzu flott geschrieben, mit starker Anlehnung an die letzte grössere Biographie, doch auf Grund liebevoller Lektüre der Lessingschen Schriften und Briefe, den lebendigen Hauptwerken zugewandt, ohne literarhistorische Filiation und auch ohne moderne Einschränkung dem „Laokoon" und der „Dramaturgie" gegenüber. Das ist nicht Unkenntnis, sondern Absicht, wie auch die flüchtige Erwähnung dramatischer Fragmente. S. 343 aber musste gesagt werden, das Virginia-Bruchstück sei nur aus Crisp übersetzt. Der Abriss der deutschen Sprach- oder Stilgeschichte seit dem 16. Jahrhundert, S. 458–71, scheint mir verfehlt; auch das Schlusskapitel, „Aussprüche Lessings", sogenannte Lichtstrahlen, würde man gern entbehren. — Die „Unbekannten Briefe von Lessings Vater", 1737–52, haben vorwiegend theologisches Interesse, namentlich für Herrnhut; „unbekannt" waren sie übrigens nicht, denn B. Pick (14775) selbst hat mir das von A. Schöne entdeckte Konvolut auf der Herzoglichen Bibliothek in Gotha herausgeholt, und ich habe längere Exzerpte 1899 mitgeteilt (Bd. 2, S. 697f.). — Th. Distel (14808) wiederholt seinen Privatdruck von 1891, gegen den alsbald eingewendet wurde, dieses um Verzeihung flehende Gedicht (2. Nov. 1743) nach dem Meissner Schüleraufruhr, „Wie? dürfen wohl vor dich" usw., rühre gewiss von irgendeinem Primaner und nicht von Lessing her. Daran schliesst er ein paar Quisquilien und bringt die grosse Entdeckung, der „Saal" der „Minna von Barnhelm" liege im ersten Stockwerk und stehe offen, zu allem Überfluss nochmals in N. 14808a, wo es dann unglaublicherweise heisst: „In meiner Lessing-Ausgabe befinden sich hier und da Striche am Rande. Damit einige derselben nutzbar werden, teile ich hier folgende mit." Ein Dutzend Worte wie „püffle", noch dazu ohne Fundort! Hat die Redaktion keinen Papierkorb? An ersterer Stelle S. 103 ein Satz aus Wielands Briefen an Böttiger (D. gibt kein Datum): „L., der, bei Gott! ein anderer Mann war, als ich, . . . noch ein zehnmal ärmerer Teufel." Ungedruckt? — Um so wertvoller sind die Gaben von E. Consentius, dessen vorjährige scharfe Schrift (14810) A. Schöne wesentlich zustimmend bespricht, doch mit erneutem Protest gegen den Zuweis des einen „Wahrsager"-Aufsatzes an Lessing. Niemand kennt Lessings Leipziger und frühere Berliner Genossen, von Weisse abgesehen, besser als C. Er weist (NatZg. Sonntagsbeil. N. 6) ein lustiges anakreontisches Gedicht Naumanns an Lessing im „Schriftsteller nach der Mode" (Jena 1749 St. 7) nach: „Der Geschmack an Herrn L**" und erläutert es. Er begnügt sich nicht (14779), nach einer erst seit ein paar Jahren in meinem Besitz befindlichen Kopie Mylius' Briefe an Haller, 1751 bis einstweilen Mai 1753, mit Kürzungen und mit reichen, höchst genauen, auch auf Handschriften beruhenden Fussnoten über alle Personalien und Reiserüstungen abzudrucken, sondern er knüpft in der trefflichen Einleitung an Mylius', des „Akakia"-Dolmetsch, Verhältnis zu Voltaire und S. König, anderseits zu Maupertuis sehr bedeutsame Kombinationen. Dadurch sei Lessing, der Freund und journalistische Nachfolger, bei Friedrich dem Grossen und der Akademie in verhängnisvollen Misskredit gekommen; deshalb also vornehmlich die böse, den toten Vetter abschüttelnde Vorrede. — W. Georgs Feuilleton (FZg. N. 115) enthält ein paar Lebensnachrichten über den Wolfenbüttler Arzt Topp und eine legendare plattdeutsche Schnurre des Lohnkutschers Gahren von Lessings neuer Bibel und dem Teufel. —

Dramen. Das puerile Bruchstück „Giangir" wird durch A. Streibichs (14806) fleissige Musterung der historischen Berichte seit 1553 und der zahlreichen französischen und englischen, lateinischen und italienischen Dramen (leider ohne eine bequeme Tabelle) in den grossen Zusammenhang gerückt. Die Charakteristik dieser

Stücke kommt zu kurz, aber die Quellenforschung scheint zuverlässig auch für Weisse, den Chamfort 1776 nicht benutzt hat (gegen Minor), und Lessing. Beide hätten Mallets englische Tragödie (S. 78 ff.) gekannt und miteinander besprochen, ihre Versuche jedoch unabhängig betrieben, Lessing jener Anregung gemäss das Phädra-Motiv statt der Verschwörung eingesetzt, Weisse den geschichtlichen Vorgang treuer beibehalten. — Den Aufklärungen Fränkels lässt R. Payer von Thurn (14807) eine sehr exakte, eher zu mitteilsame Monographie über Leben und Dramen des Wiener „Faust"-Pfuschers Paul Weidmann (1746—1801, Hofsekretär) folgen. Die mannigfachen schlechten Theaterstücke werden analysiert (über eine von der Hamburgischen Dramaturgie angeregte „Merope" siehe Payer: StVLG. 3, S. 54—65), die Legende der Spur eines Lessingschen „Faust" seit Roncourts — „Roucourt" ist Druckfehler — flüchtigem Hinweis samt der Bühnengeschichte des Weidmannschen, den Zeugnissen für Weidmann als Verfasser vollends erledigt, Anmerkungen über Motive, Namen, Sprachliches beigefügt. S. 8 zu Lessings Wiener Aufenthalt (Literatur), S. 50 Protest Maria Theresias gegen die „schreckliche lange Weile" bei der „Emilia Galotti". — Minna. Nach knappen einschränkenden Winken für „Emilia" und „Nathan" gibt G. Kettner (14787) eine historisch-ethische Prüfung der „Minna" und regt keineswegs bloss den Lehrer an. — J. Wihan (14793a) zeigt, dass E. Schmidt sich für die Motive nicht auf Farquhars „Constant couple", auf Goldonis „Guerra" und „Locandiera" beschränken durfte, sondern dass auch der „Curioso accidente" mit der Liebe eines armen Offiziers (vgl. noch Florindo im „Vero amico"), der Haltung des Mädchens und Einzelheiten Verwandtes bietet. — Emilia. Dass R. Kohlrausch (14795) den von Lessing ja nie gesehenen Schauplatz beschrieben hat, wurde schon im vorigen Bericht erwähnt. — Von den Personennamen will H. Draheim (14796) Claudia und Appiani auf Appius Claudius, gar Pirro auf Rufus-πύρρος, Conti auf die Antiquare Visconti, Emilia auf das Land E. zurückführen. — S. Schott (14809) wiederholt zur „Emilia" und zum „Nathan" früher Gesagtes; auch vom Verhältnis der Geschwister in Diderots „Fils naturel" war ja schon öfters die Rede, doch macht er auf Lessings Versehen zu 3, 1 („il") aufmerksam. — Ferd. Hoffmann (14797) stellt zu dem besonders von Bellermann und Heräus erörterten „nicht ohne Missfallen" die Anweisung für Marinelli 4, 6 „sie bei der Hand nicht unsanft ergreifend"; soll heissen: mit Gewalt, derb, wie denn die Gräfin sagt: „nur gemach". — A. Fries (14798) verzeichnet für Hebbel sowohl unbedeutende einzelne Anklänge, S. 16 f., 30, als auch zahlreiche Beispiele der Wiederholung und des Auffangens, S. 24 f. —

Wissenschaft. Mendelssohns nicht widerspruchslos vorgetragene Theorie des Mitleids als einer vermittelnden Empfindung der Liebe zu einem Gegenstand und der Unlust über sein Leiden bespricht W. Giesslers (14781) katalogmässige Dissertation und zeigt Lessings Zustimmung, aber die eindringlichere Erfassung des Tragischen, die Verkettung von Mitleid und Furcht. — Dass Gerstenberg dieser Theorie die Illusion entgegenhielt, betont O. Fischer (14777), der weiterhin die grosse durchgehende Anerkennung, besonders dem verachteten Klotzianismus gegenüber, und Gerstenbergs Stellung zum „Laokoon" und zu den „Kritischen Wäldern" (körperlicher Schmerz, Beschreibung) einsichtig darlegt. — Auf L. Goldsteins (14778) ausgezeichnete liebevolle Monographie, die für Lessings ganze Ästhetik und Psychologie studiert werden muss, kann hier nur bündig mit allem Nachdruck hingewiesen werden, denn blosse Exzerpte daraus wären unnütz. — Zur Hamburgischen Dramaturgie, für die natürlich auch C. Heblers nachgelassener, von Anna Turmakin gedruckter Aufsatz über die Katharsis (Archiv für Gesch. der Philosophie 17, S. 1—27) in Frage kommt, ist aus Th. R. Lounsburys (14818) wortreicher, doch nirgend tiefer Musterung der Diskussionen über Shakespeares Kunst nichts zu lernen; nur S. 75 ff. über die Einheiten mit einem Rückblick auf ähnliche Kritik, wie in Racines Vorrede zur „Bérénice", wäre hervorzuheben. Von den „Literaturbriefen" ist nicht die Rede, und das Problem, wie Lessing eigentlich zu Shakespeares Universum stand, bleibt unerörtert. — Nachgeholt werde E. Clausnitzers und B. Wehnerts (14816) dem Durchschnitt der Schulausgaben sehr überlegener Abdruck „Wie die Alten der Tod gebildet": Cl. hat vorn zwar das Altertum nur eilig berührt, aber mittelalterliche und neuere Darstellungsweise gemustert, W. besonders Stil und Sprache sorgsam angeschaut. —

Sprache. Während W. Mummenhoff (14821) verständig und zugleich schwungvoll Monologisches, Dialogisches, Dichotomie (Immisch) durchgeht und besonders auf die Methode der Fabelabhandlungen exemplifiziert, ohne gerade Neues an Gesichtspunkten und Einzelbeobachtungen zu bieten, hält G. Uhlig (14820) einen frischen Streifzug durch lateinische Konstruktionen, Spielerausdrücke, Vulgarismen und rafft am Ende einiges Obsolete oder Falsche zufällig auf. —

Herder.

(IV, 7 = N. 14824—14987.)

Ernst Naumann.

Jubiläums-Literatur. — Biographisches: Zusammenfassende Darstellungen; Angehörige und Zeitgenossen; Bildnisse und Denkmäler. — Geistesleben: Allgemeines. — Ethische und religiöse Anschauungen. — Pädagogik. — Kunstanschauung. — Werke. —

Die hundertste Wiederkehr von Herders Todestag hat eine grosse Reihe von Veröffentlichungen hervorgebracht, in denen Herders Leben und Wirken teils zu Gesamtbildern zusammengefasst, teils nach Einzelrichtungen hin verfolgt wird. Durch zwei monumentale Werke, Hayms Herderbiographie und Suphans Gesamtausgabe, heraufgeführt, ist die Zeit der Ernte gekommen, und nun treten von allen Seiten die Geistesarbeiter heran, um die goldenen Früchte zu sammeln und der Gegenwart darzubieten. In ihrer Gesamtheit legt diese Jubiläumsliteratur **(14914—14987)** ein wohltuendes Zeugnis davon ab, wie weit unsere Zeit wieder eine innere Stellung zu Herder gewonnen hat in der richtigen Erkenntnis, dass er über ein Jahrhundert hinweg unserem Fühlen und Denken und noch mehr den tatsächlichen Bedingungen unseres nationalen Lebens als Bahnbrecher und Wegweiser nahe steht. Freilich spiegelt sich das Bild von Herders Persönlichkeit in den einzelnen Abhandlungen je nach dem Gedankenkreise ihrer Verfasser verschiedenartig wieder, der eine betont seinen Universalismus, der andere seinen Patriotismus, einer seinen Begriff der Humanität, ein anderer die Art seiner Religiosität, der eine spricht ihn als Philosophen und Dichter, der andere als Theologen an, alle aber sind in dem Urteil über die Fruchtbarkeit seiner Gedanken einig. — Gedichte auf Herder wurden von Anna Dix **(14922)** und Gottfr. Döhler (TglRs[B]. N. 296) veröffentlicht. —

Biographisches: Zusammenfassende Darstellungen. In einer kurzen Biographie will A. Landenberger **(14825)** nur die wichtigsten Züge aus Herders Leben, Werken und Persönlichkeit „vor allem auf Grundlage der trefflichen Haymschen Biographie“ darstellen. Es wird ihm jedoch nicht leicht, den Theologen Herder geschichtlich aufzufassen; jede Anerkennung wird sofort wieder eingeschränkt oder zurückgenommen; zeigt sich in Herders kritisch-historischen Grundgedanken noch eine „positive Richtung“, so wird er doch sogleich als religiöser Freigeist bezeichnet; wichtig erscheinen seine theologischen Briefe „trotz mannigfacher Schwächen und darin ausgesprochener allzu liberaler Gesinnung durch weite Umsicht und manche genialen Winke“. Auf Herders Stellung zur Christologie geht der Verfasser näher ein, Herders Hauptwerk, die Ideen, werden aber ohne eine gründlichere Erörterung abgetan. — Auf Grund der biographischen Werke von Haym und Kühnemann erzählt R. Bürkner **(14824)** Herders Leben in umfangreicherer, fliessender Darstellung, in der auch über Entstehung und Hauptinhalt der Werke allgemeinverständlich berichtet wird. — E. Naumann **(14825a)** sucht Herders gesamte Lebensarbeit als einen Versuch zur Lösung der einen Frage zu begreifen: Was ist der Mensch? Er legt dar, wie Herder dieser Frage nachgegangen ist nicht auf dem Wege abstrakten Denkens, sondern in empirischer Beobachtung, also auf dem Wege der Geschichte. Bei dieser Forschung musste er die Äusserungen des menschlichen Geistes durch Völker und Zeitalter hindurch verfolgen; daher das Unendliche, Unerschöpfliche seiner Arbeit und seiner Pläne, das Fragmentarische seiner Werke, aber auch das Tiefgehende ihrer Wirkung. Die geschichtliche Betrachtungsweise ging um die Wende des Jahrhunderts auseinander mit der absoluter werdenden Philosophie und der abstrakt gewordenen Ästhetik; aber durch sie gewann Herder wieder an Boden in der Gegenwart, die sich dankbar bewusst wird, wie eng dieser Geist mit seinem deutschen Wesen ihr verwandt ist, und ihn wie einen Lebenden und Gegenwärtigen zu verehren allen Grund hat. — An E. Kühnemanns Herderbiographie (JBL. 1897 IV 7: 4) **(14826)** rühmt H. von Lüpke die geniale Kraft der geistigen Durchdringung eines so weitverzweigten und zarten geistigen Lebens. —

Angehörige und Zeitgenossen. Auch auf Herders zweitältesten Sohn August, den Liebling Goethes, fällt ein Abglanz von des Vaters Hundertjahrfeier. Bergamtsrat Wappler **(14837)** schildert auf Grund urkundlichen Materials Leben, Tod und Begräbnis des Oberberghauptmanns Siegmund August Wolfgang Freiherrn von Herder, der als einflussreicher Förderer des sächsischen Bergbaus und

väterlicher Freund seiner „lieben bergmännischen Brüder“ im Jahre 1838 zu Dresden starb. „August gibt ohne anderes einen Dichter. Er hat so entschiedene Anlagen dazu, dass sie jedem nur wenig Geübten sogleich auffallen!“ Diese Prophezeiung ging an ihm in Erfüllung; ausser bedeutenden fachwissenschaftlichen Werken verfasste er gelegentlich bergmännische Gedichte, deren Wert weit über den augenblicklichen Zweck hinausgeht. Ein „Bergmännisches Ständchen“ fand Goethes Anerkennung und Beifall, ein anderes Gedicht feiert den Sohn des Bergmanns Hans Luther, „der freien Sinns vor dreihundert Jahren das reine Glaubenswerk begann“, eine poetische Grabschrift verfasste er für sich selbst in dem „Letzten Wunsch“. — Den Brief vom 20. Oktober 1800, mit dem Herder die Rezension der Gedichte von Sophie Mereau dieser übersandte, veröffentlicht Adelheid von Schorn **(14845)**. — H. von Poschinger **(14838)** teilt einen Brief aus dem Juni 1780 an den Bergrat von Einsiedel mit, ungedruckte Briefe Herders und seiner Gattin aus den Jahren 1775 und 1777 veröffentlicht G. Jansen **(14831)**, einen Brief Herders und seiner Frau an F. Jacobi Bonin **(14840)**, Briefe Herders an Wieland B. Seuffert **(14847)**, Briefe Klopstocks an Herder A. Kohut **(14841)**. —

Bildnisse und Denkmäler. Über neue Herderbildnisse berichten Adelheid von Schorn **(14849)** und ein Ungenannter **(14850)**, seine Grabstätte und Denkmal schildert O. Weddigen **(14851)**. —

E. Kühnemann **(14894)** zeigt, wie Herder unser Geistesleben mit deutschem Wesen erfüllt hat, wie ihm über die Menschheit der Weg geht zum eigenen Volke, denn die Menschheit ist nirgends da als im einzelnen Volke. So stellt er die Völker auf sich selbst und ruft sie auf zur Entwicklung der Volksgenialität, so bringt er die Deutschen zu ihrer eigensten Art zurück, eröffnet ihnen das Gebiet geschichtlichen Lebens, verwandelt den christlichen Bestandteil unserer Kultur in einen frohgemuten deutschen Glauben, so entfesselt er die Sprache des Herzens in der Dichtung, die unter seinen Anregungen erwachsen ist, und hinterlässt uns den Gedanken der brüderlich um die reichste Entfaltung ihrer Menschheit ringenden Völker. — Die weltumspannende Weite in Herders Geistesleben hebt B. Suphan **(14970a)** in seiner Ankündigung der Herderfeier, welche die Goethegesellschaft zu Weimar in Aussicht genommen hat, hervor. — Das Anregende und Bahnbrechende in Herders Wirken betont M. Reifenberg **(14958)**, indem er seinen universellen Geist und den darauf begründeten Begriff der Humanität mit der Geistesart Leibniz', Lessings und Goethes vergleicht: er stand unter einer überwiegenden Herrschaft des Gefühls, woraus nach anderen Richtungen hin wieder Vorzüge entsprangen. Trotz der Trennung von Kant und Goethe gehöre er in die vorderste Reihe derer, denen die menschliche Kultur und vor allem Aufklärung und Humanität das meiste verdankt. — Herder mit und neben anderen Grössen der Literatur und als Deutschen feiert H. Hofmann **(14936)**, er bezeichnet Herders Ideen mit Lessings Erziehung des Menschengeschlechts und Goethes Faust als das grosse programmatische Vermächtnis der Humanitätsepoche, in dem die Ziele der Menschheit für Jahrtausende abgesteckt sind. — L. Gurlitt **(14929)** spendet dem jugendlichen Herder insbesondere als Anreger zu selbständigem Denken, als Förderer persönlich eigener Entwicklung, als glühendem Vaterlandsfreunde begeistertes Lob, wobei er in nicht immer ungezwungener Weise manches Streiflicht auf die Zustände unserer Zeit, vor allem auf die Wahl der Unterrichtsgegenstände in den höheren Lehranstalten, wirft. Denn Herders Urteile über die Lateindressur, über den weit ausgreifenden Religionsunterricht wenden sich gegen heutzutage längst aufgegebene Lehrpläne, in denen diese Fächer mit 24 und 12 wöchentlichen Stunden angesetzt waren und somit jedem anderen Fache Licht und Kraft raubten. Eine genauere geschichtliche Prüfung wird nicht verkennen, wie unendlich viel von Herders Gedanken heutzutage in Staat, Kirche und Schule Gemeingut und Wirklichkeit geworden sind, wie viel andere der Verwirklichung entgegenreifen. — O. Anwand **(14978a)** greift aus Herders Leben die Strassburger Zeit und seinen Jugendverkehr mit Goethe heraus, um ihn als den immer strebend sich Bemühenden, aber auch jeden Augenblick Unbefriedigten aufzuzeigen, als den Propheten der Sturm- und Drangperiode. —

Herders ethische und religiöse Anschauungen sind vielfach Gegenstand der Untersuchung geworden. Die Grundlagen von seiner Auffassung der Religion behandelt in eingehender Forschung R. Wielandt **(14861)** mit dem Ziele, Herders Theorie von der Religion, ihrem Wesen im allgemeinen und dem der religiösen Vorstellungen insbesondere, also seine Religionspsychologie darzulegen; daneben steht ihm das Interesse an Herders religionsgeschichtlicher Auffassung sowie an seinen Grundantworten auf die religionsmetaphysischen Fragen. Die charakteristischsten Ansichten Herders liegen auf dem Gebiete der religiösen Vorstellungen. In dem ersten Teil werden die Voraussetzungen der Herderschen

Religionstheorie aus seiner Charakteristik und den persönlich psychologischen Vorbedingungen mehr geschichtlich-genetisch behandelt, der zweite Teil enthält die systematische Darstellung von Herders Religionstheorie. Die Untersuchung gräbt tiefer als das bekannte Werk von A. Werner „Herder als Theologe" und deckt insbesondere die Fäden auf, die Herders theologische Ansichten mit der Gegenwart verbinden. — K. Jaeger (**14863**) verfolgt den Entwicklungsgang in Herders Auffassung des Christentums. In seinen Anfängen treibt Herder im Fahrwasser der Aufklärung, in der Bückeburger Zeit aber mit der Abwendung von Leibniz und der Hinneigung zu Spinoza gewann er der Religion neue Gebiete und vertiefte ihren Inhalt; in seinem Gottesbegriff findet er die Einheit von Gott und Welt, von Natur und Offenbarung, von Glauben und Wissen, die Religion wird ihm Grundlage und einheitliches Prinzip seiner Weltanschauung; inhaltlich wurde seine Auffassung von der Religion eine ästhetisch-moralische. Somit sieht J. in der Bückeburger Periode in Gegensatz zu Herders Biographen einen Fortschritt, eine Vertiefung. Aber die Religion blieb ihm immer noch Sache der einzelnen Persönlichkeit, zu einer Gemeinschaftsreligion ward sie ihm erst in Verbindung mit dem Begriffe der Humanität. Zu dieser Auffassung gelangt er in Weimar bei Betrachtung der Geschichte der Menschheit. Er erblickt in dem Christentum die Regel der Naturreligion, der Menschen- und Völkerreligion und der Erfahrungs- und Gemeinschaftsreligion. Christentum wird ihm Naturgesetz. Es ist Religion Christi, nicht Religion an Christus. Aber jene Gemeinschaftsreligion ist nach J. Humanität, ohne Christentum zu sein, so dass Herders Versuch, das religiöse Problem seinerzeit zu lösen, misslang, aber nur, weil er Unmögliches versuchte. In seinem Suchen und Werden liegt seine Bedeutung auch für unsere Zeit. — Aus Herders Überzeugung, dass religiöses Empfinden und dessen Ausdruck gebunden ist an die Persönlichkeit und an den religiösen Grundgedanken des Volkstums, ergab sich nach R. Wielandt (**14864**) die Forderung einer Modernisierung und Germanisierung des Christentums. Den Gedanken, selbst ein Luther zu werden, hätte er nach der Richtung hin durchgeführt, dass die dem Christentum noch anhaftende jüdisch-hellenistische Beimischung durch eine neue, unserer Zeit gemässe religiöse Sprache ersetzt und eine Nationalreligion voll lebendiger Vorstellungen aus den Tiefen des Volksgemütes herausgefördert würde. In seinen Predigten hat er die ersten Schritte zu diesem Ziele getan; ein zweites, nämlich die biblischen Vorstellungen ihres zeitgeschichtlichen Gewandes zu entkleiden und ihren bleibenden Gehalt zu zeigen, wie es heute das Bestreben der historischen Theologie ist, hat er, besonders in seinen „Christlichen Schriften", versucht. — Als entschiedenen Protestanten zeigt sich nach A. Landenberger (**14867**) Herder in seinen Äusserungen über Luther und in der Art, wie er seiner evangelischen Gesinnung unverhohlenen Ausdruck gibt. — Äusserungen Herders über die Herrschaft der römischen Hierarchie und über den inneren Gehalt des Katholizismus stellt K. F(rey) (**14865a**) aus den Ideen und einem Brief über Stolbergs Übertritt zur katholischen Kirche zusammen; daran reiht er Aussprüche über Luther und die Reformation und Stellen über Luther aus Gedichten. — Eberlein-Obernigk (**14923a**) erklärt Herders gewaltigen Einfluss in religiösen Dingen aus der Begeisterung seiner religiösen Überzeugung im Gegensatz zu einer durch französische Freigeisterei und die Wolffsche Popularphilosophie zerrissenen Zeit, in der echte Frömmigkeit sich aus dem öffentlichen Leben zurückgezogen hatte. Herder gab seiner Zeit den Begriff Humanität, die vollendet war in Christo. Er unterscheidet Religion Christi und christliche Religion, betont aber die praktische Seite des Christentums. Die Wandlungen in Herders religiösen Ansichten werden kurz angedeutet, die Eigenschaft eines gläubigen Christen in dem heutigen Sinne dieses Wortes wird ihm abgesprochen, aber zugestanden wird, dass sein Begriff der Humanität wohl geeignet sei, auch die Gebildeten für das Christentum zurückzugewinnen. — An der Umgestaltung und Verbesserung der gottesdienstlichen Liturgie arbeitete Herder mit anhaltendem Eifer. R. Bürkner (**14867a**) findet die Art, wie Herder an eine Neubildung der gottesdienstlichen Ordnungen herangetreten ist, unserem modernen Empfinden entsprechend. Über den Wert und die Aufgabe der Predigt hat Herder sich klar ausgesprochen, keine Schönrederei, keine wilde Erregung der Seele, kein Taumel von Empfindungen! Seine liebste Aufgabe war, für eine stille heitere Seele zu predigen, die Zuhörer in ein sanftes Nachdenken zu bringen, ihnen die vorgetragene Lehre zuerst menschlich wichtig zu machen, ehe er auf ihre Annahme drang. Den Gemeindegesang schätzte Herder hoch, seinen Mängeln suchte er abzuhelfen; die veralteten Gesangbücher ersetzte er durch ein neues, von ihm herausgegebenes. Auch auf Neugestaltung von Tauf- und Trauungsformularen erstreckten sich seine Abänderungen. Weitergehende Forderungen hat Herder, dem aufkommenden Radikalismus gegenüber bedenklich geworden, zurückgestellt; aber in der Richtung seines Verfahrens kann er ein Führer zu einer wirklich evangelischen

Liturgie sein. — Herders Stellung zur Freimaurerei beleuchtet W. Wald (Zirkel-Korrespondenz S. 607—26) auf Grund des bisher bekannten Materials und der Arbeiten E. Naumanns, mit besonderer Betonung des Herderschen Humanitätsbegriffs. — Die eigene Stellung zu Valentin Andreä hat Herder zusammenfassend in der Vorrede zur Übersetzung seiner Schriften von Sonntag dargelegt. L. Keller (**14876**) knüpft an den Abdruck der Vorrede Bemerkungen über Herders weitere Beschäftigung mit seinem Vorgänger, mit dem ihn nicht bloss Geistesverwandtschaft, sondern auch äussere Fäden und ein geschichtlicher Zusammenhang verbanden: die führende Stellung, die Andreä in den Kultgesellschaften des Humanismus im 17. Jahrhundert eingenommen hat, habe Herder in den verwandten Sozietäten des 18. Jahrhunderts besessen. —

Pädagogik. Des jungen Herder Gedanken über die Sprachkunst stellt Helene Herrmann (**14874a**) in Äusserungen aus den Jugendwerken zusammen: die Grundvorstellung ist die, dass seelisches Leben den Ausdruck schafft und durch ihn wieder erweckt wird. —

Wie sich Herders Kunstanschauung an und über Winckelmann hinaus entwickelte, untersucht A. E. Berger (**14880**) in einer sorgfältigen Studie. Herder las Winckelmann als den Künstler, den Geschichtschreiber und den Altertumskenner. Auf dem ersten Wege, dessen leitender Faden der Begriff der Nachahmung war, fand Herder den neuen Inhalt dieses Begriffs, wonach Nachahmen ein freies Bilden aus dem Gesetz der inneren Sympathie ist und die unvergleichliche Gabe der Griechen, Leben in Kunst zu verwandeln, die bildende Kraft leitet. Von der Betrachtung der Geschichtsdarstellung ausgehend, gelangte Herder zur Entdeckung der historisch-genetischen Forschungsmethode und zur Begründung der Forderung einer Revision der Geschichte des menschlichen Geistes auf Grund des Entwicklungsgedankens. Drittens wendete Herder diese neue Methode auf das Gebiet der Ästhetik und der Kunstgeschichte an, er schuf die beschreibende und vergleichende Ästhetik und baute sie genetisch auf einer Physiologie der Sinne auf. In seinen reifsten Schilderungen der klassischen Kunst tritt uns eine höchst bedeutsame Erweiterung und Vertiefung des Winckelmannschen Idealbegriffs entgegen. —

Aus Herder Werken werden einzelne Stellen als lose Blätter im Kunstwart (**14899**) abgedruckt, darunter das in die neueren Ausgaben nicht aufgenommene Gedicht „Der Genius der Zukunft“ aus der Gesamtausgabe von 1827; ebenda (Beil. zu Heft 6) drei Herdersche Volkslieder mit Melodien. — Als die drei grossen deutschen Männer, die für das Andenken des Comenius das meiste getan haben, bezeichnet L. Keller (**14903**) Leibniz, Herder und Goethe. Herder hat in der kurzen Skizze, die er in den Humanitätsbriefen von Comenius, dem „apostolischen Lehrer“ gab, alles Wesentliche erschöpfend zusammengefasst, er nimmt ihn in Anspruch nicht bloss als Reformator der Erziehungslehre, sondern verweist auf seine umfassenden Pläne für Wissenschaften, Religion und Staatseinrichtung. Die Abhandlung druckt K. nach der Originalausgabe von 1795 ab. —

Goethe.

Allgemeines.

(IV, 8a = N. 14988–15198.)

Max Morris.

Die Persönlichkeit und ihre Wirkungen. — Lebensanschauung und Philosophie. — Ethik und Religion. — Naturforschung. — Bildende Kunst und Musik. — Bibliothekswesen. — Prosaschriften. — Sprache. —

Die Persönlichkeit und ihre Wirkungen. Ellen Keys (**14997**) enthusiastischer Hymnus vertieft unser Goethebild nicht, aber der innige, warme Ton der Verfasserin ist höchst liebenswürdig. — Als die Grundzüge von Goethes Wesen und von seiner Dichtung betrachtet O. Anwand (**14996**): Streben nach der Unendlichkeit und allumfassende Liebe. — H. Bahrs „böser Goethe“ (**15022**) soll ein falsches Bild korrigieren, das sich in der Meinung der Menschen festgesetzt

hat. Dem auf Eckermann beruhenden und nach B.s Behauptung von den Germanisten ausgestalteten Bilde des olympischen, gelassen in seiner heiteren Weisheit ruhenden Goethe setzt B. vornehmlich aus den Berichten des Kanzlers Müller den bitter humoristischen, mit sich selbst und mit anderen kämpfenden Goethe entgegen. Eine neue Entdeckung ist das nicht. — Als einen Vorläufer Goethes schildert W. von Scholz (15091) den unglücklichen Christian Günther. „Goethe ist gewissermassen eine Reinkarnation desselben künstlerischen Impulses, der Günther hervorgebracht hatte, und den das Gesetz der Zeit dringend und wiederholt für den geistigen Thron gefordert zu haben scheint . . . Günther ist der erste Versuch des Lebens, Goethe hervorzubringen . . . Das Leben erweckt, um Goethe zu schaffen, keine grössere Beanlagung, keine höhere Verfeinerung, kurz keine Individualität mit mehr Genie, sondern es lernt nur hinzu, einem so künstlichen Werke, wie es die Psyche Günthers war, Dauer zu verleihen und es somit zu höchsten Leistungen zu befähigen.“ Einige Parallelen zu Goethischen Versen, die sich bei Günther finden, „dort archaistisch unbeholfen, hier klassisch . . . gesagt“ hätte v. Scholz im Sinne seiner eigenen Betrachtung als aus einem Impulse entstanden ansehen sollen, nicht als Reminiszenzen Goethes. —

Lebensanschauung und Philosophie. Gegen die Aufstellung Goethes als ideales Vorbild menschlicher Lebensgestaltung wendet sich M. Lorenz (15019). Goethes Lebenskunst beruht auf einer monistischen und optimistischen Weltauffassung. Nun ist aber auch eine dualistische, pessimistische und tragische Weltauffassung berechtigt. Die Helden des Menschengeschlechts sind in der Mehrheit zwiespältige und tragische Charaktere: Augustinus, Luther, Bismarck. Goethe steht zu Luther und Bismarck, deren titanische und dämonische Grösse auf solchem Zwiespalt beruht, in Gegensatz. Es gibt Lebensauffassungen und Lebensläufe, denen gegenüber Goethe versagt, er repräsentiert nur die eine Art des Menschenwesens und die eine Möglichkeit der Lebensgestaltung. — Dagegen findet H. Bahr (15022 s. o.) sein neues Menschenideal, den untragischen Menschen, in Goethe schon verwirklicht. „Wenn einmal mit der alten Menschheit aufgeräumt sein wird, wenn dann die ersten Neuen sich frohlockend ergehen, werden sie gewahren, dass schon vor ihnen einer gewesen ist, heiter wie sie, Herr des Lebens, untragisch durch und durch in seiner Sicherheit und Ruhe.“ — Unter vielen Scheltreden zeigt M. Seiling (15040), dass Goethe kein Materialist war, sondern, wie er schon früher (JBL. 1901 IV 8a²:21) erwiesen habe, ein Okkultist. — K. Borinski (15014) dagegen fasst Goethe als einen Metaphysiker auf, indem er unter Metaphysik etwa das versteht, was man sonst intuitive Synthese nennt. „Es ist der eigentliche Grundcharakter der Weisheit von Weimar und Jena . . .: Die Dinge der Natur wie des Geistes nicht als blosse zusammengewürfelte Aggregate von Tatsachen äusserlich abzufertigen und sie im übrigen auf sich beruhen zu lassen . . . Durch dies alles schlingt sich die einheitliche Aufgabe, im einzelnen den notwendigen Ausdruck, im ganzen den unverbrüchlichen Zusammenhang des in der Natur zur Wirksamkeit gelangenden metaphysischen Agens zu erkennen. So praktizierten Goethe und Herder den Satz ihres Metaphysikers Spinoza: ‚Je mehr jemand das Einzelne erkennt, desto besser erkennt er Gott.‘ In diesem ‚innerlichen, das Einzelne genetisch und systematisch zum Ganzen in Beziehung setzenden Naturerkennen‘, in dieser ‚angewandten Metaphysik‘ liegt das Wirkungsgeheimnis von Goethes Dichtung, liegt ihre Symbolik.“ — Das landläufige Bild von der kosmopolitischen und antikisierenden Gesamtrichtung Goethes sucht P. Lorenz (15103) zu berichtigen, indem er zeigt, dass in Goethes Äusserungen über deutsche Kultur die Neigung zum Volksmässigen, zur Betonung der kräftigen Selbständigkeit deutschen Wesens vorherrscht. — Eine verwandte Betrachtung bietet J. F. Coar (15003 vgl. S. 624) in dem Schlusskapitel eines Buches, das die demokratischen Elemente in der deutschen Literatur des 19. Jahrhunderts schildert. Zur Krönung seines Buches zeigt nun C., wie solche Elemente auch bei Goethe am Ende seines Lebens Macht gewinnen und in den Wanderjahren und in Fausts Scheidegruss poetisch gestaltet werden. Übrigens führt C. seinen Nachweis ohne Übertreibung und hebt auch das Entgegenstehende hervor. — In einem weiteren Rahmen behandelt Georg Brandes (15044) dieselbe Frage. Er verfolgt Goethes Stellung zur Idee der Freiheit, und zwar der politischen, sozialen und künstlerischen Freiheit, vom Götz bis zur Vision des sterbenden Faust. Die Arbeit wendet sich an französische Leser und ist hier nicht im einzelnen zu referieren, da sie nicht gerade etwas wissenschaftlich Neues bringt, aber man hört einen solchen Mann gern über Goethe sprechen. Die Meinung der Wahlverwandtschaften ist übrigens doch wohl eine andere, als B. meint: „Jl n'y a pas de protestation plus discrète et plus convaincante en faveur de la liberté personnelle dans les rapports des deux sexes.“ Dagegen möchten wir die folgende Formel für die Entwicklung von Goethes Naturanschauen als wertvoll hervorheben: „Et nous le voyons ainsi parcourir toutes les phases d'un grand esprit vis-à-vis de la nature: la phase

sentimentale, la phase panthéiste, et la phase du coup d'oeil scientifique et poétique en même temps." — Zu dem Unternehmen von Jakob Schmidt (JBL. 1902 : 7631), der auf Goethes Monismus seine „konstitutive Erfahrungsphilosophie" aufbaut, ergreift A. Rau **(15043)** das Wort, um energisch auf seinen Heros Feuerbach hinzuweisen. Nicht: Hie Kant, hie Goethe habe der Schlachtruf für den bevorstehenden grossen Geisteskampf zu lauten, sondern: Hie Kant, hie Feuerbach! — Dass aber Goethes Weltanschauung überhaupt monistisch im landläufigen Sinne sei, leugnet G. von Schulze-Gaevernitz [so!] **(15041)**. Dem Monismus der mechanischen Welterfassung stand Goethe feindlich gegenüber, wie sein Kampf gegen Newton zeigt. Goethe trennt allerdings den Menschen nicht von der Natur, aber er tut das im entgegengesetzten Sinne wie die modernen Monisten. Für diese ist der Mensch nichts als Natur, für Goethe ist die Natur Gottnatur, Vorstufe für den Menschen, Pflanzschule der Geister, selbst schon geistig-göttlichen Wesens. Sch.-G. möchte diese Anschauung im Gegensatze zum mechanischen Monismus als ethisch-ästhetischen Monismus bezeichnen. — Den Typus des Philisters bei Goethe verfolgt M. Lorenz **(15516)**. Er unterscheidet die eigentlichen Philisterfiguren, wie Wagner, den Apotheker, Melina von den Scheinphilistern, wie Hermann, Wilhelm in den Geschwistern. Goethe war sich bei seinem Kampf gegen das Philistertum bewusst, dass er es mit einem vornehmlich deutschen Mangel zu tun habe. Die Arbeit schliesst mit einer Übersicht von Goethes Urteilen über das Philistertum. —

Ethik und Religion. Th. Vogels **(15047)** treffliche Sammlung von Goethes Selbstzeugnissen über seine Stellung zur Religion liegt in dritter vermehrter Auflage vor. — Aus Zitaten ein Bild von Goethes religiösen Anschauungen zusammenzusetzen versucht Th. Achelis **(15048)**. Er verwertet aber einige dieser Zitate missverständlich, und überhaupt lässt sich einem so zarten Gebilde nicht mit einem so groben Mittel beikommen. Aus Zitaten lassen sich die gegensätzlichsten Gesamtbilder von Goethes Stellung zur Religion zusammensetzen. — Die Zahl der Aufsätze über dieses Thema schwillt von Jahr zu Jahr mehr an. K. Dunkmann **(15035)** gibt einen kurzen Abriss (mit teilweise greulich entstellten Zitaten, z. B.: „Tor, steh doch fest und sich dich hier um") und urteilt dann: „Diese Weltanschauung steht unzweifelhaft der christlichen überaus nahe. Aber was fehlt ihr noch, um ganz christlich zu sein?" Nach D.: Die Busse als rückwärtsblickende Reue, und Verständnis für das Leiden der Welt, an erster Stelle für das Leiden Jesu. — Wie Dunkmann geht auch R. Ehlers **(15055)** von der Betrachtung aus, dass bei dem immer zunehmenden Einfluss Goethes eine fortdauernd erneute Auseinandersetzung mit ihm auch für den christlichen Kulturkreis geboten sei. Die Haltung R. Seebergs **(14467)** in seiner „Kirche Deutschlands im 19. Jahrhundert", worin Goethe nicht als Christ anerkannt wird, lehnt E. ab und bespricht dann das Buch von Eck (JBL. 1902 N. 7620) zustimmend, das von Trost (JBL. 1902 N. 7647) mit eingeschränkter Zustimmung. — Ankermann (JBL. 1902 N. 7645) gelangt zu demselben Resultat wie Dunkmann: „Genug, das, was uns das Herzblatt unsers christlichen Glaubens ist, das Bewusstsein der Sündenvergebung durch Christum, fehlt Goethe, und darum halten wir es ein für allemal für ein vergebliches Beginnen, Goethe als Zeugen für christliche Wahrheiten aufzurufen." — Diesen Mangel bei Goethe stellt auch ein gut geschriebener Aufsatz von G. Diestel **(15056)** fest, der aber von da zu einem ganz anderen Schlusse gelangt. „Dass fromme Christen sich kein rechtes Herz fassen können zu dem Dichter der Deutschen, das beruht ... auf einem Zweifachen: auf Goethes weltlich natürlichem Leben und auf seinem mangelnden Schuldgefühl im christlichen Sinne." Zwischen ihm und Friedrich dem Grossen, für den das letztere ebenfalls gilt, besteht aber der Unterschied: „Goethe fühlte sich heimisch als Kind im Hause des Ewigen; Friedrich kannte dieses Heimatsgefühl nicht ... Ein Gottessohn unter vielen Gottessöhnen wohnt Goethe in seines Vaters Hause ... Und wenn Goethe und seine Mitgrossen in Weimar vielleicht gemeint haben, auf das Christentum in der ihnen erkennbaren und empfindbaren Form ihrer Zeit verzichten zu können, so darf das Christentum auf sie nicht verzichten." — In diesem Streit um Goethes Christentum erklärt G. Neumeister **(15059)** gegenüber Max Lorenz **(15019)**: „Goethe ist Christ gewesen, nicht im Sinne der Kirche, aber im Sinne Jesu selbst ... Hätte Jesus auf das Schuldbewusstein ... solch grossen Wert gelegt, dann hätte er uns nicht die Kinder zum Muster vorhalten können." — Ihm widerspricht P. Klingenberg **(15059)**. — Auch A. Rau **(15058)** ist anderer Meinung: „Nein, für einen Bekenner des Christentums kann Goethe nicht ausgegeben werden." Dafür ist aber Goethe dem enthusiastischen Feuerbachianer R. ein Vorläufer von Feuerbach: „Idee und Sache, Darstellung und Gegenstand, Lehre und Leben, Theorie und Praxis müssen sich decken, gegenseitig begründen und stützen; das ist allgemein oder philosophisch ausgedrückt der kurze Sinn von Goethes Ästhetik. In dieser Allgemeinheit aber sind jene Forderungen erst von Ludwig Feuerbach gestellt und gerecht-

fertigt worden. Ich behaupte deshalb, dass Goethe als Dichter und Ästhetiker die Philosophie L. Feuerbachs antizipiert hat." —

Naturforschung. Der Aufsatz von C. del Lungo (**15064a**) über Goethe als Naturforscher erzählt bekannte Dinge unter üppigem Wortverbrauch und mit auffälligen Fehlern. So erfahren wir z. B., dass der Aufsatz über den Zwischenkiefer 1786 in den Acta naturae curiosorum gedruckt wurde, dass Goethe um 1790 in Weimar ein meteorologisches Observatorium gründete, dass er 1794 von der Campagne heimkehrte usw. — In einer anziehend geschriebenen und gedankenreichen Untersuchung verfolgt W. von Wasielewski (**15067**) die Deszendenzidee bei Goethe „von ihrem ersten Aufleuchten bis zu ihren letzten freien Entfaltungen, bald fortgetragen, bald gehemmt, bald scheinbar verschwindend, bald wieder auftauchend". Das erste nachweisliche Aufleuchten der Deszendenzanschauung bei Goethe haben wir in dem wahrscheinlich aus dem Anfang der neunziger Jahre stammenden „Versuch einer allgemeinen Vergleichungslehre"; sie erscheint dann deutlich in einer Stelle von 1796 (Werke II, 7, 223). Das umfassende Aperçu der Blutsverwandtschaft aller Lebewesen konnte sich aber bei Goethe zunächst nicht durchsetzen, weil dazu seine und seines Zeitalters Übersicht über die niederen Lebewesen zu mangelhaft war. Er verfolgt vielmehr die einer umfassenden Deszendenzanschauung hinderliche Typusidee, und so bildet sich ihm ein Kompromiss aus. Er nimmt eine Anzahl uranfänglich gegebener Typen an, innerhalb deren er den Deszendenzvorgang klar vor sich sieht. Zuweilen, und besonders gegen Ende seines Lebens, durchbricht aber die Triebkraft der Deszendenzidee diese Schranke, und es erscheinen dann freie, nicht durch die Typusgrenze beengte Aussprüche. An der Stelle, die v. W. „in Verlegenheit setzt" (Werke II, 6, 352) spricht Goethe von der Fortpflanzung bei niederen und höheren Lebewesen, und seine Worte erläutern sich näher durch die Sätze, die v. W. S. 58f. anführt. Die Stelle hat also in der Tat nichts mit der Deszendenzlehre zu tun, wie v. W. auch gegen R. Steiner annimmt. — „Das Gesetz Goethes" nennt H. Driesmans (**15068**) die lex. parsimoniae, jenes von Goethe wiederholt und auch in seinem Gedicht „Die Metamorphose der Tiere" vorgetragene Aperçu, dass die Natur bei der Bildung eines Lebewesens an einen gewissen Etat gebunden sei und, was sie einem exzessiv ausgebildeten Körperteil zulege, an anderen wieder ersparen müsse. Dieses „Gesetz Goethes", das gar kein Gesetz ist, sondern eine zu mechanisch gefasste Vorahnung von Darwins „Korrelation der Organe", setzt D. mit grenzenloser Überschätzung in Parallele zu den Gesetzen von der Erhaltung des Stoffs und der Kraft und wendet es dann auf Fragen der sexuellen Differenzierung und der Rassenkreuzung an. Wir haben ihm hier auf diesem Wege nicht zu folgen. — Eine Schrift über die ästhetische Bedeutung von Goethes Farbenlehre (**15071**) bietet nur umfangreiche Zitate aus Goethe mit einigen zustimmenden Zwischenbemerkungen von A. Peltzer. —

Bildende Kunst und Musik. Die Abhandlung „Philostrats Gemälde" (Werke 49¹, 63) untersucht R. Förster (**15131**). Sie wurde 1804 begonnen, 1813 gefördert, 1818 abgeschlossen und gedruckt. Goethes literarische Quellen sind ausser dem griechischen Original die deutsche Übersetzung von Seybold 1777, und vielleicht die lateinische von Olearius, 1709, ferner Heynes Untersuchung (Opusc. acad. Göttingen 1802, Bd. 5). Zur Erläuterung seines Wiederaufbaus hat Goethe vielfach andere Kunstwerke herangezogen, die er im Original oder Nachbildung besass, oder die ihm sonst bekannt waren. Da er sie aber meist nur allgemein beschreibt, so hat sich F. hier die Aufgabe gestellt, diese Kunstwerke bestimmt nachzuweisen, und er leistet das mit Umsicht und Sachkunde. Seine von Abbildungen begleitete Untersuchung ist ebenso interessant wie lehrreich. — Über Goethe als Zeichner urteilt A. F. Seligmann (**15081**) fachmännisch. Er findet „eine bewusste Sicherheit in Anordnung und Gruppierung seiner Motive, die über den Dilettantismus hinausgeht, während man das von seiner Naturanschauung und der malerischen Behandlung nicht sagen kann." — Was H. Ritter (**15085**) über Goethes Entwurf einer allgemeinen Tonlehre (Werke II, 11, 287) mitteilt, sind nur Zitate aus Goethe. —

Verhältnis zur Weltliteratur. Die von F. Beyschlag (**15079**, S. 257/8) zusammengehaltenen Stellen aus Plato und Goethe kommen in der Erkenntnis überein, „dass die unbewusst das Richtige treffende Intuition des Dichters für ihn nicht notwendig auch eine kritische Einsicht in die Gründe jedes einzelnen dichterischen Zuges bedingt". — Goethes bekannte Wertschätzung des Euripides zeigt sich auch in einem Gespräch mit Göttling, das F. Lotholz (**15089**) aus einer Aufzeichnung eines Schülers von Göttling mitteilt. — Von H. Krüger-Westend (**15095**) erfahren wir zunächst allerhand Dinge, die wir längst wussten, und dann etwas Neues: Goethe verstand die arabische Sprache genau und hat das Gedicht aus den Muallakat „Unter dem Felsen" (Werke 7, 12) ganz selbständig aus dem Original

übertragen. Auch die arabischen Sätze auf dem Titelblatt und am Schlusse des Diwan sind Goethes eigene Arbeit. „Er hat das klassische Arabisch, wie es zur Zeit des Propheten Muhâmmed gesprochen wurde, verstanden.“ Wer auf den Beweis lüstern ist, mag ihn bei K. nachlesen. — In einer besonderen Schrift (15094) wiederholt Krüger-Westend seine Entdeckung und stellt im übrigen bekannte Tatsachen ungeschickt genug zusammen. —

Bibliothekswesen. Goethes Verhältnis zum Bibliothekswesen behandelt W. Paszkowski (15097) mit guter Übersicht über das vorliegende Material und zugleich in Anlehnung an zwei ältere Aufsätze von Düntzer und v. Bojanowski. Goethe hat von 1797 bis an sein Lebensende die Oberaufsicht über die Bibliothek in Weimar geführt und er hatte zweimal auf Grund besonderer Aufträge sich mit der Jenaer Bibliothek in längerer Arbeit zu beschäftigen: bei der Einordnung der von Professor Büttner 1802 verwahrlost hinterlassenen grossen Büchersammlung und bei der 1817 beginnenden Neuordnung der ganzen Bibliothek. Er liess sie nach Fächern aufstellen und einen Real-, sowie einen Akzessionskatalog anlegen und traf in allen schwierigen Fällen selbst die Entscheidung. Seine Grundsätze bei der Vermehrung und Verwaltung der Bestände und seine Fürsorge für die ihm unterstellten Beamten werden von P. anziehend geschildert. — Diese treffliche Leitung der jenaischen Bibliothek durch Goethe spiegelt sich auch in zwei Briefen des Bibliothekars Güldenapfel an Böttiger, die Th. Distel (15099) bekannt gibt. —

Prosaschriften. Weimarische Ausgabe (15112). Band 30 bringt den ersten Teil der Italienischen Reise, von Julius Wahle unter Erich Schmidts Redaktion herausgegeben. Die von anderen schon grossenteils besorgte Reinigung des Textes mit Hilfe der zugrunde liegenden Tagebücher und Briefe wird hier zu Ende geführt. Die nicht sehr zahlreichen neuen Paralipomena bestehen teils in Notizen während der Reise, teils in Schemata aus der Zeit der Redaktion. Zwischen diese beiden Gruppen fällt ein Blatt aus den neunziger Jahren, das Goethes Partie von Bologna nach Paterno zur Aufsuchung des leuchtenden Schwerspats in einer älteren Bearbeitung bietet. — Bd. 42^1, von Max F. Hecker unter B. Seufferts Redaktion herausgegeben, bringt die Aufsätze zur Literatur aus „Kunst und Altertum“, Bd. 4—6. Da aber ein beträchtlicher Teil des Apparats aus räumlichen Gründen dem folgenden Bande 42^2 überwiesen ist, so sollen beide Bände zusammen im nächsten Berichte angezeigt werden. — Cottasche Jubiläumsausgabe (15115). Die Schriften zur Kunst und „Benvenuto Cellini“ hat W. von Oettingen (15125/6) herausgegeben. Von den drei Bänden, die in chronologischer Reihenfolge Goethes Arbeiten zur Kunst bringen, fällt nur der erste, bis 1803 reichende in das Berichtsjahr. Der Herausgeber misst Goethes Wollen und Meinen an dem festen Massstab seiner eigenen, mit der neueren Kunstentwicklung im Einklang stehenden Anschauung. Der junge Goethe, der eine charakteristische, aus der Seele des begeisterten Künstlers fliessende Kunst fordert, und der alte Goethe, der seinen unbefangenen Geschmack, sein Interesse für das Wesentliche in jeder Erscheinung walten lässt — beide sind v. Ö. sympathischer als der Propyläen-Goethe, dessen Bestrebungen er streng verurteilt. „Der einseitige, völlig unmalerische Klassizismus, eine geistvolle Abstraktion, war unter naiven, sinnesfrohen, herzlich ungebildeten Künstlern ebensowenig lebensfähig wie unter der Menge der Kunstfreunde, die bei ihrem natürlichen Geschmack verharren wollten; mehr noch: dieser Klassizismus wäre, bei grösserer Verbreitung, für lange Zeit die Vernichtung jeder frischen Kunst geworden, da er nicht auf unbefangener Anschauung und dem Triebe zu unmittelbarer Darstellung beruhte, sondern auf einer, überhaupt nur selten vorhandenen, vergeistigten Gelehrsamkeit.“ Gegen dieses Urteil wäre nichts einzuwenden, wenn es sich nur um die Zweckmässigkeit von Goethes Eingreifen handelte, aber v. Ö. wird vielleicht Goethen historisch nicht ganz gerecht. Dieser akademische Klassizismus ist ja doch keine Grille Goethes, sondern eine verbreitete und als Durchgang notwendige Richtung, der starke Künstler wie Carstens ganz unabhängig von Goethe folgen, und der Goethe selbst nicht nur als dilettantischer Kunstfreund, sondern auch als Dichter (Achilleis) sich hingibt. Er tat eben, was er musste. Als genauer Ausdruck des Abstands von Goethes Kunstrichtung zur heutigen sind v. Ö.s klare Einzelurteile sehr anziehend. Für den Text von „Cellini“ ist hier zum erstenmal und mit Nutzen B herangezogen, der Wiener Paralleldruck der Gesamtausgabe von 1815—20, und bei der Schreibung der Namen sind die durch die neuere Forschung ermittelten richtigen Formen eingesetzt. Einleitung und Anmerkungen zeugen von der fachmännischen Sicherheit des Herausgebers. — Die Annalen hat O. F. Walzel (15124) bearbeitet. Für den Text ist die im Besitz der Cottaschen Buchhandlung befindliche Handschrift noch einmal verglichen worden. Die Einleitung würdigt das Werk ohne Überschätzung und fasst, den besonderen Interessen des Herausgebers entsprechend, besonders die widerspruchsvolle Behandlung der Romantiker ins Auge. Den Anmerkungen fällt

bei diesem Werk hauptsächlich die Aufgabe zu, über die im Text ausdrücklich oder durch Anspielung bezeichneten Bücher und Personen genauere Angaben zu bringen, und da konnte, wie der Herausgeber selbst hervorhebt, nicht gar viel Neues geboten werden. — Dichtung und Wahrheit, Briefe aus der Schweiz zweite Abteilung, biographische Einzelheiten gibt Richard M. Meyer heraus. Die Einleitung schildert zunächst die äussere Entstehungsgeschichte und dann nach vier Gesichtspunkten die innere: 1. Abgrenzung des Stoffes. Hier ist Goethe am weitesten über alle früheren Selbstbiographien hinausgegangen. So ist die grosse Darstellung der deutschen Literatur um 1765 unbeschadet ihres hohen Wertes eine zu umfangreiche Einlage; um so wirksamer sind die enger geschlossenen Bilder: das alte Frankfurt, das Leipzig der Gottsched und Gellert, der Wetzlarer Kreis und vor allem das Idyll von Sesenheim. 2. Beschaffung des Materials: Tagebücher, Briefe, Erzählungen der Mutter und der Freunde, mannigfache gedruckte Quellen. 3. Disposition. Goethe schildert seine Entwicklung von Stufe zu Stufe als ein Analogon der Metamorphose der Pflanzen. Die drei ersten Teile stellen dar: Kindheit, dumpfe Jugend, erwachende Helligkeit und zerfallen in je fünf Bücher: Exposition, Ausdehnen und Anstürmen der Individualität, beengende Gegenwirkung der Welt, neue gesteigerte Ausdehnung, katastrophenartiger Zusammenstoss zwischen Welt und Persönlichkeit. Wie Roethe (JBL. 1901 N. 8a²: 32), von dem er vielfach zu Beifall und gelegentlichem Widerspruch angeregt ist, sucht auch M. hier wohl etwas zu viel Absicht nachzuweisen. Wo ist z. B. im fünfzehnten Buch dieser katastrophenartige Zusammenstoss? Die Technik ist, nach M.s weiterer Ausführung, stark mitbedingt von Goethes Romantechnik. Die Hauptmittel sind: Vorführung der Dinge in dem Augenblick, wo sie für den Helden Bedeutung gewinnen, Vordeutung späterer Ereignisse, Herausarbeitung von Kontrastfiguren. In den Anmerkungen werden diese Hinweise auf Goethes künstlerische Technik mannigfach im einzelnen belegt. Die sachlichen Erläuterungen können auf dem zugemessenen Raum und nach Löper und Düntzer begreiflicherweise nicht viel neue Ausbeute bringen. — Ausgabe des Bibliographischen Instituts (**15118**). R. Weber hat hier die Italienische Reise musterhaft bearbeitet. Der Text ist an einer Anzahl von Stellen gebessert, und die Einleitung sowohl wie die reichhaltigen Anmerkungen zeugen von des Herausgebers geschmackvoller Sorgfalt. — Auch die von K. Heinemann ebendort besorgte Ausgabe der „Campagne" und der „Belagerung von Mainz" ist eine tüchtige Arbeit, für die der Herausgeber sowohl die von Goethe benutzten als die sonstigen Quellenwerke ausgiebig herangezogen hat. —

Sprache. In seiner „Ästhetik der deutschen Sprache" widmet O. Weise (**15145**) Goethe ein eigenes Kapitel. Er unterscheidet den auf die kurze anakreontische Periode folgenden, bis ans Ende der 70er Jahre reichenden genialen von dem idealen (bis etwa 1815) und dem Altersstil, charakterisiert sie kurz und gibt eine Auswahl gutgewählter Beispiele. Die Wortwahl findet dabei mehr Beachtung als die Syntax, sie ist eben leichter zu erfassen und zu belegen. Die Neigung des alten Goethe zum Auslassen des Artikels (z. B. Hell ist Nacht und Glieder sind geschmeidig, wer beschwichtiget beklommnes Herz) und des Prädikats (z. B. Ewiger Wonnebrand, glühendes Liebeband usw., Faust 11854 ff.) führt W. auf das Streben nach Kürze zurück. Aber der alte Goethe spart keineswegs bei allen Wortklassen, z. B. gar nicht bei den Substantiven und Adjektiven, er strebt, die bedeutenden und bilderzeugenden Worte, von dem Ballast der nur logischen Funktionen dienenden Wörter möglichst befreit in die Seele des Lesers zu senken. — C. Ritters umfangreiche statistische Untersuchung über Goethes Sprache (**15135—7**) ist aus einer Streitfrage der klassischen Philologie hervorgegangen. Zur Feststellung der Zeitfolge von Platos Werken hat man die Sprachstatistik zu Hilfe gerufen und, ausgehend von einigen chronologisch ungefähr fixierten Schriften, eine Anzahl individueller Spracheigenheiten ermittelt, die im Laufe von Platos Entwicklung sich ändern und also zur Einordnung chronologisch zweifelhafter Schriften benutzt werden können. Zeller hat dagegen gefordert, dass diese Methode erst einmal an den chronologisch fixierten Schriften eines modernen Autors, z. B. Goethe, sich bewähren müsse. Eine solche Probeuntersuchung hat nun R. als einer der von Zeller angegriffenen Platoforscher vorgenommen. Er untersucht etwa fünfzig Worte und Konstruktionsformen, die ihm bei vorläufigem Einlesen in Goethes Stil charakteristisch erschienen, auf ihr Vorkommen in Goethes Jugend, in der Reifezeit und im Alter. Er beschränkt sich dabei auf Goethes Prosastil und legt eine Anzahl verschiedenartiger Stücke aus den Jahren 1770—75, 1794—1804, 1812—27 zugrunde. Da der Gesamtumfang der ausgewählten Stücke nicht für jede der drei Perioden gleich ist, so müssen die gewonnenen Zahlen mit einem Ausgleichungskoeffizienten multipliziert werden. So ergibt sich nun, dass bei Goethe „unter den Folgerungspartikeln ‚also' ab-, ‚daher' zunimmt, dass ‚drum', ‚darum' anfangs die häufigste Verwendung findet, nach und nach aber so selten

wird, dass man das neu aufkommende ‚deshalb' als Ersatz dafür betrachten kann; dass von ‚gleich' aus Goethe zu ‚sogleich' weiterschreitet, dass unter den Zeitadverbien ‚nach und nach' zunimmt, noch deutlicher ‚nunmehr', von ‚sodann' gar nicht zu reden, während ‚manchmal' abnimmt.... Ferner fehlt in den Jugendschriften ‚sofort' gänzlich, ‚allerdings', ‚beinahe' und ‚bloss' fast gänzlich ... Besonders auffallend ist der zunehmende Gebrauch des Relativpronomens ‚welcher', das Goethe in seiner Jugend fast nur in amtlichen Schriftstücken oder in scherzhafter Nachahmung des amtlichen Kanzleistils braucht." Die so gewonnene Kenntnis vom Sprachgebrauch des jungen Goethe benutzt R. nun zu einer Sichtung der Rezensionen in den Frankfurter Gelehrten Anzeigen, in denen Goethe später sein Eigentum zu erkennen glaubte. Auf die Einzelresultate dieser Untersuchung kann hier nicht eingegangen werden; sie kommen den Resultaten von Biedermann und Witkowski ziemlich nahe. Bei dem Versuch, die strittigen und herrenlos gewordenen Stücke anderen Mitarbeitern zuzuweisen, zieht R. auch die Rechtschreibung von Herder, Merck und Schlosser in den Bereich seiner Untersuchung, gestützt auf die ältere Beobachtung, dass die Rechtschreibung der fraglichen Rezensionen nicht normalisiert ist, und dass die Manuskripte also wohl ungefähr so gesetzt worden sind, wie sie vorlagen. Leider sucht R. die individuelle Rechtschreibung von Herder, Schlosser, Merck zu Anfang der siebziger Jahre aus Drucken, besonders aus den Merckbriefen von 1838 festzustellen. Zu einer solchen Untersuchung dürfen aber nur Handschriften verwendet werden, wie sie in Weimar und anderwärts reichlich zu finden sind; bloss für Goethe liegt eine genügende Zahl von buchstabengetreuen Abdrücken vor. R.'s mühsame Untersuchung ist deshalb in diesem Teile anfechtbar. — Eine interessante Sammlung von Gallizismen bei Goethe bietet F. Bock **(15142)**, nur hätte er den „Brief des Pastors zu ***" nicht für eine Übersetzung aus dem Französischen halten sollen. — Über den Parallelismus in Goethes dramatischem Prosastil verspricht F. X. Tippmann **(4178)** eine grössere Untersuchung und bietet einstweilen einige sparsame Proben, aus denen sich nicht viel mehr ergibt, als dass Goethe dieses Kunstmittel kannte. Ausserdem hat L. beobachtet, dass in Stellas längeren Reden die Parallelismen besonders zahlreich erscheinen. — Die sorgfältige Dissertation von S. C. Mândrescu **(15146)** über Goethes Relativsatz enthält nur das erste Viertel der ganzen Untersuchung. Die minutiösen Einzelresultate und die statistischen Zahlen können hier nicht wiedergegeben werden. Die schon von C. Ritter **(15135—37)** beobachtete Zunahme des Relativpronomens „welcher" gegenüber dem in der Jugend bevorzugten „der" erweist M. durch eine umfassende Statistik ganz schlagend. Irrig ist seine Auffassung von Goethes beliebter Briefschlussformel „der ich usw.". Er meint, der Träger des Relativums sei hier ausgelassen und „der ich" fasse den ganzen Brief zusammen. Der Träger ist aber vielmehr die Unterschrift „Goethe", und die Schlussformel ist also ein Relativsatz, der seinem Träger vorangeht. — „Trulle" (Hermann und Dorothea V. 264) ist nach L. Fränkel **(15147)** das hessische „Tralle" = plumpe Bauerndirne, in das thüringische „Trulle" verschoben. — R. Steig **(15127)** legt dar, dass der von Goethe (Kunst und Altertum 5, 1, 10) beifällig aus Hans v. Schweinichen angeführte Ausdruck „Mannräuschlein" zur Bezeichnung eines geliebten Mädchens auf einem Fehler in Büschings Druck beruht, und dass es dort vielmehr Maruschlein = Mariechen heissen muss. Das Wort ist also aus den Wörterbüchern zu streichen. —

Goethes Leben. 1902.

(JBL. 1902 IV, 8b = N. 7749—7964.)

Max Morris.

Gesamtdarstellungen. — Körperliche Erscheinung. — Briefe und Briefwechsel. — Gespräche. — Autobiographische Schriften. — Angehörige und Zeitgenossen. — Beziehungen zu Ländern und Städten. —

Neue Gesamtdarstellungen von Goethes Leben sind im Berichtsjahr ausser einer, die unzugänglich blieb **(7796)**, nicht erschienen. J. Burggrafs **(7793)** Werk über Goethes und Schillers Jugend bis zum beginnenden Mannesalter dient nicht eigentlich der Forschung, trotz eines dahin zielenden Anspruchs in der Vorrede.

Aber als Darstellung steht das Buch recht hoch und könnte gelehrteren Literarhistorikern als Vorbild dienen. Die schwung- und geistvolle Schilderung verfolgt Goethes Entwicklung, hebt mit besonderer Liebe die christlichen Elemente seines Wesens hervor, wobei die entgegenstehenden Zeugnisse allzusehr vernachlässigt werden, und sucht den geistigen Gehalt aus Goethes Jugendwerken zu gewinnen. Zur Einzelkritik ist hier nicht der Ort. —

Körperliche Erscheinung. Eine aus Rauchs Goethebüste von 1820 und seiner Statuette Goethes von 1829 durch einen Unbekannten geschickt zusammenkomponierte Statuette bildet von Oettingen (GJb. 23, 213) ab und erläutert sie fachmännisch. — H. Funck (7704) erklärt in einem besonderen Aufsatz die seinem Werke (JBL. 1901 IV 8b : 47) beigegebenen Tafeln mit Lavaters Goethe-Bildnissen. — Die Erörterungen einiger Augenärzte über Goethes Kurzsichtigkeit stellt L. Geiger (7812) zusammen. —

Die Weimarer Briefausgabe bringt im Berichtsjahr Band 26 (7751), herausgegeben von C. Alt unter Redaktion von B. Suphan und C. Schüddekopf. Er reicht vom 24. Mai 1815 bis 30. April 1816 und enthält 263 Briefe, darunter 123 ungedruckte, von denen wir hier nur einige der wichtigsten herausheben können. Der Band beginnt mit dem Antritt der Rheinreise, und gleich im ersten Briefe von Eisenach an Christiane meldet Goethe, dass ihn „unterwegs sogleich die guten Geister des Orients besucht und mancherley Gutes eingegeben, wovon vieles auf das Papier gebracht wurde". Nun folgt der Wiesbadener Aufenthalt, dessen anfangs günstiger, weiterhin durch kaltes Wetter und durch Krankheit des schreibenden Dieners gestörter Verlauf sich in einer Reihe ausführlicher, bisher unbekannter Briefe an Christiane, August, C. G. von Voigt und Heinrich Meyer malt. Die Fahrt mit dem Freiherrn von Stein nach Köln beschreibt Goethe in Briefen an seinen Sohn vom 1. und 8. August, sie findet ihren Ausklang in einem Dank- und einem Abschiedsbrief an den Freiherrn vom 10. August und Ende September. Als ein Parallelstück dazu erscheint ein Dankschreiben an Metternich für die Verleihung des Leopoldsordens. Nun folgt Glück und Leidenschaft der Frankfurter und Heidelberger Tage und der fluchtartige Aufbruch nach Hause. Den schwer errungenen Entschluss melden schon bekannte Briefe an Rosine Städel und an Willemer vom 6. Oktober. Karl August gegenüber entschuldigt er am selben Tage seine plötzliche Abreise mit seinem Wunsche, den vom Freiherrn von Stein angeregten Aufsatz über Kunst und Wissenschaft in den Rhein- und Maingegenden ungesäumt anzugreifen. Das Werk, zu dem dieser Aufsatz sich auswuchs, bildet nach der Rückkehr den Hauptgegenstand der bisher unbekannten Briefe an Cotta, die der Band in grösserer Zahl bringt. Weiter ist darin von dem ersten Band der Italienischen Reise die Rede, die mit einem Heft Kupfertafeln ausgestattet werden soll, vom Faust, zu dem Goethe eine neue Dedikation liefern will, die der Zueignung vorangehen soll, von Aufsätzen für das Morgenblatt, vom Diwan und von der Wiener Parallelausgabe B[1], die Goethe zunächst für einen Nachdruck hält, aber nach Cottas Aufklärung vollkommen billigt. Für die Geschäfte der Oberaufsicht über die vom Herzog unterhaltenen künstlerischen und wissenschaftlichen Institute in Weimar und Jena erbittet er sich in einem grossen Schreiben an C. G. von Voigt vom 19. Dezember seinen Sohn als Gehilfen, Kräuter als Sekretär und John als Schreiber, um über ein ausreichendes Bureau für diese jetzt neugeordneten und zu einem Ganzen zusammengefassten Geschäfte zu verfügen. Dabei weist er auch auf die mannigfachen Anforderungen und Wünsche hin, die aus dem gesamten Deutschland an ihn herantreten und ihm die Ehre zuziehen, „gegen das liebe deutsche Vaterland als Facultät und Ordinarius um Gotteswillen sich zu verhalten". Die neue Organisation der Oberaufsicht wurde nach Goethes Wünschen ausgeführt, als ein Teil der Neuordnung der Sachsen-Weimarischen Verhältnisse bei der Gebietsvergrösserung des Landes und seiner Erhebung zum Grossherzogtum. Diese glücklichen Ereignisse, die sein Neujahrswunsch an Karl August in herzlichen Worten berührt, nötigen ihn jetzt öfter zur Teilnahme an Festen und feierlichen Zeremonien, und ein Billett vom 7. April 1816 an Voigt zeichnet ein hübsches Bild des Ministers Goethe in voller Uniform und Ordenspracht. Nach der überstandenen schweren Zeit regt sich in der grossherzoglichen Familie auch wieder die Baulust, und Goethe arbeitet die Pläne zum Ausbau des Westflügels vom Weimarer Schlosse eingehend durch, wie einige Briefe an Maria Pawlowna zeigen. Einiger verwahrloster altdeutscher Schnitzwerke im Schlosse von Blankenhain nimmt er sich eifrig an und schlägt vor, sie in der Wartburg aufzustellen. Als Gegengabe für ein Handschreiben Friedrichs des Grossen sendet er dem Grafen Schlitz Blätter von seiner eigenen Hand: die ersten Szenen der Nausikaa und Arien aus dem Grosskophta. Diese Handschriften befinden sich noch im Besitze der Nachkommen, bleiben aber einstweilen unzugänglich. Ein Strassburger Kommilitone J. C. Ehrmann, den Goethe in Frankfurt wiedergetroffen hatte, schickt ihm Mineralien und wünscht dafür die erste Ausgabe

des Werther. Goethe besitzt sie selber nicht und bittet ihn, zu gelegentlicher Ergänzung von Dichtung und Wahrheit Erinnerungen aus den Strassburger Jugendtagen mitzuteilen. Und so bietet der Band eine Fülle neuer und interessanter Züge, die hier nicht ausgeschöpft werden können. —

Zu diesem grossen Ertrage der Weimarer Ausgabe kommen einige einzelne neue Briefe, die wir chronologisch aufführen. Die ersten zwei auf uns gekommenen Briefe Goethes sind an Ludwig Ysenburg von Buri gerichtet und drücken seinen Wunsch aus, in die arkadische Gesellschaft „Phylandria" in Darmstadt aufgenommen zu werden. Dazu gesellt sich jetzt ein dritter Brief vom 6. Juli 1764, von dem J. R. Dieterich (7798) einen Auszug in den Akten der Gesellschaft aufgefunden hat. Goethe schlägt darin eine Zusammenkunft vor, damit Buri ihn persönlich kennen lerne. Durch Buris Intrigen wurde die Aufnahme Goethes hintertrieben. – Fünf Briefe an Julie von Bechtolsheim (vier von 1784 und einen von 1793 aus dem Lager bei Marienborn) erhalten wir mit den Erinnerungen ihrer Schwiegertochter (7767). Sie zeugen von einem zierlich-freundlichen Verhältnis zwischen zwei liebenswürdigen Leuten von Welt. — Der Brief an Zacharias Werner vom 2. Mai 1808 ist in der Weimarer Ausgabe nach dem Konzept gedruckt. A. Sauer (7775) weist das Original nach und teilt die Varianten mit. — Ein Brief vom 28. Februar 1811 an den Hauptmann Verlohren in Dresden, den E. Hoffmann-Krayer (7774) mitteilt, hat unbedeutenden geschäftlichen Inhalt, ebenso ein von G. Witkowski (7768) herausgegebener Brief an Karl August vom 14. Juli 1818. — Ein von Fritz Schöll (7773) — nicht von C. Ruland, der nur eine Notiz am Schlusse anfügt — nach dem Konzept gedruckter Brief an Friedrich Preller in Rom aus den letzten Dezembertagen 1829 bekräftigt den jungen Künstler in dem Entschluss, bei seinem Naturstudium die beiden Poussins zu Leitsternen zu nehmen. Die Originalbriefe Goethes an Preller — mindestens ein weiterer ist durch Prellers Antwort bezeugt – haben sich in dessen Nachlass nicht vorgefunden. Prellers Briefe an Goethe und Karl August, die wir hier durch Sch. kennen lernen, gehören zu den üblichen Stipendiatenbriefen: Dankesbeteurungen und Nachrichten über fertige und geplante Arbeiten. Vertraulicher spricht er sich in den von Sch. beigegebenen Briefen an seinen Freund und Gönner August Kestner in Rom aus. — Den Brief an Metternich vom 30. Juli 1817, worin Goethe für die Übersendung von Hammers Erklärung der Heilsberger Inschrift dankt, bringt R. Payer von Thurn (7772) im Faksimile und erläutert ihn zutreffend. —

Goethes Briefe an die Bedeutenderen unter seinen Korrespondenten erregen das Verlangen, auch diese zu hören und den ganzen Briefwechsel zu erhalten. Diesem Wunsche kommen im Berichtsjahr zwei miteinander im Zusammenhang stehende Werke entgegen. Der Kreis von Goethes persönlicher Wirksamkeit durch Gespräch und Brief ist so unübersehbar ausgedehnt, dass er wie jedes grosse Reich die Teilung in Provinzen erfordert. Für Österreich war August Sauer (7776) der berufene Bearbeiter. Nur der erste Band seines auf den unerschöpflichen Beständen des Goethearchivs aufgebauten Werks fällt in das Berichtsjahr. Er enthält Goethes Briefwechsel mit den Kreisen der Kaiserin Maria Ludovica, der Armee und der Staatskanzlei. Einige Künstlerinnen, die besser in den zweiten Band gepasst hätten und wohl nur aus räumlichen Gründen hier untergebracht sind, machen den Schluss. Zwischen der jungen, liebenswürdigen, von der Schwindsucht mit dem wehmütigen Zauber des Reizend-Vergänglichen gezeichneten Kaiserin und Goethe ist keine Zeile gewechselt worden. Der kurze Verkehr in Karlsbad 1810 und in Teplitz 1812, zu dem Goethe als Dichter, Vorleser und Gesellschafter herangezogen wird, findet seine Fortsetzung von seiten der Kaiserin in gelegentlichen, freundlich-gnädigen Erwähnungen, die durch Fürst Lichnowsky, Karl August und besonders durch die Gräfin O'Donnell vermittelt werden. Durch dieselben Vermittler findet Goethes sich gern hinter orientalische Formen flüchtende Huldigung mit ihrem überaus zarten Element persönlicher Hingabe ihren Weg zu der verehrten Herrin. Eine ähnliche vergeistigte Liebe zu einer unerreichbaren hohen Frau hatte er in seinen ersten Weimarer Jahren zu der Herzogin Luise gehegt. Es ist die Empfindung Honorios für seine junge Herrin in der „Novelle". Die schon lange bekannten Briefe an die Grafin O'Donnell werden hier zum vollen Briefwechsel ergänzt. Die liebenswürdige und gescheite Dame zeigt sich in ihren Briefen der Freundschaft Goethes wert, die sie als eine Gunst des Schicksals zu würdigen weiss und zu geistiger Erhöhung ihres tüchtigen Wesens benutzt. Das Verhältnis verläuft zuletzt in Stillschweigen, aber die herzlichen Gesinnungen werden auf beiden Seiten bewahrt, ebenso wie das Andenken an die Herrin, in deren Huldigung man sich zusammengefunden hat. Der Briefwechsel mit dem Fürsten Lichnowsky hat den gemeinsamen Badeaufenthalt 1810 und 1812, sowie die Aufträge der Kaiserin zur Grundlage und erlischt danach wieder. Die österreichische Armee stellt sich hier in trefflichen Vertretern dar: Graf

Paar, Anton Prokesch und der spätere Feldmarschall von Hess. Der letztere bietet ein typisches Beispiel von Goethes Kulturwirkung. Er hat Goethe 1813 in Dresden zwei Tage lang durch die Galerie begleiten und seinem Gespräch lauschen dürfen. Diese Stunden bleiben ihm nun in leuchtender Erinnerung, ein Lebensgewinn, den er durch alle blutigen Kriegsszenen mit sich führt und bis ins höchste Alter liebevoll hegt. Den wenigst erfreulichen Eindruck macht hier der allerdings schon sehr alte Fürst von Ligne, der Goethe mit wertlosen französischen Reimereien andichtet, die von dem Zauber seiner berühmten Konversation wenig verraten. Aus dem Kreise der Staatskanzlei heben sich die Namen Metternich und Gentz heraus. Metternich erscheint als wohlwollender Protektor, Goethe fast zu sehr als ehrfurchtsvoller Klient. Der geistige Gehalt dieses Briefwechsels ist auf beiden Seiten nicht überwältigend. Der briefliche Verkehr mit Gentz fällt in die Jahre 1806—25. Gentz sucht Goethes Interesse für Adam Müller zu gewinnen und übersendet seine eigenen politischen Schriften. Von dem Zusammentreffen mit Goethe in Karlsbad und Teplitz 1810 ist er nicht befriedigt und äussert sich Rahel gegenüber recht lieblos, schickt aber doch aus Wien einen grösseren Bericht über die dortige höhere Gesellschaft und übernimmt Goethes Aufträge. Nach langer Pause nimmt Goethe den eingeschlafenen Briefwechsel wieder auf, um Gentz' freundliche Mitwirkung bei dem Privilegschutz zu gewinnen. Deinhardstein, der Redakteur der Wiener „Jahrbücher der Literatur", bittet um Goethes Mitarbeit, und auch der weitere Briefwechsel dreht sich um diese von Metternich protegierte Zeitschrift. Von den drei Künstlerinnen, die sich hier an Goethe wenden, ist die interessanteste ein 17jähriges junges Mädchen, Leopoldine von Grusdorf in Prag. Sie schüttet vertraulich ihre künstlerischen und menschlichen Nöte bei dem Dichter aus, der sich ihrer auch mit vortrefflichem Rat annimmt; als sie aber immer dringender wird, zu ihm nach Weimar flüchten will und zuletzt sogar gegen die — vielleicht nur eingebildete — Liebesneigung ihres Prager Lehrers Hilfe und Rat erbittet, bricht Goethe den Briefwechsel ab. Das endlose Geschwätz der „Künstlerin" Therese von Eissl verdiente ebensowenig den Druck wie ihr stümperhaftes Selbstporträt die Wiedergabe. Hier hätte ein kurzer Bericht genügt. Sauers Anmerkungen geben jede wünschenswerte Einzelauskunft, und die vortreffliche Einleitung zeichnet eine Reihe anziehender Menschenbilder, unter denen besonders die der Kaiserin und der Gräfin O'Donnell hervorragen. — Die Briefwechsel mit dem Grafen Sternberg, mit Grüner und Zauper hat S. von seinem Werke wegen ihres Umfangs ausgeschlossen. Sie sollen im Auftrage der Gesellschaft zur Förderung deutscher Kunst und Literatur in Böhmen besonders herausgegeben werden, und S. macht im Berichtsjahr den Anfang mit dem ersten dieser drei Briefwechsel (**7778**). Eine Anzahl von Briefen und Briefbeilagen sind hier zum erstenmal gedruckt, andere waren bisher nur aus dem Konzept bekannt, und einige schon gedruckte hatte Bratranek übersehen, dessen Ausgabe durch die vorliegende völlig erledigt wird. Die Einleitung schildert Goethes Verhältnis zu Sternberg und geht dann auf zwei Hauptgegenstände des Briefwechsels näher ein: die Gründung und Ausgestaltung des vaterländischen Museums in Böhmen und die Geschichte der Versammlung deutscher Naturforscher. S. hat gerade diese beiden Stoffe aus dem reichen Inhalte des Bandes herausgegriffen, weil die Ausgabe von der oben genannten Gesellschaft zur Erinnerung an ihren Mitbegründer, den Grafen Sternberg, der 74. Naturforscherversammlung in Karlsbad gewidmet ist. Eine Fülle philologischer und sachlicher Anmerkungen sowie drei Register zeugen von der Sorgfalt des Herausgebers. —

Mit diesen beiden Werken sind wir schon in den Bereich der B r i e f e a n G o e t h e eingetreten. Aus dem Schreibtisch in Goethes Arbeitszimmer hat C. R u l a n d (**7779**) ein Portefeuille mit einer Anzahl von Briefen entnommen, die Goethe nicht in die Fächer und Mappen seines Archivs verteilt hat, weil er sie zur Hand behalten wollte. Es sind Briefe von Karl August, der Grossherzogin Luise und von Maria Pawlowna. Keiner von diesen Briefen ist einzeln besonders wichtig, aber alle zeugen von dauerhaften, schönen Verhältnissen. Weiter fanden sich in der Brieftasche fünf Briefe des Königs Ludwig von Bayern. Sie atmen durchweg begeisterte Verehrung. Er sendet seinen Hofmaler Stieler, um „ein wohlgetroffenes Bildnis des Königs der Teutschen Dichter zu besitzen . . . denn Stieler (wenn sich des Ausdrucks bedient werden darf) ist ein Seelenmaler zu nennen", er schreibt aus Rom, wo er sich nach Goethes Wohnung umgetan hat, als ein Romfahrer an den anderen, er sendet den Abguss des von ihm erworbenen sogenannten Niobiden. Mit einzelnen Briefen sind noch die Herzogin von Cumberland, Antonie Brentano, Graf Reinhard und Cuviers Tochter Clementine in dem Portefeuille vertreten. — Zu den Briefen an Franz v. Elsholtz, worin Goethe das vom Adressaten in der Handschrift übersandte Lustspiel „Die Hofdame" eingehender Umarbeitungsvorschläge würdigt, teilt O. H e u e r (**7777**) jetzt Elsholtz' bisher unbekannte Antworten mit und begleitet den Abdruck des Briefwechsels mit den erforderlichen Erläuterungen. —

Gespräche. Eine neue Ausgabe von Eckermanns Gesprächen mit Goethe bietet L. Geiger (7781a). Die Einleitung bringt nach einer Übersicht über Eckermanns Leben und literarische Tätigkeit eine wertvolle Nachprüfung seiner Angaben über Daten und Gesprächsstoffe an der Hand von Goethes Tagebüchern. Dabei ergibt sich, dass er im Interesse einer günstigen Wirkung öfter Gespräche auf einen anderen Tag verlegt, mehrere in eines zusammenzieht und überhaupt seinen Stoff schriftstellerisch komponiert. G.s Anmerkungen ergänzen diese Untersuchung durch weitere Nachweise und bringen die erforderlichen Notizen über Menschen und Bücher. — Noch ausführlicher zeigt Geiger an einem anderen Orte (7783), dass Eckermann die ihm von Soret übergebenen Aufzeichnungen willkürlich redigiert hat. — Die Tagebücher von Elise von der Recke (7919) berichten über zwei oberflächliche Begegnungen mit Goethe bei ihrem Aufenhalt in Weimar 1785. — Ein italienischer Edelmann, Luigi Angiolini, der Goethe am 12. August 1799 besuchte (Euph. 9, 418), berichtet nichts Bemerkenswertes. — Eine kurze Angabe C. M. v. Webers über ein Gespräch mit Goethe in Jena im Oktober 1812 gibt L. Geiger (7960) wieder. — Den Bericht eines Ungenannten (J. P. Lyser?) über seinen Besuch bei Goethe 1830 teilt R. M. Werner (7909) mit. —

Autobiographisches. R. Wülkers (7785) Ausgabe von „Dichtung und Wahrheit" ist mit gut gewählten und ausgeführten Abbildungen versehen, die echten Zeithauch ausströmen. Den Kommentar soll erst das nächste Jahr bringen. — Für A. Chuquet, als Verfasser der „Guerres de la Révolution" und zugleich Forscher in deutscher Literaturgeschichte, lag es nahe, Goethes „Campagne in Frankreich" eine Studie zu widmen. Der vorliegende umfangreiche Aufsatz (7790) ist die Umarbeitung einer älteren kurzen Arbeit mit Hilfe der von der Weimarer Ausgabe gebotenen Nachweise über Goethes Studien und der Paralipomena. Ch. zeigt zunächst, was Goethe seinen Quellen entlehnt hat, weist eine Anzahl kleiner Irrtümer und Ungenauigkeiten nach und rühmt die Treue und Wahrheit der Gesamtdarstellung sowie die vornehme Zurückhaltung, womit Goethe Anklagen und schneidende Urteile vermeidet und doch die Ursachen des Misslingens durchblicken lässt. Dann folgt er, an der Hand von Goethe und zugleich aus seiner eigenen überlegenen Kenntnis ihn ergänzend, dem Verlauf des Feldzuges, von dem wir auch in diesem zusammenziehenden Referat ein eindrucksvolles Bild erhalten, und würdigt zuletzt die „Campagne" als literarisches Kunstwerk. Aus den zahlreichen Quellennachweisen und Berichtigungen ist ein interessanter Zug hervorzuheben: Goethe hat die prophetischen Worte „Von hier und heute geht eine neue Epoche der Weltgeschichte aus" wohl nicht so am Abend des 20. September 1792 gesprochen, denn sie sind von Massenbachs Memoiren abhängig, die Goethe für seine Arbeit studierte, und in denen es heisst, dass der 20. September der Welt eine neue Form gegeben habe. —

Die Arbeiten über Goethes Verhältnis zu einzelnen Personen überschauen wir nach deren alphabetischer Folge. In einem gehaltvollen Vortrag behandelt W. Nagel (7859) das Verhältnis von Goethe und Beethoven. Ein tieferes Verständnis für Beethoven gewann Goethe nicht wegen der engen Begrenzung seine musikalischen Sinnes, der obendrein in den entscheidenden Jugendjahren keine erweckenden und vertiefenden Einflüsse erfahren hatte. Für seinen Musikgeschmack war der in seiner Jugend herrschende lyrische Stil massgebend, aus dem Haydn und Mozart erwuchsen, und über den Beethoven hinausschritt. Auch die Musiker, denen Goethe persönlich näher trat, Kayser, Reichardt, Zelter, waren nicht geeignet, sein Verständnis zu vertiefen. So verlief dann die Begegnung der beiden 1812 fruchtlos. Beethoven dagegen hegte sein Leben lang für Goethe eine innige Verehrung, die durch dessen kühle Zurückhaltung gar nicht gemindert wurde. Zum Schlusse zählt N. Beethovens Kompositionen zu Goethes Dichtungen auf und bespricht die Egmontmusik eingehend. Es ist übrigens nicht, wie N. meint, ein Irrtum Beethovens, wenn er einmal Rochlitz gegenüber als Ort seines Zusammentreffens mit Goethe Karlsbad (statt Teplitz) nennt. Diese zweite, früher bezweifelte Begegnung nach der ersten in Teplitz ist vielmehr durch Goethes Tagebuch vom 8. September 1812 bezeugt. — Dass ein im Tagebuch von 1823 öfter erwähnter Herr v. Knorring, den Goethe in Marienbad kennen lernte, identisch ist mit Theodor v. Bernhardi, macht A. Hauffen (Euph. 9, 421) sehr wahrscheinlich. — In W. Feldmanns (7861) sorgfältiger Monographie handelt ein Kapitel von Bertuchs Verhältnis zu Goethe. Die anfängliche Freundschaft geht bald in einen bloss höflichen Verkehr über, und das im ersten Enthusiasmus gewechselte Du wird um 1779 aufgegeben. Über die Xenien ist Bertuch erbittert, und der Literaturzeitungskrieg führt zum völligen Bruch mit Goethe. Um 1806 tritt dann wieder eine Annäherung ein. Die Rede des Kanzlers Müller an Bertuchs Grabe hat Goethe durchgesehen, und sie trägt die deutlichen Spuren seiner Mitarbeit. — Aus dem Briefwechsel zwischen Heinrich Meyer und K. A. Böttiger teilt L. Geiger (3994) das für die Goetheforschung Bemerkens-

werte mit. Der auf der Königlichen Bibliothek in Dresden befindliche Briefwechsel reicht von 1796—1830. Goethe liess Meyer freie Hand, auch nachdem er selbst mit Ubique völlig gebrochen hatte, und so entwickelte sich ein eifriger Nachrichten- und Meinungsaustausch über archäologische Dinge zwischen den beiden Freunden. Immer wieder versucht Böttiger, sich durch Meyers Vermittelung dem Erzürnten zu nähern, aber Goethe verharrt unerbittlich in seiner abweisenden Haltung. Verzweifelt schreibt Böttiger einmal: „Man mag wohl mit Virgil rufen: Zürnen die Götter denn so den unersetzlichsten Zorn mir?" — Ein Bild von Goethes Mutter stellt Paul Bastier **(7850)** in einem Buche dar, das auf nicht allzu tiefen Studien beruht: Elmire et Elvin (S. 11), Goethes Vater hat den Titel Exzellenz (S. 22), er ist ungastlich (S. 25) und geizig (S. 27) usw. Aber B. besitzt die Kunst zu erzählen, und wenn er sein Bild öfter in solchen kleinen Einzelzügen verzeichnet, im ganzen ist es nicht nur lebhaft, sondern auch getreu. — Ein Ölgemälde von Goethes Jugendfreund, dem Kunstsammler Heinrich Sebastian Hüsgen (1746—1807), macht O. Heuer **(7879)** bekannt und bietet dazu das wenige, was über dieses Verhältnis zu sagen ist. Goethe besuchte Hüsgen, wie dieser an Gerning berichtet, 1797 in Frankfurt und erzählte ihm dabei, dass er vor der Abreise alle bisher aufbewahrten empfangenen Briefe vernichtete, „darunter ihn diejenigen des Selbsttödters Merck wegen ihres Geistesinhalts zwei Tage Überwindung kosteten". — Die Monographie von J. L. Klarmann **(7883)** über die Familie von Kalb setzt die Beziehungen Goethes zu dem Kammerpräsidenten Johann August von Kalb in ein helleres Licht, namentlich die Vorgänge, die zu Kalbs Verabschiedung und zu seiner Ersetzung durch Goethe führten. — Briefe des westfälischen Dichters und Juristen Anton Sprickmann an Boie, die Erich Schmidt (JBL. 1903 : 7890, gehört ins Berichtsjahr 1902) mitteilt, geben ein reizvolles Bild von der jungen Ehefrau Lotte und Kestner. Die Briefe sind 1778 in Wetzlar geschrieben, wo Kestners damals zu Besuch weilten. — Die Geschichte von Goethes Verhältnis zu Kotzebue erzählt R. Schlösser **(7894)** in einem kundigen populären Aufsatz. — G. R. Kruse **(7904)** behandelt die Beziehungen der Familie Lortzing zu Goethe. Friedrich Lortzing (1778—1851) und seine Frau Beate, geb. Elsermann (1778—1831), waren ein Vierteljahrhundert hindurch beliebte und tüchtige Mitglieder des Weimarer Theaters und werden von Goethe öfter genannt. Ihre Tochter Caroline war das erste Gretchen in Weimar bei der Faustaufführung am 29. August 1829. Friedrichs Neffe Albert, der Musiker, hat zu Goethe persönlich keine Beziehungen gehabt. Kompositionen zu den Schlussszenen von Faust, die sich in seinem Nachlass vorfanden, wurden 1901 in Berlin aufgeführt. Dabei sprach Alberts Sohn, Hans Lortzing, den Mephisto, und stellte so die dritte Lortzing-Generation in ihrem Verhältnis zu Goethe dar. — Die wenig bemerkten Beziehungen Goethes zu dem Maler Alexander Macco (1767 bis etwa 1850) bespricht E. Petzet **(7910)**. Macco wurde mit Goethe in Italien bekannt und erschien nach einer langen Pause 1824 wieder in seinem Gesichtskreis, indem er ihm, angeregt durch die Übersetzung des neugriechischen Gedichts „Charos", eine Ölskizze des grossartigen Mythos einsandte. Goethe dankt am 15. Juni 1824. Macco erschien dann im Herbst 1828 zu längerem Aufenthalt in Weimar und fand bei Goethe freundliche Aufnahme. Seinen freudlosen Lebenslauf schildert P. nach handschriftlichen Quellen. — H. Ilgensteins **(7913)** Studie über Goethes Einfluss auf Mörike ist bei Mörike zu besprechen. — Die hundertste Wiederkehr von Corona Schröters Todestag gab den Anlass zu einer Fülle von Journalartikeln **(7934—7949)**, die keine neue Erkenntnis bringen, aber für die fortdauernde Wirkung ihres von Goethe verklärten Bildes auf Menschenseelen zeugen. — Ein Aufsatz von Th. Vogel **(7930)** über Goethes Verhältnis zu Schiller versucht „durch Gruppierung und Beleuchtung einem vielbehandelten Thema vielleicht neue Seiten abzugewinnen." Der Referent hat solche neuen Seiten nicht gerade entdecken können, aber einen so herrlichen Gegenstand lässt man gern wieder einmal in wohlgewählten Zitaten an sich vorüberziehen. — R. Krauss' **(7950)** Aufsatz handelt in der Hauptsache von Schubarts Verhältnisse zu Goethe, denn ein Gegenverhältnis war nur in geringem Masse vorhanden. Schubart ist begeistert von Götz, Werther, Iphigenie, billigt Götter, Helden und Wieland und Clavigo, lobt den Brief des Pastors, Erwin und Elmire und die Gedichte. Ein angeblicher Besuch Goethes, den Schubart 1775 in Ulm empfangen haben will, ist eine Flunkerei, wie das auch schon Herzfelder angenommen hat. Als Goethe 1779 in Stuttgart weilte, hat er Schubart nicht gesehen. Goethe spricht nur gelegentlich und dann meist geringschätzig von Schubart. Das Flohlied im Faust ist auch nach K.s Ansicht von Schubarts „Der Hahn und der Adler" (Deutsche Chronik vom 21. April 1774) abhängig. — Eine Übersicht über die Beziehungen zwischen Goethe und Walter Scott liefert L. K. Roesel **(7951**, vom Jahre 1901!). Scott hat Götz, den Erlkönig und die Ballade vom untreuen Knaben übersetzt, und seine Werke zeigen einige Reminiszenzen an Goethe. So hat er die Szene, wie Egmont zu Klärchen „spanisch kommt" in Kenilworth, Kapitel 7 nachgeahmt, und Goethe selbst hat Ecker-

mann gegenüber auf eine Nachbildung der Mignon bei Scott hingewiesen. Nach R. ist damit die Fenella-Zara in Peveril of the Peak oder Ännchen Lyle in Legend of Montrose gemeint. R.s Darlegung von Goethes Anteilnahme an Scott bringt nur Bekanntes. — P. Besson (7953) widmet dem Verhältnis Goethes zu Frau v. Stein eine grössere Studie. Mit guter Kenntnis und feinem Nachempfinden folgt er der Entwicklung dieser Neigung, den Zwischenfällen und zarten Schwankungen und weiss auch zwischen den Zeilen zu lesen. Um dem französischen Leser eine unmittelbare Anschauung zu verschaffen, fügt er zahlreiche Stellen aus Goethes Briefen in der Übersetzung ein, aber dabei passiert ihm gelegentlich ein Malheur, wie die Wiedergabe von „Wir sind wohl verheurathet, das heist: durch ein Band verbunden, wovon der Zettel aus Liebe nnd Freude, der Eintrag aus Kreuz, Kummer und Elend besteht": „Nous sommes bien mariés, c'est-à-dire attachés l'un à l'autre par un lien dans lequel l'amour et la joie font les frais du contrat, tandis que la peine, le souci et la misère se chargent de l'enregistrer." —

Über Goethes Beziehungen zu Ländern und Städten liegt aus dem Berichtsjahr nur einzelnes Bemerkenswerte vor. Goethes Schilderung seines Besuchs in Pfalzburg am 24. Juni 1770 (Werke 27, 325) ergänzt W. Kahl (7830) durch eine kundige Beschreibung von Stadt und Festung, wie sie sich damals darstellten. — In W. Stiedas Schrift (7825) fallen die Kapitel „Goethe in Ilmenau" und „Stützerbach und seine klassischen Reminiszenzen" unter unsern Bericht. Sie bieten die bekannten Tatsachen in bequemer Zusammenstellung. Neu und bemerkenswert ist ein Auszug aus den von Krafft für Goethe verfassten Berichten über Ilmenauer Verhältnisse. — M. von Waldberg (7824) reproduziert eine Zeichnung Goethes, die sich im Weimarer Museum befindet. Sie stellt den gesprengten Schlossturm in Heidelberg dar und trägt die eigenhändige Inschrift „Heidelberg, den 23. September 79 G." Dadurch wird ein Aufenthalt Goethes in Heidelberg auf der zweiten Schweizer Reise erwiesen, von dem bisher nichts bekannt war. — Ein wertvoller Vortrag von A. Brandeis (7803) begleitet Goethe von Verona bis Rom und schildert dabei nicht seine Tageserlebnisse, sondern das Gesamterlebnis und den inneren Gewinn. Obwohl Goethe in Italien öfter Ansätze zu einer historischen Betrachtungsweise macht, wurde er doch durch seinen Bildungsgang dazu geführt, in den Kunstgebilden der Antike und Renaissance dauernde Typen des Vollkommenen aufzusuchen. Diese Richtung liess ihn die relativen Werte, das örtlich und national Begrenzte verkennen und hinderte ihn an einer zutreffenden Würdigung der Gotik und der Frührenaissance. — Ein gut orientierendes Bild des Kreises, in dem Goethe sich in Rom bewegte, zeichnet G. von Graevenitz (7805). — F. Meyer (7820) greift aus Goethes Beziehungen zu Berlin nur einiges heraus: Die erste Götzaufführung in Berlin, Goethes Beziehungen zu Chodowiecki und seinen Besuch in Berlin. —

Goethes Leben. 1903.

(IV, 8 b = N. 15199—15410.)

Max Morris.

Körperliche Erscheinung und Organismus. — Briefe und Briefwechsel. — Tagebücher. — Gespräche. — Verhältnis zu Kindern. — Beziehungen zu einzelnen Personen. — Urteile von Mit- und Nachwelt über Goethe. — Beziehungen zu Städten und Ländern. —

Neue Gesamtdarstellungen über Goethe liegen aus dem Berichtsjahr nicht vor, denn der unter 15199 verzeichnete zweite Band von Bielschowskys Goethebiographie gehört ins folgende Jahr, und das Buch von P. J. Möbius (**15201**; im folgenden ist die dort angeführte Rezension des Referenten verwendet) ist keine Biographie, sondern eine Sammlung von medizinischen und physiologischen Abhandlungen über Goethe und führt uns also gleich in den Abschnitt über Goethes körperliche Erscheinung und Organismus. Nach einer Einleitung, die Goethes Ansichten vom Pathologischen darstellt, lässt M. die pathologischen Gestalten in Goethes Dichtung von Werther bis zu Ottilie und Makarie und auch aus Dichtung und Wahrheit Lenz und Zimmermann vorüberziehen. Als Resultat

dieser Musterung spricht M. aus, „dass, abgesehen von historischen Darstellungen, nur bei wenigen eine naturgetreue Schilderung krankhafter Geisteszustände gegeben ist". In einer zweiten Abhandlung wird dann das Pathologische in Goethe selbst vorgeführt. Gestützt auf eine reiche, dankenswerte Sammlung von Selbstzeugnissen Goethes gibt M eine Übersicht über des Dichters Krankheiten und Gemütszustände. Neu ist darin eine angebliche siebenjährige Periodizität von dichterischer und vitaler, besonders erotischer Erregung mit darauf folgender Depression oder „Trockenheit". Der Erregungszustand soll etwa zwei, die Depression etwa fünf Jahre dauern. Die Gipfel dieser Wellenlinie sollen durch die folgenden Jahreszahlen bezeichnet sein: 1767, 1773, (1780—81), 1787—88, (1794 fällt aus), 1800—01, 1807—08, 1814—15, 1822—23, 1830—31. Zwei dieser durch seine Konstruktion geforderten Termine gibt M. selbst auf: „Viel weniger deutlich ist der Termin 1780—81 . . . Der nächste Termin, also etwa 1794 scheint ganz auszufallen (wenn wir alles wissen)". Von den übrigen ist 1800—01 durch ein paar Faustszenen nicht genügend belegt und ebensowenig 1830—31 durch eine gelegentliche Erklärung Goethes, er habe sich zu Geistestätigkeit, zumal in produktiver Hinsicht, seit dreissig Jahren nicht so aufgelegt gefunden. Es hätte für M. nahe gelegen, die fehlende Gipfelperiode von 1794—95 als verspätet eintretend in dem grossen Aufschwung von 1796—97 zu erkennen, aber er verschmäht das: „Wo wird denn Hermann und Dorothea gelesen? In der Schule . . . Die Balladen sind tatsächlich vor der trockenen Zeit in Goethes Kopfe gewesen, sie sind nur niedergeschrieben worden unter Schillers Einflusse." Er rechnet also diese Höheperiode zur „trocknen Zeit", hauptsächlich deshalb, weil sie nicht den typischen Ablauf einer Erregungsperiode darstellt, den M. so zeichnet: „Wohlgefühl, gesteigerte Beweglichkeit und Lust zur Produktion, Verliebtheit und Herzenspoesie, gesteigerte Reizbarkeit, Neigung zu Tränen, Depression und endlich körperliche Krankheit." Es wird wohl deutlich geworden sein, dass M. seinem siebenjährigen Zyklus zuliebe viel zu gewaltsam vorgeht. Trotzdem ist seine Darstellung beachtenswert. Die Wellenlinie von Erregung und „Trockenheit" ist in der Tat vorhanden, die Gipfel folgen sich auch einige Male im Abstand von sieben Jahren, und die geschilderten somatischen Begleiterscheinungen sind ebenfalls wiederholt damit verbunden gewesen. Aber in so starrer Gesetzlichkeit, wie das M. seinem Aperçu zuliebe darstellt, ist die Lebenskurve Goethes nicht verlaufen. Wie wäre das auch möglich? Der Zeitraum von sieben Jahren bedeutet ja bei dem Jüngling eine ganz andere Strecke körperlicher und geistiger Entwicklung als beim Manne oder gar beim Greise. M.s Darlegung wird also vorsichtig zu revidieren sein. Zwischen den Höheperioden mit vitaler, besonders erotischer Erregung sind auch die nicht auf solcher Basis ruhenden Gipfelzeiten anzuerkennen: Hermann und Dorothea mit den Balladen — Dichtung und Wahrheit — der zweite Teil Faust. Mehr zu dieser zweiten Gruppe gehört auch die Italienische Reise, denn der Lebensaufschwung war längst eingetreten, als die kurze Neigung zu Maddalena Riggi sich abspielte. M. fasst sein grosses Thema viel zu eng, wenn er sagt: „Im weiteren müssen wir uns an zwei Merkmale halten, die Wiederkehr der „Herzenspoesie" und die erotischer Erregung; beides hängt aufs engste zusammen." Das Wesentliche ist vielmehr der periodisch sich erhebende Lebensgipfel, der dann mehrmals, aber nicht immer, auch einen Aufschwung des Liebeslebens mit sich führt. Der zweite Band steht unter dem Zeichen von Gall, als dessen Verehrer M. sich mutig bekennt. Die Abhandlung „Goethes Porträt" bringt nach einer interessanten Zusammenstellung von Angaben verschiedener Personen über Goethes äussere Erscheinung eine Vergleichung der Gesichtsmasken Goethes von Gall und Schadow. Dann folgt das geistige Porträt nach dem etwas abgeänderten Gallschen Schema: Lebenstrieb, Nahrungstrieb, Geschlechtstrieb, Kinderliebe, Freundschaft, Herdensinn, Mut, Tätigkeit, List und Schlauheit, Erwerbssinn, Eitelkeit, Stolz, Hartnäckigkeit, Bedachtsamkeit, Religion oder Sinn für Verehrung, Güte, Witz, Sinn für abstraktes Denken, Urteilskraft, Ortssinn, Ordnungssinn, mimisches Talent, Dichtersinn, philologisches Talent, Sinn für bildende Kunst, Bausinn, Tonsinn, mathematische Anlage. Was M. unter diesen Rubriken sagt, ist klar und zutreffend, aber eine entwickelnde Darstellung stände doch wohl höher als ein solches Mosaik. Den Schluss macht ein Aufsatz „Goethe und Gall", worin die kurz vorübergehenden Beziehungen der beiden dargestellt sind. — Eine vielleicht von Caroline Bardua angefertigte Kopie von G. v. Kügelgens erstem Goetheporträt von 1808 macht O. Heuer (JbFDH. 1903 S. 285) bekannt. —

Die Weimarer Briefausgabe bringt im Berichtsjahr zwei weitere, von C. Schüddekopf unter B. Suphans Redaktion herausgegebene Bände (**15384**). Band 27 enthält 273 Briefe, darunter 138 bisher ungedruckte, und reicht vom Mai 1816 bis Februar 1817. Goethe weilt während dieser ganzen Zeit in Weimar, mit Ausnahme des vom 24. Juli bis 10. September dauernden Bade-

aufenthalts in Tennstedt. Das wichtigste Ereignis in dieser Zeit ist Christianes Tod am 6. Juni, den Goethe an Boisserée, Zelter, Schopenhauer in schon bekannten, an Cotta und W. v. Humboldt in bisher ungedruckten Briefen meldet, mit kurzen, gehaltenen Worten von mehr innerer als äusserer Bewegung. Sogleich rafft er sich auf, um „seine Existenz ans ethischem Schutt und Trümmern wiederherzustellen", und seine Tätigkeit und ihre Spiegelung in den Briefen fliesst nach ganz kurzer Unterbrechung im gewohnten Laufe weiter. Die eigenartige Geschichte der Badereise dieses Jahres malt sich recht anschaulich in den hier vorliegenden Briefen. Goethe schwankt anfänglich und scheint sich für die böhmischen Bäder zu entscheiden, dann beschliesst er, der dringenden Einladung von Boisserée und Cotta folgend, nach Süddeutschland, und zwar nach Baden-Baden, zu gehen, und schliesslich lässt er sich durch einen kleinen Unfall gleich nach der Abreise bestimmen, Tennstedt zu wählen. In diesem Schwanken, Entscheiden und Widerrufen wird doch wohl der Kampf zwischen Neigung und Bedenken bei der Aussicht auf ein Wiedersehen mit Marianne Willemer sichtbar. Die Hoffnung auf eine Art von Ersatz für Christiane in dem Haushalt von Vater und Sohn eröffnet sich in Augusts Verlobung mit Ottilie v. Pogwisch am Silvesterabend 1816. Ein Brief an die Grossmutter der Braut und einige Dankbriefe für Glückwünsche bezeichnen hier das auch für Goethe folgenreiche Ereignis. Sonst fliesst der von dem Bande umfasste Teil von Goethes Leben ruhig dahin. Um so stärker ist der Gehalt an innerem Leben, wovon eine Anzahl wichtiger bisher unbekannter Briefe zeugen. Von grösseren Arbeiten beschäftigt ihn der Druck des zweiten Hefts von Kunst und Altertum und des ersten Bandes der Italienischen Reise. Briefe an Frommann begleiten den Fortgang des Drucks, und an Cotta berichtet Goethe von seinen Leistungen und Plänen. Er denkt daran, den vierten Teil von Dichtung und Wahrheit herauszugeben, der aber erst in seinen letzten Lebensjahren abgeschlossen wurde, ja, er will Dichtung und Wahrheit in die Weimarische Zeit hinein fortsetzen und bittet Bertuch, seine Erinnerungen aus jener Zeit in einem Aufsatz niederzulegen, von dem er in seiner Lebensbeschreibung dankbaren Gebrauch machen wolle. Leider hat Bertuch diesen Wunsch nur mündlich befriedigt. Für den Diwan plant Goethe neben der einfachen noch eine illustrierte Ausgabe, zu der er Gubitz in Berlin heranziehen will. Näheres von diesem Cotta gegenüber nur kurz erwähnten Plan hören wir in einigen Briefen an Gubitz, besonders in einer unter den Lesarten versteckten Stelle: „Nun wären anzubringen Waffen, Reichsinsignien, Waren, geschliffene Glasflaschen, Rosen, streitbare Nachtigallen, Juwelenketten, Ringe, Perlenschnüre, Spiegel usw. Dann ihre berühmtesten Früchte: Melonen, Trauben, unter den Blumen die Lilien nicht zu vergessen . . . Wer würde hier einer solchen Ausgabe mehr Glanz verleihen können als Ew. Wohlgeboren und Ihre Schüler?" Es sollte also wohl jedes einzelne Gedicht mit einem auf seinen Inhalt bezüglichen Holzschnitt ausgestattet werden. Für Gubitz' „Gaben der Milde" stiftet Goethe sein Gedicht „Wonne des Gebens" mit einer von ihm selbst erfundenen, von Meyer gefertigten Zeichnung zweier Hände, von denen die eine aus einem Beutel der anderen spendet. Das Gedicht ist dann ohne diese Vignette erschienen. Auf den Wunsch von Hof und Publikum nach einer Verkürzung von Kotzebues „Schutzgeist" ist Goethes Bearbeitung des Stücks zurückzuführen, wie ein Brief an Kirms lehrt. Andere neue Briefe an Kirms und an die Theaterintendanz zeigen Goethes Interesse für das Weimarer Theater in neuem Aufschwung. Er stellt den Niedergang der Anstalt während der Notjahre fest und bemüht sich im kleinen und grossen, sie wieder zu heben. Er entwirft den Plan zu einer Neuordnung der Regie, sorgt für bessere Dekorationen und deutet dabei auf wichtige Grundsätze der Dekorationsmalerei, beachtet das Schuldenwesen der Schauspieler und legt dar, wie verschuldete Schauspieler durch Vorschüsse und Bürgschaft dem Theater zu verpflichten seien, und erledigt eine Fülle von Personalien und anderen Einzelheiten. Ein neuer naturwissenschaftlicher Briefwechsel beginnt in diesem Bande: Goethe erwidert Nees von Esenbeck, der seine „Algen des süssen Wassers" übersendet, mit einem freundlich eingehenden Schreiben, dem bald zwei weitere über die Pietra fungaja und über die Anfänge von Goethes botanischen Ideen folgen. Der schon früher angeknüpfte Verkehr mit Seebeck setzt sich hier fort in Briefen, die von sehr verschiedenen Gegenständen handeln: von den entoptischen Phänomenen, von dem durch Seebeck vermittelten Ankauf einer grösseren Majolikasammlung und von Nürnberger Bratwürsten, die er übersendet. Die im vorigen Jahre erfolgte Bekanntschaft Goethes mit Howards Wolkenterminologie klingt in verschiedenen Briefen dieses Bandes nach. Ein Schreiben an den Oberbergrat Cramer erneuert das Andenken an die glücklichen Wiesbadener Tage der beiden vergangenen Jahre und ist im übrigen dem Mineralienverkehr gewidmet, der auch eine ganze Anzahl anderer Briefe dieses Bandes hervorruft. Andere mannigfache Beziehungen in die Ferne erscheinen in Briefen an die Kaiserin von Russland

und die Grossherzogin von Hessen-Darmstadt, an den Medailleur Becker in Offenbach, der zu Goethes Sammlung älterer Medaillen beisteuert, an Christian Schlosser in Frankfurt, dessen klerikale Tendenzen Goethe fein und milde abwehrt, an Fritz v. Stein in Breslau, dem er den erbetenen Rat über das dort geplante Blücherdenkmal erteilt. Zurück in den weimarischen Kreis führen Briefe an Karl August, die Grossherzogin Luise und Heinrich Meyer, und in den engsten Familienkreis weist ein köstlicher Brief an August, der eine Bürgschaft übernehmen will. Mit den von seinem eigenen Vater ihm überlieferten Grundsätzen beginnend, entwickelt Goethe hier in ruhiger Lebensweisheit die Psychologie des Bürgens. — Der folgende Band 28 enthält 276 Briefe, darunter 143 bisher unbekannte, und reicht vom März bis Dezember 1817. Den grössten Teil dieser Zeit verbringt Goethe arbeitend in Jena, und er sieht selbst (an Boisserée, 29. Juli) mit Behagen auf die Fülle des Geleisteten zurück. Über der Arbeit verspätet er seine Badereise, bis sie endlich wegen der vorgerückten Jahreszeit unterbleibt. Die Mannigfaltigkeit der Interessen und Leistungen, wie sie in den neuen Briefen des Bandes erscheint, lässt sich hier nur flüchtig andeuten. Wir sehen Goethe unmittelbar vor seiner am 13. April erfolgenden Entlassung aus der Intendanz eifrig mit der Sorge für das Theater beschäftigt. Am 11. März übersendet er an Kirms einen umfangreichen Erlass, der die Regie neu ordnet und die Verteilung der Funktionen zwischen Regisseur, Kapellmeister, Repetitor und Tanzmeister genau angibt. Nach der Entlassung verfasst er das Schreiben, worin August sich am 17. April als Mitglied der Intendanz von Kirms verabschiedet, und Goethe ermahnt seinen Sohn einmal, in Äusserungen über diese Angelegenheit sich vorsichtig und besonnen zu verhalten, wie er selbst es tue. Am 17. Juni nimmt er in Weimar an Augusts Hochzeit teil, und es gehen nun in den nächsten Monaten öftere Briefe an die Schwiegertochter, in denen Goethe durchweg einen zierlich neckischen Ton festhält. Seinen Geburtstag verlebt er in Paulinzelle und plant, wie ein Brief vom 19. August an den Oberforstmeister v. Fritsch zeigt, diesem Aufenthalt ein kleines Denkmal in einem Aufsatz über die Kirchenruine zu setzen. Eine ganze Anzahl von Briefen zeugt von Goethes liebevollem Interesse für die Erziehung der Kinder des erbprinzlichen Paares. Er besucht sie häufig, um von ihren Fortschritten Kenntnis zu nehmen, und wird von ihnen offenbar als ein besonders lieber Onkel behandelt, er berät ihren Unterricht mit Maria Pawlowna und mit Meyer und führt die Verhandlungen mit den Lehrern über Einzelheiten des Unterrichts. Die im Druck befindlichen Hefte Kunst und Altertum I, 2—3 und das erste Doppelheft Zur Naturwissenschaft veranlassen, ebenso wie der zweite Band der Italienischen Reise, eine Anzahl von Briefen an Frommann und Cotta. Von einzelnen Briefen sind hervorzuheben: Zwei Briefe pädagogischen Inhalts an P. E. v. Fellenberg, den Inhaber einer Erziehungsanstalt in Hofwyl bei Bern, vom Ende April und 24. September, ein Schreiben an Hufeland vom 5. September über den tierischen Magnetismus, ein nicht abgesandter inhaltvoller Brief an Niebuhr in Rom, der in einer Disposition und zwei Konzepten vorliegt, endlich ein grosser Brief an G. Cattaneo, den Direktor des Münzkabinetts in Mailand, worin Goethe von Karl Augusts Reise nach Italien spricht, biographische Nachrichten über Bossi, den Verfasser des Werks über Lionardos Abendmahl, wünscht und Beisteuern zu seiner Sammlung von italienischen Medaillen erbittet. Daneben eine Fülle von kleinen durch Tagesangelegenheiten veranlassten Briefen, worunter eine Beschwerde an die Landesdirektion über die bösen Buben, die nach den Kastanienbäumen an der Ackerwand und den Obstbäumen in Goethes Garten mit Steinen werfen. Unter den Geschäften der Oberaufsicht eröffnet sich eine Angelegenheit, die ihn nun während einer Reihe von Jahren beschäftigt: die von Karl August ihm übertragene Neuordnung der Bibliothek in Jena. Nicht ganz leichten Herzens greift er das mühsame Geschäft an, aber er fördert es entschlossen und erfolgreich. Von einigen grossen in Jena ausgearbeiteten Aufsätzen über die dortigen Museen meldet ein schon bekannter Brief an C. G. von Voigt. Und so berichtet der ganze Band von „schwerer Dienste täglicher Bewahrung". Zu der trefflichen Herausgeberleistung folgen hier zwei kleine Bemerkungen: Nr. 7722 ist kein Brief, sondern der Entwurf einer Erklärung, die Döbereiner und Goethe die Priorität ihrer Beobachtungen an erhitztem Stahl sichern sollte. Es lag nahe, den Druck dieser Erklärung im Intelligenzblatt der Jenaer Literaturzeitung zu suchen, und dort findet er sich denn auch, unterzeichnet: Döbereiner, in Nr. 34 des Jahrgangs 1817. Die in der Erklärung in Aussicht gestellte ausführliche Veröffentlichung ist in den Jahrgängen 1817—18 von Schweiggers „Journal für Physik" nicht enthalten. Seite 392, 5 des Briefbandes ist „vierjährigen" ein Hörfehler des Schreibers für „vieljährigen". —

Von den im Berichtsjahr hervorgetretenen einzelnen Briefen ist der willkommenste, nur in einer Abschrift überlieferte, am 24. März 1788 aus Rom an

den Kollegen im Kammerpräsidium C. F. Schnauss gerichtet. Goethe meldet darin seine baldige Rückkehr, plaudert von römischen Vergnügungen, vom Stande der Vegetation und deutet vorsichtig an, dass in seiner Tätigkeit als Beamter durch des Herzogs Gunst eine Änderung in Aussicht genommen sei. Der Herausgeber B. Suphan (**15245**) begleitet den Brief mit reichen orientierenden Beigaben. — A. Pick (GJb. Bd. 24, S. 63) bietet ein undatiertes Billett an Frau v. Heygendorf mit einer rätselhaften Stelle über „die Befreyung der fürtrefflichen Königin von Schottland" — auf dem Theater natürlich. Ob damit Schillers Maria Stuart oder welches andere Stück gemeint ist, bleibt einstweilen unsicher. — Ein Satz aus einem unbekannten Briefe Goethes an die Grossherzogin Luise vom Frühling 1816 findet sich in einem Briefe der Grossherzogin an Frau v. Staël (**15280**, S. 362). — Zu diesen vereinzelten Briefen kommen einige durch ihre Herkunft zusammengehaltene Gruppen. L. Geiger (**15398/9**) macht 14 Briefe aus der Sammlung des Hofrats Beyer in Wiesbaden bekannt. Davon sind zwei an C. G. v. Voigt gerichtet. Der eine vom 10. Juli 1794 ist ein Abschiedsbillett an den Adressaten vor dessen Badereise, der andere undatierte stammt nach G.'s Erläuterung wohl vom Oktober 1808 und betrifft ein unbekanntes Promemoria mit zugehörigem Schreiben, das Goethe an den Fürstprimas Dalberg richtete, vermutlich um in Sachen der mütterlichen Erbschaft Dalbergs günstige Einwirkung anzurufen. Ein Brief an Karl August vom 20. Juni 1827 berichtet dem in Teplitz weilenden Herzog über den Besuch des Grafen Sternberg in Weimar und über sonstige weimarische Vorkommnisse. Das vom Herausgeber als ein Brief an Kräuter aufgefasste Promemoria über meteorologische Einrichtungen ist vielmehr für Karl Augusts Sekretär und Vertrauensmann Carl Emil Helbig bestimmt, an den auch die übrigen zehn Briefe dieser Sammlung gerichtet sind. Sie fallen in die Jahre 1820 bis 1830 und betreffen verschiedene kleine weimarische Angelegenheiten. — Aus der Autographensammlung der Münchener Hof- und Staatsbibliothek erhalten wir durch E. Petzet (**15150**) drei unbekannte Briefe: einen vom 20. September 1805 an den Direktor der Gemäldegalerie in Düsseldorf J. P. Langer, dem Goethe Zeichnungen seines Sohnes Robert Langer zurückschickt, ein Billett an C. G. v. Schäffer, Leibarzt des Fürsten von Thurn und Taxis, vom 18. Mai 1820, betreffend einen Besuch des Fürsten bei Goethe, und einen Brief an Karl August vom 18. Mai 1823 über ein dem König von Bayern vorzulegendes Faksimile aus dem Jenaischen Kodex der Minnesänger. —

Der gewaltige Umfang von Goethes Briefwechsel macht Ausgaben zum Bedürfnis, die das Beste auswählen und an die Zeit und den Geldbeutel des Lesers geringere Ansprüche stellen als die Weimarer Monumentalausgabe. Die schon JBL. 1901 IV 8b:13 gewürdigte treffliche Auswahl E. von der Hellens ist mit ihrem dritten Bande (**15385**) bis 1797 gelangt. — In seinem Parallelunternehmen, das mit dem fünften Bande bis 1807 reicht, unterbricht Ph. Stein (**15387**) die Folge der Briefe und zweilen auch den einzelnen Brief mit erläuternden und ergänzenden Ausführungen und bietet dafür weniger Anmerkungen als v. d. Hellen, dessen Verfahren doch wohl vorzuziehen ist. —

Das Korpus der Tagebücher in der Weimarer Ausgabe erreicht den Abschluss des Textes (das Register steht noch aus) mit dem 13. Bande (**15409**), der von F. Heitmüller unter Redaktion von B. Suphan und mit Beihilfe von J. Wahle herausgegeben ist. Er umfasst die Zeit vom 1. Januar 1831 bis 16. März 1832 und bietet den gewohnten treuen Tagesbericht über tägliche Geschäfte, empfangene und abgesandte Briefe, Besucher, Lektüre, eigene Produktion, so dass wir wie bisher beinahe jede Stunde dieser grossartigen Tätigkeit verfolgen können. Das bedeutendste Ergebnis des Jahres 1831 ist die Beendigung des Faust. Im Mai kommt „das Hauptgeschäft" nach einer Pause wieder in Fluss, und die Arbeit daran reisst nun nicht mehr ab, bis unter dem 22. Juli der gewichtige Eintrag erscheint: „das Hauptgeschäft zu Stande gebracht. Letztes Mundum. Alles rein Geschriebene eingeheftet." Auch sein übriges Lebenswerk sieht Goethe reinlich abgeschlossen vor seinem sinnlichen und geistigen Auge: „Die 40 Bände der Sedez-Ausgabe in einer Reihe vor mir aufgestellt zu sehen, machte mir ein dankbar anerkennendes Vergnügen. Ich hatte das zu erleben nicht gehofft" (27. Januar). Zu einem solchen sinnend bewegten Rückschauen, wie es diese Worte andeuten, gibt ihm auch die Arbeit am vierten Teile von „Dichtung und Wahrheit" Anlass. „Es ist freylich nochmals ein ernster Angriff an diese Arbeit zu wenden", heisst es am 3. März, und nun wird sie im März-April und September-Oktober zum Abschluss gebracht. An die so vor seiner Seele wiederaufsteigende letzte Frankfurter Zeit schliesst sich das Bild seiner Weimarer Anfänge. Um dem Andrang von Glückwünschen auszuweichen, zieht er sich zur stillen Feier seines Geburtstages — es sollte der letzte sein — mit seinen Enkeln nach Ilmenau zurück. Am 27. August besucht er den Gickelhahn. „Die alte Inschrift ward rekognosziert: Über allen Wipfeln ist Ruh pp. Den 7. September 1783." Am 28.: „Wir

fuhren über Martinroda zurück, begrüssten unterwegs die dicke Eiche, die ich nun schon bald sechzig Jahre kenne." 7. November: „Für mich höchst merkwürdiger Tag, als stiller Jahresfeyer meines sechsundfünfzigjährigen Wirkens in Weimar." Alle diese rückwärts gerichteten Gedanken hindern aber nicht die lebhafteste Teilnahme für die Gegenwart. Von Betrachtungen über die Julirevolution und die Pressfreiheit, über die Düsseldorfer frömmelnde Malerei, über Scotts Letters on demonology, Victor Hugos Notre Dame de Paris und Balzacs Peau de chagrin wendet er sich rückwärts zu Galilei („Hier liegt das Weihnachtsfest unserer neueren Zeit") und zu Euripides und Plutarch, die er mit dem höchsten Anteil kursorisch liest. Zwischen diese grossen Dinge schlingen sich dann immer wieder die Nachrichten über sein und seiner Familie tägliches Leben. Die Enkel tragen dem Grosspapa ihre kleinen Angelegenheiten vor, berichten über ihre Theatereindrücke, klagen über die Plumpsackpüffe, die sie bei lebhaftem Spiel mit dem Erbprinzen Karl Alexander davontragen, und können mit allem unbequemen Lärm Goethes Geduld nicht ermüden. Ottilie berichtet über die weimarischen Feste und kleinen Skandale und klagt dem Schwiegervater, was sie bedrückt. („Wir machten ein Picknick von unsern Gebrechen und Leiden.") Sie ist aber auch neben Eckermann und Zelter die erste, welche die neu entstandenen Faustszenen zu hören bekommt. Das Verhältnis zur Grossherzogin Maria Pawlowna wird von beiden Seiten treu gepflegt. Am 19. Oktober erhält Goethe die Nachricht von der tags zuvor erfolgten Geburt ihres Enkels, des späteren Kaisers Friedrich. So geht nun in unermüdlicher, von frohem guten Willen für alles Tüchtige und Rechte getragener Tätigkeit dieses einzige Leben zur Rüste. An seinem Schlusse kündigt sich die neue Zeit an. Unter dem 25. Februar 1832 notiert das Tagebuch noch: „Schreiben von Doris Zelter, welche [mit dem Eilwagen] in 36 Stunden nach Berlin gefahren war." Zwei Tage darauf: „Die Eisenbahn von Liverpool nach Manchester, ein interessantes Heft, durchzugehen angefangen." Der letzte Eintrag vom 16. März lautet: „Den ganzen Tag wegen Unwohlseyns im Bette zugebracht." —

Zu Goethes Gesprächen bringt das Berichtsjahr nur ein paar Kleinigkeiten. J. Falks Bericht über seinen ersten Besuch bei Goethe (veröffentlicht 1851 in Kühns Europa) ist, wie A. Leitzmann (15302) gegen Düntzer ausführt, zuverlässig und hat 1792 stattgefunden. — Über Gespräche mit Goethe in Karlsbad 1808 berichtet der Major von Valentini in einem von G. Lehmann (15372) herausgegebenen Briefe an den Militärschriftsteller Berenhorst. — Aus den Lebenserinnerungen von Joh. Nep. v. Ringseis hebt L. Geiger (15354) Mitteilungen über Gespräche und sonstigen Verkehr mit Goethe heraus. — Eine von F. Kauffmann (15402) mitgeteilteNotiz aus A. Lang, Magic and Religion, London 1901, S. 35, ergibt, dass Goethe kurz vor seinem Tode einen Mr. Manning, der nach Australien ging, aufforderte, die Glaubensvorstellungen der Eingeborenen zu untersuchen. —

Goethes Verhältnis zu Kindern schildert Muthesius (15032) an einem reichen, mit guter Kenntnis zusammengetragenen Material. Auch hier offenbart sich die Fülle von Liebe und gutem Willen in Goethes Wesen, und so durchläuft man die anspruchslose Sammlung mit Genuss. Es hätte nahe gelegen, auf dieser Grundlage nun die Kindergestalten in Goethes Dichtung zu mustern. Das ist hier unterblieben, ebenso wie eine ernstlichere geistige Durchdringung der gefällig zusammengestellten Tatsachen. —

Die Arbeiten über Goethes Beziehungen zu einzelnen Personen werden hier wieder nach deren alphabetischer Folge besprochen. In der Biographie seines Grossvaters, des Buchhändlers Georg Joachim Göschen, erzählt Viscount Goschen (15305) ausführlich die Geschichte der ersten legitimen Gesamtausgabe von Goethes Werken und der dabei vorgefallenen kleinen Differenzen zwischen Autor und Verleger. Sie gingen nicht tief, und Goethe bot Göschen seine „Metamorphose der Pflanzen" an. Dieser befragte erst einen Fachmann und lehnte auf die ungünstige Auskunft hin das Angebot ab. Nun gab Goethe seine „Neuen Schriften" in Ungers Verlag, liess aber trotzdem 1797 durch Böttiger bei Göschen wegen Übernahme von „Hermann und Dorothea" sondieren. Auch diese Anknüpfung hatte kein Ergebnis, dagegen übernahm Göschen durch Schillers Vermittlung den Verlag von „Rameaus Neffen". Der mässige, Göschens Erwartung nicht befriedigende Absatz der Gesamtausgabe wird durch bisher unbekannte Ziffern belegt. — Die Briefe von Cornelia Goethe hat G. Witkowski (15269 und JBL. 1902 N. 7874; das Werk trägt die Jahreszahl 1903) zusammengestellt und mit sorgfältigen Erläuterungen versehen. Eine ausführliche Einleitung fasst in geschmackvoller Darstellung alles zusammen, was wir von Goethes Schwester wissen. Die bis 1769 reichenden französischen Briefe sind von recht engen Interessen erfüllt: Kleider, Ballintrigen, Liebeleien, nichtiges konventionelles Gespräch, übertriebene Ausländerei. Dann folgt eine dreijährige Pause, aus der keine Zeugnisse vorliegen, und wie die Briefe 1772 wieder einsetzen, haben wir eine andere Cornelia vor uns. Sie schreibt Deutsch, schreibt

herzlich und natürlich, hat geistige Interessen und steht mit bedeutenden Menschen im Verkehr. Das ist der Einfluss des Bruders. Diese Blütezeit Cornelias geht aber bald unter in dem trüben Hinsiechen in ihrer unbefriedigenden Ehe mit Schlosser. Cornelia empfindet Widerwillen gegen die Hingabe an einen Mann oder wenigstens an diesen Mann, sie fühlt sich unbefriedigt, einsam, verzagt; dazu kränkelt sie fortwährend. Vier Wochen nach der Geburt ihres zweiten Kindes wird sie durch den Tod erlöst. Das von Goethe in Dichtung und Wahrheit gezeichnete Bild erfährt durch das hier übersichtlich vereinigte Material einige Berichtigung. W. hebt hervor, dass sie nicht in so engem Zwange aufgewachsen ist, wie Goethe es schildert. Wir sehen sie in ihrem kleinen Kreise sich mit Freiheit bewegen, nicht merklich eingeschränkt durch den Vater, der vielmehr freigebig für ihre gesellschaftlichen Bedürfnisse sorgt. Aber ein helles und erwärmendes Bild hat natürlich auch W. nicht zeichnen können. — Dem Maler, Kunstsammler, Kunsthändler und Bankier Thomas Jenkins in Rom, dessen Gast Goethe in Castelgandolfo war, und den er einigemal erwähnt, widmet F. Noack **(15320)** einen Aufsatz. — Die Urkunden über Goethes Verhältnis zu H. von Kleist stellt S. Rahmer **(15329** S. 24ff.) zusammen. — Von dem Staatsrat Johann Gottfried Langermann in Berlin, den Goethe 1812 in Karlsbad kennen und schätzen lernte, teilt L. Geiger **(15331)** näheres mit. Über einen verlorenen Brief Goethes an Langermann vom Oktober 1824 erfahren wir, dass er sehr unkirchliche Ansichten enthielt. — Von Goethes Strassburger Genossen Meyer von Lindau, der später ein angesehener Arzt in London wurde, erzählt ein Aufsatz von Th. Stettner **(15340)**, der Goethes Schilderung in „Dichtung und Wahrheit" als zutreffend erweist. — Ein Anonymus **(15341)** vergleicht Vincenzo Montis „Aristodemo", den Goethe in Rom kennen lernte, mit dem „Werther" und berichtet kurz über die geringen Beziehungen Montis zu Goethe. — Das Leben der Grossherzogin Luise von Sachsen-Weimar stellt Eleonore von Bojanowski **(15280)** in einem trefflichen Buche dar, zu dem sie eine Fülle von unbekanntem Material aus den Archiven von Weimar, Petersburg, Paris und Coppet zusammengebracht hat. Die Darstellung erstickt aber keineswegs unter dem Reichtum von Dokumenten, denn die Verfasserin hält den Faden der Erzählung fest in der Hand, und so beleben die eingefügten Briefe den Text mehr, als dass sie ihn beschwerten. Ohne die bekannten Missstände der fürstlichen Ehe im mindesten zu vertuschen, weiss v. B. jedem der beiden so ungleichen Gatten sein Recht zu geben, so dass man über dem Begreifen das Beurteilen und Verurteilen vergisst. Für die Beziehungen der Fürstin zu Goethe kommt kein erhebliches neues Material zutage, aber man sieht hier schön und klar dargestellt, wie die anfängliche, zugleich zarte und leidenschaftliche Huldigung des Dichters für seine junge Fürstin allmählich in eine ruhige, dauerhafte und erwiderte Treue übergeht. Über die Darstellung der Herzogin in Goethes Poesie bringt v. B. das Wesentliche des Ermittelten und Anerkannten bei und erklärt mit Recht die Prinzessin im Tasso für ein dichterisch verklärtes Abbild der Herzogin. — Die sorgfältige Studie von G. von Schulthess-Rechberg **(15363)** entwirft ein anziehendes Bild von Goethes tüchtiger Schweizer Freundin Bäbe Schulthess, ohne gerade neue Tatsachen über das Verhältnis der Beiden beizubringen. — Einen Brief von ihr an Goethe vom 10. Juli 1795 bietet B. Suphan **(15364)** als Nachtrag zu seiner früheren Publikation ihrer Briefe an Goethe (JBL. 1892 IV 8b:6). Der vorliegende Brief beantwortet ein verlorenes Schreiben Goethes, das die Sendung eines Exemplars von Wilhelm Meister ankündigte. — Briefe von Lili von Türckheim an Lavater, die H. Funck **(15335)** herausgibt, gewähren einen Einblick in ihre vortreffliche Natur. — Als „eine heraldische Episode aus Goethes Leben" bezeichnet St. Kekulé von Stradonitz **(15381)** die harmlose Tatsache, dass Goethe ein Wappen für Zelter erfunden und gezeichnet hat (vgl. Eckermann 6. April 1829; an Zelter 4. und 28. März 1829). K. v. Str. hat Zelters Petschaft im Besitz der Nachkommen aufgefunden, bildet es ab und bespricht es fachmännisch. Ein Anhang handelt von Goethes eigenem Wappen. —

Wir fügen hier das Referat über zwei Aufsätze an, die in keine unserer Rubriken hineinpassen, und die auch aus anderen Gründen von den übrigen besprochenen Arbeiten zu trennen sind. Bettinas Brief an Goethe vom 8. August 1808 und Goethes Antwort vom 21. August im „Briefwechsel mit einem Kinde" hält J. Froitzheim **(15298)** für durchaus zuverlässige Dokumente und liest aus ihnen einen tollen Roman heraus: es handele sich bei Bettinas Mission an Dalberg um Liebesbriefe Goethes an ein junges Mädchen, die vielleicht Therese Hozay hiess, und die, von Goethe verlassen, die Briefe dem Dechanten Dumeiz übergeben habe, damit er ihre Rechte vertrete. Goethe habe die Briefe 1808 wieder an sich gebracht, um bei Abfassung von Dichtung und Wahrheit nicht durch ihre Existenz geniert zu sein. — Weitere Schandtaten Goethes enthüllt ein zweiter Aufsatz des edlen Forschers **(15211)**. Wir erfahren hier, dass Goethe durch seine öffentliche Verleugnung des

zweifellos von ihm verfassten „Prometheus, Deukalion und seine Rezensenten“ sich in Frankfurt unmöglich machte, dass seine Heirat mit Lili an seiner Lebensführnug scheiterte, dass ihm die Ausstossung aus der Reihe der Advokaten drohte, und dass er sich dieser verzweifelten Lage durch die Flucht aus Frankfurt entzog. —

An diese Übersicht über den Ertrag des Berichtsjahrs für Goethes Verhältnisse zu Zeitgenossen fügen wir einige Urteile von Mit- und Nachlebenden über Goethe. Aus dem Briefwechsel von zwei Goethegetreuen, Carlyle und Eckermann, teilt E. Flügel **(15299)** ein schönes, den Eindruck von Goethes Hinscheiden aussprechendes Schreiben Carlyles vom 27. Juli 1832 und ein Billett Eckermanns von 1834 mit und bietet im Anhang eine Sammlung englischer und französischer Zeitungsberichte über Goethes Tod. — Aus Briefen von Therese Huber an ihre Tochter Forster und andere hat L. Geiger **(15316)** die — meist enthusiastischen — Urteile über Goethe ausgezogen, ebenso teilt er **(15373)** aus Briefen des Varnhagen-Chamissoschen Kreises, die auf der Königlichen Bibliothek in Berlin bewahrt werden, die auf Goethe bezüglichen Stellen mit. — Feuchterslebens „Goethestudien“, die F. Ilwof **(15191)** zusammenstellt, sind keine Studien, sondern vielmehr die Eindrücke eines geistvollen Goetheverehrers. — Emersons Verhältnis zu Goethe ist nach Calvin Thomas (GJb. 24, 132ff. vgl. S. 626) kein ganz glückliches. Er hatte mehr Verständnis für Goethes Gesamterscheinung als für seine Dichtungen. Als ein umgekehrter Vischer setzt er die Gretchentragödie zugunsten des zweiten Teils Faust tief herab. Über die einzelnen grossen Dichtungen urteilt er ohne historische Kritik, als wären sie fertig vom Himmel gefallen. Das Kapitel Goethe in den Representative Men gehört nicht zu den besten im Buche, es ist reich an schönen Gedanken und Formulierungen, wird aber dem Dichter Goethe nicht gerecht. —

Über Goethes Beziehungen zu Städten und Ländern liegt nur wenig Bemerkenswertes vor. Seine pseudonyme Einzeichnung in das Fremdenbuch der Grube Dorothea bei Clausthal teilt Heisterbeck **(15150a)** im Faksimile mit. Sie lautet: Johann Wilhelm Weber aus Darmstadt d. 8. Dez. 1777. — Die Schrift von B. Croce über Goethe in Neapel **(15239**; im folgenden ist die dort angeführte Rezension des Referenten verwendet) vereinigt einige ältere, in Deutschland kaum bekannt gewordene Aufsätze: 1. „La locanda del Signor Moriconi“, das Gasthaus, wo Goethe in Neapel wohnte. Der Verfasser weist es aus alten Papieren nach. Es lag da, wo sich jetzt der Eingang zur Galleria Umberto I von der Via Municipio befindet. 2. „La Principessina***“, das „wunderliche Prinzesschen“, dessen Tischgespräche in der Italienischen Reise unter dem 12. März 1787 so köstlich geschildert sind. Sie war die Schwester von Gaetano Filangieri und an den Fürsten Fieschi Ravaschieri di Satriano verheiratet. Aus Lokalquellen und Familiennachrichten erfahren wir hier Näheres von ihr. 3. „Miss Harte“ = Lady Hamilton, Nelsons Geliebte. Der Aufsatz wiederholt Bekanntes. 4. „La duchessa Giovane“, deren die Italienische Reise unter dem 2. Juni 1787 gedenkt. Die kleine Lebensskizze, die der Verfasser bietet, beruht auf gedrucktem und ungedrucktem Material. — P. Pasig **(15217**; Referat nach der zweiten Auflage von 1902) stellt Goethes Beziehungen zu Ilmenau zweckmässig und auf Grund von Lokalkenntnis dar, aber die Beigabe über Goethe und Corona Schröter ist unzureichend, weil P. den einzigen auf uns gekommenen Brief Goethes an Corona nicht kennt, aus dem wir doch mehr erfahren als aus allen anderen hier zusammengetragenen Notizen. — Die aus Goethes Briefen und Tagebüchern bekannten Nachrichten über seinen Besuch im Gymnasium von Eger vom 1. September 1821 vervollständigt ein Programm dieses Gymnasiums **(15250)** durch Mitteilungen über die damaligen Zustände der Schule und über den weiteren Lebenslauf des Schülers Georg Schmid, dem Goethe die Schulprämie überreichte. — Eine Anzahl kleiner Notizen und Berichtigungen, Goethes Aufenthalt in Marienbad 1821 und 1822 betreffend, bietet F. Fischl **(15254)**. —

Lyrik.

(IV 8c = N. 15411–15461.)

Max Morris.

Allgemeines. — Ausgaben. — Einzelne Gedichte. —

Allgemeines. Mit seinem Buche über Goethes Lyrik will B. Litzmann **(15411)** den Beweis liefern, dass ein Gedichtkommentar „einen künstlerischen Genuss an sich gewähren kann" und zugleich das Probestück einer Erläuterung geben, „die auf eine Verfeinerung und Vertiefung unseres Kunstsinns" abzielt. Dazu wählt er sich eine Anzahl von Goethes schönsten Gedichten aus und legt ihre Entstehung, ihren Stimmungsgehalt, ihre Wirkungsmittel schmiegsam nachempfindend dar, aber die beiden versprochenen grossen Leistungen kann der Referent in diesem etwas süsslichen Kommentar nicht finden, der, abgesehen von einigen heftigen Scheltreden über „die Unarten, die Pedanterie und Öde der landläufigen Goethekommentare, einer weiblichen Feder entstammen könnte. Im einzelnen: L. fasst (S. 56) das „Heidenröslein" als einen „Ausklang" der Liebe zum Frankfurter Gretchen auf, verführt durch die Wendung in Dichtung und Wahrheit, dass dieser Verlust „der Knaben- und Jünglingspflanze das Herz ausbrach". Danach wäre also das gebrochene Heidenröslein eine Selbstdarstellung Goethes. Das werden hoffentlich nicht Viele L. glauben. Auch dass das Bundeslied „In allen guten Stunden" „mit zu dem Schönsten gehört, was Goethe je gedichtet", ist eine seltsame Behauptung. „Jägers Abendlied" soll sich nicht auf Lili beziehen, sondern auf Frau von Stein (S. 93). Aber das Gedicht wendet sich deutlich an eine ferne Geliebte. Aus dem „Eis-Lebenslied": „Sorglos über die Fläche weg" spricht nach L. der „Mut des Mannes, der ... in der Enge und aus der Enge heraus sich sein Schicksal sucht und bildet". In der Enge! Das liest L. aus diesem grandiosen Bilde schrankenlosen Strebens heraus. Und so wäre noch öfter zu widersprechen. Indessen enthält das Buch doch auch eine Anzahl fein empfundener Ausdeutungen, und so wird es in seiner weichen Art manchem Leser und besonders mancher Leserin wohltun. — Kräftiger mutet die Darstellung von Goethes Lyrik bei A. Bielschowsky **(15413; 15199)** an. „Was war das nun für eine geheimnisvolle Kraft, deren Gefäss er geworden war?" Es ist nicht B.s Schuld, dass seine Antwort auf diese grosse Frage nicht ganz befriedigen kann, und das Kapitel gehört deshalb doch zu den besseren unter seinesgleichen. Der Dichter schaut nach B.s Darlegung die Dinge in ihrer Klarheit und Zusammenstimmung, also in ihrer Wahrheit. Goethe empfindet, erkennt, erlebt die Welt und spricht sie in ihrer Normalität aus. Seine Gedichte enthalten und versöhnen den Kontrast der Welt, die verschiedensten Töne schwellen einander herrlich entgegen. In der Darstellung vereint Goethe die verstandesmässige Klarheit mit körperlicher Anschaulichkeit, aber die symbolische Tiefe des Gehalts bringt ihn gelegentlich in Gefahr, beides zu verlieren. Die innere Musik seiner Sprache ist nicht an Versmass und Reim gebunden, seine Geistesharmonie bildet sich im Sprachkleide entsprechenden Ausdruck durch die Wortwahl und den Wortfall, der in der Prosa sich in der Rhythmik des Satzbaus zeigt. Gerade durch die Kraft und Weite seines Geistes sind seiner Lyrik manche Stimmungen versagt, es fehlt ihr das Traulich-Gemütliche, das Demütig-Fromme und das spezifisch Vaterländische, dieses in einem doppelten Sinne: wir vermissen sowohl den intimsten Hauch deutscher Landschaft und deutschen Kleinlebens als die politisch-patriotische Begeisterung. Auf Grund dieser Gesamtanschauung erläutert B. eine Anzahl von Gedichten nach ihrer Entstehung und ihrem geistigen und symbolischen Gehalte. Diesen feinen, hier und da auch zum Widerspruch reizenden Ausführungen können wir hier nicht im einzelnen folgen. — Ein Vortrag von J. Minor „Die ersten zehn Weimarer Jahre im Spiegel von Goethes Lyrik" liegt nur in einem kurzen Auszuge (ChWGV. Bd. 17, S. 12/13) vor. Danach unterscheidet M. in der angegebenen Periode drei Gruppen: 1. Selbstdarstellungen. Der Weltmann und Politiker stellt sich in gnomischen, der friedenersehnende Mensch in elegischen Dichtungen dar, und der schauende Weise erhebt sich in hohen Oden über das Weltgetriebe. 2. Balladen, erotische Dichtungen, Epigramme, sämtlich nach von Herder vermittelten Vorbildern. 3. Grosse liebevolle Darstellungen einzelner Personen: Miedings Tod, Ilmenau, Zueignung, Hans Sachsens Sendung. — Gegen solche Lobpreisungen des Lyrikers Goethe erhebt sich eine Stimme aus dem Grabe. Ein in der Aufklärung wurzelnder Pedant, M. Span in Wien, hat 1821 in einem verschollenen

Aufsatz, den R. F. Arnold (Euph. 10, 611) neudruckt, den Lyriker Goethe vernichtet und als Probe produktiver Kritik einige Goethische Gedichte fürchterlich verbessernd umgedichtet. —

Ausgaben. Für die Ausgabe des Bibliographischen Instituts hat G. Ellinger (15118; 15418) den zweiten Band der Gedichte und den West-östlichen Divan sorgfältig bearbeitet und mit reichhaltigen, zuverlässigen Anmerkungen versehen. Hier und da wäre zu widersprechen; vgl. z. B. im Divanbande S. 235 die Erläuterung zu „Gänsespiel", das vielmehr ein bekanntes, noch heute gebräuchliches Gesellschaftsspiel ist. In dem Gedicht „Sehnsucht" (2, 376; Werke 4, 95) ist zu lesen: „Die glühend herzauf quillet". Der erste Druck nach der verschollenen Handschrift bietet: „Herz auf quillet", was auf dasselbe hinauskommt. Dagegen ist die von E. angenommene Lesung in den Werken „Herz aufquillet" unverständlich und falsch. —

Einzelne Gedichte. Die Monographie von F. Saran (15455) über die „Zueignung" wird im Kapitel Metrik behandelt. — Die Echtheit der Sesenheimer Lieder untersucht Julius Göbel (15441). Er schreibt sie alle Goethe zu und stützt sich dabei auf den Nachweis verwandter Wendungen und Anschauungen in Goethes Lyrik und in den Friederikenkapiteln von „Dichtung und Wahrheit", wo die Erinnerung ihm solche Wendungen und Worte wieder heraufführte, die sich für ihn einmal mit Friederikens Bild assoziiert hatten. Besonders bemerkenswert ist unter Goebels Nachweisen die Parallele: „Erwache Friederike, vertreib die Nacht, die einer deiner Blicke zum Tage macht" — Dichtung und Wahrheit, Buch 10: „durch die Klarheit, womit sie sprach, machte sie die Nacht zum Tage". Im ganzen ist aber Goebels Beweisführung doch unzureichend, denn es fehlt die Gegenprobe. Er musste zeigen, dass in Lenz' gleichzeitigen Dichtungen sich solche Wendungen nicht finden, und dass sie auch nicht Gemeingut der Anakreontik oder des beginnenden Sturms und Drangs waren. — Der Einfluss Pindars auf Goethe erscheint Paul Reiff (15447) erheblich geringer als bisher, insbesondere von Minor und Sauer, angenommen wurde. In Form, Gedanken, Weltanschauung zeigt Wanderers Sturmlied nach R. mehr Anlehnung an Klopstock als an Pindar. Das Titanische darin sei eben Sturm und Drang, nicht besonders von Pindar abhängig. Dagegen ist nun aber einzuwenden, dass Goethe selbst hier in Vers 101—109 die Inspiration von Pindar her bezeugt. Dass es sich dabei mehr um enthusiastisches Hineinempfinden handelt als um gründliche Erfassung, tut der Stärke dieser Wirkung keinen Abbruch. Den Vers 82 (Der du mich fassend deckst, Iupiter Pluvius) hat R. missverstanden. Er findet darin Pantheismus, es ist aber nur eine poetische Umschreibung für den niederströmenden Regen. Dass in „Adler und Taube" mehr Goethes als Pindars Weltanschauung erscheint, kann man R. gern zugeben. — O. Heuer (Eine Goethesche Rezension JbFDH. 1903, S. 296—302) macht eine vielleicht zur Vervielfältigung bestimmte Zeichnung Goethes mit zwei darunter gesetzten Versen bekannt, worin Goethe die orthodoxe Schrift des Propstes Jörgen Hee über die von ihm erreichte Bekehrung des Grafen Brandt verspottet, des Freundes und Schicksalsgenossen von Struensee. Die Frankfurter Gelehrten Anzeigen hatten wegen einer Rezension vom 8. September 1772 über eine verwandte, Struensees Bekehrung behandelnde Schrift einen Streit mit der Frankfurter Geistlichkeit auszufechten, und aus diesen Verhältnissen heraus sind Goethes Zeichnung und Spottverse entstanden. — Zum Diné zu Coblenz (Werke 2, 266) findet A. Wallner (nicht Waller) (15429), dass „wie nach Emmaus" kein tertium comparationis bietet, und vermutet deshalb eine Verwechselung mit dem Wettlauf der beiden Jünger zum Grabe Christi, Joh. 20, 4. Aber das tertium comparationis liegt in der Gruppe, wenn auch mit einer Umstellung. Die Emmausgruppe zeigt: Weltkind rechts, Weltkind links, der Prophet in der Mitte. — Zu dem Gedicht Auf dem See (Werke 1, 78) bringt A. Wallner (15440) einige Parallelen aus Klopstocks an derselben Stelle entstandener Ode „Der Züricher See" bei. — Zu „Kracht's gleich, bricht's doch nicht" in dem Gedicht Mut (Werke 1, 67) weist E. Hoffmann-Krayer (15438) einen ähnlich klingenden, aber anders gemeinten Volksliedvers nach. — Von Wanderers Nachtlied gibt es eine von Johannes Falk herrührende Umdichtung, die, durch Kuhlaus Komposition weit verbreitet, sich neben Goethes Versen im Gedächtnis vieler Deutscher festgesetzt und gelegentlich das Original verdrängt hat. So hält nun auch J. Röll (15446) diese Umdichtung für das Original und erklärt die Photographie von Goethes erster Aufzeichnung an der Wand des Bretterhäuschens auf dem Gickelhahn für eine Fälschung. Daran schliesst sich eine Reihe von Einsendungen aus dem Leserkreise, worunter die von Ed. v. d. Hellen hervorragt, der den Sachverhalt klarlegt. — Gegen die in Schulausgaben gelegentlich gebotene Auffassung des Erlkönigs als einer krankhaften Vision des Kindes wendet sich J. Buschmann (15430) mit Recht. — Dagegen verfällt eine Erklärung des Fischer

durch Th. Büsch (15431) in derselben pädagogischen Zeitschrift gerade in den von Buschmann bekämpften Fehler des aufklärerischen Rationalismus. Nach B. hat Goethe im „Fischer“ zeigen wollen, dass man am Müssiggang zugrunde geht. Angeln „ist das verkörperte Bild eines ungestörten süssen Nichtstuns ... Wer auch keine Untat zu bereuen, nichts Böses in seinem Leben getan hat, dem kann die Leere des Daseins verhängnisvoll werden ... Die feindlichen, unheimlichen Mächte, die in der Seele schlummern — beim Dichter werden sie persönlich, sichtbare Erscheinungen in der Sinnenwelt —, erheben sich, gewinnen Gewalt über den Unglücklichen und ziehen ihn hinab in die Tiefe.“ Die armen Schüler! — Die beiden Schlusszeilen von Schäfers Klagelied (Werke 1, 85) sind logisch unstimmig, wie A. R. Hohlfeld (15439) zeigt. „Die Türe dort bleibet verschlossen; doch alles ist leider ein Traum.“ Beginnt die Ernüchterung erst in der letzten Zeile, so muss die vorangehende Zeile noch zur Traumtäuschung gehören; sie bezeichnet aber selbst schon das Einsetzen der Ernüchterung. Nun hat Steig (JBL. 1895 IV. 8c : 35) eine Abschrift mitgeteilt, die in der letzten Zeile „denn“ für „doch“ bietet, und diese Fassung ist der vulgaten vorzuziehen. — H. Henkel (15452) setzt seine chorizontische Bemühung um die Xenien fort (vgl. JBL. 1895 IV. 8c : 33). Einem Einzelreferat entzieht sich die auf gründliche Kenntnis des Sprachgebrauchs der beiden Dichter gestützte Arbeit, worin H. auch einige seiner früheren Annahmen revidiert. — Einen noch nicht bibliographierten, übrigens wertlosen Druck der Stanzen zum 30. Januar 1798 (Werke 16, 208) weist M. Morris (15442) in Schmieders „Taschenbuch für Theater auf 1798 und 1799“ nach. — Dass man nach der jetzt beliebten Art auch Goethes Tagebuchgedicht unter wissenschaftlicher Flagge auf den Markt bringen würde, war vorauszusehen. Der neue Einzeldruck (15444) bringt ausserdem noch die Fragmente von vier unterdrückten römischen Elegien nach der Weimarischen Ausgabe und Nicolai auf Werthers Grab. In der Einleitung stellt M. Mendheim zusammen, was über „Das Tagebuch“ bekannt ist, und teilt dazu noch einige Stellen aus Briefen von Hirzel, Düntzer u. a. mit. Bemerkenswert ist darin die Erklärung Hirzels, dass ihm Goethes Handschrift des Gedichts „auf eine halbe Stunde“ vorgelegen hat. „Diese kurze Zeit habe ich damals zu einer Abschrift benutzt.“ Die von M. herangezogene Parallele aus Hofmannswaldaus Gedicht „An Charantine“ enthält gerade das wesentliche Motiv nicht. — Zum Prooemion (Werke 3, 73) und Vermächtnis (Werke 3, 82) bringt E. v. Lippmann (15432) Parallelen aus Giordano Bruno bei, die aber wohl nicht, wie v. L. glauben möchte, die Quelle sind. Das gleiche gilt von den interessanten Parallelstellen aus der Weltliteratur, die er zu den Versen anführt: „Denn ich bin ein Mensch gewesen usw. (Werke 6, 253). — Das Gedicht „Mollys Antwort“ (JBL. 1897 IV, 8c : 1) teilt C. Schüddekopf (15436) nach der im Stadtarchiv zu Braunschweig befindlichen eigenhändigen Handschrift mit und erledigt damit den bisherigen Zweifel an seiner Echtheit. Es ist eine Weiterführung von Bürgers Gedicht „Mollys Wert“ und enthält die Antwort des besungenen Mädchens auf die übertriebenen Beteuerungen des Liebhabers. —

Goethes Epos.

(IV, 8d = N. 15462–15514.)

Carl Alt.

Allgemeines. — Einzelne Dichtungen: Werther. — Wilhelm Meister. — Wahlverwandtschaften. — Kleinere Erzählungen. —

Von Werken allgemeinen Inhalts, die den epischen Dichtungen Goethes gelten, wurden H. G. Gräfs (15463a) und R. Riemanns (15466) Arbeiten noch vielfach, fast durchweg lobend, besprochen. Von den Rezensionen über das letztgenannte Buch ist die O. F. Walzels hervorzuheben, der eine eingehendere Berücksichtigung der Romantiker fordert, selbst wichtige Hinweise auf Beziehungen zwischen den Romanen Goethes und denen der Romantiker gibt und auch an andere von Riemann nicht genügend beachtete Vorbilder des deutschen Romans (Cervantes, Boccaccio usw.) erinnert. — Die sorgsame Untersuchung

K. Furtmüllers (15464) über die Theorie des Epos bei den Brüdern Schlegel, den Klassikern und Wilhelm von Humboldt stellt Goethes Äusserungen über das Epos aus seinem Briefwechsel mit Schiller zusammen, erörtert das wiederholt wechselnde Urteil über F. A. Wolfs Hypothese, hebt Goethes wichtige Gegenüberstellung des Rhapsoden und Mimen hervor, vergleicht Goethes Ansicht mit der Schillers und der Schlegel und zeigt die Bedeutung der theoretischen Erörterungen für Goethes eigene Dichtungen, insbesondere für die Achilleis. — Hertha Sollas (15467) begnügt sich in den Abschnitten ihrer Dissertation, die sich mit Goethe beschäftigen, damit, die bekannten Urteile über Goldsmith aus Dichtung und Wahrheit abzudrucken und die wichtigsten Resultate der Forschungen von Levy (GJb. VI) und Brandeis (JBL. 1898 IV 8e: 29) kurz anzuführen. — P. Lorentz (15468) behandelt den Grundtypus des Philisters, wie Goethe ihn bald mit gutmütiger Ironie, bald mit scharfem Spott in verschiedenen Gestaltungen gezeichnet hat. Werner, der Vertreter des ausschliesslichen Nützlichkeitsstandpunkts, der kühl-verständige Albert mit seinem Mangel an Verständnis für das Aussergewöhnliche, der banausische Brotgelehrte Wagner, der kleinlich-ängstliche Apotheker, der stets nur an sich selbst denkt — alle sie sind Philister im Sinne Goethes, während etwa Hermann oder Wilhelm (in den Geschwistern) nur einzelne philisterhafte Züge aufweisen. Die Verkümmerung gewisser Seiten der eigenen Persönlichkeit, verbunden mit der Anmassung, als ein Ganzes zu gelten, die Korrektheit und arrogante Sicherheit, die Übervernünftigkeit und die Furcht vor der Ausnahme — das alles charakterisiert den Philister, aus dessen Netzen Goethe die Deutschen befreien wollte. —

Einzelne Dichtungen. Von zwanzig Nummern der Wertherliteratur (Ausgaben, Übersetzungen, Untersuchungen), die unsere Bibliographie verzeichnet, blieben mir leider die meisten unzugänglich, darunter nicht weniger als sechs Studien von französischen Autoren (15476—81). — L. P. Betz (15475) gibt ein chronologisch geordnetes Verzeichnis der französischen Übersetzungen des Werther, der freien Bearbeitungen, Travestien, Dramatisierungen und der sogenannten Wertherromane in Frankreich. — R. Hamann (15486) will die Wirkung des Werther in ihren verschiedenen Erscheinungsformen darstellen. Diese Wirkung war vielfach so stark, dass sie im Leser das Bestreben hervorgerufen hat, sich mit dem Helden der Dichtung zu identifizieren — von der Nachahmung des Äusserlichsten, der Tracht, bis zur Nachfolge in den Handlungen, ja, im Selbstmorde. Die zahlreichen durch den Werther hervorgerufenen Selbstmorde führt H. zurück auf die durch die Dichtung gesteigerte Empfindung des Gegensatzes von Ideal und Wirklichkeit, auf die Vorstellung, dass nur eine aussergewöhnliche Tat die Stärke der eigenen Leidenschaft beweisen könne, und auf den Wunsch, durch Nachahmung von Werthers Handlungen als ein Genie wie Werther zu erscheinen. Anders wirkte das Werk auf die Dichter, die sich zur dichterischen Nachahmung aufgefordert fühlten, oder auf die Kunstfreunde und Kritiker, die mehr oder minder enthusiastisch die Kunst der Darstellung bewunderten. Endlich wird von H. auf die Eigenschaften der Dichtung selbst hingewiesen, die ihren ausserordentlichen Erfolg begreiflich machen: die Naturwahrheit, die Konzentration und stetige Steigerung der Erregung. Ja auch, dass man Werther als Muster der Tugend ansah, trug dazu bei, ihn in allen Stücken als vorbildlich erscheinen zu lassen. —

In der Einleitung zu seiner Ausgabe des Wilhelm Meister gibt V. Schweizer (15490) eine Skizze der äusseren und inneren Entstehungsgeschichte, deutet auf „Lebensvorbilder“ und literarische Vorbilder und berichtet über die Aufnahme, die das Werk gefunden hat. — H. Glagaus Buch (15494) blieb mir unzugänglich; nach R. M. Meyer (ADA. 29, S. 155/7) hält G. die Bekenntnisse einer schönen Seele für ein rein Goethisches Werk. — Spuren einer Einwirkung des Wilhelm Meister auf Hebbel findet A. Fries (15495) in Hebbels „Schauspielerin“; besonders die Heldin erinnert ihn an Goethes Aurelie. — Dass Goethe in Wilhelm Meisters Wanderjahren von höherer Warte des Lebens als die Durchschnittspädagogen von Fach einen Umschwung im Kulturleben prophetisch voraussehend neue Normen für die Erziehung aufgestellt hat, will W. G. Burkhardt (15495a) erweisen. Veränderte soziale Verhältnisse, die die Erziehung in der Familie immer mehr beeinträchtigen, fordern die Erziehungsschule statt der Unterrichtsschule. Das erkannt zu haben, ist ein Hauptverdienst Goethes: die Überlieferung von Kenntnissen, die sogenannte allgemeine Bildung erscheint nicht als vornehmste Aufgabe der Schule, sie soll eine praktische Lebensschule sein. Ferner rühmt B., dass Goethe die Bedeutung der „höheren Gefühle“ für die Charakterentwicklung richtig geschätzt habe; das komme darin zum Ausdruck, dass Goethe an Stelle des dogmatischen Religionsunterrichts die Erziehung zur Ehrfurcht, zu dem, was allen höheren Religionen gemein sei, setze. Hierbei darf der Hinweis auf den von B. benutzten Aufsatz P. Wernles (JBL. 1902 N. 7641) nicht fehlen, der auf die mangelnde Einheitlichkeit in diesen Abschnitten der Wanderjahre aufmerksam gemacht hat. Endlich deutet B. darauf hin, wie

manches, was an den Wanderjahren zunächst als utopistisch erscheinen mag, in den Forderungen neuerer Pädagogen wiederkehrt; zum Schluss gibt er einigen Bedenken gegen die fast völlige Ausschaltung der Familie und die Entnationalisierung in Goethes Erziehungsplan Ausdruck. —

Über Hermann und Dorothea und die Achilleis ist nichts erschienen, was der Hervorhebung bedürfte. —

H. Schoens Buch über die Wahlverwandtschaften (JBL. 1902 N. 8045) wird von M. Hecker besprochen (15508). H. protestiert gegen die Auffassung Sch.s, der den sittlichen Gehalt eines Werkes nach den Wirkungen beurteilen will, die es auf einen Leser hervorzubringen imstande ist, und fordert ein sorgfältigeres Eingehen auf die Absichten des Dichters. Ferner bestreitet H. die von Sch. behauptete Verschiedenheit des Grundgedankens im ersten und zweiten Teile, sowie den angeblichen Widerspruch zwischen dem Stoff und der Art der Behandlung durch Goethe und betont die organische Einheitlichkeit der Dichtung. —

Zu den kleineren Erzählungen Goethes liegen mehrere Untersuchungen vor. Zwar A. Tilles Aufsatz (15510) hat es mehr mit Hendrichs Bildern als mit Goethes Märchen zu tun, oder vielmehr beide zusammen gelten ihm als „ein Werk, das sich aus Worten und Farben zusammensetzt, und bei dem es nahezu menschenunmöglich scheint, zu entscheiden, was auf Rechnung der Worte und was auf Rechnung der Farben zu setzen ist"; von dem Inhalt dieses Doppelwerkes gibt er dann eine Analyse. — B. Seuffert (15511) wendet seine Aufmerksamkeit wiederum Goethes Novelle zu, als deren Schauplatz er Teplitz erweisen will; doch nicht die Feststellung dieses äusserlichen Moments ist ihm die Hauptsache, sie soll vielmehr nur zeigen, „dass auch die Novelle, deren Inhalt so gar idealisiert erscheint ... doch ein Wirklichkeitsbild aus treuem Gedächtnis nachzeichnet" (S. 35). S. geht von einem Erlebnis Goethes in Teplitz aus, das allerdings unverkennbar an eine Szene der Erzählung erinnert, vergleicht dann den Schauplatz der Novelle mit dem alten Teplitz, wie es zu Goethes Zeit ausgesehen haben mag, und deutet endlich auch auf einige Persönlichkeiten des Goethischen Bekanntenkreises, die den Figuren der Dichtung einzelne Züge geliehen haben könnten. So hätte sich der alte Plan (von 1797) zur vollendeten Dichtung gerundet, „denn es war ihm jetzt zugewachsen, was Goethes Poesie bedurfte: Geschautes, Erlebtes". — A. Bettelheim (15513) findet in dem Buch Histoire comique von Anatole France, der auch den Stoff der Braut von Korinth behandelt hat, ein Motiv, das auch in der von Goethe (in den Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten) erzählten Geschichte der neapolitanischen Sängerin begegnet, und wünscht vom Verfasser oder einem seiner Freunde zu erfahren, ob hier ein zufälliges Zusammentreffen oder Abhängigkeit vorliegt. — Ein ähnliches Problem beschäftigt M. Morris (15514). Erich Schmidt hatte behauptet: „Dass Daudet in den Rois en exil unabhängig von Goethes Guten Weibern dasselbe aparte Geschenkmotiv gefunden hat, steht fest." M. sucht nun aus den Sitten des 17. und 18. Jahrhunderts begreiflich zu machen, wie beide Dichter zu der gleichen Erfindung kommen konnten, hält aber auch für möglich, dass sich eine gemeinsame Quelle für Goethe und Daudet finden könnte. —

Drama.

(IV, 8, e = N. 15515—15657)

Richard Weissenfels.

Allgemeines. — Einzelne Dramen: Götz. — Iphigenie. — Egmont. — Tasso. — Faust: Zusammenfassende Darstellungen; Einzelstudien; Urfaust; erster Teil; zweiter Teil; Bühnenbearbeitungen; Übersetzungen; Vorgeschichte, Nachdichtungen. — Schwänke, Festspiele, Fragmente und Bearbeitungen. —

Allgemeines. Das grosse, auf dem festen Grund genauester und weit umblickender Studien ruhende Werk H. G. Gräfs (15515) ist von den Epen zu den Dramen fortgeschritten. Was über seine praktische Einrichtung und über seine Bedeutung für die Goetheforschung früher in den JBL. (1900 IV 8 d: 3; 1901 IV 8 a[1]: 164, d: 1—2) gesagt worden ist, gilt in demselben Masse für den neuen Teil. Die Änderungen an der äusseren Einrichtung, die sich dem Verfasser als notwendig oder wünschenswert ergaben und im Vorwort besprochen werden, sind durchweg zu billigen,

besonders, dass Äusserungen Goethes, die mehrere seiner Dichtungen betreffen, nicht mehr in ihre einzelnen Bestandteile aufgelöst erscheinen, sondern als Ganzes bei der Dichtung, die nach dem Alphabet die erste Stelle einnimmt. Man braucht nur z. B. bei den „Aufgeregten“ den Auszug Goethes aus Ampères Aufsatz „Histoire du théâtre de Goethe“ zu lesen, um den Vorzug der neuen Einrichtung vor der alten zu empfinden. Die Erläuterungen haben gegenüber dem ersten Teil insofern eine Einschränkung erfahren, als die Auszüge aus Briefen anderer und aus Rezensionen knapper gehalten sind. Doch fehlt auch nach dieser Seite nichts, was zum Verständnis der Äusserungen Goethes nötig ist, und wir erhalten z. B. von der Aufnahme, die „Egmont“ und „Epimenides“ im Publikum fanden, eine deutliche Vorstellung. Vielfach erweitern die Erläuterungen sich zu Untersuchungen, deren Ergebnisse bei Streitfragen durch eine immer wache, umsichtige und mit allen Hilfsmitteln arbeitende Kritik bedingt sind. So wird, unter Aufmerksamkeit auch auf das Kleinste, frühere Forschung in Einzelheiten ergänzt, frühere Irrtümer, zumal in der Auffassung einzelner Briefstellen, werden berichtigt und manche Anregungen zu weiterer Forschung gegeben. Neue Gesichtspunkte müssen sich ja schon dadurch erschliessen, dass die früher weit zerstreuten Äusserungen über die einzelnen Dramen hier nahe aneinander gerückt sind. Auf die vielen für die Einzelforschung wichtigen Fragen, die G. teils vorsichtig beantwortet, teils offen lässt, kann hier nicht eingegangen werden. Erwähnt sei, dass er die Schäferspiele „Amine“ und „Laune des Verliebten“ mit Rötteken (JBL. 1890 IV 11 e : 2) und Heinemann (JBL. 1902 IV 8 e : 8056) für zwei ganz verschiedene Dichtungen hält, und dass er aus dem Leipziger Brief Goethes an seine Schwester über „Belsazar“ (No. 8 in der Weimarer Ausgabe) auf eine ursprünglich prosaische Fassung dieses Trauerspiels schliesst. Mit Recht führt er zum „Cäsar“ auch Äusserungen Goethes über Shakespeares Tragödie an, „die, möglicher Weise, etwas Licht werfen können auf die Art, wie er selbst den Gegenstand behandelt haben würde“. Eine Erweiterung des Stoffgebietes ergab sich gegenüber dem ersten Teil mit der neuen Gattung: die Bühnengeschichte der Dramen, soweit sie in Goethes Lebenszeit fällt, hat eingehende Berücksichtigung gefunden, beim „Egmont“ auch Schillers Bühnenbearbeitung. — R. Krauss (15522) berichtet, dass in Stuttgart Goethesche Dramen erst seit 1807 Repertoirestücke wurden. Einige mitgeteilte Rezensionen lassen vermuten, dass auch dieser Zeitpunkt für das Publikum noch ein zu früher war. — Goethes satirische Dramen aus der Sturm- und Drangzeit überblicken wir gut im ersten Teil eines Aufsatzes, in dem H. Landsberg (15521) die dramatischen Parodien und Travestien der deutschen Literatur, beginnend von Christian Weises „Zweifacher Poetenzunft“, in die geschichtlichen Zusammenhänge einfügt und knapp erläutert. Beim „Satyros“ wendet er sich gegen Scherers neuerdings (vgl. JBL. 1902 S. 573/4) wieder aufgenommene Herder-Hypothese und fasst seine Ansicht dahin zusammen: „An einen frei erfundenen Typus, den Goethe höchst subjektiv gestaltete, gliedern sich einzelne charakteristische Züge Kaufmanns, Basedows, Herders.“ — Aus Goethes Prosadramen stellt F. X. Tippmann (15533) Beispiele von syntaktischem Parallelismus zusammen und zeigt, dass er sich gern mit Anaphora (vgl. JBL. 1895 IV 8 e : 46) und Asyndeton verbindet und besonders häufig in leidenschaftlichen Reden (Clavigo, Stella) auftritt. — Unter den klassischen Dramen, deren Stätten und historische Grundlagen R. Kohlrausch (15527, 15555, 15589) schildert, sind „Götz von Berlichingen“, „Tasso“ und „Faust“. Beachtung verdienen einige Vorschläge für die Inszenierung. Um den Zwiespalt der beiden geschichtlichen Epochen, der den „Götz“ erfüllt, auch äusserlich zu vergegenwärtigen, empfiehlt K., für die Szenerie zwei Vorbilder zu benutzen: den Innenhof und Rittersaal der Burg Jaxthausen für die mittelalterliche Welt Götzens, die „alte Hofhaltung“ in Bamberg für die Renaissancewelt seiner Feinde. Die beiden Welten stehen auch im „Faust“ nebeneinander, als dessen gegebenen Schauplatz K. Erfurt bezeichnet im Hinblick auf die dort lokalisierten Faust-Geschichten und auf das Aussehen der Stadt, das noch heute Mittelalter und Renaissance vereinige. Für die Zecherei in Auerbachs Keller verlangt er mit Recht die Umgebung etwas farbenfreudiger ausgeschmückt, als es auf den Bühnen üblich ist. —

Einzelne Dramen. Götz von Berlichingen. P. Weizsäcker (15531) erklärt den ihm von Palm (JBL. 1902 N. 8064) nachgewiesenen Irrtum, dass die in Jaxthausen erhaltene eiserne Hand eine linke sei, aus einer verkehrten Abbildung der Reliquie, hält aber an der Behauptung fest, dass die Lebensbeschreibung Götzens ebensogut an die linke wie an die rechte Hand denken lasse. —

Iphigenie auf Tauris. M. Wohlrab (15539) wendet seine „ästhetische“ Methode der Erklärung, die schon in JBL. 1902 S. 441/2 beleuchtet und von ihm selbst in NJbbKlAltGL. 11, S. 409—19 verteidigt worden ist, auf „Iphigenie“ an. Wir folgen ihm gern, wenn er die Bedeutung der einzelnen Akte und Szenen für das Ganze der Dichtung dadurch feststellt, dass er die Empfindungen

des mit dem Stück noch nicht bekannten Lesers oder Zuschauers analysiert, dabei stark die künstlerische Einheit des Dramas betonend. Es ist ja auch nicht zu leugnen, dass in der Erklärung von Dichtwerken heute oft das Ästhetische allzuweit hinter das Biographische zurücktritt. Aber bei der „Iphigenie" ganz von dem zugrunde liegenden Erlebnis des Dichters abzusehen, geht nicht an. W. ist auf diesem Wege schon früher zu der Auffassung von der Entsühnung des Orestes gekommen, die in JBL. 1900 IV 8 e : 101 abgelehnt wurde, und die er jetzt in seinem Vorwort gegen abweichende Meinungen aufrecht zu erhalten versucht. Wie diese Auffassung, hat er seine Ansicht vom Aufbau der Handlung bereits früher veröffentlicht (vgl. JBL. 1901 IV 8 e : 44). Die beiden älteren Aufsätze enthalten das, worin er von anderen Erklärern der Dichtung abweicht. — In einer Dresdener Aufführung hat man, wie F. Kummer (**15540**) berichtet, mit der traditionellen Szenerie zu brechen gewagt, indem man an die Stelle des weissen griechischen Tempels einen roh zyklopischen Tempelbau in einem düsteren Opferhain setzte, der besser an das rauhe Gestade der Taurier passt. —

Egmont. Eine Ausgabe von M. Morris (**15542**) eröffnet die Reihe der von G. Witkowski besorgten „Meisterwerke der deutschen Bühne", die durch möglichst praktische, übersichtliche Einrichtung der Einleitungen und Anmerkungen dem Leser das Verständnis erleichtern und den Genuss erhöhen, ihn auch, in löblichem Idealismus, zur Selbsttätigkeit, zum Ausfüllen leerer Blätter mit seinen „Eindrücken und Betrachtungen" anregen wollen. M.s Einleitung, ihren Stoff unter den gegebenen Stichworten (Entstehung, Wirkung, Charaktere usw.) behandelnd, erfüllt vollauf ihren Zweck. Sie enthält eine ausgezeichnete Analyse der Charaktere und ihrer Gruppierungen und erörtert eingehend das Verhältnis des Dramas zur geschichtlichen Wirklichkeit. Für Egmonts Traumvision wird Anregung durch das Traumgesicht der sterbenden Königin Katharina in Shakespeares „Heinrich VIII." vermutet. Die alphabetisch geordneten Anmerkungen bringen sprachliche und sachliche Erläuterungen. — Die in der Bibliographie angeführten Worte Albas deutet T. Diekhoff (**15547**) so: „So war denn diesmal wider Erwarten der Diplomat schlau genug, nicht diplomatisch zu sein." Diese Deutung deckt sich dem Sinne nach mit der Interpretation Düntzers. Alba bezeichnet Oraniens Abreise im Hinblick auf das, was er mit ihm vorhatte, als wahre Klugheit, sie der diplomatischen entgegensetzend, die Oranien veranlasst haben würde, in Brüssel zu bleiben, um sich nicht durch Flucht verdächtig zu machen. —

Tasso. Gegen die Hypothese G. Witkowskis (**15269**), dass Goethe in die Prinzessin Züge seiner Schwester hineingezeichnet habe, wendet R. M. Meyer (**15184**) ein, ihm scheine es eher, als habe Witkowski Corneliens Bild nach dem Leonorens gemodelt. —

Faust. Zusammenfassende Darstellungen. Kuno Fischer lässt den zwei Bänden seines Faustbuches (**15560**) zwei weitere folgen mit fortlaufender Erklärung aller Einzelheiten des Dramas (**15561**). Dem Berichtsjahr gehört der den ersten Teil behandelnde, mir nicht zugänglich gewordene dritte Band an, von der Kritik (**15561—3**) gelobt, doch nicht ohne Einschränkung: man vermisst in manchen Erklärungen Innerlichkeit und Tiefe. — Eine „erfreuliche Erscheinung" begrüsst R. M. Meyer (**15184**) in Maria Pospischils volkstümlicher Fausterklärung (vgl. JBL. 1902 S. 201, 581). — Dagegen findet der zweite Teil von H. Baumgarts Kommentar (vgl. JBL. 1893 IV 8e : 64; 1902 S. 201, 581) nicht den Beifall R. M. Meyers (**15184**), der daran „philosophische Mikrologie" und eine „falsche Vorstellung der notwendigen Einheit" aussetzt. —

Einzelstudien. Gegen den Einheitsfanatiker Baumgart polemisiert auch J. Volkelt (**15571**). Er empfindet überall Widersprüche im „Faust", mehr auch als Minor (JBL. 1901 IV 8e: 99). Aber von den Widersprüchen in den Einzelheiten absehend, zeichnet er in seinem nicht wesentlich Neues bringenden Aufsatz die grossen Züge der Entwicklung des Helden. Im ersten Teil rauschartiges Erleben, Geniessen in Gefühls- und Phantasieüberschwang: Stimmung des Sturmes und Dranges. Im zweiten Teil bereitet der Eingangsmonolog die Wendung zur Einschränkung, zu irdischem Handeln, zur „Schaffenstat" vor, die aber nicht sofort eintritt. Vielmehr zunächst, in der Verbindung mit Helena, Verehrung der Antike, Aufnahme des antiken Ideals in die nordische, deutsche Persönlichkeit: Stimmung des Klassizismus. Nach V. bedeutet das nicht nur eine ästhetische, sondern zugleich eine ethische Erhöhung des Helden, der schon im Helena-Akt als selbstsicherer Herrscher auftritt und so der dritten Entwicklungsstufe näher geführt wird. Diese ist in den beiden letzten Akten gegeben: starkes schöpferisches soziales Handeln: Stimmung des alten Goethe. — Berechtigt sind Maria Pospischils (**15565**) Einwände gegen Türcks Fausterklärung (vgl. JBL. 1901 IV 8e : 126 bis 130). Ihre eigene Auffassung der Rolle, welche die Sorge in der Dichtung spielt,

hält sich aber auch nicht von gewaltsamer Deutung frei, und dass die Magie nichts anderes, auch im Anfang des Werkes, als die mittelalterliche Zauberei vorstelle, will mir nicht einleuchten. — E. Reichel (15567) muss der Faustforschung nicht gerade aufmerksam gefolgt sein, wenn er es merkwürdig findet, dass sie noch niemals ernstlich versucht habe, über die der ganzen Dichtung zugrunde liegende Idee und die Art ihrer Durchführung Klarheit zu gewinnen. Seine Antwort auf die Frage danach lautet: Goethes geistige Kraft hat nicht ausgereicht, den Plan, der im Prolog V. 323—5 und in den Paktworten V. 1692ff. niedergelegt ist, auszuführen, er ist an der Aufgabe, die er sich selbst gestellt hat, gescheitert; „Faust" ist kein in sich abgeschlossenes Kunstwerk, sondern nur „eine planlos widerspruchsvolle Vereinigung von Einzelheiten" und deshalb alles Kombinieren, alles Ringen nach Ergründung des Werkes völlig zwecklos. Es lohnt nicht, in die Einzelheiten der Beweisführung einzugehen. Widersprüche werden da aufgedeckt, die selbst den rabiatesten Scheidekünstlern bisher entgangen waren. R. spricht auch vom Gedankenreichtum des „Faust", der „freilich allzu häufig erborgt" sei. Vielleicht von Gottsched? (vgl. JBL. 1901 IV 8e : 170). — Aufgefordert von L. Geiger, haben E. Landsberg und J. Kohler (15593) die Frage erörtert, ob nach juristischer Auffassung Mephistopheles seine Wette mit Faust gewonnen habe. Landsberg antwortet mit ja: wenn man die an sich nicht vorhandene rechtliche Gültigkeit des Vertrags einmal zugebe, so sei Faust der Verlierende. Seine Rettung erscheint danach rein als Akt der göttlichen Gnade oder der poetischen Gerechtigkeit. Nicht so streng, wie Landsberg erhält Kohler sich auf dem juristischen Boden in seiner verneinenden Antwort. Mit anderen Faustforschern erschliesst er aus dem Prolog, dass es sich bei der Wette allein um das Erdenleben Fausts handle, dass der Vertrag für das Schicksal seiner Seele im Jenseits keine Gültigkeit habe. Und auch wenn dieses der Fall wäre, ist ihm Faust deshalb der Gewinner, weil die Befriedigung, die er endlich findet, kein Genussleben auf dem „Faulbett", sondern mit dem Vorsatz weiteren Ringens und Schaffens verbunden ist. Eine Bereicherung der Faustforschung, eine Klärung oder Vertiefung unserer Auffassung des Werkes bedeuten beide Aufsätze nicht. Ebensowenig ihre zahlreichen Besprechungen in Zeitungen, auch Witzblättern (15594—98). Gegen Landsberg polemisiert ausführlich Maria Pospischil (15599), namentlich geltend machend, dass Faust beim Abschluss der Wette in Mephistopheles nicht den jüdisch-christlichen Höllenteufel, sondern einen Naturdämon, den Dämon des Nichts, des Bösen im mittelalterlich-philosophischen Sinn sehe. Auch A. Brückmann (15594) neigt mehr zu Kohlers als zu Landsbergs Ansicht, modifiziert sie aber noch wieder in einigen Punkten. Man sieht und sucht hier Schwierigkeiten, wo keine sind. — Eigen lauten unter den Urteilen Emersons über Goethe, die C. Thomas (15579) zusammenstellt, die Bemerkungen über „Faust": „Ich finde den Faust ein wenig zu modern und verständlich. Das Buch ist unleugbar von der Hand eines Meisters und steht in einem bedauerlichen Verhältnis zur ganzen modernen Welt, aber es bildet ein sehr widerwärtiges Kapitel der Literatur, das den Verfasser sowohl als die Zeiten anklagt." Emersons Vorliebe gehörte dem zweiten Teile, mit sonderbarer Begründung. Man solle sich, meint Th., jedenfalls an der Seltenheit einer Meinung freuen, die „die Gretchentragödie für gemacht, berechnet und abstossend hält, den zweiten Teil dagegen natürlich und reizvoll findet". — Die wichtigsten der Parallelstellen zu Faust, die E. v. Lippmann (15611) anführt, waren schon aus Kommentaren bekannt. Wohl neu ist die fast wörtliche Parallele zu V. 9940 aus Calderons „Fegefeuer des H. Patricius". —

Urfaust. In einer etwas mystisch anmutenden Studie über die Kunstmittel durch die der Dichter das innerlich Erschaute, Erlebte in die Empfindung des Lesers oder Hörers überträgt, behauptet J. K. v. Hoesslin (15583), dass Goethe bei der Versifizierung der Kerkerszene die beabsichtigte „Dämpfung" glücklicherweise nicht erreicht habe, dass die stilisierten Verse stärker wirken als die frühere naturalistische Prosa. Den Grund findet er hauptsächlich in der „zwar ungehörten, aber um so mehr empfundenen Musik von Vorstellungen und Bildern", in den „Melodien von Gedanken", die der Dichter in den ursprünglichen Text hineingebracht habe. Er versteht darunter Stellen, an denen der psychologische Kausalzusammenhang unterbrochen ist, die nicht, wie die Wiedergabe von Äusserungen innerer Erlebnisse, Assoziationen in uns auslösen, sondern ähnliche Stimmungen, wie die Musik durch ihre Tonintervalle. Kein Zweifel, dass die versifizierte Kerkerszene mehr musikalische Stimmungspoesie enthält als die prosaische, aber als „psychologisch unmotiviert" oder gar „psychologisch unmöglich" kann ich die von H. zum Beweise angeführten Stellen nicht ansehen, zumal im Hinblick darauf, dass es sich dabei doch um die Psychologie des Wahnsinns handelt. Und kein Segen wäre es für unsere Poesie, wenn die impressionistische Manier, wie H. sie in einem Gedicht Stefan Georges als ein lyrisches Ideal analysiert, sich noch weiter als bisher ausbreitete. —

Erster Teil. Erich Schmidts neue Ausgabe (**15585**) bringt hinter dem ersten Teil auch den vollständigen Urfaust. Der Text hat gegen die Weimarer Ausgabe Verbesserungen erfahren in Vers 503 („Webe"), 719 (Komma nach „Und" gestrichen), 4195 („eines"). In der Zueignung Vers 21 wird die umstrittene Lesart „Leid" durch Parallelen kräftig gestützt. Die Einleitung verbindet, in gedrängter Darstellung, kunstvoll Inhaltsangabe, Charakteristik und, vom Urfaust zum Fragment, endlich zur Vollendung des ersten Teils fortschreitend, Entstehungsgeschichte. Noch tiefer leuchten in diese die Anmerkungen hinein mit Hilfe vieler Paralipomena. Sie ergänzen die älteren Kommentare aus einer Fülle eigenen, langher gesammelten Materials. Sinn- und Worterklärungen wechseln darin mit kulturgeschichtlichen und selteneren, psychologischen und ästhetischen Hinweisen. Der Erläuterung dienen auch vielfach die zahlreichen Parallelstellen aus den übrigen Werken und den Briefen Goethes und aus anderen Schriften. Sie rücken zugleich den „Faust" in den weiten Zusammenhang der literarischen Tradition. Wir erkennen, wie ganz die Bibel Goethes geistiges Eigentum geworden war, und erhalten ein vollständiges Verzeichnis der Quellen, aus denen der Dichtung Stoff zugeströmt ist. Die Faustbücher Pfitzers und des Christlich Meinenden sind wohl nie zuvor so gründlich ausgeschöpft worden. Mit allem weisen Einleitung und Anmerkungen einem grösseren Lesepublikum den Weg zum Verständnis des Werkes. Mehr noch bedeuten sie dem engeren Kreis der Fachgelehrten. Wer die Faustliteratur kennt, der findet schon in der Einleitung viele Anspielungen auf sie, gründlicher setzt Sch. sich in den Anmerkungen mit ihr auseinander. Nicht das Kleinste ist, wie Hinweise verraten, seiner Aufmerksamkeit entgangen. Doch berücksichtigt er aus der „Legion" dieser Schriften nur die, welche die Wissenschaft wirklich gefördert haben, und im Streit der Meinungen spricht er manches entscheidende Wort. Wir begrüssen hier eine wohltätige Abrechnung mit der Faustforschung der letzten Jahrzehnte durch ihren berufenen Kritiker. Sein Standpunkt liegt in der Mitte zwischen Einheitsfanatikern und Chorizonten. Der Art, wie Niejahr den Geisterchor Vers 1607 ff. zergliedert und zerreisst (vgl. JBL. 1901 IV. 8e : 267), kann er nicht zustimmen. An Minors (vgl. JBL. 1901 IV 8e : 100) Seite tritt er in der Auffassung des ersten Monologs als einer einheitlichen Dichtung mit „vermeinten grossen, wirklichen kleinen Inkongruenzen", die nicht zwingen, verschiedene Ansätze und einen älteren Plan mit Teufelsbeschwörung im Freien anzunehmen. In der Paktszene erkennt er mehr Widersprüche als Minor an, „die man weder mit frommen Philharmonikern wegleugnen und mühsam verkleistern noch mit überkritischen Heissspornen geflissentlich mehren oder zu fundamentalen erweitern soll". Auch einen Unterschied zwischen dem Mephistopheles des Urfaust und dem der späteren Dichtung gibt er zu, ohne daraus solche Konsequenzen wie Kuno Fischer (vgl. JBL. 1902 S. 583) zu ziehen: ihm ist schon der Mephisto des Urfaust ein oder auch der Teufel, nur noch nicht so reich wie später als Höllendämon ausgestattet. Er bekennt sich solchen Widersprüchen gegenüber zu der „liberalen" Auslegung des Werkes, die Viktor Hehn verlangt hat, und vermeidet alle Tüftelei, z. B. über die Landschaft des Osterspaziergangs, den Schlaftrunk, die Zeitangaben der letzten Szenen (s. Anm. zu Vers 808—1177, 3511, 3662). Einfacher fallen vielfach seine Erklärungen als die früherer Forscher aus, z. B. in der Walpurgisnacht, zu deren Deutung im einzelnen der Kommentator der Xenien vor allen berufen war. Da lehnt er mehrfach gezwungene literarische Deutungen, wie sie früher versucht worden sind, ab, so bei der Trödelhexe, den Gruppen Vers 4367—86 und 4279—90. Auch sonst schränkt er die noch immer allzu beliebten literarischen Einflüsse und Anregungen ein, deren es z. B. zur Konzeption der Brunnenszene und der Walpurgisnacht keineswegs bedurft habe. „Liberale" Grundsätze empfiehlt Sch. auch für die Aufführung des „Faust". Man solle sich nicht scheuen, in der „philosophischen Tragödie" auch gewalttätig zu kürzen, um nur alle „geformte wesenhafte Poesie", namentlich die ganze Folge der Gretchenszenen, auf die Bühne zu bringen; Grundsätze, die noch wichtiger für die Bühneneinrichtung des zweiten Teiles sind. Noch einige Einzelheiten, die alte Streitfragen berühren, seien kurz verzeichnet. Dass der Urfaust mit der Höllenfahrt des Helden habe schliessen sollen, was z. B. noch Minor (JBL. 1901 IV. 8e : 101) annimmt, kann Sch., schon im Hinblick auf den Gehalt des ersten Monologs, nicht glauben. Er bezieht auch nicht die „Hölle" im Vorspiel Vers 242 mit Morris (JBL. 1898 IV 8e : 181) auf ein einmal beabsichtigtes Ende des Dramas. Den Selbstmordversuch weist er als einen Bestandteil schon der Jugenddichtung zu, in der er aber nach Vers 3270f. anders geplant war, als er später ausgeführt wurde. Im Glaubensbekenntnis Vers 3426 ff. hört er mehr den Dichter als seinen Helden sprechen, während er vorher bei Vers 668 ff. umgekehrt gegen Dubois-Reymond geltend gemacht hat, dass Faust, nicht Goethe spreche. „Der Menschheit" in Vers 555 fasst er, abweichend von Minor (vgl. JBL. 1901 IV 8e : 101) als Genitiv und den in letzter Zeit besonders heftig umstrittenen bösen Geist der Domszene (vgl. JBL. 1901

IV 8e : 280/5) als einen schattenhaft sichtbar gedachten Dämon, der, an Swedenborgs spiritus mali (vgl. Morris in JBL. 1901 IV 8e : 256) wie an biblische Vorstellungen gemahnend, „die innerliche Zerrüttung, den gottverlassenen Wahnsinn der Sünde" personifiziert. — Die Verse 1675ff. erklärt A. Hahn (15610) richtig, aber keineswegs neu als eine Wiederholung des Fluches von Vers 1587ff. in einer anderen Tonart, als eine neue „indirekte" Verwünschung aller Lebensgüter. Aber er geht zu weit, wenn er an diese Erklärung die Behauptung schliesst, dass Fausts Stimmung im ganzen Verlauf der Paktszene einheitlich dieselbe wie in der Osternacht sei, dass Widersprüche sich nur bei „haarspaltenden Deduktionen" ergäben. — Mancherlei Interessantes bietet E. Traumanns kleine Schrift über „Wald und Höhle" (15600), besonders da, wo der Verfasser die früheren Beweise dafür, dass die in Rom entstandene „neue Szene" die Hexenküche sei, zusammenfasst und ergänzt, und da, wo er die Dialogpartie von „Wald und Höhle" auf die Elemente untersucht, die aus dem Urfaust hineingekommen sind. Aber das Hauptergebnis seiner Untersuchungen, das Neue, das sie zur Faustforschung beisteuern, wird keine Zustimmung finden. Minor (vgl. JBL. 1901 IV 8e : 99) könnte jetzt nicht mehr schreiben: „Niemand bestreitet, dass der Jambenmonolog frühestens in Italien gedichtet ist." T. hält den ersten Teil (bis Vers 3239) für das dichterische Denkmal der Brockenbesteigung von 1777, damals in Prosa oder den freien Rhythmen der „Harzreise" hingeworfen, später nur in die fünffüssigen Jamben umgegossen. Er hat darin recht, dass die geschilderte Natur nicht italienische, sondern nordische ist. Aber weshalb muss diese Schilderung in der Natur selbst, die sie darstellt, entstanden, weshalb kann sie „unmöglich von der blossen Erinnerung eingegeben, unmöglich im Süden an einer Kulturstätte wie Rom gedichtet" sein? Letzteres nimmt man übrigens jetzt nicht mehr allgemein an, Minor (vgl. JBL. 1901 IV 8e : 99) glaubt, dass der Monolog nach Goethes Heimkehr aus Italien entstanden sei, also zu einer Zeit, als der Dichter in die nordische Natur zurückgekehrt war. T.s „innere Gründe" beweisen nichts für seine Hypothese. Anderseits können die Verse 3235—9 nicht vor der italienischen Reise entstanden sein. Das und andere Bedenken macht A. Metz in seiner eingehenden Besprechung geltend, in der er auch T.s sonderbare Annahme zurückweist, bei „der Vorwelt silbernen Gestalten" sei auch an die poetischen Gestalten aus Goethes eigenem Vorleben zu denken. Mit der Hypothese über die Entstehungszeit der ersten Monologpartie fallen auch die sich daran schliessenden Vermutungen T.s über die Erfindung der „Hexenküche" und die „Operation", die Goethe in Rom am Faustplan vornahm. Gut wird das düstere Kolorit der Dialogpartie zu Goethes eigener zerrissener Stimmung während des Jahres 1789 in Beziehung gesetzt. — Therese Huber hielt nach einem von L. Geiger (15316) mitgeteilten Brief 1808 allein die letzten Szenen des ersten Teils für neu gedichtet, und ihr Kopf war so voll davon, dass „ich nicht wusste, ob ich nicht auch vom Blocksberg kam". — F. Baldensperger (15575a) schildert die Aufnahme und Würdigung die der „Faust" in Frankreich fand, als dort, um 1830, der Klassizismus durch die Romantik abgelöst wurde. Als charakteristisch ergibt sich, dass die Teilnahme des Publikums dem Phantastischen und Pittoresken, dem Satanismus, und dem Romantischen und Sentimentalen, der Gretchentragödie, gehörte, dass die tiefere philosophische Bedeutung des Werkes dahinter zurücktrat. So auch in seiner Wirkung auf bildende Kunst und Musik, wo der Mephistopeles-Maler Delacroix und der Gretchen-Maler Ary Scheffer, der Satan-Komponist Berlioz und der Gretchen-Komponist Gounod hervortreten. —

Zweiter Teil. Dem ersten Teil hat O. Pniower in der geschmackvollen Pantheon-Ausgabe (15601) (vgl. JBL. 1902 S. 585/6) den zweiten folgen lassen. Der Charakter des Werkes und die Ansichten, mit denen das Publikum ihm gegenübersteht, liessen es notwendig erscheinen, der Einleitung und den Erläuterungen breiteren Raum zu gewähren, als sonst in diesen Ausgaben üblich ist. In der Einleitung, die Vorzüge und Schwächen der Dichtung gegeneinander abwägt und mit wenigen Worten den Leser zum richtigen Standpunkt gegenüber dem Ganzen und den Einzelheiten leitet, folgt auf eine allgemeine Würdigung eine ausgezeichnete Analyse, die in ihrer Knappheit überraschend viel gibt. Mit einer dem Gang der fünf Akte folgenden Inhaltsangabe verbinden sich Hinweise auf die Stellung und den Zweck der Einzelheiten im Ganzen, auf die Art der künstlerischen Gestaltung, auf die Fäden, die sich zu anderen Dichtungen Goethes, seinen wissenschaftlichen Liebhabereien und Überzeugungen, seiner Lebensauffassung hinziehen. Hervorgehoben, als besonders wichtig für das Verständnis, sei, was über die Eigentümlichkeiten des Altersstiles gesagt wird, über das Nichtdarstellen von wichtigen Momenten der Handlung, über die Ersetzung des Substanziellen durch das Ideelle, wobei Nebensächliches sich vordrängt, die Hauptsache verdunkelnd. Klar hebt die Eigenart der Euphorion-Episode sich von anderer symbolischer Poesie Goethes ab. Bei der „Helena" warnt P., der darin sich vollziehenden Verschmelzung des Hellenischen

und Germanischen zu grosse Wichtigkeit für das Ganze beizulegen. Er findet die Bedeutung der Episode darin, das Fausts Titanismus durch Verwirklichung seines höchsten Wunsches erfüllt ist, dass dem von der wilden Leidenschaft Gereinigten der Begriff des Masses und des zielbewussten Handelns im menschlichen Sinne zuteil wird, der ihn geneigt und fähig zu praktischer Wirksamkeit macht. In Fausts letzten Worten vom „höchsten Augenblick" sieht P. nur eine äusserliche Anknüpfung an die Wette des ersten Teils und leitet aus dem Umstand, dass man diesen „genialen Witz" nicht verstand, die Zweifel über den Ausgang der Wette her, von denen unter N. 15593 die Rede war. Gewiss vertritt P. hier, abgesehen von dem vielleicht nicht genau treffenden Ausdruck „genialer Witz", die richtige Auffassung, bei der man sich nun beruhigen sollte. Die, meist sachlichen, Erläuterungen sind nicht so knapp, wie sie aussehen; man muss sie mit der Einleitung zusammen nehmen, dann ergibt sich ein Kommentar, der das vom Verfasser gesteckte Ziel erreicht, dem Leser das Ganze leicht fasslich macht, ihn zu liebevoller Hingabe auch an das Einzelne stimmt und ihm so zu einem „köstlichen Besitz" verhilft. — Die literarischen Quellen, auf die W. Cohn-Antenorid (**15608**) für die Erfindung des Papier geldes hinweist, sind wenig ergiebig. — V. Valentins Homunculus-Helena-Hypothese (vgl. JBL. 1901 IV 8e:333) lehnt R. Petsch (**15605a**) ab, nicht ohne sonst in dem letzten Buch des Gelehrten manches Gute und Feine anzuerkennen. Dann seine eigene sich strenger an die Dichtung haltende Ansicht über den Zusammenhang der Schöpfung des Menschleins mit dem Helena-Drama vortragend, zeichnet er die Stellung des Homunculus in der Ideenwelt des Ganzen, auf dessen höchste Offenbarungen er hindeute. — A. Wohlauers Abhandlung über die Helena-Dichtung (**15606**), deren erste Abschnitte in das Berichtsjahr fallen, wollen nicht ein Kapitel der Goetheforschung sein, sondern die wichtigste Episode des zweiten Teils dem allgemeinen Verständnis näher bringen. In der Entwicklung der Helena-Dichtung nimmt er vier Epochen an, einen ersten Entwurf mit Pniower (vgl. JBL. 1901 IV 8e:96) schon für die Frankfurter Zeit, bestimmter für das Jahr 1773. Damals habe die Beschwörung der Helena das Mittel sein sollen, durch das Mephistopheles den Faust in die Hölle hinabstürzt. Man muss an beabsichtigten tragischen Ausgang des Urfaust glauben, um so engen Anschluss an die sagenhafte Überlieferung für wahrscheinlich zu halten. Die drei weiteren Phasen der Entwicklung (Plan von 1775, Fragment von 1800, vollendete Dichtung von 1827) werden gut zu Goethes verschiedenen Stimmungen in den betreffenden Zeiten (Tatendrang, einseitiger Klassizismus, Mittelstellung zwischen diesem und der Romantik) in Beziehung gesetzt. —

Bühnenbearbeitungen. A. Wilbrandt (**12607**) erzählt von seiner Einrichtung des ganzen „Faust" für drei Abende (vgl. JBL. 1895 IV 8e:71). — Gleichfalls an drei Abenden brachten die Düsseldorfer Goethe-Festspiele den Faust in einer Einrichtung von Max Grube mit Musik von Aug. Bungert (**15612—17**). P. Cauer (**15616**) rühmt die virtuose Inszenierung, schränkt aber sein Lob durch einige Ausstellungen ein, welche die neueste Bühnenkunst auch anderswo als Warnungen beherzigen könnte. Er hat einen Widerspruch zwischen der realistischen Genauigkeit der Ausstattung und sorgloser Verletzung der Wirklichkeit im feineren geistigen Element empfunden, und der Vortrag ist ihm in seiner Willkür vielfach nicht geeignet erschienen, den Sinn möglichst klar und plastisch zum Ausdruck zu bringen, was doch eigentlich die Hauptsache sein sollte. —

Übersetzungen. R. M. Meyer stimmt im Preis der Faustübersetzung von Sabatier mit Martha Langkavel (**15620**) überein, findet aber in ihrem Buch die Übersetzungen und die Übersetzer zu isoliert behandelt und weist für Sabatier und Pradez auf die Zeitstimmungen hin, die in ihren Arbeiten Ausdruck fanden. — Eine neue französische Übersetzung des ersten Teils von Suzanne Paquelin (**15621/22**) hat die Tendenz, eine „wörtliche" zu sein (BerlTBl. N. 334). —

Vorgeschichte. E. v. Lippmann (**15607**) verfolgt die Entwicklung der Helenagestalt zum Ideal der Schönheit und zugleich zu einem in der Gewalt des Teufels stehenden „Idol" vom Altertum durch die Simon Magus-Tradition bis zu den mittelalterlichen allegorischen Auslegungen des Trojanerkrieges. —

Nachdichtungen. O. Neurath (**15635**) charakterisiert eine dreiteilige Faustdichtung von Wolfram (erschienen 1839 unter dem Pseudonym F. Marlow). Sie gehört mit christlicher Mystik, buddhistischen Elementen und den Grundgedanken aus Schellings transzendentalem Idealismus der Romantik an. Faust führt philosophische Gespräche mit Hamlets Schatten, Heraklit, Ahasverus und wandelt sich im zweiten Teil in die Figur des Don Juan. —

Singspiele. O. Pniowers Ausgabe (**15644**) bringt „Lila", „Jery und Bätely", „Die Fischerin", „Scherz, List und Rache", „Erwin und Elmire", „Claudine von Villa Bella", „Die ungleichen Hausgenossen", „Der Zauberflöte zweiter Teil".

Kleinere Fragmente und Entwürfe, die dieser Dichtgattung angehören, sind in den Anmerkungen erwähnt und in den Zusammenhang der Entwicklung eingereiht. In der klaren und fesselnden Darstellung dieses Zusammenhanges hat der Verfasser eine wertvolle Arbeit geleistet: die knappe, zusammenfassende Einleitung und die ins Einzelne ausführenden Anmerkungen geben eine Geschichte der Bemühungen Goethes um die Reform der deutschen Oper, wie sie von Nachahmungen der französischen Operette zum Anschluss an den Stil des italienischen Singspiels, endlich, nach dem Erscheinen von Mozarts „Zauberflöte", zu einer Vermischung der beiden früheren Formen in Fragmenten ernster Opern fortschritten. Alles Wesentliche hören wir da von Goethe selbst, durch geschickt ausgewählte und zusammengerückte Stellen aus Briefen und Schriften, in denen er sich eingehend über seine Singspieldichtung geäussert hat. Wir sehen, wie der Dichter sich überall den Bedürfnissen der Musik anzuschmiegen versuchte, und doch tritt uns auch aus diesen Singspielen vielfach seine Individualität entgegen: „auch sie gehören zu jener ungeheuren Konfession, die seine Werke darstellen." Dafür enthalten P.s Anmerkungen zahlreiche Belege, wie sie auch zu den bedeutenderen Dichtungen Goethes hinüberweisen (z. B. von „Jery und Bätely" zu den „Geschwistern") und das Fragment der „Zauberflöte" in noch engere Beziehung zum Lebenswerk „Faust" setzen, als schon Morris (JBL. 1897 IV 8 e : 63) getan hat. Die Konzeption der „Fischerin" wird auf Goethes Gabe und Gewohnheit, die Natur „mit den Augen dieses oder jenes Künstlers zu sehen", zurückgeführt und dazu Rembrandts Clairobscur herangezogen. In der ersten Fassung von „Erwin und Elmire" (1773/5) vermisst P. Einheitlichkeit und Geschlossenheit und erklärt diesen Mangel aus der Unterbrechung der Arbeit und einer Änderung der Intention, auf die das Erlebnis mit Lili eingewirkt hat. Die erste Fassung der „Claudine" charakterisiert er als echtes Sturm- und Drangprodukt, das bei der Umarbeitung in den klassischen Stil an urwüchsiger Kraft verloren, aber neues Persönliches von seinem Dichter, einen Abglanz seines römischen Liebeslebens, empfangen hat. Bei den „Ungleichen Hausgenossen" verhält P. sich in vorsichtiger Ausdeutung der Fragmente skeptisch gegen die Möglichkeit, den Plan vollkommen zu rekonstruieren. Einige Textbesserungen gegenüber der Weimarer-Ausgabe in „Scherz, List und Rache" (nach der Handschrift, aus der V. 871/5 aufgenommen sind) und in „Claudine" V. 285 („geht" statt des überlieferten „bleibt") seien hervorgehoben. — Goethes erstes Singspiel hat sich in einer ausgezeichneten von J. Minor besorgten Ausgabe **(15645)** mit den „Geschwistern" zusammengefunden. Die Einleitung führt tief in die Stimmung und den Kunstgehalt der beiden kleinen Dramen ein, unterrichtet auch eingehend über ihr Bühnenleben. Für die „Laune des Verliebten" musste dem Leser das Verständnis durch einen Exkurs über das Wesen der Schäferpoesie des 17. und 18. Jahrhunderts erschlossen werden. Die Betrachtung des Eigenartigen, mit dem Goethes kleines Rokokospiel sich über das Typische jener Poesie erhebt, gibt Gelegenheit zu feiner Charakteristik der Personen, des „schäferlichen Hypochonders" Eridon, der Mädchen Amine und Egle, die aus ursprünglichen schroffen Kontrastfiguren im Laufe der Arbeit zu „zwei Spielarten eines ähnlichen Charakters" geworden sind, eine Umwandlung und Verfeinerung, die M. dem Einfluss der „Minna von Barnhelm" zuschreibt. Nicht so scharf, wie Gräf (s. N. 15515), scheidet er die „Laune des Verliebten" von dem älteren Schäferspiel „Amine"; die Namensgleichheit der Heldin beider Stücke scheint ihm darauf hinzuweisen, dass Goethe die beiden Versuche doch als eine und dieselbe Arbeit betrachtet habe. Die „Geschwister" knüpft M. noch enger als irgendein Vorgänger an des Dichters Erlebnisse, im besonderen an sein „universelles" Verhältnis zur Frau von Stein, dessen verschiedene Stimmungen sich in dem Verhältnis Wilhelms zu Charlotte und ihrer Tochter Marianne spiegeln. Neben allem Persönlichen wird das Zeitgemässe in den Motiven hervorgehoben und das kleine Stück mit seinem Motiv der geschwisterlichen Liebe in einen weiten literarischen Zusammenhang gerückt. Neu ist die Mitteilung, dass die „Geschwister" schon im Jahre ihrer Drucklegung (1787) im Wiener Burgtheater aufgeführt worden sind. — Die Angaben, die Minor über die Bühnengeschichte der beiden kleinen Dramen aus dem Archiv des Burgtheaters erhalten hat, sind an anderer Stelle **(15646)** veröffentlicht worden, darunter auch einige durch R. v. Payer zusammengestellte Zensur-Kuriosa. —

Schwänke, Festspiele, Fragmente und Bearbeitungen. Für die kultur- und literaturgeschichtlichen Voraussetzungen des „Jahrmarktsfests zu Plundersweilern" bringt J. Minor **(15652)** zu Herrmanns reichen Sammlungen (vgl. JBL. 1900 IV 8e : 63) einige Ergänzungen. Die letzte der neu gefundenen Bänkelsängerstrophen deutet er auf Lavater. Gegenüber Herrmanns Angriffen auf die „Biographenphilologie" hält M. es für nötig hervorzuheben, dass er selbst schon seit 1880 angefangen habe, das Stück nicht einseitig vom biographischen, sondern auch vom kultur- und literaturgeschichtlichen Standpunkt aus zu betrachten. Aber er möchte in dieser Richtung nicht so weit gehen wie Herrmann, der ihm das gegen-

bestimmte Personen gerichtete satirische Element im Jahrmarktsfest zu gering anschlägt. Starke Bedenken äussert M. gegen Herrmanns metrische Untersuchungen, dabei sich auf seine eigene frühere Arbeit in diesem Fach berufend (vgl. JBL. 1894 I 8 : 1). Er weist auf das hin, was den Knittelvers von anderen Versarten unterscheidet: auf die Freiheit im rhythmischen Bau des einzelnen Verses, der sich ganz dem Inhalt anschmiegt. Er bezeichnet jeden Versuch, den Vers des Jahrmarktsfestes auf Hans Sachs oder Gryphius zurückzuführen, als verfehlt, ehe der Charakter der einzelnen Verse, ihr Rhythmus vom Inhalt und Sinn, von dem dadurch bedingten Tempo und der Tonstärke des Gesprochenen her festgestellt worden sei. Zur Veranschaulichung seiner Theorie analysiert er viele Verse, überall ausgehend von der lebendigen Umgangssprache. — „Die Aufgeregten" knüpft M. Morris **(15650)** an Holbergs 1792 in Weimar aufgeführten „Politischen Kannegiesser". Goethes Chirurgus Breme von Bremenfeld ist als Enkel von Holbergs Hermann von Bremen, der sich den Namen „von Bremenfeld" beilegt, gedacht und in deutlichen Zügen als dessen Abbild gezeichnet. Goethes Meinung bei diesem Scherz deutet M. dahin: „Die von Holberg dargestellten Zustände sind dauernd; anmassliche, närrische, unberufene Politiker gibt es unter den kleinen Leuten jetzt wie vor siebzig Jahren, als Holberg schrieb." In der Analyse der frei erfundenen Handlung weist M. darauf hin, dass Goethe bei dem Baron an den Herzog Philipp Egalité, bei dem Magister an Talleyrand gedacht habe, und hebt nach den Vorzügen die Schwäche des Stückes hervor, die daher rühre, dass der Dichter versucht habe, Unvereinbares zu verbinden, nämlich eine Darstellung der Wirkung der französischen Vorgänge auf einen begrenzten deutschen Lebenskreis und ein verkleinertes Abbild der französischen Revolution selbst, wozu als drittes Element das Possenhafte komme. „So bildet sich nun keine festgehaltene Stimmung aus, und wir geraten in ein unbehagliches ästhetisches Schwanken." Bei der „aufsteigenden Skala", die M. in Goethes Revolutionsdichtungen vom „Bürgergeneral" bis zur „Natürlichen Tochter" sieht, schliesst er sich im wesentlichen an Roethe (vgl. JBL. 1895 IV 8e : 46) an. In einer Anmerkung verbessert er im Text des „Bürgergenerals" (6. Auftritt) ein augenscheinliches Versehen des Abschreibers durch Umstellung einiger Sätze. — Eine leise Modifikation von Roethes Angaben über die historischen Grundlagen des „Mädchen von Oberkirch" (vgl. JBL. 1895 IV 8e : 46) hält O. Ritter **(15656)** für nötig im Hinblick auf eine Notiz des Reichardtschen Revolutions-Almanachs von 1795, in der ein Zeitungsgerücht erwähnt wird von der Guillotinierung eines schönen Bauernmädchens in Strassburg, das sich 1793 weigerte, die französische Vernunft darzustellen. Ein wahrscheinlich zufälliges Zusammentreffen nennt er es, dass die Exposition des Goethischen Revolutionsdramas sich in einigen Punkten ziemlich eng mit Immermanns Erzählung „Der neue Pygmalion" berührt. — Ein von L. Geiger **(15223)** mitgeteilter Brief der Johanna Schopenhauer schildert ausführlich die Vorbereitung und Aufführung des Maskenzuges von 1809, im besonderen Goethes Verhalten dabei, von dessen „gewaltigem Leben" alle Mitwirkenden ergriffen wurden. —

Schiller.

(IV, 9 = N. 15658–15980a.)

Ernst Müller.

Die diesjährige Schillerbibliographie umfasst, ohne die Zwischennummern, 272 einzelne Nummern, eine Zahl, die bisher noch nie erreicht wurde. Freilich dürfen wir daraus nicht auf eine allgemeine wertvolle Bereicherung der Schillerliteratur schliessen; denn es findet sich darunter, entsprechend der literarischen Tätigkeit und dem Bedürfnis unserer Zeit, eine Menge Material, das nur längst Bekanntes wiederholt. In dieser kritischen Beleuchtung beschränken wir uns daher im wesentlichen auf die bedeutenderen Erscheinungen von wissenschaftlichem Wert und förderndem Einfluss, ohne deshalb alles erschöpfend zu behandeln. —

Bibliographisches und Kritisches. Die wichtigeren Besprechungen von A. Leitzmann **(15658)** und H. Unbescheid **(15659)** sind bei den betreffenden Werken noch besonders erwähnt und dort zu suchen. Hier seien nur die drei Kritiken Leitzmann-s **(15658)** erwähnt, die in der Bibliographie nicht besonders vorkommen. 1. F. Jonas, Erläuterungen der Jugendgedichte (vgl. JBL. 1900 IV 9 : 99; IV 9 : 74). Darüber sagt L., der Titel verspreche mehr, als faktisch durch das Büchlein realisiert werde. Die Zusammenstellungen von Jonas seien brauchbare und nützliche Vorarbeiten, trotzdem sie überall den Charakter des Zufälligen und Gelegentlichen, nirgends den des systematisch Gesammelten an sich tragen. Bei diesem Anlass bedauert L., dass wir über Hallers Einfluss auf Schiller nur das ungenügende Programm von Boxberger und über den Einfluss Wielands überhaupt nichts besitzen. Dazu ist nur hinzuzufügen, dass über Hallers Einfluss neuerdings A. Frey (JBL. 1899 IV 9 : 144) eine Untersuchung angestellt hat. 2. L. stimmt der Ausführung E. Kilians über den einteiligen Wallenstein (JBL. 1901 IV 9 : 103) zu. 3. Er lobt R. F. Arnolds Vortrag (JBL. 1901 IV 9 : 137) über den dramatischen Nachlass als eine geschickte Verarbeitung der bisherigen Resultate, der indes für die Forschung kaum etwas Neues biete. — M. Wohlthat **(15661)** bespricht F. Ullspergers Wallensteinausgabe lobend, wobei er auch auf den Buttlerbrief zu reden kommt. Er hält mit Recht eine Fälschung durch Wallenstein für undenkbar. — Auch W. Böhmes Ausgabe der Geschichte des Dreissigjährigen Kriegs findet seinen Beifall, ebenso Ernst Müllers Schillerbüchlein und Regesten (vgl. N. 15694/5). Bei jeder der vier kurzen Anzeigen fügt er noch einzelne kritische Bemerkungen hinzu. —

Die Persönlichkeit und ihre Wirkungen. Die „Gesellschaft der Bibliophilen" beabsichtigt, ein zweibändiges Werk „Schillers Persönlichkeit", von Professor A. Leitzmann **(15662)** vorbereitet herauszugeben, das nach Art von Biedermanns Goethe-Gesprächen sämtliche Urteile von Zeitgenossen über Schiller zusammenstellen soll, und ferner durch M. Friedländer eine Monographie „Schiller in der Musik" zu veröffentlichen. — In die „Gesammelten Aufsätze" R. Hayms **(15662a)** ist mit Recht von dem Herausgeber W. Schrader eine Arbeit aus den Preussischen Jahrbüchern vom Jahre 1859 aufgenommen worden, in der „Schiller an seinem hundertjährigen Jubiläum" behandelt ist. H. gibt in grossen Zügen eine Skizze von der Entwicklung und dem geistigen Gehalt dieses grossen Lebens. Was er sagt, verdient auch heute noch alle Beachtung, und man muss es lebhaft bedauern, dass er seine Skizze nicht zu einer ganzen Biographie erweitert hat. So dürfte er z. B. die heute vielerörterte Frage, ob die Karlsschule oder das Tübinger Stift für Schillers Entwicklung günstiger gewesen wäre, durch sein Wort (S. 62) gelöst haben: „Die Akademie war nicht bloss ein Gefängnis, sondern auch eine Art Kloster gewesen." Damit würde er also beide Anstalten einander gleichstellen und das wird wohl das Richtige sein. Schiller wäre im Stift so gut wie in der Akademie Schiller geworden. Sehr gut urteilt er über „Kabale und Liebe", wenn er sagt: „Erst ‚Kabale und Liebe' kommentiert uns die ‚Räuber', in dem es die Dinge zeigt, welche in den Räubern" nur gemeint oder vielmehr nur dunkel und allgemein empfunden worden waren" (Seite 66). — O. Ernst **(15663)** preist den Dichter als

den Stolz seiner Nation. An einem „Kunsterziehungstage" hat er seine Anschauungen vorgetragen und des Dichters Grösse gerühmt. — Zu E. Kühnemanns (15666) Aufsatz sind die No. 15903/4 zu vergleichen. — W. Osiander (15667) behandelt in seiner Rede beim Schillerfest des Stuttgarter Liederkranzes die Frage, was Schiller im Hinblick auf das gerade vor hundert Jahren vorhandene Elend und die Schmach deutschen Namens gedacht und empfunden habe. Er stellt dabei fest, dass damals in der Zeit der tiefsten Not in dem Dichter die Idee des Vaterlands gereift sei. Ihren erhabensten Ausdruck habe sie im „Wilhelm Tell" gewonnen. Seinen festen Glauben an die grosse Zukunft Deutschlands habe er in seiner Ode auf „Deutschlands Grösse" Ausdruck gegeben. Mit einer begeisterten Betrachtung dieses Gedichts schliesst der Vortrag. Noch ist bei diesem Anlass zu erwähnen, dass am Abend dieses Tags bei der Huldigungsfeier vor dem Denkmal ein Gedicht von Eduard Paulus „Am Schillerdenkmal" zum Vortrag gelangte, das stürmischen Beifall fand. — Schillers Wiederkehr wünscht B. Molden (15668) sehnlichst herbei. Das deutsche Volk könne ihn als Erzieher höchst notwendig brauchen. — Schillers Bedeutung für das deutsche Bürgertum hat A. von Pfister (15670) in einem Vortrag im Frankfurter Hochstift behandelt. Ein Referat darüber ist schon in JBL. 1902 No. 8207 zu finden. Pf. redet in seinem stark rhetorisch gefärbten Vortrag von dem natürlichen Sinn für das Grosse bei dem Volk der Kleinbürger, der Schillers höhere Bedeutung gefühlt habe. Eine Folge war die Jubelfeier von 1859, die ausführlich geschildert wird. Dann redet er von der unverdrossenen Mühe, die sich die Marbacher nahmen, um ihr Schillerdenkmal zu bekommen, um das Schillerhaus zu erwerben usw. Die grosse Wirkung Schillers auf das deutsche Volk findet er darin, dass Schiller eine herrliche Phantasie mit historischem Blick vereinigte, dass er das herausfühlte, was der Nation nottat. — A. Frhr. von Berger (15672a) äussert sich über den engen Horizont des modernen Dramas sehr scharf und weist auf Schillers unvergängliches Beispiel hin, der die Aufgabe der Bühne unendlich höher und grosszügiger erfasst habe als die Heutigen. Er erkannte den Gehalt des Menschlichen in den grossartigen Erscheinungen und Lebensäusserungen der Menschheit, nicht in den Privatschicksalen der Individuen, in ihren engen Kreisen und Verhältnissen, Es sei, als ob gerade unsere Dichter, die sich so hochmodern gebärden, von dem ungeheuren Leben, in dem sie selbst als Tropfen mitfluten, keine Ahnung hätten. Von nichts wissen sie uns zu erzählen als von dem kleinwinzigen Stückchen Leben, das sie aus persönlichster Erfahrung kennen. Ihr Realismus reicht nicht weiter als ihre Nase. Die fundamentale Fähigkeit des grossen Dichters, die Schiller in eminentem Grade besass, mit divinatorischer Phantasie das ganze Menschenleben durch- und mitzufühlen, ohne es „erlebt" zu haben, fehlt unsern heutigen modernen Dichtern gerade so wie vor hundert Jahren. Unser Drama weiss von allem dem kein Wort: von den Kämpfen auf Leben und Tod um die grössten Angelegenheiten des Menschen zwischen Völkern, Rassen und Klassen, Kirche und Wissenschaft, Kapital und Arbeit. — Bergers Aufsatz erinnert in manchem an L. Kuhlenbeck (15799), dessen Aufsatz in JBL. 1902, S. 599 besprochen ist. — Ein interessanter Streit entspann sich über die alte Frage, ob Goethe oder Schiller grösser sei. Den Anlass gab der Schweizer Dichter K. Spitteler (15674). Er führt aus, man habe früher beide Dichter, Goethe und Schiller, für ebenbürtig gehalten. G. Keller und J. Burkhardt seien sogar geneigt gewesen, Schiller den Vorzug vor Goethe zu geben. Um über den Vorrang zu entscheiden, müssten erst wieder einmal Dichter allerersten Rangs erscheinen. Diese würden sich aber hüten, zu entscheiden, weil die Aufgabe nicht zu lösen. Einstweilen sei es wichtiger, in Erinnerung zu bringen, wie viel grösser jeder der beiden ist als die Berühmtheiten unseres Zeitalters. Sämtliche gegenwärtige Dichter aller Nationen brächten nicht eine einzige Strophe von dem Wert einer Schillerschen Balladenstrophe zusammen. Wenn es so weiter gehe, so könne die deutsche Nation die Schande erleben, dass eines schönen Morgens ein französischer oder türkischer Schriftsteller den Deutschen offenbare, wer Schiller sei, nämlich einer der allerersten Dichter der Weltliteratur, jedem andern, auch Goethe ebenbürtig. — Diesem scharfen, auch nicht ganz gerechten Urteil tritt Leo Feld (15675) entgegen. Aber auch er schiesst über das Ziel hinaus. Seine Ausführungen stehen auf schwachen Füssen. Eine überzeugende Begründung dürfte ihm nicht gelingen. So nennt er Schiller den grössten Artisten, den die deutsche Literaturgeschichte besitze. Seine architektonische Kunst, seine Gewalt des Worts und der Szene seien ohnegleichen in der Literatur. Und doch fährt er fort: Was konnte der Meister des deutschen Dramas denen sagen, die nach „Dokumenten des Lebens" suchten, der glanzvolle Künstler des Worts denen, die nach den elementaren Lauten der Natur horchten? Hat denn Schiller nicht „Kabale und Liebe" geschrieben? Ist das nicht ein Dokument des Lebens? Der Naturalismus, der für F. die Wiedergeburt des literarischen Geistes in Deutschland bedeutet, nimmt doch sonst gerade dieses Stück für seine Zwecke in Anspruch. Weiter sagt F.: Was man am

heissesten verlangte, gab Schiller am wenigsten: Unmittelbarkeit und Reichtum des Lebens. Erstaunt sagt man: Ja, woher hat denn Schiller seine Stoffe genommen als aus dem unmittelbaren Leben? Sicherlich war das nicht der Grund, weshalb sich „dieser bilderstürmerische Trotz zunächst gegen Schiller richtete“. Nein, es war die hohe und strenge Kunst Schillers, die die junge Generation nicht erreichen konnte, und darum verfiel sie auf den Abklatsch der Natur und pries ihn im Gegensatz zu Schiller als die einzige wahre Kunst. Dann führt F. aus, wie im Gegensatz hierzu Goethe der jüngsten Literaturepoche näher und grösser erscheinen, und warum und wieso die Schätzung Schillers allmählich zurückweichen musste. Schiller bleibe uns immer nur der grosse Dichter, Goethe sei uns der grosse Mensch, in dessen Wesen die Dichtung nur eine Provinz bedeute. Dagegen nur das eine: Es ist doch in diesem Fall völlig gleichgültig, ob die Dichtung bei Goethe nur eine Provinz seines Geistes war; die Hauptfrage ist doch die, was für ein Dichter Goethe war. Und hier ist er doch mit Schiller eines Glaubens und ist der Klassiker zugleich mit ihm. Auch die Frage, ob Goethe oder Schiller der grössere Mensch war, kommt hier nicht in Betracht. Übrigens zweifelt in neuester Zeit niemand mehr daran, das Schiller als Mensch so hoch stand wie Goethe. — Mit Spitteler stimmt E. Hügli (**15677**) überein. Er findet den Grund der Zurücksetzung Schillers in der allgemeinen Schätzung Goethes. Dafür sei die Schule verantwortlich, die einen Missbrauch mit Schiller treibe und es bewirke, dass die Schüler später im Leben den guten Schiller für einen endgültig abgetanen Schullesestoff halten. — Gegen Hügli wendet sich ein Schulmann E. Haug (**15677a**). Die Degradation, führt er aus, sei nicht die Schuld der Schule, sondern der Generale und Generälchen der naturalistischen Literaturbewegung des vorigen Jahrhunderts. Grössere hätten es ihnen vorgemacht, ein O. Ludwig, ein E. Dühring, ein Nietzsche. Jetzt fange man an, nachdem sich die naturalistische Springflut verlaufen, Schiller wieder in seinem ganzen Wert zu begreifen. Die Nation als Ganzes habe Schiller überhaupt nie „degradiert“, am wenigsten die Schweiz: Beweis sei die Tellausgabe bei Reclam (699000 Stück). Hüglis Vorwurf, dass die Schule eine gewisse Schuld trage, ist übrigens nicht durchaus zurückzuweisen; es mag sicherlich vorkommen, dass ein pedantischer Lehrer seinen Schülern ihren Schiller so verleidet, dass sie ihn im späteren Leben nicht mehr lesen mögen. — In einem nachgelassenen Werk „Über die letzten Dinge“, von dem hier Proben vorliegen, zieht O. Weininger (**15678**) in schärfster Weise gegen Schiller los: Schillers einzige Grösse ist darin zu erblicken, dass er die Tragödie vollkommen ruiniert hat. Die Helden seines Dramas haben nie die geringste innere Vergangenheit (ausser Fiesko und Jungfrau). Seine Dramen sind gänzlich seicht. Er ist völlig ohne Verständnis für Probleme im Menschen. Ein extrem begabter Mann und der tüchtigste Journalist, den die Welt bisher gesehen hat usw. Dagegen ist „Richard Wagners Dichtung die grösste Dichtung der Welt“. Mit diesem letzten Ausspruch erinnert er an M. Berendt (**15798**) und sonst an Mauerhof (JBL. 1898 IV. 9 : 87). Mit diesen masslosen, unberechtigten Angriffen wollte sich der junge Mann — er soll damals erst 23 Jahre alt gewesen sein -- die literarischen Sporen verdienen. —

Biographisches: Gesamtdarstellungen. An L. Bellermanns (**15680**) Schillerbiographie tadelt A. Leitzmann, dass B. dazu die Einleitungen seiner Schillerausgabe vielfach wörtlich verwendet habe. Ferner macht er ihm den Vorwurf, dass die Literaturgeschichte, die Psychologie des Menschen und des Dichters und die Biologie des individuellen Kunstwerks zu gleicher Zeit, eine in ihrer Wechselwirkung mit der andern, nicht berücksichtigt sei. J. Minor ist in seiner Anzeige des Buchs mit dem biographischen Teil zufriedener als mit den Besprechungen der Dichtungen. — Die Schillerbiographie des Amerikaners C. Thomas (**15681**) findet A. Leitzmann für deutsche Verhältnisse ohne Wert. Zudem enthalte es eine Reihe von platten Geschmacklosigkeiten, und ein häufig hervortretender erzphilisträser Zug in der Beurteilung menschlicher Verhältnisse und Charaktere wirke recht unangenehm. — Dass Schillers Leben von H. Düntzer (**15682**), das 1881 erschienen nicht einmal eine zweite Auflage erlebte, ins Englische übersetzt wurde, dürfte manchen wundern, um so mehr da verschiedene andere Werke von grösserer Bedeutung vorliegen. Allein diese Übersetzung ist ein Beweis dafür, dass Düntzers Fleiss und Zuverlässigkeit auch im Ausland Anerkennung findet. — Zu dem Buch des Franzosen V. Basch (**15683**) gibt L. Geiger verschiedene kritische Bemerkungen. Er hält das Werk für wichtig genug, dass sich die deutschen Schillerforscher damit beschäftigen. „Sie werden sich mit ihm abzufinden haben“ lautet sein Endurteil. — Dem Doppelgestirn Goethe und Schiller hat A. Bossert (**15684**) ein Werk gewidmet, das durch seine lebhafte Darstellung auch deutsche Leser zu fesseln vermag, wenn es auch keine neuen Resultate bietet. — Auch J. Howald (**15686**) schildert beide Dichter. Der Verfasser schreibt vom entschieden christlichen Standpunkt aus „nicht zur Vermehrung der Fachgelehrsam-

keit", sondern für das Haus und „für die strebende Jugend". Neues bringt das Buch also nicht; man vermisst an ihm überhaupt ein tieferes Studium des Dichters. Damit hängen auch die verschiedenen Irrtümer und Ungenauigkeiten (S. 100—101, 120, 131—133), die sich darin finden, zusammen. — Ernst Müllers (15695) Regesten nennt A. Leitzmann ein brauchbares Buch, das die Haupterfordernisse eines solchen Werks: unbedingte Zuverlässigkeit, Vollständigkeit und Übersichtlichkeit fast durchweg erfülle, so dass es sich gewiss als bequemes Nachschlagewerk einbürgern werde. Dann folgen einzelne Nachträge und Verbesserungsvorschläge, die bei einer neuen Auflage dankbar benützt werden sollen. —

Einzelheiten. Hier interessieren zunächst die Mitteilungen der Jugendfreunde Elwert und Hoven über Schiller an Petersen, die O. Güntter (15697—99) aus dem Schillermuseum in Marbach veröffentlicht. Petersen hatte an beide vier, aber verschiedene Fragen über Schillers Jugendzeit, Tätigkeit als Regimentsarzt, Bekanntschaft mit Klopstock und Shakespeare, philosophische Studien u. a. gerichtet. Die sehr sorgfältigen Antworten Elwerts hat Petersen in seinen bekannten Veröffentlichungen ziemlich ungenau verwendet. Das zeigt ein Vergleich seiner Erzählung des Harteneck-Neckarweihinger Spaziergangs und der Schilderung von Schillers Verhältnis zu seinem Vorgesetzten, Leibmedikus Elwert, mit Elwerts Angaben. Diesen letzteren Punkt, über den doch Elwert als Sohn des Leibmedikus die beste Auskunft geben konnte, hat Petersen in seinen Veröffentlichungen ganz übergangen. Erst in seinem ungedruckten Manuskript „Schillers Jugendgeschichte. Umrisse von J. W. Petersen", das sich im Besitz der Cottaschen Buchhandlung befindet, hat er diese Notizen verwertet. In einem andern Brief hatte ihm Elwert auch den bekannten lateinischen Pentameter „Ver nobis Winter polliciturque bonum" mitgeteilt. In seinen „Umrissen" lesen wir davon. Daraus hat dann Hoffmeister im Jahre 1840 den Vers veröffentlicht, aber ungenau „pollicitusque" gelesen, während die erstere Form, die wir erst jetzt kennen lernen, zweifellos die richtige ist. Von minderer Bedeutung sind Hovens Mitteilungen. Besonders wichtig ist darin nur die Frage wegen Schillers Konfirmationsgedicht. Schliesslich teilt G. noch eine „Rangirliste" von der Militärakademie vom Jahre 1779 mit, die allerlei Interessantes bietet. — Der älteste Entwurf von Kurz' „Schillers Heimatjahre", den H. Fischer (15700) mitteilt, stammt aus dem Nachlass des Arztes Schleicher, der mit Kurz befreundet war. Es war vermutlich einst für Cotta geschrieben und zeigt in allem Wesentlichen schon denselben Zusammenhang der Fabel, wie der ausgeführte Roman. — J. Hartmann (15701) teilt eine Anzahl Silhouetten Schillers und seiner Altersgenossen in der Karlsschule mit, denen er die nötigen biographischen Notizen beigefügt hat. — R. Krauss (15702) entscheidet die Frage, ob Karlsschule oder Seminar für Schiller günstiger war, zugunsten der ersteren. Er hält Schillers Aufnahme in die Karlsschule und seine Ablenkung von der theologischen Laufbahn für ein Glück. Zu diesem Resultat gelangt er durch genaues Studium der Rolle, die die theologischen Seminare Württembergs in der Entwicklung so vieler seiner besten Söhne gespielt haben. — Eine wertvolle Schrift hat G. Sixt (15703) über die Preismedaillen der Karlsschule verfasst. Er gibt sämtliche 45 Medaillen in vorzüglichen Abbildungen nebst Erläuterungen dazu. Die Entwürfe zu den nicht leichtverständlichen Symbolen für die einzelnen Wissenschaften stammen von N. Guibal. Es ist das Verdienst von S., dass wir jetzt alles Material gut beisammenhaben. Auch eine Abbildung des einzigen noch vorhandenen Chevalierordens (K. Altertumssammlung Stuttgart) gibt S. Exemplare der Preismedaillen sind selten. — Für die Teilnehmer des „Weimarer Kunsterziehungstags" war im Goethe-Schillerarchiv das bekannte Schulheft Schillers (15704), das Diktate über Literatur und Ästhetik enthält, ausgestellt. — Aus einer Professorenliste der Universität Jena vom Jahre 1789—91 teilt A. Stern (15706) Einträge Schillers über seine Kollegien, Stundenzahl, Honorarkosten und Schüler mit. Die Liste befindet sich im Besitz des Völkerschlacht-Museums in Leipzig. Ihr Inhalt war schon bekannt. — Zugunsten des Schwäbischen Schillervereins hielt Erich Schmidt (15707) in Stuttgart einen Vortrag über das Thema „Aus Schillers Werkstatt". Er führte darin in Schillers Tätigkeit als dramatischer Dichter. Er beschränkte sich dabei auf die dramatischen Entwürfe und Skizzen des Dichters. Mit tiefem Verständnis und grossem Scharfsinn führte er aus, wie Schiller der geborene Dramatiker war, der wie ein Stratege die Bühne sicher beherrschte. Besonders ausführlich verweilte der Redner bei dem grossen Pariser Polizeistück „Narbonne oder die Kinder des Hauses" und bei dem bedeutendsten aller Fragmente, dem gewaltigen Torso des Demetrius, der leicht Schillers grösstes Drama hätte werden können. Leider veröffentlichte S. seinen Vortrag nicht, und wir sind daher nur auf die Berichte der Presse angewiesen. — Über „Die tirolischen Schiller" handelt D. Schönherr (15708a). Diese kamen 1580 aus den österreichischen Vorlanden nach Tirol, wo sie 1643 ausstarben. Die Ähnlichkeit ihres Wappens mit

dem des Dichters lässt vermuten, dass beide Linien Zweige eines Stammes seien. S. erörtert besonders die Lebensumstände des Dr. jur. utr. und K. Rats Leoman Schiller. Dieser erwarb 1594 den Edelsitz Grabenstein. Jetzt hiess er neben seinem früheren Prädikat „von Herdern“ oder „Hartern“ Herr von und zu Grabenstein. Ein Sohn desselben Marquart Schiller war oberster Kammerpräsident in Innsbruck und wirkte im Dreissigjährigen Krieg als Diplomat. Der Zusammenhang der tirolischen Schiller mit dem Dichter ist eine vielumstrittene Hypothese. Am eingehendsten hat sich damit R. Weltrich (Schiller I, 865ff.) beschäftigt, der diese Annahme als unberechtigt nachweist. —

Wohnstätten. Diesmal sind es vor allem die schwäbischen Wohnorte, die die meiste Anziehungskraft ausgeübt haben. Neues ist bei diesen Schilderungen nicht zu erwarten und wohl auch kaum möglich. Um so wohltuender aber wirkt die schillerbegeisterte Stimmung, in der diese Berichte abgefasst sind. — In echter Dichterbegeisterung schwelgt F. Lienhard (15714a) in der Frühe eines frischen Morgens in Weimar. Er belebt sich die Stadt mit den Gestalten der beiden Dichterfürsten, die ihm ein Ganzes bilden, und fordert zur Nachfolge dieses klassischen Menschheits- und Dichtungsvorbildes und zur Schaffung eines neuen Weimar auf. — Für den Verein für die Geschichte Berlins hat Erich Schmidt (15715) Schillers Berliner Aufenthalt im Mai 1804 geschildert. In dieser kleinen Studie, die allerdings erst im Jahre 1904 erschienen ist und darum erst im nächsten Bericht zu würdigen ist, gibt das NTBlSt. einen Auszug, mit Aufzählung der historisch bekannten Tatsachen. — Schillers Beziehungen zu Mainz während der Jahre 1789—93 erörtert A. Börckel (15716). Durch Dalbergs Hilfe hoffte der Dichter dort ein „Etablissement“ als Geschichtsprofessor zu erhalten. Seine Erwartung war vergeblich, da Dalberg damals nicht in der Lage war, seinen Wunsch zu erfüllen. —

Bildnisse und Denkmäler. Der erwähnten Literatur ist eine Notiz in AZg^{B}. N. 270: „Ein Goethe- Schillerdenkmal in Amerika“ beizufügen. Danach besteht in Milwankee die Absicht, ein solches Denkmal zu errichten. Am 10. November 1903 wurde bei der Geburtstagsfeier Schillers der Plan gefasst unter dem Präsidenten R. V. Deuster. Man beschloss einen Werbeausschuss einzusetzen, der die deutschen Vereine Milwankees für diesen Zweck gewinnen und Beiträge sammeln soll. —

Persönliche und literarische Beziehungen: Angehörige. Die Hälfte der erschienenen Literatur ist des Dichters Mutter gewidmet. Zwei Aufsätze befassen sich mit einem „angeblichen Jugendporträt“ derselben. E. Schröder (15722) ist nämlich der Ansicht, das Titelbild in Ernst Müllers Buch „Schillers Mutter“ (1894) könne unmöglich diese darstellen. Es sei eine Weltdame aus dem Beginn der Empirezeit, d. h. aus den neunziger Jahren des 18. Jahrhunderts. Darauf weise ihre Tracht, weise auch das elegante Tischlein, das sicherlich nicht dem Hausrat der Eltern Schillers angehört habe. Die Dame mit dem modisch gestickten Jabot, die sich vor einem aufgeschlagenen Buch malen liess, scheine den Beschauer wie zu einem literarischen Gespräch herauszufordern. Das Bild sei übrigens anziehend genug, um unser Interesse wachzuhalten und die Frage zu rechtfertigen, wer die hier dargestellte Persönlichkeit sei. Die jetzige Besitzerin, Fräulein Kopprasch in Dresden, wisse keinerlei Auskunft zu geben, die auf eine Spur führen könnte. Durch seinen Aufsatz will S. Kundige zu einer Ausserung veranlassen und die Aufmerksamkeit derer wecken, die das Bild arglos hingenommen haben. Den Anlass zu den Bedenken von Professor S. gaben die ausgesprochen männlichen Gesichtszüge des Bildes. — Ihm stimmt im ganzen R. Krauss (15721) bei, aber er erkennt die auffällige Ähnlichkeit zwischen Mutter und Sohn an. Er nennt Schröders Beweisführung unantastbar, aber sie habe eine Lücke: Das Bild stelle der Tradition nach Schillers Mutter dar, und solche Überlieferungen pflegten doch einen tatsächlichen Hintergrund zu haben. Dazu komme die sprechende Ähnlichkeit mit Schiller selbst, und deswegen müsse irgendeine Beziehung zu Schiller bestehen. Daher schliesst K., der Maler des Bildes, der mit Schiller bekannt war, habe sich ein Vergnügen daraus gemacht, dessen Mutter so darzustellen, wie er sie sich dachte. Bei diesem Phantasiebild hätte er hauptsächlich den Sohn als Vorlage benutzt und jene in das Lebensalter zurückversetzt, in welcher sich dieser damals (in Dresden) gerade befand. Diese Erklärung, an und für sich nicht unmöglich, scheint jedoch ziemlich unwahrscheinlich. Aber eines hebt K. mit Recht hervor, die Tradition über das Bild. Referent, als Verfasser des Buchs, vermag auch nichts Weiteres anzugeben, möchte aber noch hinzufügen, dass ein alter Marbacher Bürger, der die noch in Marbach ansässige Kodweisssche Familie kennt, beim ersten Anblick des Bildes, ohne zu wissen, wen es darstellen soll, ausrief: Das ist ja eine Kodweiss! Das scheint doch ein schlagender Beweis. Vielleicht wird einmal durch einen glücklichen Zufall die Sache ganz aufgehellt. — Zur Geschichte der Witwen-

pension von Schillers Mutter liefert R. Krauss (15723) einen kleinen Beitrag aus den Akten des K. Staatsarchivs in Stuttgart. Er teilt eine Bittschrift der Frau Major an den Herzog mit (vom 30. Mai 1797), in der sie devotest „um jährliche erkleckliche Beihilfe zum notdürftigen Unterhalt meines kummervollen Lebens" bittet. Das Gesuch ist von fremder Hand geschrieben, von ihr nur Elisabetha Dorothea Schillerin unterzeichnet. Dieses Schreiben übergab der Herzog dem Rentkammerdirektor zum Bericht. Dieser schrieb am 17. Juni ausführlich, dass die Witwe sich kümmerlich durchbringen müsse, und dass ihr Gatte sich verdient gemacht habe. Man solle ihr daher 100 Fl. von dem Böbertschen Gehalt (Nachfolger des Majors Schiller) als Pension aussetzen. Dementsprechend verfügte der Herzog. — Zwei Aufsätze beschäftigen sich mit des Dichters Vetter Joh. Friedrich Schiller (15727/8). Sein Leben hatten in neuerer Zeit Weltrich und Haffner aufgehellt. A. Börkel erweitert dieses Lebensbild durch eigene Archivforschungen. Über die Beziehungen zu dem Dichter äussert er, dass sich der Vetter später anscheinend nie wieder um Schiller gekümmert habe. Zu einer Begegnung sei es nie gekommen. Den Namen eines Schwindlers, den man diesem Vetter Schillers beigelegt habe, verdiene er aber trotz mancher Abenteuerlichkeiten nicht. — Durch Schenkung von Fräulein Elise Boisserée ist die städtische Bibliothek von Köln in den Besitz einer Briefsammlung von grosser Bedeutung gelangt; darunter finden sich Briefe von Charlotte, Emilie, Karoline und Ernst von Schiller (Mitteilungen, Euph. 10 S. 757).

Andere Persönlichkeiten. Über den treuen Genossen Schillers auf seiner Flucht, A. Streicher, erhalten wir von H. Rollet (15729) wichtige Mitteilungen. Der Vater von R. war Arzt in Baden bei Wien und seit langem mit der Streicherschen Familie in Verbindung. Auf diese Weise lernte der Sohn Hermann Rollet A. Streicher kennen. Seine Bekanntschaft mit ihm schildert er ausführlich. Wir erfahren über dessen Aussehen und Kleidung. Er berichtet uns, wie Streicher ihm in seiner Knabenzeit von Schiller erzählte, und wie sehr er sich für ihn interessierte, als er hörte, dass Streicher ein Freund des Dichters war. Dann hören wir, wie Streicher mit seinem Buch über Schiller beschäftigt war; wir vernehmen, dass er auch über die spätere Lebenzeit Schillers bis 1805 Aufzeichnungen beabsichtigte und ausführte. Diese Papiere sind noch im Besitz der Streicherschen Familie, darunter befinden sich auch Briefe von Emilie von Schiller. Es wäre dringend zu wünschen, dass sie der Öffentlichkeit nicht länger vorenthalten würden, wenn sie unbekanntes Material enthalten. Am 17. September 1882 feierte das Streichersche Haus in der Villa zu Wöllersdorf bei Wiener Neustadt das Gedächtnis an Schiller-Streichers Flucht. H. Rollet, der allein A. Streicher noch im Leben gekannt hatte, hielt die Gedächtnisrede beim festlichen Mahle. Am 7. Oktober 1891 sprach er wiederum Worte der Erinnerung an Streicher und dessen Frau und Sohn am Streicherschen Ehrengrab im Wiener Zentralfriedhof, wo die feierliche Beisetzung der am Vortage im protestantischen Friedhof exhumierten Überreste der berühmten Glieder der Streicherschen Familie stattfand. Schliesslich berichtet R. noch über Bilder Streichers. Das bekannte Brustbild nach der Büste von A. Dietrich, die nach der Totenmaske angefertigt ist, sei ganz gut gelungen. Leider aber sei ein Gemälde von Streicher, das sein Antlitz entsprechend lebendig macht und in künstlerischer Weise verewige, nicht vorhanden. — Über Carlyle und Schiller ist eine Arbeit von C. Küchler (15731/2) zu verzeichnen. Er hat es sich zur Aufgabe gemacht, Carlyles Verhältnis zu Schiller nach allen seinen Seiten, d. h. Carlyles Beschäftigung mit Schiller, seine Anschauungen über ihn und seine innere Beeinflussung durch ihn, vollständig und im Zusammenhang darzustellen. Dazu konnte er als neues Material Carlyles Briefe benutzen; ausserdem kamen Carlyles Essays, seine Vorlesungen und seine zwei Schillerschriften in Betracht. K. zeigt sich sehr belesen in seinem Material, und was er schreibt, ist gut. Er hat seinen Stoff glücklich angeordnet und seine Ergebnisse sind einleuchtend. Er hat in überzeugender Weise nachgewiesen, wie Carlyle, der eine ähnliche Jugend wie Schiller hatte, immer stärker von Schiller beeinflusst wurde. Wie Schiller war er ein Vorkämpfer des unbedingten Idealismus und eine ernste, tiefe, sittliche Natur. In beiden herrschte ein starker Zug zur abstrakten Spekulation. Die beiden Schillerschriften Carlyles werden in gründlicher Weise erörtert und ihr bleibender Wert nachgewiesen. K.s fleissige Untersuchung wird für alle weiteren Forschungen den Ausgangspunkt bilden. — Einen Brief Schillers an Cotta, datiert Jena, den 27. Juli 1795, teilt J. Minor (15733) mit. Das Original befindet sich im Besitz von W. Fröhner, ehemaligem Direktor der Museen des Louvre in Paris. Der Brief ist ein Begleitschreiben zu einer Manuskriptsendung für die Horen, 8. Stück 1795. Auch vom 7. Stück ist darin die Rede und von den Arbeiten zum Almanach. M. kommentiert den Brief in erschöpfender Weise. — J. Falks Bericht an seinen Bruder David über seine erste Reise nach Jena und Weimar hat A. Leitzmann

(15734) von neuem untersucht. Er kommt zu dem Resultat, dass dieser Bericht wahrheitsgetreu, mit unbefangener Objektivität und scharfer Beobachtungsgabe aufgefasst sei; die chronologische Verknüpfung der Ereignisse sei lückenlos genau. Den wichtigsten Abschnitt, das ausführliche Gespräch mit Goethe über Schiller und dessen offenherzige Geständnisse über letzteren, die bei der damaligen Stellung Goethes zu Schiller nicht ganz wahrscheinlich sind, erklärt L. gewiss sehr richtig, wenn er sagt, dass einzelne dieser Urteile von Schütz stammen, von dem Falk die erste Kunde über Schiller erhielt. Mit der Zeit hätten sich ihm beide Schillers Wesen zum Gegenstand habende Gespräche ineinander verschmolzen, und Falk glaubte dann, sämtliche Urteile von Goethe gehört zu haben. — Eine ausführliche Biographie des Buchhändlers G. J. Göschen haben wir seinem Enkel Viscount Goschen **(15736/39)** zu verdanken. Mit viel Liebe und Wärme schildert dieser seinen Grossvater als einen guten, religiösen und wohltätigen Menschen, sorgsamen Vater und tüchtigen Verleger. Göschen gewinnt in dieser Darstellung ganz bedeutend. Sein Enkel ist zwar entfernt, die Schwächen des Grossvaters zu verbergen, aber er versteht es, die vielen guten Seiten desselben in das Licht zu stellen. Das ist besonders Schiller gegenüber der Fall. Da sucht er zu beweisen, dass Schiller in seiner überschwänglichen Dankbarkeit Cotta gegenüber zu weit ging. Cotta habe gegen Göschen sich nicht korrekt benommen. G. verschweigt nicht, dass sein Grossvater ebenfalls nicht ganz richtig gehandelt habe. Aber er stellt fest, dass Göschen vor allem deshalb gereizt war und grollte, weil er, der erste Verleger und Freund Schillers, an dessen späteren Geistesprodukten keinen Anteil mehr haben sollte. Das tat ihm, der Schiller hoch verehrte, sehr weh. So steht Göschen in dem hässlichen Verlagsstreit entschieden viel günstiger da als bisher. Übrigens ist das neue Material, das Goschen beibringt, gering. Doch hat er einen bisher unbekannten Brief Schillers an Göschen vom 24. Oktober 1791 veröffentlicht, den er auch im Faksimile mitteilt. Darin schreibt Schiller, dass er mit dem ersten Stück der Neuen Thalia Ehre einlegen werde, es werde seine Übersetzung des 2. Buchs der Äneide in 135 Stanzen darin erscheinen. Göschen möge für recht guten Druck und Ausstattung sorgen. Auffallend ist, dass Goschen alles deutsch geschriebene Material also auch die Briefe, englisch wiedergibt. Auch das Fehlen von Anmerkungen ist ungewohnt, wie L. Geiger in seiner Anzeige des Werks mit Recht hervorhebt. Auch die ausführliche Verwendung des Körner-Huber-Schillerschen Briefwechsels kommt uns Deutschen unnötig vor. Von Bildern, die das Werk enthält, interessieren uns, von alten bekannten abgesehen, insbesondere die Ansichten von Göschens Landhaus in Hohenstädt. Darunter befindet sich auch das von Schiller daselbst bewohnte Zimmer mit einem Doppelfenster. Es war ein kleines, mit zwei Betten versehenes Schlafzimmer zu ebener Erde, an das sich ein kleines Wohnzimmer anschloss. Goschen erzählt mit Behagen, dass er selbst auch einmal dieses Zimmer bewohnt habe, das von verschiedenen Sträuchern verziert und versteckt sei. Auch ein Bild von Göschens Frau, Henriette geb. Heun, Schwester von Clauren, schmückt das Werk. Ebenso sind verschiedene Faksimile von Titeln usw. der im Göschenschen Verlag erschienenen Schriften Schillers beigegeben. — Eine sorgfältige Untersuchung über Schillers Einfluss auf Hebbel hat A. Fries **(15741)** angestellt. Es ist eine wertvolle Sammlung von Material, das er bietet. Als Vorläufer einer grösseren Arbeit legt er in knappster Form eine Reihe von Ergebnissen seiner Studien über Hebbels Fragmente vor. In manchen Fällen hat er zweifellos eine Beeinflussung nachgewiesen, wenn auch andere, wie er selbst annimmt, zweifelhaft bleiben. Schillerschen Einfluss findet er in den Fragmenten Mirandola (Räuber, Kabale und Liebe und Don Carlos), der Vatermord (Braut von Messina), die Dithmarschen (Tell), Fiat justitia (Fiesko?), Die Schauspielerin (Don Carlos). Auch in den vollendeten Werken ist Schillers Vorbild zu erkennen. F. urteilt sehr vorsichtig, er erkennt an, dass manchmal eine Entscheidung nicht zu treffen ist. Die gleichen Motive und Situationen wiederholen sich eben immer wieder. Aus diesem Grunde hätte F. manches ruhig beiseite lassen können, wie z. B. gerade die fett gedruckten Stellen S. 5, 6, 8, 9. — Einen bisher unbekannten Brief Schillers an Hufeland, datiert Weimar, 21. Februar 1788 (statt 1789), veröffentlicht R. Priebsch **(15742)**. Der Dichter dankt darin Hufeland auf das herzlichste für seine feine Beurteilung seiner niederländischen Geschichte in der Jenaer Allgemeinen Literaturzeitung. Zugleich gibt er seiner Freude Ausdruck über das künftige Zusammenleben mit ihm, Reinhold und Schütz. Schliesslich fragt er, ob er nicht „ein erledigtes Logis von einigen Zimmern in einem guten Hause" wisse. Das Original des Briefes ist im Besitz von Frau Florence Starling geb. Sieveking in London. Der Grossvater dieser Dame, E. H. Sieveking, Sohn des Hamburger Senators H. Chr. Sieveking, hatte den Brief als Sammler erworben. — Das J. L. Klarmannsche Werk über die Kalbsche Familie rühmt H. Unbescheid **(15744)** ausserordentlich. Er sagt, das Werk, das nur der Liebe zur Sache und keinem anderen

Nebenzweck seine Entstehung danke, sei ein beredtes Zeugnis dafür, dass der deutsche Idealismus noch nicht ausgestorben sei. Die wissenschaftliche Begründung, der quellenmässige Nachweis der Tatsachen sei nirgends so zuverlässig zu finden als hier. Es bedeute in erster Linie zwar eine wertvolle Bereicherung der Geschichtsliteratur, aber auch der Schillerforscher dürfte hier manche Anregung finden. — In klarer verständlicher Weise schildert K. Lasswitz **(15745)** Kants und Schillers Beziehungen zueinander. Er zeigt, wie Kant die Begriffe Spiel und Schein in seiner „Kritik der Urteilskraft" als wesentliches Moment für das ästhetische Verhalten hervorgehoben, ihre Eigenart aber nicht weiter ausgeführt hat; hier hat Schiller als Künstler die ganze Fülle der ästhetischen Erfahrung aus seinem eigenen Leben, die Kant naturgemäss fehlte, hinzugefügt. So wurde Schiller hier ein Förderer und Weiterbildner der von Kant begründeten klassischen Ästhetik der Deutschen. In einem andern Punkte, in der Begründung der Moral, dachte Schiller zweifellos ganz ebenso wie Kant. Als Beweis der Übereinstimmung beider Männer erinnert L. zum Schluss daran, dass im Nachlass Kants eine Stelle aus Schiller, die Kant sich ausgeschrieben hatte, als Kantsches Produkt herausgegeben wurde. Vgl. N. 15765. — Die Schilderung des Herzogs Karl Eugen in dem neuen Unternehmen des württembergischen Altertumsvereins **(15746/7)** findet ungeteilten Beifall. R. Fester hebt in seiner Anzeige hervor, dass kein Gelehrter „aus dem Reich", kein Eingewanderter zu diesem historischen Volksgericht hinzugezogen worden sei. Karl Eugen soll nur seinen Stammesgenossen Rede stehen. Nicht mehr zur Anklage, sondern zur Feststellung des Tatbestandes haben sie sich zusammengetan. In E. Schneiders Arbeit sieht F. die etwas nüchterne Tüchtigkeit und Zuverlässigkeit des Schwaben, bei A. von Pfister findet er Schwung und eine nicht immer gezügelte Phantasie. Betreffs der Illustrationen äussert F. einige nicht unberechtigte Wünsche. — Eine sehr instruktive Arbeit über „Das Hoftheater Herzog Karls von Württemberg" hat R. Krauss (B&W. 5, S. 669 bis 680) geschrieben. Er schildert die Entstehung und wachsende Bedeutung desselben, seine bedeutendsten Leiter und Schauspieler. — Die Briefe der Fürstin Pauline zu Lippe und ihres Vetters des Herzogs Fr. Christian zu Augustenburg, die P. Rachel **(15747a)** veröffentlicht hat, sind ein wertvoller Beitrag zur Schillerliteratur. Der Herzog zeigte sich als der bekannte grosse Schillerverehrer auch in diesen Briefen. Seiner Hilfe hat Schiller wesentlich seine Rettung zu verdanken. Seine Cousine teilt seine Begeisterung nicht völlig. — Zehn Briefe G. Körners an Ad. Müllner nebst einem Brief Müllners als erste Gabe einer Serie „Briefe deutscher Männer" veröffentlicht L. Geiger **(15749)** und ebenso aus der Varnhagenschen Sammlung in Berlin Briefe Funks an Körner **(15750)**. — Das undatierte Schreiben Schillers an Kotzebue über die deutschen Kleinstädter setzt Jonas (VII, S. 91) in den Herbst 1803. R. Schlösser **(15751)** sucht nachzuweisen, dass der Brief am 2. März 1802 geschrieben ist. Nun sollte aber bekanntlich drei Tage nachher an Schillers Namenstage dessen von Kotzebue geplante Verherrlichung stattfinden. Damit lässt sich aber dieser Brief nicht wohl in Einklang bringen. Denn Kotzebue hätte dann sehr unklug gehandelt; musste er doch auch aus dem Briefe ersehen, dass Schiller Goethe recht gab. Zudem handelt es sich doch auch um eine Erstaufführung, und diese fand am 7. November statt. Für diese Zeit spricht auch ein Schreiben W. von Wolzogens an Voigt vom 12. November 1803, aus dem seine grosse Gereiztheit gegen Kotzebue hervorgeht. Also die Datierung von Jonas ist entschieden die wahrscheinlichere. — Eine Biographie der Herzogin Luise von Sachsen-Weimar hat Eleonore von Bojanowski **(15753)** geschrieben. Der Verfasserin stand reiches Quellenmaterial aus verschiedenen Archiven zu Gebote. So ward es ihr möglich, das bisherige Lebensbild der Herzogin zu vervollkommnen. Sie zeigt, wie Luise, von ihrem Standesgefühl beherrscht, anfangs es bedauerte, dass Fräulein von Lengefeld, ein so anziehendes und hübsches Mädchen, den Professor Schiller in Jena heiratete, wie sie aber immer mehr den Dichter schätzen lernte, so dass dieser es sogar wagen konnte, an sie bei der Geburt seines Karl die Bitte um Übernahme einer Patenstelle zu richten. Und wenn sie auch die Neigung ihres Gemahls zur französischen Literatur teilte, so wusste sie doch auch Schillers Dramen zu würdigen, wenn sie ihnen auch nie ganz gerecht wurde, wie z. B. ihr jetzt zum erstenmal bekannt gewordenes Urteil über „Wilhelm Tell" zeigt. Um so mehr achtete sie das edle Herz und den erhabenen Sinn des Dichters, seit sie ihn in Weimar in ihren engeren Kreis gezogen hatte. Erich Schmidt, der in der Deutschen Rundschau (117, S. 152/3) das Werk rühmend bespricht, fügt dazu den Wunsch, es möge nun endlich auch Karl Augusts Urkraft den berufenen Biographen finden. — Auf die Mannheimer Zeit weisen die beiden folgenden Aufsätze hin. J. Marcuse **(15753a)** schildert das Leben und die Tätigkeit des Theaterarztes F. A. May (oder Mai, die Schreibung schwankt), der einer der verdienstvollsten Vorkämpfer der hygienischen Bestrebungen war, wie sie die Neuzeit hegt. Über seine Beziehungen zu Schiller, die nur kurz berührt sind, er-

fahren wir nichts Neues. Dagegen ist sein Bild, das ihn in der Amtstracht als Heidelberger Professor darstellt, sehr willkommen. — Die andere Arbeit beschäftigt sich mit der Schwanschen Buchhandlung (15760). Sie ist ein Nachtrag zu einer früheren Bemerkung (JBL. 1901 IV 9 : 37). Aus einer Anzeige im Mannheimer Intelligenzblatt von 1801 No. 36 erfahren wir, dass die Schwansche Buchhandlung vom Fuchsschen Haus am Markt (früher H. 1, 12, jetzt H. 1, 14) in das Haus C. 3, 6 „ohnweit dem schwarzen Bären" umgezogen ist. Im Hause des Bürgermeisters Fuchs war die Buchhandlung Schwans, der Verlag, Lesekabinett und „wohl auch" die Wohnung Schwans zu Schillers und Dalbergs Zeit. Die weitverbreitete irrige Meinung, sie habe sich damals im Eckhause C. 1, 7 befunden, ist dadurch zu erklären, dass die Buchhandlung in der letzten Zeit ihres Bestehens, als Friedrich Götz ihr Inhaber war, in diesem Haus etabliert war. — Einen Jubiläumsartikel zu L. Tiecks 50. Todestag hat A. von Winterfeld (15761) verfasst. Er erwähnt alles Wesentliche, was über Tiecks Verhältnis zu Schiller zu sagen ist: seine Bewunderung der „Räuber", seine persönlichen Beziehungen zu ihm, seine Auffassung des Goethe-Schillerschen Bundes usw., bietet aber nichts Neues. — Über das Stammbuch des Karlsschülers von Schauroth, jetzt im Besitz des schwäbischen Schillervereins in Marbach, berichtet Ernst Müller (15758). Es enthält 124 Einträge auf einzelnen Blättern. Unter ihnen befinden sich solche von Wolzogen, F. H. L. Orth, dem Schiller einst die bekannten Verse ins Stammbuch schrieb: O Knechtschaft Donnerton dem Ohre usw., A. von Braun, dem Sohne des Wiener Reichshofrats, der mit der „Vischerin" durchging, von dem Eleven Ammermüller, dem Gehilfen von Schillers Vater, dem General von Massenbach, dem Epigrammatiker Haug u. a. Die jungen Leute waren von dem Aufenthalt in der Karlsschule nicht erbaut. Das beweisen verschiedene Ausdrücke, wie: „sogenannte Universität", „Carls Sklaven(?)Schule". Darum priesen sie auch die Freiheit in allen Tonarten. — Schillers Verhältnis zu dem Stifter des Illuminatenordens A. Weishaupt wird in zwei Arbeiten von K. von Reinhardstöttner (15762) und D. Jacoby (15763) erörtert. Der letztere gibt eine übersichtliche Darstellung der Gründung des Illuminatenordens durch Weishaupt. Er schildert die Verfolgungen, die jener nach Aufhebung des Ordens durchzumachen hatte. Besonders wichtig sind die Veröffentlichungen der bayrischen Regierung über die beabsichtigte Kindsabtreibung Weishaupts, der nach dem Tode seiner Frau zur Heirat mit seiner Schwägerin, mit der er nach dem Willen seiner Frau nachher zusammenlebte, keine Erlaubnis erhielt. Dagegen schrieb er eine Verteidigung. Die beiden letzten Schriften zeigte Unfeld in der Jenaer Literaturzeitung an. Obwohl er aber Weishaupts verbrecherische Absicht tadelte, nahm er doch für ihn Partei. Schiller schloss sich ihm an in seinem Briefe an Körner vom 10. September 1787. Jacoby weist nun nach, dass Schiller in seinem Urteil schon damals das Prinzip Kants vertrat, ehe er mit dessen Werken vertraut wurde. Der Dichter war durch seine ganze Wesensart prädisponiert, ein echter Schüler Kants, sein Ergänzer und Fortbildner zu werden. — Ein interessantes Urteil von A. von Imhoff vom Jahre 1802 über Goethe und Schiller findet sich in einem Briefe „Heibergs an Rahbeck", den L. Bobé (GJb. 24, S. 76—79) mitteilt. Über letzteren äusserte sie: Tadelt man Schillers Arbeiten, so ärgert es mich und ich verteidige sie, weil ich denke, es liesse sich doch möglicherweise etwas dagegen einwenden. —

Stellung zur Ästhetik und Naturwissenschaft. Das Wesen des Genies nach Kant und Schiller untersucht B. Bauch (15765). Er behandelt „die tatsächliche Unbegreiflichkeit genialer Produktivität". Kant meint damit nur das künstlerische Genie, während Schiller auch das wissenschaftliche Genie als solches anerkennt. Aber dennoch handelt Schiller stets nur vom künstlerischen Genie, wenn er überhaupt vom Genie redet. Bei der Frage, worin Kant und Schiller diese unbegreifliche Tätigkeit selbst gesetzt haben, stimmt Schiller ebenfalls mit Kant überein. Wenn Kant das „Was", Inbegriff der Tätigkeit, in dem Talent sieht, welches der Kunst die Regel gibt, oder in der „Gemütslage, durch welche die Natur (Genie) der Kunst die Regel gibt", so bezeichnet das Schiller als „Blick" des Genies, mit dem es die Fakta auffasst, dass sie sich unter ihm „verneuen". Für beide ist also die Kunst eine Neuschöpfung der Wirklichkeit durch den Geist und im Geiste des Genies. Es erweitert die Natur, ohne über sie hinauszugehen; also eine gewisse Beschränkung ist notwendig trotz der Originalität. Es soll „gesunde Natur" bleiben. Sie darf nicht verzerrt werden. Die Wirklichkeit soll zum Ideal erhoben werden. Schliesslich erörtert B. die Frage: Welche Kräfte sind in dieser Tätigkeit im Spiel? Welche Vermögen des Gemüts betätigen sich darin? Kant sieht das Grundvermögen des Genies im „Geist", dessen Faktoren Einbildungskraft und Verstand sind, „im belebenden Prinzip im Gemüte". Schillers Anschauungen darüber sind denen Kants sehr nahe verwandt, obgleich sie verschieden zu sein scheinen. Auch er erkennt als die ursprüngliche Kraft des Genies den Geist oder den Spieltrieb mit der Unterscheidung der beiden Grundvermögen des menschlichen Gemüts, des sinnlichen und

des „formalen“ Triebs. Der Gegenstand beider Triebe in seiner Vollendung ist das Ideal. Der Unterschied zwischen Kant und Schiller ist der, dass Kant als Grundvermögen des Genies die grösstmögliche Vollendung harmonischen Zusammenspiels von Einbildungskraft und Verstand in der Urteilskraft, Schiller die grösstmögliche Zusammenstimmung zwischen sinnlicher und sittlicher Natur verlangt. Beide stimmen aber insofern überein, als Kant eben diese Vereinigung von sittlicher und sinnlicher Natur, wenn auch nicht im Schillerschen Sinne harmonischer Zusammenwirkung, fordert und sie nur durch die Urteilskraft bewirken lässt; deren Faktoren sind aber Einbildungskraft und Verstand, also die Grundkräfte des Genies. Beide Begriffe bei Kant und Schiller bezeichnen nichts anderes als das Vermögen, das die Vereinigung zwischen dem sinnlichen oder Realtriebe und dem sittlichen oder Formaltriebe vollzieht (vgl. Nr. 15745). — Ein verunglücktes Werk ist die Schrift von W. Laué (15766), der den Faust mit Goethes Farbenlehre und Schillers Briefen über ästhetische Erziehung in Verbindung bringen will. Goethe habe im zweiten Teil des Faust Schiller ein Denkmal gesetzt! —

Briefwechsel. Einen interessanten Brief A. Stahrs über den Goethe-Schillerschen Briefwechsel veröffentlicht L. Geiger (**15768**). Der Brief ist datiert Stuttgart, 9. August 1858, und an „Alwin“ (?) gerichtet. St. beklagt darin, dass wegen ihrer Neigung zur Antike eine grosse Kluft zwischen beiden Dichtern und dem Publikum ihrer Zeit bestanden habe. Er bedauert es, dass beide im Bewusstsein ihrer Isolierung sich immer mehr in abstrakte Spekulationen vertieften. Statt die Blüte ihrer Zeit und deren Kultur zu sein, wie Homer, Dante, Tasso, Corneille, Shakespeare u. a., waren sie im eigentlichen Sinn Wunder in ihrer Zeit; sie mussten die Kultur erst schaffen, und erst jetzt finden sie ihr Publikum. Daher auch Goethes Klagen, dass ihm eine Nation und nationales Leben gefehlt habe. Goethe sei es aber gewesen, der Schiller von seiner ursprünglichen Bahn abgelenkt habe (man denke dagegen an Hermann Grimm!), und diese Abkehr von der lebendigen Gegenwart habe auf Schiller keine günstige Wirkung ausgeübt. —

Werke: Lyrik: Gesamtausgaben. Unter den beiden neuen Sammlungen der Gedichte verdient die von Adolf (nicht Th.) Matthias (**15771**) besondere Erwähnung. Es sind 78 Gedichte, die M. auswählt und in kurzen Anmerkungen hinter dem Text erläutert hat. Dazu gibt er eine klare, verständige Einleitung über lyrische Dichtung. — Es ist erfreulich, dass auch den Gedichten sich immer mehr die literarhistorische Forschung zuwendet, wozu auch die Erläuterungen R. Stechers (**15772**) einen Beitrag liefern, aber es ist erst ein Anfang gemacht, eine systematische Gesamtausgabe, die allen Seiten der Erklärung gerecht wird, steht noch aus. — Die ungarische Übersetzung der Gedichte durch Graf L. von Doczy (**15775**) nennt L. Katscher (**15774**) das wichtigste und für deutsche Leser entschieden interessanteste Ereignis des Jahres, da Doczy beide Sprachen gleich virtuos beherrsche und ein besonderer Schillerkenner sei. —

Einzelne Gedichte. Über ein angebliches Jugendgedicht Schillers, das J. Hartmann im Württembergischen Staatsanzeiger Nr. 85 mitteilt, referiert R. Krauss (**15778**). Die Verse sind in der Stuttgartischen privilegierten Zeitung vom 17. April 1777 Nr. 46 erschienen und haben die Aufschrift „Auf die Stadt Stuttgardt bey der Anwesenheit des Grafen von Falkenstein den 7. u. 8. April 1777“. Da nun auch im Juliheft 1777 von Haugs Schwäbischen Magazin ein anonymes Gedicht „Auf die Ankunft des Grafen von Falkenstein“ steht, das man früher Schiller zuschrieb (bis Weltrich seine Unechtheit erwies), so vermutete Hartmann, dass dieses vielleicht Schillerisch sein könne. Denn dieses neue Gedicht weise mehr Anklang an Schiller auf. Kr. sagt mit Recht, das Gedicht könne von Schiller sein, aber eine andere Frage sei, ob es von ihm gedichtet sein müsse. — Eine der bedeutendsten Publikationen des Jahres (im letzten Bericht irrtümlicherweise für 1903 bestimmt, obwohl Referate darüber usw. erwähnt wurden) stammt von B. Suphan (**15778a**). Es ist die Erklärung und Ordnung des fragmentarischen Gedichts „Deutsche Grösse“, wie es S. mit Recht betitelt hat. Er bietet endlich das Gedicht in einem vollständig korrekten Abdruck und in einem vorzüglichen Faksimile, das in der Reichsdruckerei in Berlin hergestellt wurde. In seiner Anordnung der drei Blätter, in denen das Bruchstück überliefert ist, weicht er von andern ab; aber er ist dabei sehr glücklich gewesen und hat gewiss richtig gehandelt, indem er den Inhalt der einzelnen Blätter beisammengelassen hat, während z. B. Bellermann die fünf Verse „Deutschlands Majestät und Ehre“ usw. (IIb bei Suphan) aus dem Zusammenhang herausgerissen und an anderer ihm passender dünkender Stelle untergebracht hat. Es ist ja denkbar und möglich, dass Schiller bei der Ausführung des Gedichts, wenn ihm diese möglich gewesen wäre, den einen oder andern Gedanken an einer andern Stelle, als er im Entwurf steht, verwendet hätte. Darüber lässt sich trotz S.s trefflicher Anordnung nichts absolut Festes bestimmen; allein wir haben auch nur die Aufgabe, das Vor-

handene in der Ordnung, die ihm der Dichter gegeben hat, zu erklären, also die Reihenfolge der drei Blätter festzulegen. Das hat S. getan und den innern Zusammenhang aufgezeigt. Ebenso verdienstlich ist seine feinsinnige Interpretation des Fragments, dessen Entstehung in den März 1801 zu setzen, freilich nicht ganz sicher scheint. Hier ist besonders auf Parallelen bei Schiller selbst, auf Herders Ideen, Goethes geplantes Volksbuch und Schleiermaches Rede „Apologie" hingewiesen. — Suphans Veröffentlichung spendet O. Ladendorf (15779) uneingeschränktes Lob mit völliger Zustimmug. — Auf Grund von Suphans Neudruck untersucht auch R. Hering (15780) den Gedichtentwurf. Er unterscheidet zwei Gruppen, einerseits Blatt I und II, andererseits Blatt III. Beide sieht er als Produkte verschiedener Zeiten an, da sie zu sehr den Stempel zweier verschiedener Perioden in der Entwicklung des Dichters tragen. Blatt III vertrete den kosmopolitischen Standpunkt des Dichters und wäre zeitlich vor I und II, ungefähr in das Jahr 1794/5, zu setzen, während I und II vielleicht im Jahr 1801 entstanden sein könnten. Dann habe Schiller beabsichtigt, beide Teile in ein Ganzes zu verarbeiten, das könne man aus den poetischen Randbemerkungen von Ia und IIIa schliessen. Zu dieser Ansicht H.s ist zu bemerken, dass überhaupt alle die poetischen Randbemerkungen durchweg mit derselben fettigen Tinte und weicheren Feder und zweifellos erst nachher geschrieben sind. H. muss also eine dreimalige Niederschrift zu verschiedenen Zeiten annehmen. Ob eine solche aber wahrscheinlich ist? Schwerlich! denn auch die Handschrift von I, II und III ist dieselbe, dieselbe Feder, derselbe Zug, während die poetischen Notizen mit anderer Feder geschrieben sind. Denn hier kann nicht in Betracht kommen, was H. über Schillers Handschrift im allgemeinen sagt. Wenn jemand nach sechs Jahren an derselben Stelle weiter schreibt, so wird man sicher einen kleinen Unterschied in Tinte oder Feder herausfinden, der Gesamtduktus braucht sich deshalb nicht verändert zu haben. Eine andere Frage ist die des innern Zusammenhangs, insbesondere auch des Verhältnisses des Anfangs von IIIb „Mag der Brite die Gebeine" zu dem Gedicht „Die Antiken zu Paris". Wie sich hier der merkwürdige Wechsel in der Anschauung Schillers, dass er dasselbe zuerst über die Briten und dann über die Franken ausspricht, vollzogen hat, ist vielleicht noch anders zu erklären, als es geschehen ist. Wenn Suphan hier in dem Jahresdatum Schillers für das Gedicht „Die Antiken in Paris" (1800) einen Irrtum erblicken will, so ist das sicherlich nicht richtig, und H. wendet sich wie Minor zweifellos mit Recht dagegen. Aber auch seine Erklärung befriedigt nicht, denn es ist nicht recht ersichtlich, warum es dem Dichter nicht erlaubt sein sollte, auch nach 1794/5 die Briten als Räuber von Kunstschätzen zu brandmarken. — Schillers „Glocke" weiht Susanna Rubinstein (15784, vgl. 15783) zum 10. November ein von Liebe und Begeisterung gezeichnetes Gedenkblatt. — E. Nestle (15784a) teilt mit, dass Prof. J. A. Englmann in Regensburg in seinem „Katholischen Eherecht" S. 178 (Regensburg 1901) unsern Schiller also singen lasse: drum prüfe, wer sich ehelich bindet. — Zum Gedicht „Macht des Gesangs" soll Horatius Literaturbrief II, 1 dem Dichter in einzelnem Vorbild gewesen sein. Dies sucht E. Hasse (15785) zu erweisen, der schon früher auch für die Glocke eine antike Quelle für einzelne Stellen gefunden zu haben glaubte (vgl. JBL. 1896 IV 9 : 84). Er sagt geradezu: „Man muss eine direkte Anlehnung Schillers an Horaz annehmen." Aber was er bringt, sind nur sehr interessante Parallelstellen, die zeigen, wie zwei grosse Dichter ähnliche Gedanken haben. Muss aber deswegen Schiller entlehnt haben? Ist es überhaupt wahrscheinlich, dass Schiller für dieses Gedicht, wie etwa für seine Dramen, besondere Studien gemacht habe? Es ist sicherlich der reinste Zufall, wenn hier und dort eine Übereinstimmung herrscht. Es ist schlechterdings nicht glaublich, dass z. B. Schiller V. 20 „Auf schwanker Leiter" eine direkte Übersetzung von „per extentum funem" Horat. epist. II, 1 V. 210 sein soll, oder V. 34 „Und tritt in heilige Gewalt" dem Horazischen „praesentia numina sentit", V. 134, entsprechen soll. Gewiss ist zuzugeben, dass der deutsche Text sich mit dem lateinischen deckt, dass er als Übersetzung gelten kann. Aber damit ist durchaus nicht gesagt und kann nicht gesagt werden, dass dies beabsichtigt war. Es ist nicht anders anzusehen, als wenn zwei Dichter eines Volkes ähnliche Gedanken ähnlich ausdrücken. Solcher Parallelstellen gibt es bei den Dichtern aller Völker. — Eine neue Erklärung für „Das Mädchen aus der Fremde" gibt A. Thimme (15786). Zweierlei scheint ihm bei den bisherigen Auslegungen nicht genügend beachtet zu sein: 1. die Heimat des Mädchens und ihrer Gaben und 2. das baldige Entschwinden des holden Gastes. Er glaubt nun die Heimat des Mädchens und ihre Person selbst aus dem Gedicht „das Ideal und das Leben" nachweisen zu können. Parallel dem Aufsteigen des Menschen zu dem Reich der Ideale sei hier das Herniedersteigen der reinen göttlichen Gestalt der Menschheit auf die Erde gedacht: wie das Hinaufschwingen des Menschen nur vorübergehend und im Zustande der Begeisterung statthaben könne, so komme die reine „Gestalt der menschlichen Seele", eben das

Mädchen aus der Fremde, ins irdische trübe Leben hernieder nur auf kurze Zeit, zumal wenn das junge Leben überall vom Winter sich zum Lichte durchringt und die Menschen am ersten für das Himmlisch-Heitere empfänglich und begeisterungsfähig sind. Ihre Geschenke der Kunst, Schönheit, Freiheit, Wahrheit erwecken allgemeinen Jubel, am meisten bei den liebenden Herzen, weil die Liebe der Begeisterung am zugänglichsten und die liebende Seele der „Gestalt" der Seele am ähnlichsten sei. Aber ebenso wie der sterbliche Mensch nicht in die Höhe, so könne die Himmlische, obwohl ein echt menschliches Wesen, nicht auf Erden dauernd weilen, sie verschwinde, wie sie komme. Es bleibe aber der Trost, dass doch eine Verbindung hergestellt sei zwischen unserm schweren Erdenleben und jenen heiteren Regionen, aus denen uns das Mädchen aus der Fremde mit seinen Gaben wiederkehren wird. Mit dieser neuen Erklärung hat Th. schwerlich das Richtige gefunden. Man bekommt bei ihr den Eindruck des Gesuchten. Wenn er mit seiner Deutung die Heimat der Gaben erklären zu können glaubt, so ist das für die Art der Gaben nicht der Fall. Und vollends das Erscheinen und Wiederkommen der „Gestalt der menschlichen Seele" kommt auch etwas unnatürlich vor. Am besten scheint mir immer noch die Deutung „Poesie". — Einen Druckfehler in dem Gedicht „Poesie des Lebens" glaubt E. Viedt **(15788)** gefunden zu haben. Er glaubt, Vers 28 müsse man lesen „Von deinen (statt seinen) Augen nimmt die zauberische Binde Cytherens Sohn". Der ganze Zusammenhang führe darauf hin. Wir glauben das Gegenteil, gerade der Zusammenhang zeigt, dass es nur „von seinen Augen" heissen kann. Vers 21 lesen wir ganz ähnlich: Still trauernd nehmen ihre Kränze die Schwestergöttinnen vom schön gelockten Haar. Das ist doch derselbe Vorgang wie nachher. Erst in den letzten vier Versen wendet sich der Dichter wieder an den „strengen Freund". — Cl. Nonn **(15789)** gibt einige anregende Erklärungen zum „Ring des Polykrates". 1. Vers 8: „Die vormals deines gleichen waren". Nach N. kann es sich hier nur um die adeligen Gegner des Polykrates handeln; übrigens erklärt auch Bellermann in seiner Ausgabe also. 2. V. 28f.: „Bedenk, auf ungetreuen Wellen" usw. Das beziehe sich nicht auf die Handelsflotte, wie man gewöhnlich annehme, sondern auf die Kriegsflotte, die Schiller in seiner Quelle bei Herodot erwähnt fand. Das scheint richtig, denn Vers 44 „Da sieht man's von den Schiffen wallen" kann sich doch nicht auf eine zweite Flotte beziehen. (Bellermann dagegen: Handelsflotte.) 3. Der Neid der Götter. N. führt aus, dass bei Schiller nicht das blosse Glück des Polykrates als die Ursache seines Untergangs erscheine, sondern sein Verhalten dem Glück gegenüber. Man mache daher Schiller einen unbegründeten Vorwurf, wenn man sage, er habe mit Herodot den Neid der Götter als Ursache des Untergangs des Polykrates hingestellt, während doch ein Balladendichter sich nach der Auffassung seiner Nation richten müsse. Vom letzteren abgesehen, über das man streiten kann, scheint doch die Sache nicht so zu liegen, wie N. annimmt. Er sagt nämlich, es sei ein Zeichen der Verblendung, wenn Polykrates glaube, dass etwas rein Äusserliches (Ring) den Zorn der Götter wenden könne; eine Versöhnung mit seinem Bruder Syloson, Milde gegen seine unterworfenen Gegner könnte eher die Götter versöhnen. Gewiss, richtig von unserem Standpunkt aus! Aber Amasis selbst gibt den Rat, sein Liebstes ins Meer zu werfen, er weiss auch nichts anderes. Polykrates, von Furcht bewegt, wirft den Ring in die Flut. Also er tut, was er kann, um dem Neid zu entgehen. Was N. vorschlägt, kommt gar nicht in Betracht. Es spielt im Gedicht keine Rolle. Der Götter Neid ist doch beherrschend. — Die folgende Arbeit von H. Stoltenhoff **(15790)** beschäftigt sich mit demselben Gedicht, allein sie ist nur eine Probe einer kurzen zusammenfassenden Darstellung für die Schule (Tertia oder entsprechende Stufen). — Eine kurze unwesentliche Bemerkung zum „Siegesfest" macht A. Anacker **(15791)**. Er ergänzt den Aufsatz von Siefert (JBL. 1902 N. 8304) und eine Erklärung von Kriebitzsch. — Eine Lösung der Frage nach der Autorschaft in den „Xenien" unternimmt H. Henkel **(15794)**. Er setzt damit seinen früheren Versuch (JBL. 1900 IV 9 : 100) fort und berichtigt zugleich „einige Irrtümer und Mängel" seines früheren Aufsatzes. Insgesamt schreibt er Schiller jetzt 139 Xenien zu, nämlich 84 aus seiner Gedichtsammlung, 26 aus dem Xenienalmanach und 29 aus dem Nachlass. Freilich werden seine Ausführungen nicht immer Zustimmung finden. Er ist nicht immer glücklich damit, wie z. B. bei Xenion 1 des Nachlasses, 67 und 219. — Einen Neudruck von F. Chr. Fuldas „Trogalien zur Verdauung der Xenien" **(15795)** hat L. Grimm besorgt. Dazu hat er eine gut orientierende Einleitung über Fulda und die Bedeutung seiner Antixenien vorausgeschickt. Dieser Neudruck des seltenen Werks ist sehr erwünscht, da es für die Zeitgeschichte, sowie für das Verständnis der Goethe-Schillerschen Xenien nicht ohne Wichtigkeit ist. Das zeigen die vielen Parallelstellen, die G. aus den Trogalien und Xenien notiert hat. —

Epos. Von Wichtigkeit ist eine Schrift A. von Hansteins **(15796a—97)** über den „Geisterseher", welche zur Entstehungsgeschichte desselben wichtiges neues

Material beibringt. Dasselbe betrifft lediglich den Prinzen. Als Vorbilder desselben hat man bisher den württembergischen Herzog Karl Alexander, den Landgrafen Friedrich II. von Hessen und den Herzog Johann Friedrich von Braunschweig mit mehr oder minder grosser Wahrscheinlichkeit angesehen. Dazu fügt nun H. einen zweiten württembergischen Fürsten, den Prinzen Friedrich Heinrich Eugen, den dritten Sohn des Herzogs Friedrich Eugen. Die Gründe, die er für seine Annahme vorführt, sind einleuchtend. Insbesondere ist das Auftreten dieses Prinzen in der „Berliner Monatsschrift" durch einen Aufsatz Elisa von der Reckes veranlasst. Zweifellos finden sich die Spuren davon im „Geisterseher". Allein H. geht doch in der Ausnutzung dieses Materials zu weit, wenn er der mystischen Neigung des Prinzen F. H. Eugen, die in seinem Aufsatz sich kund tut, einen wichtigen Einfluss auf Schillers Entschliessung zuschreibt. Er führt nämlich aus, man habe damals in der Mystik eine Vorstufe des Katholizismus gesehen. Das habe in dem evangelischen Württemberg, dessen Regent Herzog Karl Eugen katholisch war, bedenklich geschienen. Auch die beiden Brüder desselben, Ludwig Eugen und Friedrich Eugen waren katholisch. Dagegen waren die Söhne des letztern, Friedrich Eugens, evangelisch und also auch unser Prinz F. H. Eugen. Da es nun sicher stand, dass der eine oder andere Sohn Friedrich Eugens bald einmal zur Regierung gelangen werde und dass dann wieder ein evangelischer Fürst den Thron einnehmen werde, so schien diese mystisch-katholische Neigung den evangelischen Württembergern verdächtig. Mit diesem Schluss geht H. wohl weit: es ist nicht wahrscheinlich, dass die Kundgebung des Prinzen Eugen in weitere Kreise des Volkes gedrungen ist. Sodann scheint es nicht glaublich, dass Schiller, der doch damals religiös indifferent war, durch solche Erwägungen und andere Vorgänge im Hause des Herzogs Friedrich Eugen erregt und dadurch veranlasst wurde, seinen Befürchtungen im „Geisterseher" Ausdruck zu geben. Dazu war der Dichter viel zu tolerant. Im übrigen aber hat H. den sicheren Beweis dafür erbracht, dass der Prinz Eugen ein Vorbild für Schillers Prinz war. Aber Furcht vor dem Katholizismus hat den Dichter dazu nicht veranlasst. Wäre dies der Fall, so hätte er den Roman zu Ende geführt, und dann hätte er auch viel bestimmtere Andeutungen gemacht. H. Unbeschied stimmt in seiner Besprechung A. von Hanstein im ganzen zu, M. Koch dagegen hat Bedenken. Er sagt, man könne nicht behaupten, dass Hansteins Begründung völlig genügend sei, aber der Wahrscheinlichkeit entbehre sie nicht. Jedenfalls aber sei die kritische Prüfung aller als Vorbild Schillers in Betracht kommenden Prinzen ein erwünschter Kommentar zu dem von der Schillerforschung bisher meist beiseite gelassenen Werke. —

Drama. Allgemeines. Eine vorzügliche Dissertation über Schiller und die Bühne hat J. Petersen (15800) geschrieben. Er gibt mehr, als er im Titel verspricht. Er zeigt Schillers Dramen nicht bloss auf der Bühne, sondern im Kreis der zeitgenössischen dramatischen Literatur überhaupt. Er geht davon aus, dass die Bühnenanweisungen eines Dichters einen Gradmesser für die Theaterschulung seiner Phantasie bilden, und dass in ihnen sich auch das Theater seiner Zeit selbst spiegelt. Danach bespricht er im ersten Kapitel die Angaben für das Publikum, (Theaterzettel) Titel. P. bleibt hier nicht bei Schiller stehen, sondern bringt ihn in Verbindung mit den Bühnenstücken seiner Zeit (ausser den Komödien). Dann wird die Gattung und Aktzahl besprochen. P. stellt Schillers anfängliches Schwanken in der Bezeichnung seiner Dramen fest. Bei der Einteilung hielt Schiller an der Fünfzahl der Akte fest, obgleich er als Bühnenpraktiker auf die Aktzahl keinen Wert legte. Bei dem Abschnitt „Personenverzeichnis" hebt P. die Sonderstellung des Fiesko hervor. Er vermutet, dass der deutsche Hausvater Gemmingens den Anlass dazu gegeben habe. Das mag sein, denn Schiller kannte dieses Stück sehr genau, und es diente ihm auch bei Kabale und Liebe als ein gewisses Vorbild. Sehr gut ist auch, was P. über Standesbezeichnungen sagt. Hier hat er ein reiches Material gesammelt, nur fast zu reich, so dass Schiller fast darunter verschwindet. Vielleicht wäre es auch für die Übersichtlichkeit günstiger gewesen, wenn er dieses oder jenes Material als Anmerkung verwertet hätte. Aber alles in allem, ist die Schrift eine treffliche Leistung, die ein sehr wichtiges, bisher noch nicht behandeltes Thema in glücklichster Weise gelöst hat. — Anknüpfend an die französischen Aufführungen von Philippis „Dornenweg" und Schnitzlers „Grünem Kakadu" erinnerte S. Feldmann (15800a) an die früheren Aufführungen deutscher Schauspiele in Paris, insbesondere Schillerscher, nämlich der „Räuber", die ein Menschenalter lang fast das populärste Stück des französischen Repertoires bildeten, während die „Jungfrau von Orleans" doch nicht einheimisch werden konnte; ferner erinnert er an den ungeheuern Erfolg von „Kabale und Liebe", das 1826 mehrere Monate lang ununterbrochen auf dem Zettel des Théâtre Français und des Odéon gleichzeitig stand. Auch „Maria Stuart" erlebte mehrere 100 Aufführungen, „Fiesko" und „Wallenstein"

wurden dagegen nur vorübergehend und „Don Carlos" in verschiedenen Bearbeitungen zuletzt im Jahre 1895 gespielt. —

Einzelne Dramen: Die Räuber. Die Notiz von R. Krauss, aus den Stuttgarter Hoftheaterrechnungen, dass die Räuber schon am 5. März 1784 in Stuttgart aufgeführt worden seien (vgl. JBL. 1902 N. 8312), wird durch W. Widmann und einen Anonymus (**15804**) dahin ergänzt, dass dies schon K. Hoffmeister in seiner Schillerbiographie bekannt gewesen sei. Doch habe er vermutlich eine andere Quelle als Krauss gehabt, nämlich Schillers „Beziehungen" vom Jahre 1859. Das ist ganz richtig, dort findet sich im Brief des Vaters Schillers vom 4. April 1784 diese Nachricht. Aber K. Hoffmeisters Werk erschien schon im Jahre 1838. Wie hätte er also die „Beziehungen" vom Jahre 1859 benutzen können! Vermutlich aber hat er diese Angabe aus dem Archiv der Schillerschen Familie direkt geschöpft. — Das Entstehungsmotiv, das A. W. J. Kahle (**15805**) zu den „Räubern" aus dem Theaterjournal für Deutschland 1779, 10. Stück und aus dem württembergischen Hofkalender von 1782 mitteilt, ist nicht neu. Das hat Erich Schmidt längst festgestellt in Schnorrs Archiv für Lit.-Gesch. 9, S. 190 und in der ADB. Auch Ernst Müller handelt davon ausführlich in „Schillers Jugenddichtung und Jugendleben" (1896) S. 28f. Nur der Hinweis, dass im Hofkalender ein Bild des Räubers Mutowsky und vier Stiche zur Erläuterung von Möllers „Sophie" von den Brüdern Heideloff sich befinden, ist dankenswert. — Eine hochinteressante englische Kritik der „Räuber" vom Jahre 1792 druckt R. H. Perring (**15807**) wieder ab. Mit Recht; denn der ungenannte Kritiker ist einer von denen, die schon damals Schillers Dichterkraft erkannt haben. In seinem ausführlichen Referat über den Inhalt, dem er Übersetzungen einzelner Stellen beigefügt hat, spricht er mit Bewunderung von dem Dichter, ohne deswegen seine Fehler zu verschweigen. Er nennt sein Drama one of the most uncommon productions of untutored genius that modern times can boast... Its power over the heart and the imagination must be acknowledged... If his genius can accommodate itself to better subjects, and to a more regular conduct of the drama, no modern poet seems to possess powers so capable of bending the mind before him, of rousing its feeling by the elevation of his sentiments, or of thrilling them with the terrors of his imagination. — Über Aufführungen und Nachahmungen der „Räuber" in Frankreich berichtet F. Baldensperger (**15808**). Im Jahre 1792 wurde das Stück als „Robert chef de Brigands" von La Martelière, „de son vrai nom Schwindenhammer" in Paris aufgeführt, 1793 erschien es im Druck, ohne dass Schillers Name erwähnt wurde. Eine Aufführung in Lille sollte auf Kosten der Nation erfolgen, da das dortige Theater das Honorar für den Verfasser nicht bezahlen konnte. Eine Aufführung in Nancy dagegen wurde zuerst amtlich wegen des revolutionären Charakters des Stückes verboten; auf eine Reklamation der Schauspieler aber, die auf die Aufführung in Paris sich beriefen, wurde das Verbot zurückgenommen. Schliesslich erwähnt B. Liebhaberaufführungen, über die in George Sands „L'histoire de ma vie" berichtet ist. Darin wird die Übersetzung „une misérable imitation" der Schillerschen „Räuber" genannt. — Über eine Räubervorstellung in Ulm während der französischen Okkupation gibt ein alter, auf der Ulmer Stadtbibliothek aufbewahrter Theaterzettel (**15809**) Kunde. Der Zettel ist deutsch und französisch abgefasst. Er lautet: „Die grosse Räuberbande in Deutschland oder Der Fall des Graf Morischen Hauses. Ein grosses Trauerspiel in 5 Aufzügen von Herrn Schiller." Die schlechte französische Übersetzung lautet: „La grande Bande des Banditen Allemagne où Lareté de Monsieur le Comte de Morisch Hausen. Une grande dramatique en 5 Actes, Monsieur Schiller." —

Fiesko. Mit warmer Begeisterung und viel gründlicher, als dies Kerr (JBL. 1902 N. 8315a) getan hat, schildert R. Kohlrausch (**15811**) die klassischen Stätten des Fiesko. Nach einer eingehenden Vergleichung der „Conjuration du Comte J. L. de Fiesque" von Retz mit Schillers Dichtung und andern wertvollen Bemerkungen führt er uns nach Genua. Wir erfahren, dass der Palast des Fiesko vom Boden verschwunden ist, wie auch der letzte Zweig dieser Familie erloschen ist, während Dorias Palast noch in voller Pracht, wie ihn der alte Andrea bewohnt hat, erhalten ist. Auch von einem alten Bilde A. Dorias hören wir, das sich für illustrierte Schillerbiographien empfehlen dürfte. K.s Aufsatz ist entschieden fördernd für das Verständnis Fieskos. —

Kabale und Liebe. Ein Aufsatz von W. Widmann (**15814**) zur Bühnengeschichte des Stücks bringt nichts Neues, ausser etwa der Notiz, dass man in neuester Zeit in Newyork eine Bearbeitung mit versöhnlichem Ausgang, wie schon in früheren Zeiten, aufgeführt habe, unter dem Titel „The power behind the throne". Die beiden Liebenden sterben dort nicht an Gift. Der schlaue Offiziersbursche hatte seinem Herrn nur ein unschuldiges Schlafpulver besorgt. Ferdinand und Luise kommen wieder zu sich und fallen sich unter dem Segen des reuigen

Präsidenten in die Arme. Schillers Name ist zum Glück auf dem Theaterzettel nicht genannt. —

Don Carlos. Über Posas letzte Schritte polemisiert F. Stürmer (15815) gegen Bellermann. Er stellt folgende Reihenfolge fest: Bestellung der Post, Gang zum Kloster, Übergabe der Briefschaften an den Mönch, Gang zur Königin und zuletzt zu Don Carlos. Diese Reihenfolge scheint ihm notwendig und übereinstimmend mit der Reihenfolge, wie sie der Dichter brauchte, um seine Absicht bei den grossen Szenen, Tod des Marquis und Katastrophe, zu erreichen. Man kann St. im allgemeinen zustimmen; aber auffallend ist in seiner Begründung, dass er einen doppelten Standpunkt, einen des Dichters und einen des Marquis Posa, annimmt. Das ist unrichtig. Es lässt sich doch der Marquis nicht vom Dichter trennen. Posa, eine Gestalt des Dichters, kann nicht mit eigenen Gedanken operieren. Man mag sich den Dichter so objektiv denken, als man will, schliesslich ist's doch immer wieder er, der seine Gestalten reden und handeln lässt. Er muss die Handlung nach seinem festen Plan durchführen. Also wozu zwei solch verschiedene Standpunkte, die doch im Grunde wieder in einen zusammenfallen müssen! Aber dennoch hat St. seine Aufgabe richtig gelöst. Das wäre ihm aber auch ohne diese Scheidung und dann auf einfachere Weise gelungen. — R. Schlösser (15816) widerlegt in überzeugender Weise die Annahme O. Harnacks (JBL. 1898 IV. 9 : 100), dass der Kartäusermönch im Don Carlos V, 8 ein Agent Albas sei, und dass letzterer diese Mitteilungen selbst gefälscht und dem Mönch seine Rolle einstudiert habe. Dagegen bemerkt S. mit Recht, dass Alba durch diese Papiere auch den Prinzen blossstelle, was mit Albas weiteren Plänen nicht übereinstimme. Auch steht diese Annahme andern Tatsachen gegenüber, besonders aber dem Umstand, dass Alba von dem Plan des nächtlichen Besuchs des Prinzen bei der Königin wisse. Dies konnte er aber lediglich nur aus diesen Papieren erfahren, denn die Eingeweihten teilten es ihm nicht mit. Also müssen die Briefe echt und der Kartäuser kann kein Betrüger sein. Diese ganze Auffassung bestätigt auch eine Stelle aus einer älteren Fassung des Don Carlos. Dass Schiller diese Stelle später gestrichen hat, ist bedauerlich. Das Fehlen derselben erschwert das Verständnis. — Die Frage, ob die Königin den Marquis liebe, hat Bulthaupt im I. Band seiner „Dramaturgie des Schauspiels" bejaht. Er meint, eine solche Liebe Elisabeths zu Posa sei besonders aus der Prosabearbeitung vom Jahre 1787 sicher zu schliessen. Das bestreitet R. Krauss (15817) mit Recht. Er sagt, Schiller sei es gar nicht eingefallen, der Königin eine stille Neigung zu Posa zuzumuten, ja, er scheine nicht einmal an die Möglichkeit eines Missverständnisses gedacht zu haben. Doch gibt K. zu, dass Schiller den Leser durch die Stärke seines Ausdrucks selbst in die Irre geführt habe. Die zitierten Worte sind zweifellos mit K. so zu erklären, dass Posa infolge seines Gesprächs mit der Königin den Entschluss seiner Selbstaufopferung jetzt nicht mehr für unbedingt nötig halte. Aber diese Entdeckung kommt leider zu spät. Mit dieser Auffassung wird auch sein Ausspruch „Entsetzliches Schicksal" erst recht verständlich. Unter keinen Umständen aber hängt Posas Ausruf mit der „Entdeckung" zusammen, dass ihm eine stille Neigung der Königin zu ihm aufgedämmert sei. Das ist gewiss. Wenn Elisabeth einen leidenschaftlicheren Ton in der schmerzlichen Situation ihrer letzten Begegnung mit Posa anschlägt, so lässt sich das aus verschiedenen Gründen erklären, ohne dass man deshalb an ihre Liebe zu Posa denken muss. — Der Romanschriftsteller Honoré de Balzac plante nach Briefen an seine Freundin Frau von Hanska vom Jahre 1834 und 1835, wie C. Heinrich (15820) mitteilt, ein Drama „Don Philippe et Don Charles". Er dachte sich das Stück durchaus realistisch. Don Juan d'Austria sollte die Hauptrolle erhalten. Philipp, von ihm le Réservé bezeichnet, wäre wohl einer der Balzacschen „maniaques" geworden; in der Schuldfrage der Königin folgte er nur trüben Quellen. Über Don Carlos selbst liegt kein bestimmter Anhalt vor. Erhalten hat sich von diesem Plan nichts, und die französische Literatur hat damit nichts verloren. —

Wallenstein. Die Literatur ist durch zwei neue gute Ausgaben von A. Köster (15821) und G. Frick (15821a) bereichert worden. Jene bietet, wie alle Hesseschen Ausgaben, in gedrängter übersichtlicher Form alles Wissenswerte über Entstehung, Stoff, Handlung, Charaktere, Form, Bühnengeschichte und Literatur. Jeder Satz dieser Einleitung verrät den trefflichen Gelehrten und Forscher. Auch die dem Text vorausgehenden Anmerkungen, die sich auf das Wesentliche beschränken, sind ebenso knapp und bestimmt gehalten. Diese, die Schulausgabe von G. Frick, zeichnet sich durch vorzüglichen grossen Druck aus. Die Anmerkungen, unter den Text gestellt, sind auf das Wesentliche beschränkt. Hinter dem Text befinden sich die „Anhänge". Hier ist in kurzen „Rückblicken" alles zusammengefasst, was die literarhistorische und ästhetische Erläuterung erfordert. Schliesslich wird noch ein „Rückblick auf die ganze Trilogie" geworfen, der sich auf die allgemeinsten und bedeutsamsten der aus dem Drama herauswachsenden Anschauungen, Begriffe

und Motive und schliesslich auf den tragischen Gehalt erstreckt. — Dass zum vollen Verständnis eines Dramas das Hören und Sehen auf der Bühne wesentlich beiträgt, zeigt die Leipziger Dramaturgie (**15822**) eines Anonymus, der scharf beobachtet und manches aufdeckt, was bei der blossen Lektüre entgeht. Auch sonst macht er interessante Bemerkungen, z. B. über den Buttlerbrief. Über Max und Thekla äussert er: „Es ist ein Wunder, wie Schiller die unmöglich scheinende Aufgabe, ein romantisches Liebespaar in ein geschichtliches Drama einzufügen, zu lösen verstanden hat.“ Am wichtigsten sind aber die szenarischen Bemerkungen, die für Bühnenleiter sehr empfehlenswert sind. — Widersprüche in einzelnen Stellen von Dichtungen sucht M. Schneider (**15824**) mit einem Wort A. Schönes (ZDPh. 26, S. 229) zu lösen, das lautet, dass solche Widersprüche nicht sowohl aus Flüchtigkeit und Vergesslichkeit als vielmehr aus dem momentanen Übergewicht zu erklären sind, das die Einzelszene oder Einzelschilderung in der schaffenden Phantasie gewonnen hat, so dass sie sich für den Augenblick aus dem Gebote löst, welches die Gesamtkomposition verfolgt. Danach bemisst er Wallensteins Tod III. 15, Vers 1918 (greises Haupt Wallensteins), V. 4, Vers 3564 (braunes Scheitelhaar Wallensteins) und Piccolomini II. 3, Vers 740 (Wallenstein hat nicht gealtert). Was Schöne sagt, hat gewiss seine Berechtigung; ob es aber auch hier durchweg sich anwenden lässt, ist fraglich. Bei der ersten zitierten Stelle hat Wallenstein z. B. guten Grund, warum er so sagt. Ferner falle die Handlung der ganzen Trilogie unter Schönes Ausspruch. Diese sei auf vier Tage verteilt. Der erste Tag sei ein Dienstag, damit stimme aber nicht in der Kapuzinerpredigt Vers 269 „ . . . mit dem Sonntag Spott“, ebenso wenig stimme dann Vers 160 „Fort in die Feldschule“ mit dem Sonntag. Dass die Scheltworte an einem Sonntag mehr Berechtigung haben als an einem Werktag, sei klar. Gewiss! Schiller hätte nicht sagen können: Treibt man so mit dem Montag oder Dienstag usw. Spott? Allein die Stelle stammt aus Abraham a St. Clara, und dort ist ebenfalls der Sonntag genannt. Also hier ist offenbar das Vorbild massgebend gewesen, und für die Anwendung von Schönes Betrachtung ist grosse Vorsicht am Platz. — Eine Parallelstelle zu Wallensteins Tod I. 2, Vers 40 aus Macbeth in Schillers Übersetzung II. 9, Vers 825 zitiert R. Sprenger (**15825**). Sp. zitiert zuerst Wallenstein, dann die Stelle aus Macbeth deutsch und zuletzt den englischen Text. Dann schliesst er: „Unzweifelhaft hat diese Stelle Schiller vorgeschwebt, als er die Verse in Wallensteins Tod niederschrieb.“ Nun ist aber bekanntlich die Macbeth-Übersetzung nach dem Wallenstein erschienen! Was folgt daraus? Dass man mit der Angabe von Parallelstellen sehr vorsichtig sein muss. — Dieselbe Stelle behandelt R. Sprenger (**15825a**) nochmals, indem er sie, wie oben, auch zu Goethes Goetz V. 4, Vers 190 in Beziehung setzt und die selbstverständliche Verschiedenheit des „Sag nein!“ in beiden Stellen erörtert. Dieselben Bemerkungen über Wallenstein—Goetz wiederholt er zum Überfluss nochmals an derselben Stelle ZDU. 17, Seite 324/6 bei der Besprechung der Wallenstein-Ausgabe von L. Fränkel (Bamberg, Buchner. 1902. XXIX, 347 S. M. 1,50), die er wegen der Reichhaltigkeit der sprachlichen und sachlichen Erklärungen lobt. — Eine umfassende Arbeit über die Person Wallensteins hat B. Hönig (**15826**) geliefert. Er behandelt darin den Generalissimus nicht bloss in der Mythe und im Volksliede des 17. Jahrhunderts, sondern auch auf der Bühne. Ausser Schillers Trilogie und Otto Ludwigs Plan kommt auch ein englisches Drama von Glapthorne 1839 zur Besprechung. — In einer fleissigen Arbeit untersucht J. Hörtnagl (**15830**) den Charakter Oktavio Piccolominis und kommt zu dem Schluss, es seien weder der Inhalt noch die Motive seines Wollens verwerflich. Den tatsächlich ungünstigen Eindruck aber, den Oktavio macht, nur aus der Art der Schillerschen Dichtung mit H. zu erklären, genügt nicht; der nackte Egoismus, dem Oktavio sicher huldigt, spielt dabei eine grosse Rolle. — Die Übersetzung der Kapuzinerpredigt ins Ungarische durch L. Doczy (**15834**) wird von L. Katscher als meisterhaft und als wahres Kunstwerk und Kunststück von markigem magyarischen Gepräge gerühmt. —

Maria Stuart. Eine treffliche Ausgabe verdanken wir A. Leitzmann (**15835**). Auf sechs Seiten Einleitung und vier Seiten Anmerkungen erfahren wir alles Wesentliche, das zum Verständnis des Dramas notwendig ist. Der Text ist schön und gut gedruckt. — Der anonyme Verfasser der Leipziger Dramaturgie (vgl. oben N. 15822) dehnt seine Studie auch auf die Maria Stuart (**15836**) aus. Er knüpft seine Betrachtungen an die Vorstellungen auf den beiden städtischen Bühnen Leipzigs, das alte und das neue Theater, an. Für das richtige Verständnis des Bühnenwerks sind diese Notizen — Plaudereien nennt er sie —, so unbedeutend manches zwar scheinen mag, doch hoch zu schätzen. Der Verfasser zeigt grosses Verständnis für alle Fragen der Regie. Er redet ganz ausführlich von der Darstellung der einzelnen Personen, von der Inszenierung, von den Kostümen und den Requisiten, von den Schwierigkeiten einzelner Rollen und Stellen. Kurz, eine Fülle

von Einzelbemerkungen. — Wie beim Wallenstein (15824), so will M. Schneider auch bei der Maria Stuart **(15837)** einzelne Stellen nach einem Wort A. Schönes erklären. Da fragt er: Wie passt in den Winter (Februar 1587) die Zusammenkunft der Königinnen „auf dem grünen Teppich der Wiesen" (III, 1, V. 5, 15)? Er antwortet: wiederum habe das Bestreben, die Schönheit der Natur gegenüber dem finsteren Kerker möglichst reizvoll zu malen, den Dichter momentan vergessen lassen, dass er sich damit in Widerspruch mit der Gesamtkomposition setzte. Demgegenüber muss man an die dichterische Freiheit erinnern und hervorheben, dass im ganzen Stück es nicht zum Bewusstsein kommt, dass die Handlung im Winter vor sich geht. Eine Begegnung in einer Winterlandschaft ist an und für sich nicht undenkbar, wäre allerdings für den Dichter weniger günstig gewesen. Ob da von einem Vergessen des Dichters die Rede sein kann, scheint doch fraglich. —

Jungfrau von Orleans. Unter den vier neuen Ausgaben heben wir besonders die von F. Muncker **(15842)** hervor. Sie ist nach den Grundsätzen von Hesses Ausgaben bearbeitet, wie N. 15821 Wallenstein von Köster und 15835 Maria Stuart von Leitzmann, und hat dieselben Vorzüge wie diese. Besonders erwähnt sei die Schilderung des Charakters Johannas und der Bedeutung der Wunder (S. XI). „Nur nüchterne Pedanten können an ihnen und ihrem poetischen Zauber Anstoss nehmen", sagt M. mit vollem Recht. Unter den Quellen vermissen wir nur die besondere Erwähnung der neuen Erklärung V. Valentins. — Polemischer Art ist der Aufsatz von F. A. Meidel **(15845)**. Er wendet sich gegen V. Valentin, der Johanna Hochmut, und H. Unbescheid, der ihr Sinnlichkeit zuschreibt, denn ihre Demut stehe ausser Zweifel. Die Grundlage ihres Wesens sei Frömmigkeit, Liebe zu König und Vaterland und ihr persönlicher Mut. Der selbstlose Opfersinn sei in ihr ausgeprägt. Gewiss, das wird niemand bestreiten. Aber ist daneben nicht auch ein gewisser Hochmut dem Feinde gegenüber, wie Valentin annimmt, und Sinnlichkeit denkbar und möglich? In einem zweiten Abschnitt behandelt M. das Tragische des Stücks. Er tadelt, dass manche gar keine Schuld in Johanna finden, während sie doch unzweifelhaft durch die Hingabe an die Liebe zu Lionel eine Schuld auf sich lade. Die Voraussagung ihres Todes in der Montgomeryszene beschäftigt M. besonders. Mit Düntzer nimmt er an, dass diese einen tragischen Schatten über ihr Geschick werfe; aber er bedauert, dass dem so ist, da in dieser Vorausbestimmung ein antikisierender Zug enthalten sei, den Bellermann leugne. Und dieser hat gewiss recht, wenn er das tut. Dass eine Jungfrau von Orleans, die so vieles ahnt und weiss, auch ihren Tod voraussieht, ist gar nicht zu verwundern. Das wäre erst der Fall, wenn sie es nicht wüsste. Aber tragisch ist dieser Tod nicht, eine Schuld sühnt sie nicht durch ihn, wie Muncker in seiner Ausgabe sagt. Er ist dichterisch notwendig als verklärender Abschluss ihrer Heldenlaufbahn. Ob aber ihr Tod die Grundlage des Stücks bildet, insofern als die Aussicht auf sein unfehlbares und baldiges Eintreten, sowie sein Eintritt selbst geeignet ist, Mitleid und Furcht zu wecken, darüber lässt sich streiten. Es ist sehr fraglich, ob von der Montgomeryszene an (II, 7) bis Schluss (V, 17), also nicht so bald als M. annimmt, das Bewusstsein des unfehlbar bevorstehenden Todes der Jungfrau den Leser beherrscht. Dazu gibt das Stück gar keinen Anlass, es erinnert nirgends weiter daran, wie etwa in Maria Stuart, wo der Tod der Titelheldin von Anfang an beschlossene Sache ist. In einem dritten Abschnitt endlich redet M. vom Bau des Dramas, wobei er scharf eine innere und äussere Handlung unterscheidet. Diese versteht sich indes von selbst. Alles in allem, gibt M. manche Anregung. — Die bisherigen Parallelen zu I. 7, Vers 984: „Ein Schlachten war's, nicht eine Schlacht zu nennen", vermehrt E. Hoffmann-Krayer **(15845a)** durch eine neue aus Johannes Vitoduranus' Schilderung der Schlacht bei Morgarten: „non pugna . . . sed quasi mactatio gregis ducti ad victimam". Ob Schiller die Stellen aus Livius und Tacitus oder gar diese kannte, ist gleichgültig, ja unwahrscheinlich. Ihn brachte sicherlich die Ähnlichkeit der Worte Schlacht und Schlachten auf diesen Gedanken. Dazu brauchte er kein fremdes Vorbild. — Die wichtigsten Personen des Schillerschen Dramas vergleicht R. Pappritz **(15848)** mit denen der Geschichte. Er zeigt, dass der Dichter gezwungen war, bei der Zeichnung Karls VII. von der geschichtlichen Überlieferung abzuweichen. Auch bei Dunois und La Hire war dies der Fall. Der „Ritter" der Jungfrau war, nicht Dunois, sondern der Herzog von Alençon, den der Dichter in guter Absicht überging. Auch Agnes Sorel ist idealisiert, doch sind bei ihr die Grundzüge der historischen Überlieferung berücksichtigt. Dagegen ist das, was wir über Isabeau erfahren, geschichtlich richtig. —

Braut von Messina. Auch dieses Drama ist in die Hessesche Sammlung aufgenommen worden. A. Leitzmann **(15862)**, dem wir die Ausgabe der Maria Stuart (15835) verdanken, hat es bearbeitet. Ebenso wie dort hat er hier seine Aufgabe in trefflicher Weise gelöst. — Die erste Aufführung der „Braut",

am 19. März 1803, hat eine Menge Jubiläumsartikel hervorgerufen, die aber für die Forschung im allgemeinen nichts Neues bringen. E. Bergmann **(15864**; vgl. **15871)** bietet eine vollständige Einleitung zu dem Drama, indem er ausführlich über seine Entstehungsgeschichte, Aufführungen (in Weimar, Lauchstädt, Berlin, Hamburg, Verhandlungen mit den Theatern in Leipzig und Dresden) und den Druck berichtet. — E. Bergmann **(15866)** hat auch ein sehr förderndes Programm geschrieben, das eine intensive Beschäftigung mit dem Drama verrät. Nach seiner Auffassung ist die Braut keine Schicksals-, sondern eine Charaktertragödie. Aber der Beweis dafür lässt sich auch mit Aufwendung alles Scharfsinns nicht erbringen. Nimmt man die beiden Merkmale des Schicksals, Vorherbestimmung und Unabwendbarkeit, aus dem Drama weg, dann ist die Tragödie, so wie sie ist, unmöglich. Dass auch die Charaktere entscheidend sind, leugnet heute kaum noch jemand. Schiller hat den antiken Schicksalsbegriff des Sophokles insofern erweitert, als er seinen Helden in eine sittliche Schuld geraten liess. Im Verlauf seiner Untersuchung bespricht B. die Fragen, die sich an die Vorfabel anknüpfen, den Vorwurf, dass die Fürstin ihre Tochter nicht früher aus dem Kloster rufen liess, die Geheimnistuerei Manuels, den Hass der Brüder usw. Er verfährt überall mit grossem Scharfsinn, aber es lässt sich doch nicht leugnen, dass manche seiner Behauptungen unhaltbar sind. Auch H. Unbescheid rühmt dem Programm grossen Fleiss und Scharfsinn nach, kann aber ebenso wenig durchweg zustimmen. — Auch F. H. **(15864a)** gibt sich mit dem Schicksalsbegriff ab. Er sucht ebenfalls das Walten des Schicksals als nicht bestimmend für die Ereignisse nachzuweisen und hält die Handlung und Katastrophe lediglich durch die Lügen der einzelnen Personen für bedingt. H. fällt also in denselben Fehler wie Bergmann. — Denselben Gedanken führt G. Sachse **(15865)** ebenfalls aus. Er sagt: der Schicksalsbegriff hänge mit der Handlung sehr lose zusammen; diese sei ohne ihn viel besser zu begreifen. Das dürfte aber schwer zu beweisen sein! Dann fährt er fort, das Schicksal sei den davon betroffenen Personen vor ihrem den Untergang des Geschlechts verschuldenden Handeln nicht bekannt, könne daher nicht unabwendbar genannt werden. So wie hier die Vorsehung in die Geschicke eines Hauses eingreife, sei es im Leben immer der Fall (!?). Der Charakter bestimme das Tun der Menschen. Darauf ist zu erwidern: Das trifft für die Kinder Isabellas, aber nicht einmal ganz, zu, aber nie für diese selbst, die doch auch in erster Linie durch ihr Handeln an dem Unglück ihres Hauses schuld ist. Ihr war doch alles vorher genau bekannt, und weil alles auch so eintrat, wie es bestimmt war, und wie sie wusste, so muss ihr Schicksal als unabwendbar bezeichnet werden, wie andere Kritiker, z. B. Bellermann, den S. genau kennt, längst festgestellt haben. — Von der ersten Aufführung der „Braut" in Wien im Januar 1810, bei der Th. Körners Braut, Antonia Adamberger, die Rolle der Beatrice spielte, erzählt A. von Weilen **(15870)**. Er teilt mit, dass das Stück, obwohl es unter dem Rotstift des Zensors ausserordentlich zu leiden hatte, doch zwölfmal im ersten Jahr gegeben wurde. — Zum Jubiläum der „Braut" hat auch Schillers Urenkel Freiherr A. von Gleichen-Russwurm **(15872)** in einem geistreichen Essay das Wort ergriffen. —

Wilhelm Tell. Im Berichtsjahre sind vier neue Ausgaben des „Tell" erschienen. Unter diesen sind die zwei wertvollsten die von G. Witkowski **(15883)** und G. Gaudig **(15883a)**. Beide orientieren den Leser durch Einleitung und Anmerkungen aufs sorgfältigste. Der erstere gibt eine treffliche historisch-kritische Einleitung mit Beschränkung auf das, was man wissen muss. Und stets findet man die neuesten Forschungen berücksichtigt. Gaudigs Ausgabe zeigt dieselben Vorzüge wie G. Fricks Wallenstein (15821a). Sie ist für praktische Unterrichtszwecke bestimmt. Das erkennt man besonders an dem Anhang, der treffliche Gliederungen der einzelnen Szenen und Akte enthält und eine gute Rückschau über das ganze Drama gewährt. — Der Anonymus, dem wir wertvolle Bemerkungen über den Wallenstein (15822) und über Maria Stuart (15836) verdanken, gibt auch für Aufführungen des „Tell" **(15883b)** gute Ratschläge. Er geht wiederum von seinen Beobachtungen bei Leipziger Vorstellungen aus. Er tadelt, dass man Hauptsachen unbeachtet lasse und sich um unfruchtbare Nebendinge kümmere. Der „Tell" mache Anforderungen wie eine Oper; ohne Orchester verliere er sehr. Man hätte die Zwischenaktsmusik überhaupt nie aufgeben sollen. Er verlangt, dass man die Pferde, wie Schiller will, verwende; er tadelt die schiefe Ebene der Rütlidarstellung; der Holunderbusch dürfe nicht blühend gezeigt werden, da es Herbst sei. Auch sonst beklagt er, dass die szenarischen Weisungen des Dichters nicht beachtet werden. Was er sagt, ist wohlüberlegt, und man kann ihm nur zustimmen. — Zu III. 3, V. 1759f. „Warum nicht einem leeren, hohlen Hut usw." teilt E. Hoffmann-Krayer **(15887)** eine Parallelstelle aus dem Prolog zu der Aufführung des Am Bühlschen Tell in Chur mit (4. Sept. 1795). Dazu schreibt er: „Ob schon der Am Bühlsche Tell (1792) diesen Gedanken enthält, weiss

ich nicht. In diesem Fall wäre eine Entlehnung durch Schiller nicht unmöglich.“ Wirklich? Wie geistesarm muss doch Schiller gewesen sein, der jeden Gedanken „entlehnen“ musste! — Gegen E. Damköhlers (JBL. 1902 N. 8362) Auffassung, dass Tell im Monolog gelobe, den Gessler nur eventuell zu erschiessen, ergreift E. Bothe **(15888)** das Wort. Er führt aus, dass Tells Tat nicht dem Rachegefühl entsprungen sei, sondern der Erkenntnis, dass Gessler ein grimmer Feind des Guten im Menschen sei und dass niemand vor ihm sicher sei, namentlich Tell und die Seinen nicht. Den Wortbruch Tells erklärt er für erlaubt, da er in der Notwehr handle. Damköhlers Erklärung weist B. entschieden zurück, und sicher mit guten Gründen. Schliesslich erwähnt B. noch einige Schwierigkeiten, die ihn zu der Vermutung veranlassen, dass hier vielleicht eine frühere Fassung durchschimmere. Bei der einen oder anderen Stelle mag das sein, aber andere lassen sich auch ohne das erklären. — Über einen Bericht von A. Rothpletz auf Grund von Tschudis Angaben im Jahrbuch des historischen Vereins des Kantons Glarus referiert K. Löschhorn **(15889)**. Danach steht fest, dass die von Bergstürzen handelnde Stelle im „Tell“ V. 2664f. sich nur auf die am 11. November 1593 begonnenen, aber erst am 3. Juli 1594 durch eine schreckliche Katastrophe beendigten Senkungen zweier der „Drei Schwestern“, drei hoher Felszacken des Vorderglärnisch, beziehen kann, Schiller also sich vermöge der dichterischen Freiheit eines starken Anachronismus bedient hat. Die beiden erwähnten Spitzen stürzten nämlich an letztgenanntem Tage zusammen und bildeten einen gewaltigen Schutthaufen. Etwas später setzte sich die Masse in Bewegung und erstreckte ihre vernichtende Wirkung auch auf Glarus. — Zur Erklärung des Wortes Kuhreihen (I, 1) (reihen = holen) führt K. Liebold **(15889a)** die zwei Wörter Blatt- und Zeugreiher = Weber, der die Kettenfäden mit einem Haken holt, an. — Tells Heimat haben R. Kohlrausch **(15892)** und H. Keiter **(15893)** aufgesucht. Der erstere, der uns auch Fiescos Heimat (15811) so schön geschildert hat, gibt ein ebenso schönes Bild von Tells Vaterland. Er führt uns nach Bürglen, Altdorf mit seinem Festspiel, zur Tellsplatte, nach Küssnacht, zur Stauffacher-Kapelle, zum Rütli, zum Schlösschen Rudenz und nach Attinghausen. Er versteht recht anschaulich zu erzählen; über seinen Worten schwebt ein poetischer Zauber, durch Schillers Dichtung hervorgerufen. Tell selbst möchte er mit Anton Gisler als historische Persönlichkeit ansehen, doch wagt er es nicht, ganz dem Schweizer Gelehrten, der gewiss alles anführt, um die Existenz Tells zu beweisen, beizustimmen. Auch über die Bedeutung von Schillers Drama für die Schweiz macht er sehr richtige Bemerkungen. Auch muss man ihm zustimmen, wenn er sagt (S. 241): „Mit dem Monolog des Tell und der Szene des Parricida verteidigte Schiller nicht nur seinen Helden, sondern auch sich selbst, weil er ihn zum Helden gemacht hatte.“ —

Huldigung der Künste. Am 5. Juni d. J. wurde dieses „Vorspiel“ zu Ehren des neu vermählten grossherzoglichen Paares in Weimar gegeben. In seinem Referat darüber erinnert O. Francke (B&W. 5, S. 841/2 Bühnentelegraph: Weimar) mit Recht daran, dass man bisher nicht darauf aufmerksam gemacht habe, dass der Theaterzettel der ersten Aufführung am 12. November 1804 (ein Exemplar davon auf der Weimarer Staatsbibliothek) nur das Wort „Vorspiel“ fettgedruckt ohne Angabe des Verfassers enthält. Dann folgt das eigentliche Stück Mithridate mit Personenverzeichnis usw. Diese Verheimlichung hatte zur Folge, dass man lange zweifelte, ob Goethe oder Schiller der Verfasser sei. Ja es ging das Gerücht, beide hätten das Stück gemeinsam verfasst, wie in der Zeitschrift für die elegante Welt vom 21. November 1804 zu lesen ist. —

Fragmente. Unter den erschienenen sieben Arbeiten beschäftigen sich fünf mit Demetrius. Die drei ersten sind Besprechungen des Greifschen Nachspiels **(15897)**, das wegen seiner Eigenart Anerkennung findet. K. Fuchs rühmt es als eine glückliche Idee, da Schiller bisher keinen ebenbürtigen Nachfolger gefunden habe. Es sei keine dramatische Fortsetzung des Stoffes, sondern ein lyrischer Ausklang, Stimmungsbild, teilweise Allegorie. Es sei ein durchaus origineller Ausweg, den Greif gesucht und gefunden habe. Die Sprache sei, der Situation entsprechend, volltönend und getragen. — Eine wertvolle Ergänzung zu seiner Ausgabe des Fragments „Das Schiff“ konnte G. Kettner **(15902a)** nach dem Originalmanuskript, das nach Posonyis Tod in den Besitz des Buchhändlers F. Cohn in Bonn gelangte, geben. K. unterscheidet drei besondere Teile des Fragments. Er sucht den inneren Zusammenhang der Notizen festzustellen und daraus den Gang der dichterischen Erfindung zu bestimmen. Schillers Hauptinteresse gilt nach ihm nicht der Handlung selbst, sondern dem Ausblick, der auf alle durch die Schiffahrt geschaffenen Verhältnisse sich eröffnen soll. In Fragment I zeichnet Schiller in grossen Umrissen die verschiedenen menschlichen Beziehungen usw. auf, die beim Schiffsleben sich entwickeln. In Fragment II beginnt er das Bild in seinen ersten Umrissen anzudeuten. Er versucht Schiff und Land zu verknüpfen. Diesen Versuch bezeichnet K. als eine

trockene verstandesmässige Kombination ohne Hauch persönlichen Lebens. Mit diesem Vorwurf geht K. zweifellos zu weit. Das Gerippe brauchte doch nicht beseelt zu sein. Leben zu schaffen, war Aufgabe der nachherigen Ausführung. In Fragment III wird nach K. der Zusammenhang mit dem Schiff, der schon vorher locker genug war, noch mehr gelockert und die Handlung in die Bahnen des bürgerlichen Rührstücks gelenkt. Die Lösung wird romanhaft wie bei rührhaften Familien-Dramen. K. ist überzeugt, dass Schiller mit dem „Schiff“ einen Irrweg einzuschlagen im Begriff stand. Ein ähnlicher Stoff sei die „Polizei“ gewesen, wo aber die Verhältnisse günstiger lagen. Bei dem Schiff war nicht die Handlung, sondern der Hintergrund, auf dem sie spielen soll, gegeben; jene sollte gleichsam nur als Staffage in das Bild des Schiffsverkehrs an einer fremden Küste nachträglich hineinkomponiert werden. Dass der Stoff schwierig war, darauf hatte schon Goethe den Dichter hingewiesen. Dass aber Schiller auch über einen spröden Stoff Herr wurde, wissen wir. Er wäre sonst nicht der geborene Dramatiker, der nach Erich Schmidt wie ein Stratege die Bühne sicher beherrschte. Hätte er das Stück ausgeführt, so wäre auch K. damit zufrieden, der es jetzt nicht bedauert, dass Schiller die Ausführung abbrach. Aus diesen paar Skizzen lässt sich wohl ein Schluss ziehen, aber absolut kein sicherer. Einige Ungenauigkeiten im Abdruck des Fragments, die dem Referenten bei einem Vergleich mit dem Originalmanuskript aufgestossen sind, wird K. bei einem neuen Abdruck sicherlich beseitigen. Es genüge daher dieser Hinweis. —

Prosaschriften. E. Kühnemanns Ausgabe der philosophischen Schriften **(15903)** rühmt A. Baumeister sehr. Seine Einleitung bietet ein Gesamtbild von Schillers Philosophie und seiner Stellung zu Kant. Schillers philosophische Schriften seien damit dem weiten Kreis der Gebildeten zugänglich gemacht. Jedenfalls sei hier eine der möglichen Auffassungen des Dichterphilosophen in der gründlichsten und scharfsinnigsten Weise gegeben. Es sei richtig, dass Kant auch eine andere Deutung zulasse. Dass bei Schiller auch noch später eine andere Stellung zum Objekt, eine andere Wertung der Natur mit unterläuft, hat B. anderweitig ausgesprochen. (Vgl. JBL. 1897 IV 9:72.) —

Historisches. In seiner Anzeige von G. Lückings Programm **(15907)** sucht Th. Kükelhaus nachzuweisen, dass Lücking im Gegensatz zu ihm im zweiten Teil seiner Studien den Nachweis versuche, dass der Dichter in seiner Geschichte der französischen Unruhen einmal eine Quelle angebe, die er nicht benutzt habe: Capilupi. Dem sei aber nicht so, Schillers Quelle sei Arquetil (Bellermanns Schillerausgabe 14, S. 386 u. 568). Dieser enthält das von Capilupi erzählte Gespräch. Von Capilupi führt Schiller in der Note nur den Titel des Werks an, aber ohne Seitenzahl. Er macht also auch etwaige Fehler Arquetils mit, und zwar, wie es scheint, den, dass Arquetil eine Vorbemerkung des französischen Herausgebers von Capilupis Flugschrift für ein Vorwort von diesem selbst gehalten habe. Das macht aber nichts, da der Herausgeber eine ganze Stelle Capilupis inhaltlich wiedergibt. Es ist also kein sachlicher Irrtum. Über die Entdeckung dieser Kleinigkeit verbreitet sich Lücking auf neun Quartseiten, um diese Willkür gebührend an den Pranger zu stellen. Dazu muss aber bemerkt werden, dass Kükelhaus selbst auch hervorhebt, dass Lücking Schillers Darstellung viel Lob spendet, wie die zitierten Stellen zeigen. —

Sprache. Eine umfangreiche Abhandlung über die Sprache des jungen Schiller in ihrem Verhältnis zur neuhochdeutschen Schriftsprache haben wir von W. Pfleiderer **(15910)** erhalten. Er untersucht die Schriften Schillers, die fertig vorlagen bis zu dem Moment, wo der Dichter Schwaben verlassen hat, September 1782, also Fiesko nicht mehr. Die Darstellung beschränkt sich auf rein Grammatikalisches; eine Untersuchung des Stils, der poetischen Sprache ist unterblieben. Syntaktische Merkwürdigkeiten wurden, soweit sie nicht als Eigentümlichkeiten des Schwäbischen notwendig in den Rahmen der Arbeit gehörten, nur dann und wann anmerkungsweise erwähnt. Danach unterscheidet er drei Hauptabschnitte: I. Zur Orthographie, die er mit Recht eingehend behandelt; II. Zur Lautlehre; III. Zur Formenlehre. In einem Anhang ist von Wortbildung und Wortschatz die Rede. Im letzteren sind die Archaismen und Suevismen besonders hervorgehoben. Pf. zeigt, dass die deutsche Gemeinsprache in Schwaben vorläufig noch weit entfernt war, die herrschende Literärsprache zu sein. Am Schluss weist er auf die ähnliche Arbeit von F. M. E. Kasch (JBL. 1900 IV 9 : 182) hin, die er aber nicht mehr benützen konnte, da seine Arbeit bis auf den Schluss fertig gedruckt war. Beide Arbeiten decken sich nicht. Kasch zeigt, dass Schiller Mundartliches in seiner Sprache „benützt“ hat. Pf. dagegen wollte zeigen, dass Schiller nicht etwa Mundartliches „benützt“ hat, sondern dass er als Schwabe in seiner Zeit nicht anders schreiben konnte, als er tat; dass er, solange er in Schwaben lebte und schrieb, nicht der deutschen Gemeinsprache, sondern einer ganz spezifisch schwäbischen Schriftsprache sich bediente. Für Pf. kam Schiller meistens weniger als selbständiger Schriftsteller, denn als

Repräsentant der damaligen schwäbischen Schriftsprache in Betracht. Deshalb hat er nur gleichzeitige Schwaben zitiert: Schubart, Haug, Nast, Fulda. Pf. war als geborener Schwabe dem Norddeutschen Kasch gegenüber im Vorteil. Das wird durch einen Vergleich zweifellos klar. Auch hat Pf. seine Aufgabe tiefer gefasst und besser gelöst. — Auf B. Suphans Veröffentlichung (15778a) weist P. Pietsch (15910a) hin mit Hervorhebung dessen, was Schiller über die deutsche Sprache sagt. P. sieht in dieser Publikation auch ein Verdienst um die Stärkung des deutsch-völkischen Bewusstseins. —

Verschiedenes. In einem Artikel über Nachbildungen Schillerscher Handschriften beklagt es Ernst Müller (15911), dass solche Nachbildungen nicht immer als solche bezeichnet sind, wie der Brief an Christophine vom 6. November 1782, und daher häufig für die Originale gehalten werden. Ausserdem erwähnt er, dass von den gefälschten Autographen von Gerstenbergks elf Stücke im Marbacher Schillermuseum aufbewahrt werden, die Fragmente aus Dramen, Gedichte, Prosastücke, Bekanntes und Unbekanntes durcheinander umfassen. — G. A. Müller (15911a) erwähnt eine Stelle aus einem Notizbuch von H. Voss junior des Inhalts: Mit Schillern den Plan wegen Cuxhaven besprochen. Daran knüpfen sich Bemerkungen über Schillers Sehnsucht nach dem Meere und den etwaigen Erfolg einer solchen Reise. — Eine kritische Darstellung der Vorgänge bei der Beerdigung, Ausgrabung und endlichen dauernden Beisetzung von Schillers Gebeinen gibt K. Heinemann (15911b). —

Schillerverehrung: Schillerfeier. Den fast ausschliesslichen Heimatcharakter der Marbacher Festfeier hätte L. Schönhoff (15912) gern erweitert gesehen, da das ganze deutsche Volk ihm viel verdanke. —

Schillerverein und Schillermuseum. Der neue, siebente Rechenschaftsbericht des Schwäbischen Schillervereins (15917) enthält u. a. eine Beschreibung des neuen Museums von dem Erbauer desselben, Baurat L. Eisenlohr, einen Aufsatz E. Müllers über das Stammbuch des Karlsschülers H. V. F. von Schauroth (s. N. 15758) und Mitteilungen O. Günters zu Schillers Jugendjahren (s. N. 15697). Die Generalversammlung des Vereins fand am 9. Mai statt. In dieser berichtete der Vorstand, der Kabinettschef des Königs, Freiherr von Gemmingen, dass die Einweihung des Museums, die ursprünglich auf den 9. Mai geplant war, aus verschiedenen Gründen erst im Herbst stattfinden könne. Aus dem eigentlichen Jahresbericht heben wir folgendes hervor. Am 27. Oktober erhielt das Museum als Geschenk des Königs, seines Protektors, eine Marmorkopie der Danneckerschen Schillerbüste, ein Werk von Professor Donndorf in Stuttgart. Der Ausschuss des Vereins beschloss, auf den 100. Todestag Schillers im Jahre 1905 ein reich illustriertes „Marbacher Schillerbuch“ herauszugeben, das wesentlich auf den Schätzen des Museums beruhen und vor allem dem Andenken Schillers, daneben aber auch anderer schwäbischer Dichter, welche mit Schiller zusammenhängen, gewidmet sein soll. Am 15. April hielt Erich Schmidt zugunsten des Vereins einen geistvollen Vortrag über das Thema „Aus Schillers Werkstatt“ (s. N. 15707). Schliesslich bringt der Bericht ausführliche Mitteilungen über die erhaltenen Geschenke, über die Ordnung der Bücher und Manuskripte und über die Ausstellung in den drei Museumssälen. — In einem Aufsatz über den Schwäbischen Schillerverein spricht L. Geiger (15918) den Wunsch aus, dass man in Ermanglung eines Schillerjahrbuchs, das der Schillerverein nicht herausgeben könne, da der eigentliche Schillernachlass Eigentum des Goethe-Schiller-Archivs in Weimar sei, ein Jahrbuch für allgemeine schwäbische Literatur aus den Schätzen des Marbacher Museums ins Leben rufe. — Die ersten, reich illustrierten Aufsätze über das Schillermuseum, seine Schätze und seine wissenschaftliche Bedeutung haben R. Krauss (15917 und 15922) und Ernst Müller (15923) aus eigener Anschauung geschrieben. — Auch der Aufsatz L. Holthofs (15921) gibt persönliche Eindrücke wieder. — Nichts Neues bietet der Aufsatz von K. Löschhorn (15920) über die deutsche Schillerstiftung. Er ist ein Referat über einen Bericht U. Franks (wo? ist nicht gesagt; über Frank vgl. JBL. 1902 N. 8208), nach dem ihm für den Schillerverband deutscher Frauen vom Goethe-Schiller-Archiv in Weimar zur Verfügung gestellten Material. — Einen warmen Nachruf widmet G. Weisstein (15925a) dem am 25. Sept. 1903 verstorbenen Geh. Kommerzienrat Dr. Kilian von Steiner, der einst die Anregung zur Gründung des Schwäbischen Schillervereins gegeben hat, und dem der Verein auch seine wichtigsten Schätze verdankt. Steiner war es auch, der hauptsächlich dafür eintrat, dass das Museum in Marbach und nicht in Stuttgart, wie andere Stimmen verlangten, erbaut wurde. An ihm hat der Schillerverein einen schweren Verlust erlitten. —

Schillerpreis. Die Nummern dieser Rubrik sind alle schon im letzten Jahresbericht erledigt bis auf die letzte. Aus dieser (15930a) erfahren wir, dass die Schillerpreiskommission wie üblich im letzten Herbst beraten, aber „keinen Vorschlag für einen Preisempfänger“ gemacht habe. —

Romantik.

(IV, 10 = N. 15931-16173.)

Oskar F. Walzel.

Allgemeines: Gesamtdarstellungen. Der Neudruck von R. Hayms grundlegendem Werk (JBL. 1902 N. 8390) veranlasste H. Maync **(15931)**, zur Würdigung der Verdienste des Verfassers einen Überblick über die wissenschaftliche Forschung auf dem Felde der Romantik zu geben und aus einer feinsinnigen Charakteristik Hayms die Eigenschaften abzuleiten, die ein künftiger Historiker der Romantik haben müsse: wie Haym selbst dürfe er keine romantische Natur, aber er müsse gleich ihm universell sein, zur Literaturgeschichte und Philosophie die äussere Zeitgeschichte, die bildende Kunst usw. heranziehen. Hayms Gabe der Charakterisierung habe ihn Porträts von dauerndem Wert schaffen lassen; seine kritische Anlage, gelegentlich hart und überstreng, sei doch notwendig bei der Sichtung all des Verworrenen und Abgebrochenen der romantischen Bestrebungen. Seine Neigung, mehr eine Geschichte der Ideen als ihrer Träger zu geben, lasse den Philosophen niemals auf Kosten des Historikers konstruieren, sondern stütze sich auf Prinzipien, die — in der Einleitung des Werkes entwickelt — auch heute noch ihren vollen Wert haben. Das Wesentliche, das nach Haym auf dem Gebiete der älteren Romantik noch zu leisten ist, hat M. allerdings nicht hervorgehoben: Widersprüche, die Haym in der Romantik gefunden hat, in eine höhere Einheit aufzulösen. M. selbst legt allerdings auf diese Widersprüche in dem Eingang seines Aufsatzes ein sehr starkes Gewicht. — An dieser Stelle sei auch gleich bündig auf den sehr willkommenen Neudruck hingewiesen, den R. Hayms kleinere Beiträge zur Geschichte der Romantik jetzt gefunden haben **(15946, 15964)**. — E. Kirchers **(15935)** Essay über romantischen und historischen Sinn ist ein ahnungsvoller Hymnus, erfüllt von dem Bewusstsein, dass ein neues Kulturzeitalter nahe, ein „streng und freudig schaffender Idealismus, ein Geschlecht, das sein Leben in Notwendigkeit leben und es erhöhen will durch ‚die heiligen Spiele der Kunst'". Die Mystik dieses „neuromantischen" Sinnes spielt er gegen die heutige Wissenschaft aus; und er möchte sie in die Erwägung historischer Probleme einführen, geleitet von Büchern, „die mit geheimer oder offener Verachtung der Wissenschaft den neuen Geist für historische Probleme fruchtbar machen". Kircher hat vor allem Rudolf Kassners Schrift „Die Mystik, die Künstler und das Leben" (JBL. 1900 I 3 : 527) und Ricarda Huchs Werk über die Romantik im Auge. Beiden widmet er feinfühlig anempfindende Analysen, und stark hebt er ihren Gegensatz hervor: „Dort spricht ein Platoniker, voll der herben schmerzlichen Sehnsucht, mit der er selber diesen Typus ausstattet; aber auch voll von dessen gewaltsamer Dunkelheit und Verworrenheit ... Hier spricht eine Dichterin, vielleicht die feinste, die wir jetzt haben. Sie lebt in einem nur, in ihrer Seele Land." Künstlerisch gefasste Geistesgeschichte erstrebt da und dort eine Synthese historischen und mystischen Sinns und steht dadurch allen Forderungen und Gewohnheiten der heutigen Wissenschaft völlig unvermittelt gegenüber. Ricarda Huch erschaut von innen her die neue Menschenart der Romantiker und das Geheimnis ihrer Freuden und Qualen; sie verfällt darum nicht dem Irrtum der heutigen Wissenschaft, die die Romantik mit Kant und Fichte verknüpft, ohne zu erkennen, dass die Romantik die abstrakten Begriffe, die Kant und Fichte ausgebildet hatten, mit ganz neuem Empfindungsinhalt erfüllt. Durch intuitives Denken kommt Ricarda Huch wie Kassner, Maeterlinck, Hofmannsthal usw. zu geschichtlichen Erkenntnissen, die sich der heutigen Geisteswissenschaft entziehen, da in dieser ein „Einbruch naturwissenschaftlicher Begriffe neben einer Fülle unverlierbarer Fortschritte und Anregungen eine offenbare Verheerung des geschichtlichen Denkens und eine Verkümmerung des historischen Sinnes herbeigeführt" habe. Heinrich Rickert und Georg Simmel werden als Zeugen gegen diese Irrwege der Wissenschaft angerufen. In Kassner und Ricarda Huch sei freilich das „Lebensgefühl des echten historischen Sinns nicht lebendig". Den Gegensatz der Lebensgefühle des historischen und romantischen Sinnes möchte K. in die Antithesen Wahrheit und Sehnsucht, Wissenschaft und Mystik zusammenfassen. „Das romantische Erleben irrt als suchender Strahl umher, bis es dem Spiegel begegnet,

der es aufnimmt und zum Bewusstsein des eigenen Lebens, der eigenen Persönlichkeit bringt. Das historische Erleben stellt seine Spiegel selber gegen das Leben, Spiegel einer so starken aneignenden Kraft, dass sie unsichtbar werden sollen ‚in der Klarheit des zurückgeworfenen Bildes'." Kassner und Ricarda Huch stehen den Dingen zu selbständig gegenüber, als dass die Dinge über sie Macht bekämen. „Ein umarmender Spiegel nimmt ihren eigenen Strahl auf." Aber sie nähern sich doch dem echten historischen Sinn, indem sie den Atem der Dinge selber, nicht ihrer Sichtbarkeiten, aber ihres Innenlebens, ihrer Geistigkeit, ihrer Seele belauschen und nicht der früheren Gewohnheit huldigen, die Masse des empirischen Stoffes durch die ordnenden Gedanken, durch die Wucht philosophischer Systembildung oder des eigenen Kunstbekenntnisses zu zwingen. Feinere, tiefer dringende Fragen werden von Kassner und Ricarda Huch an die Erscheinungen herangebracht, als es die heutige Wissenschaft will und kann. Und sie genügen dem Verlangen nach den inneren geistigen Zusammenhängen, nach überschauenden Höhen, nach zwingenderen und tieferen Mittelpunkten der Betrachtung, als es Jahreszahlen oder Ähnlichkeiten der Technik sind. . . Der Gedankengehalt des Aufsatzes, dessen unsicheres Tasten und wenig strenge logische Gedankenbildung schon in der unklaren, dämmerhaft verschwimmenden Sprache sich zeigt, ist hier nach Kräften im Grundriss entwickelt. Zugrunde liegt das Bewusstsein, dass einerseits wissenschaftliches Forschen wieder einmal über die Grenzen rein systematischer Gedankenbildung zu tieferem Erfassen der historischen Erscheinungen und Vorgänge, ihrer letzten Ursachen und ihres innersten Wesens weiterschreiten will, und dass andererseits der künstlerische Impressionalismus jüngster Tage manches Resultat jener von wissenschaftlichen Kreisen ausgehenden Bemühungen vorwegnimmt, sobald er sich auf das Feld historischer Betrachtungen begibt. Dass die heutige Wissenschaft, mag sie K. noch so mechanisiert geschienen haben, aus eigener Kraft zu feineren Mitteln, das Wesen der historischen Erscheinungen zu fassen, fortschreiten wird, ist ebenso gewiss, wie dass sie sich selbst vernichtete, wenn sie heute alle ihre methodischen Errungenschaften preisgäbe, um einem intuitiven Impressionalismus zu huldigen. Bücher, wie das Ricarda Huchs, können auch dem streng wissenschaftlichen Forscher dienen, weil sie ihm das Auge für die Erfassung von Momenten schärfen, die in den grossen systematischeren Bauten seiner Disziplin noch nicht genügend berücksichtigt sind. Die Aufgabe streng wissenschaftlicher Forschung aber bleibt, mit solchem geschärften Auge den bestehenden Bau historischer Erfassung weiter auszugestalten. Wer leichten Herzens diese Bauten aufgibt oder sie gar in Ruinen verwandeln möchte, wird lange obdachlos umherirren, ehe er mit den Mitteln eines intuitiven Impressionalismus ein gleich sicheres Heim sich errichtet hat. —

Anthologien. H. Spies' **(15937)** Auswahl aus den Schriften deutscher Romantiker bringt vor allem Gedichte, dann aber auch einige Seiten Prosa von Wackenroder, Tieck, Novalis und Schleiermacher. Sichtlich ist Sp. bemüht, auch Entlegeneres heranzuholen und die ausgefahrenen Gleise zu meiden. Seine Einleitung hingegen gibt einen kurzen Überblick, der weder von selbständigem Urteil, noch von besonderer Vertiefung in romantisches Wesen zeugt. Flüchtigkeiten und Ungenauigkeiten schädigen obendrein die Darstellung. —

Einwirkungen. Neugedruckt wurde St. Waetzoldts **(15939)** Arbeit über Goethe und die Romantik von 1888. — Die Darstellung dieser Beziehungen in A. Bielschowskys Biographie ist, da der Verfasser selbst den Abschnitt nicht hatte fertigstellen können, von Th. Ziegler **(15939a)** geliefert worden. Mit ausgiebiger Verwertung des Materials der Einleitungen zu Band 13 und 14 der Schriften der Goethegesellschaft gelangte Z.s Darlegung zu Resultaten, die den Ergebnissen jener Einleitungen im wesentlichen diametral entgegengesetzt sind. — Die Bedeutung, die der Romantik in Platens geistiger und künstlerischer Entwicklung zufällt, kommt mittelbar zu gründlicher Erforschung in R. Ungers **(15940)** fleissiger und umsichtiger Arbeit über Platens Verhältnis zu Goethe. Schon Platens einzige Märchendichtung „Der Rosensohn" veranlasst U., über Goethes Märchen weg sein Auge zu romantischen verwandten Dichtungen schweifen zu lassen (S. 25). Wichtiger ist, was über J. J. Wagners (S. 74 ff.) und Schellings (S. 94 ff.) Einfluss auf Platen vorgebracht wird. Durch Wagner lernt Platen zum erstenmal romantische ästhetische Konstruktionen kennen und verwertet sie sofort, um Goethes Stellung in der Geschichte der Poesie zu bestimmen, freilich auch um seinen von ihm unsäglich überschätzten Freund Friedrich von der Heyden zum Vollender der deutschen Dichtung zu stempeln. Gediegenere Erkenntnis ist ihm durch Schelling zuteil geworden. Jetzt fällt ihm Goethes und Schellings Organismusbegriff zu; Schelling vermittelt dem Dichter Goethes Naturauffassung, führt ihn durch seine Anschauung von Kunst über Wagners unkünstlerische Tendenzen hinaus, gibt der religiösen Entwicklung Platens mächtige Anregung, vermittelt ihm seine Geschichtsphilosophie und vertieft

dank seiner eigenen engen Beziehungen zu Goethe auch Platens persönliches Verhältnis zum Altmeister. Die Gefahr einseitiger romantischer Auffassung, der Platen durch Wagner ausgesetzt war, hat er dank Schelling in Erlangen überwunden. — Auf K. Joëls **(15941)** Essay über Nietzsche und die Romantik wird ausführlicher zurückzukommen sein, wenn das Buch von 1905 zu besprechen ist, dessen Grundlage der Aufsatz bildet. Vorläufig sei nur bemerkt, dass in gegenseitiger Erhellung durch J.s kundige und scharfsinnige Arbeit so Nietzsche wie die Romantik besserem Verständnis zugeführt werden. Der Parallele, die noch immer manchen auf den ersten Blick befremden könnte, nimmt J.s reiche Belesenheit allen Zwang: immer wieder findet er in den Schriften der Frühromantiker neue Stellen, die auf deren innere Verwandtschaft mit Nietzsche deuten. Andererseits gebietet er über die nötige Feinheit der Differenzierung, die solchen Zusammenstellungen gegenüber zu walten hat. Energisch hebt er hervor, was Nietzsche, den Mann des Krieges, den harten Willensmenschen, von den Romantikern, den Vertretern des weichen Herzens, der hingebenden Liebe, trennt. Doch mit gutem Rechte behauptet er, dass weder dieser fundamentale Gegensatz noch die feindseligen Worte, die Nietzsche selbst gegen die Romantiker vorgebracht hat, starke innere Zusammenhänge ausschliessen. Denn — und in dieser These liegt der geistige Mittelpunkt der ganzen Parallele — Nietzsche bekämpfe als „Romantik" nicht die eigentliche, die Frühromantik, sondern die spätere, die Dekadenz und das Epigonentum der Romantik. Schon in dieser Wendung offenbart sich J.s Essay als wichtige Stütze des mehr und mehr in der neuesten Zeit hervortretenden Bestrebens, die Frühromantik scharf von der späteren Romantik zu scheiden und in ihr das eigentliche Wesen der Romantik im Gegensatz zu den späteren mehr oder minder modifizierten Abschattungen zu suchen. In solcher Loslösung und Isolierung der Frühromantik liegt zugleich eine neue Möglichkeit, ihren Vertretern gerecht zu werden. Treffen doch auch die meisten Vorwürfe, die man gegen die Glieder der sogenannten „romantischen Schule" erhoben hat, weit weniger ihr Wirken innerhalb der Frühromantik als ihre späteren Bemühungen. Wenn nun vollends J. Punkt für Punkt die Verwandtschaft Nietzsches mit den Frühromantikern aufdeckt, so gewinnt er einen Standort, von dem aus frühromantisches Denken und Fühlen als Analogon gegenwärtiger seelischer Prozesse sich offenbart. Die Beachtung also, die man diesen Prozessen schenkt, darf auch den geistigen Bauten der Friedrich Schlegel und Novalis gewährt werden. Dass freilich durch die Verbindung mit Nietzsche der Romantik auch wieder neue Gegner erwachsen können, fällt neben jenem Resultat nicht ins Gewicht. —

Einzelne Epochen. H. Gschwinds **(15942)** Studie über die ethischen Neuerungen der Frühromantik will nicht einen völligen Neubau errichten. Sie verfolgt die romantischen Bemühungen, die Ethik der Aufklärungszeit zu überwinden, von Friedrich Schlegels Anfängen ausgehend, durch das Athenäum, durch Tiecks Romane „William Lovell" und „Franz Sternbald", in der „Lucinde" und in Hardenbergs Fragmenten und schliesst mit Schleiermachers Briefen über die Lucinde und mit seinen Monologen ab. Dem Vorgange Walzels folgend, stellt G. der Diskussion dieser romantischen Versuche eine kurze Übersicht der verwandten Bemühungen der Sturm- und Drangzeit voran (Goethe, Schiller, Klinger, Lenz, Maler Müller, Heinse, Jacobi) und erwägt die Zusammenhänge. Die Züge zu einem Gesamtbilde verbindend und die einzelnen Äusserungen der Romantiker mit selbständigem Urteil glossierend, schiebt G. die negativen und paradoxen Wendungen in den Vordergrund und sucht sie zu begreifen. Die positiven Ergebnisse, die aus all dem Suchen, Ringen und Ahnen der Frühromantiker auch auf ethischem Gebiete sich eingestellt haben, hätten stärkere Beachtung verdient und wären dem Verfasser deutlicher geworden, wenn er seinen Weg bis zu Schleiermachers „Sittenlehre" verfolgt hätte. Seine verständnisvolle Darlegung, die doch auch wieder einer individuellen Färbung nicht entbehrt, erweckt mehr den Eindruck, dass die Romantiker eine notwendige Revolution auf sittlichem Gebiete durchgeführt haben, als dass dieser Revolution auch eine neue Ethik entwachsen wäre. — Helene Stöckers **(15943)** Versuch, die Evolution der Kunstanschauung des 18. Jahrhunderts von Winckelmann bis Wackenroder zu verfolgen, ist eine Berner Dissertation wie Gschwinds Studie. Die Verfasserin schafft die Grundlage für eine historische Würdigung Wackenroders und seiner programmatischen Bedeutung, indem sie seine unmittelbaren Vorläufer und ihre Antipoden charakterisiert. Denn die Wirkung Wackenroders auf seine Zeit ist nur dann exakt zu bestimmen, wenn feststeht, wie weit andere den Boden vorbereitet haben, auf dem seine Saat wachsen sollte, wie weit ferner deren Gegner von vornherein seinen Bestrebungen im Wege standen. Die Verfasserin reiht die Ideen und ihre Vertreter, die für ihre Aufgabe in Betracht kommen, in Gruppen ein. Die Gefühlsströmung der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts wird zum Ausgang genommen; in Gegensatz zu ihr treten die Klassizisten und Systematiker. Dort konnte

Wackenroder Anknüpfungspunkte finden, hier sind seine Gegenfüssler zu suchen. Die historische Betrachtungsweise Wackenroders, seine ihm eigene Verbindung von Kunst und Religion, sein Interesse für deutsches Mittelalter, endlich für Musik — all diese Elemente seiner Kunstanschauung finden ihre Vorbereitung in den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts. Nicht immer hält sich die Verfasserin streng innerhalb der Grenzen ihrer Rubriken, und mehrfach kreuzen sich darum die Linien ihrer Zeichnung. Aber sie hat doch reiches und wertvolles Material, und zwar zum überwiegenden Teile aus erster Hand, zusammengetragen und den Anteil, den u. a. Hamann und Herder, Chr. L. von Hagedorn und Heinse, J. G. Forster und K. Ph. Moritz an der Vorbereitung der romantischen Neuwertung der bildenden Künste haben, sorgsam und feinsinnig erwogen. Wer die ersten Keime romantischer Kunstideen sucht, darf an dieser Studie nicht achtlos vorbeigehen. — Der zweite Band von Ricarda Huchs Buch (15944) wurde von M. Koch als Ganzes mit grosser Anerkennung, im einzelnen mit mehrfachen Einwänden und Berichtigungen besprochen. Wie auch andere es getan haben, stellt er das ganze Werk neben Kühnemanns Herder. Der Zeichnung des Milieus rühmt er nach, dass es der Literaturgeschichte „einen reichen Vorrat an neuen, starken Farben und Tönen" schenke. Ausdrücklich stimmt er der Verfasserin bei, wenn sie gegen die geläufige Anklage Einwand erhebt, dass die romantische Richtung mit politischem und kirchlichem Obskurantismus notwendig verbunden sei; ebenso der These, dass alle echte Poesie romantisch ist. — H. A. Krügers Buch (15945) über Friedrich Kind und seine Dresdener Genossen wäre, da es die Jahreszahl 1904 trägt, im nächsten Bande zu besprechen. Da indes eine überschätzende Rezension schon diesmal zu nennen ist, sei der Arbeit hier ein Wort gewidmet. Der von Adolf Stern angeregte fruchtbare Grundgedanke des Werkes ist, unter dem Namen „Pseudoromantik" die Erscheinungen zusammenzufassen, die am Ende der romantischen Bewegung und unter ihrer Flagge die alte echte Romantik ins Triviale hinüberspielen, ja deren Wesen geradezu negieren. Der Dresdener Liederkreis, die Mitarbeiter der „Abendzeitung", die „Vespertiner", Friedrich Kind also, dann Nostitz, Th. Hell, K. A. Förster, Loeben, Malsburg, Böttiger, die Chézy, die Brachmann usw. — sie offenbaren sich dem Verfasser als Hauptvertreter dieser Pseudoromantik. Selbstverständliche Aufgabe war es, eine Charakteristik der Dresdener Genossen und ihrer Werke zu liefern und die Grenze zu zeigen, die sie von den eigentlichen Romantikern trennt. An ähnlichen Problemen ist der Verfasser indes schon in seiner Darstellung des jungen Eichendorff gescheitert, da ihm lediglich gegeben ist, biographisches Material zu ordnen, während die eigentlichen Aufgaben des Literarhistorikers, die künstlerische Leistung zu analysieren und zu charakterisieren, inbesondere aber ihre Stellung innerhalb des Entwicklungsganges der Literatur festzustellen, seine Kräfte übersteigen. Der Leser gewinnt aus K.s Buche weder ein Bild der Dresdener Dichtung noch erkennt er, worin diese „Pseudoromantik" von der echten Romantik im Innersten verschieden ist. Dazu ist, was über die Leistung der romantischen Schule am Eingang gesagt wird, zu sehr aus der Ferne beobachtet und zu wenig genau. Ferner gibt K. zwar ein Kapitel über Kinds Schriften und sucht in einem anderen Kinds Gefährten dem Leser näherzubringen. Doch schablonenhaft reiht er hier wie dort die einzelnen Erscheinungen aneinander, bringt Biographisches bei, erzählt den Inhalt von Dichtungen, liefert Werturteile, zitiert und polemisiert, aber umsonst sucht man eine scharfumrissene Charakteristik der einzelnen Persönlichkeiten und eine klare Darlegung der von ihnen verwerteten Stoffe und Formen. Immerhin enthält die Besprechung von Kinds Schriften beachtenswerte Beiträge zur Entstehungsgeschichte des „Freischütz". Unzulänglich ist auch die Charakteristik der „Abendzeitung", das ihr bestimmte Kapitel beweist abermals, wie K. versagt, sobald er mehr als historische Dokumente vorzulegen hätte. Soweit solche Dokumente verwertet sind, ist das Schlusskapitel geglückt; es bespricht Tiecks Beziehungen zu den Vespertinern und seine satirische Novelle „Die Vogelscheuche", durch die (wie K. annimmt) die Clique literarisch vernichtet worden ist. Der Wert von K.s Arbeit beruht auf der Benutzung ungedruckten Materials der Königlichen öffentlichen Bibliothek zu Dresden, der Leipziger Stadt- und Universitätsbibliothek und privater Sammlungen. Auch aus den gedruckten Quellen, die S. 37f. zusammengestellt sind, hat K. manches Beachtenswerte geholt, freilich späterer Forschung viel zu tun übrig gelassen. —

Einzelne Persönlichkeiten: Schlegelscher Kreis. Die von C. Meissner und B. Wille besorgte Ausgabe von Novalis' (15950) Schriften wurde von O. F. Walzel abgelehnt. Sie baut ziemlich kritiklos auf der Edition von Fr. Schlegel, Tieck und Bülow auf. Um die Schwäche der Grundlage zu beleuchten, gibt Walzel Daten zur Entstehungsgeschichte dieser Originalausgabe. Dann aber zeigt er, wie wenig exakt die Originalausgabe von den beiden neuen Editoren verwertet worden ist. Am schlimmsten fuhren die Fragmente und die Briefe. — Die Ein-

leitung, die W. Bölsche (15951) seiner Ausgabe von Novalis' Schriften voranstellt, zeichnet geistreich und lichtvoll, zuweilen auch etwas gewaltsam, ein Bild des Menschen und Denkers und spendet dem Dichter hohes Lob. Klar und scharf hebt B. drei Grundzüge seiner geistigen Persönlichkeit heraus: er atmet die ganze Frühluft des anbrechenden Zeitalters der objektiven Naturforschung, er hat den Glauben an die Allmacht des Ästhetischen, der dem klassischen Zeitalter eignet, er sucht eine Wiedergeburt des Religiösen, unabhängig vom Alten wie vom Neuen, bemüht, den Kern zu retten, während Freidenkerei die alte Schale zerschlägt. Der engen Beziehungen bewusst, die zwischen Hardenberg und seiner Zeit bestehen, meidet B. sowohl eine ι berschätzung des Reichtums von Novalis' Geiste wie eine Unterschätzung der Kraft, die wie ein Brennspiegel des unbedingt Grössten dieser Zeit wirkt. Auch als Biograph geht er den Mittelweg zwischen Tiecks idealisierender und Heilborns desillusionierender Darstellung; den Gegensatz dieser beiden entwickelt er feinsinnig, und die Möglichkeit, dass die Daten über Hardenbergs Leben einen so weiten Spielraum der Betrachtung zulassen, belehrt ihn, dass eine „ganz ausfüllende psychologische Fassung" von Hardenbergs Wesen nie völlig zu erreichen sein werde. Immerhin findet er den Mitteilungen gegenüber, durch die Heilborn Hardenbergs Liebe zu Sophie von Kühn jedes verklärenden Schimmers hat entkleiden wollen, einen Standpunkt des Verständnisses und tut über die unorthographischen Briefe Sophiens und über die Derbheiten ihrer Umgebung weg einen begreifenden Blick in die Persönlichkeiten, die sich hinter solchem „desillusionierenden" Äusseren verbergen. Auch die Freundschaft Friedrich Schlegels und Hardenbergs deutet B. als reifer Kenner der Menschenseele, wenn auch in der Abmessung der Grösse beider einige Ungerechtigkeit gegen Friedrich Schlegel unterläuft. Immerhin ist Friedrich Schlegel auch für B. eine „echte Gestalt jenes kühnen Zuges, der mit der Dichterkraft alle anderen Türen der Menschheit öffnen wollte". Noch sei das feine Wort gebucht: „Als Novalis sich vor das Problem gedrängt sah, den Tod nicht als Sterbender, sondern als Dichter zu bewältigen, da ist der Dichter im eigentlichen Sinne in ihm gross, stark, überwältigend geworden." Die einzelnen Schriften Hardenbergs charakterisiert B. an besonderer Stelle (S. 3—12). Obwohl er auch hier gelegentlich von Heilborns Ansicht sich zu emanzipieren sucht, hat er leider manchen Fehlgriff Heilborns übersehen, der seitdem von wissenschaftlicher Seite aufgedeckt worden ist. Den Ausgaben ist ein Faksimile von Hardenbergs Brief an Brachmann (17. Dezember 1795) beigegeben. —

A. W. und F. Schlegel. Die beiden österreichischen Schulprogramme, die sich mit den Brüdern Schlegel befassen (15954 und 15955), sind dem Referenten ebensowenig zugänglich wie das Wiener Programm über Dorotheas „Florentin" (15967). Es ist sehr zu bedauern, dass diese Arbeiten, die zum Teil Minors Schule entstammen, von ihren Verfassern den JBL. vorenthalten werden. Das muss einmal ausdrücklich gesagt werden; denn an welcher Stelle sollen diese Studien mit der Wissenschaft in Berührung gebracht werden, wenn dies nicht in den JBL. geschieht? — Einen undatierten Brief W. Schlegels an den Herausgeber der Jenaischen Allgemeinen Literaturzeitung, G. Hufeland, veröffentlichte R. Priebsch (15957). Er scheint das erste Zeugnis des sich vorbereitenden Bruches zwischen Schlegel und dem Rezensionsorgan zu sein. Genaueres wäre leicht aus den zwischen Schlegel und Hufeland gewechselten Briefen zu ersehen, die im Besitz der Dresdener Bibliothek sind. — Drei in französischer Sprache geschriebene Briefe A. W. Schlegels an Gentz vom Mai und Juni 1813 druckte Ludwig Schmidt (15958) mit Anmerkungen ab. Sie entstammen der Zeit, da Schlegel im Dienste Bernadottes stand, und wollen die schwedische Politik Österreich gegenüber rechtfertigen, nachdem die Verhandlungen mit dem Grafen Neipperg gescheitert waren, der im Auftrage Metternichs Bernadotte von der Schädlichkeit seiner Ansprüche auf den Besitz Schwedens überzeugen sollte. Dem Abdrucke liegen Konzepte und Abschriften zugrunde, die sich im Besitze der königlichen öffentlichen Bibliothek zu Dresden befinden. — Den Dresdener Briefschätzen entnahm Ludwig Schmidt (15956) auch einen Brief B. J. Docens an Wilhelm Schlegel (4. Dezember 1814), der über Schlegels unausgeführte Ausgabe des Nibelungenlieds sich ergeht und Frau von Staëls Buch „De l'Allemagne" rühmend erwähnt; ferner sechs Briefe Jacob Grimms (15959) aus den Jahren 1826—34, die verehrungsvoll und für gewonnene Anregung dankbar dem Philologen und Sprachforscher Wilhelm Schlegel doch auch manch belehrendes Wort zu sagen haben, dem Romantiker aber bekennen, dass seine und Tiecks Schriften in empfänglichen Jugendjahren „unauslöschlichen Eindruck" auf Grimm gemacht hätten. Einer der Briefe ist schon von Klette abgedruckt worden. — Die Debatte über den Wert von Schlegels Shakespeareübersetzung (vgl. JBL. 1901 IV 10 : 29—36) setzte R. Genée in drei Artikeln „Der Schlegel-Tiecksche Shakespeare

und seine Verbesserer" (VossZg^{B}. N. 3/5) fort. Durch eine Auslese der Korrekturen, die Schlegel selbst in den Handschriften an seiner Übersetzung vorgenommen hat, und die von G., ähnlich wie schon M. Bernays es getan hatte, sorgsam zusammengestellt worden sind, möchte er die Genauigkeit und peinliche Sorgfalt Schlegels erhärten. Schlegels Verbesserern aber (von Ulrici bis Hermann Conrad) weist er nach, wie wenig ihre Massnahmen fördern. Die polemischen Stellen sind dann in der Buchausgabe dieser Artikel (15960) von G. gestrichen und dafür weitere Mitteilungen über die Geschichte und die Bewertung der sogenannten Schlegel-Tieckschen Übersetzung geboten worden. Drei Seiten Faksimile aus Schlegels Handschrift des „Hamlet" gewähren jetzt ganz deutlichen Einblick in Schlegels Arbeit. Zum Abdruck gelangte auch Schlegels Brief an den Verleger Reimer vom 14. April 1817, der in der Festschrift zum zehnjährigen Bestehen der Literaturarchiv-Gesellschaft 1901 zum erstenmal veröffentlicht worden ist (JBL. 1901 IV 10: 17), und in dem Schlegel sich über die Shakespeareübersetzung von J. H. Voss und seinen Söhnen äussert. — H. Conrad setzte seine im Vorjahr an Shakespeares „König Johann" dargelegten „Grundsätze und Vorschläge zur Verbesserung des Schlegelschen Shakespearetextes" (JbDShG. 38, S. 212—23) in einer weiteren Studie (ebenda 39, S. 178—201) fort, die nach den Gesichtspunkten „Sinnloser Text", „Wortspiele", „Anakoluthe", „Metrik" geordnet ist. Überdies veröffentlichte er (15962) eine besondere Liste Schlegelscher Fehlgriffe, um die Grundsätze seiner Revision des Schlegelschen Textes zu erläutern. Dabei ist er sich bewusst, dass es sich nur um „geringfügige Gebrechen" handle. Schlegels Werk bleibe trotzdem „eine in allen Zügen der Kraft und der Schönheit vollendete Nachschöpfung". — Augenscheinlich nur, um seiner Broschüre einen auffallenden Titel zu leihen, hat H. Meyer-Benfey (15966) neben die lex Heinze Friedrich Schlegels „Lucinde" gestellt. Für die Würdigung des Romans fällt nichts ab. —

Von den Aufsätzen, die durch die fünfzigste Wiederkehr von Tiecks Todestag hervorgerufen worden sind, ist Leo Bergs Artikel (15968) arm an selbständigen Beobachtungen und hebt Tiecks Schwächen in wenig origineller Weise hervor. Versehen fehlen nicht; so etwa, dass Tieck an den „Phantasien über die Kunst" nur geringen Anteil habe. — J. Fränkels Charakteristik (15969) ist auf die romantische Ironie in Tiecks Dichtung abgestellt und verfolgt ihre Nachwirkung bis zu Schnitzlers „Grünem Kakadu". — Max Koch (15972) ist sichtlich bemüht, bei aller Einsicht in die Schwächen Tiecks das Positive seines Wirkens herauszuheben: im Gefolge der grossen Befreier Shakespeare und Goethe stehe er in erster Linie, ein Vorkämpfer sei er unter denen, „die von Klopstock bis zu R. Wagner und F. Dahn sich um die Wiederbelebung des nationalen Schatzes für unsere neuere Dichtung, unser modernes Volksbewusstsein redlich bemüht haben". Ihm fehlte die Fähigkeit, heroisch alle seine Kräfte zusammenzufassen. Darum hat er vor allem auf dramatischem Gebiete nichts Dauerndes geschaffen. — Recht unergiebig ist Hans Lindaus (15975) Gedenkblatt. Der Verfasser macht offenbar einen ersten Versuch, sich auf dem ihm fremden Felde zu orientieren, kommt indes trotz manchem Wortaufwand über eine Sammlung von Lesefrüchten nicht hinaus. Beigegeben ist ein unbekanntes Bild Tiecks, eine Radierung nach einem Daguerrotyp aus der letzten Dresdener Zeit. — Originell und geistreich, aber nicht ohne Zwang, baut R. M. Meyer (15976) seine Charakteristik Tiecks auf. Das Berlinische von Tiecks Wesen erblickt er, abweichend von älteren Betrachtern des Problems, in der grossen Sehnsucht nach Schönheit, die in der Einsamkeit der Grossstadt, in der Unschönheit des eingepferchten Lebens erwächst, und in der Unfähigkeit unmittelbaren Dreingreifens und frischer Unbefangenheit. Aus beiden Elementen leitet M. Tiecks lediglich umformende, nicht schaffende Phantasie ab, die, wie Grillparzer sagt, nur dann etwas leisten kann, wenn sie die Brille Shakespeares auf der Nase hat. Im Gegensatz zu Goethe ist Tieck von Shakespeare wirklich „ganz verdorben" worden; denn er kommt über den „literarischen Standpunkt" nicht hinaus, in Shakespeares Bühne zu blicken, wenn er in die poetische Welt blicken will. Hierzu kommt sein mimisches Talent, das ihn bald den mittelalterlichen, bald den von Grauen übermannten Dichter mimen lasse. Weniger einleuchtend als diese Deduktion ist M.s Wort von der „Verstandesaskese der übergeistreichen Romantiker", die sie Hans Sachs und Jakob Böhme verehren lasse, noch weniger der Versuch, in Sachs und Böhme „eine zugleich originelle und durchaus volkstümliche Anschauung, eine poetische Stimmungskunst auf gemeinverständlicher Anlage" zu finden. Stehen doch Sachs und Böhme meilenfern voneinander; und aus einer ganz anderen Welt (aus der des Sturm und Drangs) übernimmt die Romantik den Nürnberger Poeten, aus einer ganz anderen den Görlitzer Theosophen. Unrichtig ist, dass der „Gestiefelte Kater" heute nur literarische Gourmands noch belustige. Und wenn M. mit Paul Heyse gegen Tiecks Theorie der Novelle berechtigte Einwände erhebt, so bedürfte das blendende Aperçu: „Solche Novellen will Tieck schreiben, wie

Shakespeare sie liebte; Novellen, wie der Dichter des Shylock und des Romeo sie dramatisierte", ebenso eines näheren Nachweises, wie die Behauptung, Tiecks Novellen seien Textbücher zu ungeschriebenen Dramen. — Was H. Blösch (15982) über Tieck und Wackenroder zu erzählen weiss, verbindet Altbekanntes mit hübschen eigenen Beobachtungen, greift indes auch zuweilen fehl. — Den zweiten Teil von H. Stangers (15983) Arbeit über Ben Jonsons Einfluss auf Tieck findet E. Frey ergebnislos; Ben Jonson werde unglaublich von Stanger überschätzt. — D. Zelaks Arbeit (15984) über Tieck und Shakespeare wurde von R. Petsch im wesentlichen abgelehnt; bei wenigen brauchbaren Beobachtungen schiesse Z. in der Annahme von „Einflüssen" weit über das Ziel. — W. Greiners Dissertation (15985) ist ein Teil einer Arbeit über die ersten Novellen Otto Ludwigs und ihr Verhältnis zu Tieck und beschäftigt sich nur mit Ludwigs „Hausgesinde". Sie ist einer der vielen neueren Versuche, Kriterien für die Charakteristik erzählungstechnischer Eigenheiten zu finden. Die Rubriken, die G. aufstellt, sind glücklich gewählt. Wenn er bei der Erörterung der Komposition die Technik der „Wendepunkte", dieses Hauptmoment der Theorie von Tiecks Novellistik, in Betracht zieht oder das Nebeneinanderlaufen mehrerer Handlungen, die Spannung, das Zuständliche betrachtet, kommt er über schablonenhaftes Anfassen des Problems hinaus und liefert beachtenswerte Beiträge zur Feststellung der Novellentechnik so Tiecks wie Ludwigs. Leider scheint G. wichtige Arbeiten über Tiecks Novellen nicht zu kennen und zitiert anderes so ungenau, dass man sich fragt, ob er diese Dinge je näher angesehen habe. — Die Schreiben an Tieck und an Fouqué, die in R. Krauss' Ausgabe der Briefe Mörikes (15988) und in Ph. S. Allens und J. T. Hatfields Veröffentlichung von Papieren Wilhelm Müllers (15989) abgedruckt sind, finden sich durchaus schon in den bekannten Sammlungen der Briefe an Tieck und Fouqué. — Sehr verdienstlich ist die Würdigung Tiecks, die G. Witkowski (15990) seiner Ausgabe voranstellt: zweifellos die beste Zusammenfassung der Forschungen, die bisher Tieck gewidmet worden sind. W. geht so weit in die Tiefe, wie es der Einleitung einer populären Ausgabe entspricht, und überlässt die schwierigen Probleme von Tiecks Verhältnis zu den frühromantischen Theoretikern wissenschaftlicherer Darlegung. Auch der Standpunkt, von dem aus W. Tieck beurteilt, ist für ein weiteres Publikum gut gewählt. Dem Romantiker seine intimsten Stimmungen nachzufühlen, bemüht er sich nicht; er holt aus den eigentlich romantischen Dichtungen des jungen Tieck im wesentlichen das heraus, was dem Verstande Genüge leistet, und spendet dem Dichter dann sein bestes Lob, wenn er ihn im Alter zu einer Poesie und Weltanschauung des klaren Verstandes sich bekehren sieht. So wird er dem Positiven in Tiecks Leistung gerecht oder wenigstens den Elementen, die ihm als positiv erscheinen. Übrigens drängt sich W.s Urteil nie vor; lieber bucht er die Urteile der Zeitgenossen und deutet nur durch einige wenige Worte auf die Distanz hin, die seine eigene Kunstanschauung von der romantischen trennt. Er schätzt Tieck, nicht so sehr weil, sondern trotzdem er ein extremer Romantiker gewesen ist. Sein Gesamturteil lautet: Ein reiches Talent von wunderbar anmutender Leichtigkeit des Schaffens, habe er die bezeichnenden Werke der älteren Romantik geliefert, mögen auch Schöpfungen von Novalis und Hölderlin inniger von romantischem Geiste durchdrungen sein. Als Forscher und Kritiker unermüdlich tätig, suchte er eine hohe Kunstanschauung zu verbreiten, dem Grossen zur Anerkennung zu helfen, das Niedrige zu vernichten. Im Alter eifrig für Klarheit und Wahrheit bemüht, stellte er das Leben seiner Zeit im Kunstwerk dar, um das Leben jedes einzelnen zum Kunstwerk zu gestalten. Dem Ideal höchster, von keinem Vorurteil beirrter geselliger Bildung hat er von Anfang an zugestrebt. Und da solche Bildung zunächst in der neuen grossstädtischen Gesellschaft jener Tage sich verwirklichen konnte, ist er der erste Dichter geworden, in dem sich das Wesen der Gesellschaft abspiegelt. Er ist der erste Grossstadt-, besser der erste Gesellschaftsdichter . . . In der Charakteristik der einzelnen Dichtungen und Aufsätze macht sich geltend oder ist mindestens berücksichtigt, was bis in die jüngste Zeit von der Forschung beigebracht worden ist. Selbständige Durchsicht der in den Königlichen Bibliotheken zu Berlin und Dresden aufbewahrten Papiere Tiecks hat manches hinzugetan, so einen ausführlicheren Bericht über Tiecks ungedruckte Jugenddramen, von denen bisher nur Hauffen (Schnorrs Archiv für Literaturgeschichte Bd. 15, S. 316ff.) Näheres mitgeteilt hatte. — Nur hingewiesen sei hier auf die Beachtung, die Max Friedlaenders (15991) umfängliches Werk über das deutsche Lied dem Lyriker Tieck schenkte. — M. Öfterings Rezension von W. Miessners (15992) Studie über Tiecks Lyrik beruht auf ungenügendem Verständnis der Romantik und spielt gegen die Arbeit Autoritäten aus, von denen wirklich nicht viel zu lernen ist. Eine Darlegung der Berührungspunkte von Romantik und Moderne wird von Ö. in Miessners Arbeit vermisst. Methodisch war sie nicht geboten, wenn auch Miessner für eine solche Vergleichung brauchbares Material vorlegt. —

Ein Bild Wackenroders, des „Künstlers der Freundschaft", zeichnet in feinen und zarten Umrissen Helene Stöcker **(15998)**. Seine Beziehungen zu Tieck skizziert sie in richtiger Bewertung der beiden Freunde und wendet auf sie an, was Fr. Schlegel einmal von Tieck und Schleiermacher gesagt hat: „Gegen diesen gehalten, ist Tieck doch nur ein gewöhnlicher und roher Mensch, der ein seltenes und ausgebildetes Talent hat." Sie wagt das Paradoxon: „Das Liebenswürdigste an Tieck ist für uns, dass Wackenroder ihn liebte." Die jugendliche Zärtlichkeit, die Wackenroder dem Freunde entgegenbrachte, und die wohl noch nicht zwischen Freundschaft und Liebe schied, kann die Verfasserin durch einen von ihr zum erstenmal abgedruckten Brief an Tieck vom 1. September 1792 belegen. Wackenroders Seele, die so viel Romantisches barg und doch ganz unromantisch auf Ironie ebenso verzichtete wie auf eine durchgebildete Weltanschauung, wird von Helene Stöcker mit den verwandten Naturen Carstens und Hölderlin, endlich mit Sainte-Beuves Joseph Delorme zusammengehalten und in „ihrer Feinheit und sanften Zartheit" dargelegt, der doch wiederum starke Wirkungen auf das romantische Geistesleben nicht versagt geblieben sind. —

Heidelberger Romantik. Wertvolle Briefe Bettinas veröffentlichte und kommentierte fleissig, wenn auch nicht immer stichhaltig, O. Pfülf **(16000)**. Drei sind an Clemens Brentano gerichtet und entstammen den Jahren 1837, 1839, 1841; sieben wenden sich an Joh. Nep. Ringseis und umfassen die Zeit von 1816—1850. Hinzu kommt ein Blättchen von 1839, das ein Gedicht der Günderode an Clemens in der Abschrift der Verfasserin einem Ungenannten dediziert. Die Briefschaften „gehören einer grösseren Originalkorrespondenz an, schon vorlängst von befreundeter zum Zweck der Veröffentlichung gütig anvertraut". Die Briefe an Ringseis enthalten interessante Bemerkungen über Thomas a Kempis, den Kronprinzen und späteren König Ludwig I. von Bayern, über Homöopathie (durch die sich der Geist einen Weg durch die Medizin gebahnt habe) und über den Briefwechsel mit einem Kinde („eine himmlisch schöne Korrespondenz zwischen dem Kinde Bettina und Goethes Mutter"). Die Briefe an Clemens beschäftigen sich mit dem Goethedenkmal und mit dem Plane, es durch Schwanthaler ausführen zu lassen, charakterisieren in raschen Streiflichtern die Künstler, die am Anfang der Regierung Friedrich Wilhelms IV. in Berlin weilten (Cornelius, Hensel, Schinkel, Rauch), treten für Spontini ein und spötteln über den alten A. W. Schlegel. Die Anmerkungen Pf.s weisen auf die Ähnlichkeit von Bettinas Goethedenkmal und von Klingers Beethoven hin und möchten den bisher nicht genügend erklärten Eingang des Briefes Bettinas an König Friedrich Wilhelm IV. vom Juli oder August 1843 (Geiger S. 40) auf Spontini beziehen. — Goethes und Bettinens Interesse für die Frankfurter Juden, denen Karl von Dalberg, dank Napoleon Grossherzog von Frankfurt, im November 1807 eine neue Stättigkeits- und Schutzordnung gegeben hatte, beleuchtet L. Geiger **(16003)**. Schon Schüddekopf hatte in den Anmerkungen zu Band 14 der Schriften der Goethegesellschaft (S. 349f.) die Stellen von Goethes Briefen an Bettina (April 1808) von den „Dokumenten philanthropischer Christen- und Judenschaft" ausgiebig kommentiert. G., der Schüddekopfs Anmerkungen nicht berücksichtigt, bringt einiges weitere Material bei, zunächst aus Broschüren von Goethes Bibliothek. — L. Geigers **(16005)** Buch über Bettina und König Friedrich Wilhelm IV. fand durch Max Koch eine genaue Inhaltsangabe. — Von den Essays, die Geigers Buch zur Grundlage haben, ist R. M. Meyers Aufsatz **(16008)** schon im Vorjahre berührt worden (JBL. 1902 S. 611). — J. Fränkel **(16009)** versenkt sich liebevoll in Bettinas Phantasie, die eigenmächtig aus dem König, der in Sanssouci residiert, einen strahlenden Traumhelden sich schafft. Er erinnert an die erträumte gemeinsame Reise nach Griechenland, die Bettina und die Günderode einst kraft ihrer Phantasie durchlebten, als wäre sie Wirklichkeit. Die tiefe Tragik des machtlosen Ringens, der zerknitterten Hoffnungen ist Bettinas Königsträumen zugefallen; aber fortan wird sie nicht nur als geflügelte Psyche am Throne Jupiter-Goethes, auch als ein Marquis Posa in den Wirren des Lebens uns gegenwärtig sein. — J. Sittard **(16010)** sucht den reichen Inhalt von Geigers Buch auszuschöpfen, indem er die bemerkenswertesten Stellen der Briefe abdruckt und durch Erläuterungen verknüpft. — L. Geiger selbst **(16011)** ergänzte seine Veröffentlichung durch den Abdruck eines Schreibens Bettinens vom 5. September 1847, das abschriftlich im Nachlasse Meusebachs erhalten ist. Hilfsbereit tritt Bettina für die Familie Meusebachs ein, die nach dem Tode des Sammlers mittellos zurückgeblieben war, und sucht den König zum Ankauf der hinterlassenen Bibliothek und des Schlösschens zu bewegen, in dem Meusebach seine Bücherschätze untergebracht hatte. Sie zaubert ein ergreifendes Bild von Meusebachs Wirken, seiner selbstlosen Tätigkeit im Dienste seiner Bücher, „dieser blühenden Versammlung der Geister eines verabschiedeten Zeitalters", und des Heims, das er seinen geliebten Büchern geschaffen hatte, vor

die Augen des Lesers. Die unvergleichliche Sammlung wurde dann Ende 1850 angekauft und der Königlichen Bibliothek zu Berlin überwiesen. — Einen Kommentar zu der Anspielung, die Bettina am 31. Dezember 1847 dem König gegenüber auf ihren „Prozess" mit dem Berliner Magistrat macht (S. 104), gibt L. Geiger **(16012)** durch den Abdruck ihres Schreibens an Otto Lewald vom 1. November 1847. Steuerrechtliche Ansprüche, gegründet auf die Herausgabe von Arnims Werken, bildeten den Ausgangspunkt der Differenz. — Aus dem umfangreichen Briefwechsel Bettinens und Adolf Stahrs (er umfasst die Jahre 1839—1844 und ist im ganzen intakt erhalten) druckte L. Geiger **(16013)** die Schreiben Bettinens vom 11. April 1839 und 2. Februar 1840 ab. Sehr amüsant wehrt sie sich gegen gutgemeinte Missdeutung ihres Wesens und gegen Analysen, die ihre Persönlichkeit ins Sentimentale und Mimosenhafte hinüberspielen. Vgl. auch N. 16014. — Den nicht lückenlos erhaltenen Briefwechsel Bettinens mit Pauline Steinhäuser, der Gattin des Bildhauers Karl Steinhäuser, veröffentlichte mit sorgfältiger Erläuterung K. Obser **(16015/6)**. Steinhäusers Name ist mit Bettinens Goethedenkmal innig verknüpft. Er hat die jetzt in Weimar aufgestellte Goethestatue nach Bettinens Entwurf geschaffen. Die Briefe reichen von 1834—1852, gehen nach ihrem Gehalte weit hinaus über blosse Mitteilungen zur Geschichte des Denkmals und sind ein wertvoller Beitrag zur näheren Kenntnis der alternden Bettina. —

Ein Schreiben an L. A. von Arnim vom 16. April 1820, das nicht in der Sammlung von Wilhelm Müllers Briefen (N. 15989) erscheint, veröffentlichte J. T. Hatfield **(16017/8)**. — R. Steigs Mitteilungen über die „Gräfin Dolores" **(16022)** bilden ein Fragment des 3. Bandes des Werkes „Achim von Arnim und die ihm nahe standen", der im nächsten Jahre hier ausführlich zu würdigen sein wird. — Eine ganze Reihe von Quellen der „Kronenwächter" Arnims deckt W. Hans auf **(16024)**. Die Anregung zur ganzen Dichtung wie auch zu der Geschichte Antons gab das Chronicon Weiblingense von Wolfgang Zacher. Das Märchen von der Kronenburg ist eine freie Umgestaltung der Hohenstaufensage. Historische Details entstammen u. a. Jakob Fuggers „Ehrenspiegel des Hauses Österreich", den Denkwürdigkeiten Schweinichens und Schärtlins von Burtenbach, Sattlers „Geschichte des Herzogtums Württemberg", Tethingers „Commentariis de rebus Württembergensibus sub Ulrico", Fronspergers „Kriegsbuch" und der in Böckings Hutten (Bd. 5, S. 290ff.) abgedruckten Schrift „Fürstlicher und Ehrentreicher Hochzeit" (1518). —

Brentano. Christian Brentano, der Bruder und Herausgeber von Clemens, wurde von Ricarda Huch im zweiten Bande ihres Werkes mehrfach berücksichtigt. Seinen „Weg zur Kirche" beleuchtet O. Pfülf **(16025)**. Benutzt sind zumeist Ringseis' „Erinnerungen", aber auch ungedrucktes Material. — Briefe Creuzers an Clemens Brentano druckte R. Steig **(16026)** ab. — Briefe Beethovens an Franz und Antonie Brentano aus den Jahren 1814—23 veröffentlichte A. Chr. Kalischer **(16029)**. Der Verein Beethovenhaus zu Bonn hat die Originale 1896 bei der Versteigerung des Nachlasses von Franz und Antonie Brentano erworben; da damals wichtige Schreiben Beethovens an die beiden Brentanos in andere Hände übergegangen sind, drückt K. den Wunsch nach baldiger Veröffentlichung der ihm unzugänglichen Briefe aus. — Eine neue Ausgabe von Brentanos Hauptwerk, den „Romanzen vom Rosenkranz", legte M. Morris vor **(16034)**. Leider ist der Text nicht nach einheitlichen Prinzipien gestaltet, da M. eine aus Görres' Nachlasse stammende Handschrift anfangs nur zur Verbesserung der offenbaren Fehler und Druckversehen des Textes der Gesamtausgabe verwertet hat, dann aber zur Überzeugung gelangt ist, dass der Handschrift im Gegensatz zu jenem Texte allein kritischer Wert zukomme. Wertvoll, wenn auch nicht abschliessend, sind Einleitung und Anmerkungen. Die Einleitung druckt die brieflichen Zeugnisse zur Entstehungsgeschichte ab, rekonstruiert und deutet das nur fragmentarisch erhaltene Einleitungsgedicht und sucht in musterhafter Weise aus den Fragmenten der ganzen Dichtung und aus den Paralipomenis den Riesenplan des Werkes zu erschliessen. Dann wird die Entstehung der Dichtung, die Schaffung und Ausgestaltung des „Rosenmythos" dargelegt, dabei Überkommenes, Erfundenes und Erlebtes sorgfältig erkundet. Die Quellen, die M. nachweist, sind: Ghirardaccis „Historia di Bologna" (1596), der „Thesaurus doctrinae christianae (1668), die „Acta Sanctorum", Kornmanns „Mons Veneris". Einiges weitere, so Mazzuchelli und Tiraboschi, kommt in den Anmerkungen hinzu. Der romantische Stil der Dichtung, ihre metrische Formung, ihre Bildlichkeit, ihre technischen Eigenheiten gelangen zur Sprache. Das Germanisch-Romantische und das Romanische Brentanos findet M. in der Dichtung gleichmässig vertreten. Die Resultate seiner Forschung, die M. auch in einem Vortrage der Gesellschaft für deutsche Literatur in Berlin vorgeführt hatte **(16035)**, fanden volle Zustimmung bei Max Koch. — A. Kerr **(16036)** knüpfte ein Feuilleton an, das die Dichtung Brentanos zu einem „katholischen Faust" stempelte. — Drei

Bilder, die Eduard von Steinle zu Brentanos Märchen von dem Rhein und dem Müller Radlauf gezeichnet hat (Ameleya und der Müller Radlauf. Ameleyas Rückkehr aus dem Rhein. Nymphenzug), bringt der „Türmer“ **(16039—40)** in guter Reproduktion und verweist auf das „Album ausgewählter Werke von E. von Steinle“ (Frankfurt a. M., F. A. Prestel). — Neugedruckt wurde durch F. Schultz die Rezension, die J. Görres **(16042)** dem „Wunderhorn“ gewidmet hat. —

Über J. Görres schrieb F. Görres **(16045)**, anknüpfend an Franz Schultz' Monographie; er verwies auf zwei Briefe König Ludwigs I. an Görres (1842, 1845), die 1901 in den Historisch-politischen Blättern Bd. 106, S. 71/3 abgedruckt worden sind. — Franz Schultz' **(16046)** Monographie begegnete bei A. Kopp sachlichen und stilistischen Einwänden; auch leide sie an „einseitiger Überspannung literarischer Methode“. Den Vorzügen der Arbeit wird H. Maync weit besser gerecht; sie bedeute „einen starken Schritt vorwärts zu einer wissenschaftlichen Görresbiographie grossen Stiles hin“. E. Steinmeyers Rezension rühmte die Objektivität und den Feinsinn des Verfassers, findet indes die Trennung des Schriftstellers Görres von dem Publizisten und Politiker, die durch die Formulierung der Berliner Preisaufgabe vorgeschrieben war, nicht glücklich, weil sie eine Überschätzung des Schriftstellers zur Folge habe. Steinmeyer selbst schlägt den Wert von Görres' germanistischer Forschung sehr niedrig an. Er bucht die „kleinen Funde“, die Schultz geglückt sind, und gibt eine Reihe beachtenswerter Nachträge. — Angeregt durch Schultz' Monographie, deckte O. F. Walzel **(16047)** die naturphilosophischen Grundlagen von Görres' Stil an mehreren Beispielen auf. Naturphilosophisch soll die Metapher bei Görres der Erscheinungswelt eine Deutung geben, die auf die absolute Welt hinweist und so positive Erkenntniswerte schafft. Zugleich aber zieht er das Aussergewöhnliche heran, um durch Bilder dieser Sphäre Stimmung zu erwecken. Und von diesem Standpunkt aus gestattet er sich alle Freiheiten der Bildlichkeit, die dem romantischen mystischen Stile eignen. Die naturphilosophischen Elemente seiner Bildlichkeit wurzeln vor allem in Schelling. Novalis hat daneben auf seine Ideen und auf seine Form stark eingewirkt. — Gegen Goethe gerichtete Invektiven von Görres brachte M. Holzmann **(16048)** zum Abdruck. — Die zweite Sammlung von Görres' „Charakteristiken und Kritiken“, die Franz Schultz **(16049)** 1902 veröffentlicht hat, ist schon im Vorjahr (JBL. 1902 S. 613) gebucht worden. —

Den lange vergeblich gesuchten Artikel über die Günderode, der nach Karl Schwartz' Vermutung im Stettiner Sonntagsblatt von 1808 gestanden haben soll, hat R. Steig **(16051)** in der Stettiner „Sonntagszeitung“ vom 10. April 1808 gefunden. Der Abdruck der Notiz erhärtet St. ältere Vermutung, dass Rassmanns Gedicht „Tian“ aus ihr geschöpft sei. Den Verfasser der Notiz sucht St. in dem Frankfurter Advokaten Johann Schulin. — Der mühseligen und undankbaren Arbeit, die Chronologie der Gedichte Karolinens von Günderode festzustellen, unterzog sich M. Büsing **(16052)**. Die Resultate seiner Forschung verzeichnet er selbst S. 87. Vieles musste Hypothese bleiben; denn B. fand für seine Arbeit einen äusserst unsicheren Boden vor: zunächst Briefe, deren Datum selbst wieder zu bestimmen war, oder die von Bettina redigiert und darum philologisch wenig zuverlässig sind. Natürlich ergab sich bei der Untersuchung des Materials mancher Nebengewinn. All dies nachzuprüfen, hiesse die Arbeit nochmals durchführen. Ob eine knappere und übersichtlichere Darstellung nicht doch möglich war, bleibe dahingestellt. Aber eine Arbeit, die so viel Akribie erfordert, sollte mindestens weniger reich an Druckfehlern sein. Das Material ist in vollem Umfange benutzt; Geiger und Steig haben dem Verfasser zur Seite gestanden. Ungedrucktes ist verwertet, und einige Gedichte der Günderode sind zum erstenmal mitgeteilt (z. B. S. 110, 112, 128ff.). Der Anhang berührt die Echtheitsfrage einzelner Gedichte, erwägt, ob der Dichterin noch mehr zuzuschreiben ist, und weist auf Verlorenes hin; dass das Pseudonym „Tian“ von ihren Freunden als Maskulinum aufgefasst wurde (S. 117), erhellt vor allem aus Daub und Creuzers „Studien“ Bd. 1 (1805), S. XVI; bei dem zweiten der dort verzeichneten Dramen Tians heisst es: „Von demselben“. —

Ph. O. Runges Märchen vom Fischer und siner Fru, das 1812 gleichzeitig in den Kinder- und Hausmärchen der Grimm und in Büschings Sammlung hervortrat, wurde — wie R. Steig **(16054)** nachweist — von Arnim in seiner „Päpstin Johanna“ zweimal nacherzählt, einmal in Reimen, einmal in knapper Prosa. Mit ausgiebiger Verwertung von Briefen Arnims legt St. die Stildifferenzen der beiden Arnimschen Fassungen und der Rungeschen fest und gibt zugleich ausführliche und beachtenswerte Bemerkungen zur Textgeschichte von Runges Märchen. —

Norddeutsche Romantik. Eine Erzählung von Chamissos Lebensgang, mit zahlreichen Zitaten aus Chamissos Briefen und aus den Mitteilungen seiner Biographen durchwoben, nicht eine Würdigung seines Schaffens, bot R. Böttcher **(16055)**. — Urteile und Bemerkungen über Goethe und seine Dichtungen druckt L. Geiger

(16059) aus unveröffentlichten Briefen des Varnhagen-Chamissoschen Kreises ab. Chamisso, Fouqué, Neumann, Varnhagen sind die Briefschreiber. Chamissos Brief an Rahel vom Juni 1821 enthüllte sich dem Herausgeber als Vorlage des Schreibens von Albert an Friederike, das unter den bekannten „Briefen über Wilhelm Meisters Wanderjahre" („Gesellschafter" 1821 N. 137, S. 638f.) erscheint. Allerdings hat Varnhagen starke redaktionelle Eingriffe sich gestattet. Auch der Brief Varnhagens an Chamisso vom 21. Juni 1821 ist mit starken Kürzungen in den „Gesellschafter" (N. 138, S. 642f.) übergegangen. — H. Tardels (16060) Büchlein über Chamissos Lyrik, von H. Maync wohlwollend angezeigt, wurde von M. Oeftering durch Nachträge ergänzt. Mitgeteilt wird von dem Rezensenten, dass P. Bourget einen äusseren Zusammenhang seines „Disciple" mit Chamissos „Waldmann" durchaus bestreite. An einen äusseren Zusammenhang hatte ich auch nicht gedacht, als ich die Verwandtschaft des Problems beider Dichtungen hervorhob. — Sehr richtig bemerkt H. Tardel (16061), dass Chamissos Dichtung neben dem Frauentypus von „Frauenliebe und -leben" noch eine ganze Reihe anderer charakteristischer Frauengestalten umfasse, leidenschaftliche, heroische, frivole, untreue, ja verbrecherische, endlich das arbeitende Weib der unteren Volksklassen. Er sucht zu scheiden, wo das Erlebnis und die „eigene weiche Gemütsanlage" Chamissos, wo seine objektive Darstellungskunst die künstlerische Gestaltung der Frau bestimmt. — M. Kuttner (16064) sucht die Quellen von Chamissos Gedicht „Die korsische Gastfreiheit" in Renuccis Novelle „L'ospitalità", die Chamisso nach der Veröffentlichung des Jahres 1827 oder wenigstens nach der englischen Nacherzählung Bensons benutzt hat. Die bekannte Vorlage von Chamissos „Matteo Falcone", Merimées Erzählung, wird von K. auf Gaudins „Voyage en Corse" (1787) zurückgeleitet. Die älteste Fassung fand K. in Germanes' „Histoire des révolutions de Corse" (1771). Angedeutet sind diese Resultate schon in Kuttners Aufsatz „Eine Neuphilologenfahrt nach Korsika" (DRs. vom 15. August 1903, S. 277—80); jetzt wird der Vergleich von Quelle und Dichtung ausführlicher gezogen und tiefer begründet. —

J. von Eichendorff. Der Artikel Josef von Eichendorff in der neuen Ausgabe von Goedekes Grundriss, eine Arbeit Max Kochs (16068), bedeutet einen wesentlichen Schritt über die erste Auflage hinaus. — O. F. Walzels Rezension von K. Weichbergers Ausgabe des Puppenspiels „Inkognito" (16078) von Eichendorff stellt die Ergebnisse der Einleitung zusammen, soweit sie eine Geschichte des kunstmässigen Puppenspiels versucht, widerlegt Weichbergers Vermutung, dass das anonyme „Marionettentheater" von 1806 nicht von Mahlmann, sondern von Tieck verfasst sei, möchte, wenn schon Mahlmann nicht der Verfasser sein soll, an Schulze-Laun denken, wirft bei dieser Gelegenheit die Frage auf, ob Mahlmanns Briefe an Tieck bei Holtei (2, S. 286 ff.) falsch datiert sind, bringt kleine Nachträge und stellt Äusserungen von Mahlmann, Justinus Kerner und H. von Kleist zusammen mit Beobachtungen von Hermann Bahr und Hofmannsthal: sie alle betonen in ähnlicher Weise die künstlerischen Vorteile, die den Marionetten im Gegensatz zu lebenden Schauspielern eigen sind. Das Problem einer Geschichte des Puppenspiels fasst J. Minor weit tiefer und gibt reiches bibliographisches Material, das Weichberger entgangen war. Er weist nach, dass Weichberger Puppenspiel und älteres deutsches Drama, besonders das Fastnachtsspiel, nicht auseinanderhalte — eine Verwechslung, die auch den Kunstdichtern des 18. und 19. Jahrhunderts konsequent widerfährt: „Als die Typen und Formen des Théâtre italien von der lebendigen Bühne verschwunden waren und nur mehr dem Puppenspiel angehörten, haben auch sie einem Kunstdrama, das sich ihrer bediente, den Namen Marionettenspiel eingetragen." Minor kennt kein „Puppenspiel" oder „Marionettenspiel" aus jener Sphäre, das die Technik des Puppenspiels unbedingt voraussetzte. Auch bei den „Schattenspielen" sei die Fiktion nicht immer aufrechterhalten worden. Gegen Weichbergers Annahme, Tieck sei Verfasser des anonymen „Marionettentheaters" wendet sich auch Minor, und auch er möchte eher an Schulze-Laun denken. Tiecks Interesse für die Puppenbühne wird übrigens von Minor durch viele Belege aus dessen Schriften erhärtet. —

Die Monographie über Fouqués Undine, die W. Pfeiffer (16080) als Heidelberger Dissertation im Vorjahre vorlegte, dann, um den ersten Abdruck von Fouqués Operndichtung Undine vermehrt, in Buchform erscheinen liess, beschäftigt sich eindringlich mit den Sagen vom Staufenberger und von Melusine, die mit Fouqués Märchen eine unverkennbare Verwandtschaft haben. Allerdings weist Pf. selbst nach, dass Fouqué „nur die Idee" der Staufenberger-Sage verwertet und die Mehrzahl der Motive seiner Dichtung aus Paracelsus geholt hat. Ausführlich wird noch von Fouqués Operndichtung „Undine" gesprochen, endlich eine Reihe weiterer dramatischer Bearbeitungen genannt. Aus tieferer Ergründung romantischer Art ist Pf.s Büchlein nicht erwachsen, den naturphilosophischen Voraussetzungen wird es zu wenig gerecht; formale Analyse, vor allem nähere Angaben über den Stil des Märchens bietet der Verfasser nicht. J. Minor hat auf die Schwächen der Arbeit

hingewiesen, aus eigenem dann Nachträge geboten: Notizen über die Behandlung verwandter Stoffe im Zeitalter der Romantik, über die Beliebtheit des Stoffes auf der Bühne, endlich den Brief von Heinrich Voss an den Truchsess vom 6. September 1812, das ausführlichste und eingehendste zeitgenössische Urteil über Fouqués Märchen. —

Über E. Th. A. Hoffmann schreibt O. Klinke **(16083)** als Psychiater, überzeugt, dass Hoffmann von dieser Seite bisher nicht betrachtet worden ist. Die nicht einwandfreie Schrift von A. Barine (vgl. JBL. 1898 IV 10 : 73) ist ihm also entgangen. Leider hat er sich nicht begnügt, in knapper Darlegung die Fragen zu beantworten, die Hoffmann als Mensch und Dichter an den Psychiater stellt, sondern zugleich eine biographische Darstellung und eine ästhetische Würdigung zu liefern sich bemüht. Durch unnötige und nichts beweisende Diskussion von Werturteilen anderer, durch bessere oder schlechtere Zensuren, die er den Werken Hoffmanns gibt, durch allzu breite Inhaltsangaben der wichtigeren Schriften hat K. sein Buch so anschwellen lassen, dass ihm selbst der Überblick verloren und die Anordnung in die Brüche ging. Ein und dasselbe Problem wird an verschiedenen Stellen vorgenommen, Wichtiges, Prinzipielles, das an den Anfang gehört, post festum erörtert. Die liebenswürdige Wärme, mit der K. für Hoffmann eintritt, kann für diese nur zu sehr fühlbaren Mängel nicht entschädigen. Wo indes der Psychiater allein spricht, da fällt reicher Gewinn ab. Der Laie hat zwar den wissenschaftlichen Auseinandersetzungen K.s gegenüber das Gefühl, dass die psychischen Probleme, die für Hoffmanns Leben und Wirken in Betracht kommen, von der medizinischen Wissenschaft noch lange nicht gelöst und eindeutig beantwortet sind. Umso mehr muss er die Vorsicht schätzen, mit der K. zu Werke geht. K. bekennt, noch fehle der Mann, der mit fester Hand und weitem Blicke Gesetze aufrichtete, an denen wir den Typus des normalen Menschen in einem bestimmten Alter erkennen könnten (S. 224f.), und gibt zu, dass die Grenze zwischen Neurasthenie und Geisteskrankheit sehr schwer zu ziehen (S. 187), der Begriff „Entartung" vollends sehr unsicher sei (S. 223ff.). Gerade aber für die Erkenntnis des Grenzgebietes von normaler und kranker Psyche ist ihm der Dichter Hoffmann ein beachtenswerter Zeuge (S. 107ff., 170f.), zunächst weil Hoffmann selbst sehr vorsichtig sich ungelösten Fragen gegenüber verhält (S. 133f., 154ff.), dann aber weil Hoffmann wirklich eindringliche Studien auf dem Felde getrieben und bei guten Lehrern in die Schule gegangen ist (S. 24, 123 Anmerkung, 125f., 156ff.). Vor allem für die Frage des doppelten Bewusstseins (S. 109, 131), des „Gedankenlautwerdens" (S. 110, 115, 128ff., vgl. S. 100ff.) und der damit verbundenen Doppelgängerfurcht (das „Doppel-ich"; vgl. S. 91, 171) hat Hoffmann wichtiges Material beigebracht. Psychiatrisch gedeutet werden im einzelnen: „Ritter Gluck" (S. 65ff.), „Don Juan" (S. 78ff.), „Goldener Topf" (S. 97ff.), „Elixiere" (S. 104ff.), „Nachtstücke" (S. 138ff.), „Kater Murr" (S. 159ff.), „Brambilla" (S. 190f.); rascher sind andere Dichtungen abgetan. Dass auch in Cardillac Pathologisches stecke, wird ausdrücklich gegen Grisebach festgestellt (S. 149). Gegen G. Ellinger richtet sich die Deutung des Begriffes Euphon im „Ritter Gluck" (S. 69ff.) und die Behauptung, im Kreisler stecke nicht bloss Hoffmanns „humoristisches Ich", sondern der ganze Hoffmann (S. 84ff.). Der Würdigung und psychischen Bewertung Hoffmanns dient vor allem die Erörterung der ungünstigen Momente seiner Jugendentwicklung (S. 6ff.); ererbte und erworbene Degenerationszeichen, dann eine veitstanzähnliche Erkrankung (S. 87) werden nachgewiesen. Die Bamberger Zeit gestaltet seine Persönlichkeit aus (S. 26), nachher vollzieht sich keine weitere Veränderung seines Wesens (S. 40). Sein Ende wird medizinisch diagnostiziert (S. 49ff.). Nicht typische tabische Affektion, sondern eine bösartige, wohl vom Knochen ausgehende Geschwulst habe, das Rückenmark drückend, die Lähmung herbeigeführt (S. 53). Auch Hoffmanns äussere Erscheinung (S. 218ff.) dient zur Feststellung seiner psychischen Eigenheit. Das Resultat aber lautet: „Weder erbliche Belastung, noch anderweitige endogene oder exogene Ursachen sind für Hoffmanns eigenartigen Entwicklungsgang von erheblichem Schaden oder Nachteil gewesen" (S. 235). Dem Alkohol wird vollends von K. keine Bedeutung für Hoffmanns Schaffen zugemessen; er sei kein Trinker, wohl aber wenig widerstandsfähig gegen die Wirkungen des Alkohols gewesen (S. 9, 14, 33, 46, 48, 150f. usw.). — J. Havemann **(16084)** sieht den Reiz von Hoffmanns Weise, das Wunderbare zu behandeln, in seiner Fähigkeit, künstlerisch und sittlich der betäubenden Macht des Spukhaften Herr zu werden. „Es ist, als fühle er in der beim Selbstbeobachten und Vergleichen erlangten überlegenen Ironie eine Waffe gegen eine Schwäche wachsen, die ihn vielleicht ähnliche Bahnen hätte führen können, wie seine Helden." Diese „ungewollte romantische Ironie" deute auf die „hellscharfe Luft", die in Ostpreussen „durch die Köpfe geht". — Mitteilungen aus Hoffmanns Kapellmeisterzeit bot Hans von Müller **(16085)**. — Hans von Müllers „Kreislerbuch" **(16090)** sucht aus Hoffmanns „Kater Murr" die Biographie Kreislers zu rekonstruieren; es verfolgt nicht wissenschaftliche Zwecke, sondern ist für den Kunstfreund bestimmt, „der Hoffmanns Wesen in

seinem literarischen, musikalischen und künstlerischen Ausdruck möglichst zusammengedrängt erfassen will“ und die „wundervolle, die untersten Tiefen aufwühlende Symphonie, die nur zufällig mit dem Schluss anfängt und dann scherzhafterweise siebzehnmal mitten im Takt unterbrochen wird von einer hübschen, amüsanten, zum Schreien lustigen Operettenmusik“, rein und unvermischt geniessen möchte. Die gründliche und ernste Arbeit, die M. an seine Aufgabe wendet, bringt indessen auch dem Forscher manchen Gewinn. Denn die allmähliche Entstehung der Originaldichtung, ihre Vorbereitung in anderen Schriften Hoffmanns, ihre Beziehung zu Hoffmanns eigenem Leben ist in der Einleitung sorgfältig erwogen; die Technik des „Kater Murr“ wird ferner in der Einleitung eingehend erörtert, während in dem „Nachbericht“ durch die exakte Bestimmung der für die Biographie Kreislers von M. verwerteten Partien ein bequemer Überblick über die Komposition von Hoffmanns Werk geboten ist. Beigegeben sind: eine Auswahl „älterer Kreislerstücke“, vier Kompositionen und sorgfältige Nachbildungen von Zeichnungen Hoffmanns. — Endlich gab Hans von Müller **(16097)** noch einen Nachtrag zu seinem Verzeichnis von Hoffmanns Nachlass (JBL. 1902 N. 8460); unter anderm konnte er ein vollständiges Repertorium aller vorbambergischen Versuche Hoffmanns vorlegen. — Die anonymen „Nachtwachen von Bonaventura“ (Penig 1805), bisher im allgemeinen, aber nicht ohne Widerspruch, Schelling zugeschrieben, möchte R. M. Meyer **(16097a)** auf E. Th. A. Hoffmanns Rechnung stellen. Allerdings verhehlt er sich die Gründe nicht, die gegen seine Hypothese sprechen, und gibt gedruckte und ungedruckte Äusserungen anderer wieder, die zum grossen Teil entgegengesetzter Ansicht sind. Die Gründe, die er vorbringt, gehen über die Grenze des Möglichen nur selten zur Wahrscheinlichkeit weiter. Stoffliche, ideelle und stilistische Berührungen fehlen gewiss nicht. Allein da die „Nachtwachen“ im wesentlichen Jean Pauls Art nachzuahmen suchen, so wird ohne äussere Zeugnisse unter den Schriftstellern eines von Jean Paul stark beeinflussten Zeitalters kaum mit einiger Sicherheit der rechte gefunden werden können. Sicher jean-paulisiert Hoffmann selbst; aber nicht er allein war am Anfang des 19. Jahrhunderts befähigt, Jean Paul so zu parodieren, wie der Verfasser der „Nachtwachen“ es tut. Sehr fraglich bleiben auch die Anspielungen auf Schillers „Braut von Messina“, die M. in dem Büchlein finden will. —

Die Stimmungen, in die Zacharias Werner durch den Rhein, durch Köln und durch seine Kunstschätze versetzt worden ist, verfolgte O. F. Walzel **(16098a)**. Sein Tagebuch vom Sommer 1809 und der Brief an Goethe vom 22. August des Jahres offenbaren, wie er Fr. Schlegels Auffassung des Kölner Dombildes nachzuempfinden sich bemüht, wie er sie übertreibt und sein eigenes Gefühlsleben in ein Kunstwerk hineinträgt, wo Fr. Schlegel nur historisch zu erfassen gesucht hatte. Der Brief an Goethe ist aber zugleich der erste Versuch eines Romantikers gewesen, den Adressaten für die Bemühungen der Boisserées zu interessieren. Man begreift, dass Goethe, als er 1816 über das Dombild sich äusserte, unwillig die „Hymnen“ abwehrte, mit denen man das Gemälde Locheners „umräuchere“. —

Schwäbische Schule. Die Biographie W. Hauffs von Hans Hofmann **(16099)** wird von Max Koch überschätzt. Auch R. Krauss hat manchen Lapsus übersehen; er bemängelt im wesentlichen nur die Form des Buches. Seinerseits liefert er nicht nur eine sorgsame Analyse und gründliche Bewertung des neuerschlossenen Materials, sondern erwägt im Zusammenhange Hauffs patriotisch-politische Interessen, erzählt nochmals (vgl. JBL. 1902 N. 8497) von den traurigen Erlebnissen, unter denen Hauffs Vater wegen seiner politischen Bestrebungen zu leiden hatte, teilt die ersten Druckorte von Hauffs Briefen und ein ungedrucktes Schreiben an W. S. Lindner (28. Mai 1827) mit und gibt Nachrichten über Hauffs Tochter. Den Mangel an Sorgfalt, der Hofmanns Buche eigen ist, deckte in vollem Umfange J. Minor auf: Druckfehler entstellen den Text, die Darstellung ist unübersichtlich, die Besprechung der Dichtungen erhebt sich nie zu eigentlicher Analyse, das reiche Material, das von anderen in jüngster Zeit zur Analyse einzelner Dichtungen Hauffs beigebracht worden ist, blieb dem Verfasser unbekannt; endlich verzeichnet er das Bild seines Helden in blinder Überschätzung völlig. Besonders wertvolle Nachträge und Nachweise von Fehlgriffen lieferte Minor zu dem Teil des Buches, der Papiere Hauffs abdruckt. — H. Mosapp **(16099a)** erzählt frisch und lebendig von Hauffs Leben und Schaffen. — C. Busse **(16101)** spendet der Begabung und der Dichtung Hauffs grosse Anerkennung, zunächst seiner erzählenden Prosa, ohne das Virtuosenhafte zu verkennen. Das Problem des „Manns im Monde“ sucht er zu lösen, indem er eine ältere harmlose, Clauren kritiklos nachahmende Fassung und eine gegen Clauren gerichtete, seine Mätzchen übertreibende Überarbeitung annimmt. Zwischen beiden Bearbeitungen oder vielleicht schon während der Niederschrift der ersten wäre Hauff aus eigener Initiative vom „Claurenschüler“ zu seinem Richter geworden. In den Märchen bewähre sich, dass Hauff Erzähler und Dichter

sei. Das mache sie so unverwüstlich. Die „Phantasien“ stellt B. innerhalb der von Hoffmann angeregten Prosa Hauffs über die „Memoiren des Satans“, die kleinen Novellen über den „Lichtenstein“. — E. Seeger (16104) stellt übersichtlich die vaterländischen Elemente in Hauffs Dichtung zusammen, sowohl das Schwäbische, wie das allgemein Deutsche. Leider unterlässt er anzugeben, wie weit diese vaterländische Tendenz dem Dichter von seiner Umgebung und von seinen Vorbildern gegeben worden ist. —

Der Artikel Justinus Kerner des neuen Goedeke ist von Ernst Müller (16128) geliefert worden. Die Bibliographie der Schriften Kerners erfuhr manche beachtenswerte Ergänzung; vor allem aber war ein ungewöhnlich reiches neues Material biographischer Mitteilungen übersichtlich zu ordnen. — J. K. Brechenmacher (16132) trägt die Erwähnungen des Vorgangs, der Kerners Gedichte „Der reichste Fürst“ zugrunde liegt, zusammen, nennt drei poetische Bearbeitungen des Stoffes (Kerner, Grüneisen, Wilhelm Zimmermann) und erinnert an F. Liebrechts Nachweis, dass schon Gualterus Mapes in seinen „Nugae curialium“ um 1200 von einem französischen König dieselbe Nachricht bringt. — Auch der Wittelsbacher Herzog Stephan von Bayern-Ingolstadt (16132a) hat schon 1389, also mehr als ein Jahrhundert vor Eberhard, das stolze Wort gesprochen. So berichtet der Regensburger Augustiner-Chorherr Andreas im Jahre 1428. —

Die Artikel Karl Mayer (16133) und G. Schwab (16135) im neuen Goedeke konnten naturgemäss nur geringe Zusätze bringen. — Die Briefe Mörikes an die beiden (16134 und 16138) in Rudolf Krauss' Sammlung sind zum überwiegenden Teile zum erstenmal gedruckt. —

Die mächtig anwachsende Literatur über Uhland für den neuen Goedeke (16141) zu sichten, hatte R. Boxberger begonnen. Die von ihm hinterlassenen Zettel sind von E. Goetze mit Hermann Fischers Hilfe bearbeitet worden. Fast wünschte man all dem Reichtum an Daten eine sondernde und ausscheidende Hand. Um so merkwürdiger ist, dass einzelnes nicht gebucht ist, das aus den JBL. leicht zusammenzutragen gewesen wäre. — Die kurze Biographie Uhlands, die R. Steiner (16142) verfasst hat, meidet ausgetretene Pfade, knüpft die Besprechung von Uhlands Kunst geistreich und richtig an Worte Goethes über organische Kunstwerke an, verwertet geschickt Uhlands Tagbuch, verweilt des längeren bei seinen dramatischen Plänen und entwickelt eine hübsche Parallele von Uhlands und Walters von der Vogelweide Persönlichkeit. — J. Cohn (16144) stellt die beachtenswerte Vermutung auf, Goethes bekannte scharfe Urteile über Uhland (an Zelter 4. Oktober 1831; zu Eckermann 21. Oktober 1823) seien durch den Umstand veranlasst worden, dass Goethe den schwäbischen Dichter durch Pustkuchens Falsche Wanderjahre kennen gelernt habe, die den „Kastellan von Coucy“ (Band 2, S. 208, Ausgabe 1823) zitieren. — Briefe Uhlands an Kölle veröffentlichte Erich Schmidt (16148). — W. Moestue (16167), dessen Arbeit von R. M. Meyer (ASNS. 110, S. 434) kurz analysiert worden ist, wurde von A. Heusler im ganzen abgelehnt. Heusler skizziert, was eigentlich zu leisten gewesen wäre. —

Andere: Therese Huber. Neues Material zur Geschichte der Herzenswirren Therese Hubers legte L. Geiger (16169) vor: Briefe der Nächstbeteiligten aus der Zeit des kritischen Augenblicks von Theresens Leben. Unmittelbar vor und nach ihrer Trennung von Forster, dem Tode Forsters und ihrer Verbindung mit Huber 1793 und 1794 geschrieben, zeigen die Briefe, wie Therese um ein besseres Glück ringt, als ihr an Forsters Seite erstanden war, wie sie zielbewusst, doch nicht ohne Sophismen, ihre Verbindung mit Huber vor ihrem Vater Heyne rechtfertigen will; zeigen Heyne selbst, wie er seiner Tochter vorwirft, sie habe ihren Verstand stets nur angewendet, sich zu täuschen, wie er seine Überzeugung verficht, Therese und Huber würden nie wieder wagen, einem bekannten Menschen unter die Augen zu gehen, und wie er nur in dem schlimmen Einfluss des „schändlichsten von allen Geschöpfen, der Böhmerin“ (Karolinens also) einen Entschuldigungsgrund für Therese erblickt. Huber wiederum tritt männlich für seine und Theresens Pläne ein. Zwei kürzere Schreiben Theresens an ihren Vater berichten von der Wirkung, die Forsters Tod auf sie ausgeübt, und von ihrer und Hubers wenig festlicher Hochzeitsfeier. Auf alle diese menschlich allzu menschlichen Dokumente fällt ein versöhnlicher Lichtstrahl dank der Tatsache, dass die zehnjährige glückliche Ehe Hubers und Theresens ihr kühnes Vorgehen wirklich gerechtfertigt hat. — Briefe von Katharina Schweighäuser, der Gattin des Strassburger Philologen Johann Schweighäuser, an Therese Huber druckte L. Geiger (16170) ab. Sind diese intimen Liebeskonfessionen einer alternden Frau aus dem Jahre 1793 wirklich als Dokumente romantischen Fühlens zu fassen, wie G. meint, oder huldigt hier eine überspannte Frau lediglich der Sentimentalität des 18. Jahrhunderts? —

Die wichtige Frage nach Rahels Verhältnis zur deutschen Romantik erwägt in sauberer, klarer und unvoreingenommener Darlegung Emma Grafs **(16171)** Berner Dissertation, unbeirrt durch den Wall von Phrasen, den ältere Darsteller gerade auf diesem Feld aufgerichtet hatten. Rahel offenbart sich der Verfasserin als Bindeglied der Frühromantik und des jungen Deutschland. Sie teilt mit den Frühromantikern den Individualismus und die aus ihm entspringenden sozialen Ideen: freie Liebe und Frauenemanzipation. Mit Schleiermacher ist sie Individualistin. Ihre politischen Gesinnungen sind freiheitlich wie die der Frühromantiker, und mit ihnen kämpft sie für die Unabhängigkeit des Vaterlandes. Ihre literarischen Interessen (auf dramaturgischem Gebiet wie in der Verehrung Goethes und in der Ablehnung Schillers betätigt) weisen auf dieselbe Quelle hin und kleiden sich gern in die aphoristische Form frühromantischer Fragmente. Von der späteren Romantik trennt sie alles, was zwischen früherer und späterer Romantik steht. Sie schreitet indes auch über die Jugendgenossen hinaus, wenn sie von sozialer Theorie ins praktische soziale Leben sich wendet; und sie ist auch kosmopolitischer gesinnt als die nationalen Romantiker. Der theoretischen Auseinandersetzung fügt die Verfasserin eine knappe Charakteristik der persönlichen Beziehungen Rahels zu Friedrich und Wilhelm Schlegel, zu Tieck, zu Clemens und Bettina Brentano, zu Fouqué an. Sie verwertet da nicht nur das zerstreute umfängliche gedruckte Material, auch zahlreiche ungedruckte Quellen. Wünschenswert wäre es, diese ungedruckten Briefe einmal in vollem Umfang wiedergegeben und von der kundigen Verfasserin erläutert zu erhalten. —

Heine und das Junge Deutschland.

(IV, 11 = N. 16174–16266.)

Harry Maync.

Allgemeines. – Heinrich Heine: Biographisches und Charakteristik; Spiritismus, Denkmäler, Bilder; Nachlass, Testament; Heine in Paris; Werke; Stil der Jugendprosa; Heines Verhältnis zu Shakespeare und Byron; Persönliche und literarische Beziehungen. — L. Börne. — K. Gutzkow. — H. Laube. — L. Wienbarg. — A. Ruge. — K. Immermann. —

Nicht ohne Bedenken übernehme ich hiermit den Bericht über dies Kapitel aus den Händen des berufensten Bearbeiters. Seit dem Bestehen der JBL. hat Ernst Elster den Heine-Abschnitt behandelt, und seine ihm persönlich wohl zu gönnende Ablösung bedeutet für das Unternehmen sachlich einen grossen Verlust. Nur eine sehr geringe Entschädigung mag darin liegen, dass fortan über die Heineliteratur, cuius pars magna est, ohne die Zurückhaltung geurteilt werden kann, die Elster namentlich seinen eigenen Arbeiten gegenüber zuweilen beobachtet hat. —

Allgemeines. Das erste Heft der Berner „Untersuchungen zur neueren Sprach- und Literaturgeschichte“, in denen O. F. Walzel die erfreulichen Früchte seiner seminaristischen Wirksamkeit vorlegt, enthält H. Bloeschs Studien über „Das Junge Deutschland in seinen Beziehungen zu Frankreich“ **(16177)**, eine im ganzen fördernde Leistung, die freilich der Rundung und Geschlossenheit ermangelt. B.s „rascher Überblick“ (vgl. das Vorwort) ist ein flüssig geschriebener Essay, der einige Hauptpartien des unter zu weit gefasstem Titel begriffenen Gebietes klar, aber bloss skizzenhaft behandelt. Etwas mehr von dem allerdings riesigen Material hätte immerhin herangezogen werden können, wenn wir auch darüber nicht mit dem Verfasser rechten wollen, dass er seine saubere Darstellung nur wenig mit Detail und mit Belegen aus den Niederungen der Zeitliteratur belastet hat. Im ganzen hat er sich aber wohl zu sehr auf die Hinweise beschränkt und verlassen, die ihm die einschlägigen Jahrgänge 1830ff. der verbreitetsten deutschen Zeitschriften, wie vor allem der „Blätter für literarische Unterhaltung“ und des Menzelschen „Literaturblattes“, an die Hand gaben. Die zwei Abschnitte, in die sein Büchlein zerfällt, behandeln erstlich „Die Julirevolution und ihre Einwirkungen“ und zweitens „Frankreich im Urteil der Deutschen“. Der zeitlich voraufgehende rein literarische Streit zwischen Klassikern und Romantikern in Frankreich, die Bedeutung der Julirevolution, die im Grunde nicht viel mehr darstelle als einen Ministerwechsel (S. 9), der durch sie in Deutschland entfachte unbeschreibliche Enthusiasmus und die bald darauf Platz greifende Ernüchterung werden knapp und anschaulich geschildert, wobei auffallenderweise Treitschkes farbenreiche Darstellung nicht herangezogen wird. Im einzelnen wird die Wirkung der „grossen Woche“ auf Börne, Heine, Gutzkow, Laube, Wienbarg, Immermann rasch skizziert und in ver-

dienstlicher Weise auch auf die elende Almanachs- und spekulierende Leihbibliotheksliteratur eingegangen. Der zweite Teil hat es hauptsächlich mit Victor Hugo und George Sand zu tun; eine stärkere Einwirkung der Lamartine, Musset, A. de Vigny auf das Junge Deutschland wird abgelehnt (S. 114ff.), aber die Konstruktion von Proelss, nach der das Junge Deutschland überhaupt nicht auf französischen Einflüssen beruhe, mit Recht bekämpft. Beachtenswert ist B.s Bestreben, Menzels in seiner „Denunziation" gipfelnden Gesinnungswechsel dadurch zu motivieren, dass er in Gefahr gewesen sei, mitgehangen zu werden und, um dem vorzubeugen, den Judas gemacht habe (S. 69ff.). Auch Tiecks ablehnende Stellungnahme wird belegt und mit ihr Heines Ausfall gegen den altgewordenen Hund im „Tannhäuser" unmittelbar und ganz einleuchtend begründet (S. 86). W. Deetjens soeben erschienene Besprechung des B.schen Buches (Euph. Bd. 13, S. 242ff.) bietet wertvolle Berichtigungen und Nachträge. — Über Wolfgang Menzels Stellung im Jungen Deutschland handelt in ausführlicher Charakteristik gleichzeitig auch H. H. Houben **(16178)**. — L. Geigers Darstellung der „Deutschen Literatur von 1840—48" **(16174)** bringt in knappster Skizzenform und vielfach befremdender Gruppierung lediglich Bekanntes, dagegen liefert derselbe Verfasser **(16238)** eine wichtige Ergänzung zu seinem Buche „Das Junge Deutschland und die preussische Zensur" (vgl. JBL. 1902 N. 8542) aus Akten des Hamburger Archivs. Er druckt das Protokoll eines Verhörs ab, das Campe am 22. Juli 1834 über den auf Heines dringendes Verlangen hergestellten vollständigen Separatdruck (Leipzig, Heideloff und Campe, 1833) der im Buche selbst von der Zensur arg verstümmelten Vorrede zu den „Französischen Zuständen" zu bestehen hatte. Heines Verleger erklärt da: „Ich biete meinen Kopf zum Preis", dass der Separatdruck dieser unverstümmelten Vorrede nicht (wie bisher von der Forschung allgemein angenommen) von ihm verlegt worden sei. Demzufolge erklärt G. schliesslich nach einigen Erörterungen: „Ein Druck der Heineschen Vorrede durch den Hamburger Campe ist also innerlich wie äusserlich unmöglich." Die von Campe der Zensurbehörde eingereichte, von dieser bearbeitete und dann von Campe in dem Buche selbst abgedruckte Handschrift der Vorrede gibt G. sodann mit den von der Zensur gestrichenen Wörtern und Sätzen wieder. In einer Nachschrift nimmt K. E. Franzos zu G.s Publikation Stellung. Er fasst Campes Beteuerung als eine blosse Phrase und hält an der alten Annahme fest; zum Schluss vergleicht er die vier Fassungen, die wir im ganzen von der ominösen Vorrede besitzen. —

Heinrich Heine: Biographisches und Charakteristik. Heine gilt auch in diesem Berichtsjahre die Hauptmasse der einschlägigen Arbeiten. Einer neuen Heineausgabe, die für wissenschaftliche Zwecke nicht in Betracht kommt, hat Reinhold Ortmann **(16179)** eine warm gehaltene, aber zugleich unbefangen kritisierende Einleitung vorangeschickt, die sich über den Durchschnitt nicht erhebt und durch keinen originellen Gedanken Anspruch auf weitere Beachtung macht. Ungenau ist O.s Angabe, Heine habe sich nicht entschliessen können, seine Naturalisation als französischer Staatsbürger nachzusuchen; dass er nicht französischer Bürger wurde, lag ja in Wahrheit nicht an ihm; denn dass er seinerseits vorbereitende Schritte zu diesem Zwecke getan hat, die aber bei den Behörden keinen Erfolg hatten, ist von E. Elster (JBL. 1902 N. 8556a) abschliessend belegt worden. — Nur der Vollständigkeit wegen trage ich daher aus dem Jahre 1902 J. Nassens Abhandlung in der Beilage N. 106 der Allgemeinen Zeitung nach, in der die Titelfrage „Hat Heinrich Heine sich in Frankreich naturalisieren lassen?" bejaht wird, wogegen ein Nachwort von F. Mentz in der Beilage N. 123 **(16192)** Einspruch erhebt. — Die von L. Holthof eingeleitete Heine-Ausgabe **(16221)** erlebte ihre achte Auflage. — Eine neue englische Heine-Ausgabe **(16235a)** enthält die „Harzreise" und eine Auswahl der Gedichte. — P. Holzhausens an sachlichem Material überreiches Buch „H. Heine und Napoleon I." **(16200)**, dessen Stoff in Kürze auch G. Brandes **(16201)** streift und zu dem G. Karpeles einen kleinen Nachtrag liefert, wurde vielfach besprochen und von E. Elster, H. Hüffer, A. Köster, H. Maync nicht ohne Einschränkungen gelobt. — Auch S. Rahmers ärztliche Heine-Studie fand noch mehrfachen Wiederhall in der Presse **(16193—94)**. — Das von E. Elster im letzten Bericht gekennzeichnete Machwerk M. Kaufmanns **(16180)** erfuhr von seiten H. Mayncs und Franz Schultz' die schärfste Abfertigung. — Dass der Streit der Religionen und Nationen um Heine wacker fortgesetzt wird, bedarf kaum der Erwähnung **(16184—90)**. Peccatur et intra muros et extra. Fromme Pastoren, gesinnungstüchtige Elementarlehrer und lungenstarke Berufsantisemiten schreien nach wie vor ihr Anathema: Heine habe kein Recht, sich einen deutschen Dichter zu nennen, sein sogenannter Patriotismus sei kokette Verlogenheit, und zur Strafe für seine atheistischen Blasphemien habe ihn der Herr in die Matratzengruft geschleudert; doch seien „Regungen des Gewissens selbst bei Heine" **(16189)** in der Todesangst zu spüren gewesen. All dieser hundertmal aufgewärmte Kohl kümmert die ernste Heine-Forschung so wenig wie das Antwortgeschrei der liberal-jüdischen

Presse, die ebenso „unentwegt“ (**16184**) die bekannten Heine-Urteile des „fanatischen Erzreaktionärs“ Treitschke begeifert und ähnliche Auslassungen von „Trossknechten des literarischen Antisemitismus“ gleich Carl Busse oder Adolf Bartels mit Prädikaten wie „borniert“, „tendenziöse Verschleierung“, „verbohrte Gehässigkeit“ bedenkt. Es bleibt demgegenüber bei Heines eigenen Versen: „Welcher recht hat, weiss ich nicht — doch es will mich schier bedünken usw.“ Einen erfreulichen Protest gegen solche Zielbewusstheit bedeutet der Artikel (**16188**) von Dr. Germanicus (Professor Dr. C. Binz in Bonn). — Ebensowenig ist natürlich die leidige und unfruchtbare Debatte über ein Heine-Denkmal verstummt (**16219**; vgl. auch **16218**). — Als Politiker wird Heine von W. Th. Meyer (**16186**) betrachtet: derselbe ästhetische Widerwille vor der grossen Menge der Armen und Unwissenden habe in Heine gelebt wie in Nietzsche, dem Verächter der Vielzuvielen, doch sei bei ihm im Gegensatze zu dem Aristokraten Nietzsche „das demokratische Gewissen wach“ geblieben. — Eine weiterausholende Studie R. Salingers über den Weltschmerz in der Poesie (**16223**) streift natürlich auch Heine: doch ist dazu zu bemerken, dass das Wort Weltschmerz nicht von diesem geprägt worden ist, sondern von Jean Paul (N. 16199, S. 128). —

G. Karpeles berichtet (**16191**), wie auch der Spiritismus sich Heines bemächtigt hat, besonders an der Hand des verschollenen Schriftchens eines Berliner Rendanten D. Hornung: „H. Heine der Unsterbliche. Eine Mahnung aus dem Jenseits“ (Stuttgart 1857). — Derselbe Autor schildert (**16220**) seinen Besuch Korfus und des Hasselriisschen Heine-Denkmals, über dessen Vorgeschichte er berichtigende Angaben macht. — An das Pechtsche Heine-Bild erinnert ein bisher unbekanntes Jugendporträt des Dichters, das G. Karpeles zum ersten Male der Öffentlichkeit vorführt (**16216**), ein sehr weich und kokett aufgefasstes, im Stil der Zeit idealisiertes Ölbild. Ein anderes zunächst befremdendes, Geibel ähnlich sehendes Heine-Porträt im Profil mit Schnurr- und Knebelbart, über das K. des weiteren spricht, ist kurz vorher von J. A. [J. Asbach] reproduziert worden (**16217**): eine Steinzeichnung im Besitze Karl Simons (Familie van Geldern). Das Porträt scheint echt zu sein. — G. Karpeles (Weltspiegel N. 86) bringt auch mit einer Porträtvignette Amalie Heines das ihr geltende Gedicht „Ich seh' dich an und glaub' es kaum“ im Faksimile dar und skizziert rasch seine Geschichte. —

Zu „Heines Nachlass“ veröffentlicht des Dichters Neffe, Baron Embden, als Testamentsexekutor eine Erklärung (**16239**), nach der die Familie nichts beiseite geschafft, vielmehr alles vorgefundene Ungedruckte längst ediert habe. Es handle sich bei dem Angebot neuer Dokumente lediglich um reklamehafte Anpreisungen bereits gedruckter Manuskripte und Briefe. Das ist nicht zutreffend, denn der Nachlass enthält u. a. Heines höchst interessante Totenmaske und eine Fülle noch nicht gedruckter Briefe, namentlich Laubescher. Baron Embdens Vorstoss richtet sich gegen „Mathildens Nachlass“, der in Paris zum Verkauf gestellt wurde. — Eine Durchsicht dieses Nachlasses schildert Theodor Wolff (BerlTBl. N. 328). Er erwähnt dabei ein Testament des Dichters, deren dieser bekanntlich mehrere hinterlassen hat. — G. Karpeles und Th. Wolff (**16195**) handeln über die Testamente dann noch eingehender. Inzwischen ist dieser Nachlass glücklich für Deutschland gerettet worden; E. Elster, der darüber 1905 in der Frankfurter Zeitung berichtet, hat ihn für das Bibliographische Institut in Leipzig erworben. —

H. Bloesch (**16197**) und E. de Morsier (**16197a**) behandeln gleichzeitig das Thema „Heine in Paris“. Ohne selbst sachlich Neues beizubringen, weist Bloesch mit starkem Nachdruck auf Legras' Bemerkung hin, dass der Dichter nur in der grossen Pariser Geselligkeit, nicht aber in der „intimité d'une famille française“ Eingang gefunden habe, ein sehr wichtiger Umstand, der in den Lebensbeschreibungen bisher nicht genügend beachtet worden sei; auch Heines Stellung zum Saint-Simonismus wird u. a. kritisch betrachtet. — Den H. Heinzschen Aufsatz „Heine in Heidelberg“ (**16196**) konnte ich mir leider nicht zugänglich machen. —

Werke. J. Nassen (**16230**) ist als erster in der Lage gewesen, zeitgenössische Rezensionen über den 4. Band des „Salon“ (mit dem „Rabbi von Bacharach“ und dem Gedichtzyklus „Katharina“) aufzutreiben, die er teilweis abdruckt. Die eine wurde von dem jugendlich unreifen Ernst Keil in der Zeitschrift „Unser Planet“ vom November 1840 veröffentlicht, die andere findet sich in einem anonymen Buche „H. Heine“ (Kassel 1853, 180 S.). Beide urteilen recht verständnislos und befangen. Im Anschluss an diese Mitteilungen geht Nassen des näheren auf den Gedichtzyklus „Katharina“ ein und weist für einige seiner Nummern ein paar bisher unbekannte Drucke nach. Eins dieser Gedichte wird auf die schöne Fürstin Belgiojoso bezogen. Zum Schluss betont der Verfasser (was schon Legras getan hatte), dass die unter dem Untertitel „Katharina“ vereinigten Gedichte nicht ein und dieselbe Person behandeln und nicht gleichzeitig, sondern mit grossen Pausen innerhalb der Jahre 1831 und 1839 entstanden seien. — J. Nassen (**16233**) handelt an anderer Stelle über Heines Gedicht „Schelm

von Bergen". — M. Ullmanns „Neue Heine-Studien" (**16224**) weisen erstlich nach, dass die Fassung der letzten Strophe in Heines Lied „Im Rhein, im schönen Strome", wie sie in Rousseaus „Liedern vom Kölner Dom" steht, echt und nicht eine Rousseausche Änderung ist, wie Elster angenommen. Zweitens weist U. für den Schluss des „Almansor" auf den „Curieusen Antiquarius" (Hamburg 1720) als Quelle hin. Zudritt fordert er unter der Überschrift „Verschiedenes" u. a. die Lesart „die Bäume, sie entlauben sich" in dem Gedicht „Halleluja". — G. Karpeles (**16229**) plaudert nochmals über die verschiedenen Fassungen der arabischen Asra-Sage und Heines Gedicht. — Im Anschluss an diese und die genannte Ullmannsche Publikation druckt die Vossische Zeitung (**16225**) Bemerkungen und Zusätze aus den Kreisen „sachkundiger Leser" ab. — Immer wieder tauchen Gedichte auf, die stark Heinisch anmuten, aber doch nur zeigen, wieviel Heine nachgeahmt wurde, und wie leicht er nachzuahmen ist. Zehn solcher Gedichte, angeblich bei Einwohnern Norderneys gefunden, sind in der höchst merkwürdigen Monatsschrift „Der Vagabund", Heft 4 (Emden 1848) abgedruckt. K. E. Franzos, der diese „Pseudo-Heineana" (**16195a**) ausgräbt, verbreitet sich über die gelungene „Mystifikation" und ihre Urheber. — E. Ebstein (**16207**) führt eine Stelle in Heines Buch „Über Deutschland", in der Bürger gegen Wilhelm Schlegels Kritik in Schutz genommen wird, auf Bürgers Gedicht „Mannestrotz" zurück. —

Den „Stil der Heineschen Jugendprosa" untersucht die Berliner Dissertation von M. Ebert (**16235**). E. begreift unter diesem Titel die kleineren Aufsätze und Kritiken aus dem dritten Jahrzehnt des neunzehnten Jahrhunderts (vor allem die Berliner Briefe und den Essay über Polen) und die „Reisebilder"; hinzu nimmt er die gleichzeitigen Briefe, während er den „Rabbi von Bacharach" mit gutem Grund ausschliesst. In der Einleitung unternimmt E. einen raschen Gang durch die Werkstatt des Dichters, der ja stets, obwohl er das Gegenteil durchblicken lassen will, eifrig an seinen Werken und selbst an seinen Privatbriefen gefeilt hat. Meister und Muster des Stils, die unmittelbar und persönlich auf ihn wirkten, waren Varnhagen und Rahel. Daneben sind die Franzosen, wie Montaigne, Pascal, Voltaire, Frau von Staël, vorbildlich für ihn. Dazu kommen Romantiker wie E. Th. A. Hoffmann, ferner Börne, Jean Paul und Lorenz Sterne, während wir über Heines Verhältnis zu Lichtenberg noch nicht klar sehen. Auch seinen Übersetzungen aus fremden Sprachen liess der Dichter grosse stilistische Sorgfalt angedeihen. Im einzelnen ist die Eigenart des Heineschen Stils (die starke Subjektivität, das ausgeprägt assoziative Denken, das Pointenmässige, die Sprunghaftigkeit, das Fragmentistische) zu frappant, als dass wesentlich neue Gesichtspunkte durch E.s Detailuntersuchung hätten gewonnen werden können. Von den acht Kapiteln, die in sauberer Analyse und gewandter Darstellung den einzelnen Stileigentümlichkeiten nachgehen, liegt nicht einmal das dritte mehr vollständig in dieser Dissertation gedruckt vor, das sich „Lebendigkeit des Stils" betitelt. Es verweilt bei dem „Kurzsätzigen" des Heineschen Stils, das sich erst allmählich ausbildet, des Dichters Neigung zum Koordinieren auch in längeren Sätzen, und auf den bisweilen in Koketterie ausartenden Gebrauch kurzer Sätzchen, auf die Häufigkeit des rhetorischen Fragesatzes und des Ausrufs, des Selbstgesprächs und der Apostrophe wird richtig aufmerksam gemacht. Die grosse Bedeutung des Adjektivs bei Heine wird betont: Verbindung von Adjektiven, die etwas Seelisches ausdrücken, mit unbeseelten Objekten und umgekehrt von solchen, die etwas Lebloses bezeichnen, mit Subjekten (Jean Paul). Ferner wird das Kindlich-Naive des Stils bei der Schilderung entsprechender Zustände und Erinnerungen angemerkt, der Konversationston und die sehr persönliche Haltung des Verfassers dem Leser gegenüber charakterisiert (Sterne). Auf das Sich-salopp-geben mit bewussten Trivialitäten wird ebenso hingewiesen, wie auf unbeabsichtigte Sprachfehler, zu denen aber die in damaliger Zeit fast vorherrschende Form „der Lärmen" nicht hätte gezählt werden dürfen. Endlich wird noch knapp vom Einstreuen lyrischer Partien in die Prosa und der rhythmischen Rückwirkung jener auf diese gehandelt, dann aber bricht die Untersuchung leider plötzlich ab, die nach dem Inhaltsverzeichnis auch noch auf Metaphern und Vergleiche, auf Antithese und Kontrast, auf Farben und Töne, auf Witz und Ironie eingehen wollte. Wenigstens der letzte Abschnitt „Zusammenfassung und Ausblick" hätte doch noch mit abgedruckt werden sollen. —

Eine andere Berliner Dissertation von E. A. Schalles (**16198**) behandelt Heines Verhältnis zu Shakespeare. Nach einer einleitenden chronologischen Übersicht der von Heine genannten englischen Autoren geht Sch. auf Heines Verhältnis zu dem Dichter über, der ihm für das verhasste Nebelland die „geistige Sonne" und schlechthin der „grösste aller Dichter" überhaupt ist. Eine nützliche Liste der von Heine verwandten Shakespeare-Zitate macht den Anfang. Den Hauptteil der Sch.schen Dissertation bildet eine kritische Analyse von „Shakespeares Frauen und Mädchen", die umsichtige Heranziehung der zeitgenössischen Shakespeare-Literatur

erkennen lässt und auch über Heines nächste Quellen einiges Neue zutage fördert. Gut wird bei den Charakteristiken von Ophelia und Julia das Durchschimmern persönlicher Erinnerungen an die Zeiten der Liebe zu Amalie und Therese Heine angemerkt (S. 43), und auch sonst befriedigt die Arbeit durch gute Gruppierung, lesbare Darstellung und verständiges Urteil. — Über Heines Verhältnis zu Byron werden wir eingehend unterrichtet durch das Buch von F. Melchior (**16199**), das Weddigens oberflächliche Kompilation weit überholt. Auf keinen deutschen Dichter hat Byrons glänzendes Vorbild unmittelbarer gewirkt als auf Heine. Seine erste Beschäftigung mit dem grossen englischen Romantiker fällt noch in die entscheidenden Hamburger Sturm- und Lehrjahre, nähere Fühlung zu ihm gewann Heine alsdann während der Bonner Studentenzeit. Früh fanden Bekannte Ähnlichkeit zwischen Byron und Heine, der emsig bestrebt war, daraus Kapital zu schlagen und sich der Byronschen Glorie teilhaft zu machen. Bei Byrons Tode liegt ihm nichts mehr am Herzen als ein Aufsatz in der deutschen Presse, der ihn selbst zum Erben und Nachfolger des bewunderten Briten proklamiere, und wieder und wieder dringt er in seinen Freund Moser, einen solchen Aufsatz zu verfassen und zu lancieren. Diese Betriebsamkeit wirkt um so unsympathischer, als Heine, obgleich Byron äusserlich gern kopierend und sich wohl bewusst, oft mit dem Kalbe seines „Vetters" gepflügt zu haben, doch wiederum den literarischen Einfluss Byrons auf sich hartnäckig ablehnt und etwa gar erklärt: „Von allen grossen Schriftstellern ist Byron just derjenige, dessen Lektüre mich am unleidlichsten berührt." So ist Heines Verhältnis zu Byron zweideutig, unehrlich und zum Teil bedingt von kleinlichem Neide. Im ersten Abschnitte seines Buches geht Melchior „Heines persönlicher Stellungnahme gegenüber Byron" mit Sorgfalt, Stoffkenntnis und gutem unbefangenen Urteil nach. Nur scheint mir seine grossangelegte Parallele zwischen den beiden Dichtern stellenweis gewaltsam und konstruiert. Im zweiten Abschnitt behandelt M. Heine als Übersetzer Byrons und lässt sich durch Heines Selbstlob den Blick nicht trüben für die Mängel dieser Verdeutschungen; besonders sei auf die gründliche Analyse von Heines Manfred-Übersetzung hingewiesen. Teil 3 betrachtet „Byrons literarischen Einfluss auf Heine" und bringt allerlei hübsche neue Einzelbeobachtungen bei; so verdient M.s Hypothese (S. 121, Anm. 1) Beachtung, dass der ganze Grundplan der Ratcliff-Fabel vielleicht auf einen rein biographischen Zug aus Byrons Leben zurückzuführen sei, und es leuchtet wohl ein, dass Heine dem Engländer die Anregung danke, sich auch als Seedichter zu versuchen (S. 107). Gut ist ferner der Nachweis dessen, was Heine in metrischer Hinsicht von Byron gelernt hat, und M.s weitläufige Auslassungen über den Weltschmerz (S. 125ff.) enthalten ein paar neue Gesichtspunkte. Alles in allem ist das M.sche Buch eine methodisch angelegte, umsichtig vorgehende und gewandt geschriebene Arbeit, die, soweit sie Heine betrifft, Anerkennung verdient, während die Anglisten sich mit der zu kritiklosen Auffassung Byrons vielfach nicht einverstanden erklären. — Gleichzeitig mit Melchior, der ihm zuvorgekommen ist, hat der Berliner Doktorand E. A. Schalles (s. oben) dasselbe Thema behandelt. In einem Anhang seiner Dissertation (**16198**), betitelt „Heine und Byron", erklärt er, dass seine eigenen Ergebnisse in allem Wesentlichen mit den Melchiorschen Darlegungen übereinstimmen, und beschränkt sich auf einige Nachträge. Inzwischen hat sich noch U. Ochsenbein mit dem Stoffe befasst, worüber später zu berichten ist. —

Persönliche und literarische Beziehungen. Über Heines Verhältnis zu Personen, die ihm im Leben nahe getreten sind, ist allerlei Brauchbares zu verzeichnen. Zur Charakteristik von Heines Mutter von allem erschliesst G. Karpeles (**16203**) neues Material durch den Abdruck von fünf liebevollen, bisher unbekannten Briefen Betty Heines über ihre wenig sympathische Schwester Johanna (einer zwar in deutscher Sprache, aber in hebräischer Schrift verfasst). — Aus dem Nachlass des verstorbenen Heine-Forschers Eugen Laur gibt ebenfalls G. Karpeles (**16226**) (mit Einleitung und Schluss von ihm selbst) einen unvollendeten Aufsatz über „die erste französische Ausgabe von Heines Werken" und des Dichters freundschaftliches Verhältnis zu deren Verleger, dem geschickten Eugen Renduel, heraus. — Der H. Heinzsche Aufsatz „Heines Einfluss auf Scheffel" (**16213**) ist nur eine Besprechung der Schrift Wilhelm Südels. — Dass Bauernfelds Verhältnis zu Heine nicht entfernt so kühl war, wie aus seinem Tagebuche hervorgeht, beweist G. Karpeles (**16204**), z. T. auf Grund eigener Mitteilungen des Wiener Dramatikers aus dem Jahre 1879; umgekehrt hat auch Bauernfeld, der zeitweilig in seiner Lyrik ganz abhängig ist von Heine, auf diesen gelegentlich des Pariser Zusammentreffens den besten Eindruck gemacht. — Die von C. Glossy (**16234**) bekannt gemachten „Kritischen Bemerkungen Bauernfelds" behandeln knapp auch Heines „Tragödien nebst einem lyrischen Intermezzo". — Unter dem Titel „Zwei kranke Dichter" plaudert R. von Gottschall (**16210**) über seine Besuche bei Heine und bei Geibel. Den ersten suchte er im Jahre 1851 häufig in seiner Matratzengruft auf, empfohlen durch Campe

und als Überbringer der ersten gedruckten Exemplare des „Romanzero". G.s Schilderung des todkranken Dichters bringt nichts Neues; Mathilden, die einen Abscheu vor deutschen Besuchern hatte, bekam er niemals zu Gesicht. „Aus meinen damaligen Gesprächen mit Heine Aufzeichnungen zu machen," erklärt G., „dazu fehlte mir das Talent und der Fleiss eines Eckermann; auch schienen mir solche Plaudereien nicht wichtig genug, um verewigt zu werden." Was er jetzt aus der Erinnerung aufzeichnet, sind denn in der Tat nur drei wenig bedeutende epigrammatisch-satirische Äusserungen Heines über Meyerbeer, Moritz Hartmann und die Gräfin d'Agoult, die Geliebte Liszts. Noch weniger sachlich Neues ist der Schilderung von Gottschalls Zusammentreffen mit Geibel zu Lübeck im Jahre 1872 zu entnehmen, im Grunde nur die Tatsache, dass Geibel den Reim in deutscher Benutzung antiker Odenformen im Gegensatze zu Gottschall nur in der sapphischen Strophe zulassen wollte, und dass er seinem Antipoden Heine, von dem er viele Gedichte ganz auswendig kannte, wärmste Bewunderung und Teilnahme entgegenbrachte. — Ein Erinnerungsblatt zum 100. Geburtstage widmet G. Karpeles **(16211)** dem Maler Johann Peter Lyser, der 1828 zu Heine in Beziehungen trat. Dabei kommt allerlei Neues für Heine zum Vorschein. Vor allem druckt K. einen bisher unbekannt gebliebenen Aufsatz Lysers über sein Verhältnis zu Heine aus der kurzlebigen Zeitschrift „Der Salon" (Herausgeber: S. Engländer) vom Jahre 1847 ab, in dem Lyser auch ein Briefchen Heines an ihn veröffentlicht hat. — Über „Heine und Siegmund Engländer" (die bibliographische Notiz unter N. 16188a ist, wie mir Karpeles schreibt, irrig) handelt ebenfalls G. Karpeles **(16209)**. Der heut vergessene Wiener Journalist Engländer war einst der Vermittler zwischen Heine und Hebbel. Einen Brief Engländers mit der Schilderung seines ungünstigen Eindrucks vom kranken Heine druckt K. ab. — Auch Heines Beziehungen zu dem Maler Friedrich Pecht, der uns ein gutes Bild des Dichters geschenkt hat, geht G. Karpeles **(16212)** nach. Pecht, der von seiner anfänglichen Bewunderung Heines später zu sehr abfälligen Urteilen überging (vgl. besonders seine „Lebenserinnerungen"), wurde dem Dichter im Jahre 1839 in Paris durch Laube zugeführt. Ein unbedeutendes Billett Heines an ihn druckt der Aufsatz zum ersten Male ab. — Auch über das Verhältnis zwischen Heine und Carducci **(16183)**, Eichendorff **(16208)**, Adolf Stahr **(16214)** ist an verschiedenen Stellen mehr oder minder belanglos gehandelt worden. — Wichtig dagegen ist eine über Heine und die Mutter Meyerbeers handelnde Arbeit von K. E. Franzos **(16205)**, die über des Dichters Verhältnis zu Michael Beer und über vorhandene Briefe Heines an des anderen Mutter spricht; eine Veröffentlichung dieser Briefe wird von ihrem Besitzer aus Verehrung für Heine nicht gewünscht, weil sie des Dichters Charakter nicht durchweg im besten Licht erscheinen liessen. F. persönlich hat diese Briefe lesen dürfen. — In München lernte Heine den russischen Dichter F. J. Tjutschew kennen; über beider Verhältnis trägt G. Karpeles **(16215)** gleichfalls hübsches Material zusammen und zeigt ferner, wie stark der russische Poet von dem deutschen beeinflusst worden ist. — Dass übrigens Heine in Russland sehr populär ist, belegt G. Karpeles an anderer Stelle **(16228)** durch eine Liste der von russischen Komponisten in Musik gesetzten Gedichte Heines; es sind einige 80. Dabei wird auch allgemein von Kompositionen Heinescher Gedichte gesprochen; so sei „Du bist wie eine Blume" 160 mal vertont worden. — Auch eine neue russische Übersetzung ausgewählter Gedichte Heines ist zu verzeichnen **(16227)**. —

Weitaus zur Hauptsache mit Börne (doch auch mit W. Menzel, Görres usw.) hat es M. Holzmanns **(16242)** Sammeledition „Aus dem Lager der Goethegegner" zu tun. „Lediglich das allgemein zugängliche Material benutzend" (heisst es da in der Einleitung), „ohne den Ehrgeiz, neue Gesichtspunkte zu erschliessen, beschränkt sich der Verfasser einzig darauf, den Goethestellen in Börnes Werken eine übersichtliche Darstellung verschiedener Oppositionsbestrebungen vorauszuschicken, welche in dem leider unvollendet gebliebenen Buche von J. W. Braun keinen Platz gefunden haben usw." Beigegeben ist dieser nützlichen Zusammenstellung ein kleiner Anhang „Inedita Boerneana". Aus Börnes handschriftlichem Nachlass werden ein paar flüchtige Notizen über Goethes „Tasso", „Iphigenie", den „Briefwechsel mit einem Kinde" ausgehoben. Dazu kommt ein schon gedrucktes kleines Bruchstück „Der Narr im Weissen Schwan". Interessant sind die weiterhin folgenden beiden ungedruckten Briefe Laubes an Börne aus dem Jahre 1833 („ich habe von keinem Menschen so viel gelernt als von Ihnen"), während die an den Schluss dieser überhaupt wenig ins Gewicht fallenden Publikation gestellten beiden ungedruckten Billette der Frau Jeannette Wohl an Dr. Reinganum völlig wertlos sind. — V. Zenker **(16240)** veröffentlicht aus dem k. k. Haus-, Hof- und Staatsarchiv in Wien zwei Börne betreffende Berichte französischer Agenten an ihre Regierung, die von dieser offenbar aus Gefälligkeit der österreichischen Staatskanzlei (Metternich) übermittelt worden sind. Beide staatspolizeiliche Noten stammen aus dem Jahre 1819

und lassen erkennen, wie sorgfältig Börne in Paris auf Schritt und Tritt beobachtet wurde. — Die von C. Glossy (16421) im Grillparzer-Jahrbuch mitgeteilten „Kritischen Bemerkungen Bauernfelds" besprechen kurz und ohne beachtenswerte Gesichtspunkte auch den 1. Band von Börnes „Gesammelten Schriften". —

Gutzkow erfreut sich weiterhin wie in den letzten Jahren H. H. Houbens verdienstlicher Kleinforschung. Dieses Verfassers gehaltvolle „Gutzkow-Funde" (Berlin 1901) fanden noch mehrfache Besprechung (16243). Hoffentlich sperrt er auch seine letzten zahlreichen und leider allenthalben verzettelten Gutzkow-Fündchen in eine geräumige, festgeschlossene Fundgrube, da ihnen sonst beim besten Willen nicht vollständig beizukommen ist. H. kündigt eine grössere Buchpublikation von Briefen an, die Mitglieder des Jungen Deutschland an Schlesier, „einen der intimsten Vertrauensmänner der übrigen Jungdeutschen", gerichtet haben. Aus dieser Sammlung druckt er vorläufig einige Briefe Gutzkows und Mundts aus dem bedeutungsvollen Jahre 1835 ab (16256). Sie zeigen, wie unvorsichtig die Genossen ihre Korrespondenz betrieben, obwohl sie doch annehmen konnten, dass die Postbehörden geheimen Einblick nehmen würden. Äusserungen wie „die Phalanx schliesst sich" oder die gelegentlich Laubes Freilassung mussten notwendig Verdacht erregen und haben die bekannten Prohibitivmassregeln mit herbeigeführt. Die Briefe zeigen eine starke Animosität Gutzkows gegen Mundt und seinen „Literarischen Zodiakus", von dem als „Schubiakus" und einer „Vieherei" gesprochen wird. Sie enthalten ferner interessante Bemerkungen über Gutzkows „Phönix" und seinen Neudruck von Schleiermachers Lucinde-Briefen. — Aus einer anderen „grossen, viele Hunderte von Briefen umfassenden Sammlung" Gutzkowscher Briefe an literarische Bekannte und Freunde (Levin Schücking, Feodor Wehl, Carrière usw.) teilt H. H. Houben an anderer Stelle (16254) eine kleine Auswahl mit. Diese Briefe fallen in die fünfziger Jahre und handeln besonders von den „Rittern vom Geist", dem „Zauberer von Rom" und den „Unterhaltungen am häuslichen Herd". Unter anderm bezeugen sie starken Preussenhass: „Es ist auch wenig zu berichten, als die perennierende Schmach und Schande Preussens." Beachtenswert ist die verdiente niedrige Schätzung, die Gutzkow selbst seinem „Königsleutnant" als einem „kleinen Gelegenheitsscherz" angedeihen lässt. — In Gutzkows Frankfurter Zeit führen uns zwei weitere Artikel H. H. Houbens. In dem einen (16245), der aus Akten des Frankfurter Stadtarchivs schöpft, handelt es sich um das Gesuch um Verleihung des Bürgerrechts, das Gutzkow im Jahre 1835 an den Frankfurter Senat richtete, als er sich mit einer Frankfurterin (Amalie Klönne) zu vermählen beabsichtigte. Da kurz zuvor die Beschlagnahme der „Wally" erfolgt war, wurde das Gesuch in einem ausführlichen Gutachten abgelehnt. H.s zweite, die Frankfurter Zeit behandelnde Arbeit (16244) bespricht Gutzkows erste Redaktionsperiode am „Telegraphen", mit dem er fünf Vierteljahre später nach Hamburg übersiedelte. Und auch in diese entwicklungsgeschichtlich entscheidende Hamburger Zeit von 1838—43 folgt H. (16247) seinem Leibschriftsteller. Von seinem Wiener Aufenthalt im Jahre 1845 hat Gutzkow selbst in seinen „Wiener Eindrücken" gehandelt; H. ergänzt diesen Bericht durch eine Anzahl gleichzeitiger, bisher unbekannter Briefe (16248). — Auch für Gutzkows späteres, für seine Schriftstellerei weniger ergiebiges Leben fällt einiges ab. „Eine politische Episode Karl Gutzkows" stellt Houben (16249) an der Hand eines Briefes dar, den Gutzkow im Oktober 1870 aus Berlin an Ludmilla Assing richtete, und in dem er auf die bewegten Zeitläufte mit patriotischem Gefühl eingeht. — Ein Artikel über Gutzkow und Glassbrenner (16253) veröffentlicht aus des letzteren Nachlass einige unbekannte Briefe und Verse Gutzkows, die ebenfalls in die siebziger Jahre fallen. Sie zeigen, dass die schon auf der Schulbank begonnene Freundschaft der beiden so verschieden gearteten Männer von Dauer blieb, wiewohl Gutzkow von des anderen literarischer Produktion und zumal von seinen erfolgreichen Nante-Büchern stets sehr wenig gehalten hat. — Endlich sei auch noch ein Beitrag über Gutzkows Beziehungen zu Richard Schmidt-Cabanis verzeichnet (16251). — Gutzkowsche Briefe (N. 48, 49, 60, 64) enthält auch L. Geigers Sammelbuch „Aus Adolf Stahrs Nachlass" (16255); sie handeln über „Pugatscheff", das „Urbild des Tartüff" usw. Auch sonst finden sich in dem Buch allerlei Gutzkow-Notizen eingesprengt, die das Register verzeichnet. — R. Göhler (16246) berichtet aus Akten des Dresdener Ratsarchivs über die 1846 gegründete und bis 1879 bestehende Dresdener Montagsgesellschaft, zu deren hervorragendsten und tätigsten Teilnehmern in den Jahren 1849—61 Gutzkow gehörte, und veröffentlicht zwei längere witzige Gelegenheitsgedichte, die Gutzkow für diesen Kreis verfasst hat. —

Von Gutzkow zu Laube leitet uns eine umfänglichere Publikation H. H. Houbens (16261), die uns die beiden Jungdeutschen nach ihrem Briefwechsel vorführt. — Auch Briefe Laubes an den obengenannten Schlesier legt derselbe Verfasser vor (16262). Sie stammen aus dem Jahre 1834 und werfen interessante Schlaglichter auf Laubes in Berlin erfolgte Verhaftung. Sie zeigen, wie Laubes anfänglicher Optimismus in der

Betrachtung seiner Lage bald einer verzweifelnden Resignation weicht, und ferner, eine wie zweideutige Rolle Schlesier damals dem Freunde gegenüber spielte. —

Wienbargs hundertster Geburtstag im Jahre 1902 hat bei der Presse wenig Beachtung gefunden (16265). Ein von ihm vermutlich an eine der Varnhagenschen Nichten (Ottilie oder Ludmilla Assing) gerichteter Brief wurde veröffentlicht (16266), der allen Frauen grundsätzlich von der Versschriftstellerei abrät, sie vielmehr auf die Prosa als ihr eigenstes Gebiet verweist. —

Auch auf A. Ruge, dessen ebenfalls stattgehabter 100. Geburtstag dazu besonders Gelegenheit geboten hätte, wird andauernd zu wenig eingegangen. Eine einzige kleine Jubiläumsskizze ohne besonderen Wert (16263) ist zu verzeichnen. — Unbemerkt von der Tagespresse ist, so scheint es, der recht dankenswerte Neudruck von Ruges Buch „Unser System" vorübergegangen, den Clair J. Grece (16264) veranstaltet hat. Der englische Herausgeber, der in einem Nachwort über seinen persönlichen Verkehr mit dem aus seinem Vaterlande vertriebenen Ruge berichtet, hat ausser dem in der Rugeschen Familie bewahrten Exemplar von „Unser System" kein weiteres aufzutreiben vermocht. Über den Wert dieses Buches, das er für den Höhepunkt von Ruges schriftstellerischem Wirken erklärt, sowie über des Verfassers allgemeine Stellung zu seiner und zu unserer Zeit verbreitet sich knapp ein 13 Seiten umfassendes Vorwort P. Nerrlichs, das von einigen überschätzenden Urteilen (ohne Ruge kein Bismarck!) nicht freizusprechen ist. —

Für Immermann erscheint in W. Deetjen ein verdienter Spezialforscher auf dem Plan. D., der Verfasser des tüchtigen Buches über Immermanns „Kaiser Friedrich II." (vgl. JBL. 1901 I 7 : 36), berichtet ergänzend über des Dichters Absicht, einen Zyklus von Hohenstaufendramen zu dichten (16260: die bibliographische Angabe ist irrig; statt ZDU. 17 ist zu setzen StVLG. 3). Unter dem von ihm aus handschriftlichen Quellen beigebrachten neuen Material ist besonders interessant der lange, vollständig abgedruckte Brief, den Immermann am 5. Januar 1822 von seinem ihm auch persönlich befreundeten Verleger H. Schultz in Hamm empfing; dieser Brief beleuchtet des Dichters Absichten und gibt eine Anzahl von ihnen abweichender Anregungen, die leider nur z. T. auf fruchtbaren Boden gefallen sind. — An anderer Stelle macht Deetjen neue wertvolle Mitteilungen „Aus Immermanns Jugend" (16257), und zwar an der Hand der Schulakten des Magdeburger Gymnasiums zum Kloster Unserer lieben Frauen. Vor allem ist mit Dank zu begrüssen die Veröffentlichung einer Immermannschen Schulausarbeitung aus dem Jahre 1811 oder 1812, betitelt: „Glücklich ist der Staat, dessen Oberhaupt eine vernünftige Duldung unterhält und befördert (eine Rede, gehalten im Staatsrate von einem Minister)." Ferner erfahren wir von des Dichters deutschem Abiturientenaufsatz „Welche Eigenschaften muss der Satiriker besitzen?", dessen Verlust ausserordentlich zu beklagen ist. — Eine gründliche Arbeit ist auch Aug. Leffsons fragmentarische Berliner Doktor-Dissertation über Immermanns „Alexis" (16259). Da sie inzwischen vollständig in Buchform erschienen ist (Gotha 1904), bleibe ihre Besprechung dem nächsten Jahrgang vorbehalten. — Nichts Neues enthalten Carola Belmontes Ausführungen über Immermanns Verhältnis zur Gräfin Lützow-Ahlefeldt (16258). —

Nachtrag.

II. Von der Mitte des 15. bis zum Anfang des 17. Jahrhunderts.

Humanisten und Neulateiner.

(II, 7 = N. 6754—6848.)

Georg Ellinger.

Humanismus: Allgemeines. — Lokalgeschichte. — Humanistische Frühzeit. — Älterer Humanismus. — Blütezeit des Humanismus. — Reuchlin, epistolae obscurorum virorum. — Erasmus, Glarean. — Hutten. — Andere Humanisten. — Ausserdeutscher Humanismus. — Neulateinische Dichtung: Drama. — Lyrik. —

Humanismus: Allgemeines. In einer Reihe von anschaulichen Berichten gibt K. Burdach **(6754)** Nachricht von den Ergebnissen der Forschungsreisen, die er zur Vorbereitung seines Buches über die ersten Anfänge des deutschen Humanismus und der Wege, auf denen die neue Geistesmacht nach Deutschland gelangte, unternommen hat. Im Zusammenhange mit dem, was von B.s Arbeit bereits fertig vorliegt, und worüber von dem Referenten JBL. 1893 II 7:6 und ausführlicher ZDPh. 30, S. 558—61 Bericht erstattet worden ist, geben die Mitteilungen wiederum Zeugnis von den weitausgreifenden Gesichtspunkten, unter denen B. seinen Gegenstand behandelt. Aber auch wichtige Einzelheiten werden in den Vordergrund gerückt, so sei der erneute Hinweis (vgl. DLZ. 1898, S. 1964) auf die aus dem Kreise Johanns von Gelnhausen stammende Candela rhetoricae und die beiden in ihr enthaltenen (prosaischen und poetischen) Werke über Iglau besonders hervorgehoben. — Den bedeutenden Einfluss, den der Humanismus auf die Wiederaufnahme der Leibesübungen ausgeübt hat, hatte schon W. Krampe (JBL. 1895 II 7:2) für Italien darzustellen unternommen, jetzt versucht C. Rossow **(6760)** eine Gesamtdarstellung zu geben. Auch bei ihm bleibt es im wesentlichen bei einer summarischen Übersicht, wenn auch der Verfasser sich ersichtlich bemüht, von den allgemeinen Bestrebungen der einzelnen Humanisten aus ihre Hinweise auf die Notwendigkeit der Leibesübungen zu würdigen und zu begründen. Ungleichmässig ist die zweite, Deutschland behandelnde Hälfte des ersten Teiles geraten, auch ist hier manches hineingezogen, was mit dem Humanismus wenig zu tun hat. Recht brauchbar ist dagegen der zweite Teil, in dem R. die humanistischen Anschauungen über das Turnen nach den einzelnen Leibesübungen und Spielen und den dabei verfolgten methodischen Grundsätzen gliedert: hier bietet des Verfassers praktischer Blick und seine Erfahrung auf dem Gebiete des Turnwesens mannigfache Förderung. —

Lokale Geschichte. Der Geschichte des geistigen Lebens in Bayern zur Zeit des Humanismus und seiner Ausläufer hat S. Riezler **(6764)** gut orientierende, überall aus den ersten Quellen schöpfende Ausführungen gewidmet. Bei der Charakteristik der neulateinischen Lyrik steht natürlich Balde, dem eine ausführliche Darstellung gewidmet ist, im Mittelpunkte; doch werden andere bedeutende Erscheinungen, wie Joh. Auerpach, darüber nicht vergessen; das lateinische Drama ist

vertreten durch H. Ziegler, M. Balticus und Naogeorg, bei dem der bajuvarische Charakter treffend in den Vordergrund gerückt wird. Ein vortreffliches Bild wird von dem humanistischen Wissenschaftsbetrieb, vor allem auf dem Gebiet der Geschichtsschreibung entworfen; es versteht sich, dass hier sich die Darstellung um Aventin gruppiert, dem eine eindringende Charakteristik gewidmet ist. — F. Leitschuh **(6766)** gibt eine Reihe von kleineren Beiträgen. Er versucht zunächst nachzuweisen, dass die beiden Seiten von Trithemius' Wirken, sein faustischer Forscherdrang und sein stiller, ruhiger Gelehrteneifer, Dürer die Anregung zur „Melancholie" und zum „Hieronymus im Gehäuse" gegeben hätten; dem Referenten leuchtet die Beweisführung nicht ein. Ein zweiter Aufsatz behandelt Celtis' Verhältnis zu Dürer und die Anregungen, die der Dichter den bildenden Künsten geben konnte; ein Hinweis auf die schönen Ausführungen F. von Bezolds (HZ. NF. 13, S. 29ff.) wäre wohl am Platze gewesen. Wertvoll ist die Mitteilung der von K. Hartfelder nur zum Teil abgedruckten Epigramme aus Celtis' Economia (1497). Der dritte Beitrag führt in den Ausgang des 16. Jahrhunderts und zeigt in der Person Johann Egolphs von Knöringen (1537—75) einen Mann, der kirchliche Gesinnung mit Neigung zu humanistischen Studien verband und eine dementsprechende Wirkung im Hochstift Würzburg ausübte. — Ungemein wertvoll erscheinen dem Referenten die Forschungen C. Giehlows **(6765)** über den Kreis der wissenschaftlichen Ideen, aus denen heraus Dürers „Melancholie" erwuchs. Leider ist es jetzt noch nicht möglich, den fesselnden Darlegungen vollständig nachzugehen, da der Jahrgang 1904 der „Graphischen Künste" zwar die Fortsetzung des Aufsatzes bringt, der Schluss aber im Jahrgang 1905 noch nicht erschienen ist, so dass dem Bericht über die Erscheinungen von 1906 eine genauere Betrachtung vorbehalten bleiben muss. Nur so viel sei in aller Kürze gesagt, dass im Gegensatz zu der früheren, durchaus ungünstigen Auffassung des melancholischen Temperaments Ficino eine andere Anschauung begründet, nach der gerade die Melancholie zu den höchsten geistigen Leistungen befähigt, eine Ansicht, die von Conrad Celtis zum Teil aufgenommen, von Agrippa von Nettesheim ungemein geschickt vertreten wurde. — Der Aufsatz über das wissenschaftliche Leben und den Humanismus in Krummau **(6768)** ist mir trotz wiederholter Bemühungen nicht zugänglich gewesen. — H. Heidenheimer **(6769)** handelt von der Sammlertätigkeit Dietrich Gresemunds. In zwei gedruckten Sendschreiben von 1509 und 1510 rühmen Beatus Rhenanus und Wimpheling Gresemunds erfolgreiches Streben auf diesem Gebiete, und Wimpheling fordert ihn in seinem Schreiben zur Veröffentlichung seiner diese antiquarischen Studien behandelnden Arbeit auf, die aber dann durch die Unachtsamkeit des Druckers verloren geht. — Wertvolle Nachrichten zur Geschichte des schlesischen Humanismus steuert G. Bauch **(6770)** bei. Bernhardinus Feyge wird 1511 als Rektor der Pfarrschule zu St. Magdalena (des heutigen Magdalenengymnasiums) nachgewiesen. Seine Lebensumstände erschliesst B. zum Teil. Bernhardinus Feyge wird 1499 in Krakau zum Magister ernannt und ist wahrscheinlich identisch mit dem dort Wintersemester 1494—95 immatrikulierten Bernhard Laurencij von Breslau; vermutlich hatte er schon vorher das Bakkalaureat an einer anderen Universität erworben. 1499 liest er in Krakau über Boethius de consolatione philosophiae; 1502 ebendaselbst im Collegium maius über den Musterbriefsteller des Franciscus Nigri. Wertvoller als diese dürftigen Lebensnotizen ist die Charakteristik eines schriftstellerischen Werkes Feyges, seines Musterbriefstellers (Epistolae exemplares communiores), den er unter seinem eigenen und seinem latinisierten Namen (Caricinus) herausgab (1500). Das Werkchen, das durchaus die Züge des Frühhumanismus trägt, knüpft an persönliche, zeitgeschichtliche Tatsachen an, erotische Elemente fehlen nicht, geschichtliche Belehrungen werden erteilt; Schilderungen von Leipzig und Krakau, von Breslau und Schlesien finden sich; auch ein grosser Brand in Breslau wird beschrieben. Der Stil ist noch ausserordentlich schwerfällig; in der Darstellung macht sich wenigstens zuweilen (so in der Schilderung eines Tanzvergnügens auf dem Lande) eine gewisse Frische bemerkbar. Hervorzuheben ist, dass in einem Trostbrief an einen Freund, dem die Geliebte gestorben ist, nur moral-philosophische, keine religiösen Gründe vorgebracht werden. Sowohl B.s Auszug selbst, als seine Bemerkungen über Caricinus' schlesische Vorgänger und Nachfolger auf diesem Gebiete legen von neuem den Wunsch nach einer Arbeit nahe, die die humanistische Epistolographie in ähnlicher Weise zusammenfassend behandelte, wie A. Bömer die Schülergespräche. Über einen der Verfasser dieser Schülergespräche verbreitet B., der seinerzeit zuerst auf ihn die Aufmerksamkeit gelenkt, jetzt neues Licht, nicht allein durch Aufhellung eines grossen Teiles seiner Lebensumstände, sondern auch durch Nachweise über seine wichtigen schriftstellerischen Arbeiten. Nikolaus Winmann wird uns in seinem wechselvollen Leben vorgeführt. Der Schweizer (um 1500 im oberen Saanetal geboren) zieht, nachdem er in Zürich seine Schulbildung erhalten, nach Breslau, wo er die Pfarrschule besucht, studiert in Wien, dann in Tübingen, dort meist griechischen, hier hebräischen

Studien zugewandt; 1533 begibt er sich nach Ingolstadt, wo er 1534 Lehrer des Griechischen, 1536 Lehrer des Hebräischen wird. 1538 geht er nach Regensburg zu dem Abt Leonhard von St. Emmeran, 1539 wieder nach Wien, wo er Beziehungen zu Faber und Johann Ecks (den er von Ingolstadt her gut kannte) Bruder Simon Eck gewann und die Leitung des Collegiums ad sanctum Nicolai erhielt. Nach Fabers Tode 1541 verlässt Winmann Wien, und es folgt nun die bekanntere Periode seines Lebens, die Wirksamkeit als Rektor der Pfarrschule zu St. Jakob in Neisse und der Aufenthalt in Elbing als Rektor des Gymnasiums (1548), bis kurz nach seiner Abreise aus Elbing sein Leben wieder im Dunkel versinkt. Ausser einigen kleineren Arbeiten ziehen uns neben den Schülergesprächen namentlich drei Arbeiten an, die B. ausführlich analysiert; seine in Tübingen gehaltene Rede über die hebräische Sprache (gehalten 1536, erschienen 1538), die trotz gelegentlicher Sonderbarkeiten mit vernünftigen Gründen für das Studium des Hebräischen eintritt, sein Dialog: „Colymbetes“ über die Schwimmkunst (1538), der, vielfach als unzüchtig verschrien, auch auf den Index gesetzt wurde, tatsächlich aber sich als ziemlich harmlos ausweist, und seine in Wien entstandene Türkenschrift, der Dialog: „Syncretismus“ (1541), der zwar von der Türkengefahr ausgeht, aber dann den Plan einer gründlichen Reform der kirchlichen Verhältnisse entwirft, vom katholischen Standpunkte aus, aber massvoll und mit scharfer Stellungnahme gegen die Ketzerriecher im eigenen Lager. — An die obige Bemerkung über die Bedeutung der humanistischen Epistolographie mögen gleich die Nachträge angeknüpft werden, die G. Bauch **(6809)** zu dem Aufsatz JBL. 1898 II 7 : 36/7 gibt. Die Lebensgeschichte des für die humanistische Frühzeit Mährens wichtigen Bischofs Augustus von Olmütz wird hier durch einige neue Notizen weiter aufgehellt; wir erhalten Nachrichten über seine Beziehungen zu Celtis, namentlich wichtig sind die Mitteilungen über sein Lehrbuch: De modo epistolandi. In den Vorschriften für die Abfassung von Briefen dringt Augustin auf Einfachheit und verwirft die damals so häufig vorkommende stilistische Überladung. Die mitgeteilten Musterbriefe lassen in seinen italienischen Bekanntenkreis hineinsehen und legen von seiner Kenntnis des Griechischen Zeugnis ab. Angehängt ist an das Buch ein Gedicht, das heftig gegen die Verächter der humanistischen Studien eifert. — Von den beiden Arbeiten, die den Anfängen des Humanismus in Wien gewidmet sind (6771 und 6772), ist dem Referenten nur die zweite zugänglich gewesen. Diese, G. Bauchs **(6772)** gehaltvolle Monographie, schildert eigentlich weniger die Rezeption des Humanismus in Wien, sondern sie zeigt unter mannigfachen Berichtigungen der bisherigen Darstellungen der Wiener Universitätsgeschichte, wie alle von den Behörden, wie von Anhängern des Humanismus ausgehenden Versuche, reformierend auf die ganz erstarrte Universität zu wirken, an dem unmittelbaren und passiven Widerstande der Universität scheiterten. Die Universität war streng nominalistisch, besser occamistisch, und wies daher alle die bekannten Auswüchse der scholastischen Spätzeit auf. Der erste Versuch, hier bessernd einzuwirken, ging von Bernhard Perger aus, der als Verfasser einer antischolastischen Grammatik (Grammatica nova 1482) ein eifriger Verfechter humanistischer Gedanken war. Von Friedrich III. zum Superintendenten der Universität bestellt, suchte er 1492 eine Abstellung der ärgsten Missbräuche in der Artistenfakultät herbeizuführen, ohne dass dieser Versuch auch nur den geringsten Erfolg gehabt hätte. Auch strebte er danach, durch italienische Humanisten reformierend einzuwirken; von ihm gestützt, las seit 1493 C. Paulus Amaltheus als Poeta und Orator an der Wiener Universität, doch wusste sich die Artistenfakultät bald des unbequemen Gastes zu entledigen. Nicht viel besser lief der Versuch mit dem italienischen Poeten Hieronymus Balbus aus, dem Maximilian I. die neu errichtete Professur des kaiserlichen Rechts 1494 übertragen hatte, und dem in demselben Jahre dazu noch von den Regenten der Universität und dem Superintendenten Perger eine besondere besoldete Lehrstelle „in arte humanitatis“ übertragen wurde. Die Artistenfakultät wehrte sich selbstverständlich gegen den ihr aufgedrungenen Poeten, und es kam zu fortgesetzten Reibereien, die Balbus schliesslich veranlassten, die ausserordentliche Lektur in der Poesie niederzulegen. Sein Nachfolger wurde Celtis, der schon 1492 zur Sondierung der Verhältnisse in Wien erschienen war. Jetzt wurde ihm trotz des Widerstandes Pergers, der die italienischen Humanisten begünstigte, auf Betreiben seiner Gönner Krachenberger und Fuchsmag 1497 eine ordentliche Lektur der Poesie übertragen. Celtis kam nach Wien, gründete hier die Sodalitas Danubiana (nach B.s einleuchtender Darlegung Herbst 1497) und begann seine Lehrtätigkeit ebenfalls unter wiederholten Reibungen mit den Artisten. Erneute Versuche von seiten der Regenten und des Kaisers, bescheidene Reformen im Universitätsbetrieb herbeizuführen (1499, 1501 und 1504), hatten infolge der Haltung der Universität keinen oder doch nur ganz geringen Erfolg. Als eine Art fünfter Fakultät errichtete Maximilian an der Wiener Universität das Kollegium der Poeten und Mathematiker unter Celtis' Leitung; aber wenn auch Celtis hier auf seine hauptsächlich den besseren Ständen angehörenden Schüler einen

nicht geringen Einfluss ausübte, so konnte sich das Kollegium doch nicht halten, da es weder genügend fundiert, noch ihm der Universität gegenüber eine feste Stellung gegeben war. Schon vor Celtis' Tode (1508) war es vollständig zerfallen. Was also an Einwirkung des Humanismus sich in Wien geltend machte, vollzog sich im wesentlichen ausserhalb der Universität und drang erst im Laufe der Zeit in diese ein. Ganz verloren waren die Anregungen freilich nicht, aber sie vermochten sich dem verknöcherten Alten gegenüber nicht durchzusetzen. Bs lehrreiche Darlegungen, die nur etwas übersichtlicher sein könnten, geben bei allen erwähnten Personen ausführliche und wertvolle Aufschlüsse über Lebensgeschichte und Wirken; sie bringen sorgfältige Nachweise über Celtis und die von ihm gegründeten Sodalitäten. Alle diese Einzelbeiträge können hier natürlich nicht wiederholt werden; es genüge, zu sagen, dass auch durch sie unsere Kenntnis gefördert wird. —

Humanistische Frühzeit. G. Schuster (6803) behandelt die Stellung des Markgrafen Johann von Brandenburg, des sogenannten „Alchemisten", zum Humanismus. Er weist auf die Eindrücke hin, die Johann wahrscheinlich 1435 in Mantua erhalten hat, wo seine Tochter Barbara seit 1433 an den Markgrafen Ludwig Gonzaga verheiratet war. Und er beschäftigt sich namentlich mit dem (wohl aus Nürnberg stammenden) Humanisten Ariginus, der seit 1456 auf Johannes' Schlosse bei Kulmbach erscheint, wo unter anderen Mathias von Kemnat sein Schüler war. Das in Wattenbachs Peter Luder vorgelegte Material über Ariginus wird durchaus richtig verwertet; freilich ist das Material zu lückenhaft, als dass sich viel über die humanistischen Bestrebungen auf der Plassenburg ermitteln liesse. — Johann Pflug von Rabenstein (geb. um 1425, gest. 1473), einen der hervorragenden Vertreter des älteren Humanismus in Böhmen, charakterisiert H. Waltzer (6812) nach seinem Lebensgange, wobei vor allem der Zwiespalt hervorgehoben wird, in den der Humanist durch den Widerstreit zwischen seinem Patriotismus und seiner gut kirchlichen Gesinnung gerät (anlässlich der Wirren unter Georg Podiebrad). Ausserdem bringt aber W. auch neues Material; er druckt aus der Chronik des Georg Hauer (1479 vollendet; vgl. über diesen nach mancher Richtung hin merkwürdigen Mann auch unten N. 6824) eine bisher unbekannte Rede, die Rabenstein zur Einweihung der Ingolstädter Universität verfasst, aber nicht gehalten hat, obwohl er als Vertreter des Ungarnkönigs der Eröffnung beiwohnte. Die Rede macht durchaus den Eindruck einer humanistischen Schulübung; das gleiche gilt von einer ebenfalls durch Hauer aufbewahrten Rede des Königs Ladislaus (Sohnes Albrechts II.) an Papst Nikolaus V. Auch diese Rede möchte W. unserem böhmischen Humanisten zuschreiben, und eine gewisse Wahrscheinlichkeit lässt sich — auch inhaltlich — nicht in Abrede stellen, wenn auch ein strikter Beweis nicht zu führen ist. —

Älterer Humanismus. Über den hohen Preis, der schon frühzeitig für ein um seines Gegenstandes, wie um seiner Seltenheit willen gesuchtes Buch, die Geheimlehre des Trithemius, gezahlt wurde, macht H. Simonsfeld (6818) interessante Angaben. — Wertvolle Beiträge zur Biographie Wimphelings gibt J. Schlecht (6823). Er behandelt die bekannte Fehde Lochers mit Georg Zingel und weiss auch für deren Verlauf eine Reihe wichtiger Nachrichten aus einer Eichstätter Handschrift beizusteuern (bemerkenswert namentlich die von Zingel als ketzerisch ausgezogenen Sätze Lochers, S. 243ff. und die höchst bedeutsamen Schriftstücke über die Reform des theologischen Studiums, S. 245ff., die auf Locher oder seinen Kreis zurückzuführen sind). Die Frage, was Wimpheling veranlasste, sich in diesen Streit einzumischen und mit solcher Heftigkeit gegen Locher Partei zu nehmen, wird durch eine bisher unbekannte, aus jener Eichstätter Handschrift stammende Schrift Wimphelings beantwortet. Es ist eine Satire in Form eines Beichtspiegels, in der Wimpheling Locher demütig seine Sünden bekennen lässt. Aus dem ganzen Ton der Schrift geht es hervor, dass Wimpheling namentlich an dem ungebundenen Leben Lochers und seinem ungünstigen Einfluss auf die studentische Jugend Anstoss nahm, und dass von hier aus sein Eingreifen in die Fehde zu erklären ist. Wertvoll ist auch die zweite Hälfte von Sch.s Mitteilungen. Sie macht uns mit einer der Gegenschriften gegen Wimphelings Buch: De integritate (1505) bekannt. Diese Schrift des Mönches und Geschichtsschreibers Paul Lang, eines Schülers des Trithemius, war bisher unbekannt; nur Einzelheiten ihres Inhaltes liessen sich aus einer Stelle der Epistolae obscurorum virorum erschliessen, in der Langs Buch bespöttelt wird. Jetzt hat Sch. die Handschrift (Autograph) dieser Streitschrift contra deliramenta Jacobi Wimphelingii in der Würzburger Universitätsbibliothek gefunden und gibt eine ausreichende Inhaltsübersicht und Charakteristik. — Zu dem im vorigen Berichte besprochenen Buche J. Kneppers (JBL. 1902, S. 383) gibt N. Paulus (6822) einige bemerkenswerte Nachträge. 1. 1503 gab Wimpheling die Schrift „Concordia curatorum et fratrum mendicantium" heraus, die angeblich von Wigand Trebellius verfasst sein sollte. P. bestätigt die schon von G. C. Knod geäusserte Vermutung, dass es einen Wigand Trebellius nicht gegeben hat, die Schrift vielmehr von

Wimpheling herrührt. 2. Das von Wimpheling 1507 herausgegebene Avisamentum de concubinariis non absolvendis wurde früher Wimpheling vielfach selbst zugeschrieben, neuerdings ihm abgesprochen; P. weist nach, dass die Schrift von dem bekannten Arnold von Tungern herrührt, den Butzbach als Verfasser der erweiterten Ausgabe des Avisamentum, des Directorium concubinariorum (1508), bezeugt. Die Gerechtigkeit erheischt es, namentlich S. 55f. hervorzuheben, wo im Gegensatz zu der Schilderung der Epistolae obscurorum virorum die Sittenreinheit Tungerns bezeugt wird. 3. Wimphelings Schrift gegen den ketzerischen Bischof Andreas (Zamometič) von Granea ist wahrscheinlich nie gedruckt worden. — Die Mitteilungen J. Kneppers über Muling **(6806)** sind bereits im vorigen Berichtsjahr gewürdigt worden; mit einigen Notizen führt uns K. aufs neue in Mulings Kreis **(6807)**. —

Blütezeit des Humanismus. Über Celtis und seine Sodalitas Rhenana stellt M. Mutz **(6797)** das Bekannte zusammen und gibt so eine zur ersten Orientierung ganz brauchbare Übersicht. — In Celtis' Kreis gehört auch der Musiker und Humanist Petrus Tritonius Athesinus (eigentlich Treibenraiff); er war uns bisher durch eine Reihe von Mitteilungen bekannt, unter denen namentlich die Ausführungen von P. Bahlmann („Des Petrus Tritonius Versus memoriales“: ZVLR. NF. 8, S. 116ff.) und F. Cohrs (MGESchG. Jahrg. 8, S. 261ff.) hervorzuheben sind. Jetzt gibt F. Waldner **(6817)**, der schon vordem den Tritonius als den Verfasser des ältesten gedruckten katholischen Gesangbuches zu erweisen gesucht, eingehende Darlegungen, die manches Neue bieten und das Bekannte durch Beibringung kleinerer Züge erweitern. Nach Vermutungen über Heimat (er stammte wahrscheinlich aus der Nähe von Bozen) und dem Hinweis auf seine Ingolstädter Studienzeit folgen seine Tätigkeit in Brixen als Schulmeister, sein Aufenthalt in Padua zur Erwerbung eines akademischen Grades, dann seine Lehrertätigkeit in Bozen, in Hall (seit 1512) und in Schwaz (1519); Tod wie Geburtsjahr (um 1475) sind unbekannt. Wichtig sind namentlich seine Beziehungen zu Celtis; zwei bemerkenswerte Briefe von Tritonius an Celtis (ob N. 1 richtig datiert?) werden zum ersten Male mitgeteilt. Auch lernen wir Tritonius als Übersetzer kennen; er überträgt eine lateinische Übersetzung der sogenannten Epistel des Hippokrates über das Leben des Demokrit ins Deutsche (1520), ferner ein Stück aus den Paraphrasen des Erasmus, Matth. 5 (1524). — Über Peutingers Stellung zu den kirchlichen Fragen handelt P. Joachimsen **(6811)** in einer lehrreichen Abhandlung. Er charakterisiert Peutingers Interesse an religiösen Fragen, das im wesentlichen durch das Vorbild Ficinos und Picos von Mirandula geweckt war, zeigt, wie er in Worms zwischen Luther und seinen Gegnern zu vermitteln suchte (eine Tätigkeit, zu der ihn schon vorher [1520] auch Erasmus durch Faber anzuspornen suchte, vgl. unten N. 6779), wie er dann im wesentlichen Gegner der Reformation wurde, wie er ferner in einem Gutachten 1533 von der Einführung der Reformation in Augsburg abriet und, als er keinen Erfolg damit hatte, aus dem Rate austrat. Ausser diesen schon bekannten Tatsachen, die durch mannigfache, weniger naheliegende Züge gut erläutert werden, bringt aber die Abhandlung auch einiges ganz oder teilweise Unbekannte. 1. Mitteilungen über ein Gutachten Peutingers über theologische Fragen Maximilians I., die auch Eck in seiner Weise beantwortet hatte. 2. Analyse von zwei unvollendeten, nur handschriftlich erhaltenen Schriften über das Abendmahl (zwischen 1525—30) und über die Wiedertäufer (nach 1531), von denen bisher nur kleine Teile bekannt waren. Alle diese drei Schriften zeigen keine besondere Regsamkeit, man glaubt nicht, einen mitten im Leben stehenden Mann, sondern einen weltfremden Gelehrten reden zu hören. — Von dem Mittelpunkte des Augsburger Humanismus zu dem des Nürnberger ist nur ein kleiner Schritt. Das Berichtsjahr bietet über Pirkheimer nichts, wohl muss aber ein früheres Versäumnis wieder gut gemacht werden. Durch ein ärgerliches Versehen ist in den drei letzten Berichten der Hinweis auf J. Schlechts wichtige Publikation: „Pirkheimers zweite Komödie gegen Eck“ (Historisches Jahrbuch der Görresgesellschaft, Bd. 21 [1900], S. 402—13) unterblieben. Wohl fast jeder, der sich mit dem Eckius dedolatus zu beschäftigen hatte, wird aus dem Werke selbst wie aus den Quellenstellen über das Werk die Überzeugung gewonnen haben, dass alles für die Entstehung in Nürnberg und im besonderen für Pirkheimers Autorschaft spricht. Vor allem muss darauf hingewiesen werden, dass die Stellen aus dem Briefwechsel zwischen Pirkheimer und Spengler auch nicht das Geringste gegen Pirkheimers Autorschaft beweisen, obwohl S. Szamatólski (LLD. N. 2, S. IX) hauptsächlich sie gegen die bisherige Auffassung ins Feld geführt hat. In Pirkheimers Papieren hatte Riederer eine Fortsetzung des „Eckius dedolatus“ gefunden; Szamatólski meinte, es scheine sich nicht um eine Fortsetzung des Eckius dedolatus, sondern um eine selbständige Satire gegen Eck zu handeln. Der saubere Abdruck, den Sch. zusammen mit einer sehr dankenswerten Übersetzung des recht schwierigen Textes vorlegt, beweist, dass der alte Riederer richtig gesehen hat. Wir haben es mit dem unvollendeten Entwurf

einer Fortsetzung zu tun, der in der Einkleidung, im Stil usw. in jeder Beziehung an den Eckius dedolatus anknüpft. Aller Wahrscheinlichkeit nach ist die neue Arbeit 1520 entstanden, bevor Pirkheimer von seiner Bannung durch Eck und den verdriesslichen Unterhandlungen mit dem Rat, die sich daran anknüpften, irgendwelche Kunde hatte. Selbstverständlich wird auch die Möglichkeit erwogen werden müssen, ob Pirkheimer nicht das Werk eines anderen fortgesetzt haben könnte, eine genaue Vergleichung des Stils beider Arbeiten miteinander ist ebenso erforderlich wie eine genaue und eingehende Prüfung aller in Betracht kommenden Briefstellen. Der Referent, der das ganze Material anlässlich der Durcharbeitung von Sch.s Publikation noch einmal sorgfältig durchgesehen hat, ist jetzt ebensowenig wie früher darüber im Zweifel, dass Pirkheimer als der Verfasser des Eckius dedolatus anzusehen ist. Zum Text sei bemerkt, dass S. 413, Z. 5 prothonarrius unemendiert stehen bleiben muss. — Zu Pirkheimers Freunden gehörte auch H. Stromer von Auerbach, der Begründer von Auerbachs Keller. G. Wustmanns hübsches Büchlein, das Stromer in so vielfacher Beziehung zu den Vertretern des Humanismus zeigt, ist im vorigen Berichtsjahre an anderer Stelle besprochen worden. Jetzt gibt O. Clemen **(6816)** dazu bibliographische und biographische Nachträge; er teilt drei Briefe Stromers an Joh. Lang mit, zwei aus dem Jahre 1520, einen aus dem Jahre 1541. Ferner zeigt C., dass Stromer in religiöser Beziehung ursprünglich auf dem Standpunkte der Erasmischen Reformpartei stand und wie so viele Luthers Sache mit ihr identifizierte, sich aber von dieser Anschauung allmählich losmachte und ganz zu Luther überging. —

Reuchlin. Der ungedruckte Brief Reuchlins **(6774)** ist mir trotz wiederholter Bemühungen nicht zugänglich gewesen. — An den Reuchlinschen Streit, der diesmal nur vom parteipolitischen und populären Standpunkte aus Behandlung gefunden hat, werden wohl am besten auch die Epistolae obscurorum virorum angeschlossen. W. Brechts anziehende Ausführungen **(6795)** müssen dem nächsten Bericht vorbehalten werden, in dem die vollständige Arbeit zur Besprechung kommen wird. — Die Übersetzung der Epistolae von W. Binder **(6794)** erweist sich als ein genauer Abdruck seiner früheren Übersetzung (Stuttgart 1876). —

Unter den Arbeiten über Erasmus, die das Berichtsjahr gebracht hat, sind zwei besonders hervorzuheben. Die eine schliesst so gut wie ganz unbekanntes Material auf und weiss so einen ausserordentlich wichtigen Beitrag zur Lebensgeschichte des Erasmus zu liefern; die andere fasst Bekanntes übersichtlich und gut orientierend zusammen und gewährt dadurch zum ersten Male einen klaren Überblick über einen der folgenreichsten Abschnitte in der literarischen Wirksamkeit des Erasmus. Es ist bekannt, dass Erasmus 1520 in Köln Friedrich den Weisen in dem Entschluss bestärkte, für Luther „angesehene und unverdächtige Richter" zu verlangen. Erasmus hatte damals auf Spalatins Veranlassung in einer Reihe von Sätzen (Axiomata) seinen Standpunkt in der Lutherischen Sache bezeichnet. Der auffallend warme Ton des Schriftstückes ist schon oft hervorgehoben worden, vor allen Dingen die fast unerasmisch anmutenden Worte: „Die Welt dürstet nach dem wahren Evangelium, und der ganze Zug der Zeit geht dahin, dem soll man nicht auf so gehässige Weise sich entgegensetzen." In welchen Zusammenhang aber diese Erklärung des Erasmus gehört, ersieht man erst aus den ungemein belehrenden Ausführungen P. Kalkoffs **(6779)**. Es lässt sich jetzt deutlich erkennen, wie Erasmus in jenen Tagen unermüdlich daran arbeitete, seinen oben ausgesprochenen Gedanken eines Schiedsgerichtes über Luther durchzusetzen. Der Durchführung dieses Vorhabens stellte sich freilich ein schweres Hindernis entgegen, die bereits ergangene päpstliche Bannandrohungsbulle. Erasmus suchte diese Schwierigkeit zu beseitigen und half sich mit dem Kunstgriff, dass er die Echtheit der Bulle bestritt und den päpstlichen Legaten Aleander in jeder möglichen Weise verdächtigte. Den Gedanken eines Schiedsgerichtes suchte er im Bunde mit dem ihm freilich geistig sehr unähnlichen Augsburger Dominikanerprior Johann Faber durchzusetzen; das unter Fabers Namen veröffentlichte, schon wiederholt behandelte: Consilium cuiusdam rührt in der Form, wie K. mit Recht hervorhebt, von Erasmus her, wenn es sich auch inhaltlich mit dessen Anschauungen keineswegs vollständig deckt, sondern zum Teil Fabers Ansichten wiedergibt. Zu gleicher Zeit aber suchte Erasmus durch eine wichtige anonyme Flugschrift die Verwirklichung seines Planes zu fördern: die Acta academiae Lovaniensis, die man bisher dem wenig bedeutenden Martin Dorpius zuschrieb, werden von K. unter Herbeiziehung der sonstigen gleichzeitigen Äusserungen des Erasmus in durchaus einleuchtender Darlegung als ein Werk des Erasmus erwiesen. Die bitteren Erfahrungen seines eigenen Löwener Aufenthaltes benutzend, nimmt Erasmus auf das schärfste gegen alle theologischen Feinde seiner Denkart Partei, und indem er zuletzt Aleander angreift und die Echtheit der Bulle bestreitet, tritt er in wuchtigen, ja, man kann sagen, gewaltigen Worten noch einmal für Luther ein. Zu gleicher Zeit aber lässt Erasmus auch

dadurch für Luther Stimmung machen, dass er seine jüngeren Freunde zu scharfen Streitschriften anregte: dahin gehört vor allen der damals in Köln erschienene: Hochstratus ovans, der von K. mit Recht Hermann von dem Busche zugeschrieben wird, ferner die wahrscheinlich ebenfalls von Busche herrührende Epistola Udelonis Cimbri, die ihren Zusammenhang mit Erasmus schon dadurch kundtut, dass ein in sie eingefügtes Gedicht sich als eine Versifizierung eines Stückes aus den Acta academiae Lovaniensis ausweist. Dieser ganze von K. zum ersten Male aufgedeckte Zusammenhang ist für die Geschichte der inneren Entwicklung des Erasmus von höchstem Werte. Sein späteres Verhalten wird nunmehr in seinen Beweggründen klarer; und gerade die Tatsache, dass er das Scheitern seiner Bestrebungen erkennen und selbst Deckung zu gewinnen suchen muss, lässt manches Abstossende in einem milderen Lichte erscheinen. — Die zweite der oben erwähnten Arbeiten, A. Bludaus (6786) Behandlung der ersten beiden Ausgaben des Neuen Testamentes, gibt, wie bereits erwähnt, nichts Neues, aber sie bietet eine lesenswerte übersichtliche Darstellung, die über alle in Betracht kommenden Punkte ausreichend unterrichtet. Das Urteil ist ruhig und sachlich, und der Verfasser sucht bei der Erzählung der Streitigkeiten, in die Erasmus anlässlich der Ausgaben verwickelt wurde, Licht und Schatten gerecht zu verteilen. — In beiden Arbeiten ist der Aufenthalt des Erasmus in Löwen behandelt worden und die vielfachen Anfeindungen, die er bekanntlich hier zu erdulden hatte. Wie diese feindselige Stimmung sich hier auch nach dem Tode des Erasmus erhielt, zeigt E. Gossart (6784). Dem Index Pauls IV. (1559) ging ein Verzeichnis der verbotenen Bücher in den Niederlanden voraus, der auf Grund eines Beschlusses der Löwener theologischen Fakultät die französische und deutsche Übersetzung von Erasmus' Traktat: „De sarcienda ecclesiae concordia“ verbot (1533; es lässt sich wohl verstehen, dass den Gesinnungsgenossen des Latomus diese Schrift vor allen anstössig war, so dass sie gerade sie sich herausgriffen und ihre Wirkung auf die breiten Massen verhindern wollten). Die spanische Regierung, namentlich der jüngere Granvella, trat der Fakultät gegenüber für die Nützlichkeit der Schriften des Erasmus ein; die niederländischen Humanisten rächten sich für den Beschluss der Fakultät durch ein bitteres Pasquill auf den soeben verstorbenen Kanzler der Universität Ruard Tapper: Clarissimi Theologi Ruardi Tappert . . . Apotheosis. 1559. — Erwähnt möge noch das kleine, zwischen 1514 und 17 geschriebene Billett des Erasmus an den Schweizer Fridolin Hirudäus (wahrscheinlich Egli) werden, worin Erasmus den Hirudäus in der Verehrung für Glarean zu bestärken sucht (6778). — Sechs bisher unbekannte Schreiben Glareans legt J. Zimmermann vor (6800); die drei ersten stammen aus dem Jahre 1518 und beziehen sich sämtlich auf die vergeblichen Bemühungen Glareans, an Stelle des soeben gestorbenen Publius Faustus Andrelini das Amt eines königlichen Hofpoeten zu erlangen. Sie sind aus Paris an eine der bedeutendsten Persönlichkeiten des damaligen Freiburg i. Ue. Peter Falk (Pierre Faulcon) gerichtet. Die übrigen fallen in beträchtlich spätere Zeit, nämlich in die Jahre 1547—50, wo Glarean (seit 1529) in Freiburg i. B. lehrte; wieder sind die Adressaten hervorragende Persönlichkeiten in Freiburg i. Ue. Mancherlei kleinere Aufschlüsse über Glareans Leben ergeben sich auch aus den drei letzten Schreiben. Das Persönliche, namentlich soweit die Verhältnisse von Freiburg i. S. in Betracht kommen, wird überall gut erläutert. Für Faustus Andrelinus hätte anstatt auf die Nouvelle biographie générale auf Geigers gehaltvollen Aufsatz (Vierteljahrschrift für Kultur und Literatur der Renaissance 1, S. 1ff.) verwiesen werden sollen. —

Hutten. Anlässlich des Erscheinens der ersten Ausgabe des „Hutten“ von David Fr. Strauss (1858) schrieb Rudolf Haym eine ausführliche Besprechung des Buches, die jetzt an der Spitze seiner „Gesammelten Aufsätze“ neu dargeboten wird (6789). Den Hauptteil füllt eine Wiedergabe des Inhaltes von Strauss' Buch aus, die um ihrer gedrungenen Übersichtlichkeit willen lesenswert ist. Diese Inhaltsangabe wird nun aber eingerahmt von einer Reihe kritischer Bemerkungen. Sie zeigen teils den schriftstellerischen Werdegang Strauss' auf, gehören also streng genommen nicht in unser Gebiet, teils nehmen sie kritisch zu Strauss' Gesamtleistung und Einzelurteilen Stellung. Charakteristisch ist, dass H. ganz wie der ihm so unähnliche Treitschke sich durch eine gewisse Kühle abgestossen fühlt, die nach der Meinung dieser Beurteiler über dem Buche liegt. „Ein etwas grösserer und freierer Zug“, sagt Haym, „müsste nach unserem Gefühl durch das Ganze gehen.“ Werden darüber die Meinungen auseinandergehen, so darf H. wohl auf allgemeine Zustimmung rechnen, wenn er in Strauss' Urteil über Huttens persönliche und geschichtliche Bedeutung einige Abstriche macht. „Er war ein grosser Dränger, Treiber und Mahner, aber weder auf geistigem noch auf politischem Gebiete wahrhaft originell“, in diesen Worten fasst H. seine Auffassung von Huttens Wesen zusammen. — Selbstverständlich

liegt da der ja auch von Strauss durchgeführte Vergleich mit Luther nahe. Die persönlichen Berührungen zwischen beiden Männern werden immer von neuem anziehen; jetzt hat E. Spranger **(6791)** Huttens Briefe an Luther in einem sauberen Neudruck vorgelegt. Eine die Quellen sorgfältig und einsichtig benutzende Einleitung gibt alles zum Verständnis Notwendige. Bemerkenswert ist, dass Sp. doch wieder ein etwas stärkeres religiöses Interesse Huttens annehmen möchte, worin man aber dem Verfasser, trotzdem er sich sehr vorsichtig ausdrückt, wohl kaum zustimmen kann. — Die Beziehungen Huttens zu Erfurt hat G. Oergel **(6792)** behandelt und wichtiges neues Material beigebracht, vor allem für den zweiten und dritten Aufenthalt Huttens in Erfurt. Über den zweiten Aufenthalt (2. Juni, 19. Juli und 22. August 1514) erhalten wir hier wesentlich neue Aufschlüsse. Hutten war als Kommissar des Erzbischofs Albrecht von Mainz bei den willkürlichen Prozessen zugegen, die die revolutionäre Volkspartei gegen ihre eigenen Häupter angestrengt hatte, und er hat sich hier mit jenem Ungestüm benommen, der bereits aus seiner amtlichen Tätigkeit bekannt ist, und der ihn zu einem solchen Amte jedenfalls wenig geeignet erscheinen lässt. Für einen der Angeklagten hat er sich bald darauf auf Fürbitte einer fürstlichen Persönlichkeit (vielleicht Herzog Georgs des Bärtigen) mit Erfolg verwendet. Noch wichtiger sind die Mitteilungen über Huttens dritten Aufenthalt in Erfurt, der seinen Biographen bisher ganz entgangen ist. Albrecht von Mainz ordnete Ende 1514 eine Gesandtschaft zur Schlichtung der revolutionären Wirren nach Erfurt ab, die am 15. Dezember dort eintraf und endlich Ostern (15. April 1515) mit der Stadt zum Abschlusse gelangte. An dieser Gesandtschaft nahm Hutten teil; hoffentlich werden bald die in Betracht kommenden Aktenstücke vorgelegt. Oe. spricht ausserdem die Vermutung aus, dass auch Crotus damals als Begleiter seines Abtes Hartmann von Fulda, der an der Spitze der Gesandtschaft stand, nach Erfurt gekommen sei. Wir wollen auf die sich daran anknüpfenden Vermutungen, dass dieses Zusammensein Huttens und Crotus' als die eigentliche Geburtsstunde der „Briefe dunkler Männer" zu betrachten sei, hier nicht weiter eingehen und bemerken nur folgendes: Die Ansicht von einem Erfurter Aufenthalt des Crotus Anfang 1515 ist früher schon mehrfach geäussert worden, ohne dass es möglich gewesen wäre, sie durch einleuchtende Gründe zu stützen. Oe. trägt sie so vor, dass man annehmen muss, er sei auf Grund neuer Erwägungen zur Annahme der Vermutung gelangt. Jeder Freund des Humanismus würde dem verdienten Kenner der Erfurter Schul- und Universitätsgeschichte für eine nähere Darlegung des Sachverhaltes dankbar sein. — Über Huttens Streit mit den Strassburger Kartäusern, die ihn bekanntlich durch ehrenrührige Äusserungen und durch die Tatsache, dass sie sein Bild „zur Säuberung unreiniger ihres Leibes Orten" benutzt, gekränkt hatten, legt H. Rott **(6793)** ergänzendes urkundliches Material aus den im Münchener Reichsarchiv sich befindenden Neuburger Akten vor: Die demütige Antwort des Visitators der rheinischen Provinz, des Kartäuserpriors Gregorius in Freiburg (1. Nov. 1521), ein Brief des Rats von Strassburg an Hutten in dieser Sache (4. Nov.), vor allen Dingen aber der Vertrag zwischen Hutten und den Kartäusern (1. Dez.) und die bisher nur teilweise bekannte Ehrenerklärung der Kartäuser (12. Dez.) werden vollständig mitgeteilt. Hübsch ist ein von einem sonst unbekannten Hans Breuning verfasstes Volkslied, das R. ebenfalls aus den erwähnten Akten abdruckt. Darin wird Huttens Streit mit den Kartäusern behandelt und Hutten verherrlicht: das Lied atmet einen frischen Reitermut und stammt wohl von einem der Huttenschen Kriegsleute: „Fart schon, jr falsche Zungen — der Hutten hats gewagt." —

Für die anderen Humanisten möge die im Inhaltsverzeichnis gewählte alphabetische Reihenfolge beibehalten werden. Die lehrreichen Ausführungen von H. Detmer **(6796)** führen uns in die späteren Schulverhältnisse Münsters ein. Diese waren im Gegensatz zu der früheren Blüte zur Zeit Rudolfs von Langen und Murmellius' infolge der täuferischen Wirren ganz heruntergekommen. Arnold Burenius (1485—1566), aus der Diözese Münster stammend, Schüler und Freund Melanchthons, forderte den evangelisierenden Bischof Franz von Waldeck zur Gründung einer Schule in Münster auf. Wie er sich diese wahrscheinlich gedacht, wird aus einer anderen Schrift des Burenius (1556) erschlossen. — O. Clemen **(6798)** berichtet, dass Cochläus am Anfang seines Meissner Aufenthaltes (seit Sommer 1535) die Gedichte des böhmischen Humanisten Simon Fagellus († 1549) herausgab; die Spottschriften auf Cochläus **(6799)** gehören in das Gebiet der Reformationsgeschichte. — Über den Aufenthalt des Christoph Hegendorffinus in Posen (1530—35) waren wir durch die Arbeit von A. Henschel (ZHGPosen. 17, 1892, S. 337 ff.) unterrichtet worden, wo auch über die Anfeindungen, die Hegendorffinus schliesslich zum Verlassen Posens zwangen, aus Hegendorffinus' Helleborus novus S. 340 ff. nähere Mitteilungen gemacht worden waren. Jetzt gibt St. Kossowski **(6801)** eine eingehende Darstellung der Verhältnisse, unter denen Hegendorffinus berufen wurde, seiner pädagogischen und namentlich seiner literarischen Tätigkeit

in Posen, der Beziehungen, die er dort anknüpfte, und der Streitigkeiten, die ihn schliesslich wegtrieben. — M. Wehrmann (**6801a**) verwertet die von O. Günther veröffentlichte Selbstbiographie Chr. Heyls (vgl. JBL. 1902, N. 3571) zu seiner Skizze von Heyls Wirksamkeit in Pommern. — Lucas Holstenius gehört zwar eigentlich schon der späteren Gelehrtengeschichte an; da aber auch in seiner weitreichenden philologischen Tätigkeit die Antriebe des Humanismus mächtig wirksam sind, so möge er sich hier anschliessen. Ferd. Wagner (**6802**) gründet seine Darstellung nicht bloss auf die Mitteilungen aus der Bibliotheca Barberina, die Leon G. Pelissier in dem Aufsatz: „Lucas Holstenius et ses amis“ (Mélanges d'Archéologie et d'histoire, Jahrg. 1886—88) gegeben hat, sowie auf die Ausgabe des Briefwechsels des Nicolas Claude Fabri de Peiresc mit den Brüdern Pierre und Jacques Dupuy (Paris 1888), sondern er verwertet eigne Funde aus der Bibliotheca Barberina, vor allem eine (von fremder Hand geschriebene) Selbstbiographie des Holstenius, die dessen Leben bis zum Jahre 1627 erzählt. Auf diese Weise wird das Lebensbild des Holstenius wesentlich berichtigt und vervollständigt. Hervorzuheben ist namentlich das massvolle und billige Urteil des Verfassers; es tritt wohltuend in der Erwägung der Gründe von Holstenius' Übertritt zum Katholizismus hervor; auch die Beurteilung seiner vielangefochtenen römischen Zeit legt davon Zeugnis ab. — Den Rektor der Nikolaischule Joh. Musler (geb. 1501 oder 1502, gest. 1575) weiss O. Clemen (**6808**) durch eine Reihe von unbekannten oder fast unbekannten Nachrichten näher zu bringen; er schildert seine Leipziger Wirksamkeit und charakterisiert seine pädagogischen Grundsätze, Lehrmethode, Behandlungsart der Schüler, sowie Einrichtungen, die er an der Schule getroffen, aus einer bereits bekannten, aber wenig benutzten Rede Muslers; die Werke Muslers, in denen sich die Rede findet, waren in Venedig konfisziert worden. — Paracelsus zeigt die wichtige Einwirkung des Humanismus auf die Naturwissenschaft. Das Buch von F. Strunz (**6810**) zeugt von wohltuender Wärme und von der Verehrung des Biographen für seinen Helden. Es stellt auch das biographische Material so dar, dass im wesentlichen ein klares und übersichtliches Bild erreicht wird. Nur über die wichtige Frage der Quellen, aus denen Paracelsus schöpfte, der Vorbilder, an die er sich anschloss, erhält man keine völlige Klarheit. Die Vorstellung eines „christlichen Humanismus“, in dem humanistische, mystische und sektiererische Ideen zu einem untrennbaren Ganzen zusammengeflossen sein sollen, vermag der Referent wenigstens nicht zu teilen. — Für das Studium des Griechischen im Abendlande, namentlich nach der Seite der Textkritik und der Erklärung der Schriftsteller, kommt dem Griechen Franciscus Portus oder, wie er sich selbst am liebsten nannte, *Φραγκίσκος Γρηικός* besondere Bedeutung zu. J. Sturm (**6813**) fasst zunächst die bisher bekannten Tatsachen über sein Leben zusammen: geboren am 22. August 1511 zu Rythymno auf Kreta; seit 1527 in Venedig, seit 1536 in Modena, wo er an der Akademie eine lebhafte Lehrtätigkeit entfaltet; 1546 in Ferrara, wo er ebenfalls als Lehrer gefeiert wird und zugleich unter dem Einflusse der Herzogin Renata für die Reformation öffentlich auftritt, der er sich schon in Modena zugewandt zu haben scheint. Wegen dieser seiner religiösen Haltung aus Ferrara entfernt, bleibt er zunächst in Venetien — der von Crusius angegebene Pariser Aufenthalt zwischen den Jahren 1555—59 ist nicht wahrscheinlich — und folgt dann einem Rufe als Lehrer des Griechischen an die Hochschule in Genf, wo er von 1562 bis zu seinem Tode 1581 wirkte. St. weist nun aus einem in der Vaticana gefundenen Schreiben nach, dass Portus vor seiner Berufung nach Modena 1536 eine Zeitlang in Rom als Handschriftenschreiber tätig war, und zwar im Jahre 1535; er teilt weiterhin ein bemerkenswertes religiöses (griechisches) Gedicht mit, das höchstwahrscheinlich Portus zum Verfasser hat. Er beleuchtet ferner die Anfechtungen, die Portus als Anhänger der Reformation zu bestehen hatte, durch Aktenstücke aus dem vatikanischen Archiv, die F. Dittrich in den „Regesten und Briefen des Kardinals Contarini (Braunsberg 1881)“ veröffentlicht hat, sowie durch eine Briefnotiz des ehemaligen Nuntius Vergerius. — Einer der weniger bekannten Humanisten ist Joachim Sterck oder Ringelberg. Er stammte aus Antwerpen, wo er 1499 geboren wurde, und starb nach einem fahrenden Lehrerleben, das ihn durch Deutschland und Frankreich führte, wie es scheint, im Jahre 1536. J. Overmann (**6814**) greift aus seinen Werken die Schrift: De ratione studii heraus und zergliedert sie im einzelnen. Ringelberg fordert hier Unabhängigkeit des Geistes vom Körper, daher Vermeidung aller Weichlichkeit und Üppigkeit, geeignete Pflege des Körpers, namentlich durch gymnastische Übungen. Das Einzelstudium verwirft er; für Ringelberg ist es charakteristisch, dass er zur Erlangung neuer Anregungen möglichst häufigen Wechsel des Aufenthaltes empfiehlt. Als die drei Wege des Studiums werden Hören, Unterrichten und Schreiben bezeichnet. Bei der Durchnahme der einzelnen Unterrichtsgegenstände fällt die geringe Rolle auf, die die Astrologie spielt. Mancher einsichtige Wink wird in den Ratschlägen

über die Anfertigung schriftlicher Arbeiten erteilt, doch findet sich auch manches Wunderliche, so der Rat, sofort mit einem Buchdrucker in Verbindung zu treten, falls man ein Werk zu schreiben beabsichtige, damit man dadurch auch wirklich zur Arbeit gezwungen werde. Irgendwelche ursprüngliche, tiefer gehende Gedanken bietet das Buch Ringelbergs nicht; es bewegt sich in den Hauptsätzen auf dem Boden der früheren humanistischen Pädagogik, aber als Abbild der Persönlichkeit, die immer wieder charakteristisch durchbricht, ist es nicht ohne Interesse. —

Ausserdeutscher Humanismus. Über das Leben des niederländischen Humanisten M. von Herzogenbusch hatte O. Clemen (Leipziger Studien aus dem Gebiet der Geschichte) bereits wertvolle Aufschlüsse gegeben. Diese werden jetzt von P. Kalkoff **(6826)** erweitert und in einigen Punkten berichtigt. M. von Herzogenbusch war ein Freund des Erasmus und des reformatorisch gesinnten Antwerpener Stadtsekretärs Cornelius Grapheus, der ihm (1521, wie K. nachweist) eine der von ihm herausgegebenen Schriften des Joh. Pupper von Goch gewidmet hatte. Infolge der Bemühungen Aleanders wurde Herzogenbusch wegen ketzerischer Gesinnung Anfang 1522 mit verhaftet, entwich aber wohl vor dem 29. April 1522. Hadrian VI. schlug auf Betreiben des Erasmus den Prozess gegen den niederländischen Humanisten nieder. Erscheint hier die Freundschaft zwischen Erasmus und Herzogenbusch noch ungetrübt, so trat doch bald ein Zwiespalt ein, hervorgerufen durch Erasmus' Schrift: De libero arbitrio, deren Stellungnahme gegen Luther Herzogenbusch tief verletzte. Versuche des Martin Lipsius (1525), zwischen beiden wieder das alte Verhältnis herzustellen, hatten keinen Erfolg; Herzogenbusch tat, wie so mancher frühere Erasmianer, den entscheidenden Schritt vom Humanismus zur Reformation, für die er als Leiter der Lateinschulen zu Bremen und Wesel erfolgreich wirkte. — Wie er durch diese Tätigkeit für Deutschland in Anspruch genommen werden kann, so gehört auch Olympia Morata durch ihre Heirat und ihre späteren Lebensschicksale Deutschland an. Ihr hat Benrath **(6829)** ein vortreffliches, überall auf selbständige Studien gestütztes Lebensbild gewidmet. — In die Zeit des älteren Humanismus führt uns die Gestalt des Mähren Ladislaus von Bozkowicz, eines gründlichen Kenners des Griechischen und Lateinischen, zurück. Er ist um 1460 geboren, kaufte 1486 die Herrschaft Mährisch-Trübau und sammelte hier eine beträchtliche Bibliothek, die nicht, wie irrig behauptet wurde, im dreissigjährigen Kriege weggeführt worden ist, sondern sich erhalten hat. M. Grolig **(6830)** verzeichnet sie; es sind überwiegend Klassiker und Humanisten, aber auch Kirchenväter, so Eusebius und Augustin. —

Auf dem Gebiete der Renaissance- und neulateinischen Dichtung ist unbedingt der in Betracht kommende Abschnitt von W. Creizenachs **(6831)** vortrefflicher Geschichte des neueren Dramas als die bedeutendste Leistung des Berichtsjahres zu bezeichnen. Von der Wiedererweckung des antiken Bühnenwesens in Italien ausgehend, schildert er die Anfänge des humanistischen Dramas in Deutschland und Frankreich, um dann das lateinische Schuldrama nach Stoffen, Gattungen, Richtungen und Persönlichkeiten zusammenzufassen. Die literarhistorische Würdigung von C.s Arbeit muss in einem grösseren Zusammenhange erfolgen; für eine Betrachtung, die von der Entwicklung des Humanismus ausgeht, ist es wichtig, festzustellen, dass C. auch bei der Betrachtung der dramatischen Literatur den Unterschied zwischen dem mittelalterlichen und dem Standpunkte der neueren, zunächst durch den Humanismus vertretenen Zeit aufdeckt und nachweist, wie an die Stelle des unpersönlichen Kunststils des Mittelalters die scharfumrissene Persönlichkeit tritt. — Unter den übrigen in dieses Gebiet fallenden Arbeiten seien namentlich die Abschnitte hervorgehoben, in denen H. Michel **(6835)** die lateinische Lyrik und Dramatik H. Knausts schildert. Besonders die drei Dramen Knausts, der „Agapetus“, die „Dido“ und der in mannigfacher Beziehung anziehende „Pecuparumpius“ werden mit Sorgfalt und ausgebreiteter Sachkenntnis analysiert und in den richtigen allgemeinen Zusammenhang gestellt. —

Lyrik. Für das anmutige Gesellschaftslied vom Wettstreit des Kuckucks und der Nachtigall weist J. Bolte **(6838)** die direkte oder indirekte Quelle in einer Erzählung aus den Facetiae Bebels nach. Dass der Stoff aus humanistischen Kreisen stammt, dafür zeugt auch eine zweite, allerdings ebenfalls an das Volkslied anklingende Bearbeitung, die an einen Ausspruch Veit Winsheims (1501—70) anknüpft; ferner die Tatsache, dass auch Lud. Vives in seinen Dialogen den Schwank erzählt. (Zwei weitere deutsche Bearbeitungen von Fischart und Matthias Holzwart bei Bolte S. 222.) — F. Boll **(6840)** teilt aus einem Einzeldruck ein kleines Gedicht Lochers an Celtis' Freund Joh. Stabius mit; es ist wahrscheinlich ein Dankgedicht für die Übersendung einer astrologischen Schrift. B. vermutet, dass die Schrift mit Stabius' astrologisch-politischem Prognostikon auf 1503 und 1504 identisch sei, und setzt daher Lochers Gedicht um 1502 an. —



Personen- und Sachregister.

Druckfehlerberichtigung.

Teil 1: Bibliographie.

Seite 2, N. 64: Brenning.
„ 3, N. 97: Méneveau.
„ 4, N. 108: E. Reicke. — N. 131: K. Schaube.
„ 5, N. 176: M. Oeser.
„ 21, N. 798: G. Frhr. v. Kress.
„ 36, N. 1488: C. Biberfeld.
„ 40, N. 1613: F. G. Stebler.
„ 49, N. 1967: A. Schultz.
„ 51, N. 2044: J. Bergman.
„ 65, N. 2573: M. Aumer.
„ 73, N. 2884: J. L. Brandstetter.
„ 74, N. 2896a: Gloatz.
„ 77, N. 2994: H. Vordemfelde
„ 79, N. 3074: G. Bötticher. — N. 3096: Gedichten.
„ 80, N. 3121: M. Schmitt-Hartlieb.
„ 81, N. 3184/5: (= N. 3072, Bd. 97/8, 100/1.)
„ 82, N. 3212: F. Klincksieck.
„ 83, N. 3224: M. Evers.
„ 84, N. 3255: P. Vollert.
„ 86, N. 3315: C. Rethwisch.
„ 90, N. 3413/4: F. Gedike. — N. 3422: I. Jacob.
„ 93, N. 3537: F. Herrmann. — N. 3539: (= N. 626, S. 45-61).
„ 95, N. 3636: H. Ammann.
„ 96, N. 3664: A. Alting.
„ 97, N. 3713a: P. Simson. — N. 3718: Verfasser: P. Wirtz.
„ 105, N. 4049: P. Bergemann.
„ 106, N. 4081: K. Brugmann. — N. 4099: H. Oertel. — N. 4116: L. Couturat.
„ 109, N. 4238: F. Leithäuser.
„ 119, N. 4585a: R. E. Ottmann. — N. 4592: V. Manheimer.
„ 120, N. 4611: A. L. Jellinek.
„ 123, N. 4739: EnglStud. 23, S. 113-21.
„ 126, N. 4840: K. Dieterich.
„ 129, N. 4962: W. Gloth.
„ 130, N. 5019: A. Hynitzsch.

Seite 144, N. 5553: M. Creutz.
„ 145, N. 5577: B. Knüll.
„ 150, N. 5764: H. Habbicht. · Sendeve.
„ 152, N. 5822: C. Borchlin[g]
„ 157, N. 5989: K. Knoke.
„ 158, N. 6007: E. T. Schulz
„ 163, N. 6163: J. Eug. Jacob. M. Lensch.
„ 167, N. 6310: E. Sehling.
„ 169, N. 6383: M. Högl. — G. Jörgensen.
„ 170, N. 6414: (Bespricht N. N. 6418: KVZg[B]. N. 45
„ 173, N. 6583: ib. 13.
„ 174, N. 6594: Fr. Keidel. - J. Loserth. — N. 6617 mann.
„ 175, N. 6660: E. Sehling.
„ 176, N. 6681: Mümpelgarter.
„ 177, N. 6727: T. Schiess. – RPTh. 13.
„ 182, N. 6889: E. Heller.
„ 185, N. 6974: H. Mattelet. - J. Bergman. — N. Ankert. — N. 7006:
„ 187, N. 7045: Chr. Daum. – Seusenius.
„ 188, N. 7086: P. v. Radics.
„ 191, N. 7175: H. Ullrich.
„ 193, N. 7213: A. Linsenmayr. Herm. Petersen.
„ 194, N. 7262: W. Meijer.
„ 195, N. 7303: Frensdorff. - Guarinoni.
„ 196. N. 7325: B. Daum. — W. Hinze.
„ 206, N. 7671: Brukenthal. — M. Brann.
„ 210, N. 7825: Savić.
„ 216, N. 8035: victime (statt '
„ 220, N. 8203: A. Sláwa.